Stuttgart, 1. April 1929 | Preis 60 Pfennig | 34. Jahrgang Nr. 1

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München | BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE | Postversand: Stuttgart

Auferstehung der Zensur

(Th. Th. Heine)



„Ich bin doch unsterblicher als die Werke, die ich verbiete."

Frühlingsdiktatur

Heut hat die erste Amsel schon
vor meinem Fenster musiziert —
wie sehr doch gegen diesen Ton
des Menschen Rednercharme verliert!
Mir kommt selbst Gustav Stresemann,
sonst so sympathisch und sonor —
und wie er flöten mag und kann —
auf einmal dilettantisch vor.

Er pfeift, so scheints, bald auf sein Amt —
es liegt was in der Frühlingsluft,
es ist so still, verdammt, verdammt —
es weht so'n herber derber Duft . . .
Ach so, natürlich, die Natur —
wie man bloß das vergessen kann —
es rückt ja nun die Diktatur
der bombigen Bejahung an.

Wenn die Kastanie explodiert,
wenn sich der Mensch vor Liebe juckt,
wenn Mutti den Respekt verliert
und Pappchen in die Suppe spuckt,
wenn alles auf dem Köpfchen steht,
weil es nun wieder mal so ist . . .
dann kommt der Föhn dahergeweht
und plötzlich blüht der ganze Mist.

Es riecht nach Veilchen um und um,
die Redner tun die Schnauzen zu
und sind nun selbst nur Publikum
wie Nachbars Kuh, wie ich und du . . .
Die Diktatur wird Eintracht sä'n,
der Föhn, die Veilchen, Quatsch und Quark,
die nationalen Hammel bähn:
Der starke Mann geht durch den Park.

Es wird wärmer

Durch die Scheiben der Gastwirtschaft, geführt von Wilhelm Kruse, fallen die milden Strahlen der Frühlingssonne und verklären zauberhaft den Herrn Wirt und die zwei Herren Gäste und die Flaschen mit der Aufschrift: Cognac — Eierlikör — Korn — Boonekamp.
Der eine Gast sagt: „Wilhelm — tu mir noch einen! Es ist warraftig wärmer geworden!"
„Bedeutend wärmer sogar!" sagt der andere Gast.
„Ganz entschieden wärmer!" behauptet der Wirt.
„Es wurde aber ooch höchste Zeit, daß es wärmer wurde!"
„Gott sei merci. Es geht nix über son bisken Wärme — — —!"
„Ich hab' heute schon zu meiner Frau gesagt — ‚Mariechen,' hab' ich gesagt — ‚es ist doch schon kolossal wärmer geworden.' Und heute mittag sagt sie, Mariechen, sagt se zu mir: ‚Ein wahres Glück, auch für die Kinder, daß es nu endlich mal etwas wärmer is — — —!'"
„Wenn es wärmer wird," sagt der eine Gast, „sobald es wärmer wird, merk' ich das zuerst an den Beinen. Ich habe heute schon die Unterhose ausgelassen!"
„Wärmer isses ja tatsächlich," sagt der andere Gast, „aber die Unterbüchse laß ich doch noch ein bischen an, bis daß es noch wärmer geworden is — — —"
„Noch so vierzehn Tage hin," meint der Wirt, „noch so vierzehn Tage hin, dann is es warm genug!"
„Sicher — es wird ja nu von Tag zu Tag wärmer. Nu geht es schnell!"
„Die Eier kosten schon einen Pfennig weniger. Auch ein Beweis, daß es wärmer geworden is!"
„Und ich," sagt der Wirt, „ich hab' heute schon eine Stange Eis mehr gebraucht. Wenn es nich wärmer geworden wär' — — —?"
„Sicher — Eis gebrauchst du ja mehr, wenn es wärmer is. Aber sonst kann man doch nur sagen, Gott sei Dank, es wird wärmer!"
„Das bisken Eis," sagt der Wirt wegwerfend, „Gott, das bisken Eis. Wenn es wärmer wird, is das trotzdem ein Segen. Wird ja bedeutend mehr gesoffen — — —!"

H.

Lieber Simplicissimus!

In Leipzig hatten wir jetzt die Ausstellung „Krieg und Frieden", veranstaltet vom Sächsischen Friedenskartell, einer — wie die größte Leipziger Tageszeitung mißbilligend bemerkt — „ausgesprochen pazifistischen Vereinigung".
In der Besprechung der Ausstellung heißt es in eben dieser Zeitung zum Schluß: „Von den unvermeidlichen Schattenseiten eines Krieges haben wir alle genug gesehen. Wem also soll diese Ausstellung nützen?"
Unvermeidliche Schattenseiten!
Ja, ja. Wo viel Licht ist, da ist eben auch viel Schatten.
Aber wir wollen uns dadurch die Freude an den Lichtseiten des Krieges nicht vergällen lassen. Keineswegs.

•

Neulich befand ich mich in einem der bekannten Photomaton-Geschäfte im Norden Berlins. Die Photographien können nachträglich koloriert werden. Ein junger Arbeiter sah ein solches Bild und fragte die Bedienung: „Können Se mir nich so uffnehmen, dat ick jleich mit Koloratur aus de Kiste komme?"

Ironie des Fleisches / Von Gina Kaus

Als es Relly mit der wahren Liebe so weit gebracht hatte, daß sie eines Abends, Ecke Wittenbergplatz-Passauer Straße, überlegte, ob sie für die letzten fünfzig Pfennig etwas Essen oder ein Stück Seife anschaffen sollte, beschloß sie, sich an Herrn Böttcher, Emil Böttcher, Glasfabrikant, zu verkaufen. —
Ich müßte jetzt, damit man meiner Heldin verzeiht, von ihrem Gatten sprechen, der seit zwei Jahren kein Bild verkauft und seit vielen Monaten keines mehr gemalt hatte, von ihrem heißgeliebten Kind, von ihren Versuchen, anständige Arbeit zu finden — aber ich tue es nicht, es ist eine langweilige alltägliche Geschichte und, um die Wahrheit zu sagen, es ist mir verdammt gleichgültig, ob man meiner Heldin verzeiht, so gleichgültig, wie es ihr wohl gewesen sein mag, damals, Ecke Passauer Straße-Wittenbergplatz. —
Sie rief also Herrn Böttcher vom Postamt an. Dreimal hatte sie ihn in Gesellschaft getroffen, jedesmal hatte er um eine Zusammenkunft gebeten, jedesmal hatte sie freundlich abgelehnt — nun rief sie an, ob er abends mit ihr ausgehen wolle? Schön, dann soll er sie um acht Uhr abholen. Ihr Mann? Speist bei Freunden.
Relly geht heim, sich schön machen, zwei Zimmer unterm Dach, Ateliersatz. Nimmt ihr Abendkleid — ja, sie besitzt ein Abendkleid. Wenn Menschen wohlhabender Abkunft ins Elend sinken, fängt es immer beim Hungern an. Erst nach langen, langen Fastenzeiten wandern die Kleider, die Hüte zum Trödler. Relly hat seit Wochen nicht satt gegessen, aber sie besitzt noch ihr Abendkleid, besitzt leichte Schuhe, einen hübschen Hut, bloß mit den Strümpfen ist es ein Unglück, die gestopften sehen genau so verzweifelt aus wie die zerrissenen.
„Wohin gehst du?"
Der Gatte steht mitten im Zimmer, die Hände in den Hosentaschen, er sieht todmüde aus, der Ärmste, obwohl er soeben aus dem Bett kommt, er steht überhaupt kaum mehr auf, so zuwider ist ihm das Leben.
„Ich geh zu Valerie. Frau Schneider" — die Zimmervermieterin — „sieht nach dem Kind."
Sie hat ihr Alltagskleid, ihre Wäsche abgestreift und vor dem Waschtisch begonnen ihren Körper in kleinen Partien zu waschen. Der Gatte sieht ihr zerstreut zu, sehr zerstreut, die Hände in den Hosentaschen. Seine Schultern fallen ein wenig vor, seine Beine sind schlapp, Gott, alles an ihm hat solch einen Ausdruck der Mutlosigkeit, der Verzweiflung — und es ist doch erst einige Jahre her, seit er im Kreise seiner Altersgenossen für eine Hoffnung galt. Nun sind sie beide so müde geworden, müde der vergeblichen Wünsche, der verfehlten Pläne, der Enttäuschungen, müde der Sorgen, der quälenden Gläubiger, der schmachvollen Pumpversuche — müde vor allem des ewigen, ewigen Denkens an das Geld.
„Wenn du wünschst, kann ich dich gegen Mitternacht von Valerie abholen?"
„Nein, nein," sagte sie schnell, „warum sollst du dich binden? Und auch ich — vielleicht gehe ich viel früher nach Hause", und sie kämmt, immer noch nackt, ihre Haare, die goldfarben und dicht sind, sonderbar luxuriös in diesem armseligen Raum, vor dem kleinen Spiegel, der viel zu ärmlich ist, um ihre kostbare Pracht zurückzugeben.
„Nun, wie du willst", zuckt der Gatte die Achseln. Und dann: „Wenn du nicht wärst, wie du bist, könnte ich Verdacht schöpfen."
Instinktiv greift sie nach dem Hemd. Sieht ihn bloß an, erschrickt und erstaunt. Er fährt fort, als spräche er zu sich selbst; er spricht bitter: „Aber du bist eben... Es macht dir ja keine Freude. Du hast kein Blut. Warum sollst du mich betrügen, wenn du kein Blut hast?"
Sie steht mit herabhängenden Armen, kläglich nackt. Da ist nichts zu sagen, der Vorwurf ist ja auch nicht von heute, er ist so alt wie ihre Ehe.
„Ich kann nichts dafür", sagt sie mechanisch, leise, wie sie es schon hundertmal gesagt hat. Ja, und jetzt weiß sie es wieder, warum sie so schnell müde geworden ist, warum ihr Glaube an diesen Mann so schnell müde geworden ist und ihr Mut und ihre Liebe. Ja, da war von Anfang an die Enttäuschung gewesen, ihre Enttäuschung und seine Enttäuschung, es kann niemand was dafür, und der Arzt sagt, sechzig Prozent aller Frauen sind frigid, und die meisten Männer finden sich damit ab, das sind oft die glücklichsten Ehen. Bloß der ihrige läßt nicht ab, sie hören zu lassen, daß sie nicht vollwertig ist.
„Ich kann nichts dafür . . .", und da sind schon Tränen in der Kehle, Mitleid mit sich selbst. Denn ich bin doch, denkt sie, auf dem Weg mich zu opfern, für dich und für dein Kind, weil auch du nicht vollwertig bist, nein, ein Mann, der nicht imstande ist, seine Familie zu erhalten. „Ich kann nichts dafür. Sechzig Prozent aller Frauen sind so. Warum wirfst du mir's immer vor?"
Er winkt ihr seufzend ab, ohne sie anzusehen. „Ich werf dir gar nichts vor, ich beklag' mich bloß. Uns beide beklag' ich. Man verdorrt und vertrocknet bei einer solchen Frau. — Nun, verzeih! Ich habe dich nicht kränken wollen!"
Natürlich, er liebt sie trotzdem, sie soll doch nicht weinen. Und er weiß auch, daß sie ihn liebt, auf ihre Art, ja, mit dem Herzen, mit dem Herzen, das ist schließlich die Hauptsache. Wir wollen nicht mehr darüber sprechen, nein, und sie muß versprechen, daß sie nicht mehr weint, denn er geht jetzt zu seinen Freunden. —
Eine halbe Stunde wohl sitzt Relly, immer noch nackt, auf der Bettkante und denkt. Sie ist so unglücklich, daß es fast nicht mehr weh tut.

•

„Machen Sie sich besonders viel aus den großartigen Menus bei Horcher oder Borchardt? Nein? Dann fahren wir nach Nikolas-See. Hummermayonnaise oder jungen Gänsebraten und Champagner la.

bekommen wir dort auch, und eine halbe Stunde Autofahrt nach solch heißem Tag ist nicht zu verachten."
Abendlicher Kurfürstendamm, friedlich beinahe, flitzt vorüber. Ein paar Sekunden ist Geschrei vom Lunapark, und dann beginnt bald die große Straße, im Rücken ist warnendes Autogehup, und vor den Augen tanzt in immer gleicher Entfernung unter blaßgelber Karosserie die Nummer: D 18467.
„Daß Sie an mich gedacht haben!" sagt Herr Böttcher und nimmt Rellys heiße Hand unter der Autodecke. „Ich wollte Ihnen sogleich Blumen schicken. Ich, ich habe gefürchtet — Ihr Mann —"
„Ach, und die Läden waren ja wohl schon zu."
Was Läden! Herr Böttcher züchtet die Fürsprecher seines Herzens selbst, er hat ein Glashaus und einen Gärtner. Und er züchtet auch Tomaten und japanische Gurken und Ananaserdbeeren. Seine Villa sieht immer aus wie das Heim einer Primadonna. Er schildert dieses Heim, in dem er sich so einsam fühlt.
„Sie dürfen nicht glauben, daß ich nur Geschäftsmann bin. Vor allem bin ich Mensch!" Nun ja, seine Frau. Sie ist viel auf Reisen, kränklich. Und dann, es ist eine Frau von früher, aus der Zeit vor seinem Aufstieg. „Nicht daß ich etwas Böses auf sie sage. Eine ausgezeichnete Frau. Aber sie sieht es selbst ein, daß sie mir nicht genügen kann."
Unter der Autodecke spricht Herrn Böttchers Hand, beredt wie sein Mund, auf Rellys Hand ein, die schweigsam ist, wie sie. Ach, wenn Ihnen das Spaß macht, Herr Böttcher —! Mir kann es schließlich gleich sein. Denk' mir eben, es ist der Handschuhverkäufer, der mir Maß nimmt, die Manikure . . .
„Was, das ist ein feiner Wagen?" — „Wie?" Sie fährt aus ihren Gedanken: vor ihren Augen tanzt nicht mehr D 18467. Haben ihn überholt. Ein feiner Wagen, selbstverständlich. Ein ausgezeichneter Chauffeur. Eine ausgezeichnete Frau. Ein ausgezeichnetes Glashaus, japanische Gurken, Ananaserdbeeren . . . und ich hab' fünfzig Pfennig. Das ist es. Das ist alles.
„Wenn Sie so einsam sind, Herr Böttcher," sagt Relly, „dann freut es mich, daß ich Sie angeklingelt habe."

•

„Sie legen doch keinen Wert auf viele Menschen — wie? Ich habe hier ein entzückendes Privatzimmer. Mit Erker. Wenn man die Fenster offen läßt, sieht man auf den See hinaus und hört die Musik sehr angenehm leise. Es ist bloß wegen der vielen Menschen. Meine Frau und so . . ."
Gut, gut, warum die vielen Worte? Erkerzimmer, meinetwegen. Bloß verschonen Sie mich mit der Poesie, Abendstimmung am See und dergleichen. Ich bin so poetisch gestimmt wie etwa beim Zahnarzt. Eine kleine Operation, peinlich, aber ungefährlich. Hinterläßt keine Wunden, im Gegenteil. Ich werde mit dem Kind nach Bayern gehen oder nach Tirol. Der arme Wurm bei dieser Hitze in der Stadt . . .
„Sie essen ja wie ein Sperling! Wenn ich Ihren Geschmack nicht erraten habe, müssen Sie es sagen. Hätten Sie den Champagner lieber etwas mehr süß?"

(Schluß auf Seite 5

Endlich ein friedlicher preußisch-bayrischer Zwischenfall

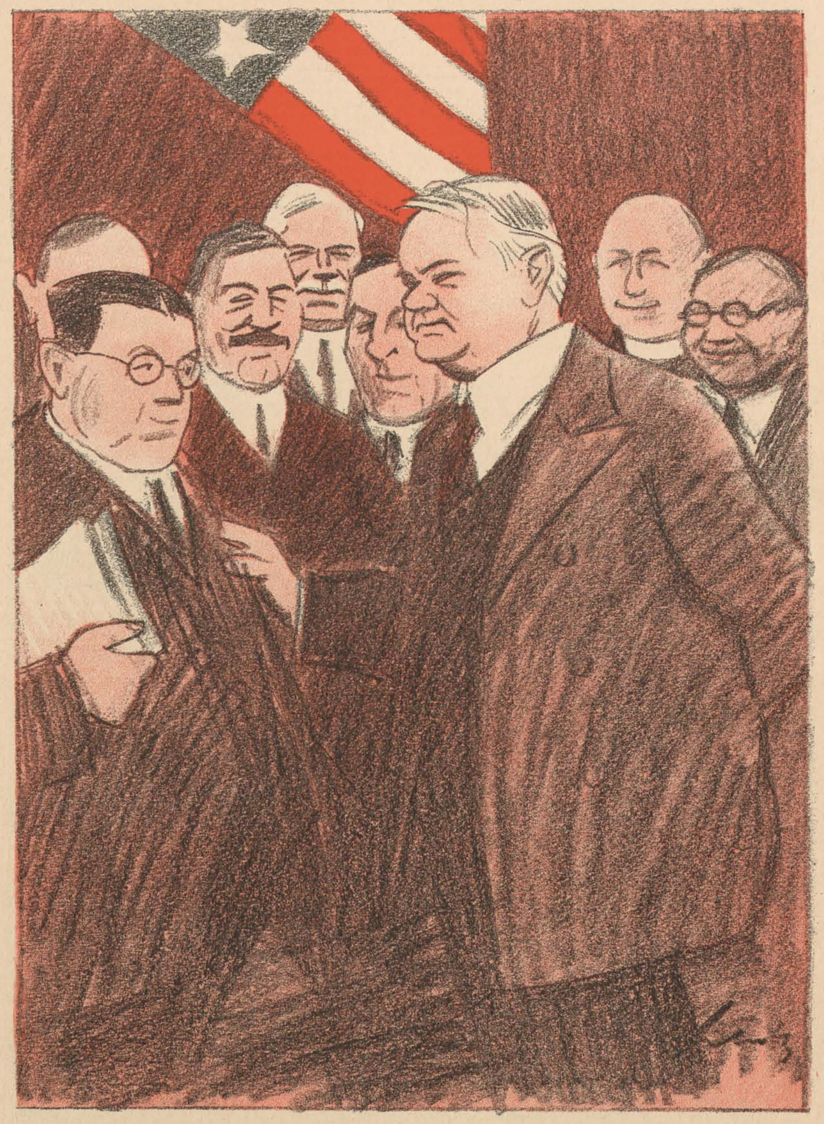
(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



Auf dem Nockherberg gab sich eine prominente preußische Persönlichkeit begeistert dem Salvator hin und wurde von Eingeborenen im preußischen Gesandtschaftspalais abgeliefert.

Hoover und die Seinen

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„In meinem Kabinett ist niemand zum Stehlen gezwungen — alle waren schon vorher Millionäre."

(Schluß von Seite 3)

Danke, danke. Es ist alles vorzüglich. Wenn Sie bloß nicht immer die Hand auf mein Knie legen wollten. Aber das gehört wohl dazu. Wenn man die Operation in Narkose vornehmen könnte? Übrigens könnte ich soviel Champagner trinken, daß ich die Besinnung verliere.

„Prost!"

„Prost! Nicht wahr, es ist hier ganz gemütlich? — Sie müssen mir aus Ihrem Leben erzählen, Frau Relly! Ich möchte, wissen Sie, daß Sie mich als Ihren Freund betrachten. Ich bin kein schlechter Menschenkenner. Ich habe schon bemerkt, daß auch Sie nicht glücklich sind."

Relly starrt ihn erschrocken an. Was soll ich denn aus meinem Leben erzählen? Ich hab' kein Geld, ich hab' nichts als Sorgen, ich muß mich an Herrn Böttcher verkaufen. Ich brauche Ihre Freundschaft nicht, ich brauche bloß etwas Geld. Wie soll ich das sagen, versteht es sich denn nicht von selbst? Ach in den Filmen, in den Romanen ist das so klar und einfach. Hier Ware, hier Geld. Der Käufer weiß, daß er Käufer und sonst nichts ist, und die Handlung (der Handel) läuft nach der Formel: „Wenn du mir heute noch zu Willen bist, bekommst du zehntausend Mark." Wollte doch Herr Böttcher diese Formel aussprechen! Und dann das Licht abdrehen!

„Wahrscheinlich hat die Ehe auch Sie enttäuscht", sagt Herr Böttcher. „Es gibt so wenig Männer, die mit einem Frauchen umzugehen wissen. Nein, nein, ich sage nichts Schlechtes von Ihrem Mann, ich sage auch nichts Schlechtes von meiner Frau, man muß die Menschen respektieren, deren Namen man trägt, das verlangt die Selbstachtung . . . Aber alle diese unbefriedigten Bedürfnisse in der Ehe! Und das Verlangen nach Liebe . . . und besonders bei Ihnen. Sie sind so jung. Mit Ihrem roten Hexenhaar und dieser Haut . . . Sie haben die Haut der verhaltenen Leidenschaft . . . Ach, Sie wollen noch Champagner?"

Ja, noch Champagner, Chloroform wäre mir lieber. Am schlimmsten ist das dumme Zeug, das Sie reden, unbefriedigte Bedürfnisse . . . Verlangen nach Liebe . . . Ist alles nicht wahr und tut doch weh . . . und ich wüßte so gerne, wieviel Sie mir geben werden, wie lange ich dann Ruhe haben werde . . .

„Ich versteh mich auf Frauen. Mein Gott, ich bin kein Knabe mehr, und ich hab' mein Leben genossen . . . Und das hab' ich gleich gesehen, auf den ersten Blick, daß Sie zu den Frauen gehören, die . . ."

Schweigen. Warum hat er das Licht nicht abgedreht? Ist ja alles gleich. Ich tu's für meinen Mann, für mein Kind . . . Wir werden nach Bayern gehen oder nach Tirol . . .

•

„Ich habe doch gewußt, daß du eine herrliche Frau bist! Du weinst! Ich bin verliebt in dich, hörst du, toll verliebt, mehr noch als früher . . ."

Diese Schmach! Ist denn eine solche Schmach möglich? Ich hab' doch meinen Mann so geliebt, vergöttert hab' ich ihn, ich hätt' mir für ihn die Haut abziehen lassen — und der Arzt hat gesagt, es ist etwas Physiologisches, eine mangelhafte Drüsenfunktion oder sowas — . . . Und jetzt hier, bei diesem alten Scheusal . . . und wo ich es doch nur um Geld getan hab', für mein Kind, und er hat es bemerkt, er hat es bemerkt, eine solche Schmach . . .!

Der böse boshafte Körper krümmt sich in seiner Schande. Besser wäre es gewesen, zu sterben, ohne sein Geheimnis erfahren zu haben.

„So sehr hat es dich erschüttert, Liebling? Nein — das hätte ich doch nicht für möglich gehalten!"

•

„Nun, schlaf gut. Ich hoffe, du hast dich nicht auf der Rückfahrt erkältet." Herr Böttcher steht im Schein der Autolampen, ein Ungeheuer aus einem Angsttraum. Und wenn dir der Ekel auch die Kehle zuschnürt, so klopft doch bei seinem Anblick das Leben an einer Stelle, die bisher tot war, und deine Hand, die er während der ganzen Rückfahrt in der seinen hielt und beschmeichelte, war keine Hand beim Handschuhmacher, es war eine empfindliche Hand mit Nerven, so daß du am liebsten geschrieen hättest, aber du zucktest bloß und wehrtest dich, und gerade dies fand Herr Böttcher bezaubernd, diese Schamhaftigkeit nach der Hingabe.

„Und morgen schick' ich dir trotz allem Blumen . . . Orchideen. Sag', hast du die weißen lieber oder die gelben, rotgefleckten? Ach was, ich werde dir weiße und gelbe schicken. Schlaf gut!"

So geräuschlos ist Herrn Böttchers feiner Motor, daß nur das Knirschen der Pneumatiks auf dem Asphalt zu hören ist, ehe das Auto mit dem winkenden Herrn Böttcher darin um die nächste Ecke verschwunden ist.

Und in diesem Augenblick erst kommt es Relly zu Bewußtsein: ich habe nach wie vor fünfzig Pfennig bei mir! . . . Rotgefleckte Orchideen . . . warum hab' ich kein Geld verlangt?

Oben im Atelier ist Licht. Der Mann ist offenbar schon zu Hause.

„Nein, ich kann nicht hinauf, ich kann nicht in mein Bett, ich würde sterben vor Scham . . . wenn er mich bloß ansieht . . . und. Ich habe es doch für ihn getan, für mein Kind . . . warum hab' ich kein Geld verlangt? Nein, ich kann nicht in mein Bett . . ."

•

Planlos irrt sie durch die Straßen, wiederum Kurfürstendamm, der Asphalt ist noch heiß und etwas weich vom Tage, immer ist in der Luft gedämpfte Musik aus irgendeinem Kaffeehaus, aus einer Bar, aus einem offenen Fenster.

Nur nicht nach Hause. Mit fünfzig Pfennig in der Tasche und diesem scheußlichen Geheimnis in der Seele. Hätte ich doch Geld verlangt. Vielleicht hätte mich Herr Böttcher eine Dirne geheißen. Das wäre besser gewesen, als daß er mir Orchideen schickt, er hätte geglaubt, daß ich ihm eine Komödie vorgespielt habe, und ich müßte mich nicht so schämen . . .

Ein Mann mit flottem Stöckchen, flotter Krawatte, Reisender vielleicht oder Verkäufer in Herrenmodengeschäft, geht vorüber, dreht jäh um, ihr nach: „Respektvolle Vorstellung gestattet? Zu heiß heute nacht, um zu schlafen. Vielleicht ein Stündchen in die Bar, Frollein?"

Alles in ihr brennt. Nur nicht nach Hause. Sie bleibt stehen vor einer großen hellerleuchteten Scheibe, hinter der auch nachts zwei langgestreckte nickelglänzende Autos, Marke „Minerva", die Passanten an die herrlichen Möglichkeiten des Reichtums erinnern. Alles in ihr brennt.

„Ich brauche hundert Mark", sagt sie rauh.

Der Mann mißt sie von Kopf bis Fuß. Nun ja, man kann sich irren.

„Fünfzig," sagt er, „fünfzig."

Er hat einen weichen Mund mit einem kleinen englischen Schnurrbart, der auch die Oberlippe freiläßt. Weiche, ein wenig schwimmende Augen. Haß und Selbstabscheu, stark wie die Freude an ihrer Schande, schütteln Relly, daß sie mit klappernden Zähnen, aber geschmeidig geducktem Nacken sagt: „Meinetwegen."

Präludium

Robert hatte nicht ohne Pedanterie die Süßigkeiten auf dem Tablett geordnet, als er jählings die Entdeckung machte, daß sein Gefühl erloschen sei.

Er liebte Klementine nicht mehr. Eben jetzt, keine Minute früher, war ihm diese Erkenntnis gekommen.

Da stand der gedeckte Teetisch. Die hohen Vasen waren mit Blumen gefüllt. Das Rituale beglückter Stunden war aufs peinlichste eingehalten. — Attrappen!

Klementine trat ins Zimmer. Sie hatten einander drei Monate nicht gesehen.

Er begrüßte sie und hörte sie dabei Worte sprechen, die nichts mehr galten. Ihre Lippen fanden sich, und er fühlte nur die Sinnlosigkeit der Berührung.

Klementine aber blickte lächelnd umher und sagte: „Hier ist noch alles beim alten . . .“

Alfred Grünewald

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Redaktion: Hermann Sinsheimer, Peter Scher.** Verantwortlich für die Redaktion: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** •
Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Früh krümmt sich . . . (Zeichnung von R. Grieß)



„I sag' allawei': Wer in der Jugend koan Salvator net mag, der wird amal a Anhänger vom Einheitsstaat."

Zimmermädchen

Die Zimmermädchen der Hotels,
Die meine Betten schlagen und dann glätten,
Ach, wenn sie doch ein wenig Ahnung hätten
Vom Unterschiede zwischen Polster und Fels.

Ach wüßtet ihr, wie süß ihr für mich ausseht
Im Arbeitskleid, ihr Engel der Hotels!

Wenn wirklich eine heimlich mit mir ausgeht,
Dann trägt sie Seide und trägt sogar Pelz,
Sei's auch nur Wunderwandlung Hasenfells.

Dann im Café krümmt ihr beim Tasseheben
Den kleinen, roten Finger nach Manier.

Und du merkst nicht, wie gern ich doch mit dir
Oft eine Stunde möchte unmanierlich leben.
Und würde dann — nebst Geld — als Souvenir
Ein schließend, stilles, zartes Streicheln geben.

Und würdet ihr dies Streicheln doch nicht spüren.
Denn ihr bedient nur Nummern an den Türen.

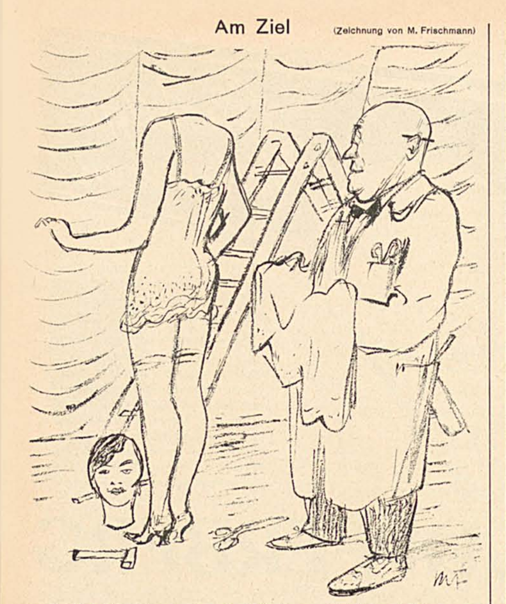
Und wenn sie schlichte Ehre eng verschließen,
Dann dienen sie, da andere genießen.

Hab' ich euch tausendmal in Korridoren
Heiß zugesehn und heiser angesehn,
Was ich erträumte, war voraus verloren.
Denn meine Liebe könnt ihr nicht verstehn.

Joachim Ringelnatz

Am Ziel

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Frieher hat mir so 'ne Puppe uff die Weiber jehetzt, jetzt deckt se schon alleene mein' Bedarf."

Vom Tage

Der „Deutsch-evangelische Verein zur Förderung der Sittlichkeit und der Rettungsarbeit E.-V." besitzt ein Vereinsorgan „Frauenblätter". Da kämpft der Herr Pastor für die Sittlichkeit gegen den „windigen Yankee" Lindsey, für Luther gegen Ricarda Huch. Doch nicht nur zum Kampf ruft er auf, auch zu stiller Einkehr und zu Gottvertrauen. So blickt der Herr Pastor zufrieden auf das alte Jahr zurück: „Dank gegenüber der Freundlichkeit unseres Gottes und unserer Freunde soll das letzte Wort des Jahres 1928 und das erste Wort des neuen Jahres sein. Alle Rechnungen der Druckerei und anderer Lieferanten, Gehälter, Miete, Licht, Heizung, konnten beglichen werden."
Mit schwerer Sorge aber geht er ins neue Jahr hinüber. „Denn groß bleibt die Aufgabe. Es gilt, die Arbeit weitblickend dahin einzustellen, daß, nachdem ein Tiefpunkt der Sittlichkeit und des Geburtenrückgangs erreicht ist, dem wir mit großen Schritten entgegengehen, so Gott will, von neuem ein Aufstieg gewonnen wird." Aber bei allem Gottvertrauen, besser ist besser, und so schreibt er seinen Leserinnen doch lieber noch den schönen Vers ins Stammbuch:

Willst Du Dich durch Postscheckkonto mir verbinden,
Wähle 5 in Mitten, 31 vorn und hinten!

•

Das „Lateinische Übersetzungsbuch für die erste Klasse des Gymnasiums" von Hans Weinrich, das an bayrischen Gymnasien eingeführt ist, enthält heute noch folgende niedliche Sätze:
„Unser König ist 71 Jahre alt."
„Er [Kaiser Wilhelm II.] hat in 40 Jahren erlegt 532 Füchse, 3 Bären, 955 Rehe und 1774 Hirsche."
Die Königlich Bayrische Republik geht mit der Zeit.

Riviera

Mit meinem soeben eingetroffenen Freund Meyer spaziere ich auf der Promenade des Anglais in Nizza. Der Quai ist ungewöhnlich stark belebt, denn in Toulon war großes Meeting der französischen Reserveoffiziere, und die Herren benützten diese Gelegenheit gern zu einem kleinen Abstecher nach Nizza, natürlich in Zivil. Die meisten mit der roten Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch. Mein Freund Meyer, ein hundertprozentiger Deutschnationaler, raunt mir wütend ins Ohr: „Schau nur! Wie bei uns! Überall die verdammten Sozi!"

•

In Beaulieu erhielt ich die Erlaubnis, mit Meyer ein auf der Reede zu Besuch weilendes englisches Schlachtschiff zu besuchen. Der uns herumführende Leutnant ist sehr nett und zeigt uns eine ins Deck eingelassene Metallplatte: „Hier fiel unser tapferer Kapitän." — „Kunststück," flüstert Meyer, „ich wär' auch beinah' über die verdammte Platte gestolpert!"

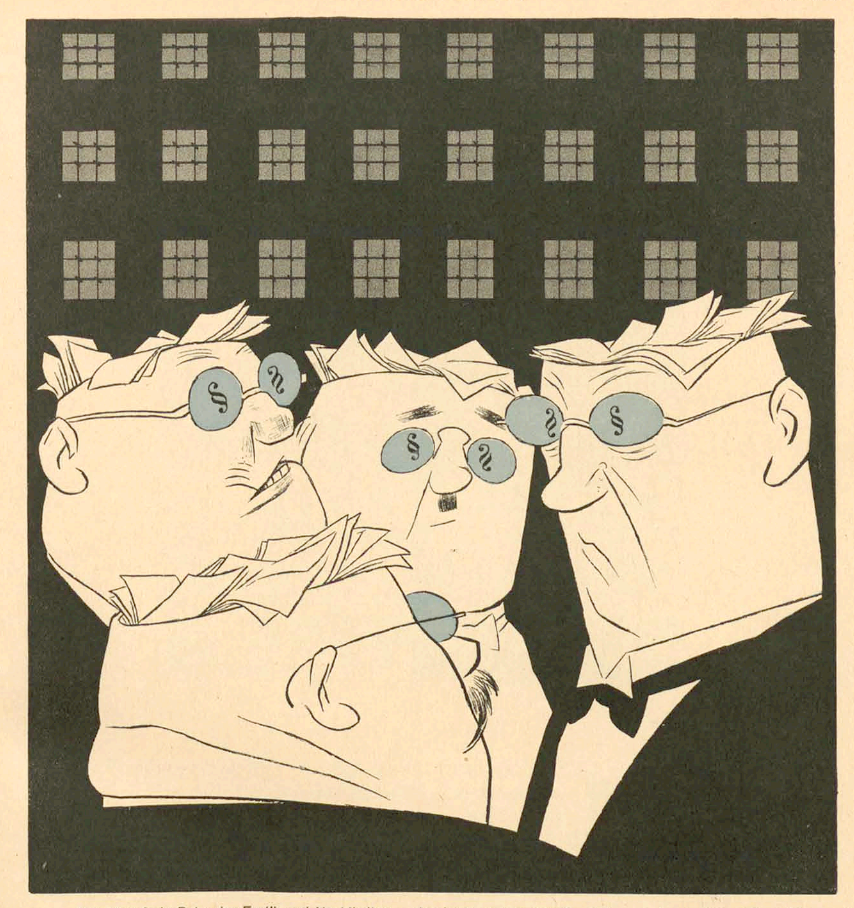
Wohltätigkeit

Wien. Ich sitze im „Goldenen Hirsch", einem gut bürgerlichen Restaurant. Ein Mann tritt zu mir.
„Ansichtskarten gefällig?"
„Danke."
„Hier hätte ich noch etwas anderes." Er greift in seine Tasche und offeriert mir obszöne Doppelakte.
Ich werde wütend.
„Verschonen Sie mich mit Ihren Pornographien."
„Es ist für die Grippekranken", sagt er, über soviel Herzenshärte beleidigt, und steckt seine Doppelakte wieder ein.

J. H. R.

Theaterzensur

(Karl Arnold)



„Nun aber freie Bahn der Erotik und Nacktkultur — das lenkt ab von den Darstellungen des sozialen Elends!"

Heimkehr aus Hollywood

Aus Hollywoods goldnen Gestaden
kehren nun alle zurück:
und wolln wieder Deutschland begnaden:
selbst Jannings, das wertvolle Stück!

Die stummen Sterne verblassen,
weil drüben der Tonfilm marschiert:
das „Paradies" muß verlassen,
wer nicht singt oder englisch parliert — —

So wechseln die Konjunkturen
hier unter dem wechselnden Mond —:
Man ist dies bei Herrschern und Huren
seit längerer Zeit schon gewohnt — —

In der Zeit, in der ihr in Glanz schwammt,
habt ihr euch ja genügend saniert!
Nun freut sich das deutsche Finanzamt,
und die Heimat ist restlos gerührt!

Man kann euch im Kintopp vorführen,
und das hat einen tieferen Zweck:
denn das Publikum wird applaudieren
und wär' es der letzte Dreck!

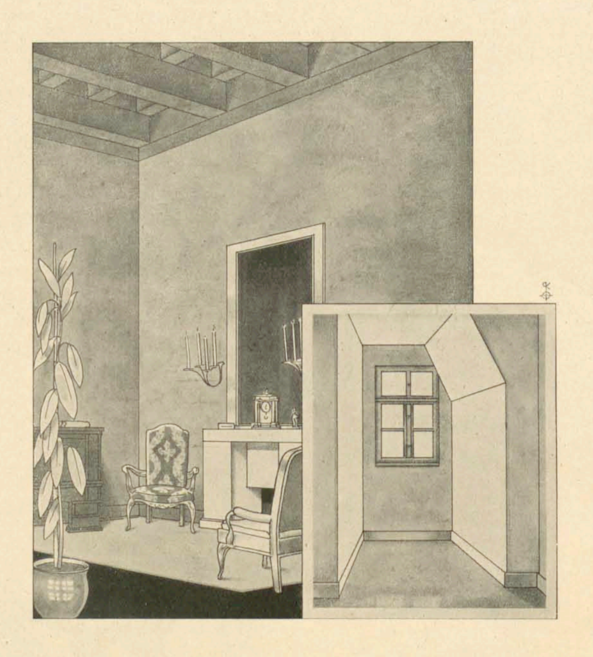
Karl Kinndt

Lieber Simplicissimus

Vor wenigen Wochen hielt ich mich vorübergehend in einer oberpfälzischen Kleinstadt auf. Eines Nachts gegen elf Uhr werde ich plötzlich durch das unheimliche Tuten der Notsirene geweckt. Mein erster Gedanke: Eisenbahnunglück.
Zehn Minuten später bin ich auf dem Wege zum Bahnhof, mit mir viele verschlafene Autochthonen. Am Bahnhof steht die Menge Kopf an Kopf. Nichts ist zu sehn. Wieviel Tote? Kühnste Vermutungen. Da wird offiziell bekanntgegeben: Es war bloß Probealarm.
Die Menge bleibt ruhig stehn; sie will's nicht recht glauben. Ich sehe mir die Menschen an: Enttäuschung auf den meisten Gesichtern. Eine Frau neben mir sagt: „So eine Gemeinheit." Und andere stimmen ihr zu.

•

Jeder kennt die vor jeder Wahl in ungeheurer Zahl erscheinenden Flugblätter mit den wirkungsvollen, riesengroß gedruckten Überschriften. Ein Teil davon wird seiner Bestimmung gemäß vor der Wahl gelesen und dann von den Straßenkehrern beseitigt. Und die andern? — Ich hatte mir auch noch nie Gedanken darüber gemacht, welche Wirkung sie eventuell noch ausüben könnten, bis mir neulich an einem stillen kleinen Ort dicke Buchstaben entgegenschrieen: „Maske herunter!"





Sie sollen Ihre Räume von Tag zu Tag lieber gewinnen. Wohnen muss für Sie der Inbegriff innerer Zufriedenheit und Freude an Heim und Arbeitsstätte sein. Und lautet Ihr Einwand: „Sie haben gut reden. Es gibt Räume und Räume, es gibt so manches, das mir die Freude vergällt, verschossene Wände, schlecht gewählte Muster oder hundert andere Dinge.“ Dann nennen Sie uns in kurzen Stichworten Ihre Schwierigkeiten. Wir sammeln sie alle aus dem praktischen Leben, das ganze Knotengewirr und werden Ihnen das Ergebnis unserer Forschungen, Hilfe und Rat in der Folge zugängig machen. Sogleich aber zeigen wir Ihnen mit figürlichen Darstellungen, wie die meisten Schwierigkeiten in Raumausstattungsfragen zwangsläufig gelöst sind mit einem richtigen Kleid für die Wand, der Salubra-Wandbekleidung. Aufklärungsschrift mit Raumbeispielen erhalten Sie kostenlos

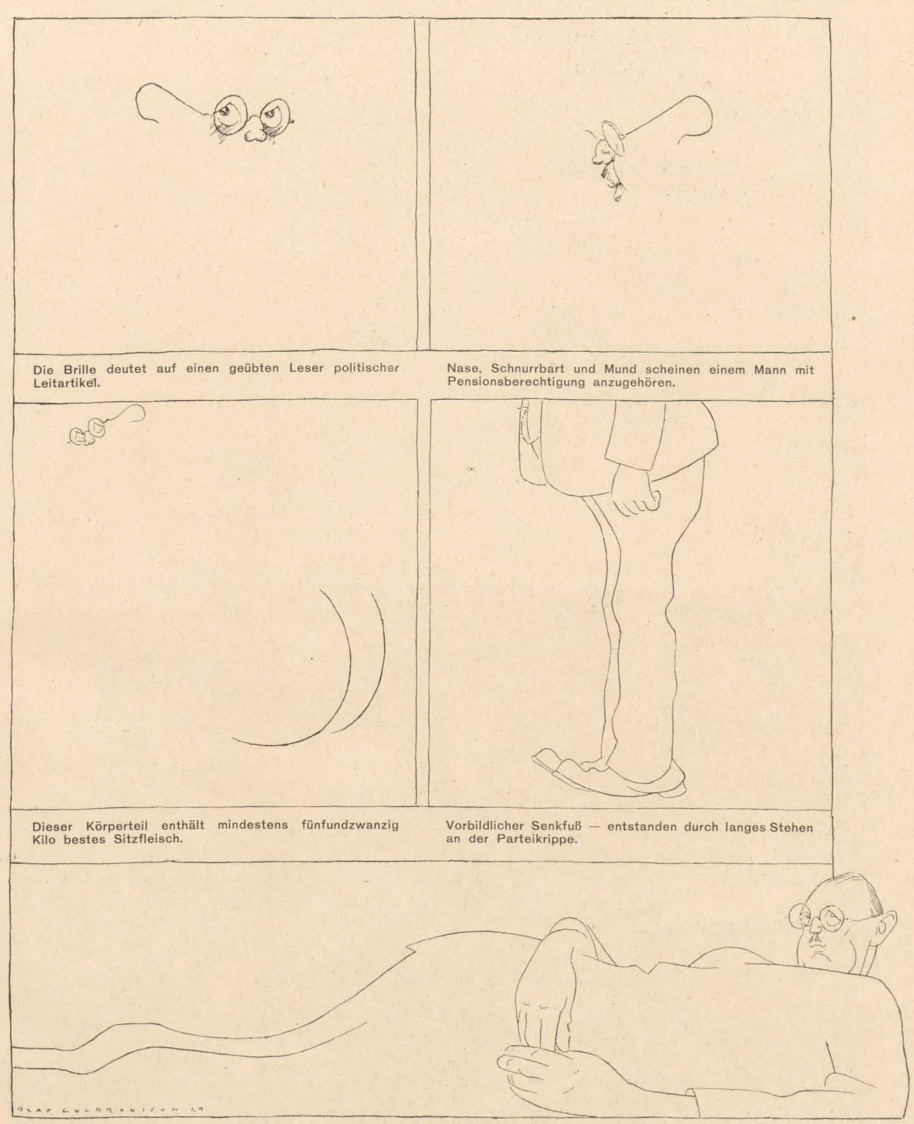
SALUBRA-WERKE A. G., GRENZACH 12e (BADEN).

Mark 40,000

an solche, die seit Juli 1928 Räume mit Salubra oder Tekko ausgestattet haben und ein Lichtbild des Raumes dem Preisgericht einsenden. 400 einfache und Prunkräume werden prämiiert mit Mark 4000, 3000, 2000, 1200 u. s. w. in bar, gemäss den Wettbewerbsbedingungen, kostenlos in besseren Tapetengeschäften oder von

Simpl-Woche: Wer ist's?

(Zeichnungen von O. Gulbransson)



Die Brille deutet auf einen geübten Leser politischer Leitartikel.

Nase, Schnurrbart und Mund scheinen einem Mann mit Pensionsberechtigung anzugehören.

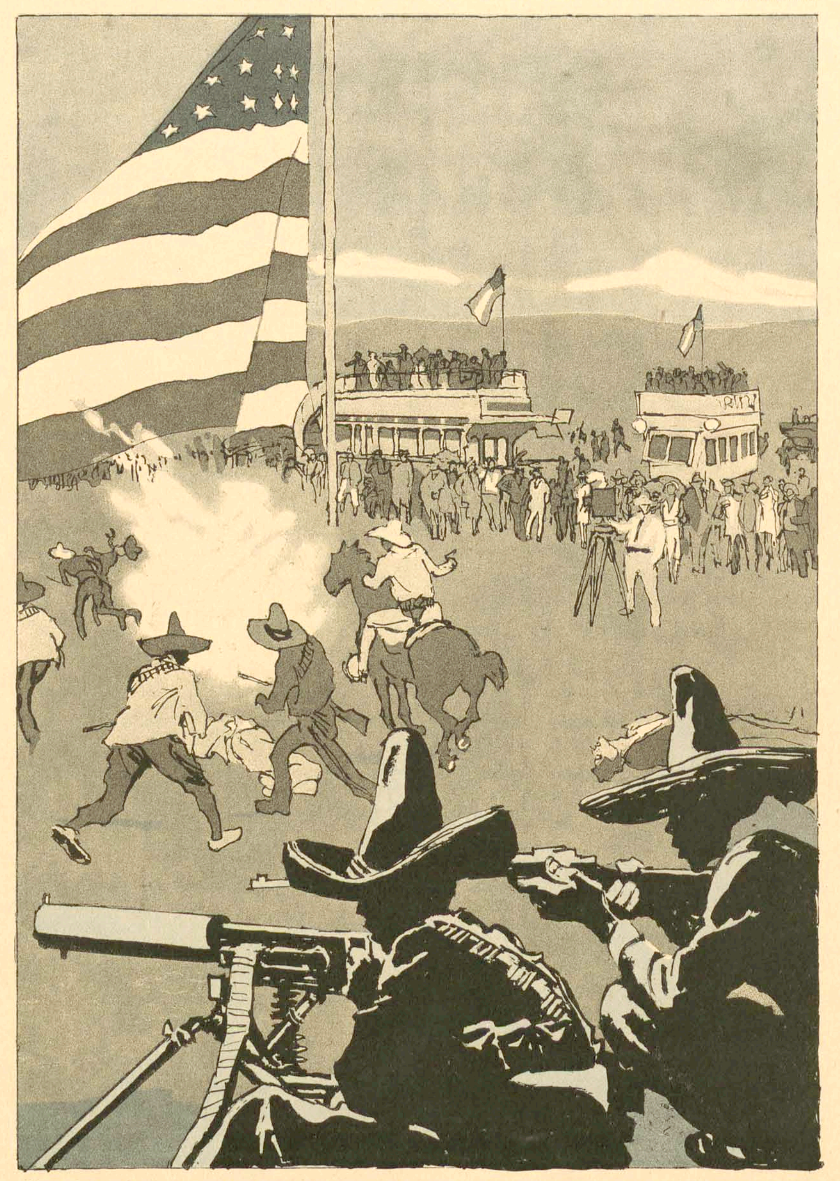
Dieser Körperteil enthält mindestens fünfundzwanzig Kilo bestes Sitzfleisch.

Vorbildlicher Senkfuß — entstanden durch langes Stehen an der Parteikrippe.

Auflösung: Das Ganze ist unser allverehrter Reichskanzler Hermann Müller.

An der amerikanisch-mexikanischen Grenze

(Zeichnung von E. Thöny)



„Wenn die amerikanische Nachfrage nach Tribünenplätzen vierzehn Tage anhält, sind die Kosten der Revolution mehr als gedeckt."

München, 8. April 1929 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 2

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

(Karl Arnold)

BÜRGER MASOCH



„Diese Saurepublik mitsamt der Biersteuer wäre erträglich — hätten wir nur einen Diktator"

Kultursanatorium München

Kaum braust der Lenz mit seinem holden
respektive herzigen Wesen über die Berge her,
da hört man die Sache vom Kultusminister Goldenberger mit Reinhardt... no, was is mit dem Fremdenverkehr?

Tolle Sache das Leben! pflegt Erna zu sagen,
und sie hat recht, hier öffnet sich dem Blick
eine Idylle aus Krähwinkels besten Tagen —
aber das ist vielleicht gerade Goldenbergers Trick:

München zu einer Stätte zu gestalten,
wo sich der hastige Mensch der Zeit einmal erholen kann
vom Leben, von Kunst- und anderen zermürbenden Gewalten —
München als Sanatorium . . . darauf kommt es ihm an.

Das ist ein Standpunkt und zu loben.
Was hat denn der Coßmann in den Neusten bloß;
auf einmal läßt er mutig für den Fortschritt toben . . .
wozu erschüttert er die eingesessenen Popos?

In Bayern braut man Kas und Butter,
der fromme Bodenstand ist auch ein Ziel —
was soll jetzt das Geketzer à la Doktor Luther?
Laßt Dummheit saftig werden, Donnerkiel!

Hand von der Butter, sie ist frisch wie nie,
ein Sanatorium bleibe München noch und noch:
man frißt, man säuft, man schnarcht, man hat an Kini —
Hand von der Butter, sag' ich, Goldenberger lebe hoch!

Peter Scher

Berliner Frühlingsbrief

Politisch und klimatisch geht alles in Ordnung. Langsam schmelzen die Schneehaufen, und nur schwärzliche Dreckhügel erinnern noch an des Winters herb-eisige Pracht. Wer den Dreck privatim wegräumt, bekommt Strafmandate von der Polizei, weil dies Sache der Behörde ist. Selbsthilfe ist in einem geordneten Staatswesen undenkbar. Eingedenk jenes Königswortes dürfen wir unseren Dreck alleene machen — aber nicht weg.
Dementsprechend hat auch das Reichsgericht entschieden, daß die Bezeichnung „schwarz-rot-hühnereigelb" nicht unbedingt als Beleidigung der Reichsfarben gelten könne. Dagegen bleibt „schwarz-rot-Scheiße" weiterhin strafbar. Wenn ich dies Urteil als ein hühnereigelbes begrüße, möchte ich als bekannt voraussetzen, daß ich einmal eine Geflügelfarm besaß, weshalb für mich der Begriff „hühnereigelb" gleichbedeutend ist mit „befruchtend", „produktiv", „aufbauend".
Alles steht im Zeichen der Versöhnung. Nach dem Gedankenaustausch Seldte-Hindenburg geht uns nun auch Willem (Doorn) mit leuchtendem Beispiel voran, indem er vermittels eines warm gehaltenen Brieftelegramms seinen alten Hader mit Tirpitzen beilegt. Einig sind sich auch die deutschen Parteien darin, daß die Republik ohne Diktatur nicht mehr lebensfähig erscheint —: es bestehen lediglich noch Zweifel darüber, welche Partei diese Diktatur errichtet und welche Persönlichkeit als „starker Mann" vorgeschoben werden soll. Wie ich aus bester Quelle erfahre, wird Hermann Müller nicht kandidieren. Dagegen erscheint es mir fragwürdig, ob die „B.-Z." recht hat, wenn sie aus der Tatsache, daß der Ex-Kronprinz einem Prominenten des Staatstheaters anerkennend die Hand geschüttelt hat, folgert, der Kunst-beflissene Prinz habe dadurch ausdrücken wollen, daß er die Rechts-Angriffe auf Jeßnern mißbillige. Immerhin bleibt es erfreulich, daß eine demokratische Zeitung der privaten Handlung eines Kaisersohns so hohe und tiefe Bedeutung beimißt!
Die verzuckmayerten „Rivalen" hatten, wie ich höre, einen vollen Premièren-Erfolg. Wenn auch Kerr darin geheime „Fridericus-von-Alabama"-Klänge wittert. Und — wie meist — über die Leistungen der Schauspieler nur gelegentlich in einer Klammer etwas sagt. Im zweiten Akt raucht veritabel ein Schornstein — so, daß es den Akteuren den Atem benimmt und das Parkett zu husten beginnt. Vielleicht ist es ein günstiges Vorzeichen, daß bei Piscator einmal wirklich der Schornstein raucht — — — wenn es auch jetzt noch Barnowskys Schornstein ist. Das „rollende Band" geht diesmal von hinten nach vorn — oder vielmehr: von vorn nach hinten, was eine prachtvolle Schlußwirkung ermöglicht: Soldaten, die immerzu aufs Publikum losmarschieren und doch nicht ins Orchester fallen.
Das „Schauspieler-Parlament" hat sich als echtes Parlament erwiesen und nach tagelangem Toben die alten Führer mit „überwältigender Mehrheit" wiedergewählt und alles beim alten gelassen.
Die „Revolten im Erziehungshaus" mehren sich: ein schlagender Beweis dafür, daß Lampls Behauptungen glatt aus der Luft gegriffen sind! Beziehungsweise aus den Fingern gesogen! Denn all diese Revolten verlaufen genau wie in Lampls Stück: die Polizei macht die Rebellierenden unschädlich, und dann ist wieder Ruhe. Also nur Psychose und plumpe Nachahmung eines Dramenstoffs. Ebenso darf aus den österlich-sich-mehrenden Schülerselbstmorden nicht geschlossen werden, daß unsere Jugend nicht durch Sport ertüchtigt oder mit zu viel unnützem Wissenskram überlastet sei! Das war früher einmal so, als die Schülerselbstmorde noch nicht so an der Tagespressen-Ordnung waren. Zu weiterer Aufklärung veranstaltet die Erziehungsabteilung der Deutschen Liga für Völkerbund ein Preisausschreiben über das Thema: „Werden und Wirken des Völkerbundes, dargestellt für Kinder des achten Volksschuljahrganges."
Das „8-Uhr-Blatt" hat sein Herz entdeckt und empfindet tiefes Mitleid mit Frau Viktoria Zoubkoff, die dessen Sonderberichterstatter vor erschreckend kurzer Zeit noch vom Glück des Jungvermähltseins umstrahlt gesehen hat und die jetzt kaum zu scharf als eine Blüte von der Presse gebrochen, ehe sie noch der Sturm der Gläubiger und Jahre geknickt hat, angesprochen werden darf. Pfui über solche Presse! Wann hat man je im „8-Uhr-Abendblatt" eine sie schlagende Schlagzeile über sie oder ihren werten Gatten gelesen?? Darum kann es jetzt schon eine Schaumburg-Lippe riskieren!

Kaki

Grog

Dies ist die Geschichte der Frau Kickenhahn aus Hamburg-Horn, die ausging, ihrer Nachbarin Petersen eine Standpredigt über Männererziehung zu halten.
Anlaß dazu bot die Heimkehr des Frachtdampfers „Sokotra" von langer Reise. Herr Kickenhahn war Erster Steuermann an Bord, und Jan Petersen war der Erste Maschinist.
Am Sonntag in aller Herrgottsfrühe lief der Dampfer ein. Schon beim Morgenkaffee, hatte Frau Kickenhahn ihren beiden erwachsenen Töchtern erklärt, werden wir unseren Vater umarmen können. Und die Schwägerin war gekommen, und eine Tante war gekommen, und eine Nichte war auch zugegen. Alle erwarteten voll freudiger Spannung den Vater Kickenhahn.
Die Kirchenglocken klangen, der Kaffee wurde kalt. Vater Kickenhahn kam nicht.
Das Mittagessen hätte aufgetragen werden müssen, aber es dachte niemand daran, denn noch immer saß man wartend. Sechs Taschentücher waren naß und wurden jammernd zerknautscht.
Endlich, am späten Nachmittag, brachten einige starke Männer den Vater Kickenhahn ins Haus. Er roch scheußlich nach Rum. Mindestens ein Dutzend Doppel-Grogs, kalkulierte die schnaubende Gattin.
Energisch nahm sie die hilfreichen Samariter ins Gebet. „Wer," fragte Frau Kickenhahn, „wer hat diesen armen unglücklichen Mann zum Saufen verführt?"
Alles Sträuben half nichts: die Männer mußten heraus mit der Sprache. Es war Petersen, gestanden sie.
„Petersen! Natürlich. Immer hab' ich gesagt," fauchte Frau Kickenhahn, „daß die Petersen ihren Mann nicht zu erziehen weiß. Ich werd' ihr die Leviten lesen."
Und ab sauste sie.
Herr Petersen aber, der einen Stiebel vertragen konnte, hatte sich's im Lehnstuhl behaglich gemacht und grinste, und Frau Petersen grinste auch. Der laute Vortrag über die moralischen Pflichten eines Eheweibs rollte ungestört ab. Als Frau Kickenhahn die Puste verlor, wurde sie freundlich eingeladen, ein Gläschen Grog zu trinken.
Zwei Töchter, eine Schwägerin, eine Tante und eine Nichte hockten derweil verängstigt am Lager des Ersten Steuermanns der „Sokotra". Jetzt warteten sie auf die Heimkehr der Mutter Kickenhahn.
Gegen elf Uhr nachts fuhr eine Droschke vor. Der Chauffeur machte Krach. „Holen Sie die Olle rauf!" brüllte er.
Man legte sie neben die andere Leiche ins Bett.

Victor Klages

Lieber Simplicissimus!

Miesmacher allerorts! In Berlin habe ich mir ein Paar tadellose schwarze Schuhe erstanden, die in ihrer vornehmen Diskretion mein ganzer Stolz sind.
Nun kommt ein Freund auf mich zu: „Sag' mal, deine Stiefel waren früher wohl jelb, wat?" — „Um Himmels willen — sehen sie denn so aus?!" — „Nee — ick meene man bloß, weil sie so schön schwarz sind."

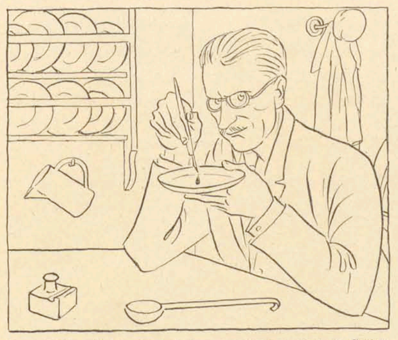
•

In der Sächsischen Schweiz sind die Naturwunder rationalisiert. Bei Loschwitz zum Beispiel gibt es einen Wasserfall — der kann nicht den lieben langen Tag strömen, er verbrauchte zu viel Wasser. Daher ist er abgesperrt. Und eine Aufschrift lehrt den Touristen:

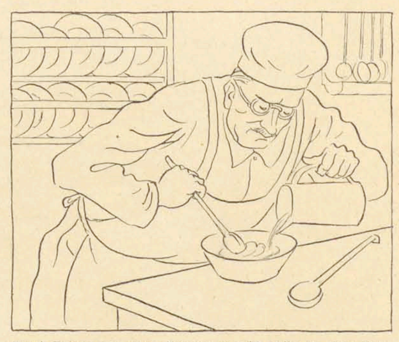
Bedarfswasserfall
Bitte ziehen!

Simpl-Woche: Aus der deutschen Literaturküche

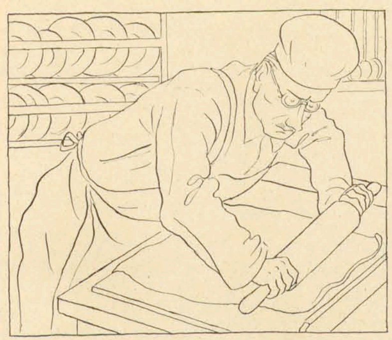




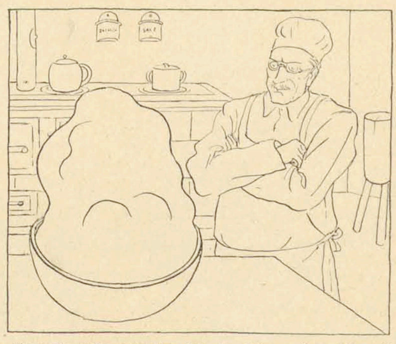
Dem Dichter X. ist ein Aphorismus gelungen, aber er findet es schade, ihn direkt zu servieren.



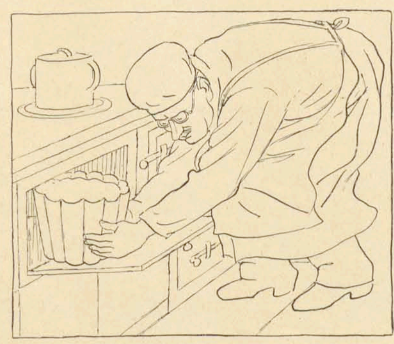
Durch Zusatz von etwas Wasser streckt er ihn zu einer Kurzgeschichte.



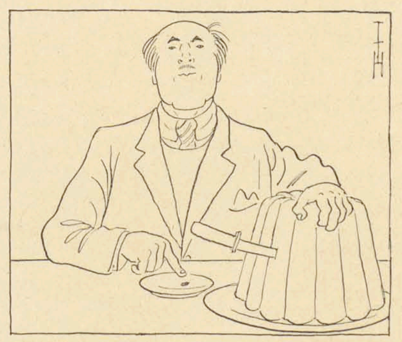
Dabei fällt ihm ein, daß er ihn mit einigen Zutaten zu einem mehrbändigen Roman verlängern kann.



Ein wenig Hefezusatz aber läßt den Teig zu einem Film aufgehen.



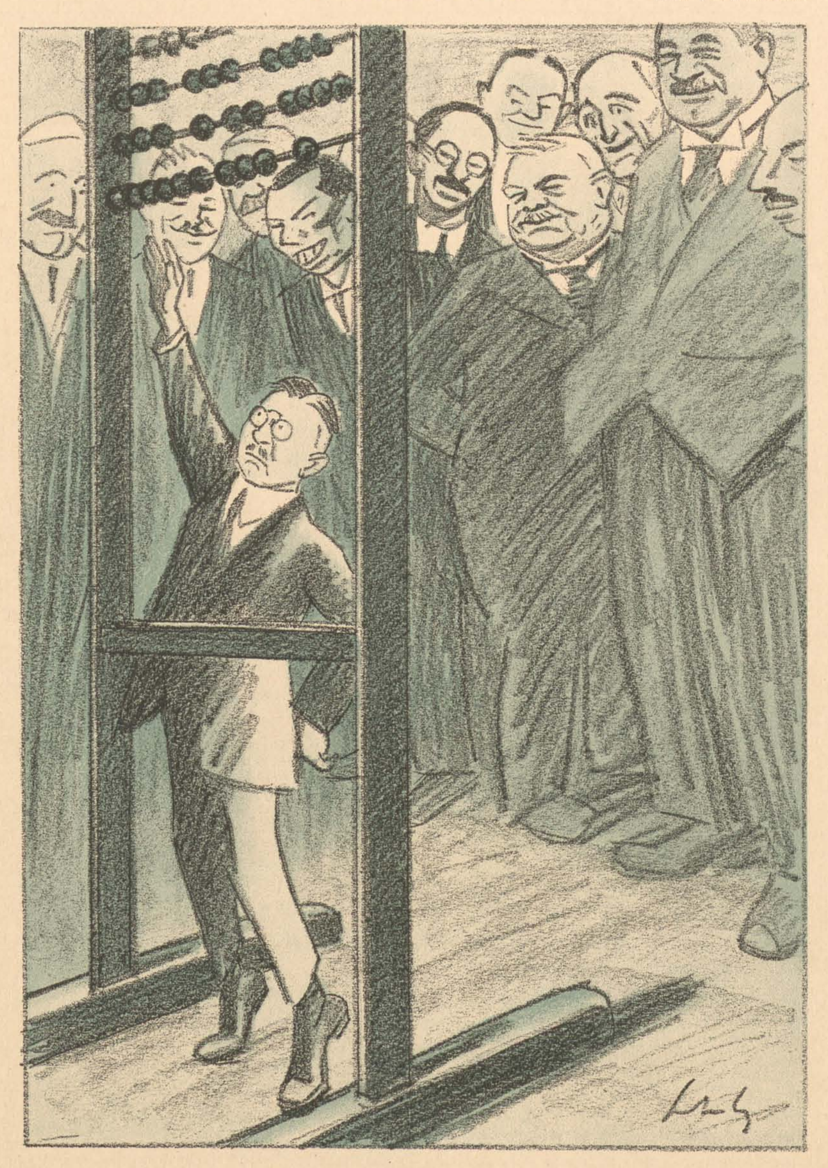
In die richtige Form getan, wird daraus überm Feuer ein Drama.



Die Kritik findet an dem ganzen Kuchen nur eine Rosine schmackhaft. Und das war der Aphorismus.

Schacht in Paris

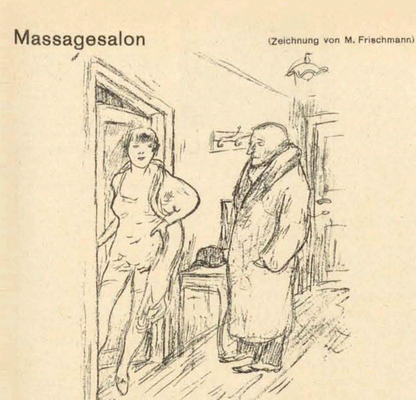
(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



Die Rechenmaschine ist das einzige Mordinstrument, dessen Abrüstung sie von Deutschland nicht verlangen.

Massagesalon

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Warum sind Sie eigentlich nich' zur Bühne jejangen, Fräulein Elvira?“ — „Weil ick mir nich' prostituieren wollte, Herr Doktor!“

Die Sittlichkeit in Vorarlberg

Dr. Ender, Landeshauptmann von Vorarlberg, hat im Landtag eine bedeutungsvolle Rede gehalten über den Fremdenverkehr. Man darf nicht glauben, Dr. Ender sei ein verbohrter Provinzspießer. Im Gegenteil, er ist tolerant und großzügig — er sagte ja ausdrücklich: „Ich meine n i c h t, daß eine Gefahr damit gegeben ist, daß aus Deutschland Protestanten zu uns kommen. Ich bin nicht so eng eingestellt. Ich weiß, daß Katholiken und Protestanten von höchst ehrenwerten Qualitäten vom Ausland in unsre Fremdenverkehrsorte hereinströmen. Aber ich weiß, daß auch andre Ware hereinkommt, Gesindel, wenn es auch aus höheren Kreisen kommt, das aber doch den Namen Gesindel verdient, Gesindel, dem unsre Mädchen nur ein Freiwild sind. Es sind auch Schäden, wenn abgelebte Berliner Damen zu uns kommen, die sich schon voll gesättigt haben an dem, was in der Großstadt zu haben ist, und die ihre Freude nur noch bei den jungen Vorarlberger Bauernburschen finden und glauben, diese seien für sie nur Lustobjekt.“

Dies die Worte des Herrn Landeshauptmanns.

— — — Nun ist die Sache so, daß Vorarlberg ein winziges Ländchen ist, und von der ganzen Fläche entfallen noch zwei Dritteile auf unwirtliches Hochgebirge. Das Leben, Sommerleben, spielt sich in vier Städtchen ab — ich setze gleich die Einwohnerzahlen hinzu: Bregenz 13 000, Dornbirn 14 000, Feldkirch 12 000, Bludenz 6000.

Die größte Entfernung, jene von Bregenz bis Bludenz, beträgt 40 km: ein Stündchen Autofahrt. Man kennt einander. Bekommt das Töchterchen des Apothekers von Feldkirch einen neuen Hut, bildet er das Stadtgespräch von Dornbirn.

Ferner habe ich den letzten Sommer in Vorarlberg verbracht. Der andre Sommergast war eine Frau Schmielke aus Potsdam.

Wenn nun der Herr Landeshauptmann von großstädtischem Gesindel spricht, das da hereinströmt: so kann unter jenem Mann, für den die Vorarlberger Mädchen Freiwild sind, nur ich gemeint sein — die abgelebte Dame aber, die Freude bei den jungen Bauernburschen sucht, wäre Frau Schmielke.

Was mich betrifft, sieht der Herr Landeshauptmann zu schwarz — schon mein kurzer Atem hindert mich, auf Freiwild zu jagen. — Für Frau Schmielke wieder spricht ihr makelloser Ruf; auch ist sie über fünfundsechzig.

Sind nun trotzdem 35% der vorarlbergischen Geburten unehelich: wir zwei, die Schmielkin und ich, können es nicht gewesen sein.

Roda Roda

Lieber Simplicissimus!

Kürzlich mußte ich in einem braunschweigischen Dorfe übernachten. Ich wurde von dem niedersächsischen Wirt in das Honoratiorenstübchen geführt. Nach einem guten Trunk nahm ich ein ländliches Abendessen zu mir, das auf einem alten, buntbemalten Bauernteller angerichtet war. Auf dem Boden des alten Steinguttellers aber war folgender Spruch eingebrannt:

„Das Pferd ist am gefährlichsten hinten, der Hund vorn, der Steuereinnehmer überall!“

•

In meine Sprechstunde kommt in Begleitung des Großvaters ein sechsjähriger Patient. Der stolze Großvater betont, daß der Junge seiner Tochter gehöre; aus der Namensgleichheit mit dem Großvater ergibt sich, daß der Junge unehelich geboren ist. Auf meine Frage, welchen Beruf der Vater habe und ob er wohl die Mutter heiraten werde, erwidert der stolze Großvater: „Nein, meine Tochter heiratet jetzt einen Kaufmann, der damals war ja nur Gelegenheitsarbeiter.“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.–**; das Vierteljahr **S 12.–**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Redaktion: Hermann Sinsheimer, Peter Scher.** Verantwortlich für die Redaktion: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** •
Druck von **Strecker und Schröder**, Stuttgart

Apokalyptisches Märchen

Eines Tages war Deutschland
Vom Erdboden verschwunden —.

Dort, wo ehemals der Norddeutsche Lloyd stand,
oder die runden
Koksöfen im Industriegebiet gluteten,
oder die schwarzreichswehrverdächtigen Feuerwehren tuteten,
oder die bitterverarmten Ostelbier praßten,
oder die Münchener die Berliner haßten,
— da war auf einmal — — nun, da war einfach —
Nichts.
Und alles dieses angesichts
der Rheinlandsbesatzung,
der Milliardentributs-Beschwatzung,
der fieberhaft kostspieligen Rüstungsbeschränkungen,
der mühsamen Minderheiten-Moraleintränkungen
und der aufreibenden Friedenserhaltung
seitens des Völkerbundes.

Zuerst sah man nichts als die Schreckensspaltung
seines schalmeienden Mundes.

Hernach jedoch bekamen die Delegierten langsam rote Ohren.
Polen fühlte sich fast schon wieder verloren.
Alle französisch-belgischen Vormarschpläne
ließen plötzlich Haare und Zähne.
Giftkanonen und Luftgeschwader
und an die hunderttausend Tanks
hatten im Nu bloß noch den Wert alter Vorderlader.
Und selbst im hintersten England stank's
durchdringend und bis zum Himmel nach Pleite — —.

Ja, ja! Das war nun einmal die andere Seite
von der Medallje,
geprägt zu Versallje —!

Alle die schönen Bemühungen standen da, jetzt und noch,
sozusagen rund um ein Loch.

Und die Kleinen und die Großen,
Tschechen, Rumänen und Franzosen,
Italiener, Serben und Britten
hatten miteins freie Aussicht: Mitten
in ihre gegenseitigen, zärtlichen Gesichter —:
Ein Anblick für Dichter!!

All ihres Daseins Freude und Zweck
war weg.

All ihre schamhaften Edelphrasen
in Wind geblasen.

Aller Schacher und aller Profit —
quitt.

— — — Da erhoben sie wutentbrannt
alle wider alle die giftbeladene Hand:
Flugzeuggeschwader, Giftkanonen und Panzerwagen,
Giftgebläse und alle teuren, sieben ägyptischen Plagen
ließen sie jählings gegenseitig aufeinander los.
Und im Getöse des letzten Mordaufeinanderpralles
hörte man die Wut von Berserkerscharen
gegenseitig sich über die röchelnden Mäuler mit dem Sturmlied fahren:

„— Deutschland, Deutschland, über alles . . .!“

Sebaldus Nothanker

Um Gottes willen kein Bier!

In Amerika werden seit langem Weizen- und Reiskörner in gedörrtem Zustand und mit Milch übergossen als Frühstücksgericht genossen. Später ist man darauf gekommen, auch die Gerste zum gleichen Zweck zu verwenden.
Bringt man nun solche gedörrte Gerste anstatt mit Milch mit Hopfen in Verbindung, so entsteht ein Getränk, das der anspruchslose amerikanische Geschmack als — Bier bezeichnet.
Für den Verkäufer des Gerstepräparats wäre es also angenehm, den Konsumenten wissen zu lassen, daß er mit Hilfe dieses Frühstücksgerichts auch sogenanntes Bier brauen kann. Aber die Gesetze des Landes verbieten ja den Vertrieb von Rezepten zur Herstellung alkoholischer Getränke.
Wie hilft sich der Fabrikant aus diesem Dilemma zwischen seinen geschäftlichen Wünschen und der unbedingten Gesetzestreue?
Er legt jedem Paket des Präparats einen kleinen Zettel bei mit dem Text:

> Achtung! Nicht mit Hopfen in Verbindung bringen!
> Sonst entsteht Bier!

Na ja, das muß man den Leuten für alle Fälle sagen. Denn in Amerika liegt ja überall Hopfen herum.
Wie leicht kann da ein Unglück geschehen!

Rundt

Aus dem Vollen

(Zeichnung von George Grosz)



„Donnerwetter, hier jeht 'n Jeschäft — der eene propajiert den Magnus Hirschfeld un' der andere spielt dazu: Ich küsse Ihre Hand, Madam'!"

Bericht über Corinjol / Von Eberhard Kuhlmann

Mit Tausenden zugleich rollt ein Brief der Großstadt zu, eingeschnürt in einen der zwanzig Säcke des Postwagens, der als ratterndes Glied einer langen Kette eben den ersten Wirrwarr verkreuzter Gleise erreicht hat.

Um diese Zeit, es ist vor Mitternacht, feiert man in einer kleinen engen Hinterhauswohnung den zehnjährigen Hochzeitstag von Luise und Milius Corinjol. Gar keine frohe Feier. Luise weint, Corinjol hat sich in der Schlafstube, Fenster in den Luftschacht, eingeschlossen, sitzt wie immer über seinen Papieren, Tabellen und Berechnungen. Er tiftelt seit Jahren über dem System, eine Spielbank zu sprengen. Nicht mal heute Zeit für mich, schluchzt Luise. Die Gäste, ein paar Männer in Hemdsärmeln, ein paar behäbige ältere Frauen, haben sich über den Vetter Ewald erbost, Ewald Henschke, Kinogeiger ohne Stellung, vor allem aber in Luise vergafft, die ihn, so vernachlässigt, bleich und mit immer geröteten Augen reizt. „Da is mal Luise gar nich schuld, weil keine Kinder sind," meint Onkel Kroll energisch, „das kann ja noch werden, was, Luise? Bei deinen Dreißig." — „Und bei Miliussen seine Fuffzig", will Vetter Ewald sagen, blinzelt mit einem Auge zu Luise rüber und spielt dabei lächelnd mit einer Nippfigur aus Seife, die Milius mal irgendwo gewonnen hat. Das ist ja überhaupt seine starke Seite, Preisrätsel lösen und gewinnen. Da hängen zwei Ölbilder, Olivenhain und Küste von Kamerun darstellend, dort ein Wandspruch „Der Herr ist mein Hirte", auch die schönen blanken Aschenbecher hat er wohl gewonnen, überlegt Vetter Ewald, und dort die Bank, jetzt sitzt Tante Hedwig drauf, dort die Bank, eigentlich für die Küche bestimmt, war die letzte große Errungenschaft.

Der Brief rollt indessen mit seinem Postwagen immer näher heran, enteilt der Lichtarmut kleiner Vorstadtbahnhöfe, an Hinterhäusern, toten Zügen, Stellwerken vorbei, bis in die strahlende Helle der lärmenden Kopfstation im Mittelpunkt der Stadt.

Bei Corinjols bricht man auf. Luise empfängt Trost und guten Rat von allen Seiten, der Vetter legt beim Abschied den Arm um sie, beugt sein freches Dachsgesicht ganz nahe zu ihr, „also tüchtig sein, du", aber Luise mag ihn heute nicht. Bier- und Tabakgeruch stößt sie ab, und so wendet sie sich zum Fenster und öffnet es. Schließlich bringt Milius, den man herausgeklopft hat, die ganze Gesellschaft hinunter. Man ist gegen ihn erbittert. Die schöne Feier so zu stören, und die arme Luise so zu kränken, am zehnjährigen Hochzeitstage. Das bekommt er zu hören, sechsundsechzig Stufen lang. „Luise is nich auf Rosen gebettet", klagt eine säuerlich weibliche Stimme aus der Dunkelheit. „Sie verkommt dir hier oben", echot eine männliche. „Klar, raus muß sie, verreisen, aufs Land." — „Ich kann nicht mehr tun, als ich tu für Luise," das ist Corinjols singender Tonfall, weich, bewußt, „wenn's klappt, fahren wir nach Italien oder da wo. Ich hab' schon was schweben, wenn's gelingt, sind wir aus allem raus, bloß Zeit lassen." Niemand widerspricht. Milius schließt die knarrende Tür auf, die Gesellschaft überquert den Hof, den der Mond mit gelblichem Licht in alle Winkel hinein ausfüllt. Bis zum Torweg begleitet Milius seine Gäste.

In derselben Minute ladet man am Bahnhof zwanzig Postsäcke auf Karren, fährt sie Versenkungen hinab, lange Gänge entlang und verstaut sie in bereitstehenden Postautos. Ein Brief rollt seiner Bestimmung entgegen.

Milius Corinjol steht inmitten des mondlichterfüllten Hofes. Sein zweiundfünfzigjähriger spitzbärtiger Graukopf starrt vor sich hin auf seinen kurzen bläulichen Schatten. Milius Corinjol, einst wohlbezahlter Buchhalter bei Bentscher & Sohn, wurde wegen Pflichtvernachlässigung entlassen und ist seit zwei Jahren arbeitslos, nur an Sonntagen und an Feiertagen von drei Uhr nachmittags bis Mitternacht beschäftigt, Waschtisch- und Toilettenwärter in einem kleinen Bürgercafé. Die Idee, die ihm seine Stellung kostete, Errechnung eines neuen Spielbanksystems, besitzt ihn nun voll und ganz. Nebenbei löst er Preisrätsel in allen Zeitungen, Zeitschriften, erfindet Namen für neue Zigaretten, Reklameverse für seidene Strümpfe oder Schuhputzmittel. Und er hat Glück, er gewinnt. Ganze Berge unpraktischer Artikel häufen sich in seiner Wohnung zusammen. Aber der große Schlag will nicht gelingen, etwa ein Geldgewinn, zwei- bis dreitausend vielleicht, oder ein Landhaus, das kann man auch haben, am meisten ersehnt ist eine Reise. „Kuraufenthalt für zwei Personen umsonst", wie es heißt, oder „gratis eine Fahrt nach Paris. Wohnung in erstklassigem Hotel". Freilich, Corinjol hat vieles schweben, das sagte er ja schon. Italien zum Beispiel, vierzehn Tage umsonst. Man könnte von da gleich nach Monte Carlo, das System anwenden, mein Gott, ich muß mich beeilen, die Tabellen vollständig zu machen, unnötig, die Sache verher zu probieren, die ist sicher wie Gold. Corinjols kleine Eulenaugen erfassen zwei junge Leute, die sich vergeblich mühen, ihre Zärtlichkeit in diesem schattenlosen Hof zu verbergen. Ja, und Luise, Corinjol äugt zum Fenster empor, das wäre was für Luise, in anderer Luft. Würde Farbe ins Gesicht bekommen, da unten in Italien, und wieder lachen. Milius Corinjol liebt seine Frau, diese stille, blasse, mit den immer verweinten Augen, wie er sein Kind lieben würde. Damals, als er aus Schützengräben und Lazaretten in die Heimat zurückgekehrt war, hatte er die kaum Zwanzigjährige zu sich genommen, Tochter eines an seiner Seite in Stücke gerissenen Kriegskameraden. „Luise," sagt Corinjol oben im ungemütlich verräumten Zimmer, „'s wird bald besser werden." Eine halbe Stunde sitzen sie noch schweigend nebeneinander, trinken vom Hochzeitsbier den Rest, entkleiden sich dann und legen sich ins Bett. Luise aber, mit weiten Augen, findet keine Ruhe an der Seite des schlafenden Mannes. Alle leer gebliebenen Wünsche dieser letzten zehn Jahre kehren zurück in ihre Träumereien, und neue, begehrliche sind mit einem Mal da, fordern stürmische Erfüllung.

Komischer Name, Milius Corinjol, denkt der junge Aushilfssortierer im Postamt. Er hält einen Brief, den er eben aus dem meterhohen Stapel vor sich

(Fortsetzung auf Seite 22)

Vom Tage

Die deutsche Einigkeit ist da — wenigstens in Amberg in der Oberpfalz. Im Adreßbuch dieser Stadt findet man unter der Rubrik „Vereine":

No. 17. Vaterländische Vereine.
Bayr. Heimat- u. Königsbund
Bay. Volkspartei
Bayernklub Amberg
Bund Bayern u. Reich Ortsgr. Amberg
Deutschnationale Volkspartei Ortsgruppe Amberg
Kommunistische Partei Ortsgruppe Amberg
Soz.Dem.Partei Deutschlands Ortsgruppe Amberg
Unabhängige Soz.Dem.Partei 1919
Verein f. d. Deutschtum in Ausland
Zentralverein deutscher Staatsbürger jüd. Glaubens e. V. Ortsgruppe Amberg.

•

In Wiesbaden haben viele fromme Vereine und Parteigruppen gegen „die ekelerregenden Schmutzstücke, die von Zeit zu Zeit über die Bühne des Wiesbadener Theaters gehen", wie zum Beispiel „Trommeln in der Nacht" (!?), öffentlich protestiert. Sie schreiben:
„Unsere Kinder werden uns vor dem Richterstuhl des lebendigen Gottes bitter anklagen, es sei denn, daß wir das vitale Gebot der Stunde erkennen, um der Zukunft willen der Jugend Deutschlands Schutzdämme gegen das Eitergespei dieser Pestepidemie aufzurichten."

Wir bitten die Leser, sich bei Bestellungen auf den „Simplicissimus" beziehen zu wollen.

Ja — warum soll sie denn nicht auch . . .

Bravo, Amerika! Einer deiner Professoren hat jetzt endlich herausgefunden, warum die Kühe nicht genug Milch geben. Ganz einfach: sie haben den bekannten und beliebten Freudschen Minderwertigkeitskomplex. Warum auch nicht? Hat nicht jede Dame, — sollen die Kühe nicht auch? Nicht wahr? Besagter Professor hat ein Erziehungssystem ausgearbeitet, das als blutiger Krieg gegen den Minderwertigkeitskomplex der Kühe anzusprechen ist,— Erfolg garantiert.
Herrlich. Ich finde die Aussichten einfach glorios. Stellen Sie sich vor, wie man von nun an die Träume und Fehlhandlungen der Kühe beobachten wird, um sie zu freien Wesen erziehen zu können. Bald wird die Milch ungehemmt und ohne Unterbrechung fließen. Auch eine Übertragung auf andere Tierarten wird durchaus möglich sein. So beansprucht mein Hund, täglich drei- bis fünfmal auf' Gäßchen geführt zu werden. Jetzt erkenne ich, daß das ebenfalls nur auf den Minderwertigkeitskomplex zurückzuführen ist. Seit Tagen belausche ich seine Träume, — bald wird er nur noch einmal in der Woche . . .!
Oder — warum legen Ihre Hühner so wenig Eier? — Minderwertigkeitskomplex selbstverständlich. Beobachten Sie die Fehlhandlungen Ihrer Tiere, gnädige Frau,— setzen Sie sich einige Nächte in den Hühnerstall, beobachten Sie die Seele dieser armen, gehemmten Wesen, — es rentiert sich. Sie werden sich vor der Eierflut nicht retten können.
Haben Sie sich schon einmal überlegt, warum die Spatzen stets die immer seltener werdenden Droschkenhaltestellen aufsuchen? Reiner Minderwertigkeitskomplex. Bestimmt. Helfen Sie den armen Spatzen, daß sie sich abreagieren können,—sie werden bald nur noch Schlagsahne speisen.
Warum wird das Schwein nicht fett? Minderwertigkeitskomplex! Warum läuft das Lastpferd nicht schneller als ein Schnelllieferwagen? Minderwertigkeitskomplex! Warum gibt der Hund keine Milch, die Katze keinen Schinken, die Taube keine Hühnereier? Minderwertigkeitskomplex. Erschreckend offenbart sich plötzlich, wie minderwertig die Welt ist!
Ich schlage vor, daß von nun an der notleidenden deutschen Landwirtschaft auf Kosten der preußischen Regierung Unterricht in Psychoanalyse erteilt wird, — bald wird sie an der Spitze aller Landwirtschaften marschieren! Unter Garantie.
Es sei denn — und das wäre natürlich grausam —, daß nun ein zweiter amerikanischer Professor herausfindet, daß besagter erster Professor an einem Minderwertigkeitskomplexentdeckungskomplex leidet. Das wäre das Ende!

Carl Otto Windecker

Demokratie?

Wer herrscht? Das Volk? I, Gott bewahre!
Die lieben Fraktionen tun's.
Das Unfaß- und das Unsichtbare,
gespensterhaft schwebt's über uns.

Auch kocht man in den Ministerien
den alten, anonymen Brei.
Das Volk als Triebkraft feiert Ferien,
und ist's nicht frei, so hat's doch frei.

Hat frei vom Mittun, ist ein Nemo,
ein Ränkespielball wie noch nie . . .
Ach, längst schon wurde ja die Demo-
zu einer Dämonokratie!

Ratatöskr

Der Tag des Bildes

(Zeichnung von E. Thöny)



Der letzte Maler reitet auf dem letzten Pferd durch die Ludwigstraße . . .

(Fortsetzung von Seite 19)
herausgegriffen hat, hält ihn etwas länger in der Hand, als irgendeine andere Postsache. Komischer Name, und wirft den Brief in einen der großen Körbe neben sich.
Am Morgen, Milius ist schon seit sieben aus dem Hause, steht plötzlich Vetter Ewald bei Luise im Zimmer, wollte mal „vorbeigucken", wie der gestrige Abend bekommen ist, war so gemütlich. Luise erschrickt, nun weiß ich, warum ich gestern nicht einschlafen konnte, er war's, und als sie ihm jetzt in die Augen blickt, befällt sie Zittern. Da klopft es. Ein Brief. „Für Milius", sagt Luise und will den Brief fortlegen. „Zeig doch mal", schon hat Ewald ihn in der Hand, dreht ihn, beschnüffelt Adresse und Absender. „Aus Hamburg." Ewald öffnet den Brief und stößt Luise beiseite. „Milius hat kein Geheimnis vor mir." Luise steht ganz fassungslos am Fenster, da sieht sie unten im Hof den Mann, atmet auf, aber auch Ewald hat ihn bemerkt, und ehe Luise sich ihm zuwendet, ist er aus dem Zimmer, mit Brief.
Auf der Treppe begegnen sich die beiden, doch Vetter Ewald hat es heute eilig; die Hast, mit der er sich verabschiedet, fällt Corinjol auf, merkwürdig, Ewald ist so oft oben, wenn ich nicht da bin . . . Luise empfängt ihn in Tränen, stammelt Unverständliches. Erst nach und nach begreift er. Einen Brief hat er genommen, Ewald? Aus Hamburg? Den Brief aus Hamburg? Corinjol faßt sich an die Brust, stöhnend, scheint Atemnot zu leiden, dann rüttelt er Luise an beiden Armen, doch die Schluchzende kann immer nur wieder versichern: aus Hamburg. Corinjol jagt die Treppen hinunter, durch den Hof, die Straße entlang, um den Brief aus Hamburg zurückzuholen.
Vetter Ewald sitzt auf seinem Bett, will mal in Ruhe diesen Brief lesen, Milius hat immer ein Glück. Landwirtschaftlicher Verband für Edelviehzucht, Hamburg, was Milius nicht alles aufstöbert. Sehr Geehrter. Sie haben sich an unserem Preisausschreiben — und so weiter, und so weiter — beteiligt. Es galt für drei von uns abgebildete Zuchtbullen . . . Namen zu finden, die sowohl . . . als auch . . . bezeichnen, gefundenes Fressen für Milius. Nach Prüfung der vorliegenden . . . zu der Überzeugung, natürlich hat Milius den ersten Preis, bestehend aus einer Reise nach dem Rittergut Skorpin, vierzehntägigem Aufenthalt im Schloß und freier Verpflegung daselbst für zwei Personen. Das ist was Ganzes. Ewald überlegt, wenn ich Else mitnehme, ist's mit Emmi aus, dann lieber Emmi, das Mädel ist richtiger. Daß Corinjol von Luise die Sache erfahren könnte, befürchtet er gar nicht. Luise wird mich nicht reinlegen, ist viel zu zimperlich, wenn aber . . . da reißt Corinjol die Tür auf.
Zwei Stunden später ist Corinjol wieder zu Hause, verkommen, zerfurcht, zittrige Hände, scheint innerlich mit Feuer geladen zu sein, treibt Luise zur Eile an. „Wir reisen sofort." Luise liest den zerknitterten, beschmutzten Brief, indes der sonderbare Mann seinen großen eisenbeschlagenen Koffer hervorzerrt, ihn vollpackt und preßt, als ginge es auf eine Weltreise, denkt Luise, die sich aber freut auf Bahnfahrt, Land und Luft, Schloß und grüne Wiesen. Doch mittenhinein in diese Freude, dieses Fieber, fällt plötzlich ein Schrecken, denkt sie an Ewald. Wie gab er den Brief her, nahm ihn Milius mit Gewalt? Erst auf dem Bahnhof, Corinjols stehen mit Rucksäcken, Koffern und Paketen bepackt, erwarten den Zug nach Hamburg, wagt sie zu fragen. Milius winkt ab. „Erledigt." als sie abfahren, sitzt Luise an ihrem Fensterplatz, wendet dem Mann den Rücken zu und weint, weil sie glaubt, eine Hoffnung verloren zu haben. Aber indem sie Mauern, Betrieb und Lärm verlassen, in weites sommerliches Land hineinfahren, gleitet sie auch in neue Umwelt hinüber, die die Tränen vergessen läßt, die Augen klärt.
Eine Frau klopft an eine Tür. „Herr Henschke." Die Frau beugt sich zum Schlüsselloch, er muß doch drin sein, natürlich, da liegt er wieder mit den Stiefeln auf dem Bett. Zimmervermieterin Frau Schlächter Anna Bardolph klopft zum zweitenmal, der Mensch schläft, Frechheit, zum drittenmal, der Mensch will seine fällige Miete nicht bezahlen, Unverschämtheit, Frau Schlächter Anna Bardolph donnert gegen die Tür, nichts, da gibt sie es auf, empört. Eine Kuckucksuhr schreit dreimal.
Die eiligen Gewinner ziehen in Skorpin ein, mit Sack und Pack die dämmrige Allee entlang, die Gehöft und Schloß verbindet. „Ein weißes Schloß", ruft Luise, rotwangig erhitzt, abgeschleppt, aber strahlend. Eigentlich ist es mehr grau, schmutziggrau und über und über blaugrün verwachsen, sieht tot aus, alle Läden geschlossen, und der Turm fleckig und rissig. Corinjol stampft neben ihr her, seine weiten Augen gehärtet wie Stahlknöpfe auf das flackrige Sonnenspiel am Kupferdach des Turmes gerichtet. Luise ahnt nicht die Stürme hinter seiner Hirnrinde. Dreißig Jahre hab' ich nun darauf gewartet, wenn's dann aber soweit ist, und ein anderer, Corinjol stößt einen zornigen Laut zwischen den Zähnen hervor, ein anderer hat was dagegen, soll sich nur vorsehen. Und es trommelt da etwas, dunkel und unbewußt, nicht auszusprechen. Corinjol blinzt zu Luise, die ist es wert, wird hier aufleben. Sie lacht ihn an, und er packt ihren Arm, „ja, ein weißes Schloß". So ziehen sie ein.
Eine alte Dame, die an einem Krückstock herumgeht, ein jüngerer Mann mit einer Hornbrille, zwei oder drei Stubenmädchen, Wirtschafterin und Küchenpersonal, das sind die Bewohner des Schlosses, dessen Besitzer nur zu herbstlichen Jagden eintrifft. Corinjols haben zwei Parterrezimmer nach der Parkseite bezogen, zwei Schlafzimmer. Die Wohnräume benützt man gemeinsam, man wird ohnehin allein speisen, denn die alte Dame, Frau Oberstleutnant von Mangers, eine Verwandte, wissen Sie, von unserem Herrn, läßt sich auf ihrem Zimmer servieren, und der junge Mensch — die zerknitterte Wirtschafterin mit dem altmodischen Haaraufsatz, Corinjol steht in devoter Haltung vor ihr, öffnet abfällig die Hand und versenkt den Kopf seitwärts zwischen die spitzerhobenen Schultern —, der junge Mensch stört weiter nicht, „Künstler".
Luise nebenan, beglückt in einem eigenen Zimmer mit richtigen weißen Möbeln, sitzt vor dem ovalen Schrankspiegel, knotet die Haare und schlingt dabei die Hände über dem Kopf zusammen, betrachtet das Spiegelbild. Sie ruft den Mann herein mit einem Kosenamen, den sie seit zehn Jahren nicht mehr gefunden hat. Das Neue ringsum, grüne Dämmerung im Zimmer, Blick in den Park, Wasserbecken, Wiesen, drüber mit marmorfarbnen Wolkenflocken ein zarter Himmel, endlos, dieses plötzliche Verändertsein alles Gewohnten treibt die Frau in ein erregtes rauschhaftes Glücksgefühl. Sie wirft dem Mann die Arme um den Hals, küßt seine runzligen roten Backen, Augen und Mund. Aber väterlich befreit sich Corinjol von dem heißen verlangenden Fleisch der nackten Arme, streicht seiner Luise wirre Haare vom Gesicht, ein Kuß auf die Stirn, und führt sie zum Bett, du mußt jetzt schlafen, bist schwach von der Reise. Dann geht er. Luise blickt ihm mit tränenlosen Augen nach, zum erstenmal spürt sie seinen müden alten Gang.
Sie wird so alt sein wie ich, denkt Paul Pfaff, als man am Mittagtisch Platz nimmt. „Auf Urlaub hier, die Herrschaften?" — „Wie Sie sagen, gewissermaßen auf Urlaub." Pfaff, keineswegs Künstler, sondern Redakteur an irgendeiner kleinen schlesischen Zeitung, blasses Hornbrillengesicht, mit zurückgekämmten Haaren, beobachtet die beiden, die, schweigend über die dampfenden Teller gebeugt, in der hastigen Art einfacher Leute Suppe und Fleisch hinunterschlingen. Nach der Mahlzeit, Corinjol sitzt wieder über seinem System, bittet Luise Herrn Pfaff, wenn er die Güte hätte, ihr einen Brief zum Kasten zu besorgen, mein Mann soll es nicht erst wissen. Luise hat einem geschrieben, dessen Blick ihr diese Nacht wieder vor Augen gekommen war, so ein tiefer, entblößender und versprechender Blick, ob er nicht mal übern Sonntag herkommen wolle? An Herrn Ewald Henschke, liest Pfaff auf dem hellblauen Umschlag, als er zum kleinen blechernen Postkasten geht, am Verwaltergebäude über den Hof. Gegen Abend trifft er Luise noch einmal, sie steht auf der Wiese des benachbarten Kinderheims. Wind schlägt ihr den Rock um die Knie, der Himmel perlig geschuppt wie Fisch, sie steht schlank, hochbeinig vor Pfaff, fünfundzwanzig schätzt er jetzt. „Sie weinen ja?" Lachend reibt sie die Augen. „Ach, immer nur etwas, wenn ich Kinder so spielen seh'." Er bemüht sich, mit ihr zu lachen, dann schreiten sie über die Wiese, dem silbrigen Abendnebel des Parks entgegen.
Milius Corinjol schiebt seinen aufgespannten Schirm durch das Fünf-Uhr-Nachmittag-Gewühl der Hamburger Geschäftsstraßen, biegt in die Bleichen ein, wo er die Hausnummern auf der rechten Seite absucht. Achtunddreißig, zweiter Stock. „Herr Doktor zu sprechen?" Er schüttelt den Schirm ab und folgt dem Mädchen in den Warteraum, dessen vieler Plüsch den violetten Regentag draußen aufzusaugen scheint. „Gestern abend bricht mir die Frau zusammen, glatt umgefallen, Herr Doktor. Das Ganze ist, sie will ein Kind haben, und ich, geradeheraus, bin nicht der Jüngste. Vor allem aber sage ich, der Krieg hat viel am Gewissen, das steht fest. Ich kam auskuriert und gut vernäht zurück, dreimal verwundet, danke, hat ausgereicht, Herr Doktor. Ich heiratete achtzehn, knapp später hatte ich die Bescherung, hat nichts geholfen. Und jetzt die Sorge mit der Frau."
Aus der Höhe der grünverwachsenen Fensterovale strömt ein schwefelgrünes Dämmern in die Halle, wo Luise und Pfaff stehen. Luise klagt mit weinerlicher Kinderstimme. „Immer bin ich allein und an zweiter Stelle. Immer erst seine Arbeit an den Tabellen. Heute ist er deswegen in Hamburg." Zitternd schiebt sie die Hand auf seine Schulter, „ich bin schon krank davon, gestern abend . . .", läßt den Kopf an seine Brust fallen, „und meine Wünsche beachtet er nicht, o mein, ich werde nie ein Kind haben." — „Aber warum denn verzweifeln?" Pauf Pfaff spielt den guten Tröster mit wahrem Gefühl, küßt Luise, die ihn atembeklemmend umschlungen hält und preßt und mitreißt und endlich im weißen Bett ihres weißen Zimmers willenlos empfängt. Draußen vertröpfelt ein feiner Nachmittagsregen, und Wind jagt durch den Park, füllt das Zimmer mit salzigem Geruch von Wiesen und Erde.
Der Beamte stemmt den Kneifer auf seine Geiernase. „Treten Sie mal ran." Zimmervermieterin Frau Schlächter Anna Bardolph, die seit zwanzig Minuten in der kalkigen, durch Tische und Schranken wie ein Stall aufgeteilten Polizeistube wartet, erhebt sich. Welche Angelegenheit? Die Frau reicht einen hellblauen Brief rüber, an Ewald Henschke, kam gestern abend. Die Geiernase sucht am Nebentisch einen Brieföffner, schlitzt auf und entfaltet und liest. „Und wegen der rückständigen Miete?" forscht ängstlich Frau Schlächter Anna Bardolph, „Sie haben Ihre Forderungen doch zu Protokoll gegeben? Na also, dann abwarten." Dann durchs Telephon: „Hallo, Adresse von Milius Corinjol ist Hamburg, Rittergut Skorpin." So. Er reicht den hellblauen Brief weiter, zu den Akten „Mordsache Henschke".
Am Nachmittag desselben Tages wird Milius Corinjol verhaftet, Mord an dem Kinogeiger Ewald Henschke. Die Beamten treffen ihn auf der Terrasse. Er zieht sich hinter Tisch und Stühle zurück. Blut im Kopf, die Adern geschwollen zum Bersten. „Ich verbitte mir solche Belästigungen, wer sind Sie?" Die Beamten müssen den tobenden Barrikadenerbauer überwältigen, schieben ihn gefesselt zum Auto. Luise nicht mehr gesehn, davongefahren.

Luise aber fällt in loderndes Fieber, Phantasien im Hirn. Drei Männer reden zu ihr, zu drei Männern redet Luise. Nach zwei Tagen nur noch einer, nicht Milius, nicht Pfaff. Ewald. Wesenlos sind die anderen verschwunden, als sie am dritten Tage gesundet. Ewald allein lebt für sie. Luise muß abreisen. Paul Pfaff, nur ein Bekannter, bringt sie bis Berlin. In ihrer Hinterhauswohnung, dritter Stock, stickig eng, näht Luise Hemden. Jeder Schritt, jedes Klopfen draußen bringt ihr Ewald. Monate später stirbt Luise Corinjol an der Geburt eines Knaben.
Man bringt die Nachricht in Corinjols Zelle. Luise tot. Eine Nacht lang hat er diese Worte auf den Lippen. Als Tür und Stuhl im Morgengrauen aufzutauchen beginnen, kramt er ein blaues Heft vor, mit Tabellen, Tausenden von Zahlen, sauber aufgereiht, zerreißt es, zerfleischt, beseitigt das System. Streut Hände voll winziger Fetzen über die Bretter, zerstampft die Sehnsüchte seines Lebens unter klobigen Füßen. Luise tot.

Immerhin

Soll man sich denn Tag für Tag mokieren
über das, was in der Zeitung steht?
Schließlich geht der Ärger auf die Nieren ...
Ändern wir entsprechend die Diät!

Lassen wir das Zeug auf sich beruhen,
was aus den bedruckten Spalten mufft!
Pilgern wir in frisch gewichsten Schuhen
durch die morgenblanke Frühlingsluft!

Freilich — wer den Wiesenplan beschreitet,
findet da ein nah verwandtes Bild.
Denn auch hierorts sieht er Dung gespreitet,
dem ein starker Werbetrieb entquillt.

Immerhin, er weiß, das Gras wird wachsen
und sich wandeln, dank besagtem Mist,
teils zu Milch, teils zu gebräunten Haxen —
was im e r s t e r n Falle fraglich ist.

Ratatöskr

Lieber Simplicissimus!

Ein achtjähriger Junge sagte zu einer Dame, als seinen Eltern der fünfte Sohn geboren wurde: „Wenn das so weitergeht, haben wir bald unsere eigene Fußballmannschaft."

•

Wilm meldet sich beim Film. Zunächst beim Volksgewimmel. „Befähigungsnachweis?" fragte der Regisseur. Wilm erwiderte: „Seit 1918 habe ich sämtliche Demonstrationen und Tumulte meiner Vaterstadt mitgemacht."

•

Gestern abend wollte die Mutter mit unserem Vierjährigen beten: „Lieber Gott, mach' mich fromm, daß ich in den Himmel komm!" Der junge Mann verzichtete großmütig: „Ich will gar nicht in den Himmel, ich will bei euch bleiben und Chauffeur werden." Meine Frau hat die Betstunde eingehen lassen.

Sensationsfilm

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Faß mir 'n bisken warm an, Willem — mir looft et janz kalt iebern Buckel!"

Reinhardt wieder in Berlin

(Zeichnung von O. Gulbransson)



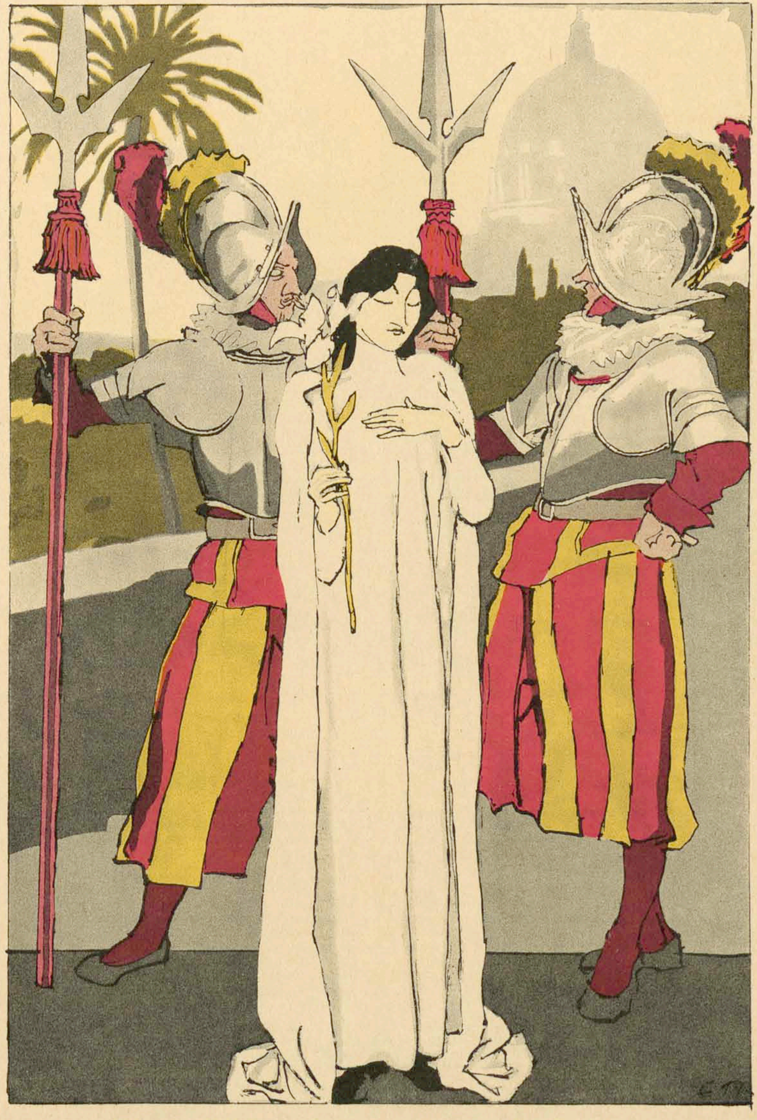
„Ich bin doch nicht umsonst in Hollywood gewesen — ich habe bei Emil Jannings Tee getrunken."

Stuttgart, 15. April 1929 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 3

SIMPLICISSIMUS

Miß Kirchenstaat

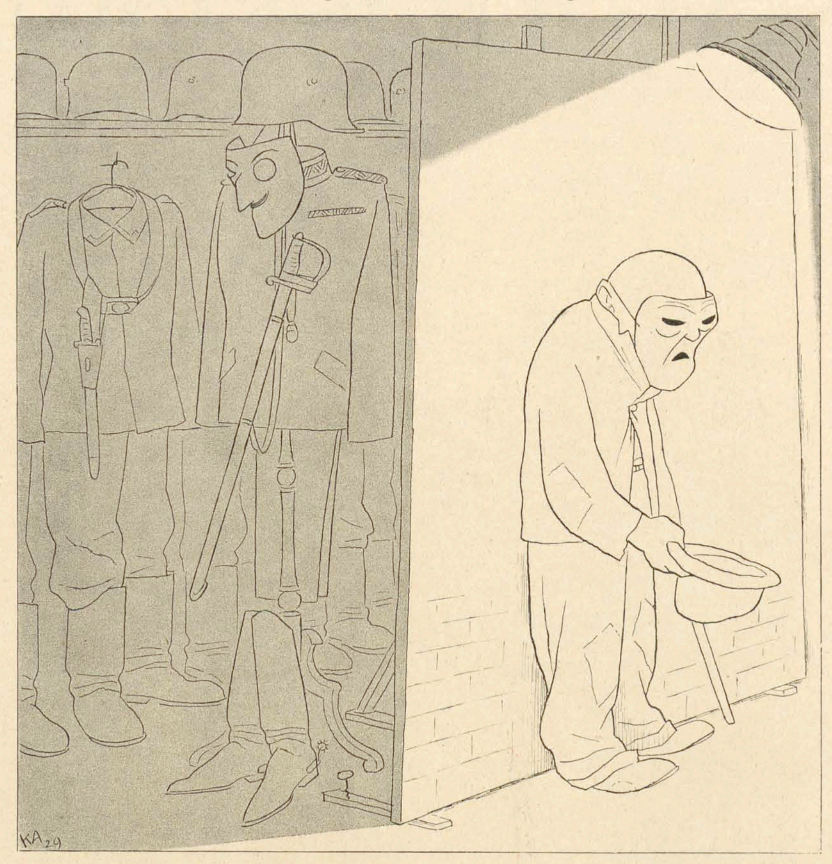
(Zeichnung von E. Thöny)



Die neuen Untertanen des Papstes haben ihre Schönheitskönigin nach den strengsten Gesetzen von Zucht und Sittlichkeit gewählt.

Hugenbergs Auslandspropaganda

(Karl Arnold)



„Nun nach den Kriegsfilmen — — — Inflation kurbeln!"

Erlösende Taten

Dieser Tage — in einer Bar —
morgens so gegen dreie,
kam unsres Vaterlandes Gefahr
wieder mal an die Reihe.
Es saßen da auf hohem Stuhl
teils klügre, teils dümmre Herren,
und alle fanden, es sei ein Pfuhl,
in den wir geraten wären.

Die einen, mehr ein bißchen links,
die andern um so rechtser
befrugen die politische Sphinx
und taten männliche Ächzer.
Kurzum, es geh' nicht weiter so,
der Saustall gehöre entmistet,
man wisse zwar noch nicht wie und wo,
doch sei das Ereignis befristet.

Viel Whisky rann in jeden Hals;
da sprach der rechts mit den Schmissen:
Wenn nichts geschieht, ist's jedenfalls
auch nächstes Jahr noch beschissen!
Erst müssen mal tausend an die Wand —
(zehntausend! brüllte ein zweiter . . .)
dann haben wir wieder freie Hand —
das Pferdchen, das braucht einen Reiter!

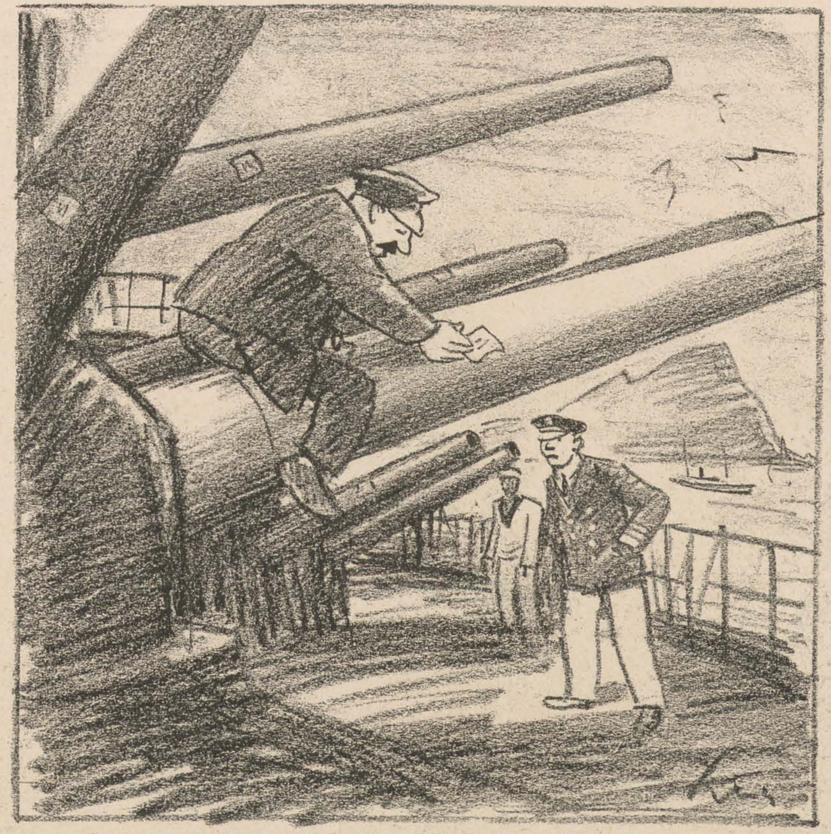
Die Whiskygurgeln machten stop,
der Mixer grinste betroffen;
es fand ein jeder doofe Kopp,
da sei ja noch zu hoffen.
Sie kippten gleich drei Runden noch
und krabbelten von den Stühlen.
Der Mixer sprach, zwar verblödet, doch
gestützt von echten Gefühlen:

Jetzt stelln sie sich selber an die Wand . . .
und einer näßt den andern —
das ist nun Dienst am Vaterland . . .
Man möcht' nach Australjen auswandern!

Peter Scher

Die Pleite in Europa

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



Der Pazifismus wird den europäischen Krieg nicht verhindern . . . aber der Gerichtsvollzieher.

Ein Treffer ins Fettherz

Die wohlbeleibten Freiheitsbeamten von der „Münchner Post" haben sich über Olaf Gulbranssons „zusammengesetzten Reichskanzler" in unserer Osternummer schrecklich alteriert. Aber das Pathos erregter Spießer steht ihnen ganz natürlich zu Gesicht.

Die Zahlabends-Genossen, die es nur zu gern haben, wenn Mutige und Begabte den noch dickeren Kapitalisten eins auswischen, werden zu empfindsamen alten Tanten, wenn der Genosse Reichskanzler, der Panzerkreuzer-Müller, ebenfalls von der Satire erfaßt wird. Ein amüsantes Theater.

Die Freiheitsbeamten, die sich schon mutig vorkommen, wenn sie die „M. N. N." immer mal wieder „Kuhhaut" nennen, sollten doch gerechter gegen den Simplicissimus sein, aus dem sie das ganze Jahr hindurch die Satire entlehnen, die allein ihre Abonnenten vor dem Einschlafen bewahrt. Wo blieben sie denn, wenn wir ihnen diese Stütze nehmen und sie damit zwingen würden, sich mit ihrem Haussatiriker zu begnügen, der — o München! — ein Angestellter eben jener „Kuhhaut" ist, die sie so tapfer bekriegen!

Zugleich mit dem Aufschrei über die mangelnde proletarische Salonfähigkeit des Simplicissimus veröffentlichen die Freiheitsbeamten einen Osterartikel jenes Kurt Eisner, dessen Mörder Arco seinerzeit von ihrem Chefredakteur Auer mit Freundschaftskuß und Rosenbukett für die vaterländische Tat belohnt wurde.

Das sind die nämlichen dicken Herren — nur jetzt noch etwas dicker —, die bei Ausbruch des Weltkriegs von Stolz gebläht einhergingen, weil der König Ludwig, wohl wissend, warum, bei seinen Fahrten in die Etappe einmal die ganze Restauflage der „Münchner Post" in seinem Auto mit hinausnahm.

Das sind die Vertreter des werktätigen Volkes in München.

Recht haben sie: Was fällt der Satire ein, ihre Pfeile nicht einmal vor dem königlich-sozialistischen Fettherz zurückzuhalten!

Lieber Simplicissimus!

Nachts gegen zwölf Uhr in der Neuhauser Straße fährt ein Radfahrer in schneidigem Tempo ohne Licht einem Schutzmanne sozusagen in die Arme. „Halt! Absteigen! Was ist's mit dem Licht?" erkundigt sich der Schutzmann und erwischt den Radler eben noch, um ihn zum Absteigen bewegen zu können.

Der Radfahrer: „Grad is mir ausganga, 's Liacht, Herr Wachmoasta!"

Der Schutzmann: „Waas? Sie haben ja gar keine Lampe!"

Der Radler: „Jessas, jatz' hab i die aa no' vagessn . . .!"

Kleinkunst

(Zeichnung von J. Mammen)



„Jetzt hörn wir noch die zu Ende — dann sind wir total verblödet und können uns wieder selbst genießen."

Versöhnung

Es ließe sich alles versöhnen,
Wenn keine Rechenkunst es will.
In einer schönen,
Ganz neuen und scheuen
Stunde spricht ein Bereuen
So mutig still.

Es kann ein ergreifend Gedicht
Werden, das kurze Leben,
Wenn ein Vergeben
Aus Frömmigkeit schlicht
Sein Innerstes spricht.

Zwei Liebende auseinandergerissen:
Gut wollen und einfach sein!
Wenn beide das wissen,
Kann ihr Dach wieder sein Dach sein
Und sein Kissen ihr Kissen.

Joachim Ringelnatz

Der Monokelschnaps und die Hunnen / Aus den Kriegserinnerungen eines bayrischen Infanteristen. Von Maurus Graf (Berg)

Es war im Spätherbst 1917. Wir lagen in den Vogesen. Erst waren es phantastische Gerüchte, dann wurde es Gewißheit — wir sollten an einem anderen Kriegsabschnitt eingesetzt werden. Niemand wußte, wo es hinging. Wir träumten abenteuerlich vom Bewegungskrieg im Osten. Den langweiligen Stellungskrieg hatten wir satt. Die Vogesen waren zu einer einzigen ungeheuren Kaserne erstarrt. Fröhlich zogen wir ab. Wie eine riesige, vielbeinige Schlange kroch der Heerhaufen über Hügel und Täler. Man bekam einen Begriff von der Masse Soldaten, die in den verschiedenen Formationen steckten, wenn man den Zug übersah.

Fremde Gesichter tauchten jetzt in unseren Reihen auf. Etappenschweine, die sich irgendwo weit hinter der Front auf Druckposten verkrochen hatten. Der Stellungswechsel unsrer Division hatte sie aufgescheucht. Meist waren das Schreiber aus besseren Kreisen. Die machten saure Gesichter in Reih und Glied.

Märsche kamen, unerhörte Reisemärsche, bei strömendem Regen, biwakieren in offenen Scheunen.

Trotz alledem, die Stimmung war zuversichtlich, wir sangen, tanzten mit vollgepacktem Tornister — und wenn es abends gar nicht mehr gehen wollte, kam die Regimentsmusik. Dann hoben sich die Füße von selbst in frischerer Gangart.

Wir lachten, wenn sich so ein verzärtelter Etappenbruder über wunde Füße beklagte. Ein Gefreiter war darunter, der hat sich gar nicht eingewöhnen können unter uns. Mit seinem roten Christusbart, seiner blassen Gesichtsfarbe und seinem hohen Wuchs ist er sofort aufgefallen. Stets war er gereizt und äußerst zimperlich. Dabei trug der Depp ein Monokel, hatte allerhand merkwürdige Utensilien wie Nagelfeilen, Toilettescheren und Spirituskocher! Das hat unsere Phantasie erregt. Gewiß war das einer von den ganz Großkopfeten, die in ihren Palästen so eifrig Hurra schrien. Ein witziger Zufall mochte den an die Front gespült haben. Schlitzohrig haben wir den fremdartigen Vogel betrachtet, obendrein hat er natürlich preußisch gesprochen. Wir haben ihn gleich „Monokelschnaps" getauft. Drollig war's, wenn der zeternd zum Sanitätsunteroffizier Kazinger gehumpelt ist und hat dem seine Blasen an den Füßen gezeigt. Der Kazinger ist ein kleiner, aber saukalter Niederbayer gewesen, der niemals Konzessionen an die Weichlichkeit machte. — „Was?" hat er ihn angeschnauzt, „nicht gehen kannst wegen dene Bläserln, Bürscherl, dees wer'n mir dir aber austreibn." Darauf hat er uns zugezwinkert und hat uns gefragt, ob denn die betreffenden Hintermänner dem Faulpelz nicht genügend in die Ferse träten. Es ist das eine beliebte Prozedur für Neulinge gewesen, und die hat auch dem Monokelschnaps geholfen.

Nach schweren Tagesmärschen sind wir so in Straßburg angekommen. Da wurden wir in Viehwägen gestopft, und hinaus ging's in Nacht und Nebel. Eine endlose Fahrt war das, saukalt zog der Wind durch die Wagen. Wir haben uns aneinandergeschmiegt, die Unterhaltung stockte, schlotternd und steif döste man dahin. Einmal ist ein Bahnhof aufgetaucht, Fackeln leuchteten, es war Metz. Jetzt wußten wir: es ging in die Hölle, nach Verdun. Monoton rasselte die Lokomotive in die Ewigkeit. Dann gerade im schönsten Dusel hat uns plötzlich ein ekelhaftes Geschrei peitschend aufgescheucht. „Raus!" hieß es, „rraus!", grelle Fackeln blendeten. Endlich hat jeder seine Klamotten beisammen gehabt, und wir sind marschbereit in der kalten Novembernacht draußen gestanden. Zerzaust und stocksteif sind wir dahingetorkelt. Von morgens vier Uhr bis nachts zehn Uhr marschieren, da sind die eingerostetsten Füße aber geschmeidig geworden. Manche sind abends so müde gewesen, daß sie auf ihre Abendration verzichteten. Einmal sind wir in einem verlassenen, vollständig kahlen Schloß einquartiert worden. Ein Rasttag und nichts Brennbares aufzutreiben, wir froren wie die nackten Hunde. Da hat einer die Bibliothek aufgestöbert, dicke Schweinslederschwarten moderten da — schnell packte jeder einen Arm voll, und ein Feuer prasselte davon und erwärmte angenehm. „Barbaren, Hunnen!" hat der Monokelschnaps in die Zähne gefletscht. Bis die Offiziere etwas merkten, war das meiste verbrannt.

Als wir dann in Aranci ankamen, war's höchste Zeit. Man hatte das letzte herausgeholt, jeden Augenblick ist einer hingefallen. Die Leute haben zu murren angefangen, aber der Major war ein alter Schwede, der hat seine Rasselbande gekannt. Gelobt hat er uns und alles mögliche versprochen, die Leute haben ihn laut beschimpft. Der Köpf Peter, das Kompagnieviech, hat ihn eine „Fahrkuh" genannt, das war sein Spitzname. Aber der Major hat das väterlichste Gesicht gemacht und alles überhört. Das ging uns wieder auf die Lachmuskeln, und wir sind eben weitergetippelt. In Aranci, einem zusammengeschossenen französischen Dorf, haben wir einige Tage verweilt.

Ruhe gab's natürlich nicht. Wir wurden auf Nahkampf dressiert. Der Major hat einige Leute herausgeholt, die haben es vormachen müssen. Wehe, wen es da traf! Die Schlaueren haben den Braten gleich gerochen und haben sich gedrückt. Klar, daß der Monokelschnaps hinaus mußte. Das ganze Bataillon hat im Halbkreis zuschauen dürfen. Herrgott, das war ein Gaudium, dem Major ist der Rotz von der Nase gehangen, sein Bart war vereist — und geschimpft hat er — — —! Der Monokelschnaps ist immer rappelköppischer geworden, und zuletzt ist ihm die Handgranate nach hinten aus der Hand geflogen. Gekracht hat's ganz nahe beim Major, aber nichts ist ihm passiert. Einen Seitensprung hat die alte „Fahrkuh" gemacht — alles hat direkt gelacht. Unseren Kompagnieführer hat er gefragt, was denn das für ein Hornochse sei. Der hat das Lachen verbissen und hat den armen Teufel mit dem Bemerken, daß er ein „Kunstgelehrter" sei, entschuldigt. Richtig: Kunstgelehrter war er in Zivil, der Monokelschnaps — ja, es gab eben allerhand seltsame Berufe bei den Großkopfeten!

Gelernt haben wir dabei natürlich nichts. Eine so verstockte Herde ist wie Lehm, kannst sie kneten und walken wie du willst, es bleibt Lehm.

Später haben wir dann in der zweiten Linie

schanzen müssen. Das war so eine Abhärtungstortur, die werd' ich mein Leben nicht vergessen. Endlich waren wir reif für die vorderste Linie. Mit Sturmgepäck ging's vor. An der Höhe 310 lag neben dem Bahndamm ein ausgebrannter Eisenbahnzug. Unheimlich hat uns das Ungetüm in der Dunkelheit angeglotzt. Ekelhaft haben auch die Pferdekadaver ausgeschaut, die herumlagen, aber das Schönste ist schon der Bahndamm gewesen, auf dem wir vormarschierten.

Ein Granatloch an dem andern, und am Boden der zusammengeschossene Drahtverhau, an dem man immer hängen blieb. Jeden Augenblick hat einer einen saftigen Fluch ausgestoßen und ist im Dreck gelegen. Einer hat mir meine schönen Gamaschen gestohlen, so daß ich meine Füße mit Sandsäcken einwickeln mußte. Der Seitz Toni hat gleich den Verdacht auf den Monokelschnaps gelenkt, nur der konnte so hundsgemein sein! Aber ich hab' das nicht geglaubt.

Der arme Teufel ist hinter mir gelaufen und hat gestöhnt wie ein altes Weib. Ich hab' ihm das Gewehr abgenommen, aber wie er sich dann an meinen Waffenrock angehängt hat, ist mir der Atem ausgegangen. Ich hab' nach dem Sanitäter geschrien — der Monokelschnaps ist in ein Granatloch gefallen. Der Dreck ist ihm ins Maul gelaufen — bockbeinig wollte er da liegen bleiben. Der Sanitätsunteroffizier Kazinger ist fuchsteufelswild zurückgekommen. Neugierig war ich, was er mit dem anfangen wollte. Aber der Kazinger hat kurzen Prozeß gemacht. Die „Genagelten" hat er ihm schon so in das Sitzfleisch gesetzt, daß der Monokelschnaps wie eine fauchende Katze aufgesprungen ist. „Hunnen!" hat er hinausgebrüllt. Der Kazinger hinten drein mit Fußtritten. So eine Roßkur hätte selbst einem Toten auf die Füße geholfen. Der Monokelschnaps ist gelaufen, wie wenn ihm Pfeffer im Hintern gesteckt hätte.

Ein Berg ist in der Dunkelheit aufgetaucht, das war der Hardomont, da mußten wir hinauf. Unbeschreiblicher Morast war zu durchwaten. Mancher hat die Stiefel nicht mehr herausgebracht aus dem Lehm und ist in Strümpfen getorkelt. Der Franzos muß es gerochen haben, daß die bayrische Ersatzgarde daherwatschelt; hergefetzt hat er, daß der Dreck nur so herumspritzte. Mein Vordermann ist lautlos umgefallen, er muß einen Granatsplitter bekommen haben. Keiner hob ihn auf, alle sind darübergestolpert.

Vor einem Fuchsloch haben wir haltgemacht. Da ist unser Zug auf allen vieren hineingekrochen, einer hinter dem andern. In ein schönes Dreckloch sind wir da hineingeraten. Man konnte nicht aufrecht stehen — Schlamm bis über die Knie und kein Platz. Bretter lagen auf dem Dreck, da haben wir Stahlhelm und Zelt darauf gelegt und uns so einen trockenen Sitz hergerichtet. Hinten am Ausgang war anschließend noch ein Loch, abwärts führend. Da schwammen elf tote Franzosen im Morast, und die Ratten sprangen unheimlich frech daran herum. Es hatte noch sein Gutes, daß wir so eng aufeinandergepfercht waren, sonst wären wir noch erfroren auch. Kein Feuer, kein Wasser zum Waschen! Das einzig Annehmliche war der heiße Tee mit viel Frontrum, den wir nachts zu saufen bekamen. Die übrige Menage kaltes Büchsenfleisch und „Barras" — wie wir das Kommißbrot nannten. Bei Tag hat sich keiner herauswagen dürfen, die feindlichen Flieger sind so tief geflogen, daß sie jeden Kopf sehen konnten. Die Notdurft mußte auf Schaufeln hinausbefördert werden. Man kann sich eine Vorstellung machen, wie da die Eingänge ausgeschaut haben, wenn man auf allen vieren hinauskroch. Aber was hält der Mensch nicht alles aus — in diesem Loch haben wir von Knie zu Knie Zelte gespannt und Karten gespielt, ja, gesungen haben wir. Ein Erzählen und Debattieren ging los wie im gemütlichsten Wirtshaus, dabei hat der ganze Berg nur so gedröhnt von dem Geschieße. Sachlich und mit Ruhe haben wir festgestellt, daß der kleinste Volltreffer uns allen den Garaus machen würde. „Der Franzos, wenn käme — wehren können wir uns nicht. Die Gewehre voll Lehm, die Handgranaten verdorben, und rühren kann sich auch keiner", hat der Zugführer gesagt. Obendrein waren wir wie abgeschnitten, keiner wußte, wo die anderen Kameraden steckten.

Mit noch zwei Kameraden habe ich da bei Nacht hinausgemußt, den toten Vordermann zu begraben. Wir haben den armen Teufel in ein Granatloch geworfen und etwas Lehm daraufgepatzt. Dann haben wir uns in die Hände geschifft, daß wir den ekligen Lehm wegbrachten. Eine scheußliche Gegend lag vor uns, der blutrote Himmel hat alles schauerlich beleuchtet. Unten vom Tal her hat ein Wassertümpel geblitzt — das war der Vauxteich, aus dem die Köche unser Teewasser geholt haben. Wieviel Leichen mögen da drin verfault sein — uns hat der Tee aber gut geschmeckt. Drüben auf den kahlen Höhen sahen wir die Trümmer der sagenhaften Forts Vaux und Douaumont. Wir haben nicht lange geschaut, die Granaten sind uns ungemütlich nahe auf den Leib gerückt.

Die Witwe des Begrabenen hat später die übliche Mitteilung vom Heldentod ihres Mannes erhalten, von einem richtigen Grab mit Kreuz hat man ihr erzählt. Die Gute wird Besseres zu tun gehabt haben als die traurigen Überreste einmal aufzusuchen. Ein Volltreffer hat ihn bald darauf zerfetzt und im Schlamm verstreut.

Tag und Nacht hat der Franzos getrommelt mit seinen Batterien. Der Regimentsstab hat eine Ordonnanz geschickt, die hat uns gefragt, warum der Franzos so unbändig schießt — da sind wir aber wütend geworden. Saugrob haben wir den Boten angeschrien, „ob der Stab vielleicht glaube, daß uns der Franzos eine Anzeige herüberschicke". Ein Vorgefühl der wirklichen Gefahr ist uns aufgedämmert. Bissig ist über die Stäbe losgezogen worden, die hatten uns da in ein schönes Nest hereingelegt.

Die Gemütlichkeit ist uns aber vollständig vergangen, als eines Nachts ein Kamerad in unser Loch hereinkroch, im Eingangsschlamm liegen blieb und vor Entsetzen immer nur die Worte „Verschüttet — verschüttet" herausstotterte. Wehleidig hat er ausgeschaut. Der Gietl Martin, ein ganz kalter Brocken, hat noch gelacht und zu ihm gesagt: „Rindvieh, z'weg'n dem brauchst dir doch den Dreck nicht ins Maul laufen lassen — steh auf und red'." Schluchzend gab der jetzt den Tatsachenbericht. In einem tiefen Stollen, ganz nahe bei uns, ist er mit etlichen Kameraden gelegen, da hätten sie plötzlich einen ohrenbetäubenden Kracher ganz dicht einschlagen gehört und darauf ein Schreien und Stöhnen — den Monokelschnaps habe man da heraus gehört, der hätte wie besessen gebrüllt. Keiner habe sich bei dem furchtbaren Feuer herausgewagt, endlich habe er das Gestöhn nicht mehr hören können, und da sei er gekommen! — Da gab's kein Warten mehr. Wir Jüngeren haben schnell die Spaten gepackt und sind hinaus. Richtig, ganz nahe war ein tiefes Granatloch, da hat man die Unglücklichen gehört. Wie die Wilden haben wir gegraben, bis wir einen Schacht zu den Verschütteten hatten. Eine Taschenlampe wurde in die Höhlung gesteckt, da haben sie Lebensgeister bekommen. Leider hat sich herausgestellt, daß der vorderste Mann tot war, und gerade der ist so in Balken eingeklemmt gewesen, daß die Lebenden hinten nicht heraus konnten. Fieberhaft wurde daran gearbeitet, aber der Tote war nicht herauszubringen. Das hat der Gietl nicht mehr ausgehalten, seinen Spaten hat er ausgezogen — dem Toten hätte er damit die Füße abgehauen. Wir haben ihn jedoch überredet und den Toten mit einigen verknüpften Zelten festgebunden. Alle haben daran gezogen. Geknackst hat er und länger ist er auch geworden, der arme Teufel — auf einmal hat es einen Ruck gegeben, alle sind wir im Dreck gelegen, aber heraus war er. „Ein solches Kälberziehen hab' ich auch noch nicht erlebt", hat ein Bauer gesagt. Jetzt ist's leicht gegangen mit der Bergung der Überlebenden. Zuletzt haben wir den Monokelschnaps herausgezogen. Der muß seinen Verstand verloren haben. „Hunnen — Tiere — Bestien —," hat er uns geschimpft, „verrecken wollt ihr mich lassen, diese Bayern, nie, nie werde ich diese Bestien vergessen." — „Halt doch dein Brotladen", hat der Gietl gemütlich gesagt. „Depp — kommst ja ins Lazarett." Ich sehe es noch, wie ihn zwei Kameraden zurücktransportierten. Die Hose hat er voll gehabt von dem Schrecken! Er ist nicht mehr gekommen zu uns — der hat genug gehabt!

Aus allen möglichen Schlupfwinkeln sind jetzt Kameraden aufgetaucht — überall die gleiche Not — Verschüttete und Tote.

Das Trommelfeuer ist zu einem unerhörten Getöse angeschwollen. Der alte Major hat den Franzosen eine Faust hinübergemacht, aber der hat darauf keine Audienz gegeben. Alle wären wir verloren gewesen, aber die „alte Fahrkuh" ist halt doch unser Vater gewesen. Ja, einzig unserem Major haben wir es zu verdanken gehabt, daß wir abgelöst wurden. Beim Rückmarsch sind uns die Brüder begegnet, die uns ablösen mußten. „Schön, sehr schön", haben wir zu ihnen gesagt, „ist's vorn." Sie sind direkt ins Verderben gestürzt. Alle sind teils tot geblieben, teils zu Gefangenen gemacht worden. Der Franzos war eingebrochen.

Unser Major aber ist abgesägt worden. Man hat erzählt, daß er beim General geradezu geprahlt habe, wie seine Leute davonliefen. „Den Krieg haben wir verspielt, weil s' den Major heimgeschickt haben. Der hat auch den großgeschädelten Stäblern gegenüber Schneid gehabt!" so haben die einfachen Soldaten gesagt.

Den Monokelschnaps aber, den hab' ich nach dem Krieg wieder getroffen — beim Tietz war er Bücherverkäufer. Etwas zerzaust und recht nervös hat er ausgeschaut — gar nicht großkopfet! „An den Nerven sind die Hunnen schuld", hat er mir gesagt. Ich hab' es ihm ausgeredet und hab' gesagt, daß das von der Bildung käme. Gleich hat er mich da wütend angefeixt, aber ich hab' mich schnell vertrollt — — —!

Winziges Lenzabenteuer

Ach, zwischen Lu und Fritzen
gab's wieder einmal Zank.
Da ließ er schnöd sie sitzen
im Wald auf einer Bank.

Er säuselte von hinnen
in rabenschwarzem Groll.
Lu ließ die Zähren rinnen
und schielte seelenvoll.

Denn nämlich auf dem Pfade,
der dicht daneben war,
erschien nunmehr gerade
ein andres Hosenpaar.

Und in demselben steckte
ein strammes Surrogat,
das Tröstliches bezweckte,
indem es näher trat.

Es sprach so warm beflissen
und war so hübsch gebräunt.
Lu lauschte hingerissen
dem edlen Menschenfreund.

Was ist noch viel zu sagen?
— Der Fremdling, tatenfroh,
hob, ohne Fritz zu fragen,
flugs ab sein Bankdepot.

Ratatöskr

Wir bitten die Leser, sich bei Bestellungen auf den „Simplicissimus" beziehen zu wollen.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Redaktion: Hermann Sinsheimer, Peter Scher.** Verantwortlich für die Redaktion: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Der Mäzen

(Zeichnung von M. Frischmann)



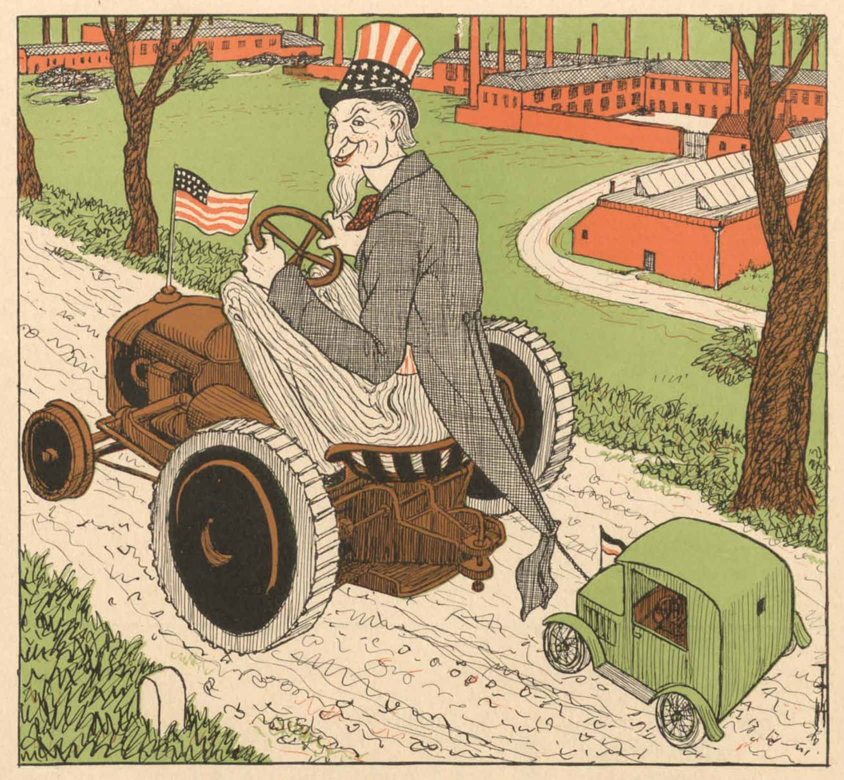
„Vorschuß hat der Chef abjelehnt — aber dafür hat mir der Redaktionsdiener 'n Darlehen uff's Honorar jeje'm."

Aus Wien

Elektrische vor der Oper. Im Wagen eine Mutter mit ihrem Sprößling — beide echt Wien-Ottakringer Blut. Der Bub kniet auf der Bank, die Nase gegen die Fensterscheibe platt drückend. Der Bub brüllt: „Mutta, wos is dees fir a Haus?" — „Die Oper." — „Mutta, was machen s' denn da drin?" — „No singen und tanzen." — „Mutta, wer schofft's ihna denn?" Beifallsgemurmel der Fahrgäste.

Amerika in Deutschland voran!

(Th. Th. Heine)



Am deutschen Wesen wird die Welt genesen.

Umgang mit Menschen

Als Trakischke nach Büroschluß am Bahnhof Kochstraße seinen Zug bestieg, fragte ihn ein stämmiger Kerl, der an der Türe stand, ob das der Bahnhof Friedrichstadt sei. Der Bursche, seinem Aussehn nach ein Transportarbeiter oder etwas Ähnliches, hatte einen sitzen, und sein bißchen Orientierungssinn war zum Teufel. Trakischke, durch die plötzliche Frage ein wenig verwirrt, sagte ja statt nein, im nächsten Augenblick aber schon, allerdings hatte der Angetrunkene einen Fuß bereits auf den Bahnsteig gesetzt, entschuldigte er sich. „Verzeihn Sie," sagte er höflich, „das ist erst der Bahnhof Kochstraße. Die nächste Station ist Friedrichstadt." Der torkelnde Bursche zog seinen Fuß zurück, ein Schaffner gab ihm einen sanften Schubs und schlug hinter ihm die beiden Türflügel zu. „Dämlicher Affe," sagte der Bursche zu Trakischke, der in unmittelbarer Nähe der Tür Platz genommen hatte, „du weeßt ja jar nicht, wo du bist. Steigst ein, du olles Kamel, und weeßt jar nicht, wo du einsteigst. Dann halte doch die Schnauze, Hornochse, dämlicher, wenn du nicht weeßt, wo sie dir rausjelassen haben. 'n Berliner kannst du nicht sint, sonst wärst du nicht so duslig."

Trakischke reagierte nicht auf die Beschimpfungen, lächelte nur ein bißchen verlegen und begann oder wollte in einem Buch zu lesen beginnen, das er aus seiner Aktentasche hervorgeholt hatte. Der Betrunkene hielt sich mit der Linken an einer Messingstange fest, und mit der Rechten klopfte er Trakischke auf die Mütze. „Du kannst lesen, so ville du willst," lallte er, „duslig bleibste doch. Du kannst dir for Jeld sehn lassen, so duslig bist du." Die andern Fahrgäste amüsierten sich. Der Zug fuhr in die Station Friedrichstadt, aber jetzt hatte es der Bursche gar nicht so eilig mit dem Aussteigen, und er sagte Trakischke noch eine und noch eine Grobheit. „Mensch, halt schon die Klappe", rief ihm ein Fahrgast zu, „und mach', daß du rauskommst." Nun stapfte die Großfresse aus dem Zug, drehte sich aber nochmals um und sagte zum Abschied: „Mit dir, du oller Affe, rechne ich noch ab wegen deiner Dusligkeit. Und lach' nicht so dreckig, du Rindvieh, du dämliches."
Als der Zug weiterfuhr und die heiteren Mienen der Fahrgäste wieder erstarrten, wurde Trakischke von seinem Nachbarn angesprochen. „Ich begreife Sie gar nicht," sagte er, „daß Sie sich das alles haben an den Kopf schmeißen lassen von dem Kerl."

„Ach du lieber Gott," seufzte Trakischke, ohne von seinem Schmöker aufzublicken, „mir ist so etwas nichts Neues. Meine Frau ist auch eine Berlinerin."

Joseph Adler

Lieber Simplicissimus

Müllers haben einen niedlichen kleinen Kanarienvogel, dessen lustiges Trillern mich jeden Morgen, wenn ich das Fenster öffne, erfreut. Seit einigen Tagen ist es still geworden. Ich frage die kleine Müller, was los ist. Darauf sie: „Is abjeschafft. Wir ham jetzt Radio!"

•

Der Lehrer hatte vom guten Buch gesprochen. Als die Jungen in der Pause das Schulzimmer verlassen, muß er zu seinem Staunen die Bemerkung hören: „Weißte, Fritz, die woll'n uns bloß 'n Karl May verekeln!"

•

Bei der Entlassungsprüfung der Sonntagsschülerinnen war als Aufsatz zu schreiben: Mein Lebenslauf.
In einer Arbeit hieß es: Am 1. Mai komme ich aus der Schule; nun beginnt der Lebenswandel.

Das Monument / Von Bruno Manuel

Auf dem Platz vor der alten Kirche war sang- und klanglos ein Monument errichtet worden. Es stellte Löwen dar, deren ganze Leidenschaft darin bestand, zu schlafen.
Mich wunderte, weshalb ich über die Einweihung der Löwen kein Sterbenswort gelesen hatte. Möglicherweise werden nur Feldmarschälle eingeweiht, wohingegen Löwen — noch dazu schlafende — bloß aufgestellt werden.
Zufällig traf ich einen Bekannten vom Denkmaldezernat. Ich fragte ihn, ob er nicht der Ansicht sei, daß man die Löwen ruhig hätte einweihen können.
„Um Gottes willen," rief er, „bloß nicht! Ich wäre froh, wenn ich sie erst da weghätte."
„Nanu," fragte ich, „sollen sie dort nicht stehen?"
„Eigentlich schon. Ich habe sie nur zu früh aufgestellt. Es wurde übersehen, daß das Monument von der Kunstdeputation noch nicht genehmigt war."
„Wie ist das möglich?" fragte ich, „soviel Denkmäler sind doch nicht zu genehmigen."
„Haben Sie eine Ahnung. In unserem Schuppen stehen ein paar Dutzend unerledigt."
„Trotzdem glaube ich nicht, daß Sie die Löwen einfach wegnehmen können. Das wäre ein gefundenes Fressen für die Presse."
Der Dezernent kratzte sich den Kopf.
„Weiß Gott", seufzte er. „Aber was soll ich tun?"
Ich fragte ihn, ob man nicht der Kunstdeputation das Denkmal einfach unterschlagen könnte. Es stand in einer Gegend, wo Deputierte niemals hinkommen.
Dagegen hatte der Dezernent eine Abneigung.
„Das kommt deshalb nicht in Frage," glaubte er, „weil sie die Zeichnungen besitzt. Demnächst wird sie sich schlüssig werden."
„Lassen Sie trotzdem das Denkmal ruhig stehen," sagte ich, „und wenn man es sucht — Sie wissen von nichts."
Der Dezernent wiegte unschlüssig das Haupt.
Aber an dem Tage, als die Kunstdeputation über die Löwen schlüssig werden wollte, meldete er sich krank. Er litt an Unwohlsein. Ihm war wirklich übel geworden bei dem Gedanken, die Kunstdeputation würde sich totsuchen.
Aber die Kunstdeputation suchte sich nicht tot. Als das Denkmal im Schuppen nicht zu finden war, meinte sie, man könne zur Not auch aus den Zeichnungen sehen, was damit los sei. Kunstdeputierte können das.
Sie erkannten auf Anhieb, daß es ein brauchbares Stück war. Und weil auch der Umstand, daß es aus Basaltlava bestand, ungeteilten Beifall fand, wurde es genehmigt.
„Ich denke," sagte der Vorsitzende seelenruhig, „wir lassen schon immer die Fundamente legen. Denn über kurz oder lang wird es gefunden."
Als die Arbeiter an Ort und Stelle eintrafen, entdeckten sie, daß dort schon ein Denkmal stand. Genau an der gleichen Stelle. Ihre Verwunderung war so groß, daß sie auf alle Fälle erst mal frühstückten. Das taten sie mit Ausdauer. Erst als die Inangriffnahme der Arbeit nicht länger hinauszuschieben ging, schritten sie um das Denkmal herum und nahmen Maß, ob dort noch ein zweites Platz hätte. Aber zwei Denkmäler hintereinander wären nicht nach jedermanns Geschmack gewesen. Überdies hätte kein Mensch mehr in die Kirche gelangen können.
Deshalb gingen die Arbeiter unverrichteter Dinge nach Hause.
„Das mit dem Denkmal hat seine Schwierigkeit", meldeten sie.
„Was für eine Schwierigkeit?" fragte die Kunstdeputation. Es konnte doch nicht schwerfallen, ein Denkmal von normalem Umfang auf einen genügend großen Platz zu stellen.
„An sich ginge es schon", sagten die Arbeiter. „Es stehen aber dann zwei Denkmäler da."
Die Kunstdeputation wollte die Ursache kennenlernen, weshalb dort bereits ein Denkmal stand. Aber der Dezernent litt an einem Unwohlsein.
„Auf alle Fälle muß das alte weg", befahl sie. „Da hat kein anderes Denkmal zu stehen!"
Die Arbeiter handelten nach Vorschrift, trugen Stein auf Stein ab und fuhren damit in den Schuppen.
Der Schuppen war, der vorgerückten Stunde wegen, verschlossen und kein Schlüssel zu beschaffen. Also stellten sie das Denkmal auf den hinteren Hof.
Die Kunstdeputation suchte unentwegt.
Eines Vormittags stellte sie den Schuppen auf den Kopf und durchstöberte jeden Winkel. Deputierte sind aber alte Herren und drei Stunden eine ziemliche Zeit. Sehr natürlich, daß plötzlich jemand einen Augenblick ins Freie mußte — in den hinteren Hof.
Fast hätte ihn der Schlag gerührt.
„Ist das die Möglichkeit," rief er fassungslos, „hier steht es! Darauf soll aber ein Mensch kommen!"
Unverzüglich wurde das Denkmal wieder aufgestellt — und diesmal sogar eingeweiht.

Kleine Sensationen

Een Frihling ohne 'n kleenen Lustmord is nich scheen —:
det is denn jar keen richtja Frihling in Berlin!
Denn jehste Sonntachs so bei Mutta Jrien,
denn mechtste ahmds in deine Zeitung lesen,
ob det valleicht det langjesuchte linke Been
von die jewisse Trude Schulz jewesen,
wat Fritze da an'n Boom hat bammeln sehn!

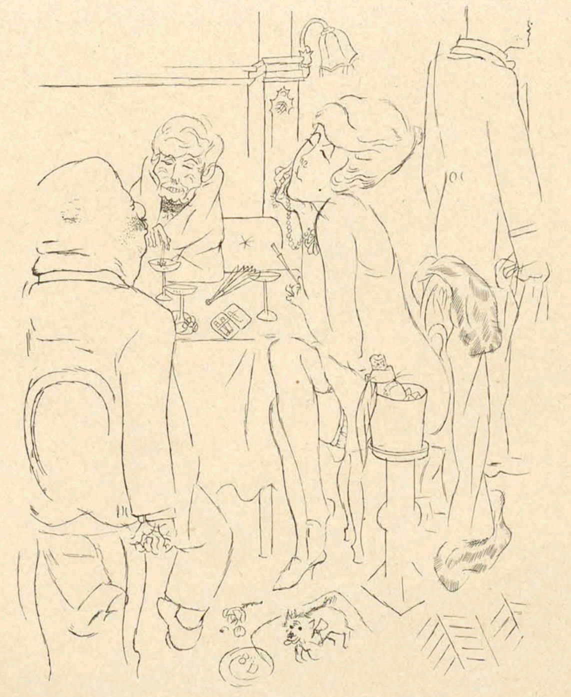
Und denn — wie könntste dir von wejen Packpapiean,
die du an't Ufa findest, intressian,
wird nich ooch mal een Rumpf mit rosa Hemd
in eene braune Schachtel anjeschwemmt?!
Und wird nach sowat nich drin rumjefischt,
denn bieten mich die Havelseen nischt!

Kiek: det belebt det Bild, jibt Farbe und Bewejung,
und wennste dir det vorstellst, schudert's dich!
So kommt det Blut so'n bißken in Arejung —
und jrad in'n Frihling brauchste sowat — nich??

Karl Kinndt

Die Stimme des Blutes

(Zeichnung von George Grosz)



„Einen Juden als Freund — warum nich? Aber heiraten? Niemals! Ich muß meine Familie rein halten."

Ta—jen / Von Maré

Vor mir auf der Straße geht Ta—jen.
Ich weiß nicht, ob sie so heißt, ich nenne sie aber so.
Ta—jen hat ganz schlanke Beine wie eine Gazelle, Augen wie der zunehmende Mond, der oben schräg am Himmel steht, und ihre Füßchen klappern auf den harten Steinen mit den spitzen Absätzchen, wie so kleine Füße von zarten Chinesenfrauen eben klappern müssen.
Sonst ist meine Schöne stark europäisiert. Sie hat einen Nerzmantel mit Bisamkragen an, der oben den Hut und unten die Kniekehlen verdeckt. Sie trägt Eidechsenschuhe, eine Handtasche aus Schlangenhaut und Handschuhe aus Renntierfell. Unter dem Arm trägt sie einen seidenen Regenschirm mit Perlmuttkrücke.
Ich gebe zu, daß dies unter gewöhnlichen Umständen den Zauber stark beeinträchtigt, aber ich habe mehrere Glas Bockbier getrunken, und ich setze mich großzügig darüber hinweg und konzentriere mich scharf auf das Chinesische an ihr: Auf die Augen, die schwarzen Lackhaare und den kleinen kamelienroten Mund.
Ich gehe hinter ihr her und dichte:
„Ta—jen, deine Haare sind süßer als der Duft des Jasmins im Licht des zunehmenden Mondes —"
Ich gehe so dicht hinter ihr, daß sie mich manchmal mit dem Schirm, der unbekümmert nach hinten ragt, sanft in die Weichen stößt.
Aber das ficht mich nicht an, ich empfinde das Pieken wie eine sanfte Liebkosung. Es ist Frühling, oben schwimmt der Mond in durchsichtiger Dunkelbläue, alle Sterne glänzen wie Miniatursonnen, Ta—jen wandelt vor mir, und das Bockbier gibt mir Mut.
„Blume des Ostens," sage ich und beuge meine verlangenden Lippen herab zu ihren Lilienohren, in denen neckisch zwei Jadetropfen schimmern und baumeln: „Blume des Ostens, hebe die Wimpern von den Monden deiner Augen, denn hier harrt dein Geliebter, Ta—jen!"
Im Nu fährt sie wie ein Panther herum und sticht mich schmerzlich mit dem Schirm in den Bauch und schreit mich an: „Wat sah'n Se zu'n anstänjen Mechen, Sie ollet wollüstijet Patentekel? Osten? Osten, denken Se, ick bin so eene vom Schles'schen Bahnhof, wat, aus der Krautstraße? For fufzich Fennje? Herr, reizen Se mir nich, oder ick schlache Ihnen mit dem Schirm uff'n Deez, det Ihnen der Kopp aus 'n Rippen rauskiekt wie der Affe aus'n Käfig."
Der Mond und ich lehnen uns beide ohnmächtig an einen Baum.

Lieber Simplicissimus!

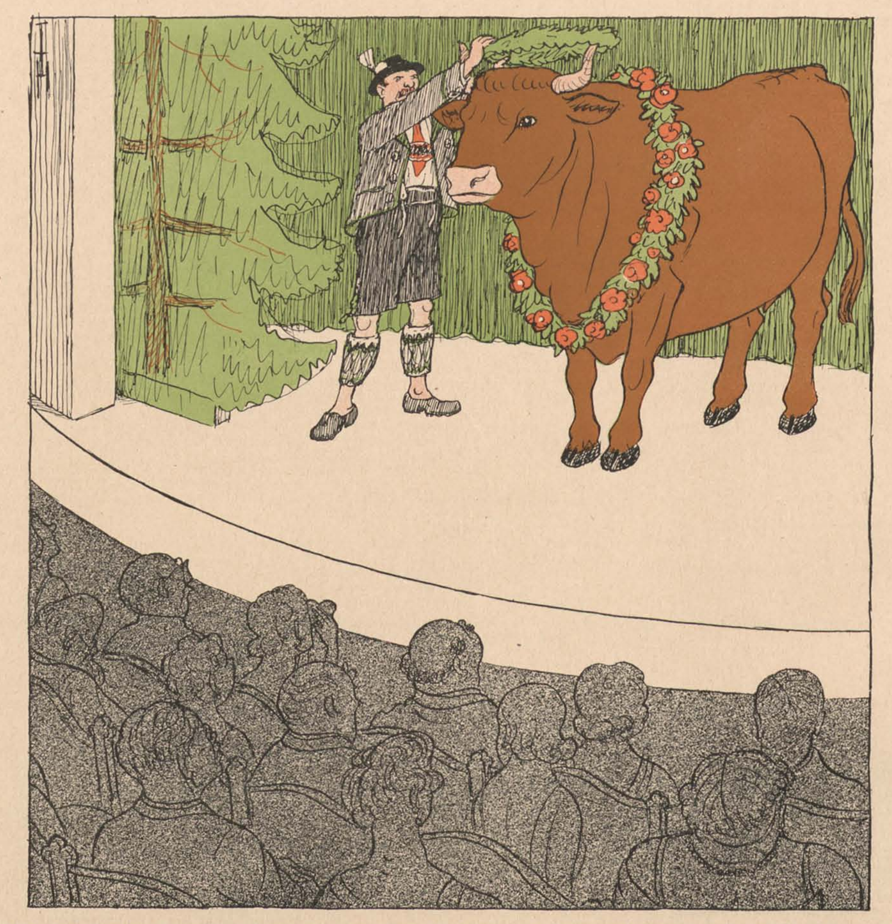
Als ein bekannter Berliner Komponist noch Musik-Illustrator bei der Ufa war, bekam er mitunter die entsetzlichsten Filme zum Illustrieren — und tat seine Pflicht. Aber eines Tages wurde ihm ein neuer Film vorgeführt, der alles Dagewesene an Kitsch übertraf. Und zugleich mit seinen Haaren sträubte sich sein künstlerisches Gewissen gegen die Vorführung dieses Machwerks.
Was tun? Sich bei den oberen Instanzen beschweren, hieß Scherereien und Unwillen verursachen und versprach keinen Erfolg.
Kurz entschlossen wandte sich der Musiker an die untergeordnetste Stelle der Ufa, an die Materialverwaltungsabteilung, mit folgendem Brief: „Ich benötige für die am kommenden Dienstag geplante Uraufführung im Ufapalast am Zo:

60 Panzerhemden und Blechhauben für das Orchester und 1 vollständige stich- und hiebfeste Ritterausrüstung für den Dirigenten."

Die Uraufführung des Filmes fand bis heute nicht statt.

Münchner Kultur

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Nach den Reinhardt-Festspielen finden zur allgemeinen Beruhigung im Prinzregententheater bodenständige Festspiele mit anschließender Prämiierung des größten Ochsen statt.

Vom Tage

Gibt es für demokratische Blätter eine größere Seligkeit als die, in gräflichem Unrat wühlen zu dürfen? Scheinbar nicht. Seit dem Grafenmord in Schlesien hat das „8-Uhr-Abendblatt“ wochenlang die Besinnung kaum auf Stunden wiedergewinnen können. Graf Christian gesteht! — Graf Christians Geständnis zweifelhaft! — Graf Christians Geständnis unwahr! brüllten Tag für Tag die größten Lettern, die man nur auftreiben konnte.
Welch ein Glück für Demokraten und Republikaner, feine Leute so familiär mit dem Vornamen anreden zu dürfen!
Berlin W. fühlte sich direkt verschwägert.
Und die Bildchen!
Die olle Gräfin, die Komtesse Mizzi, die Komtesse Pizzi, der Bruder, das Gewehr, das Nachtkästchen mit Inhalt, die Tabakspfeife des Ermordeten, die zuletzt getragenen Filzpantoffeln — alles wurde geboten.
Den Gipfel erklomm das „8-Uhr-Abendblatt“ aber doch erst am 28. März, als es das Porträt jenes Polizisten brachte, der als Erster am Tatort so tolpatschig herumnölte, daß er alles versiebte. Auch ein Prominenter!
Was kann man Berlin W. nun noch bieten?
Ich schlage vor: Porträt unseres Sonderberichterstatters X. Y., dessen Unfähigkeit noch wesentlich durch seine Geschmacklosigkeit überboten wurde, und der aus diesem Grunde ein Eilangebot von Hugenberg erhielt.

Trim

Lieber Simplicissimus!

Eine wahre Geschichte. Vorgestern abend auf dem Bahnhof von Kötzschenbroda wirklich erlebt! Auf den Zug nach Dresden warten zwei waschechte junge Dresdnerinnen. Ihnen nähert sich ein etwas angeheiterter Jüngling und macht Anknüpfungsversuche. Darauf eine der jungen Damen: „Gähn Se wägk, Sie Fädschedäbel!“
Der Jüngling: „Was sagen Se da?“
„Nu, gen'n Se geen Änklisch? Fädschedäbel heeßt Kemiehse!“
(Im Englischen heißt das schöne Wort „vegetables!“.)

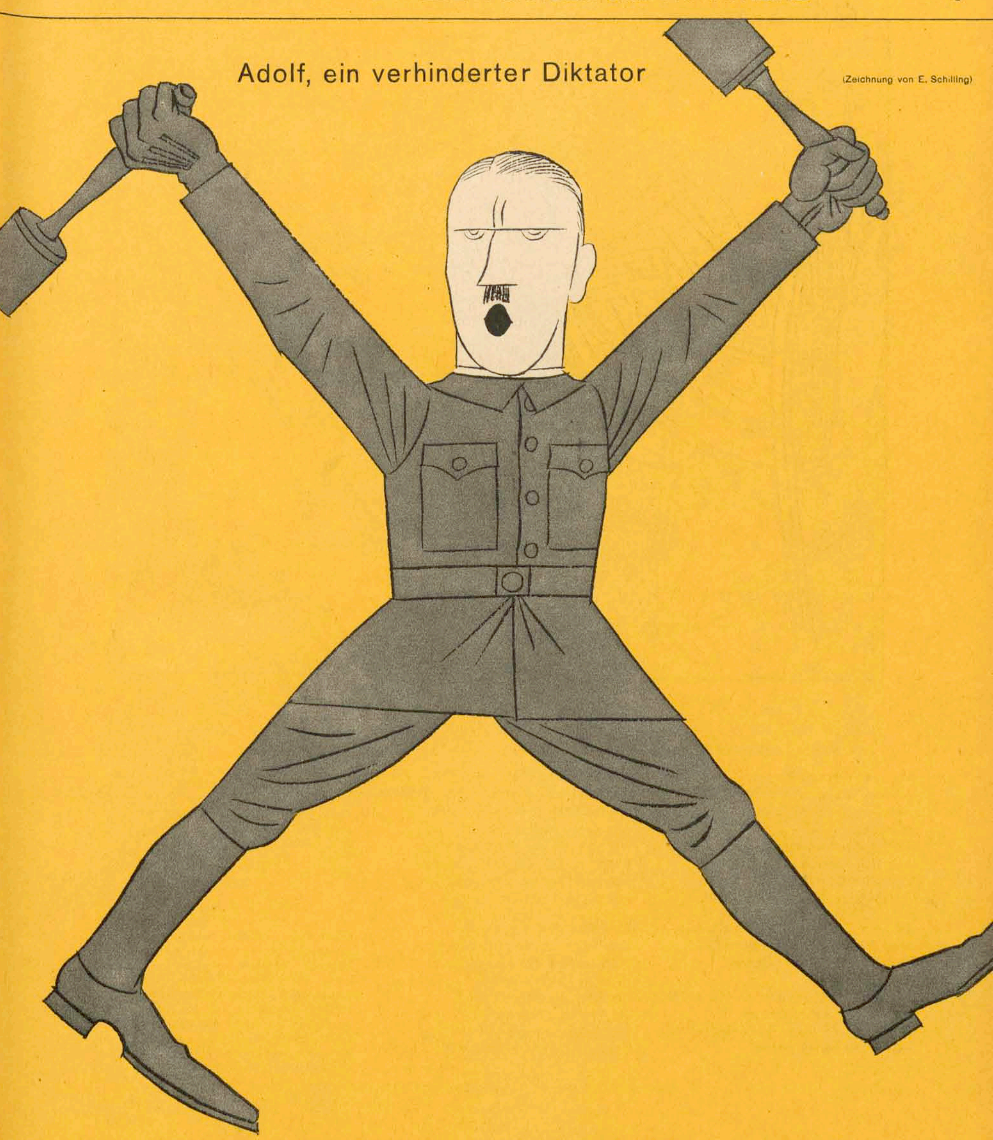
Stuttgart, 22. April 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 4

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Adolf, ein verhinderter Diktator

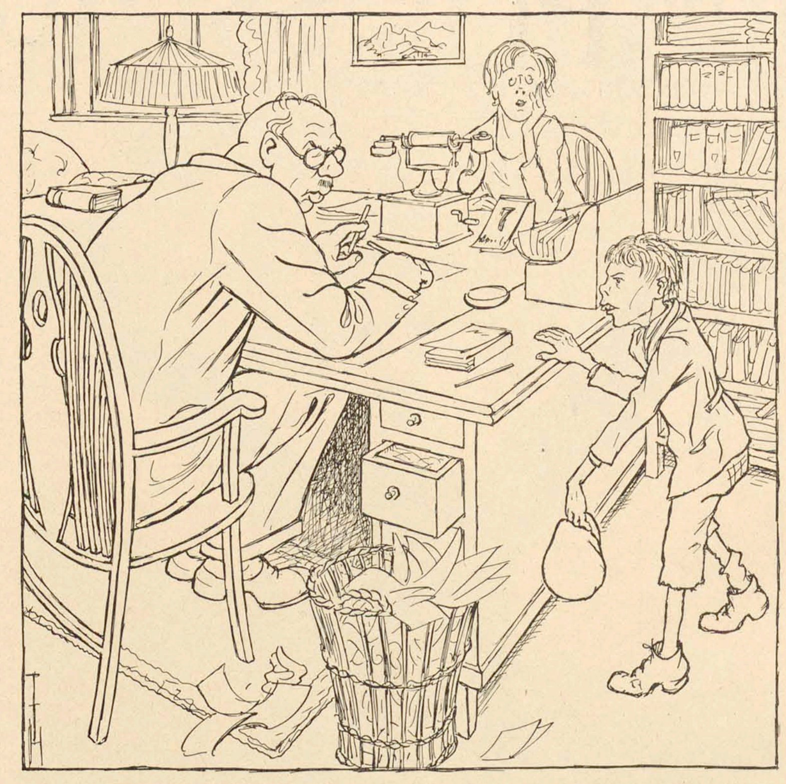
(Zeichnung von E. Schilling)



„Ich würde genau so gut sein wie Mussolini — aber die Behörden erlauben es nicht!"

Sensationspresse

(Th. Th. Heine)



„Vata hat Mutta'n mit's Beil erschlagen — wat zahln Se, wenn ick's Ihn' zuerst jebe?!"

Sparverein Eintracht

Wie und wo man ihn besah —
Nimmer ließ er sich bewält'chen
von den jammernden Gestältchen:
der Etat.
Manch ein Staatsmann, krank an Galle,
sah sich schon zu Fall gebracht,
explodierend mit Geknalle,
minus Auto, Schmus und Macht.

Da — welch Tönen, hört mal an —
wem ist es zuerst entfahren? —
plötzlich riefen alle: Sparen!
Also ran!
Welch ein Glück nach so viel Leiden!
Also geht's auf einmal an,
daß man „die Ressorts" beschneiden
respektive kürzen kann?

Sind die Pöstchen in Gefahr —
seht mal an — auf einmal geht es
mit der Kraft des Stoßgebetes,
was sonst ganz unmöglich war.
Wo sich alle gut verstunden:
Biegt uns den Etat nicht krumm!
plötzlich ham sie sich gefunden
und es geht auch andersrum.

Also diesmal sparn sie sich,
diesmal sparn sie sich zusammen.
Solln wir uns für sie entflammen?
Bitte — nich!
Der Etat, so oft verludert,
der Etat wird rosenrot
übermalt und angepudert.
Überschrift: Die deutsche Not.

Peter Scher

Vom Tage

Der fromme „Bayrische Kurier" berichtet in Nr. 86 von der Mittelmeerfahrt des Zeppelin: „Nach den bisher eingetroffenen Berichten muß die Fahrt traumhaft schön sein. Die Stimmung der Passagiere soll ans Delirium grenzen."
Nanu — gibt's das auch bei weltlichen Exerzitien?

•

Der olle ehrliche Hermann Bahr ist nun auch vom „Völkischen Beobachter" heilig gesprochen worden. Mit Recht. In den „Süddeutschen Monatsheften" finden wir folgende Äußerung von ihm: „Seit, wer Lesen und Schreiben gelernt hat, meint, darum auch schon vielbändige Romane, erotisch gepfeffert, auf den Markt werfen zu dürfen, ist echte deutsche Prosa sehr selten geworden."
Für diese echte deutsche Prosa hat er sogar Ludendorff-Segen verdient.

Lieber Simplicissimus!

Gelegentlich der „Ruwo" (Reichs-Unfallverhütungs-Woche) stellte ich meinen Schülern für den deutschen Klassenaufsatz das Thema: „Wie schützen wir uns vor Verkehrsunfällen?" In einem der gelieferten Aufsätze las ich dann folgenden Passus: „Viele Unfälle passieren auch durch die Kinder. Diese entstehen oft durch Fahrlässigkeit, Unachtsamkeit und Spielerei."

•

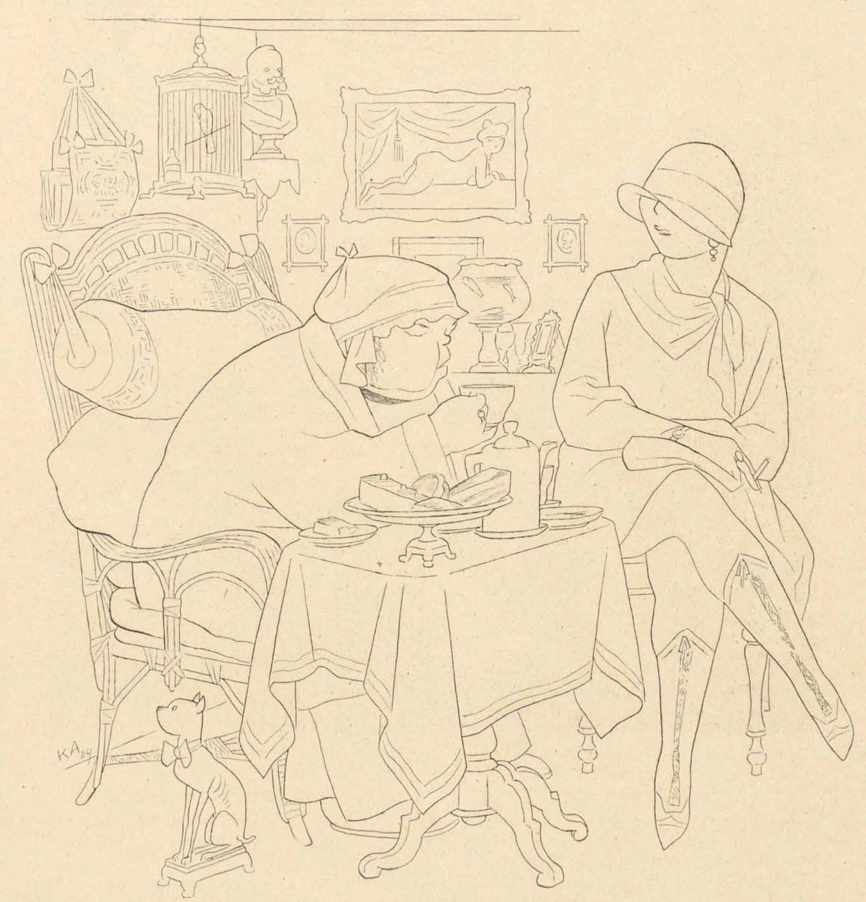
In einer Berliner höheren Mädchenschule wurde als Aufsatzthema gegeben: „Unterschiede des Mohammedanismus und des Christentums." Eine der eingelieferten Arbeiten schließt: „Der Mohammedanismus erlaubt seinen Anhängern, mehrere Frauen zu nehmen, während das Christentum dieses für seine Gläubigen verbietet, und die Ehe mit nur einer Frau vorschreibt. Letzteres nennt man Monotonie."

•

Der Kapellmeister spielt mit echtem Empfinden „Liebesfreud und Liebesleid" von Kreisler. Er spielt es wirklich hervorragend. Die Gesichter der Cafébesucher werden mit einem Male ganz anders. Viele halten den Kopf geneigt. Da plötzlich, mit dem letzten Bogenstrich, ertönt es laut und vernehmlich aus einer Ecke: „Du kannst sagen, was du willst, Schmeling trau' ich jetzt alles zu!" Und siehe, alles atmet sichtlich erlöst auf.

Strich-Else erzählt

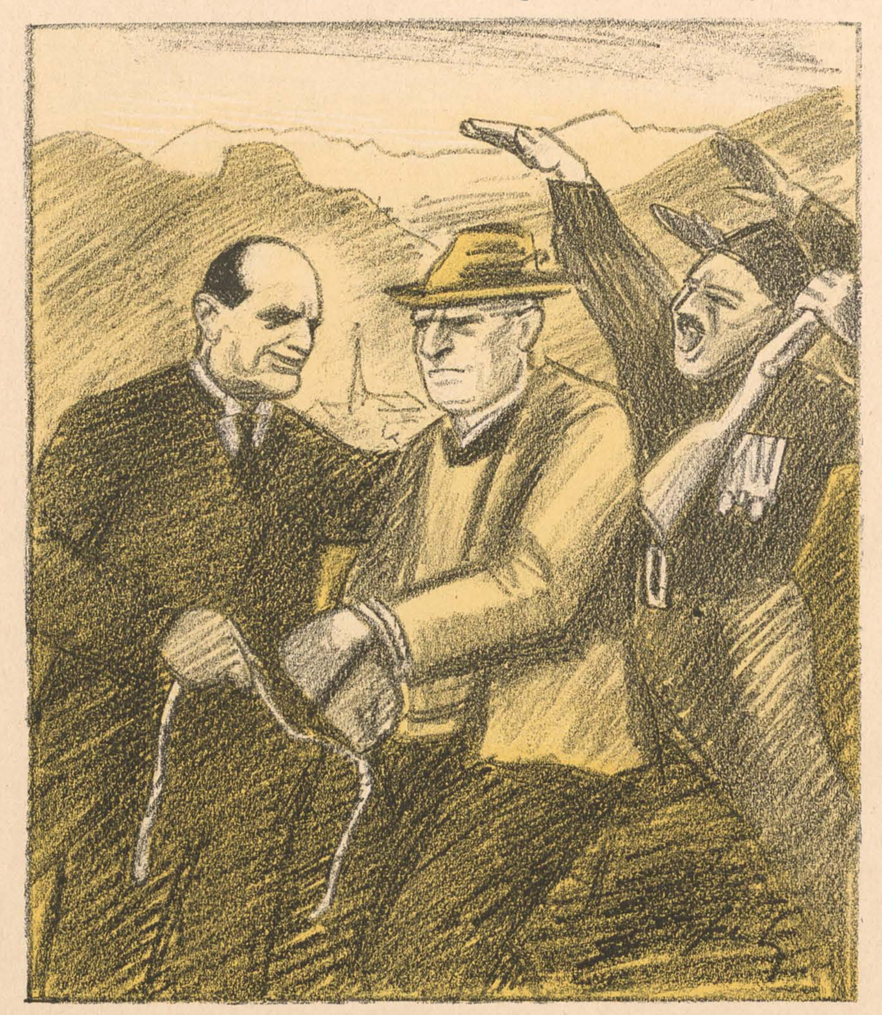
(Karl Arnold)



„Ja, Kleenes, wie icke noch bei't Jeschäft war, war pervers nur Sache des feinen Kavaliers — aba seit die Umwälzung valangt ooch der einfache Bürjer sein Recht!"

Der große Wahlsieg in Tirol

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Evviva, Alto Adige — — und besonders rechne ich euch an, daß ihr den Weg freiwillig zu mir gefunden habt!"

Ängstliche Zeiten

Ist denn das Behagen gänzlich
futsch und in ein Nichts verweht?
Aller Orten riecht es brenzlich,
wenn der Mensch die Nase bläht.

Außen, innen, oben, unten —
Pulverfaß an Pulverfaß.
Und man fragt sich unumwunden:
Gibt's noch irgendwo Verlaß?

Blick' ich als Familienvater
mittags auf mein Spiegelei,
grinst es tückisch wie ein Krater,
welchem nicht zu trauen sei.

Wird es plötzlich explodieren
samt dem friedlichen Spinat
und mich grün und gelb beschmieren,
was doch keinen Zweck nicht hat?

Ratatöskr

Lieber Simplicissimus!

Der kleine Robert betrachtet eingehend das Bild des jüngst verstorbenen Großpapas. Tiefbetrübt meint er: „Der arme Opa hat schon so früh sterbe gemußt!" Großmama weint gerührt bittre Tränen. Am folgenden Tage dieselbe Szene mit dem gleichen Erfolg. Am dritten Tage dieselbe Aufführung Roberts, aber Oma — reagiert nicht. Da wird Robert energisch: „Nanu, Oma, warum heulst du denn nicht!?"





Die Weisheit der Verwaltung

I

Im Bahnhof des westpreußischen Städtchens R. befindet sich folgendes Schild:

„Hunde, deren Mitnahme auf die Bahn beabsichtigt wird oder erfolgt ist, müssen getragen oder an der Leine geführt werden. Im übrigen ist das Mitnehmen von Hunden verboten.

Die Bahndirektion."

II

An jeder Chausseekreuzung in Preußen steht ein großer Stein, je eine Elle breit, lang und hoch. Auf den straßenseitigen Flächen sind Name und Entfernung des nächsten Dorfes angegeben. Eine gute Einrichtung.

Im Dorfe Boyadel liegt die Straßenkreuzung genau in der Mitte des Ortes. Natürlich steht ein Stein dort. Der Wanderer liest mit Staunen die zweiseitige Inschrift:

„Nach Boyadel 0,0 km."

(In Worten: Null Komma Null Kilometer.) Die Form muß richtig sein, und die Ausführung exakt. Auf den Sinn kommt es nicht an. Preußen voran, hurra, hurra, hurra!

Der Stolz der Nationen

Unvergeßlich wird mir bleiben, wie in dem Eisenbahnabteil damals ein Stockitaliener und ein Kerndeutscher über die relative Höhe ihrer Kulturen stritten. „Dante, Giordano Bruno, Michelangelo, Lionardo da Vinci", sagte der eine; „Luther, Kant, Goethe, Wagner" — der andere.

Sie erhitzten sich dabei so sehr, daß sie beinahe übereinander herfielen. Die Brust vom ganzen Stolz der Nation geschwellt, spielte der Italiener endlich seinen letzten Trumpf aus. — „Eure Kultur", sagte er, „in allen Ehren, aber eines müßt ihr uns lassen: wir hatten doch schon eine Schriftsprache und eine Literatur, als ihr noch in Bärenfelle gekleidet durch die Wälder lieft."

Der Kerndeutsche lächelte höhnisch: „Da irren Sie sich. Ihr lieft noch in Bärenfellen durch die Wälder, als wir schon eine Schriftsprache und eine Literatur besaßen. Ich bin nämlich Israelit."

„Damit können Sie mir nicht kommen," sagte der Stockitaliener, „ich bin auch Israelit."

K.

Lieber Simplicissimus!

Mein Freund, der Pastor, ist nicht nur ein liberaler Mann, sondern auch ein gewaltiger Redner vor dem Herrn. Kürzlich wurde er von einem biederen Kleinbürgerpaar zwecks Trauung in Anspruch genommen. Nach der Rede, die sich weniger mit den Evangelien, als mit den schönen Dingen dieser Welt befaßte, trat der junge Ehemann auf den Pastor zu und stammelte bewegt: „Meinen — — herzlichsten — Dank für die trostreichen Worte!"

Die Braut-Ehe

Aller Sexualkatastrophen Ende.

Von Dr. Stockham und H. B. Fischer. Eine Schilderung der heillosen Zustände des Geschlechtslebens als Folge der Unwissenheit. Neue Möglichkeiten zu ihrer Beseitigung. RM. 4.—. Gebunden RM. 5.—

Frauen und Mönche

Roman von Josef Kallinikow.

Das Animalische im Menschen, das Triebhafte, das keine Schranken kennt, das zur Raserei ausartet, ist von diesem großen, neu entdeckten russischen Dichter meisterhaft geschildert worden. Kallinikow ist unzweifelhaft einer der ganz großen erotischen Dichter. Das eigentlich Bewegende in diesem Roman ist die Liebe, die Liebe in all ihren Verzerrungen und Auswüchsen. In keinem Werk tritt die Erotik des Slaven so klar, so unverhüllt zutage. Das Buch ist nur in Deutschland vollständig erschienen.

In Rußland wurde der letzte Teil verboten.

2 Bände in Leinen. Ueber 1000 Seiten RM. 16.—.

Illustrierte Prospekte über Sexualwissenschaft, Kultur- und Sittengeschichte wollen Sie bitte kostenlos verlangen von

Heinrich Kymmel, Buchhandlung, Leipzig C I, Postschließfach 356

Das grausame Weib



Sexualpsychologische und pathologische Dokumente von der Grausamkeit und Dämonie der Frau. Von Dr. Joh. Birlinger.

Mit über 200 seltenen Illustrationen, Photographien u. farbigen Tafeln. Ganzleinen M. 25.—

Aus dem Inhalt:

Grausamkeit u. Sexualität. Männlicher und weiblicher Sadismus. Mitleid, Wollust und Grausamkeit. Unterdrückte Sexualität fördert die Grausamkeit. Der Garten der Qualen. Öffentliche Auspeitschungen und Exekutionen. Je raffinierter die Grausamkeit, desto besser usw. usw.

In der gleichen Ausstattung ist erschienen:

Das üppige Weib . . Ganzleinen **M 25.—**

Auf Wunsch liefern wir jedes Werk bei M. 10.— Anzahlung auch gegen Monatsraten von nur . . . . **M 5.—**

Die Anzahlung wird postsicherheitshalber nachgenommen.

Das interessanteste Buch der Gegenwart!



Die käufliche Liebe bei den Kulturvölkern

Von Kurt Moreck

400 Seiten stark, Lexikonformat, mit 350 seltenen, zum Teil farbigen Tafeln und Bildern

Ganzleinen M 38.—

Das Buch berichtet von Dirnen, Kupplerinnen und Zuhältern, von Kaschemmen, öffentlichen Häusern und anderen Liebesmärkten, von sittenpolizeilichen Gesetzen und Reglementierungsvorschriften, von Mädchen- und Kinderhandel, von Sadismus, Masochismus und anderen anormalen Trieben und deren Befriedigung durch das Unzuchtgewerbe. Kurz, alles, was sich um das ganze Liebesgeschäft dreht, findet hier seinen Niederschlag.

Das Buch sagt Ihnen alles, was Sie wissen wollen!

Zu beziehen gegen Voreinsendung oder unter Nachnahme des Betrages. Auf Wunsch liefern wir auch bei M 8.— Anzahlung gegen Monatsraten von nur . . . . **M 6.—**

Die Anzahlung wird postsicherheitshalber nachgenommen.

Das lüsterne Weib



Sexualpsychologie der begehrenden, schamlosen u. unbefriedigten Frau von Dr. Erik Hoyer

Ganzleinen M. 25.—

Aus dem Inhalt: Eva und die Schlange. Die neugierige Frau. Die begehrende Frau. Die unbefriedigte Frau. Die schamlose Frau. Die Freude am eigenen Geschlecht. Krankhafte Steigerung des Geschlechtstriebes usw. usw.

Das Werk enthält über 200 seltene, hochinteressante Illustrationen, Photographien und farbige Tafeln.

Auf Wunsch liefern wir dieses hochinteressante Buch bei M 10.— Anzahlung auch gegen Monatsraten von nur **M 5.—** ohne jeden Aufschlag. Die Anzahlung wird postsicherheitshalber nachgenommen.

DAFNIS-VERLAG, Abt. 7 D, LEIPZIG C1
Bezirk 93



Dein Körper

dieses einzige Gut, das Dir gehört, wird Dich durch Schönheit und höchsten Sinnengenuß erfreuen, wenn Du Gilmans „Kallipädie" liest und befolgst. Ganzleinen, reich illustriert, mit Geschlechtskurven M. 12.— Schon der Prospekt wird ein Erlebnis für Dich sein! Verlange ihn vom **Eos-Verlag Wien 18,** Sternwartestraße 18 gegen Einsendung von 25 Pfg. für den Versand in geschlossenem Brief.

Bücher für reife Menschen!



Aphrodite von Pierre Louys. Dieses kühne, größte Sittenbild ist ungezählte Male der Zensur zum Opfer gefallen, die es immer wieder, besiegt von seinem künstlerischen Werte, freigab. Ein Werk von ungeahntem Reiz. Kartoniert . RM. 3,— elegant gebunden . . . . . RM. 4,50

Die Kunst zu verführen von Marcel Barriere. Don Juan ist nicht gestorben, der Ueberwinder und Eroberer, Verschwender, Dichter und Held der Leidenschaft lebt weiter in jedem Manne, und jeder Mann kann Don Juan in sich erwecken. — Preis des interessant. Werkes kart. RM 3,50 elegant gebunden . . . . . RM. 5,—

Nach Beschlagnahme freigegeben:

Die Dirne Elisa von E. de Goncourdt mit 20 galanten Bildern von Frz. Thiel. Frei von süßer Sentimentalität, schildert dieses Buch das Leben in den verrufenen Häusern der französischen Provinz. Kart. RM. 3,— elegant gebunden . . . . . RM. 4,50

„Liebe und Ehe"-Probebände, enth. 7 Hefte dieser illustrativ einzigartigen Zeitschrift, anstatt für RM. 7,— für nur RM. 3,25

Reigen-Probebände, enth. 5 Hefte der galanten Zeitschrift „Der Reigen" mit den fabelhaftesten, pikantesten Bildern, statt einzeln bezogen RM. 7,50 für nur RM. 2,50 in 1 Band gebunden.

Lieferbar sind z. Zt. 5 verschiedene Zusammenstellungen.

Asa-Magazin-Probebände für Körper und Kunst, 5 Hefte in 1 Band gebunden mit ca. 150 wunderbaren Naturnacktaufnahmen statt RM. 5,— für nur . . . . RM. 2,50

Lieferbar sind z. Zt. 3 verschiedene Zusammenstellungen.

Probebände „Die Schönheit" mit einer großen Anzahl wunderbarer Naturaktaufnahmen versehen, enth. 5 Hefte, anstatt RM. 7,50 für nur . . . . RM. 2,50

Lieferbar sind 10 verschiedene Zusammenstellungen.

Prospekte gegen 30 Pfg. Rückporto!
Bei Bestellungen bitte ich auf „Simplicissimus" Bezug zu nehmen.

L. SCHUMANN Nachf., Buchversand, LEIPZIG O. 30
Postscheckkonto Leipzig 58693 Neustädter Straße 40.

Ein lustiges Buch!

Soeben erschien:

Barbra Ring

Anne Karine Corvin

Erzählung

Umschlag- und Einbandzeichnung von Olaf Gulbransson

Geheftet 3 M, in mehrfarbigen Leinenband gebunden 5 M

Endlich wieder einmal ein lustiges Buch! Diese Anne Karine ist ja mit dem besten Typ unseres heutigen jungen Mädchens verwandt und wird darum ungeteiltes Entzücken bei der weiblichen Jugend erregen. Aber bei der männlichen natürlich auch — und erst recht bei den Älteren und Alten, die Jugend und Heiterkeit nötig haben, die einmal aufatmen, einmal etwas ganz Junges, Reines und Liebes spüren möchten. Denen wird das herzliche Lachen, das ihnen dieses entzückende, graziöse Buch schenken kann, Medizin sein.

Kürzlich erschienen:

Klaus Gustav Hollaender

Martin Kressanders Paradies

Ein Roman zwischen Europa und Süd-Amerika

Geheftet 4,50 M, in Leinen gebunden 7 M

National-Zeitung, Berlin: Aus eigenen Sehnsüchten, aus eigenem Erleben ist dieses Buch geboren. Das Buch eines, der die Tropen liebt, und der alle Leiden, die ihm die Tropen bringen, hinnimmt wie ein süßes, berauschendes Gift. Ein Buch von der Sehnsucht des Großstadtmenschen nach der unendlichen Freiheit der Natur. Ein verzweifeltes Buch, denn „man kann sein Paradies nicht erwandern, man findet es nicht in Asien und nicht in Afrika". Bei aller Zartheit, bei aller seelischen Scham, ein starkes männliches Buch!

Otto Stoessl

Menschendämmerung

Novellen / Geheftet 6 M, in Leinen gebunden 8,50 M

Münchner Neueste Nachrichten: Alle diese Erzählungen haben zu ihrer Wahrheit noch eine merkwürdige Gewalt in sich; sie beschäftigen unser Gewissen wie die kurze und furchtbare Anekdote der Vogelfarm, sie brennen in unserm Bewußtsein. Das Wertgefühl einer alten und hohen persönlichen Kultur steht unsichtbar hinter allen diesen Geschehnissen, deren Niederschrift in solcher Form und Sprache ein fast unheimlicher Einspruch gegen die Zeit und ihren Gehalt ist. — Wenn unsere Zeit noch eine Spur von Empfinden für Werte hat, dann muß sie dieses Buch lange und tief und nachhaltig beschäftigen.

Albert Langen / München




Neues
Wiener Journal
Das Oesterreichische Weltblatt
Interessanteste und reichhaltigste Tageszeitung.
Lippowitz & Co., Wien I. Biberstraße 5.
Viele 100.000 Leser
Probenumm. gratis!

Ein besonderes Angebot



für alle Anhänger von Natur-Aktaufnahmen bieten nachstehende Werke

Preis pro Band elegant kartoniert nur M. 3.—

Bd. 1. **Nacktheit als Kultur.**
Bd. 2. **Die Eroberung des weiblichen Körpers.**
Bd. 3. **Das Aktbild als Kunstwerk.**
Bd. 4. **Der Dienst am Körper.**
Bd. 5. **Heilige Jugend.**
Bd. 6. **Ethik der Nacktheit.**
Bd. 7. **Nacktkultur als Religion.**
Bd. 8. **Das Evangelium des Körpers.**
Bd. 9. **Nacktbaden.**
Bd. 10. **Nacktzauber.**
Bd. 11. **Scham und Laster.**
Bd. 12. **Sollen wir nackt gehen.**
Bd. 13. **Mehr Nacktheit.**
Bd. 14. **Der Teufel der Sittlichkeit.**
Bd. 15. **Mucker und Lichtmensch.**
Bd. 16. **Das Luxusweib.**
Bd. 17. **Leib, Weib, Satan.**
Bd. 18. **Weibes-Kultur.**
Bd. 19. **Sinne, Seele und Sinnlichkeit**
Bd. 20. **Spielarten des Weibes.**

Jeder Band enthält außer dem wertvollen Inhalt 48—50 Natur-Aktaufnahmen in hervorragender Ausführung auf schwerem Kunstdruckpapier.

Ferner soeben neu erschienen:

Bd. 21. **Schönheit oder Unzucht.**
Bd. 22. **Das Weib als Göttin.**
Bd. 23. **Irrgarten der Leiber.**

Eine aufsehenerregende Neuerscheinung!

Die sexuelle Wahrheit. Ein Führer durch das Labyrinth der Liebe von Dr. B. Frucht. Zwei reichillustrierte Bände, die in ungeschminkter Weise das Geschlechtsleben behandeln . . . . **Je M. 3.—**

Geschlecht und Liebe. (Das Ehekursbuch.) Von Dr. med. Max Hodamm. War mehrmals beschlagnahmt. 24 Kapitel über Liebe und Ehe. Prof. Gonzenbach, Zürich, urteilt: „Nehmt es und lest. Ihr blinden zufriedenen Philister! Geifert, Ihr heuchlerischen Zeloten! Euch aber, Ihr Weglosen, Ihr Verirrten, Ihr Suchenden, bedeutet dieses Buch Erlösung und Befreiung" . . . . **M. 10.—**

Nur für Erwachsene!

Bd. I. **Die weiße Blume des Harems.** Sittenroman von Paul Hilsoe.
Bd. II. **Das Todesurteil.** Von Kurt Martin.
Bd. III. **Carlos Puenta.** Ein Mädchenhändlerroman von Kurt Martin . . . . . **Jeder Band** eleg. kart. **M. 3.—**

Eine neue Romansammlung. Aktuell, spannend.

Djin Ping Meh. Das bedeutendste chinesische erotisch-realistische Werk von O. Kibat. Ein sittengeschichtliches Dokument . . . . Gebd. **M. 5.80**

Nur zu beziehen durch:

Neuzeitlicher Buchverlag
Abt. Versand 20
Berlin-Charlottenburg 4

Interessenten versenden wir unsere reichhaltigen alle Gebiete umfassenden Sonderkataloge. Wir bitten zu verlangen.

Simpl-Bücher

bringen die besten u. witzigsten ein- u. mehrfarbigen Bilder aus dem Simplicissimus in Original-Größe

1. Band:
Das Geschäft

2. Band:
Völlerei

Kartoniert je Mk. 1.—

3. Band:
Berliner Bilder

Von KARL ARNOLD
Kartoniert Mk. 2.—

„Nirgendwo verbindet sich so starker satirischer Geist mit einer kongenialen karikaturistischen Form wie hier. Eine einzigartige große Kunst und zugleich die heiterste Lebensauffassung genießt der Leser und Betrachter der Simpl-Bücher."

SIMPLICISSIMUS-VERLAG

Bayrische Kunde

In einem oberbayrischen Gebirgsort wurde, um dringenden Bedürfnissen abzuhelfen, ein Tattersall aufgemacht. Der Apotheker des Ortes, der vor Jahren aus einem Bauerndorf nach hier übersiedelt war, ist mit Tochter und Schwiegersohn die eifrigste Kundschaft. Als einmal die drei durch den Ort reiten, erlauschte ich folgendes Gespräch, das der Dekan des Ortes mit dem Fannerl, einer ältlichen Betschwester, führte.

„Fannerl, da schaug hin, de reiten!"

„Ja, de reiten, Herr Dekan!"

„Aber sie gehn auch in Kirch, Fannerl!"

„Ja, in Kirch gehn s', Herr Dekan, da hab' ich schon Obacht gebn drauf!"

„Und ihren Christenpflichten kommen sie auch nach."

„Ja, dene kommen s' schon nach, Herr Dekan!"

„Nacha dürfen s' auch reiten!"

„Ja, ja, nacha dürfen s' a reiten, Herr Dekan!"

•

Bei der Schulprüfung in der vierten Klasse kriegen die Kinder als Aufsatzthema: Warum ist P. ein Kurort?

Ein Mädchen aus der Klasse schreibt folgendes:

P. ist ein Kurort, weil es im Sommer viel Fremde hat und im Winter Wintersport getrieben wird. Und weil im Ort viel große Hotels da sind. Und in diesen Hotels kann man ergötzlich übernacht bleiben.

Lieber Simplicissimus!

Im Planetarium beendet der Vortragende seine lehrreichen Vorführungen.

„Hat noch jemand irgendeine Frage?"

Niemand hat eine Frage.

Nur ein biederer Kirchenküster bleibt auf der allgemeinen Flucht nach dem Ausgange zurück. Es scheint ihn etwas zu drücken. Der Astronom bemerkt es und ermuntert den kirchlichen Standesbeamten durch ein paar freundliche Worte zu einer Aussprache.

„Neee — ich hab' alles verstanden, Herr Professor, nur dat eene, Herr Professor, will mich nicht in den Sinn — wie is det möglich jewesen, Herr Professor, all die Namens unserer schönen Sternwelt festzustellen . . ."

Halbjahrsband
Oktober
bis März 1928/29
In Leinen RM 16.50
—
SIMPLICISSIMUS-VERLAG
MÜNCHEN 13

Des Deutschen Michels Bilderbuch

25 Jahre „Simplicissimus" —
— 25 Jahre deutscher Geschichte

Über 100 Bilder / Kartoniert Mk. 1.–

Simplicissimus-Verlag, München 13



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Redaktion: Hermann Sinsheimer, Peter Scher.** Verantwortlich für die Redaktion: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** •
Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Der beruhigte Matrose

(Zeichnung von Herbert Marxen)



„Jetzt haben die Sozis den Panzerkreuzer schon zum zweitenmal abgelehnt . . . also werden sie ihn auch zum zweitenmal bewilligen!“

Warnung vor dem Frühling

Der Frühling kommt . . .
daran ist nichts zu ändern.
Wer das nicht fühlt,
erfährt es aus Kalendern
und fühlt es dann.
Die Frauen wiegen sich
noch stärker in den Hüften.
Die Männer sprechen zart
von milden Frühlingslüften
und kriegen einen Bart —
und gehen ran!

Die Mädchen aber sind wie Falter,
sie singen, springen, tanzen nur.
Sie sind so frühreif für ihr Alter,
verlieren ihren Büstenhalter —
Errötend folgt man seiner Spur
auf weiter Flur
und lehnt sich eng an die Natur.
Reimt Bäume
auf Träume,
Wälder
auf Felder
und Kuhmist
auf sonniges Glück.
Man treibt es mit der Poesie,
da hält einen nichts mehr zurück!

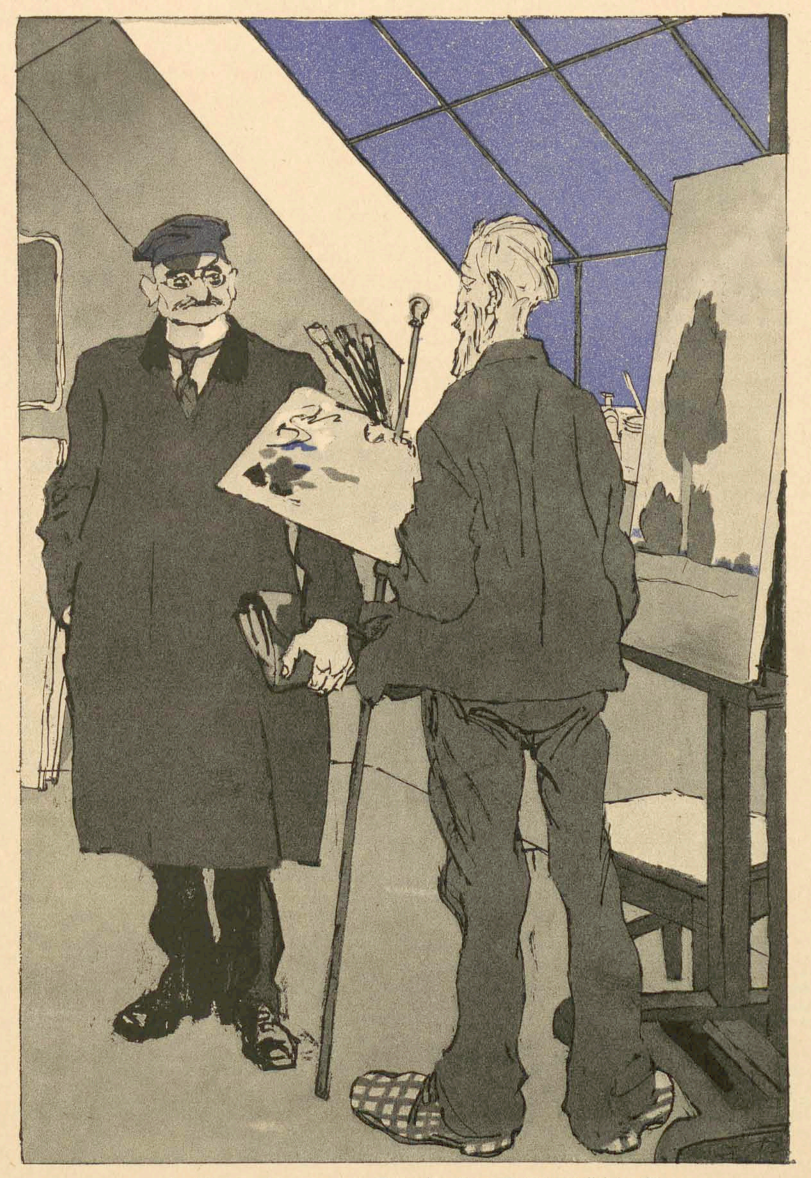
Man spürt wie einen
die Ameisen
beißen,
und die Nässe an den Beinen
bis zum Knie,
hört Frauen wie Frösche quaken —
und sehnt sich nach einem reinen
Laken,
wie noch nie.

Am nächsten Tag hat man Reißen
in sämtlichen Gliedern,
hütet das Haus.
Aber die Köchin mit ihren Frühlingsliedern
treibt einen schnell wieder raus.
Und man bevölkert wieder die Wiesen
mit Butterbrotpapier
und ihr.
Man sehnt sich nach ein bißchen Kühle
und fleht zu Gott: Oh, mach' ein Ende
mit dieser „season
der Gefühle“! —
Doch er reibt schmunzelnd seine Hände
und kann mal wieder nichts dafür.

Max Kolpe

Gewerbesteuer der freien Berufe

(Zeichnung von E. Thöny)



„Ja, ist denn Hungern ein Gewerbe, Herr Gerichtsvollzieher?"

Reichsentschädigungsamt

(Karl Arnold)



„Wo nichts ist, mein Herr, hat auch der Republikaner sein Recht verloren ... im übrigen vermisse ich die Befürwortung Ihrer Ansprüche durch einen Abgeordneten oder sonst eine politische Persönlichkeit!"

Der Preuß

Von Oskar Maria Graf

Also neulich — ich mag's nicht gern sagen, ich bin Zentralist! — neulich sitz ich in der Linie 9 neben einem widerwärtigen Preußen. Die Norddeutschen in Ehren, schon von wegen dem Fremdenverkehr — aber also der Kerl, also das war schon allerhand Preußisches! Gut also, ich sitz links von ihm, er sitzt steif da, und rechts von ihm ist noch ein Platz frei. Am Stachus steigt ein Arbeiter ein, und wie der Teufel sein will — ungeschickterweise tritt er dem Preußen auf die Füße, weil die Trambahn zu schnell anfahrt.

„O—oha, entschuldigen S'!" sagt der Arbeiter beinah erschreckt und setzt sich schnell an den Platz rechter Hand vom Preußen. Aber hast du schon einmal so was gesehen — die Sache wär' doch für unsereins erledigt gewesen —, hast du schon einmal so was gehört, der Preuße fängt sofort derartig scheppernd zu schimpfen an, schimpft und poltert auf den Arbeiter ein, daß einem die Niere wehtut. Mich hat's geärgert, den Schaffner hat's geärgert, jeder Mensch hat sich geärgert über eine derartige ausländische Frechheit. Aber der Preuße schimpft, schimpft und schimpft — es ist direkt schon spannend, ja unerträglich geworden.

Und der Arbeiter? Nebenbei gesagt, es war ein schönes Trumm Mannsbild! Wir haben alle gewartet, ob er nicht endlich auszieht. Also — was sagst du dazu? — der Arbeiter bleibt stockstumm.

Das natürlicherweise hat den Preußen immer noch mehr hinaufgetrieben. Er schimpft und schimpft, also, also — — — Na, kurz und gut, der Arbeiter blieb bei seinem Pazifismus, und am Marienplatz steigt der Preuße endlich aus. Noch im Hinausgehen hat er geschimpft, und jeder Mensch im Wagen war jetzt grantig. Wie die Trambahn endlich ohne den Preußen anfährt — allgemeines, verwundertes Mustern des Beschimpften. Da — es war ja nicht mehr zum Aushalten — endlich also fragt der Schaffner ihn: „No, also dös war doch scho oiahand Frechheit! ... Worum hob'n S' Eahna denn gor net g'muckst, Herr Nachbar?" Wie gesagt, der Arbeiter muß ein Pazifist durch und durch gewesen sein, denn er hat bloß an seiner Zigarre gesogen und sagt seelenruhig: „I hob eahm ja mit meina Zigarr'n a Loch in' sein' Mant'l brennt ... Dös g'langt aa ..."

Die schöne Kellnerin

Wie eine Gazelle zwischen dickem Haus- und Hofgetier bewegte sich dieses Mädchen.
Männer mit Fettwülsten überm Kragen klatschten Tarockkarten auf Marmortische. Brave Mamas mit und ohne Babys blätterten in fettigen Journalen. Selbst Monokelfritzen erweckten die Befürchtung, sie würden sich nächstens für ihre abwegige Kühnheit beim Begrüßungsaugust entschuldigen.
Zwischen allen diesen schwebte auf und nieder, ein zwitschernder Sonnenstrahl, die Kellnerin.
Ihre Fesseln waren die eines Rehs. Ihr feines Profil, elfenbeinfarben, leuchtete köstlich neben Hammel- und Rindsprofilen auf. Wenn sie einen Augenblick nicht beschäftigt war, tänzelte sie, ein feuriges Pferdchen, auf der Stelle. Die entzückenden Arme mit vollendet schlanken Händen bewegten sich im Rhythmus natürlicher Kraft. Nicht eine eckige Bewegung störte das reizende Bild.
Ich beschloß, dem Mädchen etwas Freundliches zu sagen, und eröffnete das Gespräch: „Sie sind gewiß nicht von hier?!"
Sie erwiderte — und wahrhaftig, auch ihre Stimme, ein tiefer klingender Alt, war eine Wohltat —: „Ich bin hier geboren."
„Wirklich?!"
Nun mußte sie, wenn irgend die Kalkulation ihrer Reize stimmen sollte, wenigstens fragen: „Warum halten sie mich nicht für eine Hiesige?"
Sie fragte nicht, sondern gähnte. Immerhin hielt sie wenigstens die Hand nicht vor den Mund. Es war appetitlich, sie gähnen zu sehen.
Nun also gut; ich legte mit genießerischer Schläue den Pfeil auf die Sehne und schnellte los: „Für eine Hiesige schienen Sie mir zu graziös!"
Da öffnete dieses von allen Genien der Schönheit verschwenderisch komponierte Geschöpf den lieblich geschwungenen Mund und sagte: „Dir Aas kenn ick!"
Pause.
Aber die Rechnung geht trotzdem auf. Denn sie hätte ja auch mit billigem Grazie-Pofel reagieren können: „Huch nein — wie geistreich, mein Herr!"
Moral: Ein Schmetterling muß trampeln können.

Trim

Monarchenbegegnung in Rom

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Ich tu' mich hart mit dem Gottesgnadentum — bei Ihrer Figur ist es leichter, sich nach der Decke zu strecken!"

Stuttgart, 29. April 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 5

SIMPLICISSIMUS

Dawesplan

(Karl Arnold)



„Das Kapital schreit nach Zinsen —
das also war unser Tod für die gerechte Sache!“

Die Partei

(Karl Rössing)

Raiffeisen

Monolog des Zeitgenossen bei Betrachtung der ehrwürdigen Bilder deutschnationaler Aufsichtsräte.

Haste Worte! Haste Worte?
Immer wieder triffst du diese Sorte:
Starrer evangelischer Sinn,
Biederkeit bis oben hin,
aufrecht, Mann, vor Treue knarrend —
Pastor Arendt.

Sieh dir mal den Zweiten an:
Kammerherr von Hinzemann —
da verstummste, loser Schalk —:
Kalk und Kalk und nichts als Kalk!
Aber an den Schnurrbartenden
greifste Willem mit den Händen.

Einer ist — potzelement! —
Reichstagsvizepräsident . . .
auch ganz schön und wie man soll:
Starr, solid, charaktervoll.
Weiter will ich kein' erwähnen,
denn es langt uns schon mit denen.

Treu und bieder, mannhaft, frei
und kein Jude nicht dabei,
haben sie die vollen Kassen
ihrer Bank beräubern lassen,
die so christ-germanisch hieß . . .
und das Reich bezahlt auch dies.

Kinder, habt ihrs noch nicht dick?
Gründet eine Kalkfabrik!
Kammerherrn- und Pasterbrägen
wärn genügend zu erwägen —
ran! Verwertet mal die Sorte . . .
habt mal mumm — und nicht bloß Worte!

Peter Scher

Berliner Brief

Ende April.

Namen sind Schicksale. Eine Frau, die „Puzzi" heißt, wird nie eine gute Haus- und Ehefrau werden — jeder „Müller" Benamste wird den Drang zu hoher Politik in sich verspüren — und wenn nun einer mit dem Namen „Harfensteller" belastet ist, so kann er kaum etwas anderes tun, als eine eigene Heilsarmee gründen. Was sich jetzt wieder bei dem ehemaligen Gastwirt und Kintoppbesitzer Richard Harfensteller zur Evidenz erwiesen hat. Im übrigen eine geniale Idee! Jeder seine eigene Heilsarmee — und alle Not ist gelindert! Warum soll einer, der kein Geld hat, für andere, die kein Geld haben, sammeln lassen? Und wenn er seinen „Heilsboten", die er aussendet, 35% vom Gewinn überläßt, wirkt er außerdem sozial. Da Herr Harfensteller seine „Deutsche Heilsarmee" ausdrücklich als „nationales Unternehmen" bezeichnete, kann von Betrug keine Rede sein, denn „national" ist längst der handelsüblich-finanztechnische Begriff für „in-die-eigene-Tasche-arbeiten" geworden. Außerdem hat er ja der richtigen Heilsarmee den Aufkauf seines Betriebs zu kulanten Bedingungen angeboten. Zum mindesten hätte der Mann ein Aufsichtsratpöstchen bei der Raiffeisenbank verdient!

Die Ablehnung des Trotzkischen Einreisegesuchs wird von der bürgerlich-demokratischen Presse gemißbilligt und bedauert. Mit Recht. Man erinnert sich, daß dieser Mann, solange er noch in leitender Stellung war, dem Bürgertum immer die größten Sympathien entgegengebracht und nur verschwindend wenige Vertreter dieser Volksschicht an die Wand gestellt hat. Und diesem Mann verwehrt man es nun aus blasser Angst vor Sowjet-Rußland und den einheimischen Kommunisten, daß er sich durch deutschnationale Autoritäten kurieren lassen kann! Republikanisch sein im mülleral-demokratischen Sinne heißt doch: zu allem ja sagen!

Der eiserne Hermann hat es überhaupt nicht leicht: nun leidet er wieder an Panzer-Kreuzschmerzen, und nur die Große Koalition kann ihm wieder so viel Geschmeidigkeit verleihen, daß er als Parteimann die zweite Baurate verweigert und dennoch als Kanzler diesem wehrhaften Schiff zum Stapellauf verhilft.

Die Richtigkeit der oft betonten These, daß das Berliner Theaterpublikum der seichten ausländischen Unterhaltungs-Ware müde ist und wieder der tiefen Problematik echtteutscher Dichtkunst zuneigt, beweist der stürmische Erfolg von „Charleys Tante" mit Kurt Bois. Damit ist man auch aller Sorgen um die „Berliner Festspiele" enthoben — wenn auch Bruno Walter geht, Reinhardt nicht da ist, Jeßner den „Fiesko" nicht bringt und die meisten Prominenten anderweitig verpflichtet sind oder in Urlaub gehen. Dafür wird im Lunapark ein großer internationaler Welt-Wettbewerb in „Zigarren-langsam-rauchen" veranstaltet werden, zu dem bereits über hundert Nennungen vorliegen — unter anderem auch die des vorjährigen Berliner Siegers Gustav Schniefke, Berlin-Wilm, Im süßen Grund 158/III, der die gute Zeit von 1,23,07 erreichte.

Die Preissenkungen und Zahlungserleichterungen auf dem Automarkt jagen sich. Jedoch eilt das Gerücht, daß eine amerikanische Motoröl-Fabrik künftig jedem Käufer einer 5-Liter-Kanne einen offenen Sportzweisitzer gratis beigeben wird, den Ereignissen voraus.

Großes Aufsehen erregt die Erfindung eines neuen Straßenbau-Verfahrens, das — im Gegensatz zum Berliner Asphalt — jedes Schleudern der Wagen selbst bei feuchter Witterung ausschließen soll. Es besteht in der Aneinanderreihung würfelförmig geschnittener Basaltsteine, die in eine Sandunterlage eingestampft werden. Sie wird nach dem Erfinder Diplom-Ingenieur h. c. Pflaster den Namen „Pflasterung" tragen.

Dagegen mußten die Gebrüder Saß — in Hunderten von Schlagzeilen bereits als die Tresor-Einbrecher am Wittenbergplatz entlarvt — in aller Stille aus der Haft entlassen werden. Der eine Gold-Dollar, der bei ihnen gefunden wurde, reichte als Indicium, da es sich ja keinesfalls um ein Todesurteil handeln konnte, nicht aus.

Farmer Langkoop, der von weiten Kreisen als der kommende Diktator begrüßt wird, sandte ein Telegramm nach Doorn: „Pulver trocken halten und Faust auf den Tisch! Auch du wirst noch zu deinem Geld kommen! In kollegialer Hochachtung Langkoop."

P. S. Eben erfahre ich, daß die Baumblüte in Werder, um den Festspiel-Besuchern etwas wirklich Sehenswertes zu bieten, künstlich zurückgehalten wird.

Kaki

Vom Tage

Der Magistrat des kleinen Städtchens D. in Schlesien sendet an seine Steuerpflichtigen Steuerzettel, die unter anderem folgende Aufschrift tragen:
„Um Andrang an der Kasse zu vermeiden, empfiehlt es sich, mit den Zahlungen nicht bis zum äußersten Termin zu warten."
O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!

•

Eine wahrhaft stilgemäße Festrede: Mangold, Schlaf und schlafähnliche Zustände bei Menschen und Tieren. Festrede zur Reichsgründungsfeier der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin am 18. Januar 1929. (Berlin P. Parey 1929.)

•

In Nr. 53 des „Buchhändler-Börsenblattes" kündigt der Verlag Deutsche Treue, Berlin, die dritte Auflage des „Politischen Taschenbuches für rechtsstehende Verbände und Parteien" an. Es führt den Titel: „Knüppel aus dem Sack!" Es sollte bei keiner politischen Schlägerei fehlen.

•

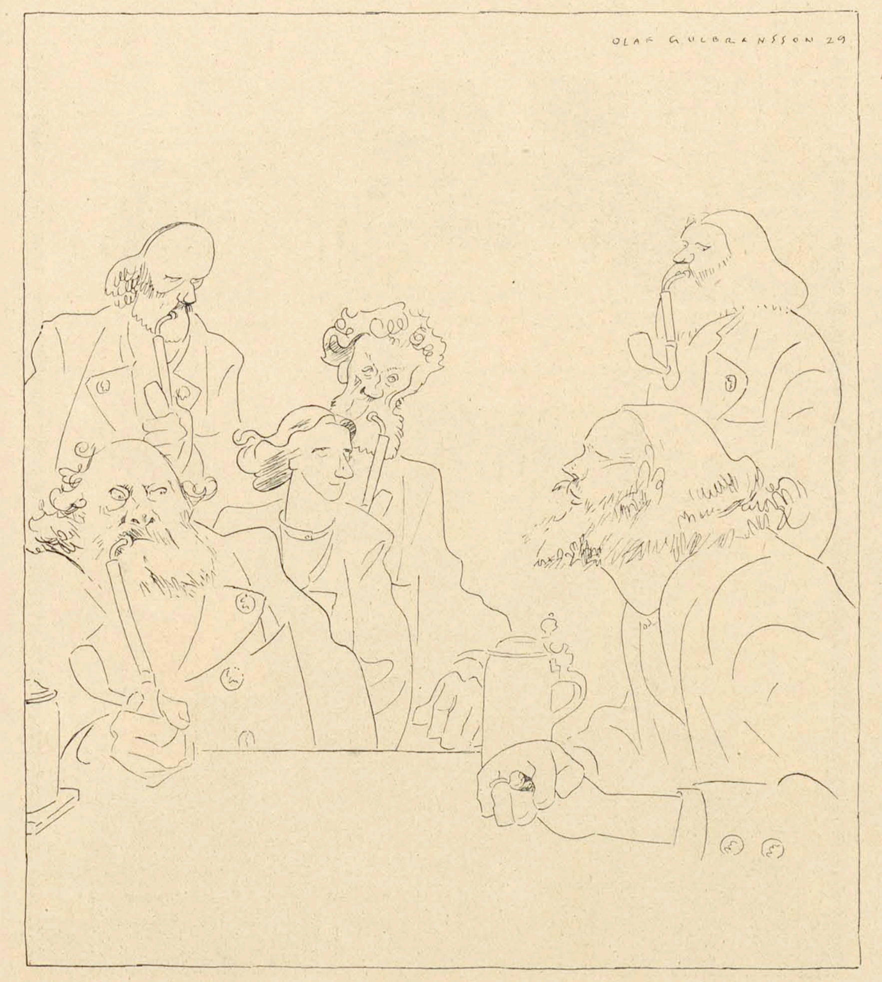
Am 8. April 1929 wollte ich mir in Berlin am Bahnhof Zoo einen Fünfzigmarkschein der Bayrischen Notenbank zur Bezahlung auf der Fahrkartenausgabe einwechseln. Er wurde nicht angenommen. Darauf versuchte ich's bei der Geldwechselstelle des Bahnhofs. Bescheid: „Ich kann Ihnen chinesisches und japanisches Geld einwechseln, soviel Sie wollen, aber bayrisches Geld — nee, das nehm' ich nich' an!"
O du mein Deutschland!

•

In Rothenburg ob der Tauber steht in einem Seitengang der alten Jakobskirche ein kleiner Automat mit folgender Aufschrift:
„Wirf 10 Pfennige oder mehr hinein,
Dann erscheint unser liebes Jesulein."
Die Kirche hat einen guten Magen.

Oberammergau 1930

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Laß da sag'n, Lang, jetz' warst scho zwoamal Christus — jetz' laßt amol an andern ans Kreuz!"

Panzer-Müller, der Meister im Hochsprung

(Zeichnung von E. Schilling)



Er landet immer wieder im Amt.

Die enge Pforte / Von Johannes Buchholtz

Ullerups Wirtshaus lag grade am dreieckigen Markt, wo die Bauern Schweine kauften und verkauften. Ja, es hatte eine gute Lage. Zwei Straßen mündeten vor seinen Fenstern. Es stand wie eine Reuse mitten in einem Fluß, und viele, viele Fische gingen ins Netz. Kristian Ullerup hatte es so gut, wie ein Mensch es nur haben kann, Geld genug, Essen und Trinken genug, nichts, worüber er klagen konnte, — es sei denn, daß man es zu gut hatte. Ein wenig beschwerlich war es schon mit dem vielen Fett, ein paar Jahre war er nicht mehr auf dem Dachboden gewesen, die Treppe war so schmal, und wer wußte, ob sie ihn noch tragen konnte. Aber was sollte er auch auf dem Boden? Sollte man sich Sorgen machen, weil man nicht auf den Boden kommen konnte? Nein, Ullerup machte sich darüber keine Sorgen, er lachte den ganzen Tag lang. Seine Gesundheit war tadellos für einen Mann in seinem Alter, — achtundsechzig war er.

„Ja, aber, — wenn du nun auch nicht auf der ‚großen Boden' hinaufkommen kannst, — was dann?" sagte seine Haushälterin, Fräulein Harmsen, mit einem Seufzer. Sie waren allein in der Schankstube.

„Auf was für einen ‚großen Boden'?" sagte Ullerup erstaunt.

„In den Himmel, Gottes Boden", sagte die Harmsen still, indem sie ihn fest anblickte und dann die Augen niederschlug.

„Oh, — halt's Maul, alte Harmsen!" sagte Ullerup und lachte. Er wußte, daß die Harmsen in den letzten Jahren etwas religiös geworden war, aber sie hatte ihre Gefühle über diesen Punkt bisher für sich behalten. Ullerup war von Anfechtungen dieser Art ganz frei. Seine Gesundheit war gut, er konnte vielleicht hundert Jahre alt werden.

Aber dennoch blieben die Worte der Harmsen in seinem Gedächtnis hängen. Ihr Ausdruck „Gottes Boden" hatte in seinem realen Hirn eine Vorstellung gebildet. Ab und zu sah er eine Bodenluke vor sich, eine schmale Leiter führte hinauf, die er ganz unmöglich hinaufkommen konnte. Es passierte ihm, daß er mitten im Sechsundsechzig geistesabwesend wurde und an „Gottes Boden" dachte. Eine solche Geistesabwesenheit kostete eine Runde. Die Harmsen bekam jedesmal ein kleines Donnerwetter. Das konnte sie nicht verstehen, sie kamen doch sonst so gut miteinander aus. Sie war seine Haushälterin gewesen, seitdem sie jung und blühend war. Nun war sie in einer Art wohl noch blühend, aber nicht mehr jung. Sie ging ein seltenes Mal zu heiligen Zusammenkünften und hielt ein heiliges Blatt, das konnte ihr ja niemand verargen.

Im Herbst hob Ullerup sechshundert Kronen von seinem Bankbuch ab und ließ einen breiten und bequemen Aufgang zum Dachboden machen. Als der fertig war, ging Ullerup vorsichtig hinauf, setzte sich eine Weile oben am Giebelfenster auf einen Stuhl und verschnaufte. Dann ging er wieder hinab an seinen gewohnten Eckplatz vor dem Schweinemarkt. Er sah nach dieser Tour auf den Dachboden ungewöhnlich zufrieden aus.

Aber die Harmsen verstand das nicht. Sie hatte die Bemerkung von vor Jahr und Tag schon längst vergessen . . .

Kristian Ullerup bekam im nächsten Frühjahr Lungenentzündung. Er wurde wild und lag in seinem Bett und phantasierte, daß es schlimm anzuhören war, vom Teufel, der vor der Bodenluke säße. Er überstand das, und alles schien wieder gut, — da bekam er Nierenentzündung. „Keinen Spiritus, Ullerup!" sagte der Arzt. „Ja, aber ich bin durstig." — „Dann trinken Sie Milch." — „Ist das gut?" — „Glänzend! Besser als die beste Medizin!" Ullerup trank Milch, eimerweise, aber er tat starke Sachen in die Milch, — wenn sie so glänzend wäre, müßte sie das Schädliche ja ausgleichen können. Aber das konnte die Milch nicht, und eines Tages sagte der Arzt, daß Ullerup gut täte, sein Testament zu machen.

Das mit dem Testament interessierte Ullerup nicht, er wollte, daß seine Erben sich um die Reste schlagen sollten, — der Gedanke gefiel ihm. Aber er wollte in den Himmel kommen, auf den „großen Boden", und er grübelte Tag und Nacht darüber nach. Sein Gehirn war vollkommen klar. Er konnte keine sichre Möglichkeit finden und entschloß sich endlich, mit der Harmsen zu sprechen, was da zu tun wäre.

Die Harmsen meinte, daß er fürs erste das Abendmahl nehmen müßte.

„Aber ist Pastor Effersöe nicht ein Krakeeler, der einen nur ausschimpft?"

„Ja, er ist streng gegen die Sünder," sagte die Harmsen mit einem Seufzer, „es ist nicht einmal sicher, daß er dir das Abendmahl wird geben wollen."

„Wollen? — er muß! das ist ja sein Geschäft!"

„Nein, er muß nicht", sagte die Harmsen still.

„Ich will ihm dreißig Kronen dafür geben", sagte Ullerup.

„Er nimmt kein Geld an, — er nimmt nur Reue und ein demütiges Herz an."

„Ja, aber — ich will ja bereuen!"

„Wenn du das beweisen kannst, dann ist es gut."

Ullerup grübelte eine Weile, dann sagte er, wenn so viel verlangt würde, müßte er es wohl aufgeben. Und mit einem mürrischen Knurren rollte er sich auf die andere Seite . . .

Gegen Abend kam die Harmsen zu Ullerup in die Schlafkammer und brachte einen Mann mit. Ullerup kniff die Augen zusammen und starrte ein-, zweimal auf den Mann, — ja, ihm war, als krampfte sich sein Herz zusammen, — ja, wahrhaftig, das war der Friedhofswärter Lassen, der Totengräber, also der, der Ullerups Körper in die Erde graben würde. Was wollte er? Maß nehmen? Nein, aber was wollte er, verflucht!

Totengräber Lassen reichte ihm die Hand und setzte sich. Er war ein hoher, dürrer Mann in schwarzem Anzug, höflich und geistlich in seinem Auftreten.

Die Harmsen ergriff das Wort und sagte, daß Friedhofswärter Lassen sich mehr als irgendwer andres in und um der Kirche aufhielte, — mehr als der Pastor und der Küster, ja selbst in der Nacht wäre der Friedhofswärter in der Kirche, weil er ja in der Heizung feuern müsse, und er hängte die Kränze auf und stellte die Lorbeerbäume bei den großen Begräbnissen.

„Ich will keine Lorbeerbäume haben", sagte Ullerup kurz.

„Nein," sagte die Harmsen, „nicht deshalb ist er hier, aber siehst du, er kennt Effersöe, denn er hat ja so viele Jahre mit ihm zu tun gehabt."

„Der Küster kennt Effersöe überhaupt nicht", sagte Lassen stolz.

„Und deshalb", fuhr die Harmsen fort, „dachte ich,

er könnte dir helfen und dir sagen, wie man Effersöe nehmen muß, wenn du das Abendmahl haben willst.“

„Das wird für mich viel zu kompliziert sein“, meinte Ullerup.

„O nein, durchaus nicht,“ sagte Lassen, „kompliziert ist Effensöe nicht. Ich hatte zwei, drei Zusammenstöße mit ihm, bevor ich ihn richtig kennenlernte, aber das ist lange her, nun kann ich mit ihm machen, was ich will.“

„Können Sie ihn dazu bringen, daß er mir das Abendmahl gibt?“

„Das kann ich nicht versprechen.“

„Dann hat die Sache kein Interesse für mich“, sagte Ullerup trocken.

„Aber ich kann Ihnen vielleicht ein paar Ratschläge geben, wie Sie ihn selber dazu bringen können,“ sagte Lassen, „ist das nicht ebensoviel?“

Ullerup tippte die Harmsen auf den Arm und sagte: „Bring was Gutes zu trinken, kleine Harmsen.“

Die Harmsen brachte Portwein und drei Gläser. Ullerup machte kaum seine Zunge naß und schüttelte traurig mit dem Kopf, aber Lassen leerte sein Glas und wieherte aufgeräumt: „Also,“ sagte er, „die Leute wollen gleichsam immer das Echo ihres Selbst hören, und Effersöe hält es nun ganz besonders so. Wenn Sie sich also mit ihm gut stehen wollen, dann lernen Sie einfach Gesangbuch Nummer 578 und 819 auswendig.“

„Schreib' die Nummern auf, Harmsen“, kommandierte Ullerup.

„Das sind seine Lieblingslieder, er sagt sie sich zwei-, dreimal täglich vor.“

„Ich hatte schon selber an so etwas in der Art gedacht“, sagte Ullerup. „Schenk die Gläser voll, Harmsen, — ja, ich habe schon selber daran gedacht, ob es nicht eine solche Möglichkeit gäbe, kürzer ans Ziel zu kommen, — denn die ganze Religion in den paar Tagen, die ich noch habe, auswendig zu lernen, — das ist ja eine physische Unmöglichkeit.“

„Selbstverständlich, — aber diese beiden Lieder sind genug, das kann ich Ihnen fast garantieren.“

„Haben Sie das schon einmal mit jemandem probiert?“

„Nein.“

„Das ist gut, denn die meisten Künste wirken nur das erstemal.“

„Nein, ich hatte bloß daran gedacht, dasselbe zu tun, wenn ich wieder einmal Zulage haben wollte.“

„Da müssen Sie etwas andres erfinden. Prosit! Lassen, Sie haben mir mehr geholfen, als Sie vielleicht selber glauben, denn ich war in einer schlimmen Klemme. Man will ja gern hinauf auf den ‚großen Boden‘!“

„Welchen Boden?“

„Gottes Boden!“

„Ja, wer wollte das nicht“, sagte Lassen und seufzte geistlich.

Als Lassen gegangen war, sagte Ullerup: „Das hast du fein gemacht, Harmsen, und das sollst du nicht umsonst gemacht haben. Wenn ich meine Augen geschlossen habe, dann, — schnell, eins, zwei, drei, kratzst du alles bare Geld zusammen und tust es in deine Kommode, bevor die andern kommen.“

„Hm“, sagte die Harmsen ohne Überraschung . . .

Dann kam Effersöe. Er war fein in seinem Gehrock. Ein vornehmer Duft breitete sich über die ganze Stube. Ullerup war auch fein, glatt rasiert und in seinem besten Hemd, er starrte unruhig auf das Fußende seines Bettes, wo die beiden Gesangbuchnummern mit Kreide geschrieben standen. Der Priester setzte sich, betete und sprach dann vier Verse von dem Liede: „Wenn die Nebel von den Höhen weichen . . .“

Der Priester machte eine kurze Pause und wollte dann fortfahren, aber da sagte Ullerup zaghaft: „War das nicht Lied Nummer 578?“

„Ja,“ sagte der Priester verwundert, „kennen Sie es?“

„Ich habe das Lied so gerne!“

„Wirklich?“ In Effersöe ging eine große Umwälzung vor. All die Worte, die er hatte brauchen wollen, — Wüstling, Trunkenbold und so, — wurden mit einem Schlage wertlos. Er wurde unsicher wie ein Schuljunge und blickte scheu auf den merkwürdigen dicken Mann da in den Daunen, den berüchtigten Säufer, der Gesangbuchlieder kannte und liebte. Aber konnte das nicht ein Zufall sein?

Als hätte Ullerup die Gedanken des Priesters erraten können, beantwortete er sie gleich, er begann nämlich, ohne zu stocken, langsam zu deklamieren: „Es ist so süß zu baden — in Bethesdas See . . .“

„Das ist mein Lieblingslied“, sagte Effersöe bestürzt.

„Auch meins.“

Da reichte ihm der Priester ohne zu zögern das Abendmahl. Effersöes Gesicht drückte große Demut aus, während Ullerup ein Bild freundlicher Würde bot . . .

Ullerup siechte noch ein paar Tage dahin. Seine vielen Freunde waren bei ihm und nahmen Abschied. Er war guter Laune und fürchtete den Tod nicht. Mittwoch abend starb er, mitten in einem großen Lächeln. Über sein weiteres Schicksal verlautet nichts.

(Aus dem Dänischen von Adolf Kobitsch)

Das hitzige Mädchen

In einer Gesellschaft entspann sich beim Nachmittagstee eine lebhafte Auseinandersetzung über Hypnotismus, Spiritismus usw. Ich stehe zu allen diesen Dingen äußerst skeptisch, und als nun die Rede auf die menschliche Seele kam, fragte mich meine Tischnachbarin, was ich unter diesen Umständen eigentlich von der menschlichen Seele halte.

Absichtlich noch ungläubiger als ich bin, sagte ich: „Ich vergleiche den Menschen mit einer Dynamomaschine. Es ist ein Gehäuse da, der Anker, die Wicklungen usw. Alles ist in bester Ordnung, aber das ganze Werk, so sinnreich es auch ist — es steht. Nun schicken Sie aber Strom hinein, und die Maschine beginnt zu laufen und leistet Arbeit.“

Da rief meine Nachbarin aufgeregt: „Ja, dann müßte man aber nach Ihrer Anschauung einen Menschen eigentlich auch machen können!“

Pause.

„O ja, Fräulein, das kann man eigentlich auch“, sagte ich, und die Stimmung war nun sehr erfreulich.

Vom Tage

In Leipzig gibt es auch einen Arbeiter-Theaterverlag, der „revolutionäre“ Stücke „für Atheisten“, Weihe-Spiele (in denen an Stelle des Gesangsvereins-Gemütskitsches mit Aufklärungskitsch der Freiheit eine Gasse gebrochen wird) und andere schöne Literatur empfiehlt. Eine Abteilung heißt: Spott und Hohn gegen Reaktion, eine andere: Soziale Sing-Spiele, wieder eine: Sonnwendspiele.

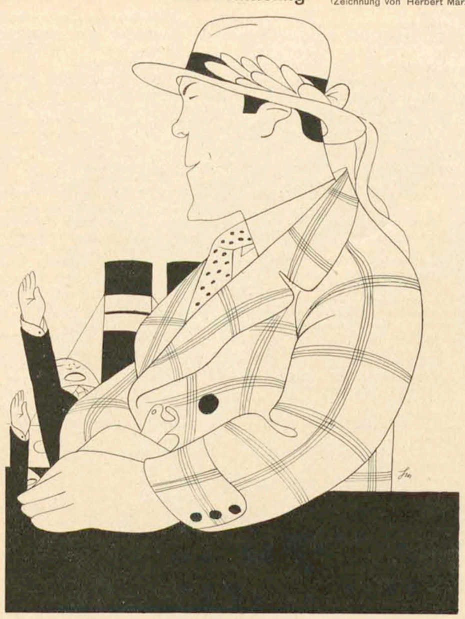
Auf dem Katalog sind die Initialen des Verlags abgedruckt und darüber Männchen mit Fahnen. Dazu wird bemerkt: Dieses gesetzlich geschützte Wahrzeichen soll zum Ausdruck bringen, daß der Weg der Arbeiterklasse aus der dunklen, brüchigen Welt zum Licht über eine schmale Brücke führt. Diese schmale Brücke ist der

Arbeiter-Theaterverlag X. Y. Z.

Die Kunst dem Volke!

Max Schmeling

(Zeichnung von Herbert Marxen)



„Heil dir im Siegerkranz!"

Unterhaltung mit dem siebenjährigen Peter

„Du, Onkel, ich möchte gerne Jung-Siegfried sein!"

„Dann mußt du aber noch viele Butterbrote essen, daß du ordentliche Muskeln kriegst."

„Hat Siegfried auch gut boxen können?"

„Natürlich."

„Besser als alle anderen Menschen?"

„Na, ich glaube, Max Schmeling kann's noch besser."

„Aber Jung-Siegfried kann besser mit dem Schwert Drachen töten, nicht wahr?"

„Das glaube ich auch. Schmeling tut das ziemlich selten."

„Hat Siegfried nie geboxt?"

„Doch."

„Gegen wen denn?"

„Gegen Brunhilde. Der hat er drei Backenzähne eingehauen."

„Du, Onkel, ich glaube nicht, daß Jung-Siegfried einer Dame die Zähne eingehauen hat. Du verwechselst das. Das steht sicher in der Max-Schmeling-Sage."

e. r.

Es lebe die Monarchie!

Im Pantheon der Könige war die Luft kalt wie im Eiskeller. Die Bestattung eines neuen Mitglieds der erlauchten Gesellschaft verbreitete immer Angst und Schrecken in den Reihen der Getreuen, die ihm das Geleit geben mußten. Trotz warmer Pelze holten sie sich da immer Krankheiten, und einige blieben sogar auf der Strecke.

Aber immer, wenn man mal den Sarg eines vor langen Jahren verstorbenen Monarchen öffnete, fand man den Toten mit rosiger Gesichtsfarbe und blühendem Aussehen vor.

In diesem Gefrierkeller sahen die Lebenden aus wie Tote und die Toten wie Lebende.

Es war gleichsam ein Sanatorium für Verstorbene.

Im Pantheon ruhte auch Abdon IV., den man in einem Anfall von Starrsucht eingebuddelt hatte. Durch die große Kälte in der Gruft war das Herz unversehrt geblieben bis zu jenem heißen Augusttag, an dem die eisige Temperatur im Pantheon etwas nachließ und der gute König erwachte.

Und es begab sich, daß dieser Monarch, von beseeligenden Erinnerungen an sein früheres Leben angeregt, aus seinem Sarg entwich.

Trotz der langen Dauer seines Schlafes fand Abdon IV. den Weg zum Palast. Aber da wollte man ihn festnehmen. Der modern eingestellte König suchte und fand jedoch einen tüchtigen republikanischen Rechtsanwalt, der seine Verteidigung übernahm und vor dem Höchsten Staatsgerichtshof durchsetzte, daß der herrschende König Abdon XXIII. des Thrones für verlustig erklärt und der viel weiter zurückliegende Abdon IV. wieder in die Herrschaft eingesetzt wurde.

Ramón Gómez de la Serna

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Redaktion: Hermann Sinsheimer, Peter Scher.** Verantwortlich für die Redaktion: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** •
Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Tantes christliches Gemüt

Von Heinz Gründing

Wie meine Tante, ein ältliches, aber noch mannbares Fräulein, Patin wurde und war, verdient Mitteilung. Wie jede, beginnt auch diese Geschichte vor der Geburt. Als nämlich der Fritz, das spätere Patenkind, noch unterwegs war, hatte die Mutter, eine Schustersfrau, gemeint: „Acht Kinder hab' ich nun schon! Der Mann ist im Feld! Wer weiß, ob er heimkommt! Wir alle haben kaum zu beißen und zu sch...., nun noch das neunte! Wär's nicht besser, wenn man ...“ — „Ja, damals waren leider schon solche Bestrebungen im Gang“, unterbricht die Tante diskret ihre Nacherzählung. — „Aber ich“ (die Tante) „habe der Frau gut zugeredet: Der liebe Gott wird schon Mittel und Wege wissen! Schickt er das Häschen, so kommt auch das Gräschen, und schließlich, er ist doch kein Postbote, bei dem man unerwünschte Nachnahmen zurückweisen kann“ usw. — Kurz, mit der Zeit kam die Frau zur „Vernunft“ und das Kind, ein Bub, auf die Welt. Er schien sich zwar schon nach sechs Wochen auf Grund einer Lungenentzündung wieder empfehlen zu wollen, und damals besuchte die Tante (wie christlich! lächeln sicher die Zuhörer) die Familie. Dabei erfuhr sie: Der Bub — ist ja noch gar nicht getauft! „Aber Frau M.! Wenn er nun stirbt! Wenn Sie nicht selbst zur Kirche können“ (so nebenbei: „Die Frau hat seit der Geburt gekränkelt!“), „will ich den Herrn Pfarrer holen lassen.“ Frau M. erstarb zwar wegen des Vorschlags nicht in Dankbarkeit, aber der Herr Pfarrer kam doch! Man bereitet vor. Das Beste, was die Räume haben. Trotzdem kommt sich die Nickelkanne, die der Mesner bringt, wie silbern vor, so geehrt und vornehm in der schmutzigen Armut. Dann: Feierlicher Akt incipit: Fünf Geschwister zwischen drei und vierzehn schauen dummerstaunt zu. Die drei anderen balgen sich vor der Türe ums Schlüsselloch. Sie dürfen nicht dabei sein, denn sie haben nichts Ordentliches anzuziehen. (Motto: Lasset die Kindlein ...) Natürlich fühlte sich die Tante, nicht zuletzt, weil sie der Frau gut zugeredet hatte, verpflichtet, die Patenstelle zu übernehmen. —

Auch später noch fühlt sie manchmal in sich die gleiche Pflicht brüllen. So bei der Frage: Soll der Fritz in die Konfessions- oder Simultanschule? Als das zu ihrer Zufriedenheit entschieden ist, erst wieder anläßlich seiner Konfirmation. Da sogar so intensiv, daß sie für ihn eine Uhr ersteht. Natürlich keine goldene, die hätte ja die Mutter sicher verkauft, weil der Festanzug noch nicht bezahlt war, auch gerade keine silberne, nun — es fand sich schon eine! —

Bei dem üblichen Festkaffee erfährt sie nun auch Näheres von den Schicksalen des jungen Fritz, um dessen Leben sie vor seiner Geburt so besorgt war. Er war einige Jahre in der Hilfsschule, schied aus der achten Klasse reichlich alt mit lauter Vierern, hatte Brüder, die der Polizei bekannt waren, eine Schwester in der Erziehungsanstalt, und war obendrein tuberkulös. Sein dringendster Wunsch war nun, Pikkolo oder Friseur zu werden, bloß um von zu Hause loszukommen. Da man sicher aber auch in den Berufen lieber anstellige und geschickte Leute wählt, so war für ihn vorderhand keine Aussicht, unterzukommen. —

Nachdem ich soviel aus Gesprächen meiner Tante vernommen hatte, kamen mir natürlich Gedanken über das Recht, mit dem man einer Frau, die schon acht Kinder nicht ernähren und erziehen kann, „gut zuredet“. — Und ich fragte: „Wozu ist eigentlich der Fritz auf der Welt?“

Die Tante sah mich an, sagte schmalzig: „Das wird der liebe Gott schon wissen!“ und nach einigem Überlegen siegesgewiß: „Weil er sich am Leben freut!“

Die Katastrophe

Ort: Ein Zimmer am Kurfürstendamm in Berlin: blaue Seidentapeten an den Wänden; rosa Seidenvorhänge an den Fenstern; lila Seidenüberzüge auf den Möbeln.

Jane liegt auf einem Diwan; schwarzseidenes Pyjama; kürzeste Etonfrisur; mager, ohne Hüften; flach, ohne Busen.

Ralph, Bill, Fred, Charlie kommen gleichzeitig; alle hochelegant, von weithin sichtbarer Vornehmheit und noch weiter hin sichtbarem Reichtum. Jeder bringt ein Geschenk: Orchideen, eine Cloisonné-Vase, Pralinés, einen Bonzo aus edelster Seide. Alle sind äußerst liebenswürdig, verehrend, respektvoll. Alle machen Jane in zartester Weise den Hof.

Der gemeinsame Lunch wird besprochen. Als die Einzelheiten vereinbart sind, bestellt Ralph telephonisch Tisch, Blumenschmuck, Menu, Weine und Sekt.

Jane geht hinaus, sich anzukleiden.

Die vier Freunde plaudern und schwärmen von Jane.

Als aus dem Baderaum das Geräusch fließenden Wassers zu hören ist, gibt es Bill einen Ruck. Er steht auf und schleicht ins Nebenzimmer.

Fünf Minuten später.

Bill kehrt zurück, mit allen Zeichen heftigster Bestürzung.

Fred fragt: „Was ist geschehen?“

„Ich sah durchs Schlüsselloch und ...“

Bill stockt, schweigt, ist verstört.

Charlie, nicht minder erregt, schreit: „Und?“

„Ich sah ...“

„Du sahst ...?“

„Was?“

„Sprich doch!“

„Sprich!“

„Ich sah — wahrhaftig — Jane ist ...“

„Was ist Jane?“

„Der furchtbarste, der raffinierteste Betrug!“

„Jane?“

„Ja. Sie ist ...“

„Sie ist ...?“

„Sie ist wirklich eine Frau.“

Eine Stunde später.

Jane erscheint, findet das Zimmer leer; auch die Geschenke sind verschwunden.

Jane läutet.

Die Jungfer Lisa kommt.

„Wo sind die Herren?“

„Fortgegangen!“

„Haben Sie den Tisch abgeräumt?“

„Nein.“

„Wo sind ...?“

„Jeder der Herren trug etwas unterm Arm.“

„Verstehen Sie das?“

„Nein. Aber vielleicht vermögen Fräulein Jane aus einer Beobachtung etwas zu schließen.“

„Was beobachteten Sie?“

„Daß Herr Bill durchs Schlüsselloch ins Badezimmer sah!“

„Mein Gott — wie entsetzlich! Ich bin ruiniert!“

Jane fällt in krampfhaftes Schluchzen, bricht zusammen, wird ohnmächtig.

Wilhelm von Hebra

Angostura!

Angostura — sagen wir Angostura — bestand aus einem tristen Steinhaufen vulkanisch-balkanischer Herkunft. Zweieinhalb Dutzend vermickerter Ölbäumchen. Und reichlich Eselmist.

Angostura hatte es sich in den Kopf gesetzt, ein Fremdenkurort zu werden. Es warf eine Summe für Propagandazwecke aus und besoldete zwei gewitzte Herren, die, neben Toilettenseife und Damenbinden, nunmehr auch mit Angostura zwischen Paris und Budapest hin und her pendelten.

In muffigen Wartesälen streuten sie auf die klebrigen Marmortische kleine Prospektchen mit knallblauem Tropenhimmel und der werbenden Aufschrift: „Auf ins Märchenparadies von Angostura!“ In siebzehn lebenden und toten Sprachen! Wo Zwei oder drei in einem Kupee versammelt waren, da waren auch die Herren Czerny und Bukovicz mitten unter ihnen. Ließen beiläufig das Wort Angostura in die Unterhaltung tröpfeln. Formten aus Spucke und zähem Zigarrenqualm in dem träumerisch schuckelnden Abteil die Fata Morgana: Angostura ...!

Der Steinhaufen schwoll ins Abbruzzische. Die ranzigen Oliven zu Granatäpfeln und bizarren Aloen. Und der Eselsmist zu honigduftenden Kamelsfladen ... „Das Monte Carlo des Ostens, meine Herrschaften, — das balkanesische Florida! Und dabei: Jedem das Seine. Komfort oder Wildnis — ganz nach Belieben! Laufendes Wasser bis ins Zimmer, Jazzband, Dauerwelle und Lottokollektur ... Oder auf Wunsch garantiert hausmacher Messerstechereien, Gewandläuse ... Der Floh in der Zwiebelsuppe und die Fledermaus im Bett. Je nach Zimmerpreis.“

Herr Bukovicz verkegelt schmatzend die Augäpfel.

„... und ein Völkchen! Wann ich Ihnen sag', meine Herrschaften: — die reinen Eldorados! Vollkommen unbeleckt, sag' ich Ihnen! Also zum Beispiel — verlier ich da mal meine Brieftasche. Mit zweitausend Dinar. Mitten auf'm Korso. No natürlich — ich denk' mir: futsch is futsch! Am andern Tag — Ehrenwort! — ich komm' wiederum auf den Korso. Was seh' ich — mein Portefeuille. Mitten auf der Gass'n. Und ob Sie mir's wer'n glauben oder nicht — die zweitausend Dinar sind auch noch drin. Und nicht bloß die zweitausend Dinar, sondern — noch tausend dazu!! Bittä — was sagen Sie jetzt?“

Das ganze Kupee hält überwältigt die Luft an. Schwitzt aus allen Poren — Angostura. Die Prospektchen fliegen von Hand zu Hand ...

Herr Bukovicz wechselt mit Herrn Czerny einen Blick, wie der Akrobat vor dem großen Trick, ehe er seinem Partner das „Allright!“ zuschleudert. Und Herr Czerny holt zu einem grandiosen Finish aus.

„Aber das is noch gar nix, meine geehrten Herrschaften. Meine Frau, die Tonczi, die war doch in Angostura angestellt in einem Vergnügungslokal. Drei Jahr lang. Und — als Jungfrau ha'm sie's mir zurückgeschickt nach Pest ...! Das heißt nobel — wie bittä?

... Die Sache sprach sich fabelhaft herum. Zwischen Paris und Budapest ... Seitdem ist in Angostura kein Hotelzimmer mehr zu haben.

Caren

Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.

Der Tonfilm

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Das Schnarchen der Pola Negri war wunderbar echt!" — „Schon recht — aber das kam von einem Zuhörer!"

Aasblind —

Krähen kreisen mit Gekrächz
wochenlang in schwarzen Schwärmen.
Aus den Konferenzgedärmen
steigt der Aasduft faulenden Gemächts.
Nein, da riecht es nicht nach Narden!
Advokatenkrähen, Sachverständigengeier,
Bank-Kondore, Diplomatenreiher
flattern, den Kadaver zu zersäbeln,
und aus ihren aufgesperrten Schnäbeln
stinkt's von Milliarden — — —.

Plötzlich fällt, fern irgendwo, ein Schuß.
Oder war's in Indien eine Bombe? —
Taub und blind auf ihrer Hekatombe
krallt das Aasgevögel im Genuß
gierig vollgestopfter Bäuche.
Advokatenkrähen, Sachverständigengeier,
Bank-Kondore, Diplomatenreiher —:
Keiner von den Kriegsprofitverjauchten
merkt was von der östlich aufgetauchten
Riesenvogelscheuche — — —.

Sebaldus Nothanker

Liebesgezwitscher

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Na, Kleene, soll ick dir valleicht nach Jewicht berechnen?" — „Aba jewiß doch — nach englischen Pfund!"

Eine Schlappe

„Ich hab' die ganze Nacht kein Auge geschlossen", versicherte der Kommerzienrat.

Seine Gattin widersprach nicht, und Tante Sabine, die den Rekonvaleszenten seit letztem Freitag — heute war Mittwoch — nicht besucht hatte, empfand sein Bekenntnis wie einen schweren Vorwurf.

„Kein Auge geschlossen", wiederholte der Kommerzienrat und blühte förmlich auf. Er lag im Pyjama auf dem Sofa.

Tante Sabine war geknickt. Jawohl, sie hatte einen gesegneten Schlaf, frönte Nacht für Nacht sybaritischer Ruhe, während andere sich gepeinigt auf dem Lager wälzten.

Der Kommerzienrat lächelte leidvoll. Aber es war das Lächeln des Siegers. Auch seine Gattin lächelte. Allerdings ein wenig problematisch.

Tante Sabine blieb diesmal beträchtlich länger. Als hätte sie sich selbst ein strafweises Nachsitzen diktiert. —

Nachmittags erschien Fräulein Yvonne. Französischer Name, französisches Parfüm. — Sie ging der Dame des Hauses schon seit geraumer Zeit auf die Nerven. Fräulein Yvonne brachte Blumen. „Nun, wie befinden Sie sich?"

Der Kommerzienrat nahm die Blumen in Empfang, lächelte, seufzte. „Ich hab' die ganze Nacht kein Auge geschlossen."

„Aber das geht doch wirklich nicht!" erzürnte sich Fräulein Yvonne. „Man muß sofort mit dem Arzt sprechen!"

Als hätte man akkurat auf Fräulein Yvonne warten müssen, um zu erfahren, was hier zu tun sei.

Die Hausfrau setzte sich ostentativ auf den Rand des Sofas. „Du irrst, Felix", äußerte sie mit mildem Tonfall, fast wie man zu einem Kinde spricht. „Ich lag von drei bis sechs Uhr wach und hörte dich schnarchen."

Alfred Grünewald

Die Erscheinung

Se. Exzellenz, Minister a. D. Graf Soundso sucht nach längerer Pause wieder einmal sein abgelegenes Revier auf. Der Förster holt ihn von der Station ab: Pferde, Wagen, Kutscher — alles tadellos. Exzellenz nicken gnädig.

Knapp hinter einer Straßenkurve zweigt der Weg zur Jagdhütte ab, der Wagen hält. Aber zu ihrem Schrecken vernehmen die gräflichen Ohren das Knattern eines heransausenden Motorrades.

„Bande!" wettern Exzellenz, „verscheucht einem das ganze Wild! Natürlich einer von diesem roten Gesindel! Anzeigen wegen Jagdfrevels sollte man die Kerle!"

Der Förster blickt mißbilligend nach dem Ruhestörer, der eben um die Kurve biegt; dann erhellen sich seine Züge.

„Aber Erlaucht," bemerkt er demütig, „dös is ja unsa neicha Herr Pforra!"

Und während er ehrfurchtsvoll den Hut zieht, rast an den beiden eine schwarze Gestalt vorüber, mit flatternden Rockschößen und den seraphischen Lebenswandel durch einen krachenden Auspuff unterstützend.

v. C

Der Untersuchungsgefangene

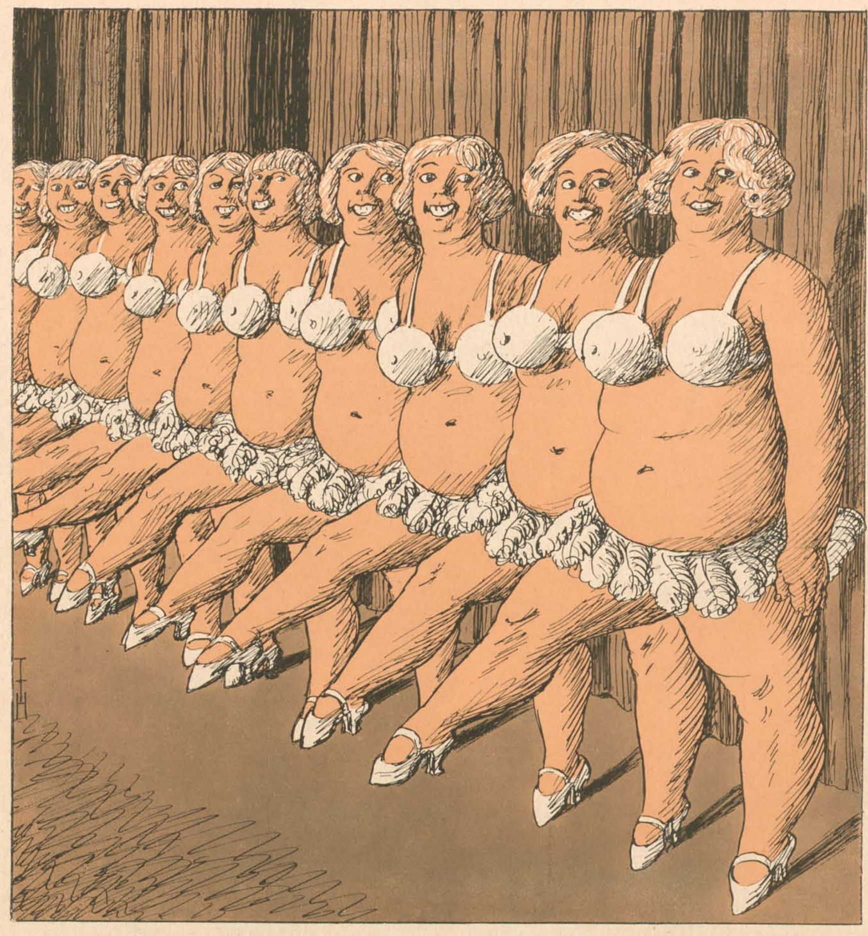
(Zeichnung von E. Thöny)



„Nun, hat der Angeklagte ein Geständnis abgelegt?“ – „Nee, aber knock out ist er!“

Die Mastgirls

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Wir haben dem Fett zu lange entsagt —
Oh oh yes —
Jetzt wird doch mal wieder nach Fett gefragt
im dancing-dress.

Wir müssen jetzt wieder üppig sein —
Oh oh yes —
Mit einem halben Zentner pro Bein
how full of grace!

Lieber Simplicissimus!

Ich bemerke, daß ich der äußeren Verschönerung bedarf. Ein blankes Messingbecken zeigt mir den Weg. Der Kubinke seift gerade ein. „Nehmen Sie Augenblick Platz, bitte", heißt es mit dem stereotypen Barbierwort. Und zwischen Schaum und Pinsel erzählt sein Patient weiter.
„Un da saacht er: ‚Na,' saacht er, ‚was saachst du denn dazu?' saacht er. Un da saache ick: ‚Ja weeste,' saache ick, ‚da saache ick jarnischt zu', saache ick. Un da saacht er zu mir: ‚Na, höre mal,' saacht er, ‚du kannst doch schließlich deine Meinung saachen', saacht er zu mir."
(Hier angelte ich bereits nach meinem Hut.)
„Un da saache ick: ‚Nee, weeste,' saache ick nu zu ihm, ‚bei sowat saacht man am besten jarnischt', saache ick — — —"
Was der andere nun saachte, das kann ich wirklich nicht sagen, als der dran war, lief ich schon Galopp.

•

Ungarische Tiefebene, heute jugoslawisch. Ebene, Wasser, Ebene, Viehherden, Ebene, Kukuruz, Ebene, Lehmhütten, Ebene ... Am zwangsweisen Umsteigeplatz ein „Hotel". Über der Türe prangt ein Schild: „Hier werden alle Sprachen gesprochen!"
Ich beginne meine Frage nach einem Zimmer in der Staatssprache, auf kroatisch — Kopfschütteln ... Auf slowenisch — Achselzucken ... Auf deutsch — aufgerissene Augen, Ohren, Mund ... Krame die letzten Brocken aus der Militärdienstzeit auf ungarisch zusammen: Aufleuchtende Augen! „Igon" (Ja!).
Auf die Frage, wer hier denn alle Sprachen spräche: ein freundliches Grinsen: „Die Gäste!"

•

Die Kinder spielen im Kinderzimmer. Hans und Gertraud sitzen eng umschlungen auf dem Tisch, der kleine Willi aber sitzt unter dem Tisch. Mutti kommt, sieht den Kleinen da unten sitzen und fragt, was er dort treibe. „Ach," sagt Gertraud, „wir spielen Mutter und Vater." — „Und ich," piepst es unterm Tisch hervor, „und ich bin das Kind, aber ich muß noch warten, bis ich geboren bin."

Stuttgart, 6. Mai 1929 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 6

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Die Abrüstung marschiert

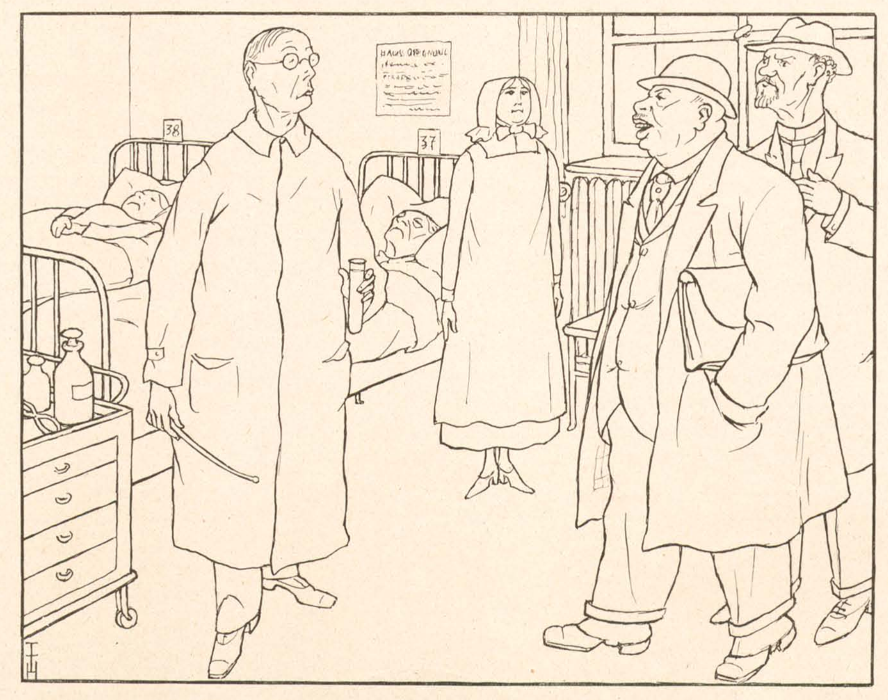
(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Wir werden den Forderungen der Humanität Rechnung tragen und ein so schnell tötendes Giftgas erfinden, daß die Qualen der Opfer auf ein Minimum reduziert werden.“

Berliner Krankenhaus

(Th. Th. Heine)



„Merken Se sich det jefälligst, Herr Oberdokter, unsere Patienten fliejen, wenn se in' Himmel komm', un unsere Ärzte fliejen, wenn se vor de Direktion nich richtig stramm stehn."

Held in Rom

Miesmacher wissen immer davon zu erzählen, daß die gegenwärtige bayerische Staatsregierung nichts zuwege bringe, und machen ihr namentlich immer wieder zum Vorwurf, daß sie im Konkordat wichtige staatliche Hoheitsrechte ohne jede Gegenleistung preisgegeben habe. Nun aber hat der Ministerpräsident Held bei seinem Besuch im Vatikan einen beispiellosen Erfolg für Bayern erzielt.

Bekanntlich fallen auf den 12., 13. und 14. Mai die Namensfeste der drei Eisheiligen: Pankraz, Servaz und Bonifaz. Der oberbayrische Volksmund nennt sie in seiner etwas derben Weise wegen ihrer für die Landwirtschaft oft so schädlichen Wirkungen die drei „Bazi". Schon lange hat man darüber nachgedacht, wie man diesen Schaden abstellen könnte.

Herr Ministerpräsident Dr. Held hat nun bei seiner letzten Romreise dem Apostolischen Stuhl die Bitte vorgetragen, die drei Eisheiligen dadurch unschädlich zu machen, daß er ihre Feste auf den Monat Dezember verlegt. Infolge unserer guten Beziehungen zum Vatikan sowohl wie zur bayrischen Regierung sind wir in der Lage, jetzt schon mitzuteilen, daß Dr. Helds Bestrebungen von Erfolg gekrönt waren.

Die Landwirtschaft hat allen Grund, für diese Errungenschaft dankbar zu sein. Die Kosten für die Romreise des Ministerpräsidenten sind reichlich eingebracht. Wir hoffen, daß angesichts dieses staunenswerten Erfolges auch der ewig nörgelnde Bauernbund verstummen und die bayrische Regierungskoalition aus den bedauerlichen Kämpfen der letzten Zeit neugestärkt hervorgehen wird.

Lieber Simplicissimus!

Fräulein Suse, die neue Kindergärtnerin, ist die Begeisterung, der Eifer selbst. Sie beschäftigt die Kinder, sie wirbt um ihre Liebe.

Am Schluß des ersten Vormittags, als sie sich bis zur Erschöpfung ausgegeben hat, ruft sie noch entzückt in die Menge: „Und nun, ihr Bengels — was wollen wir zum Schluß noch alle miteinander Schönes singen?"

„Gor nix", antwortet der Chor.

•

In einem fränkischen Wallfahrtsort ist alle Jahre zu Ehren der heiligen vierzehn Nothelfer eine große kirchliche Feier mit Pontifikalamt und päpstlichem Segen. In Scharen strömt das brave Landvolk von der näheren und weiteren Umgebung herbei, um des päpstlichen Segens teilhaftig zu werden. Auch der Herr Bürgermeister von X. ist regelmäßig unter den Wallfahrern, auch heuer wieder. Nach der Kirche geht's ins Wirtshaus. Selbstverständlich. Da geht's dann lustig her bei Bier und Bratwürsten. Warum auch nicht? Es wird immer ziemlich spät, bis der Herr Bürgermeister den Heimweg antritt. Der führt über ein Bächlein, das zum Glück nicht tief ist. Dafür ist der Steg ziemlich schmal. Etwas unsicheren Fußes betritt der Wallfahrer den Steg. Und schon liegt er im Bach! Fluchend krabbelt er wieder heraus, und im Weitergehen brummt er nachdenklich vor sich hin: „Dreiundzwanzig Jahr' lang geh' ich schon zu den heiligen vierzehn Nothelfern und noch ka Johr hob' ich mein' päpstlichen Segn über den Malefizsteg nüber gebracht."

Die bestätigte Theorie

Berlin, das Einstein hoch verehrt
und ihn an sich zu fesseln trachtet,
hat ihm ein Domizil beschert.
Bloß wurde leider nicht beachtet,
daß das erkieste Exemplar
bereits in andern Händen war.

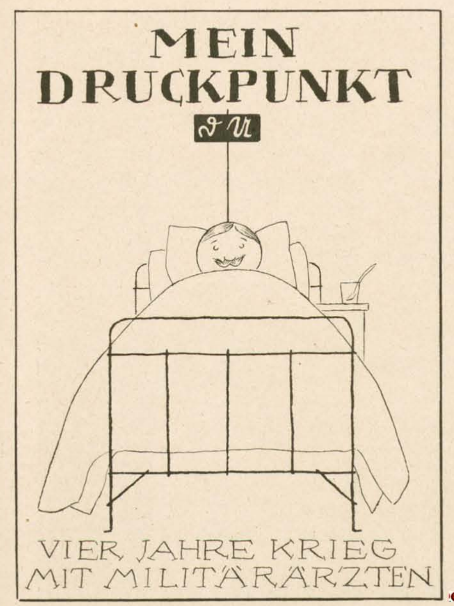
So steht der große Physikus
und Kritiker des Absoluten
nicht ohne etlichen Verdruß
vor der Geburtstagsgabe buten
und findet: ein geschenktes Haus
sieht wie der dito Gaul schier aus.

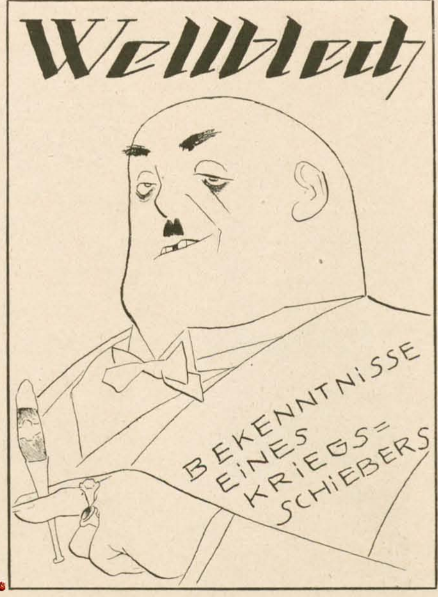
Jedoch er bleibt nicht lange doof
infolge dieses Unglücksfalles.
Dann wird er wieder Philosoph
und tröstet sich: Nun ja, für Alles
gilt das Gesetze, das ich schliff.
Auch H ä u s e r sind nur relativ.

Ratatöskr

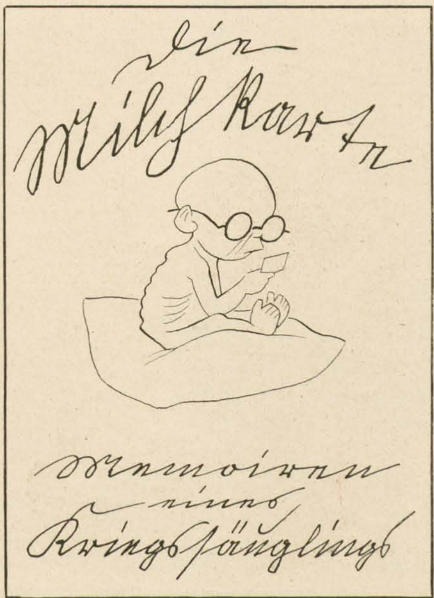
Hausse in Kriegsromanen

(Karl Arnold)









Grenzen der Kunst

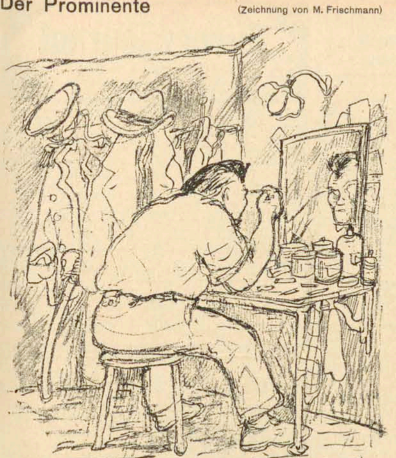
(Zeichnung von L. Kainer)



„Was könnte man aus seinem Gesicht erst machen, wenn man sich nicht immer ähnlich bleiben müßte!!"

Der Prominente

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Gegen Höchstgage zehn Bilder lang 'n verhungernden Proleten darstellen — — — das ist Kunst!!"

Lieber Simplicissimus!

Die Zentrale einer großen Jugendorganisation in Berlin erhielt von einem ihrer halbflüggen Mitglieder aus der Provinz folgendes Schreiben:
„Liebe Freunde! Wieder einmal hatte ich eine Auseinandersetzung mit meinem Vater über meine Zugehörigkeit zu unserer Organisation, in deren Verlauf ein Stuhl in Stücke ging. Was soll ich in Zukunft tun? — Mit bestem Gruß!"

Die Truste

Hosianna — aus London kommt die Freudenkunde: daß zwei große europäische Verbände, Schienen- und Röhrenkartell, sich mit den Werken der Union und Kanadas zu Weltkartellen vereinigt haben. Sie feiern das Fest, indem sie die Preise etwas hinaufsetzen — und zwar „bei einer vergrößerten Zahl von Warengattungen".
Das Zinksyndikat — ebenfalls „Welt..." — war etliche Tage vorher in die Welt getreten. Eine Kunstseidekonvention ist im Entstehen. Der Erdölfrieden ist geschlossen. In der Margarine- und Seifen-„Welt" sind „Bestrebungen im Zuge"; sie laufen auf „Kapitalverflechtung" hinaus. Eine „Kristallisation" der Kautschukinteressenten ist im Anmarsch.
Einst sagte man vom Araber, er habe zweihundert Ausdrücke für seinen Wohltäter, das Kamel. — Eisenverband, Zinksyndikat, Kunstseidekonvention, Ölfrieden, Kapitalverflechtung, Zuckerkristallisation, Preisdiktat, Kupferpakt, Akkord, Übereinkommen, Trust — — — bald haben wir Kamele zweihundert Namen für unsre Zwingherren.
Schließlich wird nur eine Branche noch der Vertrustung bedürfen: wir ausgepowerten Verbraucher.
Ich kann nicht glauben, daß sich die andern, die Fabrikanten, werden diesen peinlichen Zustand auf die Dauer gefallen lassen. Unser Unvermögen stört allzu empfindlich das Geschäft.
Da lesen wir denn eines Tages in der Zeitung, daß die vereinigte Kaufmannschaft der Erde — Amerika voran —, daß all die verfilzten und verflochtenen Syndikater zunächst sanft — dann energisch — ultimativ zuletzt auf Steigerung unsres Einkommens dringen; wir haben binnen heut und einen Monat mit allen Mitteln unsre Erlöse zu vervielfachen.
Denn wem sollen die armen Akkorde, Kristallisationen und Trusts — wem, zum Teufel, sollen sie ihre Sore anhängen, wenn wir Kunden außerstande sind, unsern Bissen Kaugummi, das Radio, die letzten Hosen — und sei's auch nur auf Raten — anzuschaffen?

Roda Roda

Angsttraum

Nacht war es, und die Herren Delegierten
der vorbereitenden Abrüstungskonferenz
schliefen ruhig in ihren Betten.
Da sandte GOTT durch SEINEN Engel
ihnen einen ad hoc angefertigten Traum...

Sie standen auf einem hohen Berge
und sahen die Völker friedlich nebeneinander wohnen.
Von Kanonen, Giftgasen und Bajonetten
wußten nur noch die historisch Gebildeten.
Einen einzigen Panzerkreuzer gab es noch auf der Welt:
In einem Anbau des Deutschen Museums lag er vor Anker
und konnte Mittwochs und Sonntags von 11 bis 3 Uhr
besichtigt werden.
An seinem Gefechtsmast hing ein Transparent
„Friede auf Erden!"
Das Militär war überall abgeschafft,
desgleichen — da nicht mehr vonnöten —
sämtliche Uniformen und Kriegsdrommeten.
Die ganze Welt wimmelte von Zivilisten.
Es gab keine Rüstungsindustrie mehr,
keine gefährdeten nationalen Belange,
keine patriotisch begeisterte Presse,
keinen Geheimfonds, keine Spionage-Abteilung,
keinen Feldwebel, keine Rekruten-Depots.

Da schrien die Herren Delegierten
der vorbereitenden Abrüstungskonferenz
und sprangen wütend aus ihren Betten
und richteten gemeinsam eine äußerst scharfe Erklärung
an GOTT:
Daß sie nicht nötig hätten,
durch Filme von derartig aufreizend pazifistischer Tendenz
ihre wohlverdiente Nachtruhe sich rauben zu lassen,
und daß sie im Wiederholungsfalle
zu strengsten Repressalien greifen müßten...

Und in der nächsten Sitzung fuhren sie fort
in ihrer bewährten Weise abzurüsten.

Hans Seiffert

Lieber Simplicissimus!

Eines schönen Tages oblag der Herr Bürgermeister unseres Städtchens der heiligen Pflicht, eine jener Ehen — die bekanntlich seit anno Hasenclever nicht mehr im Himmel geschlossen werden — mit der staatlichen Konzession zu versehen. Alles war sehr feierlich — Bürgermeister, Bräutigam, die Zeugen in ernstem Schwarz der Bratenröcke —, die Braut schluchzte ordnungsgemäß ins Taschentüchlein — und alles wäre gewiß so verlaufen, wie es nach menschlichem Ermessen hätte verlaufen müssen, — wenn nicht dem Herrn Bürgermeister . . . ja! Sei es nun, daß ihn, die hohe Amtsperson, die heilige Handlung ein wenig verwirrte, sei es, daß ihn die Ehrenämter und ein vorabendliches Festgelage zu sehr mitgenommen — oder sei es, daß tatsächlich die Vernunft einen Fingerzeig geben wollte, indem sie eine kräftige, derbe Bürgermeisterhand führte — wer weiß?! Jedenfalls, als das glückstrahlende Brautpaar, von Bürgermeister und Zeugen gebührend beglückwünscht, das Bürgermeisteramt verließ und, um sich von der Wirklichkeit der Geschehnisse nochmals zu überzeugen, in den eben ausgestellten Trauschein sah, — bekam es lange Gesichter. Sollte der Teufel? . . . an Stelle des notwendigen und ersehnten standesamtlichen Siegels stand da auf dem Papier, zur Bescheinigung der Eheschließung — der Fleischbeschauerstempel.

•

Im Münchner Waldfriedhof steht ein Grabmal: auf einer Säule ein goldener Pegasus! Ein biederer Münchner mit seiner besseren Hälfte geht vorbei: „Ja, do schaug her, was is net dös, a Pferd!" Beide schütteln den Kopf; da dämmert es ihr: „Do liagt a Jockei." — „Scho möglich," gibt er zu, „aba i moan halt, so was ghöret auf an Sportsplatz und net auf an Friedhof."
Es ist das Grab Frank Wedekinds.

Wenn . . .

(Zeichnung v. M. Frischmann)

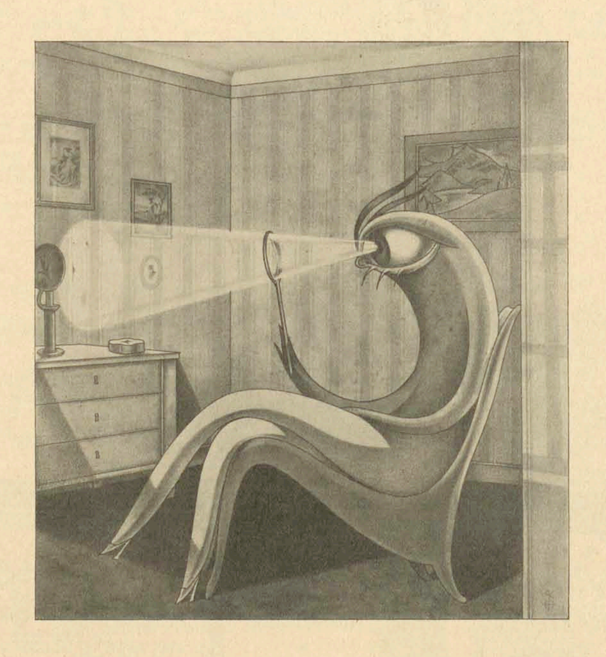


„Siehste, Lotte — wenn de bloß fünfundzwanzig Pfennige im Vamögen hättst, könntste die Sterne befragen, wann ick endlich Millionär werde."

Lieber Simplicissimus!

Gestern ist mein Freund Joseph Attelsberger endlich wieder aufgestanden. An die sechs Wochen hat er im Bett bleiben müssen. Er ist seinerzeit mit einem Taxameter gefahren, weil es pressiert hat und — scht, bumbs! — (saurutschig war's am selbigen Tag) an der Ecke Türken- und Brienner Straße, beim Wittelsbacher Palais, bremst der Chauffeur, weil ein anderes Auto wie rasend um die Ecke saust, bremst, stoppt, ist aber schon gefehlt — rutscht und saust mit seinem Wagen aufs Trottoir, an den Laternenpfahl, aber schon so — also, jedenfalls der Wagen war total hin, der Chauffeur blieb seltsamerweise unverletzt, aber meinen Freund hat es herausgeworfen, er ist aufs Pflaster geplatzt und stocksteif liegen geblieben, erledigt, ganz einfach erledigt.
Und sofort natürlich sind die Leute zusammengelaufen. „Ah! Um Gott's willn!" und so weiter. Im Nu war's ein dichter Knäuel.
„Tja, der is scho hi!" sagt ein Passant.
„Jaja, der is scho weg!" bestätigt ein anderer ebenso. Sie beugen sich nieder. Schließlich, der Tote muß doch weg. Auf einmal aber rührt sich mein Freund Attelsberger, hebt den Kopf, stützt sich auf die Arme und glotzt die Leute an.
„Tja, jetz sowos! Sowos!" sagt der erste Passant. „Der lebt ja no'!" Und schon lichtet sich der Knäuel der Neugierigen.
„Tja, hm . . . Sowos! Der is ja gor net tot!" wiederholt sich noch etliche Male. Die meisten gehen schwer enttäuscht davon. Aus ist's mit der Sensation.
Als mein Freund Attelsberger sich endlich nach Hilfe umschaut, ist bloß mehr der Schutzmann da, der Notizen macht . . .

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Redaktion: Hermann Sinsheimer, Peter Scher.** Verantwortlich für die Redaktion: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** •
Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart





Simpl-Woche: Abenteuer Henry Fords in Wien

(Zeichnungen von Wilhelm Schulz)



„Das Elend der lieben Wiener greift mir ans Herz — ich werfe einen Dollar unters Volk."



„Bittscheen, Herr Passant, auf ein Wort — — —"



„Ich muß Sie aufmerksam machen: Das Wegwerfen is strafbar! Kostet zwei Schillinge oder einen Tag Haft."

Rettet den Krieg

Lang war als schön und süß bekannt
der Heldentod fürs Vaterland,
den schon der Pauker am Pennal
uns auf lateinisch anempfahl.
In Ehren stak, für Hof und Weib,
das Bajonett im Unterleib.
Die Knochen schlug das biedre Blei
mitsamt dem Fleisch zu Ruhmesbrei.
Und gerne starben die Soldaten
mit Gott an spritzenden Granaten
für Dynastie und Industrie.
Wer leben blieb, der lobte sie.

O Gott! Wo sind die Zeiten hin,
wo Massenmord uns trefflich schien!
Wo aufgehetzter Tiermensch-Drang
dem Gegner an die Gurgel sprang,
wo individueller Spieß
im Feindhirn noch „heroisch" hieß
und literweis vergoßnes Blut
als Zeichen galt für Heldenmut??!
— Heut sehn nicht nur die blank beschwertet
sich rein industriell verwertet,
nein! heut stirbt selbst das Publikum
an Giftgas und Bakterium!

Mit Recht hält dies für ungesund
der ganz durchtriebne Völkerbund.
Mit Recht erhebt da — wie vom Strahl
des Geists berührt — der General,
verlockt auf Jean Jacques Rousseaus Spur,
den Ruf nach „Rückkehr zur Natur",
da Kain mit schlichter Muskelkraft
noch seinen Bruder hingerafft
und — außer Gott und Abels Gruppe —
kein Mensch ein Haar fand in der Suppe . . .
Drum jüngst in Genf die Gründung stieg:
Der „Notgemeinschaft für den Krieg".

Damit man künftig dann und wann
je nach Bedürfnis schlachten kann,
wird, weil Verstand den Menschen ziert,
der Mord zweckmäßig rationiert:
Ein jedes Volk stellt so, reihum,
sein Pflichtprozent an Heldentum.
Und jeweils erst, wenn dies, verraucht,
mehr oder minder aufgebraucht,
begeben sich mit neuer Frische
die Syndikate an die Tische
und eskomptieren, Hand in Hand,
den süßen Tod fürs Vaterland.

Sebaldus Nothanker

Aus Frankfurt

Zum Losehändler Hirschfeld kam Frau Greeth aus Oberrad. Sie verlangte ein Pferdelos mit der Endnummer 44. Der Händler beschaffte es. Die Ziehung fand statt, und Frau Greeth gewann den Vierspänner. „Jetzt sage Se emol, Fraa Greeth, woher wußte dann Sie, daß die Nummer gewinne muß?" fragt der Händler. „Deß will ich Ihne sage, Herr Herschfeld. Ich hab' im Traam siwwe Gaase un siwwe Hämmel geseh', un bin zur Karteschlägern un hab' mer den Traam deute lasse. ‚Sie misse die zwaa Zahle mitenanner multipliziern', hot die gesagt, ‚un e Los kaafe mit der Zahl, die do erauskimmt als Endnummer.' Un siwwe mol siwwe is doch 44, — multipliziere muß mer kenne, Herr Herschfeld!"

Lieber Simplicissimus!

Die bayrischen konfessionellen Schulen haben jetzt auch konfessionell gesondert zubereitete Lesebücher. Das hat seine Folgen. Dieser Tage kam ein Volksschüler in ein Münchner Schreibwarengeschäft und verlangte für seine Schiefertafel einen „katholischen Tafellappen". In diesen Jungen ist der Geist der Zeit eingegangen.

Das Schlagerlied des Kirchenstaates

(E. Schilling)



„Ich küsse Ihren Fuß, Papa!"

Justiz

„Herr Vorsitzender," unterbrach der Anwalt des Klägers die Verhandlung, „ich bezweifle die Beschlußfähigkeit des Gerichtshofes: der Schöffe hier schläft." — „Herr Justizwachtmeister," entgegnete zur anderen Seite der Vorsitzende, „Sie wollen bitte den Schöffen wecken! — Herr Rechtsanwalt," fuhr er fort, „auch Sie kennen den Reichsgerichtsbeschluß: ein Schöffe darf schlafen, wenn es nur kurz ist und er es versteht, sich durch leisen Schnarchton wieder zu sich zu rufen. Die Verhandlung kann also weitergehen!" — „Der Donner!", entfuhr es dem Kläger, „sind denn die deutschen Gerichte immer vernagelt oder bloß manchmal?" Sofort verließ der Gerichtshof den Saal, beriet, kam wieder und verkündete: Das Gericht hat Milde walten lassen, der Kläger wird wegen Beleidigung des Hohen Gerichtshofes in eine Ordnungsstrafe von fünf Tagen Haft genommen.

Die Verhandlung konnte weitergehen. Ein verabschiedeter Major mußte sich verantworten; er hatte den republikanischen Kläger einen Emporkömmling durch die Gunst des Reichsbanners Schwarz-Rot-Senf und einen Mistkutscher für den Saudemokratenstaat genannt. Die Beweisaufnahme wurde beendet, die Plaidoyers fanden statt, Richter und Schöffen zogen sich zurück und traten bald wieder an den Verhandlungstisch. Die Anwesenden erhoben sich, der Vorsitzende sprach: „Im Namen des Volkes! Der Angeklagte wird freigesprochen. Die Bezeichnung Emporkömmling ist keine Beleidigung, denn der Nebenkläger war vor fünf Jahren noch Landarbeiter; dieser Umstand schützt den Angeklagten auch vor dem Verdacht, mit dem Ausdruck Mistkutscher eine Beleidigungsabsicht verbunden zu haben. Die Farbenbezeichnung Senf stellt eine taktvolle Umgehung der Identifizierung der Reichsfarben mit einem bloßen politischen Verein dar. Das Wort Sau gehört zu Demokraten und nicht zu Staat; es kann hierin keine Beschimpfung der Republik gesehen werden."

Daraufhin wurde der Major beglückwünscht, der Richter hob sein Gehalt ab, und der Parteisekretär trat seine Haftstrafe an. Die deutschen Gerichte, so wußte er nun, sind bloß manchmal vernagelt.

F. Böhmer

Straßenleben in Wien

Ein eleganter junger Mann, schwarzhaarig, mit ziemlich lang geratener Nase, fuhr unlängst im Auto über die Ringstraße.

Dadurch wäre fast ein hakenkreuzgeschmückter Couleurstudent zu Schaden gekommen, der, zeitunglesend, mit der in Wien usuellen Sorglosigkeit über die Straße setzte.

„Kannst net aufpass'n, Saujud, miserabliger?" schimpfte der Studios empört; aber da hatten ihn schon drei Wachleute gepackt und schleppten den Ehrenbeleidiger auf die Wachstube.

Leute sammelten sich an, ganz perplex vor Staunen; denn für gewöhnlich pflegt sich die Wiener Polizei nicht eben als Beschützer des gekränkten Judentums zu betätigen.

Die Spätabendblätter brachten die Lösung dieser rätselhaften Angelegenheit: der vermeintliche „Saujud" im Fond des Autos war nämlich gar kein „Saujud" gewesen, sondern der König Boris von Bulgarien.

Wann 's Mailüfterl weht — — —

Im Frühling glaubt man wieder gern an Wunder:
es gibt so schöne Frauen in Berlin!
Zudem fühlt man sich jünger und gesunder,
und selbst der Prominente gibt sich hin —

Nur kann man sich zur Zeit oft schwer entscheiden,
ob Nutte oder schwer erfahr'ne Frau —
Schön sind auch solche, welche seelisch leiden,
trotz offensichtlich gutem Körperbau —

Man möchte alle — alle gern beglücken!
Die Liebe — rein an sich — erscheint so schön — — —
Und seelenvoll sagt man beim frühestücken:
„Ruf doch mal wieder an! Auf Wiedersehn!"

Karl Kinndt





Sklaven Amerikas

(Zeichnung von E. Thöny)



„Wir Neger waren auch jahrhundertelang versklavt. Nur Mut — ihr Europäer werdet auch mal wieder frei!"

Stuttgart, 13. Mai 1929 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 7

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Berlin voran!

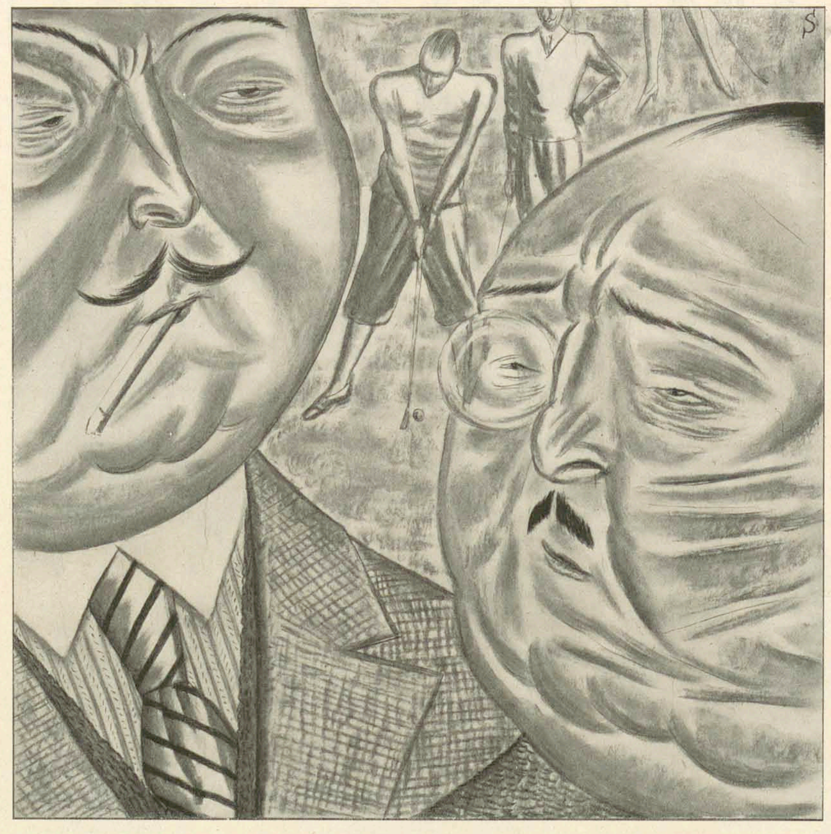
(Zeichnung von L. Kainer)



„Na, wie hat dir's in New York jefalln?" — „Janz nett — aber nich amerikanisch jenug!"

Jorns

(Zeichnung von E. Schilling)



„Ja, das waren ideale Zeiten — Militär und Justiz hielten noch fest zusammen und die Regierung war machtlos."

Melancholischer Mai

Es steht nun leider fest: die Yankees haben
nicht nur den Gold-, auch den Golfstrom uns abgegraben,
weil sie allein Golf spielen und Gold in den Zähnen haben
wollen.
Wir armen Europäer sollen
einfach vereisen.

Wer kein Geld hat, kann nicht verreisen.

Bald werden zottige Renntierherden über Europa traben
und kopfschüttelnd ihre Geweihe an unseren Denkmälern,
Siegesalleen und Reichstagsportalen schaben.
Ein einziges Eismeer das ganze europäische Tiefland.
Von Livland
bis Bordeaux:
jeder Europäer ein kleiner Eskimo.

Aber verständigen
wird sich natürlich keiner mit keinem.
Jeder wird mit einem
bunten Fähnchen in der Faust auf einer Eisscholle endigen.

Übrig bleibt nur unser Alt-Reichskanzler Müller-Franken,
weil er durch seine Brille all dieses kommen sah.
Heiter lächelnd, ein zweiter Noah, schwimmt er, wo alle erfroren oder ertranken,
auf seinem Panzerkreuzer A.
Woraus erhellt:
wie gut, daß wir diesen ollen Kasten bestellt.

So laßt uns Gott und Papa Müller loben:
Fett schwimmt immer oben.

Wer ertrinkt, braucht kein Geld.

Siegfried von Vegesack

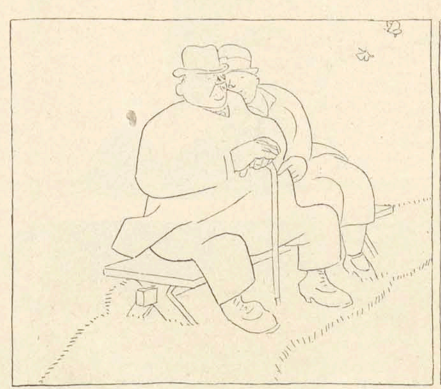
Simpl-Woche: Abenteuer im Frühling

(O. Gulbransson)

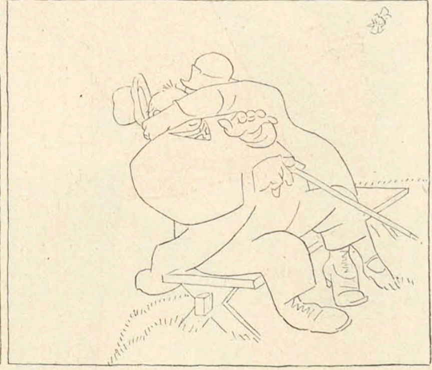


„An so einem Frühlingstag, Gottlieb, lernten wir uns kennen."

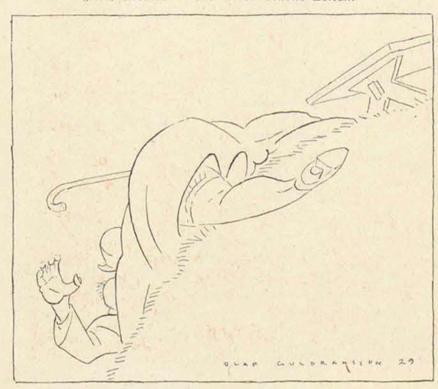
„Und dort ist die Bank, wo du mich mit dem ersten Kuß überrascht hast."



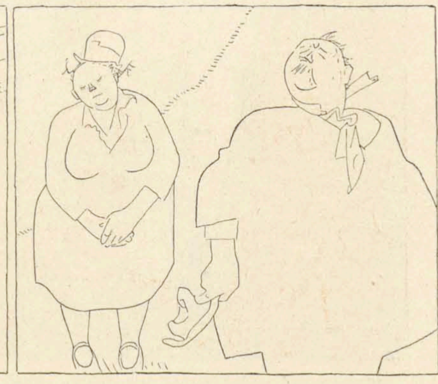
„Ach, Gottlieb — das waren schöne Zeiten!"



— — — —



— — — —



„Noch einmal so ein ehewidriges Verhalten, Berta — und ich laß mich scheiden!"

Nach dem Match

(Zeichnung von E. Thöny)



„Jetzt aber rasch zum Standesamt — meine Tochter heiratet heute." — „Servus! Und ich zur Schule — wir haben Prüfung in Geographie."

Manila

Als ein altes Tau durch derbe,
Doch verständniswarme Hände glitt,
Sagte eine Stimme: „Bob, ich sterbe,
Ehe Land in Sicht. Und du stirbst mit."

Noch bevor die Stimme Antwort kriegte,
Kämpften sie: Vollschiff gegen Orkan.
Hatten oft gekämpft, bis eines siegte.
Und das andre war dann abgetan.

Nur ein Treibstück wurde aufgefunden.
Daran hingen kalt, ersoffen, blau
Zwei alte Matrosen, angebunden
Mit einem alten Tau.

Joachim Ringelnatz

Wie stehen Sie zum Frühling?

Eine Rundfrage bei Persönlichkeiten, die beruflich oder gewerbsmäßig Frühling bzw. Liebe stark in Rechnung setzen müssen.

Frieda Hempel, Nutte, Berlin-Wilm.:

„Jotte, Mensch, wissen Se, wat da imma so von Frihling und so geredt wird, det is jenau halb so schlimm! Die ältan Herrn mit reelle Anspriche und wo zahln könn'n, die machen um die Zeit eene Wassakur in'n Zoo von wejen Jallensteine und Niere, und die jingan ham sich in'n Karneval ibanomm'! Weil't nischt kost't — und wenn se schonn jeneppt sind, woll'n se wat ham for't Jeld. Vastehn Se? Wat saren Se von Werder und Obstblite?! Nischt zu machen! Det is wat for kleene Leite, und da machen se't rein mit de Liebe! For unsaeen eene miese Zeit, wat sich so Frihling schimpft, kann'ck Sie saren! Is schonn vorjekomm', det ick da een richtjen Freind an die fimf Wochen bin trei jebliem! Det saacht allens."

Emil Hutschke, Zeitungsverkäufer, Berlin:

„Im Winta stehste dich Eisbeene, aba det Jeschäft jeht — und in'n Frihling kannste dir'n Bruch brillen und keen Aas kooft. Heechstens de „Deutsche Alljemeine" jeht, weil die so jroß is, det de dir in Auto damit kannst zudecken. Keene Schlaachzeile zindet — wenn det Jlick et nich will, det mal een mindajährichet Määchen vamißt wird, und et wird wat jefunden, wat von sie is. Polletik kommt ja nich in Frare. Ich sare Sie, Herr, for die Presse is der Frihling eene Katastrophe und for unsaeen, wo jewissamaßen von de Presse in'n Mund lebt, ooch. Nur so jewisse Zeitschriften in die Kioske jehn mächtich. Aba wia sind doch sozusaren uff Partei injestellt: wenn'ck dem „Lokalanzeija" und die „Nachtausjabe" vakoofe, darf ick heechstens noch det „Majazin" fihrn — aba nich die „Ehelosen" und die „Freindschaft". Und det jeht jrade in'n Frihling!"

Kommerzienrat Davidowitsch, Großbesitzer von Klein-Kinos:

„Alles Temperaturfrage. Ist es draußen hübsch warm und trocken: böse Zeit! Wenn es aber feucht und kalt ist, wird der kleinste Kintop zur Goldgrube. Die billigsten Filme lasse ich laufen — und erhöhe die Logenpreise aufs Doppelte —: wer schaut schon hin —?"

Kurti Bolle, polizeilich genehmigte Zwischenstufe, Eldorado-Berlin:

„Huch, nein! Frühling! Ham Sie Ossi gekannt? Gottchen, der süße, süße, goldige Junge! Und denn is det Luda jlatt mit een Weib jetürmt — mit die dicke Berti von der andern Fakultät — doll, wat? Heute abend gehe ich zum erstenmal in meinem neuen Pariser Abendkleid aus!! Da staunen Se Eisenbeton, wenn Se det sehn! Wat ick von'n Frihling denke? Ha'ck Ihnen doch schonn jesaacht: die beste Kundschaft schwenkt ab und wird doofnormal!"

Dr. Cohn, Psychoanalytiker:

„Ich verreise im Frühling, weil höchstens ein paar unheilbare Patienten Selbstmord begehen und die heilbaren plötzlich aus der Sprechstunde wegbleiben. Hab' ich es doch erlebt, daß ein jahrelanger schwerer Mutterkomplex sich im Mai mit einem ganz mageren Mädchen, die kaum achtzig Pfund wog, verheiratet hat und glücklich wurde!"

Paul Pengsch, Droschken-Schofför:

„Seit ick uff Einheitstarif umjestellt bin, pfeif ick uff Frihling! Friha war ick Zwostreifa — und da jab et noch Kaffaliere, wo't uff een paar Jroschen nich is anjekomm' — bloß weil se in Zwostreifa mehr Platz ham jehabt und Jardinen vor't Fensta. Und denn jab et een knorket Trinkjeld, wenn'ck hibsch langsam bin jefahrn. Aba jetzt, wo't keen Nachttarif nich jibt, lohnt sich det nich mehr. Nu fahr'ck jerade los, det et nur so knackt, und rummsch! und de Ecken rum, det ihnen der janze Frihling vajeht. Det zahlt sich nich mehr aus. Außa, se saren jleich, det ick soll Taxe drei einschalten — aba det kommt alle Jubeljahre eenmal vor!"

Frau Elvira Klein, Massage-Salon (streng individuell):

„Wie ick zu'n Frihling stehe? Jenau so, Herr, wie Sie zu die Konkurrenz! Da muß eena doch schonn mordsdämlich sein, wenn a in die Zeit blecht for sowat! Wenn'ck nich meine Stammkundschaft hätte von so jewisse Spezialisten —: denn könnt ick in'n Frihling jlatt vahungan!"

P. M. Lampl, politischer Dramatiker:

„Frühling?? Ist Frühling eine Kulturschande?? Sie dürften doch wissen, daß ich es ablehne, ein Dichter zu sein, und lediglich zu Kulturschanden Stellung nehme! Ich habe ein Stück, Abtreibung betreffend, angekündigt —: was hat das mit Frühling zu tun? Vita longa — Konjunktura brevis! Ich muß bis Oktober noch ‚Todesstrafe', ‚Zuchthaus', ‚Alkohol', ‚Homosexualität' (zwei Teile), ‚Wohnungsnot', ‚Kapitalismus', ‚Religion', ‚Morphium und Kokain', ‚Dirnentum', ‚Vertrustung', ‚Parlamentarismus' und das ‚Ende der deutschen Kunst' dramatisch erledigen!"

Kaki

Pflichttreue

Ich trat im Münchener Volkstheater im „Feldherrnhügel" auf, zu Pferde. Um diese Abendstunde aber, zehn Uhr, war der Tattersall schon geschlossen — ein Metzgerbursche aus der Nachbarschaft war mit der Aufgabe betraut, täglich das Pferd zur Stelle zu bringen.
Er liebte es sichtlich sehr; streichelte es, fütterte es mit Brot und Zucker.
Einmal fragte ich ihn: „Wären Sie nun wohl imstande, ein Tier, das Ihnen so ans Herz gewachsen ist, zu töten?"
Er darauf mit schöner Festigkeit: „Ja da gibt's bei mir fei nix — Beruf geht vor."

Roda Roda

Das Schlimmste

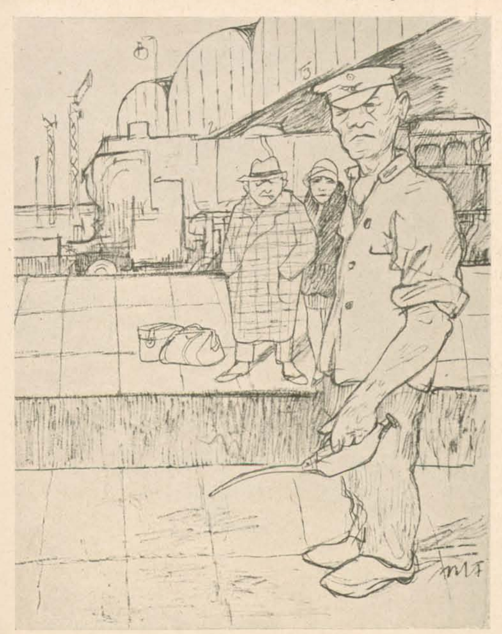
In unserer Nähe liegt ein niederrheinisches Städtchen mit mehreren Krankenanstalten, deren Ärzte rings in der Runde als schneidewütige Knochenschuster bekannt sind. Die wundärztlichen Eingriffe und Schnitte gelingen immer glänzend. Nur tun leider die Kranken ihren Ärzten nicht immer den Gefallen, die Operationen zu überleben. Kürzlich ereignete sich ein scheußlicher Automobilunfall in der Nähe des Städtchens: Der Fahrer war in voller Geschwindigkeit gegen einen Baum gesaust, und er selbst und die beiden Insassen des Wagens schienen schwer verwundet. Wir kamen kurz hinter ihnen hergefahren und sahen noch auf der Landstraße die schauerlichen Trümmer dieser traurigen Begebenheit. Sahen aber auch, wie schon ein Wagen von den Krankenanstalten mit einem roten Kreuz diensteifrig herbeisauste. Die Verunglückten wurden auf der Straße bereits notdürftig verbunden. Wobei sich, wie glücklicherweise so häufig, herausstellte, daß die Verletzungen trotz des gräßlichen blutüberströmten Anblicks, den sie boten, gar nicht einmal so gefährlich waren. Voll Genugtuung wurden die also Zusammengesammelten in den Sanitätswagen gepackt und zur weiteren Behandlung in die Krankenanstalt gebracht, wo bereits die jungen Ärzte schneidebegierig mit gezückten Messern voll Ungeduld auf sie warteten. Wozu ein alter herzugekommener Bauer, der dem davoneilenden Wagen kopfschüttelnd nachschaute, in seiner niederrheinischen Mundart bemerkte: „Alles han se nu gut und glücklich überstanden, die arme Lück! Glassplitter, Quetschungen, Knochenbrüche, Beulen und Gehirnerschütterungen! Aber nu kommt erst dat Schlimmste. Nu wäde se ins Krankenhaus gefahren. Ob se dat überstehen wäde, dat soll mich noch ens wundere!"

Herbert Eulenberg

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Redaktion: Hermann Sinsheimer, Peter Scher.** Verantwortlich für die Redaktion: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** •
Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Der Eisenbahner

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Ick weeß nich', wat mit unsere Firma los is — schon seit Monaten keene Katastrophe, keene Korruption un' keene Preiserhöhung mehr!"











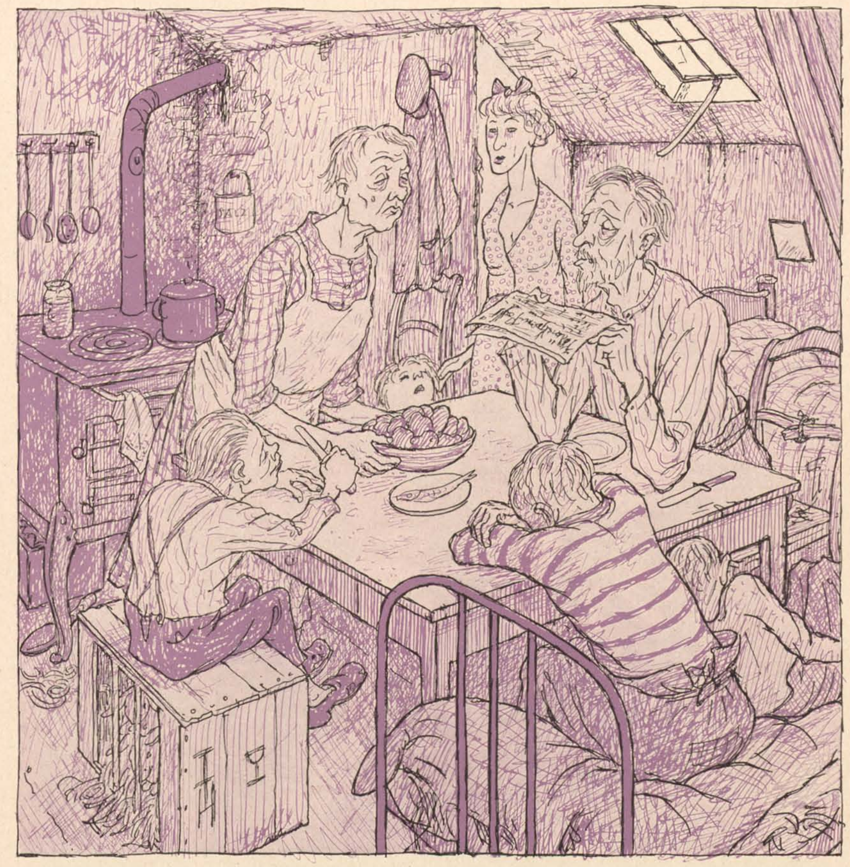
Italien — III. Klasse

Von Ernst Hoferichter

Draußen hängt Spalierobst, aber noch nicht in Seidenpapier verpackt. Der dampfende Accelerato singt die Mussolinihymne.
Im Abteil è vietato di fumare qualmt ein Faszist Algiertabak, und sein schwarzes Hemd verdüstert die dritte Wagenklasse.
Unter dem Hebel zur Dampfheizung sitzt ein Astpreuße mit Kamelhaarweste. Seine Gemahlin fröstelt im Dreivierteltakt . . . Sie zählt in der Landschaft die Zypressen, er die Latten am Sitzbrett.
Da streichelt er ihr auf den Oberschenkel eheliches Wohlgefallen. Nur — um etwas zu tun . . . Und der Oberschenkel zittert leise.
Der Faszist scheint dabei auf italienisch „Schweinssulze" gedacht zu haben — und in Bologna erscheint vor dem Herrn mit der Kamelhaarjacke vier Mann stark die Bahnhofswache.
„Lèi . . .! il Suo passaporto . . .!"
Der Herr fühlt sich schuldlos verhaftet und trinkt in Gedanken schon prätorianisches Rizinusöl. Verfassungslos sinkt die Gemahlin auf die Knie mit Flanellschoner.
Keine Partei versteht die andere. Fragend deutet der Führer der Wache im Paß auf die Berufsangabe „Dampfwäschereibesitzer" . . .?
Die Kamelhaarjacke vollführt die Gebärde des Bürstelns — und benützt als Unterlage wieder den molligen Schenkel.
Die italienischen Antlitze hellen sich auf wie Flecken in der Hose. Und sie wiederholen zum Zeichen des Verstehens die gleiche Gebärde.
Zuerst streichelt der Wachenführer . . .
Dann der Faszist . . . und der Reihe nach die drei Begleitmannschaften.
„Ah . . . Sie Masseur . . .? . . . ist gud . . ."
Und mit befriedigtem Lächeln und Faszistengruß ziehen sie ab.
Die Gemahlin summt erlöst eine Verdiarie.
Und die Kamelhaarjacke beschließt — nur mehr das Plakat mit dem Mussolinikopf unter der Notbremse zu streicheln. „Denn die öffentliche Sittlichkeit scheint hierzulande in hoher Blüte zu stehen . . ." — — —
In Arezzo steigen vier, fünf . . . sieben Bauern ein.
Augenblicklich riecht es nach Cordjacken, Zwiebel und Schweiß. Kinder schreien Blechmusik, die Frauen schneuzen sich auf den hl. Aloisius im Taschentuch und die Männer durchs Coupéfenster.
Neben mir sitzt eine staatlich geprüfte Handarbeitslehrerin aus Löbau. Jetzt wickelt sie ein Paket aus und erzählt, daß sie sich seit fünf Jahren diese drei Pfund Inflationsgeldscheine für ihre Italienreise aufbewahrt hat, um sie an die lästigen Bettler zu verteilen. Denn in den Reisehandbüchern liegen noch immer Zerlumpte im Straßenkehricht. Inzwischen aber sind alle Lazzaroni unter Mussolinis Diktaturordnung verschwunden und vielleicht Kommerzienräte geworden.
Und da jetzt ins Abteil die Armut einstieg, erspäht das Fräulein die Gelegenheit und verteilt ihre Hunderter, Tausender und Millionenscheine. Aber selbst Analphabeten verstehen Zahlen und Wasserzeichen auf Banknoten zu lesen und werden wie von einem Wunder ergriffen. Der Heilige auf den Taschentüchern scheint für sie lebendig geworden zu sein und will sich ihnen offenbaren.
Wortlos vor Dankbarkeit stellt ein Viehhändler der Lehrerin seine frisch gefüllte Chiantiflasche zu Füßen, eine Mutter weint vor Glück auf die Masern ihres Kindes, und zwei toskanische Vollbärte, die je einen Millionenschein erwischt haben, springen vor der nächsten Station unter Lebensgefahr vom fahrenden Zug ab, um unbemerkt mit ihrem übergroßen Glück zu verschwinden.
Die edle Stifterin notiert an den Rand ihres Reiseführers, wo gedruckt steht „. . . die Italiener sind ein naives, kindliches und genügsames Volk" mit Tintenblei den Vermerk „Stimmt!!!".
Und auf einer Ansichtskarte schreibt sie nach Löbau in den azurblauen Himmel: „. . . habe soeben diesem armen Volk eine wahnsinnige Freude bereitet. Rezept hiezu mündlich . . . Ihr müßt das alle auch machen. Inzwischen: verwahrt Eure Inflationsscheine . . . Ich lache mich krumm. Euere Emilie . . ." — — — —
Hinter Rom bildet eine Frau Geheimrat mit ihrer neunzehnjährigen Tochter meine deutsche Reisegesellschaft.
Sie haben sechzehn Museen und fünf Darmkoliken hinter sich, rezitierten auf der Via Appia barfüßig das letzte Kapitel aus „Quo vadis", gerade an jener Stelle des Pflasters, wo es sich abspielte — und verspüren diese Szene noch konzentriert wie Fleischextrakt.
Durchs Lorgnon sieht die Frau Geheimrat in der Wagenecke zwei Damen sitzen, die ihre Aufmerksamkeit einengen.
„Siehst du, Ellen, hier darf kein feines Mädchen allein reisen . . .!"
„Das wird Aristokratie in sozialer Mittellage sein . . . die, wie wir, von wegen Ungeziefer ohne Polsterklasse reist . . .?"
„Die ältere ist Gouvernante . . .?"
„Paß auf, Mama, ich frage sie etwas . . . mein Jtalienisch reicht . . . und dann erfahren wir manches . . .?"
„Na, los . . . Ellen . . .!" — — — Und schon steht Ellen vor den beiden Damen. Die eine riecht bis zu mir herüber nach Moschus, die andere nach Lysol. Sie sprechen zur Geheimratstochter von San Pietro Alloggio und von Casa rossa . . . von Madame, Stammgästen, Marine . . .
„Mama . . .! Erste Gesellschaft . . .! Versteh fast jedes Wort . . .!" ruft Ellen zurück und setzt sich zwischen die beiden Parfüms.
Jetzt zeigt die Ältere Photokarten her . . . Ellen besieht sie Stück für Stück. Nach einer Weile kehrt die Tochter an die Seite Mamas zurück.
„Du, die beiden Damen waren so liebenswürdig, mir diese Künstlerkarten zu verkaufen . . . pro Stück zwei Lire . . ."
„Kunstwerke . . .? Antike Plastik . . .?" fragte die Frau Geheimrat, nimmt Lorgnon — und fällt in Ohnmacht.
Die Karten rodeln über ihren Schoß zu Boden und erweisen sich als hahnebüchene Aktphotos, wie sie die südlichen Hotelportiers an reisende Herren mit unternehmungslustigem Aussehen verhandeln.
Und erst, da wir in die Umarmung des Golfes von Napoli einfahren, erwacht die Mutter stückweise aus der Weide ihrer Photoplastik.
— — — Coupéfenster sausen herab. Der Golf glänzt emailliert. In den Waggons erster Klasse erwachen die Reisegrammophone. Und im Luftzug der Fahrt ertönt die südliche Weise in die dritte Klasse: „Ja, da Schliersee is halt a Platzerl — — —"
Und dann nach einer Weile, als nach einer Biegung der Vesuvio aufsteigt, die Kehrseite der Platte „Nach der Heimat möcht' ich wieder — — —"
Am Perron betreten die Fremden feierlich gewölbt zum ersten Male das Pflaster der Luciastadt. Dabei fällt in der Bahnhofshalle der erste Blick auf das reich illustrierte Plakat: „Besucht Rothenburg ob der Tauber!"
„. . . E poi muore . . ." summe ich lavatrunken.

Schachts Angebot

(Th. Th. Heine)



„Sechzehnhundert Millionen im Jahr — das können wir leicht zahlen, Kinder!“

Anekdoten um eine Schauspielerin

In einem Filmatelier.
Der unlängst verstorbene Albert Steinrück, umgeben vom Kranz der Anfängerinnen. Etwas entfernt: Adele Sandrock, umgeben vom Kranz der Anfänger.
Steinrück, zum Scherzen aufgelegt, ruft herüber: „Adele, du sprichst schlecht von mir!“
Kommt die Antwort: „Du kannst ja gar nichts hören, Albert.“
„Ha,“ lacht Steinrück, „das Ohr ist mein bestes Organ!“
„Armer Mann!“ repliziert Adele schmetternd.

•

Die Sandrock soll ein Kindlein über die Taufe halten.
Vor der feierlichen Einbettung in das spitzengeschmückte Kissen nimmt Adele das nackte Würmchen auf die Hände, betrachtet es andächtig.
„Wenn ich mich recht entsinne,“ sagt sie, „ist dieses ein Knäblein.“

V. Kl.

Richter

Ein Indizienprozeß im Wiener Schwurgericht. Der des Mordes an seiner Quartiergeberin Angeklagte sitzt, flankiert von zwei Justizwachleuten, zitternd und bleich auf der Anklagebank und harrt des Richtspruches der Geschworenen, die sich vor fast einer Stunde zur Beratung zurückgezogen haben. Das „Publikum“ füllt plaudernd und disputierend den Gang des Gerichtsgebäudes.
Plötzlich öffnet sich die Gangtüre des Beratungszimmers, und während einer der Volksrichter heraustritt und prüfend nach einer diskreten Lokalität Ausschau hält, ertönt aus dem Raum der solide Bierbaß eines Geschworenen: „Und i sog Enk, meine Herrn Geschwornen, wann darr Gschweidl nöt spüllt, nocha valiern ma dös Mätsch gegn dö Italiena!“

Der Kunstfreund

In einem Städtchen Hinterpommerns ist auch ein Theater. Bei einer Aufführung nimmt ein Bürger zu Beginn des ersten Aktes ein Glas Bier mit an seinen Platz. Der Kunst- und Bierfreund wird von der Platzanweiserin auf das Unstatthafte seines Verhaltens hingewiesen. Das stört ihn weiter nicht, und das ratlose ältere Fräulein läßt ihn gewähren. Als er aber zu Beginn des zweiten Aktes wieder mit einem Bierglase bewaffnet die Reihen durchschreitet, ruft sie den Sekretär. Der flüstert erregt auf den Durstigen ein. Das Publikum nimmt ebenfalls Stellung für den guten Ton. Da steht der Pommer auf und sagt entrüstet: „Wenn man als anständiger Bürger im Theater nicht mal sein Glas Bier trinken darf, verzichte ich auf die ganze Kunst!“

K. V.

Mittel gegen Geburtenrückgang

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



Kinderkriegen wird zum Sport erhoben: Anna Hitzelsberger, die Weltmeisterin in Mutterschaft.

Münchner Frühlingszeichen

Daß die Veilchen und die Stare
wieder durchzudringen suchen,
darf man, wie in jedem Jahre,
auf der Plustabelle buchen.

Auch erotische Gebärden,
die sich deutlicher entfalten,
sind prognostisch zu verwerten,
aber doch mit Vorbehalten.

Sicherer als diese Zeichen,
ja geradezu beweisend,
ist die Zahl der Starkbierleichen,
die teils steif und teils auch kreisend

unser Straßenbild verschönen,
die den letzten Zweifel rauben
und uns sachte dran gewöhnen,
daß wir an den Frühling glauben.

Ratatöskr

Krieg!!!

In der Funicolare, die von Locarno nach der Madonna del Sasso fährt. Im Abteil neben-unter mir sitzt ein Ehepaar aus Sachsen und ein schlichtes Schweizer Fräulein. Er ist nur ein Nacken mit zwei Schweinsäuglein, sie ein ondulierter Kopf mit dito Schweinsäuglein. Ein typischer Fall von Eheassimilation. Übrigens redet sie dauernd. Sie erzählt der Eidgenossin von den vielen Handarbeiten, die sie „frieher" gemacht habe . . . „dja unn dengen Se mal, da had'ch nun grade so wunnerscheene Deggch'n mid Fiehlee unn Rischeljeeh geschdiggd unn'nr Schbizze am Rand, dja unn da had'ch nun 'n Friehling unn 'n Sommer unn'n Herbsd unn do fählde nur noch d'r Wind'r, da hädd'ch nu so'ne scheene Beddegge beinand'r gehabd, dja unn dengen Se, do gam d'r Griech, unn da begam'ch geene Glebbelschbizze mähr . . ."

Anny Pohl

Lieber Simplicissimus!

Mein Freund B. hat nach dem Tode seines Vaters das Geschäft übernommen und, wie er es schon lange wünschte, sein Büro neu einrichten und mit dem Modernsten versehen lassen, was Menschenwitz und Technik an Mechanisierung zuwege bringt. Neulich habe ich ihn besucht. Fabelhaft, wie alles klappt, wie Sekretäre mit bauschigen Aktenmappen und Stenotypistinnen gespitzten Bleistifts herbeieilen, gerufen durch einen kleinen Druck auf einen der vielen Knöpfe zur Linken des Gewaltigen. Meisterhaft schlägt er die Tasten zu seiner Linken, aber doch vergriff er sich einmal in der Klaviatur, und ein Mißklang stört die Symphonie des vollendeten Goldes. Klar und hell fragt die Stimme einer Sekretärin aus dem Lautsprecher: „Soll ich mich ausziehn, Liebling?"

Varieté

(Zeichnung von M. Frischmann)

„Ick bin Parterreakrobat, Herr Direktor, un' meine Braut arbeetet uff'm hohen Seil." — „Na, da gratulier' ick, da jibt's zwar schwer een Engagemang, aba leicht eene janz famose Ehe."

Oberkellner Böß

(Karl Arnold)



„Na, nu helfense schon die Reparationslasten tragen!“

Stuttgart, 20. Mai 1929 | Preis 60 Pfennig | 34. Jahrgang Nr. 8

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München | BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE | Postversand: Stuttgart

Pfingsten 1929

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



Und immer wieder erwarten die Völker Europas die Ausgießung des heiligen Geistes.

Lieber Simplicissimus!

Nach vielem Reden und langem Warten bekam die Kriegerwitwe Kugler für den Monat Mai eine Beihilfe von drei Mark. Sie war, weiß Gott, nicht auf den Mund gefallen, fand aber dennoch, oder vielleicht gerade deswegen, keine Worte, als ihr der Beamte den Betrag überreichte. Die anderen Rentenempfängerinnen, die das mit ansehn mußten, machten zynische Bemerkungen, aber die Kuglern sagte keinen Ton. Sie nahm das Dreimarkstück und ging. Nach zehn Minuten aber kam sie wieder, mit einem Blumentopf in der Hand, und alle machten verwunderte Gesichter. Ganz außer Atem und mit schweren Schritten trat sie an das Schalterfenster und stellte mit wuchtiger Gebärde den Topf auf das Zahlbrett. Einer der Beamten, nichts Gutes ahnend, kroch sofort unter den Schreibtisch, aber er verkannte Frau Kugler. „Nichts ist", sagte sie in ruhigem Ton. „Ich habe nur, wo ich doch bei meine drei Jöhren, det uneheliche nich' mitjerechnet, nich' weeß, was ich mit das Dreimarkstück anfangen soll, 'n Blumentopf for gekooft, damit der Magistrat was zu riechen hat. Hier steht er."

J. A.

•

In einer kleinen bayerischen Stadt ist der Oberlehrer gestorben. Wird erster Klasse und mit viel Pomp begraben. Der Pfarrer hält eine lange und wunderschöne Rede: „Fern von aller Politik hat der Verstorbene sein ganzes Leben der Kirche und der Erziehung der Jugend gewidmet." Nach ihm tritt ein biederer Bürger vor und legt einen riesenhaften Kranz mit einer schwarzrotgoldenen Schleife auf das Grab. „Die demokratische Partei beklagt den Hingang ihres ältesten und eifrigsten Mitgliedes."

Aufruhr

Wenn man beim Frühstück sitzt — im Westen —
und liest im Blatt: Der Pöbel raubt,
dann hat man sicher einen festen,
dann hat man Standpunkt überhaupt.

Denn aus dem Kännchen quillt die Sahne,
der goldne Honig klackt aufs Brot —
was wolln die bloß in ihrem Wahne —
was schlägt das bloß und schießt sich tot?!

Wer seine Lorke schlürft — im Norden —
und liest im Blatt: Der Bluthund bellt,
die Bestie Ordnung lechzt nach Morden —
der sieht es mehr aus seiner Welt.

Denn aus dem Bauch ertönt ein Knurren,
verklammter Darm höhnt schlechten Fraß:
Die Wänste und die feinen Huren,
die haun sich voll, die hamm den Spaß!

Man kann es so und so betrachten,
kann schlecht und kann penibel sein,
man kann Besitz wie Elend achten,
für Zör — und gegen Giebel sein.

Man kann mit Blei und Wasser spritzen,
kann ordnend rasen wie das Vieh,
kann wie ein Ochs die Freiheit schützen...
recht, weil gerecht sein kann man nie.

Denn, Mensch, da liegen zwanzig Leichen —
den hat's erwischt, sieh ihn bloß an,
die Stirn trägt gleich zwei Ordnungszeichen...
War'n wohl auch Führer vornedran?

Man kann es so und anders sagen,
es ist ein Jammer und Beschiß:
Es muß das Volk das Volk erschlagen —
friß oder stirb — stirb oder friß!

Peter Scher

Lieber Simplicissimus!

Fräulein M., Malerin und jung, geht am Abend durch den Englischen Garten. Ein Herr nähert sich ihr, macht lebhafte Anknüpfungsversuche und läßt davon trotz deutlichstem Mißerfolg nicht ab. Ihr wird's zu dumm, sie wird grob, worauf er die Hacken zusammenschlägt, stramm steht und forsch entgegnet: „Im übrigen bin ich Akademiker und werde schon eine andere finden!"

Zwei Anekdoten

Der auffallendste Unterschied zwischen der Französin und der Deutschen:
Die Französin ist überzeugt von ihrem geschlechtlichen Wert; sie weiß, der Mann begehrt ihrer.
Der Deutschen muß man es erst ausdrücklich sagen.

— — —

In Nizza, vom äußern Leuchtturm gesehen, geht um diese Jahreszeit die Sonne unter jenseits der Promenade des Anglais.
Ich stand, versunken in das tägliche Schauspiel, das so wertvoll ist für den Fremdenverkehr.
Und sagte zu der Dame fünf Schritt von mir: „Ah — imposant!"
Sie schlug die Lider auf, musterte mich eingehend und sprach: „Wenn Sie über die Mittel verfügen, Monsieur, für eine Dame von meinen Ansprüchen . . .?"

•

Im Jahr 1900 hielt sich Fürst — damals noch Graf — Bülow in Florenz auf. Er war eben zum Reichskanzler ernannt worden und fragte seinen Koch, ob er wolle nach Berlin mitkommen.
Der Koch blickte sinnend zu Boden und sprach: „Ich werde wohl müssen, Herr Graf. Ein Spitzbube, wer seine Herrschaft im Elend verläßt."

Roda Roda

Kollegen / Von J. K. Hesse

Die Sitzung, die entscheidende Sitzung war beendet. Der Parfümkönig sagte zu dem wartenden Chauffeur: „Fahren Sie los. Ich gehe zu Fuß!" Als er die Nepomukbrücke erreicht hatte, rief das rauschende Wasser: Komm!! Der große Unternehmer lehnte sich müde an das Brückengeländer und unterhielt sich mit den hüpfenden Wellen: „Ich krieg' also das Geld nicht," sagte er, „die Million. Die lumpige Million. Die erbärmliche Million. Eine armselige Million nur — ich wär' gerettet. Ich könnte leben — weiterleben. Aber ich krieg' den Lausebatzen nicht!" Er zog die Uhr, stierte dumm auf das Zifferblatt und setzte seinen Monolog fort: „Eine Viertelstunde noch — ich will eine Viertelstunde warten — ein Ultimatum für den Himmel. In einer Viertelstunde fällt der Vorhang. Übrigens — ob Wasser standesgemäß ist — —? Eigentlich müßte es knallen — Quatsch! Wasser ist auch sehr gut— — —."
Der einsame Herr schob die Uhr in die Tasche und neigte den Kopf tiefer über die Eisenstangen. Plötzlich fuhr er zusammen, neben ihm stand ein Mann. Die nahe Gaslaterne zeigte ein mageres, zerfurchtes, bläulichrotes Gesicht. Ein Jammergesicht. Eine verfrorene Hungerfratze. „'n Abend", sagte der fremde Mensch. „Ooch son bißken int Wasser kieken? Asyl für Obdachlose, hä? Mensch — du lachst dich kaputt. Wo fehlt's denn, oller Schwede — siehst gar nich so aus, feiner Pinkel — — —"
Der Herr, der nur noch fünfzehn Minuten zu leben hatte, zuckte die Schultern und schob sich ein wenig zur Seite.
„Jott nee," sagte der Blaugefrorene, „Jott nee aber nich ooch — man nich so fürnehm, so etepetete. Son bißken wat verzählen kost doch nischt un man kriegt ooch keene Läuse von. Mensch — du lachst dich kaputt. Ick wollte eijentlich Abendbrot essen jehn, seit heite morgen schon Abendbrot essen jehn. Ick hab' mir nu mal warmes Abendbrot in den Kopp jesetzt. Der olle eiskalte Magensack flennt partuh nach son bißken wat warmes Abendbrot. Lachst dich kaputt. Bei Teddor im ‚Walfisch' jibt's nen janzen Picknapp voll Erbsensuppe mit prima Einlage für drei Reichsgroschen. Zwo Dittchen ha'ck mir zusammengegrabscht. Jloobste nu, der Deibel läßt mir den dritten Jroschen zukommen? Det is wie verhext! Die Neese ha'ck uff der Erde jehabt wie son dressierter Hund. Vielleicht passiert mal 'n Wunder, un ick seh dem Zaster parat liegen. Mensch, Mensch — du lachst dich kaputt!"
Der Parfümkönig drehte dem Redner voll das Gesicht zu und lauschte mit offenem Mund.
Der zerlumpte Nachbar rückte ein wenig näher, krallte die nackten Finger um das Brückengeländer und pfiff durch die Zähne: „Jahr für Jahr — Tag für Tag — Stunde für Stunde — — — immer is das ein Gehetze nach son bißken Wärme und nach son Löffel Suppe — — —"
„Armer Teufel!"
„Ebent ha'ck gebetet: Lieber Gott — ha'ck jeflüstert — lieber Gott, du weißt, ick hab's dicke. Bis oben hin. Der Topp läuft über. Ick warte nu noch fuffzehn Minuten. Entweder kriege ick den Jroschen oder ick krieg' ihm nich. Krieg' ick ihm, denn jeh ick in den ‚Walfisch' un schlag' mir vergnügt die Kaldaunen voll. Krieg' ick ihm nich, denn jeh ick uff die Nepomukbrücke un aus is. Wat machste nu, lieber Gott? — ha'ck gesagt — — —"
Der Parfümkönig zog sein Taschentuch und sagte leise: „Armer, armer, armer Kerl!"
„Un denn," fuhr der Nachbar fort, „un denn ha'ck noch sone fuffzehn Minuten jefochten. Alleene brauchte der liebe Gott den Jroschen ja nich ranzuschaffen, janz alleene brauchte er ihn mir nich in die Lamäng zu pulvern — nur son bißken wat helfen. Du lachst dich kaputt. Ick hab' so zirka zirkum fuffzehn Minuten noch jefochten — ick hab' dem Jroschen nich erwischen können. Die Leite tun alle so beschissen, als ob een Jroschen ne Milljon wär' — — —!"
Der Zerlumpte schwieg. Der berühmte Duftfabrikant aber brach in ein brüllendes Gelächter aus und klatschte die Hände auf die schützenden Eisenstangen der Brücke. Er lachte, lachte und wollte schier platzen vor Gelächter. Der magere Heilssucher aber hob ein Bein, schob es über das Gitter und wandte noch einmal traurig den Kopf zur Seite: „Adjüs — möcht bloß wissen, wat da so zu meckern is!" Er zog das zweite Bein hoch, saß auf dem Brückengeländer, hielt mit beiden Händen das Eisen umklammert und rutschte langsam auf dem Gesäß tiefer. Der berühmte Unternehmer riß ihn mit einem Schrei zurück. Ein paar Herzschläge lang lag der arme Kunde in seinen Armen. Der König der Düfte strich zart über sein Gesicht und sagte leise: „Warte, Kollege — wir wollen lieber im ‚Walfisch' Erbsensuppe essen gehn. Lieber Gott — du lachst dich kaputt — — —!"

Maibowle bei Polizeipräsident Zörgiebel

(Karl Arnold)

oder

„Ich warne Neugierige"



„Zum Wohl, Genosse, der diesjährige Weltfeiertag hat uns gezeigt, daß das System Jagow gar nicht so schlecht ist."

Der Lenz ist da

(Zeichnung von E. Schilling)



„Ein Gotteswunder — nicht nur der Zinsfuß, auch das Gras schießt in die Höhe."

Ein Selfmademan / Von Robert Storm Petersen

Ja, da staunen Sie, meine Herren! nicht wahr? mich im eigenen Auto, mit Monokel, in Lackstiefeln und Gehpelz zu sehen! . . . Neeh neeh, kein Schieber, auch nicht Lotterie oder Wohnungstausch oder sowas — nichts zu machen!
Bitte schön, lassen Sie sich in den Lederpolstern meiner eleganten Innensteuerlimousine nieder — darf ich die Herren zu einer Zigarre einladen? Was wollen Sie lieber haben: eine Henry Clay oder zehn Mark? . . .
Sie haben doch nichts dagegen, daß ich mal einen Blick auf meine Doppelsprungfederdeckel-Golduhr werfe . . .
Ooh, Verzeihung — ich habe komplett übersehen, die Herren meiner Gemahlin und Gebieterin vorzustellen . . . geborene Matzke — jawoll: schlecht und einfach Matzke . . . ihren Vornamen haben wir wegen seiner ungeheuren Seltenheit und Komik einem Panoptikum verehrt . . . Gib den Herrn 's Pfötchen, Puppe! . . . zeig ihnen deine feingeschwungenen Ballettbeine — was!! das ist eine Dame! nicht? Wie sie so dasitzt in ihrem zweitbesten Nutriapelz, repräsentiert sie einen äußeren Wert von . . . also unvergleichliche Summen, kann ich Ihnen sagen! . . . ein paar Vermögen — jawoll . . . Na, man soll nicht prahlen, aber man ist ja stolz auf so 'ne Pflanze . . . Allein das edle Gold, das in ihrem Raubtiergebiß blitzt, genügt, um eine ganze Provinz ein paar Jahre mit Margarine zu versorgen — also statistisch ausgerechnet . . .
Wenn wir dem Chauffeur gut zureden, fährt er uns vielleicht ein bißchen. — Lieber, guter „Kraftwagenführer", hochherrschaftlicher Benzinkutscher! sag mal hüh zu deinen achtzig kleinen Pferdekräften und fahr' uns so lautlos und anmaßend wie möglich in ein besseres Schnapslokal! . . .
Neeh, neeh — also wie gesagt: kein Schieber! — ich habe klein, aber ehrlich angefangen . . . Nehmen Sie die Watte aus den Ohren, meine Herren! und passen Sie auf!
Also: vor ein paar Jahren startete ich ein kleines Geschäft — ohne soviel wie einen Pfennig Kapital . . . vor einer Wohnungstür in einem bessern bürgerlichen Haus klaute ich ganz einfach einen Fußabstreifer . . .
Also: ich nehme den Fußabstreifer und entferne mich leise . . . Ich geh ins Nachbarhaus und begebe mich ohne Zittern und Zagen hinauf in den vierten Stock. Da steht Nacobaldian an der Türe — sst! das muß ein Russe oder ein persischer Gesandter sein, denke ich. Und nachdem ich geklingelt habe, mache ich mich auf Fingersprache und Volkstänze bei blauem Licht gefaßt . . .
Die Türe geht auf, und eine ältere Dame beiderlei Geschlechts tritt heraus — also mit Bart und Pupillen wie ein Unteroffizier — ich mach mich klein und unansehnlich, und nachdem ich dem Fräulein Nacobaldian erzählt habe, daß ich vollkommen elternlos bin und mit Weib und sechzehn Kindern in einer Zuchthauszelle wohne, überrede ich sie, den Fußabstreifer zu kaufen — „Ein Emm, mein Herr!" . . .
Ich lege ihr das Ding vor ihre Nr.-43-Zugstiefel und entferne mich mit sorgenvollem Buckel und tiefem Kratzfuß wie ein schlechter Schauspieler — die Türe schließt sich, und Fräulein Nacobaldian geht wieder hinein zu ihrem Papagei und ihrer Abendzeitung . . .
Edler Friede ruht über dem Treppenhaus, nur aus der Ferne tönt das wehmütige Gebimmel einer einsamen Straßenbahnglocke . . .
Ich trete wieder vor Fräulein Nacobaldians Türe, nehme in begreiflicher Zerstreuung den Fußabstreifer wieder unter den Arm und begebe mich hinab in den dritten Stock — an der Türe steht Klinkenberg. Na, denke ich, das wird ein Knacker sein — Klinkenberg! hohoho! man hat ja Humor, nicht wahr? Sie verstehen, meine Herren! . . .
Ich klingle mit einem Druck meines damals noch unbehandschuhten Zeigefingers, und nach ein paar Minuten qualvollen Wartens geht die Türe auf, und Herr Klinkenberg erscheint, im Bratenrock, mit der Abendzeitung in der Hand . . .
Hm — ich tischte ihm eine Geschichte auf, ich wäre ein arbeitsloser Chorist des Taubstummeninstitutes — zwei Emm! und der Fußabstreifer lag vor seiner Türe . . . Als ich den Fußabstreifer wieder geklaut hatte, schlenderte ich in den zweiten Stock hinab — da waren zwei Türschilder, auf dem einen stand Meyer, auf dem andern Claus — ich klingelte, und eine ältere Dame, die aussah wie eine Tuchpuppe mit Heufüllung, trat heraus und stellte sich in Positur, als wollte sie sich photographieren lassen.
„Darf ich fragen," sagte ich, „mit wem hab' ich die Ehre?"
„Ich bin Frau Claus", sagte sie — und ich legte gleich los mit einem Roman in zwei Teilen, daß ich in einem Ententeich Schiffbruch erlitten hätte und nun ohne Schlips, ohne Nahrungs- und Subsistenzmittel dastünde . . . „Drei Emm für den Fußabstreifer!" — sie ergriff ihn vornehm mit den Fingerspitzen und legte ihn vor ihre Türe. Und dann verfügte ich mich hinab — das heißt: zwei Minuten später war ich frech genug, wieder hinaufzugehen und nochmals zu klingeln — und da das Glück dem Gerißnen immer treu ist, öffnete ein Dienstmädchen in schieläugiger Pracht . . .
Ich zeige ihr das Objekt und sage, ich wäre der Bote von Zumpels Kaffeegeschäft und ich sollte diese Matte gegen die Kleinigkeit von vier Emm für Meyers abliefern . . . Ich lasse den Fußabstreifer wieder auf das Mosaik gleiten und stell mich selber darauf, wie eine Statue auf einer grünen Wiese — die Nymphe verschwindet, ich spanne den Hahn meines Schirmes, bereit, zu feuern, wenn sich eine Tuchpuppe über der Brüstung zeigen sollte. Aber nichts: das Dienstmädchen kommt wieder und überreicht mir vier Emm — ich hätte den Fußabstreifer beinahe wieder aufgehoben, bevor sie die Türe zugemacht hatte, aber ich besann mich und wartete, bis sie gegangen war . . .
Da nahm ich ihn wieder an mich und verfügte mich in den ersten Stock — auf einem feinen Türschild stand niedlich graviert „C. H. F. L. K. M. von Platten" —, das ist fein, sagte ich mir, das ist gewaltig fein! hier mußt du eine Extranummer machen — und dann klingelte ich . . . Ein Diener in rosa Trikot öffnete, ich verbeugte mich, daß alle Knochen knackten, und betrat die Gemächer . . .
Die Gräfin saß in einer Hängematte und spielte mit dem Grafen Mühle — der Graf hatte zur Zeit Podagra und saß in einem Rollstuhl mit Hupe und Schlußlampe —, er nahm an unsern Gesprächen nicht teil — er hatte eine Bartbinde um, weil sie am Abend ins Varieté wollten . . .
Ich erzählte den hohen Herrschaften, daß ich

mein Vermögen in einem Rinnstein verloren hätte und mich nun nach einem Leben in Kümmernissen und zu enger Wollwäsche genötigt sähe, das letzte Familienerbstück zu verkaufen — den Fußabstreifer . . . „Fünf Emm!“

Die Gräfin war von meiner vibrierenden, tristen Symphonie gerührt und gab mir die fünf Emm, während der Graf die Gelegenheit wahrnahm, die Bartbinde lüftete und sich einen Kognak genehmigte . . . Ich sagte, ich wollte den Fußabstreifer draußen vor die Türe legen — aber selbstverständlich ging ich direkt ins Parterre hinab und verkaufte ihn für sechs Emm an einen abgedankten Kaiser — die borgte er sich selber erst von einem Ofensetzer, der da herummorxte . . .

Parterre rechts verkaufte ich die Matte neununddreißigmal — da war nämlich ein Restaurant, und ich beschummelte alle Gäste und schließlich den Wirt . . .

Ja — so hab' ich mich hinaufgearbeitet — drei Jahre lang habe ich tagtäglich mit dem Fußabstreifer gehandelt — jetzt liegt er hinten im Wagen — und wenn ich einmal Kleingeld brauche, dann lasse ich ihn wieder durch ein paar Grundstücke gehen . . .

Na, nun sind wir bei einem bessern Restaurant mit Drehtüre und Musik. — Hansen, kleine Puppe, was willst du am liebsten haben: Gänsebraten oder hundert Emm? . . .

(Aus dem Dänischen von Adolf Kobitzsch)

Auf Gipfel Kreuzeck

Die Gedanken gehn hinter den weichen
Gefühlen her
In die Tiefe und in die Weite.
Sie werden bequemer mehr
Als die Gefühle erreichen,
Als Zweite.

Aber Gefühle leiden
Nie am Zweifel um Böse und Gut.
Und warum beneiden
Die Gedanken sie um ihren Mut?
Und warum beneiden Gefühle nie . . .?

Ja, warum gibt's auf Berg Kreuzeck
Und sonstwo die Fragen Warum? und Wie??

Wir haben all unsern Schneuzdreck,
Menschen wie Vieh.

Joachim Ringelnatz

Der Beamte

Im Stadthaus, Zimmer für Paßausstellung. Es steht eine Schlange von Menschen vor dem Pult des Beamten; ein zweiter geht durch das Zimmer. Er sieht die vielen Wartenden, stutzt, beugt sich zu dem tätigen Kollegen herab und sagt, nicht einmal leise: „Auf je fünf Bürger soll ein Beamter kommen, sagen die Zeitungen. Da sehen Sie, was für ein Unsinn dieses Gerede ist. Zwölf, vierzehn Zivilisten haben Sie allein abzufertigen, Kollege“ — und verläßt erhobenen Hauptes das Zimmer.

Die Zivilisten, vom sechsten Mann an sich ihrer Überzähligkeit nun schamhaft bewußt, warten weiter.

Fr. Br.

Strenge Haft

(Zeichnung von M. Frischmann)



„So a Bild g'höret pfei'grad in d' Pinakothek!" — „Ja, scho' weg'n dem, daß 's koa Münchner net siecht!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Redaktion: Hermann Sinsheimer, Peter Scher.** Verantwortlich für die Redaktion: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** •
Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Für inneren Frieden

(Holzschnitt von Kar Rössing)



„Aufruhr — warum nich'? Aba denn soll'n se mit Kaffee spritzen un' mit Gullaschkanonen schießen!"

Lieber Simplicissimus!

In einem niederbayrischen Marktflecken war die Frau des dortigen Tierarztes gestorben, eine stille, gütige Dame, der zu ihren Lebzeiten selbst die bösesten Lästermäuler des Ortes nichts hatten anhaben können. Das Bedauern über ihren Tod war daher allgemein und aufrichtig. Zwei ortsansässige Frauen besprechen auf der Straße das traurige Ereignis, und die eine von ihnen meint: „Schad, ewig schad um dö guat, liab Frau", worauf die andere im Tone ehrlichsten Bedauerns: „Ja, aba no mehra schad is, daß für solchene Leut koa Platz im Himmö drobn is." — Die Verstorbene war nämlich Protestantin.

Guter Rat

Haben Sie schon Remarque gelesen?
Sind Sie schon im Tonfilm gewesen?
Flüstern Sie Tanz? Und haben Sie schon
gegen die kommende Deflation,
gnädiges Fräulein, heimlich wie offen,
genügende Vorkehrungen getroffen??

Kennen Sie Gibson? Schätzen Sie Schacht?
Haben Sie auch schon herausgebracht,
wer Herr Ferdinand Bruckner ist?
Haben Sie geistig schon Wells gehißt?
Üben Sie schon auf eigener Scholle
garantierte Geburtenkontrolle??

Haben Sie endlich Einstein begriffen?
Halten Sie etwas von Panzerschiffen?
Sind Sie Gegner der Todesstrafe?
— Nichts von alldem berührt Sie im Schlafe??!
Mensch! Sie haben ja Nerven von Stahl!
Wandern Sie aus nach Neandertal!

Sebaldus Nothanker

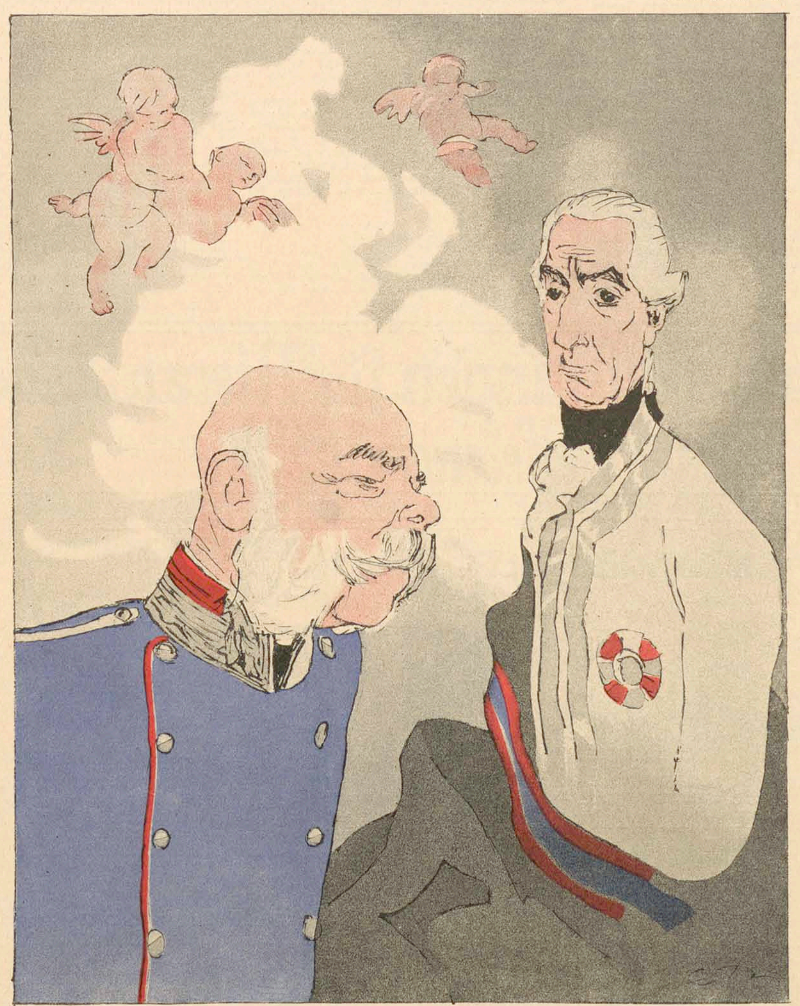
Lieber Simplicissimus!

Die Buben der ersten Volksschulklasse haben kleine Bilderheftchen: „Verkehrsregeln" erhalten.
Ein Bild steht zur Betrachtung: Zwei Buben stehen fröhlich und herausfordernd auf der Straße (einer Straße voll unmenschlich dichtem Verkehr natürlich); zwei andere warten im Hintergrund, vorsichtig links und rechts spähend, auf dem Randstein.
Der Lehrer bemüht sich, die zwei Spähenden seinen Schülern als Vorbild zu empfehlen und gegen die zwei „Frechen", „Leichtsinnigen", „Ungezogenen" auszuspielen.
Die Kinder sind denn auch auf dem besten Wege, Sympathie und Lob, Abneigung und Tadel nach pädagogischen Grundsätzen zu verteilen. Da erhebt einer unerschüttert Widerspruch: „Na, mia san de zwoa auf der Straßn liaba!"
Lehrer: „? ?"
Walter: „Weils koane Schisser san!"

Österreich und sein Bundeskanzler

Stimme im Himmel

(Zeichnung von E. Thöny)



„Ich hob gar net gedacht, daß mein armes kleines Österreich immer noch so groß und so reich ist: für den wichtigsten Posten haben s' gleich a paar Dutzend Bewerber!"

Die Stimme der Vernunft

Man bemerkte verblüffende Wandlungen
bei den Pariser Verhandlungen:
obwohl selbst die „sinkende Mark" nicht gezündet,
scheint's nun, als ob man die Lösung findet — — —

Man denkt: ob der blut'ge Berliner Mai
den Herrn in die Glieder gefahren sei —
Drängten die dreiundzwanzig Toten
die Herrn zu milderen Angeboten —?

— — — Der alte Bolschewisten-Schreck
erfüllt halt noch immer prompt seinen Zweck:
Malt diesen Teufel man an die Wand,
reicht sich das Kapital die Hand — — —

Karl Kinndt

Vom Tage

In dem Schwabacher Lokalblatt steht folgendes Inserat:

> Leichenfrau.
>
> Hiermit bitte ich die werte Einwohnerschaft von Stadt und Land, mich in meinem Berufe gütigst unterstützen zu wollen. Bin durch Telephon-Nr. 320 (Fahrradhandlung Georg Scharrer) erreichbar. A... K...

Opfer fallen hier . . .

Wenn mancher Mann wüßte . . .

Einige Wochen lang wohnte ich bei Peter, dem ehrbaren Tischler, in „Tannengrün“, einem einsamen Flecken im Erzgebirge. Ein lieber, sächselnder Mensch mit hellen Augen, der, von rauschenden Wäldern umgeben, von früh bis zum letzten Hahnenschrei arbeitsamst lebte.

Eines Morgens aber, als wir gerade beim Frühstück sitzen, wird er verhaftet! Vom Landgendarm Hans, mit dem er sich von klein an duzt!

Was war vorgefallen? Hans, der Uniformierte, er stotterte, sichtlich verlegen, sein aufgetragenes Amtsdeutsch herunter, und erst am Abend erklärte mir Peter: Ein Irrtum! Nichts weiter!

Der Tatbestand: Tischler Peter bezog vom nahen Auerbach auffallend viel Schrot. Zur selben Zeit wurde in der Umgegend viel gewildert. So schloß man. Aber Peter, die brave Seele, klärte die hohen Herren vom Gericht auf. Stand schuldlos und treuherzig da, die Mütze in den schwieligen Händen. Erklärte schlicht: Der meterhohe Schnee war geschmolzen. Frühling und Sommer nahten! . . . Fremde mußten kommen . . . Jene wandertriebigen Zweibeiner, ohne die heute kein Ort leben kann. Die wollten nicht nur die Landschaft genießen, sie wollten auch Profit haben. Billig kaufen! Aufgestöberte Kostbarkeiten! Und nicht in letzter Linie Möbel. Möglichst alte! Und, vor allem — billig!

Und Peter, der strebsame, kam ihnen entgegen. Indem er, ein Künstler in seinem Fach, den Profit- und Schönheitssinn der Stadtherren befriedigte. Unter Zuhilfenahme einer Schrotflinte die erforderlichen Wurmlöcher in die von ihm neu angefertigten Möbelstücke schoß, daß es nur so knallte! . . .

So verließ Peter, der ungerecht einer strafbaren Tat verdächtigte, stolz erhobenen Hauptes das Gerichtsgebäude.

John Förste

Lieber Simplicissimus!

Feine Familie! Im Foyer des Mannheimer Nationaltheaters hängt folgendes Plakat: „Um eine Verunreinigung der Speisen zu vermeiden, wird gebeten, das Frisieren im Foyer zu unterlassen. Der Intendant.“

•

Mein Rittmeister im Kriege fand einen genialen Weg, die sexuelle Problematik eines Wallachs zu lösen. Er erließ folgenden Schwadronsbefehl: „Da sich herausgestellt hat, daß der Wallach Marius eine Stute ist, heißt sie von heute ab: Sulla.“

Geschäftliche Notizen

Der große Brockhaus, Band II. Mit Spannung erwartet, ist nun der zweite Band des „Großen Brockhaus“ erschienen. Wieder — wie auch schon beim ersten Band — können wir darauf hinweisen, daß der „Große Brockhaus“ vortrefflich versteht, sich mitten in unser heutiges Leben hineinzuversetzen und unvergleichlich den Anforderungen entspricht, die wir an ein modernes Nachschlagewerk stellen: nicht nur Auskunft zu geben, sondern auch Winke und Ratschläge für das tägliche Leben, für Beruf und Familie, für Arbeit und Mußestunden. Es ist unmöglich, auch nur annähernd ein Bild von der Vielgestaltigkeit und Unerschöpflichkeit zu geben, der wir beim Durchblättern dieser 800 Seiten begegnen. Das beigegebene Bildmaterial kann man sich nicht reichhaltiger denken. Die Fülle des Stoffes ist erstaunlich. Der Praktiker, der Gelehrte, der Journalist, die Hausfrau, sie alle werden ihre helle Freude an dem Band haben. Um eine Vorstellung von der drucktechnischen Vollkommenheit des Werkes zu erhalten, betrachte man die Tafel „Bildnismalerei“, die uns durch die Geschichte der Malerei von Jan van Eyck bis Liebermann und van Gogh führt. Daß die Verwendung von Autotypien im Text, die hier zum ersten Male in einem großen Lexikon erfolgt, die Anschaulichkeit des Stoffes in ungewöhnlicher Weise erhöht, haben wir bereits beim ersten Band erwähnen können. — Der letzte Alleswisser ist wohl Leibniz gewesen; zwischen ihm und uns liegen aber zweihundert Jahre angestrengtester menschlicher Arbeit. Selbst dem Gebildeten ist es heute unmöglich, jede Sache und jeden Ausdruck zu verstehen, der ihm in der Zeitung oder im Gespräch begegnet, und so braucht jeder heute ein modernes Nachschlagewerk. Dann aber ist schon der „Große Brockhaus“ in erster Linie zu empfehlen, um so mehr, als das bandweise Erscheinen gerade jetzt für wenige Mark monatlich fast jedem den Erwerb möglich macht.

Der Scharfrichter a. D.

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Woaßt, Muatterl, seit s' die Todesstraf' abg'schafft ham, graust's mir vor garnix mehr — jetz' wer' i aa no Pazifist!"

Pfingstwunsch

Man kann jetzt aus Holz und Holzabfällen
um einen Pappenstiel Spiritus herstellen.
Der Reichsrat hat das Verfahren gebilligt
und 35 000 Hektoliter bewilligt,
worüber die löbliche Landwirtschaft
verärgert ist und entrüstet blafft.

Wenn wir der zahlreichen Holzköpfe gedenken
auf amtlichen Schreibestühlen und Bänken,
und wieviel Späne von diesen allen
tagtäglich unnütz zu Boden fallen,
so wird die Frage in uns entfacht,
weshalb man daraus denn nicht Spiritus macht;

weshalb man sich nicht die Mühe leistet
und auch das behördliche Sägmehl vergeistet.
Das wäre wahrlich noch keins der geringsten
Gnaden- und Wunderzeichen auf Pfingsten...
O heiliger Reichsrat, greife doch ein!
Es brauchen ja nicht gleich 35 000 Hektoliter zu sein!

Ratatöskr

Simpl-Woche: Ein neuer Weg zur Völkerversöhnung

(Zeichnungen von Wilhelm Schulz)



Um der drohenden Einschmelzung zu entgehen, entflieht die stolze Berolina —

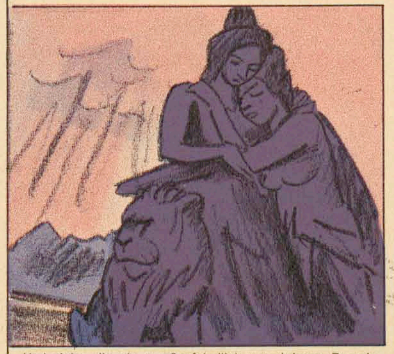
— und wandert und wandert —



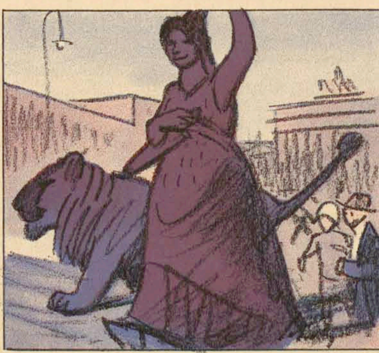
— und findet keine Heimstätte —



— bis sie endlich nach München kommt.



Und siehe, die als preußenfeindlich verschrieene Bavaria nimmt sie in Treuen auf und tritt ihr ihren Platz ab.



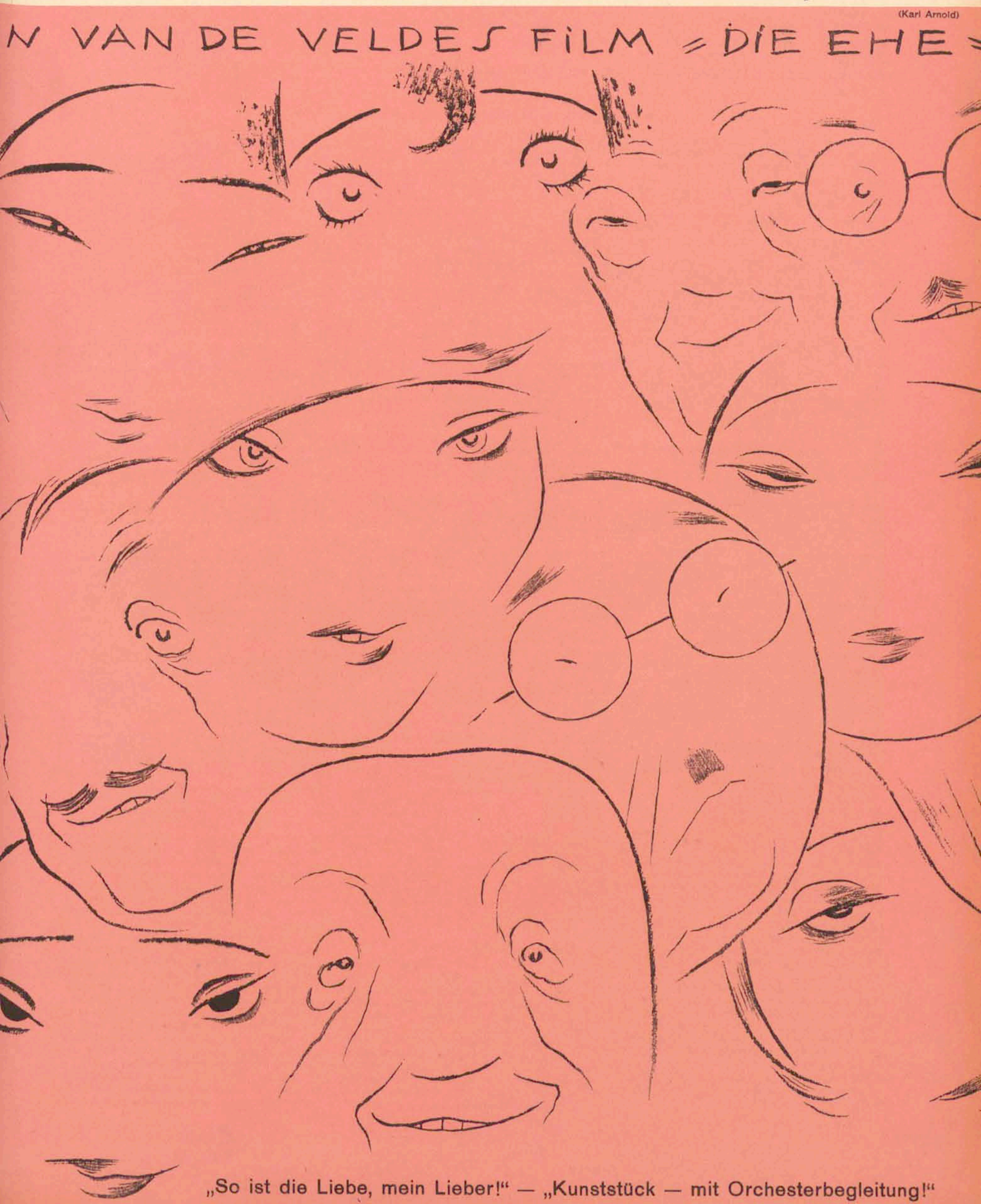
Die wackere Bavaria aber begibt sich ohne Furcht und voll Vertrauen zu den Berlinern.

Stuttgart, 27. Mai 1929 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 9

SIMPLICISSIMUS

(Karl Arnold)

IN VAN DE VELDES FILM „DIE EHE"



„So ist die Liebe, mein Lieber!" — „Kunststück — mit Orchesterbegleitung!"

Triumph der Gerechtigkeit / Von Peter Scher

Man hat jetzt jede Woche einen
Justizmord in der Politur;
wie kommt es nur, wie kommt es nur,
daß sie uns so gehäuft erscheinen?

Ist plötzlich Menschlichkeit en vogue?
Gibt es auf einmal bessre Richter,
Gewissen, sehende Gesichter
und Herzen unterm pfäffischen Rock?

Der Himmel segne diese Mode;
ach, allzuvielen kam sie nicht;
man stach sie, wie man Kälber sticht,
es kräht' kein Hahn nach ihrem Tode.

Nun also sind wir mal gerecht,
der Staatsanwalt kennt seine Grenzen
und darf nicht bloß mit Schnauze glänzen —
wir sind ein freieres Geschlecht.

Wir wolln es in die Worte fassen:
Der Mensch will immer und zuerscht
das Gute — doch der Esel herrscht;
der aber wird uns nie verlassen.

Der Esel, der wie 'n Löwe brüllt,
wenn Gott und Bargeld in Gefahr ist —
ob er am Safe, ob im Talar ist —
der bleibt in Majestät gehüllt.

Die Hinrichtung / Von J. von Lücken

Vor einiger und nicht sehr langer Zeit war Lord Essex von der Königin Elisabeth von England zum Tode verurteilt worden. Es war eine Zeit, als es noch Helden gab, und mancher sich als Held fühlte, weil ihn die Menge zum Helden machte. Und war er einmal Held geworden, weh ihm, wenn er's nicht bleiben wollte, in irgendeinem Augenblick, in dem er etwa auch wie Falstaff dachte.

Essex war bereit, als Held zu sterben. So in einer Schlacht oder im Turnier, wo er auch siegen konnte und sich wehren. — Den Tod, den fürchtete er nicht, doch auf dem Schafott — nein, das wollte Essex nicht.

Er hatte einen Ring als Liebespfand von seiner Königin, den er im Notfall vorzuzeigen ermächtigt war. Essex stand schon auf dem Schafott, und die Menge ahnte, daß Essex sich vom Tode lösen konnte durch ein Wort, durch ein Zeichen und Gebärde. Es war so ein Stadtgespräch.

Aber die Menge wünschte Essex als einen Helden sterben zu sehen. Weh ihm, wenn er als Günstling einer Frau um ihre Gnade bat, um sich zu retten —.

Und Essex wünschte sehr zu leben.

Dies lag auch noch in seiner Hand.

Der Beichtiger nahte, er brauchte ihm nur den Ring zu geben, und er wußte — es war vorausgesehen —, die Hinrichtung sollte aufgeschoben werden, bis die Königin dann neue Antwort gab. Er spürte schon das kalte, scharfe, harte Eisen, er durchlebte, im voraus traumhaft, wie sein Kopf fiel, wie alles Sein aus war für immer, wie die Menschen begeistert waren, wie Frauen herbeiliefen, sich irgendeinen Fetzen vom Leibe rissen und diese Fetzen in sein Blut tunkten, als Reliquie.

Ihn fröstelte, er wollte zurück zum Leben, er sah sich um, was galt es ihm, wenn andere ein Gefühl der Genugtuung empfanden, daß es wirklich Helden gab, daß ihr Liebling Essex ein Held war —. Er sah sie an, er haßte sie, sie, sie allein hinderten ihn zu leben, mit ihrer Vorstellung, daß er ein Held war und es bleiben mußte — auch auf dem Schafott. Er sah sich um, alle schienen seine Gedanken zu erraten, daß er unsagbar gern noch leben wollte. Aber überall antworteten ihm die Gesichter: „Feigling! Feigling! Wirst du wagen, uns zu enttäuschen!?!"

Das empörte ihn. Was, sollte er sich besiegen lassen von denen da? Was täten denn sie, wenn es ihr Leben gelten sollte? Feige würden sie selber alle um Gnade bitten. Alle —. Sie aber blieben starr und unbeweglich. An ihrem Ausdruck las er ihre Gedanken: Keiner von uns wird fürderhin mit dir sprechen, alle werden wir dich verachten. Versuch' doch, ob du zu leben vermagst ohne uns, du, unser Held, unser Liebling, wir wollen, wir wünschen uns an deinem Heldentum zu berauschen. Schweig und stirb!

Ein ungeheurer Haß bemächtigte sich seiner, er verachtete diese Masse, er wollte sich von ihr nicht zum Tode zwingen lassen, er wollte leben — leben.

Die Zeit verging.

Da war schon der Beichtvater und erteilte ihm Absolution. — In rasenden Sekunden voller Qual eilte die Zeit vorbei. Schon war der Geistliche im Fortgehen begriffen, er wollte ihm nachrufen, er wollte ihn sprechen. Was ging ihn die Menge an? Er würde sie beherrschen, er würde ihnen beweisen, daß sie Feiglinge waren, nicht er. Er würde leben. Jetzt war es vielleicht noch Zeit, wenn der Henker sich nicht übereilte, er konnte noch mit dem Geistlichen reden, die Königin, die er gekränkt, an die Liebesstunde mahnen und ihr den Ring übergeben lassen.

Aber die Menge stand da — unbeweglich — feindlich. „Schweig und stirb! Du mußt sterben. Wir werden nicht dulden, daß du als Feigling lebst."

Aber Essex wollte leben. Eine ungeheure Lebenslust durchströmte seinen Körper, sein Wesen. Er sah sich nach Hilfe um. Er fühlte ja, daß ein ungeheurer Mut dazu gehörte, gegen den Willen der Menge zu leben. Aber nicht ein einziges Herz, das ihm entgegenschlug in dieser Riesenmenge. Nur eisiges Schweigen umfing ihn. —

Lähmend überkam es ihn, sein Wille schwand. Er fand den Mut nicht, er konnte nicht sprechen. Die Stimme versagte. Der Henker bewegte sich auf ihn zu. Es war jetzt noch immer Zeit zu reden. Ein Zeichen, und er war vielleicht gerettet. Ein fürchterliches Vorgefühl erfaßte ihn, weit schlimmer als die Tat selbst, und erschütterte ihn. Er fühlte im Geiste voraus, wie ihn der Henker faßte, wie er sich unbändig mit seiner ganzen Seele aufbäumte. Bis ins Tiefste seiner Seele fühlte er sich entwürdigt durch diese brutale und wiederum so unpersönliche, fast neutrale Gewalt, gegen die jeder persönliche Widerstand unmöglich, ja völlig irrsinnig war, und dort standen sie ja entfernt, die seinen Tod unerbittlich forderten. Alles das fühlte er im voraus überaus schnell und eindringlich.

Und noch einmal kam die ganze Lebenslust über ihn, er wollte sich wehren, wie eine Katze mit angriffscharfen Krallen gegen den Tod.

Aber nirgends ein mitfühlendes Strömen. Nur ein Mensch war er, unfähig der Stimme aller Trotz zu bieten. Dämonisch war es, stärker als er selbst: er wollte reden, er wollte leben. Er schwieg.

Die Stimme versagte. Irgend etwas hinderte ihn zu sprechen. Die Menge hatte gesiegt.

Da hatte ihn auch schon der Henker urplötzlich gefaßt. Sein Kopf fiel. Die Menge jubelte. Für sie war Essex ein Held.

Essex aber war tot.

Lieber Simplicissimus!

Ich hause im lieblichen Plauen, nicht dem vogtländischen, sondern dem ebenso benannten Vorort von Dresden.

Man gelangt nach Plauen mittels Linie 15 der Städtischen Straßenbahn.

Ich stehe zur Mittagszeit an der Annenkirche und warte auf die 15. Es kommt eine 7, die nach Löbtau fährt. Es kommt eine 107, die nach Löbtau fährt. Es kommt, des starken Verkehrs wegen, eine außeretatmäßige 7, die nach Löbtau fährt. Dann kommt eine stoppevolle 15.

Ich bekomme traun fürwahr in drangvoll fürchterlicher Enge doch noch einen Platz und bemerke, daß außer Führer und Schaffner eine weitere Amtsperson den Wagen bevölkert: ein Kontrolleur.

„Wir armen Plauener," hebe ich an, „wir werden so benachteiligt. Jetzt mußte ich zehn volle Minuten auf eine 15 warten. Inzwischen gingen nicht weniger als drei Straßenbahnzüge nach Löbtau. Löbtau wird so gut bedient und Plauen so vernachlässigt . . ."

Der Kontrolleur nimmt gelassen meine Klage hin. Dann sagt er: „Da dädch nach Lebbdau ziehn."

•

Ein kleiner Junge muß seine Osterbeichte ablegen. Ein Punkt seines Sündenregisters macht ihm große Schwierigkeiten. Lange sucht er für diese außergewöhnliche Sünde nach Worten, die dem Ernste der Beichte angemessen sind. Und zögernd berichtet er im Beichtstuhl dem Pfarrer am Schluß seiner „üblichen" Sünden: „Ich — ich habe einmal Seeräuberei in päpstlichen Gewässern getrieben."

Der Beichtvater stutzt. Auf seine eindringliche Frage, was er denn da getan habe, gesteht der Junge unter Tränen, daß er in einem Klosterteich einmal drei Goldfische für sein Aquarium gefangen habe.

Berliner Brief

Mitte Mai.

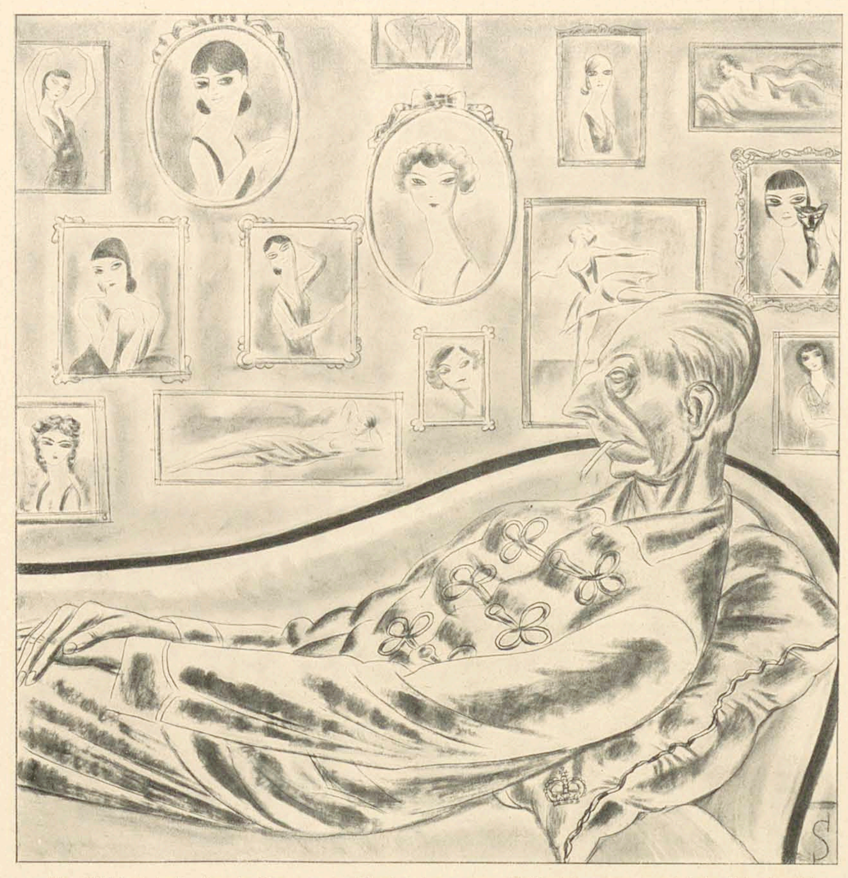
Der laute Jubel über den gewaltigen Polizei-Sieg in den Großkampftagen des ersten bis dritten Mai ist rasch verstummt. Selbst die linksdemokratische Presse findet es einigermaßen bedenklich, daß sich unter den dreiundzwanzig toten Aufrührern ein Greis, ein Krüppel, ein ausländischer Journalist, mehrere durchaus nicht jugendliche Frauen und auch Männer befinden, deren Alter die Bezeichnung „jugendliche Rowdies" selbst für einen Polizeibericht als nicht anwendbar erscheinen läßt. Viele haben absolut kunstgerechte „Kopfschüsse" erhalten — und zwar nicht auf der Straße, sondern in ihren Wohnungen und auf Balkonen. Dagegen müssen die von der Polizei behaupteten „Dachschützen" jämmerlich schlecht geschossen haben, denn die einzige Schußverletzung auf seiten der Polizei ist durch eigene Unvorsichtigkeit eines Beamten entstanden. Einige der Berichterstatter, die diese „Dachschützen" trotz waghalsiger Aufmerksamkeit nicht bemerken konnten, wurden niedergeknüppelt, inhaftiert oder angeschossen — darunter auch der Vertreter der Scherlschen „Nachtausgabe". Peinlich.

Träumerisch denkt man an Straßenkrawalle der wilhelminischen Zeit —: geschah es doch bei solcher Gelegenheit, daß einmal einem Mann von der (damals noch) blindwütenden Kosaken-Polizei eine Hand abgehauen wurde! Das gab einen Sturm der Empörung im Blätterwald! Allerdings liegt die Zeit des Stahlbades dazwischen, in der man enttäuscht war, wenn man abends statt ein paar tausend Feindbund-Toter nur ein paar hundert serviert wurden — — —

Fest steht jedenfalls, daß die sozialdemokratischen Regierungsmitglieder und Minister klarer als die Wilhelms des Fried-

Der Kronprinz und sein Sohn

(Zeichnung von E. Schilling)



„Unerhört! Ludwig Ferdinand will eene vom Film heiraten — sowat hält sich unsereener doch im Nebenberuf."

fertigen erkannt haben, daß der Feind links steht. Darum wurde nicht etwa die Zörgiebelsche Polizei als gemeingefährlich verboten, sondern der Rote Frontkämpfer-Bund. Was auf die Börse nicht ohne belebenden Einfluß blieb: die Kurse haben sich erholt, und die Spekulation schreitet, trotz Diskont-Erhöhung, zu Deckungskäufen. Also haben die Kommunisten — trotz allem! — Aufbauarbeit geleistet. Für das Großkapital!

Auch die billigen Witze über die Berliner „season" verstummen. Nicht nur hat Reinhardt sich in zwölfter Stunde seiner sozusagen verdammten Pflicht erinnert, als „gemeinnützig"-Erklärter und deshalb Lustbarkeitssteuer-Befreiter neue und große Kunst bieten zu müssen, indem er außer den „Fünf Frankfurtern" auch noch die „Fledermaus" agieren läßt —: man hat auch die kaum hundertfünfzigmal gespielte und durch die Kerrschen Plagiats-Anwürfe wieder hochaktuell gewordene „Drei-Groschen-Oper" neu in den Spielplan aufgenommen — und zwar wieder unter dem deutsch-englisch-französischen Autoren-Sammelnamen „Brecht". Die internationalen Zuhörer sollen nun im Wege eines Preisausschreibens feststellen, was von wem ist.

Der Film hat sich vom tiefen Niveau des rein Unterhaltenden in die höhere Sphäre des sachlich Belehrenden erhoben und sucht eine in weitesten Volksschichten beliebte, aber bisher dilettantisch ausgeübte Tätigkeit durch die Bildstreifen „Vollkommene Ehe", „Kameradschafts-Ehe" und „Erotik" zu veredeln. Der große Erfolg soll die Hersteller ermutigt haben, diese Filme demnächst auch als Geräuschfilme auf den Markt zu bringen.

Die Ausstellung „Gas und Wasser" ist endlich durch die bisher noch fehlenden Spezialabteilungen für Freitod-Verwendung bereichert worden, wobei allerdings in ebenso einseitiger wie durchsichtiger Weise der Gas-Freitod als schneller, schmerzloser und kaum kostspieliger propagiert wird.

Dagegen herrscht in Kreisen der Hochfinanz trotz der gebesserten Börsenlage schwere Besorgnis, ob bei glücklichem Ausgang der Pariser Verhandlungen die im Jahre 1967/68 fällig werdende achtunddreißigste Rate der Reparations-Zahlungen ohne Störung des Wirtschaftslebens wird effektuiert werden können. Pessimistische Beurteiler der Weltmarkt-Lage halten eine Erhöhung der Preise für Kunstseidendamenstrümpfe zu diesem Zeitpunkt für wahrscheinlich und kaum umgehbar, falls nicht der Staat, um weiteren Geburtenrückgang zu vermeiden, eingreift.

Kaki

Ein Stelldichein in Südtirol

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Großer Bruder, nenn' mich doch Hitlero!"

Joe Gimbel, der Broadway-Gentleman / Von Karl Burger, New York

Herrgott! — und dieser Seidenschlips mit der Brillantennadel . . . und die weißen Schuhgamaschen!

„Ja, alter Junge," sagte Joe Gimbel ganz von oben herab und klopfte mir gönnerhaft auf die Schulter, „unsereiner ist eben ein Kopf! Wenn wir auch einmal Pech haben und untertauchen und für eine Weile ein Rattendasein fristen; wir kommen schon wieder in die Höhe. Das hab' ich dir immer gesagt. Ich flunkere nicht. Unsereiner hat Einfälle, unsereiner hat seinen Genieblitz hinter der Stirne. Darauf kommt es an, mein Lieber! . . . Pah. Ihr Tramps seid mir verdammt zuwidere Kerle. Jeder von euch hat seinen Vogel im Hirn. Keiner von euch weiß, wo Gott wohnt. Nichts arbeiten, ja. Zerrissene Stiefel in der Welt herumschleppen und kein Hemd am Leib haben, das trefft ihr. Dazu reicht eure Intelligenz. Aber daß es einer von euch einmal zu einem tadellosen Stehkragen brächte . . . ha, geschweige denn, daß einmal aus einem von euch ein anständiges Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft würde; ein Gentleman; einer, der eine Finanzidee gehabt hat, einen Unternehmungsgeist, und dem nun das Geld nur mehr so in die Taschen fließt, so während des Spazierengehens," — Joe Gimbel schwang sein zierliches Spazierstöckchen graziös durch die Luft — „dazu habt ihr querköpfige Vagabunden zu wenig Grütze im Kopf! Ihr habt keinen Funken von Ehrgeiz, von Lebensernst, von höheren Ambitionen, von . . . pah."

Wie recht hatte Joe Gimbel! Ich war zerknirscht. Ich verging vor Scham und Reue über mein nutzloses, verfehltes Dasein, so daß ich nicht einmal die Zehen hinter den klaffenden Schuhenden zu rühren wagte. Auch war ich noch völlig sprachlos über Joe Gimbels Verwandlung — und daß ich ihn nun hier, in der Hudson-Metropole, auf dem Broadway in grauer Morgenstunde wieder traf.

„Wie oft habe ich dir das gesagt! Erinnerst du dich? In der ‚Blue Lantern' in Whitechapel . . . ich war damals selber ein armer Hund und trank aus deinem Glas Whiskey. Aber nur, weil ich da eben erst aus einer dunklen Sache herauskam, die mir Scotland Yard eingebrockt hatte. Ja . . . Jack, sagte ich damals zu dir, du bist ein hoffnungsloser Idiot. Bummelst da mit einem leeren Magen in der Welt herum und kritzelst auf den weißen Rand alter Zeitungen Verse hin. Gedichte! Hast du jemals gehört, daß man mit Gedichten auch nur einen ganz verzweifelten Köter vom Ofen hervorlockt? Jack, habe ich gesagt, wenn es dir schon an einem Hirn fehlt, um mit einigen glücklichen Ideen Millionär zu werden, so hast du doch wenigstens Finger, du Unglücksrabe, und andere haben volle Taschen — See? . . . Du willst nichts arbeiten. Gut. Wer will schon arbeiten? Aber immer abgerissene Hosen haben und nichts zum Beißen und immer wieder heilige Lieder gröhlen müssen für ein hartes Pritschenlager in einer Nachtmission oder in einem Heilsarmee-Quartier — nein, Jack, das kann kein anständiger Mensch von dir verlangen. Ich hab' ein Herz für dich. See, ich bin ein Gentleman und stehe da mit dir auf offener Straße und rede mit dir, obgleich dich ein jeder Polizeihund nach deinem Aussehen schon von weitem verbellen würde. Ich habe immer ein Herz für dich gehabt, Jack. Ich trinke nicht mit jedem nächstbesten dahergelaufenen Tramp aus einem Whiskeyglas. Wenn du nicht den ganz hirnverbrannten Trick hättest, Verse zu kritzeln, — aber so mag dich der Teufel holen!"

„Du bist ein guter Junge, Joe", sagte ich gerührt. „Listen, — ich habe schon wochenlang kein Gedicht mehr geschrieben. Ich glaube, ich bin der besten Erkenntnis nahe, und wenn ich nicht haarscharf irre, befinde ich mich bereits am Weg zur Besserung. Ich werde langsamer älter, und da wird man sentimental. Das Leben ist so kurz! Und da möchte ich auch gerne endlich einmal etwas tun, was Geltung besitzt in der Welt . . . Wie, bei allen Heiligen, hast du es angefangen, um so hoch zu kommen? Ein Gentleman zu werden, my Lord, das ist doch nicht so einfach, denk' ich, wenn man einmal, wie du — nichts für ungut, Joe! Ich will keine trüben Gewässer aufrühren. Wir wissen beide: das Leben ist auf der Schattenseite voll Falltüren, in die man immer ganz unschuldig hineinstolpert . . ."

Joe Gimbel zwirbelte nervös sein fadendünnes Oberlippenbärtchen, räusperte sich großartig, dann fragte er aus Wolkenkratzerhöhe: „Weißt du, was eine Finanzidee ist, Jack?"

Ich gestand — nein, ich gestand gar nichts. Ich gab bloß verlegen meiner Vermutung Ausdruck, daß das wohl etwas ganz Besonderes sein müsse.

„Hast du noch nie etwas von Astor gehört, von Woolworth, von Morgan, von Rockefeller . . . he? Das waren Männer mit Finanzideen! Kapierst du nun? Das waren Köpfe mit Genieblitz. Wenn es in einem solchen Kopf blitzt, gibt es einen unaufhörlichen Dollar-Platzregen. Pah."

„Es hat also auch bei dir geblitzt . . .", sagte ich nach einer Weile kleinlaut, um den großen Joe Gimbel wieder zu mir hernieder zu holen.

„Well. Es hat. Weil ich nicht nur ein Mann von Kopf, sondern auch ein Mann von Herz bin . . . Ich habe mich der trauernden Hinterbliebenen angenommen. Ich spende Trost. En gros natürlich. Und anonym. Ich mache mir nichts aus Publicity."

Ist das nicht ein Prachtkerl, dieser Joe? dachte ich voll Bewunderung. Tröster einer trauernden Menschheit zu sein, dieser Beruf könnte selbst meinem verkommenen Dichterherzen noch Begeisterung entlocken. Nur eines wollte mir dabei nicht eingehen . . . „Du bist ein Prachtkerl, Joe," sagte ich, „aber — verzeih, ich weiß, du hältst nicht viel von meiner Intelligenz, — ich bin überzeugt, daß ich bei einem solchen Beruf keinen Cent verdienen würde. Ich finde es sogar ziemlich verwegen —"

„Shut up, dumbbell! Finanzideen sind immer verwegen. Man muß sie nur großzügig anpacken. Weißt du, wie viele Leute in einer Sechsmillionenstadt täglich sterben?"

„Wie soll ich das wissen, Joe?"

„Du hast also nie die Tageszeitungen durchgesehen, in denen die täglichen Todesfälle in spaltenlangen Listen vermerkt stehen . . . See, diese Listen waren der Boden, aus dem meine Finanzidee wuchs: sie sind meine tägliche Geschäftsgrundlage. Aus ihnen entnehme ich mein Adressenmaterial zur Trost-Belieferung. Das kostet mich bloß eine halbe Stunde Arbeit täglich. Bibel-Auslieferungsstellen, von denen ich gratis nach und nach mein Bibellager füllte, gibt es zur Genüge hier. Ich brauche bloß einen Postauftrag über eine Nachnahme von zehn Dollar ausfüllen . . . O Ke, — das Geschäft ist gemacht, und die trauernden Hinterbliebenen haben ihren Trost."

„Du sendest also Bibeln, die man gratis bekommt, mit zehn Dollar Nachnahme an fremde Leute?"

„An fremde Leute — das ist nicht richtig gesagt. An Trostbedürftige, an — an trauernde Hinterbliebene eben ... man reicht ihnen, was sie momentan gerade benötigen; worauf sie förmlich warten. Daß sie außerdem dafür, ohne viel Widerstreben, zahlen, das liegt so in der Atmosphäre eines Trauerhauses ... Erfahrungsgemäß klappt die Sache mit neunzigprozentiger Sicherheit. Das beweist, daß meine Finanzidee einen gesunden Kern hat. See? Sie befolgt den humanen amerikanischen Prosperitätsgrundsatz: Tu deinen lieben Nächsten Gutes, gib ihnen, was sie brauchen — und sie werden dir von selbst ihr Geld entgegentragen!"

„I see", sagte ich. „I see, Joe ..." Weiter sagte ich nichts. Ich wagte es auch nicht, weiter über diese Sache nachzudenken, weil ich seit jeher vor allem, was sozusagen nach Volkswirtschaft roch, einen unbestimmbaren Horror hatte.

Auch fror es mich in den Zehen. Auch — weiß der Himmel, wieso das kam: hatte ich auf einmal wieder Sehnsucht, auf einem Walfischfängerboot irgendwo, hoch droben im Norden monatelang auf Wasserwüsten herumzutreiben oder in Haiti herumzulungern und einen Voodoo mit Ölfarben zu bemalen ... gleichviel. Was kann unsereiner schon auf Erden Vernünftiges tun!?

Bummeln wir downtown, Jack! Unsereiner ist in der Bowery zu Hause ...

Fortschritt

Wenn Herr Alt Herrn Jung zerpredigt,
Denke Jung für sich: Erledigt!

In die Weite,
In die Enge
Forschen wir in unsren Zeiten.
Über Breite,
Abstand, Länge
Wird man später weiterschreiten.

Gilt — noch später — statt der Logik
Beispielsweise einmal Pogik,
Werden wir den Mars erreichen.
Nach und nach fast alle Sterne.

Und das Ziel? — Wird vor uns weichen
Schritt für Schritt als ewige Ferne.

Denkt euch doch mal ungefähr:
Wie sehr klein, sehr groß das wär',
In Bezug auf Weite, Nähe,
Wenn ein Cholerabazill
Mikroskopisch Kleinres sähe.

Rückwärts, vorwärts, — jeder gehe
Langsam, schneller, oder stehe
Still.
Wie er's kann und darf und will.
Eidechs bis zum Krokodil,
Bundeskanzler bis stud. phil. —
Doch hier bildet sich ein Riß
Durch die Frage „Gibt's ein Bis?".

Auch was geistentgleist, getreu
Stehen bleibt, stirbt rückwärts lebend
Und wird nimmer wieder neu. —
Knochen-, Zeitepochenreste. —

Wenn wir, uns nach vorwärts strebend,
Uns mitunter überrennen,
Aber am Erreicht das Beste
Nur als gottbestellt erkennen,
Haben wir ein Leben lang,
Manchmal scheißfroh, manchmal bang,
Doch lebendig es erfahren,
Daß wir glücklich waren.

Joachim Ringelnatz

Leise zieht ihm durch's Gemüt ...

(Zeichnung von Anton Hansen)



„So wie der doofe Enterich hab' ick um meine Olle ooch mal rumjeschwänzelt."









Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Redaktion: Hermann Sinsheimer, Peter Scher.** Verantwortlich für die Redaktion: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** •
Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Aus Halle

Halle bezieht nicht nur von Herrschaften abgelegte Nutten aus Berlin, sondern auch gewisse sittenpolizeiliche Vorschriften, deren eine zum Beispiel das Belästigen von Frauen auf der Straße bedroht.

Im Schlamm — sapienti sat — stehen sich eine jüngere Dame und ein P. P. (prospectiv purchaser) gegenüber. Sie ermuntert den dumpf Blickenden: „Kommste bißchen mit, Kleener?"

„Nä, laß mersch liewer."

„Na, denn kieke nich so dußlich! Wenn ick mir von dich belästigt fühle, kost' dich det mehr, als wenn de mit mir mitjehst."

•

Der Bauzaun an der alten Promenade ist gefallen. Statt seiner erfreut uns ein kleines Häuschen. Im Souterrain: Für Männer — Für Frauen.

Willy wünscht auf dem Sonntagsspaziergang den neuen Kulturzuwachs zu besichtigen. Aber der Vater ist dagegen: „Schäm' dich, Willy! Mit den neien Anzug aufs Abort. Un wo Mamma dabei is."

„Das Abort is doch ooch nei, Babba."

„Das is mich eechal. Heit gehmr spazieren un nich aufs Abort."

Lieber Simplicissimus!

Die Steffibauern-Lisl, ein bildsauberes Dirndl, klagt immer so über Kopfweh. Die Mutter kann's nimmer mit anhören und schickt zum Bader. Der kommt und bringt auch gleich das Heilmittel mit — einen großen, schönen Blutegel. Setzt ihn auch gleich an, und zwar an der richtigen Stelle, an der rosigen Lippe. Und der Blutegel saugt und saugt. Der Bader schaut ihm freudestrahlend zu. Dann sagt er schmunzelnd: „Schaug'st ös oo, dees Leckermaul! Gestern beim Herrn Pfarra seine Hämorrhoiden, da hat er net um's Verrecka o'beiß'n woll'n."

Mein Herz ist im Hochland

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Machen Sie heuer wieder eine Schweizerreise?“ — „Nee — nur Kapital zur Erholung hinjeschickt!“

Vom Tage

In einer Wahlversammlung der Deutschnationalen im Leipziger Zoo kam auch die Poesie zu ihrem Recht. Parteioffiziös wurde ein Gedicht verteilt, dessen erster Vers genügt:

Weißt du noch, wie hoch einst stand die deutsche Politik —
:: Lang ist es her, ::
Männer führten sie von Stand, voll Ehr' und voll Geschick,
:: Lang ist es her. ::
Glücklich, voll Zufriedenheit, in schönster Harmonie
Hat geschafft zu jeder Zeit unsre Diplomatie.
Werft sie aus dem Parlament, die kaum könn' zähl'n bis drei,
:: Am 12. Mai! ::

Damit lockt man im Volk der Dichter und Denker deutsch-nationale Gesinnung an. Gottverdimmich!

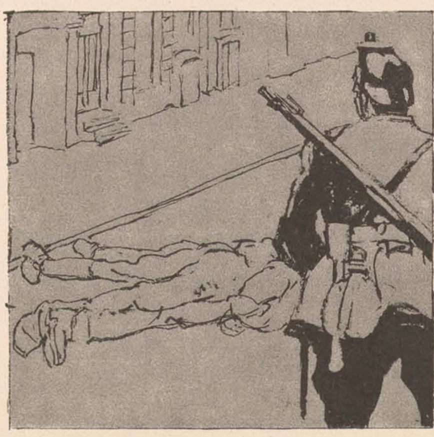
•

In Rußland haben Arbeiter bei einem Umzug Spottfiguren auf den Reichskanzler und andere deutsche Minister mitgeführt. Hugenberg ist mit Recht empört. Wie kommen Fremdstämmige — noch dazu Bolschewisten — dazu, ihm das Monopol auf Verhöhnung deutscher Linksminister streitig zu machen?

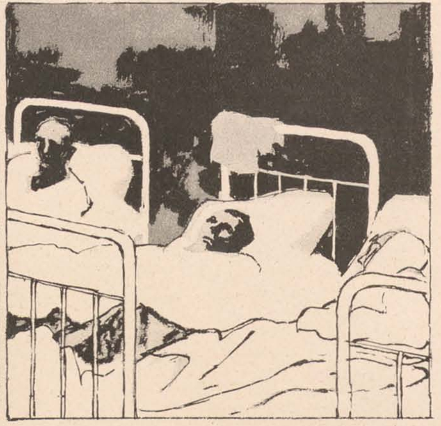
Simpl-Woche: Berliner Maikämpfe

Todesstrafe durch Schnellrichter

Der Rechtsjournalist (Zeichnungen von E. Thöny)



Wegen Übertretung der Sperrvorschriften!



„Ick hätte eben eene schwarz-weiß-rote Armbinde tragen sollen!"

Propagandaleichen



„Tröste dir, Mutter, er starb nich' für's Vaterland — er fiel für die Idee."

Kommunistische Parteizentrale



„Die Schupo ging ja vor wie zaristische Kosaken." — „Gut organisiert — daraufhin macht Moskau sicher einige von uns zu Ehrenkosaken."

Der Enthusiast

Mit dem Ausdruck des Bedauerns
und voll heißen Dankerschauerns
nehm' hierdurch zurück ich alles,
was ich je und allenfalles
auf den Züchter meines Dalles,
der den Zorn mir eingeimpft,
nämlich auf den Staat geschimpft.

Denn statt Inflation und Steuern
zu vermehren, zu erneuern,
statt mit Hebeln und mit Schrauben
weiterhin mir meinen Glauben
und das letzte Hemd zu rauben,
will er, daß ich künftig frei
aller Not und Steuern sei!

Dank dem Staat durch Niederknieung!
Aller Steuerhinterziehung,
aller Schiebung, weil geschoben,
aller feineren wie groben
Schliche seh ich mich enthoben,
insofern ich jetzt zuhauf
Innere Anleihe kauf'.

Aber wehe! In den Magen
fährt mir's da, denn ich muß fragen:
Wie nun nutz' ich diese Gabe?!
Wovon, Hilferding, mein Rabe,
wenn ich doch kein Geld mehr habe
jenseits aller Sparerei,
kaufe ich mich steuerfrei?!!

— Und da muß ich plötzlich denken:
Mir will er ja gar nichts schenken!
Steuerfreiheit gilt als Zeichen
stets der obern tausend Reichen!
— Aber ich und meinesgleichen,
wir, hurra! bezahlen mit
jenes Ehren-Defizit.

Sebaldus Nothanker

Die Kur / Von Themü

Es war 1916. Matthes Senf lag in einem Feldlazarett in der Nähe von La Bassée mit schwerer „Blessur". Abteilung Darmkranke. Ein Querschlag aus der Gulaschkanone — verdorbene Erbsen mit ranzigem Speck, wie er behauptete.
Bei seiner Einlieferung ins Lazarett hatte der Stabsarzt nach der bekannten Maschinengewehruntersuchung (in jeder Minute dreihundert) dem Matthes Senf eine herzliche Willkommensansprache gehalten.
„Wie heißt du, Kerl?"
„Matthes Senf, Herr Stabsarzt."
„Du Schwein, hast dich wohl mal wieder überfressen, euch Sch.... kerlen geht es noch immer zu gut."
Damit war er schon bei dem nächsten, während er noch der naserümpfenden Schwester die üblichen Stopfmittel zurief: als Krönung des Ganzen Haferschleim, morgens, mittags, nachmittags und abends Haferschleim.
Haferschleim ist wirklich ein ganz probates Mittel: Am zweiten Tage war Matthes Senf schon so weit, daß er nur noch mit größter Anstrengung und unter starker Schweißabgabe seiner Beschäftigung nachgehen konnte.
Und nun beginnt Matthes Senfs tiefstes und erschütterndstes Kriegserlebnis!
Die Krankenbaracke C, wo Matthes lag, wurde täglich zweimal von den Ärzten besucht: morgens vom Stabsarzt und abends von seinem jungen Stellvertreter.
Am Abend des zweiten Tages von Matthes' ruhmreicher Lazarettzeit erscheint der stellvertretende Arzt, bleibt vor Matthes Senfs Bett kurz stehen, liest auf dem schwarzen Brettchen „Darmstörung", befühlt in Eile Matthes Senfs Bäuchlein und sagt zu ihm: „Besser?"
„Ja, ich habe sogar . . ."
„Quatsch nich! Du hast ja noch die schönste Verstopfung."
Der Arzt macht eine kurze Notiz auf die Tafel und ist schon fort, ehe Matthes Senf in der Lage ist, noch etwas zu sagen. Kurz darauf kommt die Krankenschwester, sieht auf die Tafel, enteilt und bringt Matthes Senf — Rizinus, eine ganze Tasse Rizinus.
Er schluckt ihn mit der ganzen Größe seines kasernenhöflich angestammten Kadavergehorsams hinunter und hat am nächsten Morgen das Vergnügen, als eines der schönsten Exemplare von beschleunigtem Stuhlgang zu gelten.
Der Stabsarzt kommt, sieht und flucht: „Immer noch dieselbe Schweinerei, Kerl?"
„Zu Befehl, nein, Herr Stabsarzt, aber . . ."
„Halt die Schnauze, Kerl!"
Der Stabsarzt macht eine Notiz auf der Tafel, und die Schwester bringt — Haferschleim. Als Matthes Senf schüchtern protestiert, weist sie achselzuckend auf die Tafel, und Matthes muß gehorsam Haferschleim löffeln.
Am Abend erscheint der stellvertretende Arzt und sieht sich gezwungen, Rizinus zu verschreiben. Der Stabsarzt verordnet am nächsten Morgen — Haferschleim. Der stellvertretende Arzt am Abend Rizinus, der Stabsarzt am folgenden Morgen Haferschleim. Und so fort ad infinitum.
Die Kur Matthes Senfs im Lazarett hat vier Wochen gedauert.
Dann wurde er, abgemagert zum Skelett, entlassen — — — als unheilbar!

Kleinstadt

Ich hätte gern ein Paar graue Wildlederhandschuhe Nummer $6\frac{3}{4}$." — „Graue? Dürfen's denn nicht braune sein?" — „Nein, graue." — „Muß es denn grad Wildleder sein? Glacé geht doch auch." — „Nein, ich brauche Wildleder." — „Und $6\frac{1}{2}$ kann es nicht sein?" — „Ich sage Ihnen doch $6\frac{3}{4}$, haben Sie die denn nicht?" — „Natürlich habe ich sie." — „Warum in aller Welt wollen Sie sie mir denn dann nicht verkaufen?" — „Ei, es ist doch mein letztes Paar." — „Die können Sie doch wieder bestellen." — „Ja, wer weiß denn, wann die kommen?" — — —
Geschlagen verlasse ich den Laden.

Lieber Simplicissimus!

Ich war früher Lehrer in einem Dorf auf der Schwäbischen Alb. Mit unserem Schultheiß stand ich gut, wir schrieben uns nachher noch, und jüngst besuchte er mich hier in Stuttgart. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er: „Herr Lehrer, dees müent Se mer awer nemmeh uftrage: ‚Grüeß von Haus z' Haus.' I brauch' als de ganze Nochmittag, um se auszrichte."

Die Zollgrenze

Väterchen Rößler fuhr einst aus Budapest zurück nach München; Schlafwagen, Oberbett; unten ein unbekannter Herr.
An der Grenze, in Salzburg, riß ein schnauzbärtiger Beamter die Tür auf und brüllte: „'chts Zollbares?"
„Nööh", murrte Väterchen und drehte sich anders rum.
Schon wollte der Schnauzbart weiter; stieß unversehens an Väterchens Mantel — da ragte aus der Brusttasche eine Salamiwurst von 1,73 Meter Länge.
„Mein Reiseproviant", erklärte Väterchen.
„Aber!! Diese Riesenrolle?? Können Sie doch nicht alleine aufessen??"
„Ich teile mit meinem Bruder", antwortete Väterchen und wies auf den fremden Schläfer unten.
Der meldete sich boshaft: „Ick esse keene Wurst."
„Ein Stückchen wirst du schon nehmen, lieber Franzl!" flötete Väterchen Rößler liebreich.

Roda Roda

Lebensbilanz

Von Zeit zu Zeit Statistik zu lesen,
ist immer mal wieder von Vorteil gewesen.
Die Frage zum Beispiel bewegt uns doch:
Wie lang leb' ich voraussichtlich noch?

Wer heiratet, hat im großen und ganzen
erheblich längere Daseinschancen.
Der Junggeselle beißt früher ins Gras
durch Frivolitäten und andere faux-pas.

Es folgt daraus, falls ich richtig sehe,
naturnotwendig der Tritt in die Ehe
— selbst wenn uns nachher ein Wüstling neckt
und höhnisch: „In wos san S' treten?" frägt.

Nun können wir auch mit vollen Segeln
den Geburtenrückgang ins Bessere regeln,
der jeden Wohlgesinnten betrübt
und Anlaß zu ernsten Besorgnissen gibt.

Auf solche nützliche Art und Weise
werden wir hochbetagte Greise.
Und dies hat, wie bereits angemirkt,
das Studium der Statistik bewirkt.

Ratatösk

Im Westen nichts Neues

(Th. Th. Heine)



„Fest steht und treu die Mark — die Mark am Rhein!"

Stuttgart, 3. Juni 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 10

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Geteilter Schmerz ist doppelter Schmerz

(Zeichnung von E. Schilling)



„Ich bin souverän, er ist souverän — also sind wir beide halb und halb souverän."

Das Pech der Versöhnung

Na also — das haben wir also jetzt erprobt:
Wenn man vor Stolz auf seine eigene Tüchtigkeit tobt
und dabei falsche Töne in die Kehle erwischt,
dann ist es mit Völkerversöhnung meistens nischt.

Aber wenn's schief geht und man haut mal 'n bißchen ab —
sieh mal, da kommen menschliche Empfindungen in Trab —
horch mal, da ist der Erbfeind plötzlich Kavalier —
riech mal, da stinkt die Zeitung gar nicht nach Papier!

Jeder ist fröhlich — der, weil's jenem passiert ist
und die gar zu große Tüchtigkeit ein bißchen blamiert ist —
jener, weil dieser die Genugtuung mit Takt verschweigt
und seine Freude mehr in Form von Hilfeleistung zeigt.

Tja, wir sind Menschen — Viecher sind wir, Punkt.
Alle sind wir gegeneinander in scharfe Säuren getunkt,
aber wir freuen uns alle und fühlen alles versüßt,
wenn man sich ab und zu mal so mit leuchtendem Auge begrüßt.

Es lebe das Pech, wenn es die Herzen erweckt —
zum Henker mit nischt als wie Triumph, der nur die Zähne bleckt . . .
Ja, Gott ist weise und er weiß, was er erstrebt:
Daß Allen der Reihe nach mal etwas Pech am Hintern klebt.

Peter Scher

Eben ausgebrochen

Von Robert Storm Petersen

Ich heiße Noch — H. C. F. Noch —, schon das ist sein Geld wert!
Also: Noch. Eben ausgebrochen . . .
Man erkühnte sich, zu behaupten, daß mit der Antenne was nicht in Ordnung wäre — aber sehe ich wie ein Verrückter aus? . . .
Neeh, mein Fall ist viel schlimmer, mein Fall ist ganz eigenartig — ich leide an vergleichenden Zwangsvorstellungen in unbewachten Augenblicken . . . Der Professor konnte mich ganz gut leiden, er war ein netter und friedlicher Mensch. Aber ich mochte nicht den ganzen Tag da drin sitzen und faule Eier ausbrüten — da riß ich eine Mauer ein und trat hinaus ins gesellschaftliche Leben. Man hat nie viel Quatsch um mich gemacht — ich wiege hundertvierundzwanzig Kilo —, eine weitere Diskussion ist also überflüssig.
Aber warum werden Nordpolfahrer immer im Profil und mit Pelzkragen über den Ohren photographiert — ein alter Arbeiter, der sich krumm und schief durch die Schneeorkane des Lebens schleppt, wird nie photographiert . . . neeh! der kann heimgehn, Hinterhaus, vierter Stock, und sich mit Obedeldok einschmieren.
Oder: was sagen Sie zu dieser Angelei — Sportsleute natürlich, mit Monokel und Magensäure — liegen in ihrer Jacht und ziehen mit Käscher und Rolle ein kahles Fischlein aus der salzigen Flut, und dann: bitte schön! in die Zeitung mit Gemahlin und Töchterchen . . . Aber die ollen richtigen Meerfischer, die sich die Knöchel blutig reißen und sich die Gicht in die Wasserstiefel holen — die können heimgehn und Kamillentee saufen — Photographien für das mondäne Wochenblatt? Nichts zu machen! . . .
Was ist Kunst?
Ich erlaube mir, mit einem Seitenblick auf den Herrn auszurufen: Was ist Kunst?
Wenn sich ein blasser Herr in gestreiften Hosen und schwarzem Jackett in schummriger Beleuchtung hinstellt und ein Bruchstück aus einer öden und traurigen Geschichte vorliest: Über einen, der sich im Korridor eines besseren bürgerlichen Heimes erhängte — das nennt man Kunst . . . Aber wenn ein kleiner Mann mit roter Nase, der ein paar Glas zu viel intus hat, ein Lied singt, daß die Leute vor Feixen kaum nach Hause gehn können — das ist dann Unsinn! . . . Hab' ich nicht den richtigen Riecher? . . .
Eines Tages fragte ich den Professor: „Sind Sie auch ganz sicher, daß Sie selber nicht ein wenig verrückt sind?", — sehen Sie, darauf konnte er nicht antworten . . . auf vorsichtigen Sohlen verließ er das Zimmer . . . er war eben nicht ganz sicher . . . Drin in der Anstalt saß ein Mann, der spielte Violine — er spielte die ganze Zeit, ununterbrochen — glauben Sie, er war verrückt?
Neeh! er spielte bloß, um in Frieden gelassen zu werden!
Ja — so ist es auch draußen im wirklichen Leben — wie viele sammeln nicht Briefmarken oder hören Radio und lesen dicke Bücher — bloß, um in Frieden gelassen zu werden. Da saß auch ein Mörder drin — das heißt: er hatte niemanden umgebracht — aber er brachte es nicht fertig, nein zu sagen — der Apparat, den man aufgestellt hatte, daß er etwas zu seiner Verteidigung sagen sollte, war zu groß und zu trist — also sagte er nichts. Und da wurde er eingesperrt — das war das Schönste, was er erlebt hatte, sagte er — Ruhe und Frieden . . . und zwar ganz gratis — er hieß Hauber . . .
Ich hab's mit den Vergleichen — der Professor hatte einen sonderbaren Namen dafür, aber ich glaube, den hatte er selber gemacht — etwas muß er ja machen, damit wir glauben, er ist gescheiter . . . Er griff sich immer an die Brillen — das ist auch nicht gut, das ist nämlich auch eine Art Wahnsinn . . .
Na, unter uns gesagt: ich bin vielleicht ein wenig abstrakt, ich quäle die Leute gerne, das heißt in Gedanken . . . Ich kann mich plötzlich über jemanden stürzen und ihn würgen — ohne vorhergehende Warnung . . . Bleiben Sie nur ruhig sitzen . . . Sie haben einen so hübschen Schlips, es könnte mir nie einfallen, die feinen Falten in Unordnung zu bringen . . .
Ich habe einmal einen Laufburschen gefressen — ich war damals noch ein Junge. Der Laufbursche hatte sich auf mein Frühstückspaket gesetzt — und in der Eile kann man doch einen Laufburschen unmöglich von einem Stück Brot mit Servelatwurst unterscheiden. Mein Bruder war im Ministerium angestellt — er starb . . . an Reglements . . . Kennen Sie Gedankensprünge? — man kann in Gedanken . . . zum Beispiel von hier nach Siam springen — das ist doch ein ganz hübsches Stück! Und ohne Schlafwagen und Paß und all den Füllfederhalterquatsch, der nötig ist, wenn man ein paar Kilometer außer Landes will . . .
Wer versteht das Dasein zu genießen? Die Menschen haben die seltsamsten Begriffe. Nehmen wir den Schutzmann, der den Verkehr regelt — er steht den ganzen Tag da und wird müde . . . und wenn man müde ist, kann man keinen Verkehr regeln. Warum kann der gute Mann nicht ebensogut mit einem guten Buch, bei einer Pfeife und einem Grog zu Hause im Lehnstuhl sitzen? Der Verkehr geht sowieso, wie er will . . . solange es Radfahrer gibt!
Automobile sind ja eine herrliche Erfindung. Aber es gibt viele Automobilisten, die nicht so besonders sind . . .
Drin im Büro des Professors hing ein Bild — es war eine Winterlandschaft —, es stand auch ganz richtig „Winterlandschaft" darunter.
Sehen Sie: darüber habe ich viel nachgedacht: warum stand das darunter? Damit man nicht glauben sollte, daß es eine Radrennbahn war? oder Pola Negri im Reitkostüm? . . . Das Bild war so deutlich wie eine Photographie. Und dennoch stand darunter, daß es eine Winterlandschaft war.
Kann einem so etwas nicht den gesunden Menschenverstand rauben?
Naah — die Zeit vergeht — es dämmert, und wenn das Dunkel niederfällt, dann entfalte ich mich . . .
Was sagen Sie? . . . Neeh! Neeh, neeh! . . . Auf Wiedersehn!
Jaja — auf Wiedersehn! . . .

(Aus dem Dänischen von Adolf Kobitzsch)

Berliner Theaterchef

Generalprobe. Hochfeudales englisches Gesellschaftsstück. Alles in Maske und Kostüm. Nur Georg Alexander ist im Straßenanzug, ungeschminkt. Der Direktor kriegt einen Wutanfall: „Sie stören das ganze mondäne Bild! Weshalb haben Sie sich nicht angezogen?" — „Das Flugzeug aus London ist nicht angekommen!" — „Wieso Flugzeug?" — „Ich lasse mir meinen Frack in London bauen. Der Schneider kommt immer zu den Anproben im Flugzeug rüber. Morgen ist alles all right." — Der Direktor ist erschlagen von so viel Schick, trotzdem London nur eine bequeme Erfindung von Alexander war, um sich das Anziehn zu ersparen.
Am Abend der Premiere hat Alexander seinen ältesten Berliner Frack an, neben ihm steht sein tadellos angezogener Kollege St., ebenfalls im Frack. Der Direktor: „Sie sehn unmöglich aus, St.! Sehn Sie sich Alexander an: das ist London!"

•

Bei einer Probe fragt der königliche Forster: „Sagen Sie, Direktor, was für eine Farbe kriegt die Dekoration?" — „Weshalb wollen Sie das wissen?" Forster zwirbelt müde an seinem blonden Bart: „Farbe inspiriert mich bei der Arbeit." — Auf den Direktor macht das ungeheuren Eindruck. „Farbe? Louis seize! Na eben gelblich."

•

Forster probiert in dem gleichen Stück eine Szene mit drei Verschwörern. Dem Direktor gefällt nichts. „Gehn Sie an die Rampe, Forster, und sehn Sie zu. Ich denke mir die Szene so." Er läßt sich auf einen Stuhl nieder, verdreht die Augen, macht vor . . . Als er fertig ist, fängt er ein Lächeln der Verschwörer auf, geht wie Napoleon an den Regietisch zurück und sagt: „Ja — selbst bei mir kommt es nicht heraus!"

•

In einem Kriegsstück sieht der Direktor eine tolle Dekoration von Unterständen und Schützengräben zum erstenmal auf seiner Bühne. Erschüttert sagt er zu dem Bühnenmaler: „Jetzt begreife ich erst, wie fürchterlich der Krieg war!"

H. C. M.

Lieber Simplicissimus!

Ein Kino in Stuttgart. Soeben wurde zum erstenmal der Van-de-Velde-Film gegeben. Das Publikum strömt heraus und debattiert unter dem Eindruck des Gesehenen und des nicht Gesehenen. Ein Ehepaar, er sichtlich in den Jahren jenseits von Gut und Böse, sie knapp vierzig. Er äußert sich: „Das mit dem Film ist alles gut, aber wenn man den ganzen Tag arbeiten muß, dann ist man eben müd'." Sie: „Ich schaff' doch auch den ganzen Tag!"

Moderne Schriftstellereien

(Th. Th. Heine)



„Meine prinzipielle Laxheit in Fragen des geistigen Eigentums sichert mir Bewährungsfrist."



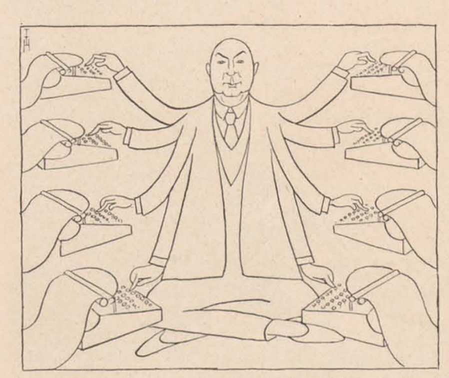
„Was soll ein aufrechter Republikaner aus einer alten Dynastie anderes machen als Literatur?!"



„Meine Familie hat Geschichte gemacht und mein Mann Geschichten — — und daraus mach' ich Memoiren."



„Was — den wollen S i e ausgraben? Nichts da — den mach' i c h lebendig!"



Das Geschäftsgeheimnis des Herrn Wallace: Wenig Kopf und viele Hände.



„Die einzigen, die noch aus der Tiefe ihres Gemüts schöpfen, sind wir Revue-Dichter."

Simpl-Woche: Die steuerfreie Anleihe

(Zeichnungen von E. Thöny)



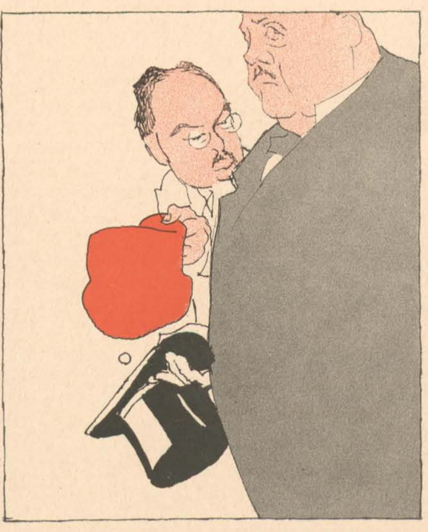
Genosse Hilferding muß Geld schaffen.



„Das arme Reich bittet um eine kleine Gabe."



„Für das Vaterland ist mir kein Opfer klein genug —



— und außerdem hat ja die Mütze ein Loch!"

Abenteuer mit einer Farmerstochter / Eine kaum glaubliche Geschichte

Von Karl Kinndt

Schon vor Jahren hat mir einmal ein Graphologe gesagt, daß ich in bezug auf Frauen ein typisch typenloser Mensch sei. Womit er sagen wollte, daß ich nicht wie der Normalmensch ausschließlich dünne Blonde oder dicke Schwarze, kleine Rote oder große Brünette liebe, sondern daß für mich die Möglichkeit bestehe, heute ganz von einer kleinen dünnen Schwarzen gefangen zu sein und mich morgen beziehungsweise einige Wochen später einer großen üppigen Blondine an den Hals zu werfen. Und ich mußte das zugeben.

Im Tiefsten meiner Seele aber habe ich mich nämlich immer nach ganz hellblonden Frauen gesehnt, die, obwohl echt fraulich, doch etwas Mädchenhaft-Unberührtes und zugleich Mütterlich-Kokettes haben. Und wer mich kennt, weiß, daß ich immer rabenschwarzen Frauen vom ganz entgegengesetzten Typ anheimgefallen bin! Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, habe ich nur ein einziges Mal eine wirklich blonde Frau geliebt — und von der erfuhr ich, gottlob erst zwei Jahre später, daß sie ihr Haar gewasserstoffsuperoxydet habe. Aber es sei wie es wolle, es war doch sehr schön — — —

Und jetzt in meinem zweiten Frühling — wenn ich so sagen darf — sollte mir plötzlich und unvermutet das späte blonde Glück erblühen! Denn, um das gleich vorwegzunehmen, daß das Haar von Miß Ellen Smith, der deutschen Farmerstochter aus Südwestafrika, nicht echt sei, würde ich selbst nicht zu behaupten wagen, wenn sie die Geliebte eines anderen wäre, obwohl ich in solchen Fällen äußerst kritisch bin.

Mein spätes Glück begann auf der Rückfahrt von Westerland nach Berlin im Speisewagen — gerade als ich zwei Löffel der bekannten Fleischbrühe mit Einlage zum Mittagessen genommen hatte. Wie alle Menschen mit Energie und Tatendrang kann ich in der Eisenbahn nicht rückwärts sitzen und hatte mir deshalb an einem kleinen Tisch einen Platz in der Fahrtrichtung reservieren lassen. Aber Miß Ellen Smith, die deutsche Farmerstochter, der man den Platz mir gegenüber gegeben hatte, war ebenso veranlagt und deshalb sehr ungehalten und gab diesem Ungehaltensein dem Kellner gegenüber laut und präzis Ausdruck.

„Ebensowenig wie ich mich verkehrt auf ein Pferd setze, setze ich mich verkehrt in die Eisenbahn!" sagte sie unwiderleglich. Bisher hatte ich — um nicht wieder in eine mühsam abgewöhnte Höflichkeit zu verfallen — diskret zum Fenster hinausgeschaut —: jetzt aber blickte ich neugierig auf — das Licht märchenhaft blonder Haare traf mich — und schon war ich aufgesprungen und hatte ihr meinen Platz angeboten, den sie mit leichtem Kopfnicken einnahm. Mochte mir nun auch übel werden wie meist, wenn ich rückwärts sitzend fahre: wenn ich ihr nur gegenüber saß!

Oh, wie schlug mir die Liebe sofort ins wilde Schriftstellerblut! Und mit dem sicheren Instinkt einer reinen Frauenseele witterte sie diese echte Liebe. Als der Zug kurz vor Altona scharf bremsend mit hartem Ruck hielt, spürte ich plötzlich ihre wundervoll schmalen Kniee an den meinen — — — Sie errötete hold und fragte, ob etwas passiert sei? Da wußte ich, daß hier Schicksal geschah — — —

Beim Kaffee schon erfuhr ich, daß sie ihr bisheriges Leben auf einer einsamen Farm unmittelbar neben dem Urwald und zum Teil auch auf den Rücken wilder Mustangs verbracht habe, und daß sie nun zu einem Onkel nach Berlin reise. Mein Herz lachte. Ich erbot mich sofort, ihr alles zu zeigen, was Berlin an Interessantem zu bieten habe. Worauf wir uns für den nächsten Tag in den Zoo verabredeten. Voll süßer Hoffnungen und nach dem Genuß einiger beruhigender Pilsener legte ich mich zu Bett und sah im Traum meine angebetete Ellen als Lady Godiva ganz in Hellblond gekleidet durch den Urwald reiten. Erwachend noch glaubte ich den harten Hufschlag ihres wilden Mustangs zu hören —: aber es war nur meine Aufwartefrau.

Pünktlich um drei saß ich auf der Gartenterrasse des Zoo und ließ meine sehnsüchtigen Blicke zum Eingang schweifen. Alles in mir war zweiter Frühling. Ob — dachte ich — der zweite Frühling nicht eigentlich der wahre und schönste Frühling des Mannes ist —? Denn was hat man schon vom ersten gehabt als Prügel, Enttäuschungen, Unordnung und frühes Leid —? Und ob es nicht überhaupt praktischer wäre, die Jahreszeiten der Liebe zu verlegen —?

So in Gedanken vertieft, aß ich sieben blonde Hörnchen und wollte gerade zu noch blonderem Pilsener übergehen, als Miß Ellen kurz vor fünf erschien. Als ich ihr die Hand gab, dröhnte eben das wild-heisere Brüllen eines hungrigen Löwen — und siehe da: das holde Wesen, das sich in jenem lieblichen Zwischenzustand zwischen Mädchenblüte und höchster Verwendungsfähigkeit befand, schmiegte sich süß erschauernd an mich, und ihr Blick wurde warm wie ein Augusttag in Berlin — kaum zu ertragen!

Dann bestellte sie Himbeer-Eis und war wieder ganz Dame — — — bis schrilles Kreischen aus dem Affenkäfig ihre Beherrschtheit zerriß und sie mit liebevoll eisernem Griff meinen Unterarm umspannte!

— — — Die Stimmen ihrer Urwald-Heimat —! dachte ich. So mag es einem Neapolitaner zumute sein, wenn er fern am kleinen Wannsee abendlich Wandervögel das heimatliche „Santa Lucia" spielen hört! Und als ich dies — freilich noch viel poetischer eingekleidet — zum Ausdruck brachte, lächelte sie seltsam versonnen. Später durchwandelten wir den Garten kreuz und quer — und beim Brüllen der Löwen und Tiger, beim Krächzen der Papageien, beim heiseren Bellen der Schakale und dem spitzen Flöten der Paradiesvögel erlebte ich mit ihr alle Wunder der Liebe, soweit dies ein öffentlicher Tiergarten zuläßt.

Schon glaubte ich mich am Ziel meiner Wünsche, ließ zwei Flaschen Haut Sauternes in meine Wohnung bringen und führte Miß Ellen zum Abendessen zu Kempinski, weil dies Lokal schon auf dem Wege liegt. Aber als ich ihr nun über die Speisekarte hinweg einen tiefen Blick zuwarf, erstarrte ich: aus dem hingebenden Mädchen war eine steife Lady geworden — kühl wie ein Frigidaire — abweisend wie ein Finanzbeamter. Vergeblich drang ich in sie — sie schüttelte nur den Kopf und lächelte ein erfrorenes Lächeln. Drei Flaschen Sekt kostete es mich — und zuletzt mußte ich ihr

noch heimlich Cognac ins Glas gießen — bis sie mir das seltsame Geheimnis ihres inneren Wandels verriet — — —

Ellens väterliche Farm lag — wie schon kurz erwähnt — unmittelbar neben dem Urwald — und die Stimmen des Urwalds waren von Kindesbeinen an nächtens an ihr Ohr gedrungen —: an das schlafdumpfe des kleinen Kindes — an das träumend lauschende des jungen Mädchens — an das hellhörig-überwache des erwachenden Weibes———

Am wüstesten und grauenhaftesten aber in jener Nacht, als der Cowboy Jonny mit hellem rücksichtslosem Sporenklingen in ihr Schlafgemach trat und ihr listig-lachend erzählte, daß ihr Vater kaum vor Morgengrauen von seinem Ausritt heimkehren werde, da er seinem Pferde eine ganz kleine Stecknadel in die Fuß-Sehne gesteckt habe — — — Und Jonny war schöner als Tom Mix, stärker als ein Fordson-Traktor und ausdauernder als zehn schwarze Baumwoll-Sammlerinnen — — — Und seitdem . . . also wie gesagt: seitdem . . . kurzum: ohne Urwaldstimmen schlankweg ausgeschlossen!

Ich kann mir denken, daß Freud daran seine helle Freude gehabt haben würde —: mich aber traf es mitten ins Herz! Denn woher Urwaldstimmen nehmen — so spät abends — und dann überhaupt —! Die Rückkehr in das ihr einzig mögliche Paradies, den Zoo, war uns verschlossen, denn eben schlug es zwölf. Plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke —: alles gibt es auf Grammophonplatten — Negergesänge und Nachtigallen-Schlagen, flüsternde Baritone und Ringelnatzens Kuttel-

Ein Mann von Tiefe

(Holzschnitt von Karl Rössing)



„Det Köppchen jefällt mir — schade, daß man sich nich ooch von innen besehen kann."

daddeldu, die „Mühle im Schwarzwald" und den Boxkampf Dempsey—Tunney — — — und ausgerechnet „Urwaldstimmen"-Platten sollte es nicht geben?! Also dankte ich Miß Smith für ihr Vertrauen und lud sie für den folgenden Nachmittag um fünf Uhr zum Tee ein. Und sie — alles, nur keine Urwaldstimmen in einer Junggesellenwohnung vermutend — sagte zu.

Gott sei Dank, daß ich von meinem Nordsee-Aufenthalt her noch das Frühaufstehen gewohnt war! So begab ich mich schon um zehn Uhr früh auf die Jagd.

„Wissen Sie die Nummer?" fragte mich die Verkäuferin in der Tauentzienstraße, als ich mit selbstverständlicher Miene „Urwaldstimmen" verlangte. Wir sahen sämtliche Verzeichnisse durch und fanden einzig „Des Löwen Erwachen" — aber das war eine herbe Enttäuschung.

Gegen vier Uhr kehrte ich todmüde aus der Friedrichstadt zurück — verlacht, verspottet, vergrämt. Unterm Arm trug ich nur einen „Harzer-Kanarienroller-Wettstreit", eine Aufnahme vom Sechs-Tage-Rennen und einen chinesischen Trauer-Chor. Meine Hoffnungen waren gering, wenn ich mir auch die stärksten und lautesten Nadeln verschafft hatte. Und als ich sie dann vor Miß Ellen Smith spielen ließ, lauschte sie hingegeben, fand alles sehr schön und originell und blieb so kühl, daß ich versucht war, die elektrische Sonne einzuschalten.

Nachdem ich noch einmal alle Register männlicher Überredungs- und Liebeskunst gezogen hatte, gab ich mein Spiel verloren, setzte mich resigniert zu ihr an den Teetisch und griff nach irgendeiner meiner alten Platten, um ihr und mir die Zeit zu verkürzen. Ich war so verzweifelt, daß ich nicht einmal die abgespielte starke Nadel wechselte. Aber kaum entrangen sich die ersten seltsam-verworrenen Töne dem Apparat, als Miß Ellens Augen aufleuchteten —: mit einem wilden Schrei ungezügelter Leidenschaft warf sie sich mir an die Brust — — —

Immer wieder mußte ich diese Erlösung bringende Platte spielen lassen. Es war ein von Fritz Kortner gesprochener Monolog des „Hamlet".

Wien

Neulich mußte ich per Straßenbahn von Wien nach Stammersdorf fahren. Ich las mein Morgenblatt und rauchte dazu eine Zigarre. Plötzlich fühlte ich eine Hand auf meinem Arm.

„'tschuldigen S' scho, därf i bitten . . .?"

Das heißt auf deutsch: Geben Sie mir Feuer!

„Bitte!"

Mein Nachbar überbot sich in Dankesbezeugungen: „Dank' schön! Danke sehr! Und net wahr, Sö sein net bös, daß i Ihner g'stört hab'!"

„Aber gar keine Idee!"

„Was soll ma tun, net wahr, wann ma rauch'n wüll . . ."

Er ließ nicht locker; und bald hatte er mich in ein Gespräch verwickelt. Ich erlaubte mir, zu konstatieren: daß man sich in Wien zu jeder noch so großen Ausgabe eher entschließen könne als zum Ankauf von Zündhölzern.

„Bei mir trifft dös nöt zua," bemerkte mein Nachbar und holte eine volle Schachtel aus der Tasche, „i tua dös nöt aus Sparsamkeit! Aber wann i dö fade halbe Stund' nach Stammersdurf fahr'n muaß, nachher bitt i immer irgendan netten Herrn um a Feuer, weul ma aso vüll leichter ins Disch-k'rier'n kummt!"

Lieber Simplicissimus!

Im Café „Central" in Wien lernte ich den uralten Redakteur Y. kennen. Als er hörte, wo ich her bin, legte er mir eine sagenhaft dunkelgraue Hand auf den Unterarm.

„Also aus Frankfurt san S'? Is' da der alte O. noch am Theater?"

„Der alte O.? Der ist doch schon seit vielen Jahren tot?"

„So so, der is' tot, was Sie net sagen. No, dann is scho recht."

Ich: ? ? ? ? ?

„Seh'n S', mit 'n alten O. war ich vor vielen Jahren in Berlin zusammen, oder in Prag, mein Gott, 's is scho' lang her, und da hab' ich damals ‚Erinnerungen an den alten O.' geschrieben. Und da hab' ich halt seitdem gewart't, bis er stirbt."

Vox populi

Max Liebermann, Präsident der Akademie, unterbricht seinen Spaziergang durch den Berliner Tiergarten, setzt sich auf eine Bank, nimmt Papier und Bleistift zur Hand und skizziert. Gebildete Passanten stoßen einander in die Seiten, um sich auf den historischen Moment aufmerksam zu machen. Da taucht eine Art Oberlehrer auf, sieht Liebermann arbeiten, blickt mißbilligend zu ihm hinüber, hebt prophetisch den Finger und sagt weithin vernehmbar: „Auch einer von denen, die die Aborte beschmieren!"

E. K.

Die Uhr

Oberschlesisches von Viktor Kaluza

Der Schlepper Johann Lellek I wollte eine Uhr kaufen. Er nahm den beliebten, grünumränderten Briefbogen mit dem „Gruß aus der Ferne" und schrieb an den Antiquitätenhändler David Diamand in Gleiwitz:

Pschow, Datum des Poststempels.

Sehr geherter Herr!

Zuerst grüße ich Ihnen mit den Worten, wie man hört an allen Orten G. s. J. Chr.
Hoffentlich sind Sie gesund und munter, denn ich mechte gern ein Regulator kaufen. Aber hab ich Angst, er mecht nich gut gehen oder mecht er nich haben gutes Werk oder was. Deshalb muß der Regulator gut sein und das Gehäuße aus Eichenholz. Der Regulator muß mit Wage sein, mit zwei Wage und halbe und ganze Stunden schlagen. Also frage ich Ihnen, wolln Sie so wie ich will oder wolln Sie nich? Anders will ich nich. Ich will den Regulator für 28 Mark haben. Na da schicken Sie ihn, aber gut einpacken und Porto frei, daß es sich nich was macht. Schicken Sie mir auch Gebrauchsanweisung und beschreiben Sie mir, ob Sie Mebel haben oder nich, da mecht ich ebenfalls kaufen. Aber bitte Lieber Herr Porto frei.

Hochachtungsvoll
mit gleicher Adresse
Bergmann Johann Lellek I
Familhaus nr. 3.

David Diamand lieferte prompt den gewünschten Regulator. Nach vierzehn Tagen bekam er ihn zurück mit folgendem Schreiben:

Gruß aus Pschow.

Lieber Herr!

Anbei gestatte ich, den Regulator zurückzunehm, denn ich kann nich auf Kommode stellen. Lieber mecht ich haben Kuckucksuhr. Schreiben Sie mir ab, ob Sie einen haben. Aber höchstenz solchen für 18 bis 20.
Aber ich bitte Ihnen lieber Herr, Porto frei, sonz da will ich nich. Und gut einpacken, daß sich nich was macht und der Kuckuck zweistimmig und mit goldene Flügel und römischer Zifferblat. Schicken Sie sobald wie möglich, denn ich wer sich heiraten, da brauche es.

Fröhliche Pfingsten
Johann Lellek I.

David Diamand lieferte die Kuckucksuhr. Nach drei Tagen antwortete Johann Lellek I:

Teurer Herr!

Ich verweigere hiermit die Annahme, denn ich habe mir anders überlegt. Die Kuckucksuhr ist nich praktisch, indem er weckt, wenn er nich soll und nich, wenn er soll. Besser wer schon ein Wecker. Da schicken Sie einen solchen. Aber höchstens für 9 Mark. Und Porto frei und mit drei Klingel, was is die Marke Teufelstriller. Denn ich schlafe immer so feste, wenn ich auf Schicht gehen soll. Anzahlung geb ich nich, denn diesmal wer ich hoffentlich schon ganz bestimmt die Uhre nehmen.

In guter Hoffnung
Johann Lellek I.

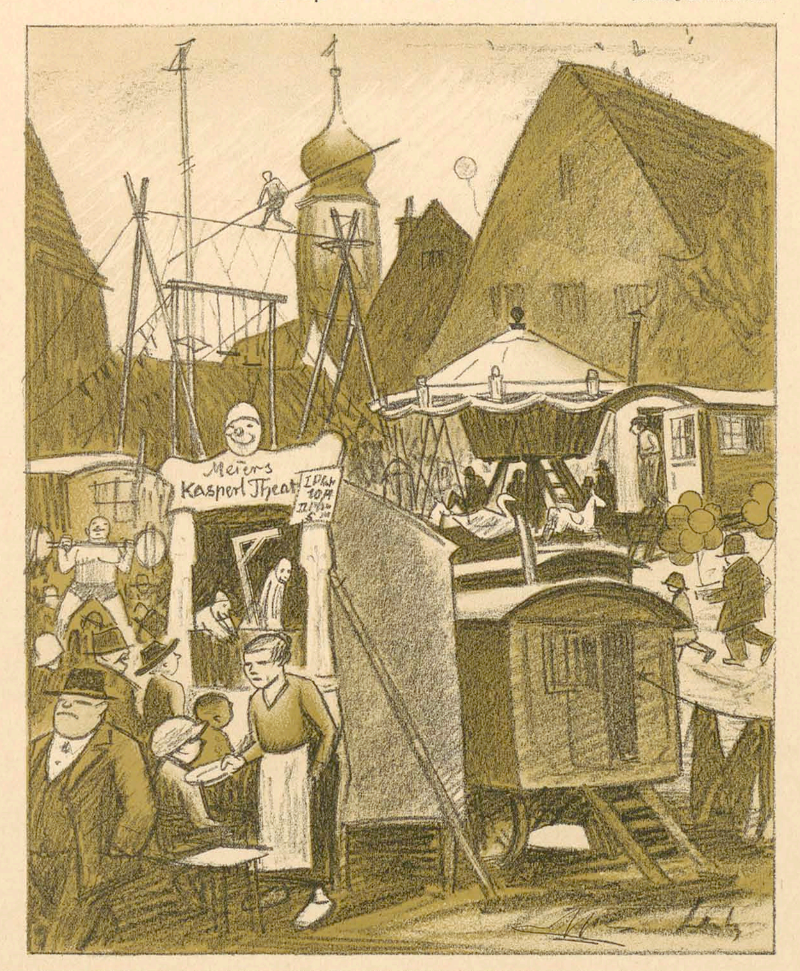
„Zerspring", sagte David Diamand und strich Johann Lellek I von seiner Kundenliste.

Lieber Simplicissimus!

In unserem Dorf besorgt ein Bauernmädchen beim Ortspfarrer die Wäsche. Eines Sonntags beichtet sie bei ihrem Brotherrn, sie hätte in ein unkeusches Gefäß geguckt.
Der Pfarrer fragt, was das für ein Gefäß gewesen wäre, worauf die errötende Jungfrau antwortet: „In Ihre Unterhosen, Herr Pfarrer."

Festspiele müssen sein!

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



Dem Zug der Zeit folgend, hat auch Bürgermeister Sebastian Riedlinger in Otterfing eine Festspielwoche ins Leben gerufen.

Kapitalistensorgen

Ich habe jetzt noch eine Mark.
Nun, dieser Fall bewegt mich stark.
Denn ernst stimmt das Gedankenspiel:
Bleibt auch die Währung wohl stabil?
Darf Mark mit Zukunft ich verketten?
Muß ich sie nicht ins Ausland retten?!
Leg ich sie an in Kieler Sprotten? —
— Wer möchte solcher Zweifel spotten?
Ein jeder möge doch bedenken:
Den Grundstock seines Kapitals
darf keinesfalls und keinesmals
wer in Morast und Schlitter senken,
worein ich meine Mark verbaue,
wenn ich Herrn Hugenberg vertraue.

Doch selbst gesetzt, die Mark bleibt fest,
dann wächst erst recht vor mir die Frage:
wie sich durch sie mit einem Schlage
des Wohlstands wunderliche Plage
erhöhen und verschleiern läßt —?
Da nun durchblitzt mich ein Gedanke:
Das Reich — es sei nun, wie es sei —
ruft mich zur Hilfe in die Schranke.
„Herr!" also ruf ich laut und leg die blanke
Reichsmark Herrn Hilferding in seine
Pranke,
„Ich zeichne sie —. Herr! Mach uns steuerfrei!"

Sebaldus Nothanker

Lieber Simplicissimus!

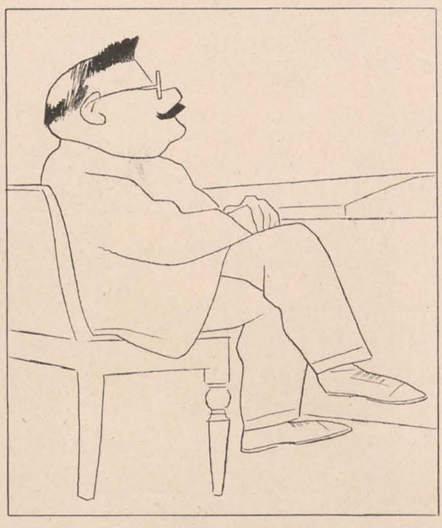
In dem oberbayrischen Beamtenstädtchen W. besteht schon seit längerer Zeit ein Philisterverband der katholischen Studentenvereinigungen. Vor einiger Zeit hat sich auch ein solcher der „schlagenden" Verbindungen aufgetan. Zum erstenmal tritt er an die Öffentlichkeit mit einer Einladung zu einer Faschingsunterhaltung. Sie trägt die Unterschrift: „Der Waffenring." Abends sitzen die Spießer beim Bräuwastl. Einer liest das Inserat mit der geheimnisvollen Unterschrift vor. Neugierig fragt sein Nachbar: „Was ist denn das, der ‚Waffenring'?" Überlegen lächelnd klärt ihn der Mayer-Korbinian auf: „Dös san die, wo einander die Fotzn verhauen."

An die Partei, die teure, schließ dich an...

(Karl Arnold)



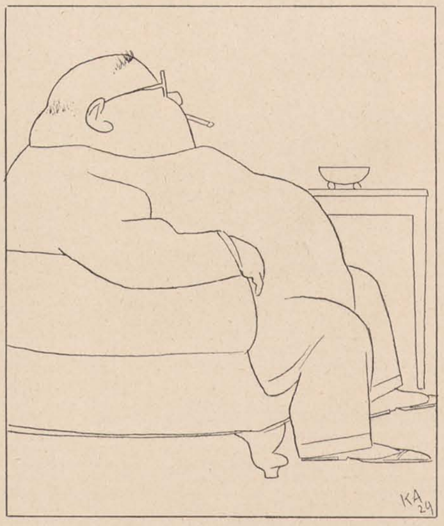
Bist du **Parteimitglied** und nebenbei auch Staatsbeamter, so sitze zunächst in Ruhe einige Dienstjahre ab. (Gehalt auskömmlich.)



Durch Parteibeschluß wirst du dann Reichstagsabgeordneter. (Zu Beamtengehalt kommen Diäten, Freifahrt usw.)



Durch Fraktionsbeschluß wirst du bald Minister. (Höchste Gehaltsstufe, Dienstwohnung, täglich Bankette usw.)



Nach Auflösung der Regierung sehen dich verschiedene Unternehmungen gerne im Aufsichtsrat. (Sogenannte fette Posten mit Provision und Dividendenausschüttung — und die gute Ministerpension erinnert dich alle Monate an deine frühere Tätigkeit.)

Die Mordkommission

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Mit dem Fall läßt sich nich' viel anfangen — die Presse is voll von den Festspielen."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Redaktion: Hermann Sinsheimer, Peter Scher.** Verantwortlich für die Redaktion: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** •
Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Anders wie Leibl

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Wenn ick jetzt 'n Bild male, nehm' ick mir immer zwo Zeugen, die beschwör'n können, daß es ooch wirklich von mir is."

Juni-Prospekt

Im Mai blüht alles werdefroh.
Der Juni ändert das Tableau.
Die grüne Landschaft wird verschandelt,
indem man Gras in Heu verwandelt.

Auch sonst gibt's manches, was erschlafft.
Die Hoffnung wird dahingerafft,
zumal bei manchen jungen Damen,
die via Mai in selbe kamen.

Der Seelenfreund, der sie beglückt,
hat sich diskret davongedrückt.
So sitzen sie denn in der Seife
und harren auf die Zeit der Reife.

Wenn es so geht, wie's immer war,
fällt diese in den Februar.
Bei allen andern Blütenarten
darf man sie schon im Herbst erwarten.

Ratatöskr

Lieber Simplicissimus!

In einem fränkischen Ort wurde jüngst die neue Leichenhalle in Betrieb genommen. Seitdem müssen alle Toten noch am Sterbetag dorthin übergeführt werden. Bei der Beerdigung ist dann natürlich bis zum Grab noch eine kleine Strecke zurückzulegen. Darob folgende Problematik einer bei allen solchen Gelegenheiten stets eifrig Mitleidtragenden: „Jetzt waaß me wirkli nemme, wou me eigntli greine mou."

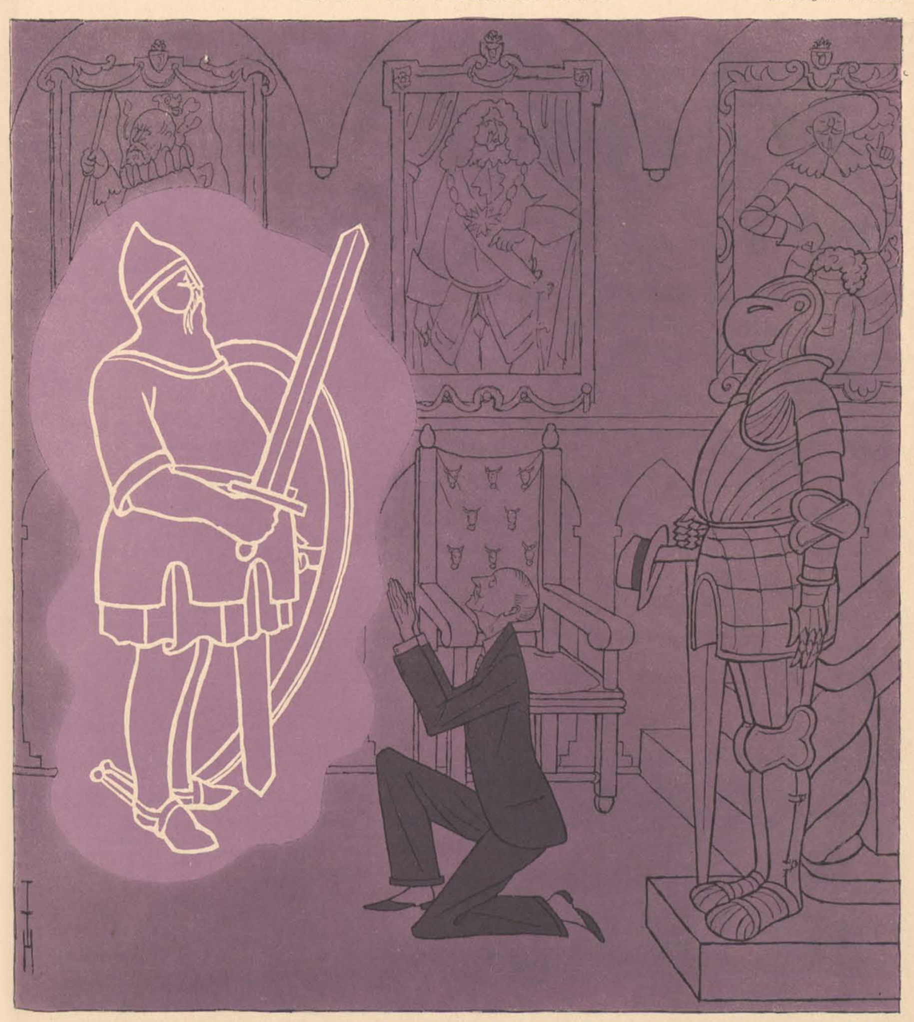
München, 10. Juni 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 11

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Ende der Feudalrentner

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Hilf, großer Ahne Willibald! Die Leibeigenen stellen ihre Zahlungen ein."

Berlin O

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Von die Kommunisten hab' ick die Neese pläng — ick loofe jetzt bloß noch im Westen!"

Wolkenkuckucksheim

Immer, schon seit hunderttausend Jahren,
immer wieder kommen durch das Blau
weiße Wolken ruhevoll gefahren
oder Regenkähne, schwer und grau.

Wieviel Augen sind schon mitgeflogen,
wenn ihr Schatten über die Felder glitt;
wieviel Träume, die so selig logen
wie der Regenbogen, wanderten mit!

Unser Hirn, worin die Technik waltet,
läßt die Wolkenwelt auf sich beruhn.
Nur wenn knatternd sie ein Flugzeug spaltet,
pflegt man einen Blick hinauf zu tun.

Dr. Owlglaß

Tücke der Objekte

Von Hanns Saßmann (Wien)

An einer versteckten Uferstelle der alten Donau bereitet sich der Wiener Arbeitslose Ferdl Pletschenbauer zum ersten Frühlingsbade. Er entkleidet sich, schlenkert dann mit dem linken Bein in der Luft, so den Schuh vom Fuß zu schütteln. Plötzlich fliegt der Schuh vom Rist und saust im Bogen ins Ufergebüsch. Ferdl beginnt zu suchen, vergeblich, der Schuh ist nicht zu finden. Ferdl hüllt sich in eine Wolke ordinärster Flüche, die plötzlich durch ein energisches Kusch durchbrochen wird. Ferdl wendet sich um und sieht in das Antlitz des „Gsteppten Rudl". Aus den gelben Zähnen des „Gsteppten" spuckt es: „Was suachst denn?"

„Mein linken Schuach hab' i von Fuaß beuteln wolln, und dö Kannalli is mir furtgflogen. I find eahm nimma."

„A so a Schuach muaß doch z'finden sein?"

„Du siehgst doh, daß i suach? Seicher! Zag mar, wo i'n find."

„Vielleicht is er ins Wasser gfalln und furtgschwumma."

„Bleder Aff, a Schuach schwimmt doh net", knurrt Ferdl.

„A Schuach is doh von Leder, und a jeds Leder schwimmt."

„Wann i dar sag, a Schuach schwimmt net."

„Prowiers amaol. Mit an Stiefel kannst eh net ham gehn. Schmeiß den rechten a ins Wasser, wirst glei segn, daß er schwimmt."

„Himmifix. Wann i dar sag, er schwimmt net." Ferdl zieht den rechten Schuh vom Fuß und wirft ihn ins Wasser; die Strömung trägt ihn fort.

„Siehgst, wie er schwimmt?" jubelt der „Gsteppte".

„No ja. Er schwimmt, aba dar andere is net gschwumma, sunst hätt' ihn schwimma sehgn müassen?"

„Wann der andere net gschwumma is, dann muaß er jo noh da sei?"

Der gesteppte Rudl beginnt zu suchen. Er biegt die Ufergebüsche und jubelt plötzlich auf: der verlorene Schuh hängt friedlich an einem Zweiglein der Erlen.

„Da hast eahm! I hab' dar doh gsagt, er muaß zom finden sei." So heult jauchzend der „Gesteppte". Ferdl Pletschenbauer besieht den Schuh und beginnt zu toben: „Bleder Aff! Dös is dar linke. Jetzt hab' i ja wieda kan rechtn."

„Häst eahm net ins Wassa gschmissen!"

„I hab' eahm doch nur einigschmissen, weil du gsagt hast, daß er schwimmt. Mit an Schuach kann i net hamgehn. Da hast den Krempl."

Und Ferdl wirft den gefundenen Schuh dem „Gesteppten" vor die Füße. Dann wandert er auf nackten Sohlen das Ufer entlang. Plötzlich bleibt er stehen und glotzt ins Wasser. Was sieht er? Sein rechter Schuh lehnt knapp am Ufer friedlich an einem Stein, als hätte er ihn dort erwartet. Ferdl platscht ins Wasser und holt den Schuh mit einem Jubelschrei aus den Fluten, dann verfinstert sich sein Gesicht: „Himmifix! Den rechten hab' i. Jetzt hab' i ja wieder kan linken!"

Da fällt ihm ein, daß ja der „Gesteppte" den linken Schuh besitzt, und er eilt das Ufer entlang zurück; nach langem Suchen findet er den Freund in einer Bucht vor einem tiefen Tümpel stehen, in den er tiefsinnig hineinstarrt. Er ruft dem Sinnenden von ferne zu: „Hearst! Gsteppter! Ich hab' mein rechten Schlapfen gfunden."

Der gesteppte Rudl läßt ihn herankommen und haucht: „Hast eahm? Tadellos, daßt eahm hast. I hab' oba den linken nimma!"

„Hundsviech! Wo host eahm denn hintan?" brüllt Ferdl.

Der Gesteppte spuckt durch die Zähne: „I hab' prowiern wolln, ob er wirklich net schwimmt, und da hab' i eahm ins Wassa gschmissen. Du hast recht ghabt. Er is net gschwumma, er is untaganga wia ar alts Dampfschiff."

Da sieht Ferdl Pletschenbauer ein, daß gegen die Tücke des Objektes nichts auszurichten ist. Er hebt einen schweren Kieselstein auf, stopft ihn in den übriggebliebenen Schuh und wirft das Ganze ins Wasser: „Damits amol beinand san, dö Luadern!"

Die Schwerpatrioten / Von Peter Scher

Die Männer von Dortmund, die Männer von Essen,
die muß man ganz anders als andre bemessen,
der alte Kirdorf, der jüngere Thyssen,
die haben ein separates Gewissen,
die handeln mit Kohle, die handeln mit Erzen
und haben doch nur unser Deutschland im Herzen.
(Weltmarkt, Weltmarkt über alles —
über alles in der Welt!)

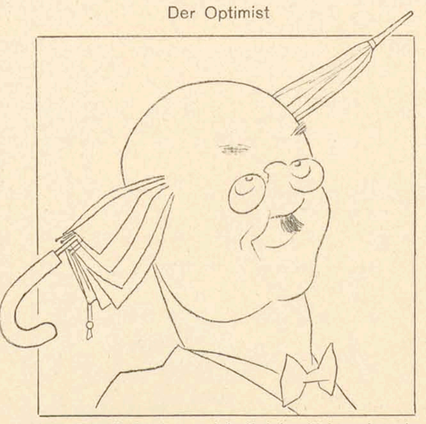
Die Männer von Dortmund, die Männer von Essen,
die ham vor dem Krieg noch viel wärmer gesessen;
man muß jetzt allmählich mal wieder dran denken,
die Löhne der deutschen Brüder zu senken,
doch kann man's nicht laut auf der Straße verkünden,
man muß es mit Patriotismus begründen.
(Weltmarkt, Weltmarkt über alles —
über alles in der Welt!)

Die Männer von Dortmund, die Männer von Essen,
die ham beim Geschäft schon manches vergessen;
die wissen, wie nahrhaft ein gutes Kartell ist:
Komm, Erzfeind, ans Herz, wenn du schwerindustriell bist!
Was zwitschern die Adler, was kräh'n uns die Hähne
vom Patriotismus der großen Kaptäne:
Weltmarkt, Weltmarkt über alles —
über alles in der Welt!

Simpl-Woche: Meinungen zur Zeppelinfahrt

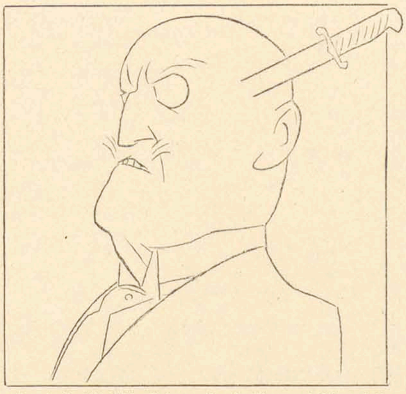
(Karl Arnold)

Der Optimist



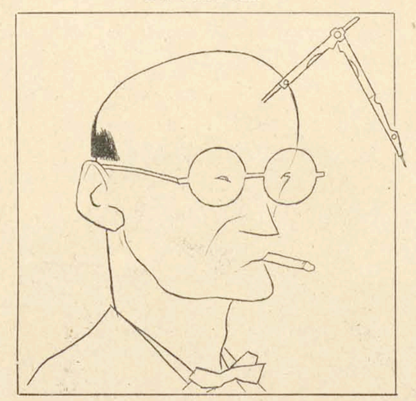
„Der Zeppelin ist für uns kein Verkehrsmittel, sondern ein Verständigungsmittel, und Sie werden sehen, diese Notlandung mildert die Reparationsansprüche."

Der Hugenbergler



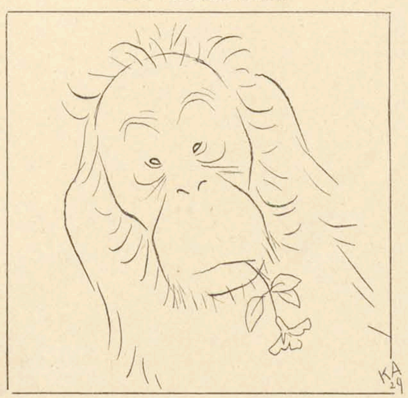
„Das Luftschiff hätte lieber sollen in Ehren untajehn, statt ausjerechnet in Frankreich niederzujehn."

Der Fachmann



„Ein Kurbelwellenbruch hat an sich, bei fünf Motoren, keine Bedeutung — wenn aber, wie der Fall, alle starren Verbindungen der Zylinder untereinander gelockert sind und dies wiederum bei einem Nordwind von 15 bis 20 Sekundenmetern geschieht, wobei immerhin der Backbordmotor — — —"

Das Gorillaweibchen



„Nie wieder Luftschiff!"

Der Gerechte und die Richter

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Euer Vertrauen ehrt mich ja ungemein, Kinder — aber ihr dürft für eine ausgleichende Gerechtigkeit nicht gar so viel übrig lassen."

Vor dem Schlaganfall

(Zeichnung von George Grosz)

„Idealismus is, wenn man sein Leben für 'ne Sache riskiert... ick riskier 's jeden Tag zweemal."

An die Masse

Ich halte zu euch, aber liebe euch nicht,
Weil ihr das niemals versteht.
Und ich liebe – ich liebe – – – ich liebe euch doch,
Weil ihr sonst Liebe entgeht.

Wenn ihr einmal Gelegenheit habt,
Laut zu brüllen gegen Mauern,
Dann schweige ich. Ich bin mehr begabt
Als ihr. Und kann dann nur trauern.

Joachim Ringelnatz

Hochzeit

Der Holzschlapper nimmt sich das dritte Weib. Am Hochzeitstag lautet sein Morgengebet: „Herrgottsakerment, will schauen, wie lang es die aushält." Und nun hat der Alte zu tun mit der Fütterung der Hochzeitsgäste.
Die Braut muß mit dem Max scharwenzeln. Früher einmal war der Max Schwolische. Im Zivilberuf ist er lediger Viechtreiber. Ein Bärenkerl ist er, der Schwolische. Das paßt der Braut. Drum hat sie keinen Harmonikaspieler bestellt. Also muß der alte Holzschlapper selber die Quetsche handhaben. Unterdessen tanzt die Braut mit dem strammen Schwolische wie der Lumpen am Stecken. Das macht den ergrauten Bräutigam eifersüchtig. Den Maßkrug bringt er nimmer aus der Pratzen. Dazu jodelt er: „Am Maßkrug is nu kaner verdorm, mäßig glebt und seli gstorm . . ."
Pumps, hoppla, da haut es den Alten unter den Tisch! „Weg da! unserana vasteht, was Leben und was Verrecken is bam Viech . . . warum soll's bam Menschen net grad su gelten? Der Alte is hie!" begutachtet der Schwolische und erhebt sich vom Boden. Er und noch ein Mannsbild tragen die Hochzeitsleiche nunter in die Werkstatt. Der andere sagt vertraulich zum Viechtreiber: „Du, dort in den Haufen Hobelspäh hab i der a Dutzend volle Bierflaschl vasteckt." Der Schwolische strahlt.
Unterdessen tuschelt die Bretzenkundel droben unter den Hochzeitsgästen: „Ha, is ka Wunder, daß es den Alten hinghaut hat, die Braut is ja a Lutherische, ha . . ." Und die Hinterleitersbärbel ergänzt zischelnd: „Ja, und die Zugharmonika hat die Lutherische aus aner Stadt schicken lassen, da gibt's nix wie Juden, Freimaurer und Ketzer . . ." Die Braut heult die Nacht durch. Der Schwolische tröstet sie.
Am andern Morgen will der Schwolische zum Abschied die versteckten Flaschen im Rucksack mitnehmen. Es ist aber kein Bier mehr in den Bierflaschen. Der Viechtreiber brüllt: „Himmiteifisauerei! Ja, was war denn jetzt dös? Der vastorbene Holzschlapper schnarcht dort wie a Bamsäg! Der Lump hat mei Bier gsuffa . . . gibt's dös? Gestern war er doch hie!" Ein eingeborener Hochzeitsgast klärt das Wunder und tut wichtig: „Ja, ja, mein Lieba, dös Bier in den Flaschln war a gut katholisches Bier aus am Klosterbräu, waßt, und so a Bier dös weckt an Toten auf . . ."

Ludwig Pratsch

Lieber Simplicissimus!

Ein amerikanischer Politiker weilte im Februar in Wien – von Montag früh bis Samstag abends. In seinem Bericht an den Staatssekretär heißt es: „. . . und Wien ist bestimmt die reichste Stadt des Kontinents. Die ganze Woche feiern die Leute Karneval . . ."
Der Amerikaner hat nur die äußeren Wirkungen beobachtet: die politischen Verhältnisse sind ihm völlig fremd. Montag war Umzug der Hakenkreuzler, Dienstag Fahnenenthüllung des Republikanischen Schutzbundes und ein Umzug der Frontkämpfer, Mittwoch Demonstration der christlich-sozialen Postler, Donnerstag Gegendemonstration der roten Postler, Freitag Umzug der Heimwehr, Samstag Demonstration der Kommunisten . . . Am Montag beginnt das Programm in der gleichen Reihenfolge.





Die Entdeckung der Nacktkultur

Von Artur March

Der Kampf um die Nacktheit hält noch immer mit unverminderter Heftigkeit an. Bekanntlich hat erst vor kurzem die allgemeine Tagung deutscher Schneidermeister in einer flammenden Resolution gegen die immer weiter um sich greifende Nacktmode die schwersten sittlichen Bedenken geäußert und die Regierung aufgefordert, zur Bekämpfung der Schamlosigkeit gesetzlich einen Mindestteil der Körperoberfläche festzulegen, der mit den hochstehenden Erzeugnissen der deutschen Bekleidungsindustrie zu bedecken sei. Diese Kundgebung hat der Großmeister der vereinigten Nacktlogen, B. Zündholz, mit einem ebenso flammenden Protest beantwortet und darauf hingewiesen, daß gerade in der Moral die Nacktbrüder besonders geübt seien und mit keiner Schneidergenossenschaft den Wettbewerb zu scheuen brauchten. „Ist es nicht zum Lachen und zum Weinen," schrieb Zündholz, „daß wir, wenn wir einfach sind, wie wir sind, weil es so unsagbar selbstverständlich ist, und uns, wo wir nur können, geben, wie wir sind, wahr und froh in der Seele und bar jeden Muckertums, sagen müssen: warum?" Das waren klare und mutige Worte, die ihren Eindruck nicht verfehlten und zur Folge hatten, daß man sich in der Öffentlichkeit für die Person des tapferen Kämpfers zu interessieren begann. Hier in Kürze dessen Lebensgeschichte:
B. Zündholz ist aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen und war ursprünglich Beamter in einer Fabrik, die sich damit befaßte, aus der städtischen Müllabfuhr einen bekömmlichen Feigenkaffee herzustellen. Schon damals dachte er viel über die Rätsel des Lebens nach. Was ist der Sinn des Daseins, woher kommen die Dinge und wohin gehen sie? Beim Feigenkaffee war das ja unmittelbar zu übersehen, aber wie stand es mit der Natur im großen? Gab es auch hier einen ewigen Kreislauf, der, vernichtend und wiederaufbauend, die Materie durch einen Zyklus immer wiederkehrender Formen trieb? Diese und ähnliche Fragen sowie der ewige Feigenkaffeegeruch trieben den Einsamen oft hinaus in die Natur, wo er seinen Gedanken nachhing und sich über jeden Naturlaut innig freute. Hier, in Sommersonne und Heidesturm, reifte er zu jenem innerlich frohen Vollmenschen mit dem leuchtenden Auge und dem blonden Wellblechbart heran, als der er später so vielen zum Vorbild werden sollte.
Zur Idee der Nacktkultur kam Zündholz durch eine unscheinbare Beobachtung, deren weittragende Bedeutung er sofort richtig einschätzte. Eines Sonntags früh, als er sein bereits ziemlich verschwitztes Jägerhemd wechselte und dabei zufällig vor einem Spiegel stand, machte er die Wahrnehmung, daß der nackte Körper eigentlich nichts Anstößiges an sich habe und auf ein Mädchen unmöglich einen sinnlichen Reiz ausüben könne. Diese merkwürdige Tatsache gab ihm zu denken, und er bat einige Bekannte, gelegentlich des nächsten Hemdwechsels seine Entdeckung zu überprüfen. Wie freute er sich, als ihm vier Wochen später sein Bürokollege Stieglitz (der spätere Großsiegelbewahrer des Nacktlogenbundes) mitteilen konnte, daß er genau zum nämlichen Schluß gekommen sei.
Nun wußte Zündholz, daß er auf dem rechten Wege sei. Um nicht zuviel Zeit zu verlieren, wartete er die übrigen ausständigen Gutachten gar nicht erst ab, sondern ging entschlossen einen Schritt weiter, indem er in einer weihevollen Stunde seine damalige Braut aufforderte, ihm die Wunder ihres Leibes zu offenbaren. Sowohl die vorder- wie die rückseitigen. Vor so viel keuscher Schönheit blieb ihm die Spucke weg, und er erkannte mit einem Schlag, was der Menschheit nottat: Wasser und frische Luft! Damit war aber die Nacktkultur entdeckt, und es gab jetzt für Zündholz kein Zögern mehr. Die Menschheit mußte, wenn sie körperlich und moralisch ertüchtigen sollte, dazu erzogen werden, die Nacktheit unerschrocken zu zeigen und zu ertragen.
Nun ergab sich aber die Schwierigkeit, für die neue Idee Anhänger zu gewinnen. Zündholz sicherte sich zunächst seinen Freund Stieglitz als Mitarbeiter, und die beiden kamen überein, die Propaganda nach Art der Christenbekehrung auf dem Wege persönlicher Werbetätigkeit zu betreiben. Sie machten sich unverzüglich an die Arbeit, und bald entbrannte zwischen den beiden Dioskuren ein edler Wettstreit. Zündholz buchte als ersten Erfolg die Bekehrung eines Gedichte schreibenden Buchhändlers, Stieglitz die eines Fabrikanten von Krampfaderstrümpfen. Hierauf erlegte Zündholz einen Anwärter für das Mittelschullehramt sowie einen Kanarienzüchter, während Stieglitz gar einen zwar etwas schwerhörigen, sonst aber noch gut erhaltenen Oberbibliothekar einlieferte. Es folgten ein Schriftenmaler, ein Katasterbeamter, ein Schriftsetzer, und beinahe hatte es den Anschein, als ob man sich vorläufig ausschließlich mit dem Kult männlicher Schönheit begnügen müßte, als es dem rührigen Stieglitz im letzten Augenblick noch gelang, ein blondes Riesenweib zu heuern, eine etwas feindselig blickende stellenlose Stütze, die zwar nicht recht verstand, um was es sich handle, sich aber immerhin die Sache ansehen wollte, zumal sie ja dank ihrer Konstitution dabei nichts zu fürchten hatte. (Die Wahrheit zu sagen, hatte der Großsiegelbewahrer bereits Lehrgeld bezahlen und bei einem munteren Annäherungsversuch einen furchtbaren Prankenhieb einstecken müssen!)
Zündholz schritt nun zur Tat, wählte sich eine geeignete Waldlichtung aus und richtete dort am nächsten Sonntag an die versammelte Gemeinde eine Ansprache, deren Schwung auch den verhärtetsten Skeptiker mitreißen mußte. „Freunde, das Morgenrot eines neuen Tages ist angebrochen!" erklärte er, „und darum, weil wir wissen, was wir sind, fröhlich-stolze edelfreie Vollmenschen, die den Menschen selbst in seinem wahren Sein, in seinem naturhaft echten Wert, den Menschen ohne Hülle — den nackten Menschen — in uns und anderen wissen, sehen, ehren, lieben und pflegen und die Tandberauschten verachten, die in großstädtisch dumpfer Steinenge, bei Alkohol, Tabak und Parfüm verkümmern, darum also — wissend, daß unser Leben ein aufsteigendes Leben, ein Sichfinden und Sichbewahren und Sichveredeln ist, werfen wir den Plunder falscher Kultur von uns und geben uns wie wir sind, wahr und froh in der Seele, wahr und froh im Körper — offen und nackt!"
Diese Rede tat ihre verdiente Wirkung. Die versammelten Mannen schrien begeisterten Beifall und warfen jauchzend die Anhängsel der falschen Kultur von sich. Nur das Riesenweib, auf das alle verstohlen schielten, schien der Zündholzschen Beredsamkeit zu mißtrauen; es schleuderte auf die enthülsten Reckengestalten seine verachtungs-

Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.

vollsten Blicke und traf keine Anstalten, auch seinerseits den edelreifen Vollmenschen aus dem Futteral zu nehmen. Der Krampfaderspezialist war über diese offene Disziplinlosigkeit mit Recht empört und verlangte vom Großsiegelbewahrer ein energisches Einschreiten. Aber der vorsichtige Stieglitz kratzte sich nur hinter den Ohren und meinte, es sei Sache des Großmeisters, für die Abwicklung des Programms zu sorgen.
Zündholz, dem nichts anderes übrig blieb, schritt daher auf die Widerspenstige zu und zog, nur mit seinem Bart angetan, neuerdings die Schleusen seines Redestromes auf: nicht falsche Scham solle sie davon abhalten, die Schönheit, Reinlichkeit und Lichtheit ihres Menschenwesens zu offenbaren, sie möge sich daher entkleiden und mit den anderen zum fröhlichen Reigen antreten. Aber die Gute fragte mit kaltem Hohn, wer sie dann noch jemals heiraten werde, wenn sie hier splitternackt mit fremden Männern herumhüpfe? Diese Schwierigkeit erledigte sich indessen, als der Großmeister einen durchgreifenden Wandel der Anschauungen bereits für die nächste Zukunft in Aussicht stellte und überdies (er hatte eine Schwäche für weibliche Überlebensgröße!) durchblicken ließ, daß er selbst, vorausgesetzt, daß ihre Charaktere miteinander in Harmonie schwingen, zu einer näheren, spätere Ehe nicht ausschließenden Bekanntschaft ganz gerne geneigt sei. Einem derartigen sittlichen Ernst vermochte die Kleingläubige nicht standzuhalten, sie zog sich hinter einen Busch zurück, und als sie nach kurzer Zeit im hehren Lichtkleide zum Vorschein kam, war des Jubels und der kindlich unschuldigen Spiele kein Ende.

Die Dame

Es war auf einem Untergrundbahnhof des westlichsten Westens von Groß-Berlin. Eine Dame promenierte einsam wartend auf und ab. Und alle Hälse reckten sich, und alle Münder tuschelten, wenn sie vorüberging; man machte kleinere Gänge, um öfters an ihr vorbeigehn zu können, und sah die lieben Mitmenschen verständnisvoll lächelnd an, die dieses Phänomen miterlebten. Und worüber geriet man in eine solch phantastische Aufregung? Weil die Dame ein laubfroschgrünes Komplet nach der allerneuesten Mode trug, das ein wenig zu kurz und zu leuchtend für ihre fortgeschrittene Jugend war? O nein! Oder weil unter der café-au-lait-farbigen Filzkappe mit dem kühnen Federgehänge in zartestem Oscar-Wilde-Lila Teile eines gelockten Bubikopfes sichtbar wurden, dessen märchenhaftes Blond nicht von Geburt an dieses Haupt geziert hatte? O zweimal nein!! All das hätte den blasierten W. W. Westen in seiner überlegenen Ruhe gelassen. Dann war es der King Charles, der mit platter Nase und großer milchcafé- und Wilde-Lila-farbiger Schleife an grüner Schnur hinter ihr herschnaufte? O dreimal nein!!! Es war vielmehr die kesse Verwegenheit, daß dieses Wesen sich in ihr linkes wasserblaues Auge ein goldumrandetes Viveur-Monokel geklemmt hatte! Das war zu viel für die hier wandelnden W- und Weltbürger! Das war ein toller Eingriff in allenfalls männliche Rechte!! Das völkische Ehepaar vollends — an ihren Frauen sollt ihr sie erkennen, denen die Hüte hoch oben auf vorsintflutlichen Cäcilienfrisuren schweben! — wußte sich nicht genug zu tun in Wispern und Nachstarren, bis ins tiefste teutsche Herz hinein angeekelt und belustigt zugleich von diesem welschen Tand, der sich in der Republik natürlich ungeniert ans Licht wage!
Als ich im Zug saß und der bunte Anlaß des Aufruhrs mir gegenüber Platz nahm, stieg das Lächeln auch bei mir hoch. Denn in ihrem Arm trug die mondäne Frau eine immerhin schmackhafte Erinnerung an Guglhupf und Apfelstrudel, die, weiß der liebe Himmel, nicht zu der extravaganten Augenverstärkung paßte, nämlich eine Tüte, auf der in blauroter Schrift der tröstliche Inhalt zu lesen war:
„5 Pfund feinstes weißes Wiener Auszugsmehl."

Hans Carl Müller

Tragt das Kind zum Frauenarzt!

(Zeichnung von E. Schilling)



„Unter uns gesagt, Herr Staatsanwalt — können Sie es einer wahrhaft deutschen Frau verübeln, wenn sie dieser Reparationsrepublik keine, Kinder schenkt??"

Isarathen

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Beängstigend viel Künstler ziehen von München ab — wenn uns bloß das Kultusministerium erhalten bleibt."

Vom Tage

In Nr. 15 der „Juristischen Wochenschrift" findet sich auf Seite 1071 folgende Entscheidung eines Oberlandesgerichts von geradezu grundsätzlicher Bedeutung:
„§ 1 Ziffer 1 Post-Gesetz: § 59 Str.G.B. Leere Milchkannen, die lediglich mit einem Deckel verschlossen sind, stellen, wenn in ihnen eine Mitteilung befördert wird, keinen verschlossenen Brief dar."
Nun darf aber niemand mehr eine Milchkanne mit einem Brief verwechseln!

•

Der „Bayr. Kurier" vom 24. Mai bringt über den Absturz eines Fliegers bei Eichstätt einen Bericht, in dem es heißt: „Spaziergänger eilten sofort an die Unglücksstätte und befreiten den noch lebenden Flugschüler aus dem umgestürzten Führersitz. Er konnte noch die Frage bejahen, ob er katholisch sei. Kurz darauf verschied er."
Tod, wo ist nun dein Stachel?

•

Emil Ludwig hat — wie sollte er nicht?! — auch ein Buch „Genie und Charakter" herausgegeben, nämlich eine Sammlung von Essays über Genies und Charaktere der älteren und neueren Geschichte. Zur Anpreisung dieses Buches zitiert der Verlag folgende Kritik aus dem Berner „Bund": „Jedem jungen Manne, der noch nicht weiß, ob er lieber ein Genie oder ein Charakter werden wolle, sei dieses Buch als Wegweiser empfohlen."

Idyll

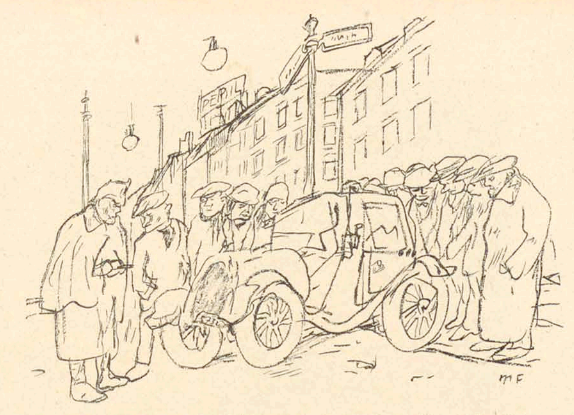
In der östlichen Häuserreihe einer Münchner Straße klafft eine Lücke, zeigt sich ein idyllisch verwahrlostes Stück Rasenboden, groß genug, um einen Häuserblock oder sonst eine nützliche, größere Anlage darauf zu bauen. Doch wir sind arm; niemand kümmert sich seit Jahren um das Erdfleckchen, auf dessen Mitte ein paar alternde Bäume noch ein kärgliches Leben fristen. Dennoch herrscht am Platze fröhlicher Betrieb. Die Jugend spielt dort Marmeln, Krieg, Fußball, bei schlechtem Wetter in den weiten Pfützen Fischen (von Blechbüchsen, alten Schuhen usw.), Diskuswerfen oder Räuber und Schandarm. Die Alten werfen ihren unbezahlbaren Speicherkram, ausgediente Matratzen, ausgebrannte Sparöfen, fransige Bettvorleger und viele kleinere unästhetische Sachen am Platze ab oder sonnen sich dort und führen die Hunderl oder andere Haustiere dort spazieren, kurz gesagt, alles sorgt, unbewußt vielleicht, für idyllische Zustände mitten in dem sonst feineren und steifen Großstadtviertel. Und an dem absterbenden Stamme des mitten am Platze stehenden Kastanienbaumes, für Menschenhände nicht unmittelbar erreichbar, hängt eine ältliche, würdevoll anmutende Holztafel mit der Aufschrift: „Das Betreten und jede Benützung des Platzes ist strengstens verboten." Sozusagen die Krone des Idylls.

Lieber Simplicissimus!

Ich fahre mit dem Morgenzuge von Diessen nach Weilheim in Oberbayern. In der Zwischenstation Wielenbach steigt ein Herr mit seinem Jungen ein — preußischer Typus nach Sprache, äußerer Erscheinung und Auftreten. Bei der Einfahrt in die Endstation Weilheim steht alles auf und macht sich zum Aussteigen bereit, auch der Junge aus Preußen. Doch der Vater hält ihn zurück mit den Worten: „Junge, laß erst die Herde aussteigen!"

Das Verkehrshindernis

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Schrei'm S' et man uff, Herr Schupo — der Taxi vadient mildernde Umstände . . . Jannings is jerade iebern Damm jejang'!"

Wir bitten die Leser, sich bei Bestellungen auf den „Simplicissimus" zu beziehen.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Redaktion: Hermann Sinsheimer, Peter Scher.** Verantwortlich für die Redaktion: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** •
Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Phrase mit Hindernissen

(Zeichnung von E. Thöny)



„Wir haben heute abend Toskanini . . .“
„Ich verstehe kein Wort.“
„Wir haben heute abend Toskanini gehört, ich bin noch . . .“
„Lauter, bitte, ich höre kein Wort.“
„Wir haben heute abend Toskanini gehört, ich bin noch ganz im Banne dieser göttlichen Musik!“

Preis 60 Pfennig
Stuttgart, 17. Juni 1929 Reise und Bäder 34. Jahrgang Nr. 12
SIMPLICISSIMUS
Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Mit Cook in Jerusalem

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Und werden wir den Papst sehn, Mister Brown?" — „Nein, hier ist bloß Christus beerdigt!"

Nächtliche Bahnfahrt

(Karl Rössing)



Weltflugrekorde

Braucht es einen Kaffeesatz zu geben?
Braucht's denn Horoskop und Seherwort?
Nein! Ein Gleichnis ist ja selbst das Leben:
Es schlägt jeden Prophezei-Rekord.

Da zum Beispiel bummelt durch den Äther
Flieger Robins aus Amerika,
der partout um zwanzig Stunden später
landen will, als je vor ihm geschah.

Dahingegen wirft sich der Franzose
auf den Weltgeschwindigkeitsrekord,
und, wahrhaftigen Gott, er schmeißt die Schose:
Fixigkeit ist auch ein guter Sport.

Aber schau —: Willy, ein deutscher Flieger,
schraubt sich lerchenselig in die Höh',
und im Erdenhöchstflug bleibt er Sieger,
ähnlich seinem Geistkollegen Goe — —

— ist's hier richtig, Goethe zu zitieren?
Wär' hier passender nicht Schiller dran?
Jedenfalls, ihn zieht es zu Revieren,
wo kein Sterblicher mehr atmen kann.

Und die andern, Yankees und Franzosen,
und was sonst hinieden kreucht und fleucht —:
sind mit den derart verteilten Losen
ziemlich einverstanden, wie mich deucht.

Sagittarius

Sommerreise nach Anarchanien / Von Arnold Hahn

Giovanni Cinquecento beschloß, den Sommer des glorreichen Jahres 1999 in Anarchanien zu verbringen. Wo hätte er mehr Gelegenheit zu Erholung und Entspannung finden sollen? Die meisten reichen Bewohner von Diktatoranien begaben sich übrigens in diesem Sommer nach Anarchanien.

Vom 12. bis 27. Februar des Jahres 1998 hatte in Graz die große Weltentgiftungskonferenz getagt. Aus allen damals noch bestehenden Ländern waren die überlebenden Parlamentarier und Staatsmänner erschienen. Dem Totschlagen mußte einmal ein Ende gemacht werden. Der alte, menschliche Drang, jeden, der sich nicht glücklich machen läßt, totzuschlagen, hatte seinen Höhepunkt erreicht. In allen Ländern wütete der Kampf um die allein seligmachende Staatsform.

Und da die Republikaner nicht Monarchisten, die Anarchisten nicht Diktatorianer werden wollten und umgekehrt, kurz, da keiner sich durch den anderen glücklich machen lassen wollte, so schlugen sie einander eben tot. In den Parlamenten wurde geschossen und nicht gesprochen. Eine jede Partei hatte ihren Bombenwurfsturmtrupp.

So ging es nicht mehr weiter mit der Misere der Staatsformen.

In Graz nun faßten die Überlebenden nach einem kleinen Schieß- und Bombenpräludium den weisen Beschluß, der tausendjährigen Staatsformsauwirtschaft ein radikales Ende zu bereiten. Des Übels Wurzel lag darin, daß in ein und demselben Lande Republikaner, Monarchisten, Anarchisten, Diktatorianer zusammen wohnen mußten. War's da ein Wunder, daß es nie Ruhe geben konnte? Warum das Widerstrebende zusammenzwingen? Man stellte das Ei auf die Spitze.

Die Erde wurde in neue Staaten geteilt. Jeder dieser Staaten bekam eine der umstrittenen Staatsformen. In Monarchanien herrschte ein Monarch. In Republikanien gab es eine vorbildliche Republik, in Diktatoranien regierte ein kraftstrotzender Diktator mit einem Scheinkönig. In Anarchanien regierte niemand. Alle Bewohner der Erde wurden aufgefordert, je nach ihrem Staatsideal eines dieser neuen Länder als Vaterland zu beziehen. Jeder konnte in der Staatsform, die ihn beseligte, glücklich werden. Konnte es eine bessere Lösung geben? Endlich waren sie alle ungestört untereinander.

So lagen die Staatsdinge, als obenerwähnter Giovanni Cinquecento den Beschluß faßte und ausführte, seinen Sommerurlaub in Anarchanien zu verleben. Furchtbar fade und aufreibend war ja das Leben in Diktatoranien. Offen gestanden, hing ihm die täglich zu absolvierende Staatsbegeisterung zum Halse hinaus. Schnell ging er in das Ausreiseamt, schwor den Eid, wieder zurückzukehren, die Ehre des Diktators im Auslande mit Feuer und Schwert zu verteidigen, ließ sich die vorgeschriebenen Bleiplomben mit den diktatoriellen Insignien an verschiedenen Körperteilen befestigen, hinterlegte neun Zehntel seines Besitzes als Pfand, schrie alala und überschritt endlich die Grenze.

Ja, das war ein Leben in Anarchanien! Kein Hund scherte sich um den anderen. Es gab keine Mode, und da es selbst dies nicht gab, selbstverständlich auch keine Gesetze. Am Morgen begrüßten einander die Menschen mit „Götz von Berlichingen" und am Abend mit „Hab' mich gern!". Es gab keine Polizei und keine Gerichte. Giovanni Cinquecento vergnügte sich damit, daß er auf der Straße riet: „Anarchanien ist ein Dreckland." Kein Teufel kümmerte sich darum. In Diktatoranien hätte eine ähnliche Beleidigung des Landes den Kopf gekostet.

Ein tolles Leben begann für Giovanni Cinquecento. Hier durfte er alles machen, hier konnte er die Diktatur abreagieren. Während in Diktatoranien die Länge der Weiberröcke von der Polizei abgemessen wurde, durften hier die Weiber — nun, es gab nichts, was sie nicht durften!

Ein Einkauf in Anarchanien war ein Abenteuer, denn jeder durfte den anderen betrügen, so viel er wollte. Die Häuser waren kleine Festungen, und die guten

Schützen und Boxer wurden reiche Leute. Giovanni Cinquecento eilte beglückt von Abenteuer zu Abenteuer. Er heulte oft auf vor Wonne über diese grenzenlose Freiheit. Sein blasses Gesicht bekam eine bräunliche, gesunde Farbe, das Blut zirkulierte kräftig, die Verdauung war hervorragend, kurz, schon nach acht Tagen sah er mit Freude den Erfolg seines Sommerurlaubs.
Am Ende der zweiten Woche aber sah er zu seiner Überraschung und zu seinem Unbehagen, daß in Anarchanien etwas Geheimnisvolles vor sich ging. Die sonst so eigenbrötlerischen Anarchanier standen in Gruppen, auf den Plätzen wurden Versammlungen abgehalten, bewaffnete Truppen schritten klirrend durch die Straßen. Und eines Tages rannte alles wild durcheinander, ein Haufen Berittener mit einer Standarte sprengte durch die Hauptstadt, das Volk rief alolaloja! Kanonenschüsse wurden gelöst, Gott durch Gesang gelobt. Was war geschehen?
Man hatte den besten Schützen und Boxer des Landes — zum Diktator gemacht.
In Eilmärschen eilte Giovanni Cinquecento entsetzt in seine Heimat. Ein Krieg war unvermeidlich. Konnten zwei Diktatoranien nebeneinander bestehen?
Als er die Grenze überschritt, die Auswelspapiere in der Hand, die unversehrten Plomben am Leibe, kümmerte sich kein Teufel um ihn. Als Gruß rief man ihm: „Götz von Berlichingen" entgegen.
In seiner geliebten Heimat hatte man den Diktator gehenkt und die Anarchie ausgerufen.
Da wurde ihm manches klar über Menschen und Staatsformen.

Fremdenführer

An der Wiener Minoritenkirche, an deren Seitenfront in einer kleinen Anlage das Denkmal Rudolf v. Alts steht, rollt ein riesiger Fremden-Autobus vorbei. Zwei Dutzend Ausländer sitzen drin, vermutlich Engländer, denn ich höre eben, wie der Führer seinen Gästen zuruft: "Here, you see Moritz Schwind, one of the greatest musical Artists . . ."
Gleichmütig blinken zwanzig bewaffnete Augenpaare auf das Standbild des Malers.

Lieber Simplicissimus!

Dresden. Bildergalerie. Herein stürmt (in die moderne Abteilung) eine sächsische Familie mit fünf Kindern, von vier Jahren aufwärts. Aufseher (wütend): „Sie! De Schärme missen Se abgäwen. Und de kleenen Kinder därfen nich so rumloofen, die missen gefiehrt wärn!" Hierauf die Mutter (tödlich beleidigt, die Kandinskys, Noldes, Slevogts, Corinths messend): „Nu, da gehn m'r äwen in ä ander Edablissemang —"

Oskar und das Universum

Oskar — wenn er reist — ist süß,
alle Dinge falln ihm seltsam zu;
eine Wanze in Cetinje blökt wie eine Kuh
und am Ammersee ein Fisch fällt auf die Füß.

Mädchen werden teils geschwängert,
teils verführn sie doch auch zu Verzicht,
aber ohne sie wird eine Reise nicht
und zum mindesten von Oskar nicht verlängert.

Wo er auch den Schritt hinlenkt —
Mexiko zum Beispiel zog ihn an —
immer fühlt das Land: Hier kommt ein Mann,
der dir erst das Wesentliche schenkt.

Heimgekehrt in seinen Stall,
wieder neu poliert, ergänzt und frisch,
legt er sich die Welt auf seinen Tisch
und sie bleibt nun bei ihm . . . überall.

Peter Scher

Die beste aller Welten

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Sehn Se, jnädige Frau, die Welt is schön — un' da jiebt's solche verhetzten Fanatiker von Kommunisten, die das jlattweg ableugnen."

Der Prominente

(Karl Arnold)



„Sagen Sie um Gottes willen hier nicht, wer ich bin — ich stehe in Berlin auf dem Repertoire!“

Princes go to Germany! / Von N. Dymion

Seit alter Zeit liebte das deutsche Volk reisende Monarchen. Die schlichte Selbstverständlichkeit, mit der anno 1926 Harry Domela zwischen Gotha, Weimar und Erfurt bahnfahrend hin und her pendelte, genügte dem Adel Thüringens, um an dem jungen Mann Hohenzollernblut zu lecken und lange verdrängten Hurras eine Öffnung zu bereiten. Der aus dunkleren Erdteilen herrührende Amanullah erschütterte 1928 die deutsche Republik, der er einige Eisenbahnwaggons voll Motorpflüge, Autos und Flugzeuge geschenkweise entgegennahm. 1929 war es Fuad von Ägypten, der in Deutschland erschien und der ob seines urbayrisch klingenden Namens sich insbesondere die Sympathien der königshungrigen Münchener Bevölkerung zuzog. Prunkvoll war der Einzug des ägyptischen Herrschers in der bayrischen Metropole: Der seinerzeitige Oberbürgermeister Scharnagel ritt ihm auf dem Kamel Elisabeth, Leihgabe des Tierparks Hellabrunn, bis zum Stachus entgegen, wo er den König aus biblischem Land mit gemurmeltem „Salem Aleikum" begrüßte — bei einem Festbankett im Rathaus brachte Stadtrat Pißlhuber den herzlich belachten Trinkspruch aus:

„Auf das Wohl King Fuads
Trinkn ma jetzt was Guats."

1931 meldete sich bei der deutschen Reichsregierung telegraphisch ein gewisser König Agilolf von Potechambrien an, teilte mit, daß er zehn Monate in Deutschland zu leben gedächte, und bat, diverse Palais für ihn und sein Gefolge standesgemäß herzurichten. Obwohl in ganz Berlin kein Mensch wußte, wo Potechambrien lag, ließ man es sich Millionen kosten, den ankommenden schwärzlichen, mit pfannenkuchengroßen Plattfüßen begabten Monarchen mit allen den Ehren zu empfangen, die eine Republik einem Monarchen schuldet. Agilolf, der von irgendwo aus Innerafrika zu stammen vorgab, erwarb sich durch sein leutseliges Wesen die Zuneigung des deutschen Volkes im Fluge. Er war ein durchaus origineller Mensch: bereits beim Empfangsbankett in Berlin schlug er dem damaligen Reichskanzler mehrmals mit einer vollreifen Kokosnuß auf den Hinterkopf — in Hamburg, wo ihn Frau Generalsuperintendent Wullenweber mit einem Veilchenstrauß und der Rezitation des Freiligrathschen „Löwenrittes" empfing, kitzelte er die würdige Matrone so lange, bis sie mit dem Aufschrei „Huch, Majestät!" in sich zusammensank.
Kaum hatte Agilolf, reich beschenkt, — unter anderem hatte er sich das Luftschiff „Graf Zeppelin", den Panzerkreuzer „A" und den Dichter Bert Brecht als Gastgaben ausbedungen — die Grenzen des Reiches verlassen, als diese, von Norden kommend, ein Eskimomogul überschritt. Ihm zu Ehren kochten Kempinski und Dressel monatelang in reinem Walfischtran, und als der Mogul auf seine 221 Seelen zählende Eisscholle zurückkehrte, nahm er mit sich eine Waggonladung von Pulswärmern und Wollunterhosen, dazu als Geschenk für seine Untertanen 221 Öldrucke, auf denen das Niederwalddenkmal, der Sänger Richard Tauber und der Kölner Dom zu einer gelungenen Gesamtkomposition vereinigt waren.
Im Jahre 1935 entfiel auf jeden Monat ein das deutsche Reich bereisender Monarch. Kaiser Dagobert von Melanesien, von seinem Volke mit dem Beinamen „der Gute" versehen, war in diesem Jahre die bemerkenswerteste und volkstümlichste Herrscherpersönlichkeit. Der Freistaat Sachsen schenkte ihm, da er Kannibale war, bei seinem Dresdener Besuch drei Staatsräte, die das pensionspflichtige Alter erreicht hatten, und eine besondere Freude bereitete ihm eine westdeutsche chemische Fabrik durch Überreichung von hundert Flaschen Giftgas, mit denen Dagobert der Gute seine gesamten Landeskinder auszurotten versprach, falls sie sich seinen geplanten Reformbestrebungen widersetzen sollten.
1940 war ganz Deutschland in einem wahren Fürstentaumel. Schwarze, weiße, rote und gelbe Fürstlichkeiten wälzten sich mit großem Gefolge über das deutsche Land, da die von Cook and Son neuerdings ausgegebene Losung „Princes go to Germany!" bereits in die äußersten Winkel der Erde drang. Reichswehr und Schupo reichten nicht mehr aus, die nötigen Ehrenbezeugungen zu leisten — allenthalben mußten die Vaterländischen Verbände herangezogen werden, denen es eine Lust war, spalierbildend ihre dynastischen Bedürfnisse zu befriedigen. Am schlimmsten daran waren einmal die Presseleute, die die Formel von der traditionellen Freundchaft und der Förderung der guten Beziehungen zwischen dem deutschen Volke und dem Königreich X im Erdteil Y immer aufs neue variieren mußten, und dann jene armen Musiker, die jeden Tag eine andere Nationalhymne einstudieren mußten. (Ja, es kam schließlich dahin, daß man uralte Schlager, choralartig retardiert, jenen Fürsten aufspielte, die noch keine eigene Hymne hatten, so daß z. B. ein Scheich das Volksliedchen „Herr Lehmann hat die Lu gezwickt" als Nationalhymne in seine heimatliche Wüste mitnahm.)
Im Jahre 1942 brach die Monarchenpsychose offen aus. Wo sich auch in deutschen Städten ein Mann zeigte, der zu besonders extravaganter Kleidung einen besonders schmutzigen Hals trug oder der einem Trambahnschaffner mehr als zehn Pfennige Trinkgeld gab — da rottete sich sofort ein Häuflein Menschen, das unentwegt „Hoch!" rief und seinem Opfer binnen Stundenfrist private und öffentliche Ehrenmitgliedschaften und Lastkraftwagen voller Geschenke aufzwang. In Gunzenhausen wurde ein türkischer Honigverkäufer, der aus Glauchau stammte und zum Münchener Oktoberfest reisen wollte, als inkognito reisender Sultan entlarvt und auf einer Triumphfahrt, die ihn zum Krösus machte, durch alle bayrischen Provinzstädte links des Lechs geschleppt. In Berlin ging der Hunger nach monarchischen Stationen schon so weit, daß selbst die Einbringung der Mumie des Pharao Tutmosis XXVII. (gestorben 3100 v. Chr.) ins Völkerkundemuseum zu einer gewaltigen republikanischen Feier ausartete. Tutmosis wurde der Clou der Gesellschaft, und der neue Modetanz der Wintersaison hieß Mumien-Blues — ein Tanz, bei dem die Paare, von Kopf bis Fuß eng in eine gemeinsame Mullbinde eingewickelt, wie Raupen bäuchlings übers Parkett krochen.
Leider stellte sich eines Tages heraus, daß der ganze Fürstenrummel ein rein ideelles Geschäft geblieben war. Deutschland hatte sich in zwei Jahrzehnten völlig ausverschenkt, während die Gegenleistungen der fremden Herren recht gering waren. Sie bestanden aus einer Fülle glitzernder Orden aus Glasperlen und Alpaka, aus drei oder vier Straußeneiern, deren Inhalt nicht mehr zu ge-

brauchen war, und einer ältlichen Lieblingsfrau, die einer der exotischen Herrschaften als Gastgabe dem Reichspräsidenten hinterlassen hatte. Zudem wies die deutsche Nachkommenschaft recht verdächtige Farbflecken auf.

1946 reiste als letzter Fürst ein Lama von Tibet nach Deutschland, in dessen Hochland erst jetzt die Devise „Princes go to Germany!" gedrungen war. Man erwies ihm die letzten Ehren, deren das ausgepowerte Land noch fähig war: Statt eines Banketts verabreichte man ihm ein lauwarmes Seifenklistier, das ihm allerdings von ersten medizinischen Koryphäen und unter den feierlichen Klängen einer Symphonie eingeführt wurde. Die Gastgeschenke, mit denen er scheiden mußte, waren nur mehr ein rosa Damenstrumpfhalter und ein Abreißkalender aus dem Jahre 1904.

1958 kaufte John M. Smudderfield aus U. S. A. das Territorium, das an Fürstenhuldigungen zugrunde gegangen war. Er zäunte das Ganze ein und machte es zu einer Musterrindviehfarm — the biggest of the world.

Reisezeit

Die Leber ist erneut geschwollen,
der Zucker stieg prozentual,
die Nieren tun nicht, was sie sollen,
der Darm arbeitet anormal —

Das Herz läßt viel zu wünschen übrig,
der Blutdruck steigt, es beißt im Bein —
man ist oft matt, verstimmt und fiebrig
und leis rührt sich der Gallenstein —

Verkalkt sind wieder die Arterien,
Fett lagert schwer auf der Statur —
kurz: die Organe schrein nach Ferien
und einer sachgemäßen Kur!

Man holt sich massenhaft Prospekte
und prüft zuletzt das Bankdepot
und heilt dann sämtliche Defekte
durch eine Brunnenkur im Zoo.

Karl Kinndt

Erinnerungen

Von Bruno Wolfgang

„Sie waren lange nicht bei uns, Exzellenz", sprach der Hoteldirektor mit respektvoller Vertraulichkeit zu dem eleganten älteren Herrn, Typ österreichischer Vorkriegsdiplomat, der mit seiner Frau dem Auto entstieg.

„Ich möchte das Zimmer Nr. . ., Nr. . ., äh . . ."

„Nr. 26. Ich weiß es noch, Exzellenz."

„Nun, was sagst du, Helene", sprach er, als sie auf den Balkon hinaustraten. „Erinnerst du dich noch, wie wir hier abends die Aussicht bewunderten? Diese entzückende kleine Insel dort, auf der wir den Nachmittag so schön verbracht hatten. Und der vorzügliche Wein. Ich glaube, wir waren damals beide ein bißchen betrunken. Und weißt du noch, dann im Schlafzimmer, diese aparte Ampel . . . schade, daß sie nicht mehr da ist . . . Erinnerst du dich?"

„Leider nicht, lieber Herbert. Ich war nicht diejenige. Und ich weiß nichts von aparten Ampeln und dergleichen. Es ist eine kleine Verwechslung. Aber ich nehme sie dir nicht übel. Bei der Fülle des Materials . . . Sei nicht böse, aber ich war es wirklich nicht", schloß sie mit einem nicht ganz ungezwungenen Lächeln.

„O verzeih . . . Liebste . . . Teuerste . . . Unglaublich, wie man sich auf nichts verlassen kann. Ich hätte geschworen . . . na, tut nichts . . . Name ist Schall und Rauch . . ., sagt . . ., sagt . . ."

„Goethe", ergänzte sie. Dann gingen sie in den Speisesaal.

•

Am nächsten Abend besuchten sie eine einsame Bucht in der Nähe der Ruinen des römischen Landhauses.

„Aber diesmal wirst du dich bestimmt erinnern", begann er. „Es war Mondschein. Sehr romantisch. Wir nahmen hier ein Bad. Dann setzte ich mich dort auf den Stein, wie ein römischer Senator. Und du hast mir den Tanz vorgetanzt, na, von dieser Verwandten vom Herodes . . . vom Richard Strauß ist sie . . . Salome, natürlich . . . Es war etwas gewagt, wenn ich so zurückdenke. Aber nicht schlecht . . . gar nicht schlecht . . . nicht wahr?"

„Du hast diesmal kein Glück. Ich erinnere mich schon wieder nicht. Es war wohl auch diesmal eine andere. Jedenfalls nicht ich. Du solltest vorsichtiger mit deinen Erinnerungen sein."

Sie schwieg, ein wenig verstimmt. Er schüttelte leise den Kopf und versank in Nachdenken. Er war aufrichtig bekümmert.

•

Am nächsten Tag machten sie einen kleinen Spaziergang in die Berge. Durch Zufall gerieten sie in ein kleines, einsames Seitental, wo die Dorfbewohner mit sichtlichem Staunen die fremden Gäste begafften. Da huschte ihr eine Idee durch den Kopf: Revanche.

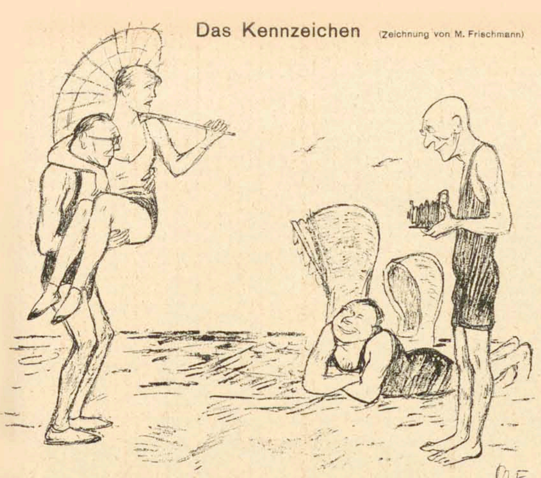
Sie begann: „Erinnerst du dich noch, wie wir hier unseren Wagen halten ließen? Wie wir dann zu der kleinen Hütte da oben hinaufstiegen? Wie du mich ein Stück auf deinen Armen trugst? Denn du warst damals, wenn du dich erinnern solltest, ziemlich leidenschaftlich. Nun . . .?"

Sie machte eine Pause und hielt eine recht verruchte Pointe bereit wie eine Hutnadel, bestimmt, das Herz des Gegners zu durchbohren. „Erinnerst du dich . . .?"

„Ah, natürlich erinnere ich mich!" rief er erfreut. „Endlich fängt es an zu stimmen. Na freilich . . . wir blieben die ganze Nacht in der Hütte, nicht wahr, Gewitter, Einsamkeit, Gefahr . . ., natürlich, und weißt du noch, wie du plötzlich . . ."

„Ja, ich weiß", unterbrach sie ihn kurz. „Reden wir nicht mehr davon."

Das Kennzeichen (Zeichnung von M. Frischmann)



„Hand aufs Herz, Meyer, würden Sie uns für 'n Ehepaar halten?" — „Aber jewiß doch, gnädige Frau, der Herr Jemahl is' doch so überzeugend feminin!"

Lieber Simplicissimus!

Ich lag am Raxplateau, den Oberkörper blank, und ließ mich von der Sonne bescheinen.
Plötzlich stand ein rundlicher Tourist vor mir, Lederhosen, Wams und dazu — steifer Kragen: Berlin!
„Hehe," lächelte er, „ick wundre mir, daß Ihn'n so in zwotausend Meta Höhe nich kalt ist — so mit nischt herum!"
„Mir ist nicht kalt!" versicherte ich, „im Gegenteil, mich wundert, daß Ihnen bei dem herrlichen Sonnenschein in Ihrem dicken Wollgilet nicht heiß ist!"
„Mischen Se sich jefällichst nich in fremde Anjelejenheiten!" replizierte der Berliner erbost und schritt grußlos von dannen . . .

Sachsenspiegel

Auf hoher See

„'s muß eegendlich ä scheener Tod sin, sich von Bugschbried runder in de See ze wedeln."
„Hasde wieder deine melangolischen Anfälle?"
„Ich mach's ganz beschdimmd noch ämal!"
„Na, das gloob'ch nich, sonsd häddsde geene Rückfahrgarde geleesd."

•

Im Heide-Café

„Horchen Se mal, Herr Lambert, in dr Güche wird gemahlen."
„Na, da wern mr wohl ooch än richdgen, guden Gaffee griechen."
„Ich bin in solchen gleenen Logalen ooch ä bissel mißdrauisch."
„Nu, un wenn se mahlen, weeß mr immer noch nich, ob's Bohnen oder Görner sin."
„Horchen Se mal! — — — Bohnen wern's wohl nich sin, da müßd's mehr schnorbsen!"

•

Auf der Kurpromenade

„Sie gonnden sich eegendlich schon lange als Landsmann zu ergennen gäm!"
„Godd, mr schenierd sich draußen rum ä bißchen, schbrachlich hervorzedräden! Se wissen schon, warum . . ."
„Aber bei Ihnen härd mrsch gar nich so raus!"
„Freilich, mir ham se's ooch schon gesagd: Wenn ich bißchen lauder schbräche un bißchen schneller, un 's weeche B bißchen härder schbräche, gönnd ich diräggd mid än Bodsdammer verwechseld wärn."

•

In Bayern

Nach Ankunft der letzten Anschlußzüge in einem oberbayrischen Orte. Der einflutende Menschenstrom hat sich rasch verebbt. Ein kleiner Herr mit krebsrotem Gesicht rennt wie ein wild gewordener Eichkater von Haus zu Haus und fragt in einem herzzerreißenden Sächsisch nach Wohnung. „Goddverdimmich," ruft er plötzlich und bleibt ratlos mitten auf der Straße stehen, „da sausd mr nu umher, find geene Bleibe un drheeme schdeehn de leeren Bedden!"

A. V.

Reise-Bureau Fehrenkamp

In der Reise- und Bäderzeitung des Tageblatts stand ein Inserat:

Auch Sie wollen verreisen. — Aber Ihnen fehlt das Geld. — Wenden Sie sich vertrauensvoll an uns. — Wir vermitteln Ihnen Reisen beliebiger Dauer nach allen Gegenden des In- und Auslandes. Preise: 5 bis 50 RM. Reise-Bureau Fehrenkamp, Lortzingstr. 7.

Ich bin reiselustig. Ich habe kein Geld. Wer will es mir also verdenken, daß ich schon am nächsten Vormittag das Reise-Bureau Fehrenkamp in der Lortzingstraße aufsuchte.

In dem gediegen eingerichteten Empfangszimmer warteten bereits an die zwanzig Personen. In Abständen öffnete sich die Tür zum Privatkontor des Herrn Fehrenkamp. Endlich kam ich an die Reihe: „Sie kommen auf das gestrige Inserat im Tageblatt?"

„Ja."

„Schön. Und — wohin möchten Sie reisen?"

„Nach Griechenland."

„Oh! Griechenland — sehr gut! Und wie lange wünschen Sie zu reisen?"

„Vier Wochen."

„Vier Wochen Griechenland. Das ist Taxe — einen Augenblick bitte — — — Taxe E. Kostet vierzig Mark. Es käme höchstens noch ein Zuschlag hinzu, wenn Sie besonders viele Bekannte haben."

„Wieso? Was haben denn meine Bekannten mit meiner Reise zu tun?"

Da lächelte der Herr Fehrenkamp: „Das werden Sie gleich sehen!"

Dann rief er ins Nebenzimmer, aus dem das Klappern der Schreibmaschinen herübertönte: „Fräulein Elli, bringen Sie die Mappe Griechenland E!"

Die Mappe kam, und nun begann Herr Fehrenkamp: „Also — hier haben Sie zunächst die Gepäckmarken von einem Dampfer des Triester Lloyd oder der Messageries Maritimes — je nach Wahl — und die Zettel der besten Hotels in Athen, Korinth, Sparta, Theben, Patras und so weiter. Die kleben Sie auf Ihre Koffer. Hier haben Sie Ansichtskarten von den schönsten Punkten Griechenlands. Sie schreiben diese Karten — hier in unserem Schreibzimmer oder auch zu Haus — adressieren sie an Ihre Bekannten und geben sie an uns zurück. Wir schicken sie dann als Sammelsendung nach Griechenland; unser dortiger Vertreter frankiert sie, wirft sie in den Briefkasten — und Ihre Bekannten erhalten richtig frankierte und mit griechischem Poststempel versehene Ansichtskarten aus Athen, Korinth, Sparta, Theben, Patras und so weiter. Und hier haben Sie einen gedruckten Führer durch Griechenland. Er enthält das, was Sie nach Ihrer Rückkehr von der Reise erzählen müssen, gewürzt mit kleinen Pointen und persönlichen Reiseerlebnissen. Außerdem ein Verzeichnis der Firmen unserer Stadt, in denen Sie original-griechische Reiseandenken kaufen können."

Ich zahlte vierzig Mark. Ich fahre nach Griechenland.

Aristokratie

Gestern bin ich angekommen.

Heute stehe ich schon in aller Herrgottsfrühe an dem kleinen Hafen, spüre wieder einmal den Geruch von Teer, Tang, nassem Holz, geräucherten Fischen und Salzwasser und schaue den Fischern zu, die zum Fang hinausfahren. Eins nach dem anderen verlassen die Boote den Hafen; der Wind fängt sich knatternd in den rostbraunen Segeln, hier und da tacken sogar Motore. Gischt sprüht auf am Bug, wenn sie um den Molenkopf steuern; dann werden sie kleiner . . . immer kleiner.

Noch ein Mann steht neben mir und starrt hinaus auf das Meer. Ein Kerl wie aus Eisen, vierschrötig, untersetzt; bekleidet mit Gummistiefeln, Ölzeug und Südwester. Stahlgrau die kühnblickenden Augen; das scharfgeschnittene, von Seewind und Sonne braungegerbte Gesicht von einem eisgrauen Schifferbart umrahmt. Ein Prachtexemplar. Ein echter Seebär.

Ich biete ihm eine Zigarre an und frage: „Gutes Wetter zum Fang heute?"

„Dat will ick meinen, Herr."

„Sie fahren wohl erst später hinaus?"

Da spuckt er verächtlich aus: „Ich fäur goar nich. Ick bün nich Fischersmann. Ick bün in feste S-tellung bei den Fotojrafen. Als S-taffasche. Wenn die Boadegäste sich fotojrafiern lassen . . ."

Das Allheilbad

(Zeichnung von A. Kubin)

„Und was wollen Sie eigentlich in Karlsbad los werden?“ — „Im Geschäft'n Posten prima Galanteriewaren, in der Familie zwei Töchter und für mich persönlich 'n bißchen Zucker.“



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Redaktion: Hermann Sinsheimer, Peter Scher.** Verantwortlich für die Redaktion: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** •
Druck von **Strecker und Schröder**, Stuttgart

Hinaus in die Ferne

Von Mynona

„Du Schuft," sagte meine Frau, „schufte, damit wir zur Sommerreise Geld in die Kasse kriegen! Es ist ja unerhört, daß du Miene machst, zu Hause zu bleiben, du Hungerleider!" Ich nahm meinen abgetragenen Hut und ging nachdenklich in den Stadtpark, wo ich bis in die Nacht hinein auf einer liebesleeren Bank spazieren saß. Ich beschloß fast, meine Frau zu prügeln; aber zwischen ihr und mir stand undurchdringlich der kategorische Imperativ. Ich versank in mich wie in einen Morast. Ihr Liebreiz, ihre Schimmerzähne (sie war preisgekrönte „Odoliske") — natürlich mußte sie ins Bad. Aber das kostete für uns beide — ohne mich will sie nicht — tausend Eier etwa. Woher nehmen? Allzuviel Ehrlichkeit hatte ich zwar nicht mit der Stiefmuttermilch eingesogen; aber muß ein sonst talentierter Mann unbedingt arbeiten? Ehrlich währt etwas zu lange. Unehrlich war mir zu gefährlich. Blieb also nur die goldene Mittelstraße, auf der bekanntlich das Geld liegt; man muß es nur aufzuheben wissen.
Ich zermartere mein Köpfchen, um aus nichts Geld zu machen, wie der Verschwender das Gegenteil tut. Mir umgekehrtem Verschwender fielen eine Menge Dinge ein, die ich mir mit dem Füllhalter notierte, die ich aber nach und nach als unpraktisch verwarf. Was würden mir die Semiten für eine Übersetzung der Edda ins Hebräische bieten? Ach, sowas ist Essig. Soll ich das Völkerbundmitglied entlarven, das in den Falten seiner Opportunika ebenso gern Krieg wie Frieden birgt? Bringt mir

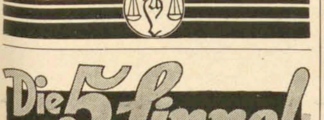
Verkehrspolitik

(Zeichnung von R. Grieß)



„Kinder, is das ein Saufraß bei Euch!" — „Ja mei, mir ha'm halt an Durchgangsmenü. Bal der Zug koa Verspätung hot, merkt koaner nix."

nichts. Vielleicht muß man heutzutage Tierkreisphysikus werden oder Charaktere nach der Handschrift umformen? Macht sich das bezahlt? Auch ein Verfahren, bereits verwendetes Toilettepapier wieder zu verwerten, würde sich schwerlich rentieren? — Offeriere ich dem Berliner Magistrat, den Einstein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen? Lohnt sich das? Er ist ja sowieso schon aus dem Häuschen. Wie wär's mit einem Reisesarg zum Aufblasen aus Gummi, der, bis man ihn gebrauchte, Badewanne spielen könnte? Oder mit einem gewaltigen Umbauchsofa? Ne, ne . . . Ich ging nach Hause und überraschte meine Frau in ihrem zierlichsten Unterrockoko. „Haste Reisegeld?" fragte sie mit einem Schrei, der mir durch Mark und Ixbein ging. Ich schwieg, sie redete, ich redete, sie schwieg. Plötzlich, mitten im Schweigen, entschlief sie. Mein Köpfchen quälte sich weiter.
Am andern Tage ließ ich mich von Sortimentern engagieren. Sie mieteten mir einen ungeheuer geräumigen Saal. Kolossal viel Publikum sammelte sich an und hing mir an der Lippe. Ich begann, unserer Vicky (Courts-Mahler der Gebüldeten) sterblich saubre Werke vorzulesen. Auf dem Höhepunkt der Spannung brach ich ab und bat das Publikum, selbst weiterzulesen, das heißt sich den Schmarren anzuschaffen. Die Wut der Leute ist nicht zu schildern. — Ich führte im Kino eine echte Panik unter der Zeitlupe vor, was nur öffentliches Ärgernis erregte, ohne mir einen Pfennig einzubringen. Ich stiftete die allererste Geburtenunterschußverhütungskommission. Den Hausbesitzern drohte ich mit der Gründung einer Gesellschaft zur absichtlichen Herstellung von Orkanen und Erdbeben. Sie sagten mir, wie wenn sie nur e i n e Stimme hätten: „nebbich!" Ich verkaufte Telephon-Attrappen. So'n Apparat sieht gut aus, erhöht Kredit, gibt Anschein Geheimtelephons. Ich warf mich auf die Humanisierung des Strafrechts: alle Verbrecher sind zuerst durch ausgesuchten Luxus zu verfeinern, d a m i t sie die Strafe überhaupt recht empfinden. Alsdann kann jede harte Bestrafung, zumal die Todesstrafe wegfallen, weil ein Verwöhnter schon eine leise Strafe schwer erträgt. Mit diesem Vorschlag erntete ich Schimpf plus Schande, kein Geld.
Beim Saugen an meinem klecksenden Füllhalter knallte mir plötzlich die Idee durch'n Schädel: könnte man den Halter nicht in eine winzige Ringelspirale zusammenlegen, die ausziehbar wäre? Viele Konferenzen mit Sachverständigen führten nur zu furchtbaren Schweißausbrüchen. Einer tötete mich fast mit seiner Volumenformel. Kein Geld gab er mir ebenfalls. Schließlich ließ ich mich beim Reklamechef der berühmtesten Füllhalterfabrik melden: „Weeß schon," meckerte er, „bei mir Spirale — schlängeln Sie sich!" — „Ah wo," machte ich mit der Hand, „aber Ihr Patent ist verbesserbar." — „Na ja," nickte er, „jedes. Adiö!" — „Bitte, noch nicht adiö," kicherte ich, „sondern ich kenne d e n F e h l e r." — „Und ausgerechnet," pfiff er, „Sie haben die Verbesserung? Geben Se her! Modell, Zeichnung?" — „I h r e Sache", napoleonte ich mit verschränkten Armen. Er wurde unruhig. „Was wollen Sie?" fragte er obendrein. „Geld", antwortete ich schmucklos, ehern. „Wofür?" säuselte er. „Dafür, daß ich den Mund halte", sang ich. „Sie Lump!" flüsterte er, sprang zur Tür, öffnete: „Hinaus!" — „Bitte sehr," lachte ich überlaut, „schon heute abend wird man im A.-U.-Ablatt, dicht unter Ihrem prachtvollen Inserat, lesen, was Ihrem Halter fehlt. Schmeißen Se'n weiter unter Raketenautos, in Vulkankrater, vom Gipfel des Jenenser Fuchsturms. Passen Se mal auf, mein Lieber, noch heut sind Sie bekannt als Sch . . ." Und: „Schschschsch!" wimmerte er, zog mich ins Kontor zurück, schloß die Tür hermetisch. Ich setzte mich auf seine Kartothek: „Na, Se wissen's doch selbst, daß er kleckst, wenn Se'n . . ." Er zog sein Folioscheckbuch: „Bitte, sein Se doch nur still! Wieviel???" — „A discrétion," entspannte ich mich behaglich, „ne einigermaßen komfortable Villa in einem mondänen Bade kostet . . .? Noch nicht die Hälfte Ihrer Reklame." — „Hörn Se mal," er griff zum Hörer des Telephons, „jetzt beauftrage ich die Staatsanwaltschaft . . ." — „Aber bitte recht sehr," animierte ich ihn, „ich sitze mit





Freuden, wenn dafür der Fehler Ihres Patentes weltbekannt ..." — „Gestatten Se mal gütigst ..." — „Gern, wirklich gern!" beteuerte ich.
Wir handelten, verhandelten. Schließlich unterschrieb ich einen Revers, daß gerade mir der Halter so ganz besonders gut gedient habe, und empfing mein Sümmchen ... Zu Hause mußte ich Haken an der Decke anbringen lassen, zur Sicherung meiner Frau, die vor Freude immer wieder an die Decke ging. Ärmste! Aus der geplanten Mastkur wurde nur was Halbes. Denn selbstverständlich rannte unser Auto gegen einen Mast, der meine Frau halbierte. Jawohl, wir schleichen in unser Glück, aber rennen ins Unglück. Im Testamente hieß es, sie wolle mit der Autobrille auf dem Näschen begraben sein.

Gespräch im Strandkorb

„Darf ich um Feuer bitten?"
„Mit Vajnijen!"
„Danke."
„Nischt zu danken!"
„Nich ville los hier, wat?"
„Sind woll ooch aus Berlin?"
„Jrad vor drei Tagen anjekomm'. Nich viel los hier — wie?"
„Jar nischt. Wollen Se nich Platz nehmen? Lüdecke is mein Name."
„Anjenehm. Dr. Bolle. Na, und so von wejen Frauen — da scheint's ooch obafaul zu sein — nich?"
„Kommt uff de Anspriche an. Wat saren Se beispielsweise zu die kleene Blonde da vorne in' Liejestuhl? Niedlich?"
„Die in'n blaujrienen Trikot? Kenn'n Se die?"
„Icke? Nee. Nur so flichtich von'n Hotel her."
„Da lassen Se lieba de Finga von, Vaehrtester! Det scheint mir eene ganz dolle Numma zu sein! Der bin ick jestern mittach schon mal een bißken nachjestiejen — aba knapp, det se da zu'n Hafen zu einbiecht, kommt ooch schon eena uff se zu! So'n richtja Schnösel, vastehn Se? Und denn die beeden rasch rin in de Dünen!"
„Nich meechlich!"
„Wat ick Ihn'n sare! Na, wieso ooch nich? Aba wie'ck nu abends so jejen zehne noch een' kleenen Bummel uf de Kaimaua mache, jeht se wieda vor mir. Na, denk ick, da wird ooch der kleene Schnösel nich weit sein — aba wat jloom Se, wer kommt? So een handfesta rothaarja Kerl — ein Fischa oda'n Matrose — und denn nach zehn Schritte husch-husch runta in'n Strandzelt!"
„Nich meechlich!!"
„Na — warum nich? Aba heite vormittach bei'n Kurkonzert hat se schon wieda mit een' andern anjebandelt — det muß so wat wie'n Schauspiela sein oda so. Na ja — wat jeht det mich an? Ick bin diskret. Aba wenn eene jleich so een Massenkonsum hat, denn interessiert mich det nich. Sehn Se, nu steht se uff! Wolln wa wettn, det se jleich reajiert, wenn'ck nur eenmal so'n bißken mit'n Augendeckel klappe? Na?? Jetzt kommt se jradezu uff uns zu! Det find ick nu aba doch stark — wie? Ihn'n kuckt se ja ooch an! Wat denn — wat denn? Kenn'n Se se valleicht doch?"
„Flüchtich. Darf ich vorstellen: Herr Dr. Bolle — meine Frau!"

K.

Fashionable Gäste

Als ich die Halle des eleganten Hotels am Südstrande Abbazias betrat, war ich recht erstaunt; denn ich hörte ausschließlich französische und englische Gespräche rundum.
„Fabelhaft," sagte ich zum Hotelier, der mir in der Direktionskanzlei den Zimmerplan vorlegte, „ich hätte nie geahnt, daß es in Abbazia so viel Franzosen und Engländer gibt!"
Er lächelte überlegen: „Bei mir wohnt derzeit kein einziger Franzose und nur zwei Engländer, ein Ehepaar!"
„?????"
„Das ist nämlich so," fuhr er fort, „die Herrschaften, die französisch sprechen, die sind aus Budapest, aus Prag, aus Warschau, einige auch aus Kolomea und Husiatyn. Die Wiener wieder und auch die Berliner bedienen sich hier mit Vorliebe der englischen Sprache ..."
„Und die beiden Originalengländer?" fiel ich ein.
„Och die — die sprechen überhaupt nicht!"

Die Seereise

„Sie fürchten für die Gesundheit Ihrer Frau Gemahlin? Ist sie denn noch nie zur See gefahren?"
„Doch. Von Dover nach Calais."
„Na, das ist nicht weit."
„Trotzdem hat sie unterwegs die Ehe, ein Waschbecken und ein Menü für sieben Schilling gebrochen."

Kleine Reise-Vorschläge

Reisen ist eine gute Sache
für Diplomaten, Hochstapler und Jungvermählte.
Aber auch für Einsame, Zartbeseelte
und Nervenschwache
können fremde Bahnhöfe, Hotels und Städte von Zauber sein.
Es braucht nicht einmal Rothenburg ob der Tauber zu sein.
Es gibt auch andere Orte, zum Beispiel Marienbad
(wo der alte King Edward seine Körperfülle spazieren geführt hat)
mit dem mächtigen Café Rübezahl.
Neckische Heinzelmännchen verschönern dort die Landschaft.
Das Wasser am Brunnen schmeckt bitter und schal.
Aber auf der Kurpromenade machst du interessante Damenbekanntschaft.

Dann gibt es noch eins von beiden:
das Hochgebirge, — oder das Meer.
Es ist nur schwer
sich zu entscheiden.
Wer ein deutscher Richter ist,
dem kann Höhenluft gegen Verkalkung nicht schaden.
Wer ein deutscher Dichter ist,
geht nach Hiddensee (zu Asta Nielsen) baden.

Wer aber weise ist,
setzt sich in seiner Badewanne unter die Brause.
Die billigste Reise ist:
man bleibt zu Hause!

Siegfried von Vegesack

Enttäuschter Badegast

Wenn ich im Badeanzug bin
Und im Familienbade,
Geht die Erotik fort. Wohin
Weiß Gott. Wie schade!

Und Weiber jederlei Gestalt,
Sie lassen alle dann mich kalt,
Wie die verdammte Jauche
Der See, in die ich tauche,
Kalt macht, speziell am Bauche.

Von der Kabine bis ans Meer
Geniere ich mich immer sehr.
Trotz Spucke und trotz Laufgeschwind
Merkt jede Frau und jedes Kind,
Daß meine Füße dreckig sind.
Und niemand fragt woher.

Daß jemanden, der nicht gut schwimmt,
Daß man den gar nicht mehr als Mann
Sondern als Tauchemännchen nimmt – – –

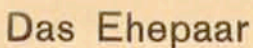
So handeln Weiber, die bestimmt
Wären, mich aufzuregen.

Mir schmeckt das Badewasser nie.
Ich denke immer an Pipi
Und kann das auch belegen.

Es liegt mir fern, hier indiskret
Krampfadern aufzuwühlen,
Doch jede Frau, die baden geht,
Weiß nichts von meinen Gefühlen.

Joachim Ringelnatz

Das Ehepaar



(Zeichnung von M. Frischmann)



„Ach, Wolfheinrich, ich finde das Meer immer wieder berauschend." — „Ich leider nicht, drum brauch' ich von Zeit zu Zeit 'n Schnaps."

Lieber Simplicissimus!

Im vergangenen Herbst ließ sich meine Frau in Dubrovnik oder Ragusa in der adriatischen Hitze braten. Eines Tages aber verlor sie sich, der hundertprozentigen Sonne satt, vom Stradone in das Gewirr der schlauchartig engen Gassen; kaum breiter, als daß man, in ihrer Mitte stehend, mit den seitwärts gestreckten Armen die hohen Häusermauern berühren kann, spenden sie erquickende Kühlung. Plötzlich fand sich meine Frau im Weiterschlendern durch ein breitspuriges Ehepaar, allzu offensichtlich sächsischer Herkunft, gehemmt, das stand und staunte. Da sie selbst, wenn auch diskret, aus L.....g stammt und verschämte Sächsin ist, pirschte sie sich näher, etwas von dem Erstaunen ihrer Landsleute abzubekommen. Aber wie staunte sie selber, als die Ex-Untertanin Friedrich Augusts, den Kopf schüttelnd, zu ihrem wohledlen Gemahl bemerkte: „Weeßte, Alwin, ich weeß gar nich, was mach'n de Leide hier eejendlich, wenn se 'n großes Biffeh krij'n!"

Das Letzte

Illustriertes Blatt. Sommer 1929.
Es gilt als letzter Schick, die Erholungsreise in eigenem Wagen anzutreten. Wir zeigen die Filmkünstlerin Margot Plafond kurz vor dem Aufbruch in ihrem rassigen Vix de moto, sechs Zylinder, Frühjahrsmodell.
Illustriertes Blatt. Sommer 1932.
Es gilt als letzter Schick, die Erholungsreise im eigenen Flugzeug anzutreten. Wir zeigen die Filmkünstlerin Margot Plafond kurz vor dem Aufbruch in ihrem schnittigen Doppeldecker, Fabrikat Excelsior, letztes Frühjahrsmodell.
Illustriertes Blatt. Sommer 1933.
Es gilt als letzter Schick, die Erholungsreise im eigenen Privatluftschiff anzutreten. Wir zeigen die Filmkünstlerin Margot Plafond kurz vor dem Aufbruch in ihrem exclusiven Schiff P. 17. Hersteller Hansawerft — allerneuestes Modell.
Illustriertes Blatt. Sommer 1934.
Es gilt als letzter Schick, die Erholungsreise in der eigenen Rakete anzutreten. Wir zeigen die Filmkünstlerin Margot Plafond kurz vor dem Abschuß in ihrem wundervoll ausgestatteten Privatraketenfahrzeug, letztes Erzeugnis, Hersteller Wonder & Co. Man beachte die fabelhaft gehaltene Innenbespannung, lila Damast mit echter Goldbordüre.
Illustriertes Blatt. Sommer 1936.
Es gilt als allerletzter Schick, die Erholungsreise zu Fuß anzutreten. Wir zeigen die Stiefel der Filmkünstlerin Margot Plafond, Marke Manasse und Pintus, Boxkalf mit echten Kuhlederschnürstrippen. H.

Vom Tage

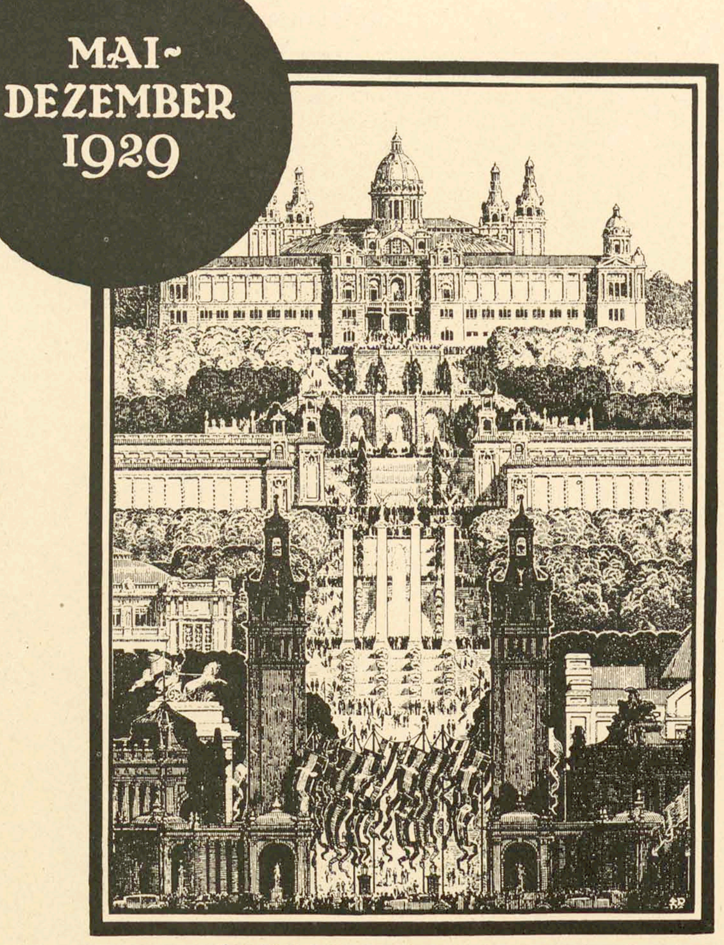
Vor ein paar Tagen werde ich von einem kleinen Mädchen im Alter von etwa zwölf Jahren auf der Straße angebettelt. Ich gebe ihm zwanzig Pfennige und beobachte, ob wohl die Kleine das Geld im nächsten Konditorladen vernascht. Aber was sehen meine Augen? Sie springt zur Personenwaage und wiegt sich!

Austausch

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Sö ham Glück — inserne Privatzimmer san grad no' frei — d' Herrschaft is af Berlin zur Season."



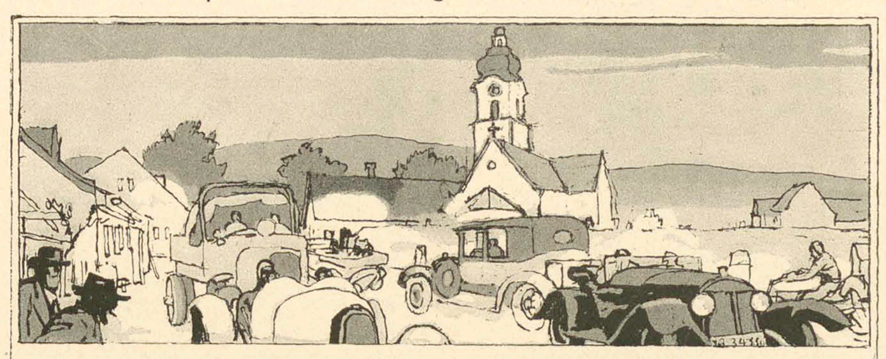
INTERNATIONALE AUSSTELLUNG BARCELONA

Alle Reisebüros erteilen Auskünfte über günstige Verkehrsverbindungen und Fahrpreisermäßigungen für die Besucher der Ausstellung

Vertreter für Deutschland:
Enrique Dominguez Rodiño * Berlin, Kurfürstendamm 18.

Simpl-Woche: Hebung des Fremdenverkehrs

(Zeichnungen von E. Thöny)



„Da muß was g'schehgn, Burgemoaster! Pfeilgrad durchfahrn tean s', die Automobui. Koaner bleibt bei ins z' Riedlsau."



„Weil d' Straß'n zu guat is. Das wern ma glei ham."

„Gel, jetzt bleibt's gern da, ihr Saupreißn?"



Zeitungsnotiz im Gauboten: „Der Umsicht und dem Organisationstalent unseres verehrten Herrn Bürgermeisters ist das Aufblühen des Luftkurorts Riedlsau zu danken."

Vorsicht beim Mensendieken!

(Zeichnung von E. Schilling)



„Kinder, holt schnell n' Badearzt — Else hat sich verwickelt!“

Stuttgart, 24. Juni 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 13

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Arbeite, Deutschland!

(Karl Arnold)



Nach der Lüge der Kriegsschuld die Last der Kriegsschulden!

Stahlhelm

Stahlhelmtag in München. Am Marienplatz eine Gruppe begeisterter Krieger, die sehr wenig repräsentativ wirkten. Hängebäuche, Krumm- und X-beine und — Köpfe!!!
Ich sah sie mir kopfschüttelnd einen nach dem andern an und dachte: Gott sei Dank, daß wenig Ausländer zuschauen!
Aber man lernt nie aus.
Einer, der schon recht toll aussah, mußte meine Gedanken erraten haben; er trat auf mich zu und sagte vertraulich: „Nach meinem Saukopf müssen Sie die Bewegung nicht beurteilen, mein Herr — es gibt auch gut aussehende Stahlhelmer!"
Sagte es, machte stramm Männchen und begab sich — ein bißchen schwankend — zu seinem Trupp zurück.
Ich war — militärisch gesprochen — entwaffnet.

•

Im Münchner Pschorrbräu an einem der Tage, wo die letzten Stahlhelmer sich noch mit den ersten Besuchern der Landwirtschaftswoche trafen. Ein Landmann aus Niederbayern, von seinem städtischen Schwiegersohn betreut, mustert den Rummel. Die Stahlhelmer erweckten in seinem Gemüt Mißtrauen, was sich in folgender Frage kundtat: „Sog, Franz, san dö Stahlhelmer königstreu oder san 's do' bloß Protestanten?"

Der König aus Ägypten

(Holzschnitt von Karl Rössing)



„Wir haben doch in Deutschland Monarchistenverbände genug — aber kommt mal ein Monarch, dann drängeln sich immer die Republikaner vor."

Lieber Simplicissimus!

Im vergangenen Sommer wurde in einem Schwarzwaldorte eine Falschmünzerbande ausgehoben. Als die Täter längst verurteilt waren, hatte der Schultheiß des Ortes noch Sorgen: In seiner Verwahrung befanden sich sechzig falsche Dreimarkstücke, die bei der Haussuchung in der Falschmünzerwerkstatt beschlagnahmt worden waren. Er wendet sich an das zuständige Oberamt mit dem Ersuchen um Anweisung, was mit dem Geld geschehen solle. Er erhält den Auftrag, die falschen Silberlinge dem Oberamt zu übergeben. Und so füllt er denn eine Zahlkarte aus, bringt das Geld zur Post, die es auch annimmt. Zwei Tage später bekommt das Oberamt vom Schultheiß hundertachtzig Mark auf Konto gutgeschrieben. Die Abbuchung soll nicht ganz einfach gewesen sein.

•

In einem Kino des Berliner Westens spielt „Die Lady ohne Schleier" mit dem Untertitel „Die nackte Lady". Zwei junge Burschen betrachten das Plakat. „Vor zwee Jahren wär' ick in den Film nich rinjejangen; damals hab' ick noch Charakter jehabt."
„Mensch, da hab' ick ooch mal runter jelitten!"

Bayrisches Examen

„Und können Sie mir die Reichsfarben nennen?"
„Schwarz- — —"
„Schon gut, schon gut — mehr braucht's nicht!"

Kuttel, Pidder und Oß fahren zum Kreuzeck / Von Peter Scher

Schon seit Jahren planten Pidder und Oß das phantastische Abenteuer, Kuttel einmal unmittelbar in die Natur zu verschleppen; von den Auswirkungen dieses Unternehmens versprachen sie sich unauslöschliche Eindrücke fürs Leben. Die Vorstellung, Kuttel losgelöst von Bar und Weinstube aus heiterm Himmel einem Reh oder einer Fichte gegenübergestellt zu sehen, wirkte so überwältigend, daß man auf der Stelle einen großen Kirsch trinken mußte.
Eines Tages, im Frühjahr, geschah das Unwahrscheinliche. Alle drei fanden sich auf dem Starnberger Bahnhof in München mit drei Mädchen zusammen. Kognak und Zigaretten wurden eingenommen, dicke Zeitungspakete häuften sich um sie; die Sonne, über all das sehr verwundert, brach durch Wolken, die sich verzogen und einen vorschriftsmäßig blau-weiß-bayrischen Himmel freigaben. Auf und davon brauste der Zug nach Garmisch-Partenkirchen, denn nichts Geringeres hatten die drei vor, als ragende Gipfel nahe der Zugspitze zu erklimmen — und sei es mittels Schwebebahn.
Der mitgenommene Kognak fand allgemeine Billigung; die netten Mädchen erglänzten in frischer Bemalung; der Starnberger See, im Vorüberfahren mit Genugtuung bemerkt, bestätigte nachdrücklich das Vorhandensein erstklassiger Natur, und da rechtzeitig nebenan ein Bua zu jodeln begann, sahen sich Pidder und Oß ergriffen ins Auge; Kuttel war nunmehr der Natur rest- und wehrlos ausgeliefert.
Da saß er, das Adlerauge von feuchtem Schimmer umflort, ein sinnendes Lächeln um den Mund, der im Rhythmus des Zuges nach der Flasche zu angeln schien, die seine harten Seemannsfäuste umklammert hielten.
Immer weiter ging es hinein in die Landschaft, unaufhaltsam taten sich Seen, Berge, Wälder und dergleichen befremdliche Erscheinungen auf. Die Mädchen, von der Natur behext, fingen an zu singen; plötzlich brachen sie mit einem Aufschrei ab und stürzten ans Fenster: „Ein Reh!" Pidder und Oß schenkten ein und führten Kuttel schonend ein Glas an den Mund. Es begann ernst zu werden.
Weit dahinten lagen Bar und Weinstube. Männer mit krachledernen Hosen und entblößten Knieen stießen rauhe Töne aus; Frauen mit Busen und langem Haar erweckten Urzeitvorstellungen; Rinderherden gemahnten an Prärien, Jodelgeräusche an Lagerfeuer — in Kuttels Antlitz malte sich wachsende Bestürzung.
Pidder und Oß feuerten die Mädchen zu immer neuen Gesängen an. Wem Gott will rechte Gunst erweisen, Ein Jäger aus Kurpfalz und Teure Heimat! erfüllten mit wandervogelischem Elan das Kupee.
In Garmisch angekommen, beschlossen die Damen, den Weg bis zum Hotel zu Fuß zurückzulegen. Es waren immerhin zehn Minuten. Die Hälfte wurde auch ohne Zwischenfall gespurtet, aber in der sechsten Minute erhob Kuttel die klagende Stimme: Was das stundenlange Herumschweifen in Wald und Flur bedeuten solle; er sei doch kein Trapper! Und weit und breit kein Wirtshaus!
Die Mädchen verhöhnten, Pidder und Oß beruhigten ihn, und es gelang mit Gesang und ablenkender Rede, den Widerspenstigen bis zum Hotel zu bringen.
Hier nun aber wurde sogleich gefrühstückt. Flaschen und Gläser türmten sich, Kellnerinnen rasten freudig durcheinander, der Ober rieb sich die Hände und versprach sich ein Geschäft.
Da lebte Kuttel wieder auf, die Natur erschien ihm in neuem, versöhnlichem Licht; er widmete ihr die ersten fünf Gläser und ließ sich zu dem Schwur hinreißen, den Bergesgipfel wolle er sehen, den er nicht mit Halloh erklimmen werde!
Als bei näherer Besichtigung des Hotels außer der Weinstube auch noch eine komfortabel eingerichtete Großstadtbar festgestellt wurde, steigerte sich sein Naturempfinden zur Schwärmerei, welcher durch raschen Genuß einiger Cocktails Ausdruck verliehen wurde.
Pidder und Oß, nun ebenfalls vom Zauber des Gebirges erfaßt, hatten mittlerweile die neuesten Berliner Zeitungen aufgetrieben und lasen, während sich die Mädchen oben in den Zimmern neu bemalten, mit Leidenschaft die Verhandlungsberichte über den letzten Justizmord, — kurz, alles stimmte zusammen, den Tag schön und harmonisch abzurunden.
Das Mittagessen verlief angeregt. Oß war es in der Zwischenzeit gelungen, die Mädchen durch Gerüchte über andere Mädchen und ihre Beziehungen zu Kuttel und Pidder durcheinander zu bringen. Pidder wiederum wechselte bereits mit einer der Kellnerinnen Blicke, die nicht unbemerkt bleiben konnten, und Kuttel hatte in seiner fröhlichen Cocktail-Laune einen Kommerzienrat, der bei einer Pulle französischem Sekt über die Not der Zeit jammerte, kraftbayrisch auf die Kirchweih geladen. Die Situation ermangelte nicht einer Turbulenz, die heitere Stunden versprach.

(Schluß auf Seite 153)

Das Kostüm

Das neuerbaute Café im Nürnberger Stadion hat einen abgegrenzten Raum für Badegäste „im Badeanzug". An einem schwülen Sommertag erscheint auf der Terrasse für das nichtbadende Publikum Fräulein Lydia X. in rotseidenem Schal und eng anliegendem weiß-rotem Hütchen. Sonst sah man an ihr nur noch schlanke Beine in fleischfarbenen Seidenstrümpfen und rote Schuhe, sonst nichts! Ein sehr erfreulicher Anblick! Noch ehe der Ober ihr das bestellte Eis gebracht hatte, erscheint der Pächter des Cafés und bittet sie — unter vielen Entschuldigungen — in dem „für Badende" abgegrenzten Teil des Cafés Platz zu nehmen, da hier der Aufenthalt im Badeanzug nicht gestattet sei und einige Herrn vom Stadtrat, die mit ihren Damen an einem der nächsten Tische säßen, Anstoß genommen hätten.
Fräulein Lydia geht schmunzelnd an dem Tisch der Stadträte vorbei in den Raum für Badegäste.
Doch kaum hat sie Platz genommen, erscheint der Badewärter, betrachtet sich die Erscheinung und fängt sofort in erregtem Tone an, daß er nichts dagegen habe, wenn das Fräulein mit dem Schal hier sitzen bleibe, aber „baden" dürfe sie in dem tief ausgeschnittenen Badeanzug nicht, denn er habe vom Stadtrat erst vor kurzem wieder strenge Anweisung erhalten, nur „dezente" Badeanzüge zuzulassen.
Als Lydia nun — eine Monavanna von heute — ihren Schal zurückschlägt und dem Badewärter ihr hochmodernes Stilkleid zeigt, erfreut sich auch der Badewärter eine Zeitlang des Anblicks, dann wird er aber wieder dienstlich: Ja, wenn das ein richtiggehendes Kostüm sei, dann dürfe sie hier nicht sitzen, hier sei nur den Gästen im „Badeanzug" der Zutritt erlaubt. Und Fräulein Lydia mußte wiederum wandern. G.

Wohlgemeint an Biedermann

Geh doch einmal ins Gegenteil
Und laß dich etwas kitzeln!
Wir sind oft unbefriedigt, weil
Wir übersicher witzeln.

Wir ziehen satt in geregeltem Trott
Auf Wegen, die scheinbar nie krumm gehn,
Eine bröcklige Gipsbüste von Gott,
Nach der wir uns gar nicht mehr umsehn.

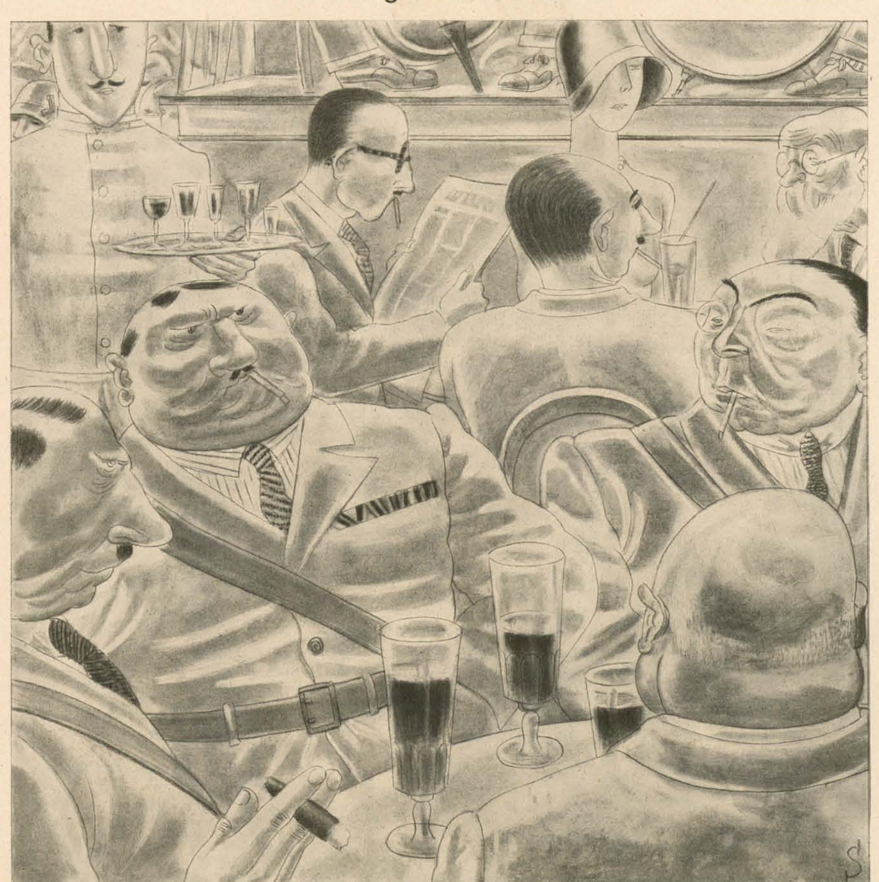
Ich sage „wir" und ich meine dabei
„gut mittelbeamtlich erzogen"
im Sinne von Kirche, Staat, Polizei.
Alles andre ist ja erlogen.

Ach reise doch mal nach Andrerseits
Und freue dich mit Verdammten,
Wär's nur an einem Beinespreiz
Für die mittleren Beamten.

Joachim Ringelnatz

Der ewige Unteroffizier

(Zeichnung von E. Schilling)



„Kamerad Müller, bestelln Se die Nationalhymne — ick will die Zivilisten mal stramm stehn lassen."

Der lebende Leichnam – zweiter Teil (Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Wenn du dieses Jahr Erfolg hast mit deiner Regie, Maxl Reinhardt, dann darfst du uns im nächsten Jahr die Monarchie inszenieren."

(Schluß von Seite 150)
Nach Beilegung der Konflikte wurde von den naturwütigen Damen ein Gang durch den Ort beschlossen, der denn auch angetreten, aber vorzeitig abgebrochen wurde, weil sich der Gesellschaft nach zehn Minuten erschöpfenden Gehens eine Weinstube in den Weg stellte, die am Aushang Rüdesheimer Berg offerierte.
„Berg ist Berg", sagte Kuttel, und sie gingen hinein.
Pidder und Oß hatten sich aber mit den Mädchen verschworen, den Abgang der Schwebebahn zum Kreuzeck um keinen Preis zu verpassen, und so stand pünktlich ein Auto bereit, das sie rechtzeitig an der Bahnstation ablieferte.
Der Gedanke, in die Wüstenei der Gebirge emporzuschweben, hatte für Kuttels abenteuerlichen Sinn etwas Berückendes; gleichwohl drückte er eine leichte Unruhe aus, ob er da oben zwischen Adlern und Gemsen eines erquickenden Trunks teilhaftig werden könne. Indessen beschwichtigten Pidder und Oß seine Skepsis mit dem Hinweis, daß oben ein ausgezeichnetes Hotel allen Anforderungen der Naturschwärmerei gerecht werde — und so schwebten sie los.
Die Landschaft versank; die Täler öffneten sich; man sah schwarze, noch vereiste Seen und das silberne Band eines Flüßchens. Adler schwebten majestätisch über Wäldern und wunderten sich über die Streichholzschachtel, die an einem Zwirnfaden zu einem Ameisenhaufen emporgezogen wurde.
Eine unvermeidliche Stimme in der Streichholzschachtel seufzte: „Gettliche Nadur!"
Es war schön.
„Station Kreuzeck", rief der Wagenführer.
Oben auf dem Plateau, unterhalb der Zugspitze, brieten begeisterte Bergfreunde reihenweise in Liegestühlen.
Elegante Mädchen salbten sich die Gesichter mit Fett und wurden von ihren Freunden bald nach rechts, bald nach links zum Braten umgewendet.
Dicke Männer boten entblößte Bäuche hemmungslos dem Kuß der Sonne dar; ab und zu sah man auf dem breiten Schneefeld gegenüber einen leibhaftigen Skimenschen abfahren.
Die Natur überbot sich an Sensationen. Kuttel konnte gar nicht hinsehen; ihm wurde teils vom Fett der röstenden Männer, teils von dem der bratenden Damen so schwach, daß er zunächst mal einen doppelten Kirsch nehmen mußte, der allerdings erstklassig war.
Die Mädchen, nachdem sie frisches Rot aufgelegt und sich ein bißchen gepudert hatten, sahen begeistert durch das Fernrohr nach der Zugspitze hinauf und nach dem Eibsee hinunter. Darüber wurden sie von Naturfreude so rabiat, daß sie ihre Bemalung abwischten und sich zwecks Bräunung ebenfalls eingefettet in die Sonne wälzten.
Der liebe Gott, von alledem humoristisch berührt, sah durch das immer bayrischer werdende Blau-Weiß seines Himmels freundlich nieder; eine der zahlreichen Kellnerinnen offenbarte zu Pidder und Oß' angenehmem Erstaunen wunderschöne Beine; ein Berliner Herr las angestrengt im „Querschnitt"; zwei Damen aus Chemnitz unterhielten sich über Anna May Wong, und alles war, wie sich's auf Bergeshöhen gehört, vom Zauber der Romantik umflossen.
Da Kuttel nach all den Anstrengungen ein bißchen eingenickt war, benutzten Pidder und Oß — zumal die Damen mit ihrer neuen Schwärmerei für Sonnenkult hinreichend zu tun hatten — die günstige Gelegenheit, schöne Mädchen aufzuspüren. Sie hatten allerdings, als sie sich dem Ziel nahe glaubten, eine kleine Panne, indem zwei stämmige Touristen aus dem Hinterhalt hervorschossen und die Mädchen unter rüden Ausdrücken als ihr Eigentum reklamierten. Worauf sich die beiden etwas kleinlaut zurückzogen und die Zeit bis zum Wiedererwachen Kuttels mit Pokern verbrachten.
Die Sonne sank. Die hinreichend gerösteten Mädchen stellten sich ein, Kuttel wurde geweckt und mit starkem Kaffee mobil gemacht. Noch ein Blick auf die leuchtende Pracht der Gletscher, und abwärts ging's.
Diesmal war die hängende Streichholzschachtel zum Bersten gefüllt. Kuttel, Pidder und Oß hatten verabredet, so zu tun, als ob sie einander fremd wären. Als das Vehikel abgefahren und im besten Gleiten war, schrie Kuttel plötzlich gellend: „Halt! Halt!" Und als alle entsetzt zusammenfuhren: „Aussteigen! Ich hab' meine Zigaretten oben vergessen."
Worauf Pidder als fremder Herr in scharf zurechtweisendem Ton eine Debatte eröffnete, die beim mitfahrenden Publikum zwiespältige Empfindungen auslöste.
Auf halber Höhe deutete Kuttel dann auf Oß und raunte dem Wagenführer immerhin laut genug zu: „Der Alte dort mit dem blöden Gesicht ist mein Vater! Zehn Mark, wenn Sie ihn abwerfen!"
Dumpfes Murren ob so beängstigender Familienverhältnisse erfüllte den Raum; Kuttel aber kehrte sich nicht daran, er zeigte auf seine Freundin und sagte: „Wenn die Dame Blödsinn redet — machen Sie sich nichts daraus — es ist meine Frau, die ist heute erst aus der Irrenanstalt entlassen!"
Eine leichte Unruhe griff Platz, von der Kuttel aber nicht weiter Notiz nahm. Er beugte sich liebevoll zu zwei Kindern nieder und sagte, auf Oß deutend: „Seht, Kinderchen, das ist mein Vater, den könnt ihr ruhig auslachen — der ist total verblödet!"
„Unerhört!" sagte ein anwesender Pädagoge, aber die meisten schienen sich doch ganz komfortabel zu befinden. Schließlich kam auch Pidder noch dran, indem Kuttel ihn ab und zu „Herr Domela" anredete — nicht ohne dabei rasch, wie erschrocken, die Hand an den Mund zu halten.
Er erzielte mit alledem jedenfalls eine der Naturanbetung leicht entgegengesetzte Bewegung in dem gleitenden Kasten, und als sie unten angekommen waren und das wartende Auto bestiegen, wurden sie gewahr, daß von den Zurückbleibenden manche sich bekreuzten und Gott zu danken schienen — was ja schließlich auch verdienstvoll war.
So nahm der direkte Kontakt mit der Natur ein erfreuliches Ende; indirekt ging es dann noch im Hotel weiter, wo sich in vorgerückter Stunde eine ganze Gesellschaft um Kuttel, Pidder und Oß versammelte — alles Leute, die der Natur ehrlich zugeneigt waren, aber die Verbindung mit der Bar denn doch nicht ganz verlieren mochten.
Gegen drei Uhr morgens suchten Kuttel, Pidder und Oß in, wie sie glaubten, angemessener Heimlichkeit ihre Zimmer auf; es müssen ihnen dabei aber doch Irrtümer unterlaufen sein, denn am andern Morgen beim Frühstück sahen sie nichts als saure Gesichter um sich und hörten nichts als dumpfe Bemerkungen über rücksichtsloses nächtliches Randalieren.
Kopfschüttelnd sahen sie einander an, und als sie gesträubten Haars die hohen Rechnungen bezahlt und das Auto zum Bahnhof bestellt hatten, sagte Kuttel, indem er der Reihe nach alle liebevoll ins Auge faßte: „Meine Freunde, die Natur ist schön, aber, aber — — — man soll sie nicht unnötig herausfordern! Jedem das Seine — ich freue mich königlich auf den heimischen Asphalt."



Literatur

Der beliebte Autor

Schmierst du den erprobten Sums,
traun, so ziehst du keine Niete,
und im Maul des Publikums
wohnst du wertgeschätzt zur Miete.

Aber wenn dein Eigensinn
wider das Gewohnte sündigt —
wehe dir, dann geht's dahin,
und der Hausbesitzer kündigt.

Eugenik

Noch immer reifen in den Schößen
der literarischen Tagesgrößen
Produkte, die verloren sind,
kaum daß sie recht geboren sind.
Wär's nicht meist besser, durch vorzeitigen
Abort dieselben zu beseitigen?

Alle Jahre wieder . . .

Ich sag's ja: Jakob Wassermann,
das ist ein Mann, der alles kann.
Jetzt bringt er Kolumbi Konterfei . . .
Fragt sich bloß: mit oder ohne Ei?

O.

Von der neuesten Stilblüte

Wie so viele meiner Kollegen war auch ich es satt geworden, das langweilige „sagte er", „erwiderte", „ächzte", „schluchzte sie" zu schreiben. Darum, als mich wieder einmal der schöpferische Geist überkam, klingelte ich meiner Sekretärin. „Schreiben Sie!" paffte ich meine Zigarette. „Muß erst einen neuen Bogen einspannen!" puderte sich das hübsche Fräulein. „Tempo! Tempo!" warf ich nervös den Stummel weg. „Um Gottes willen!" trat sie die auf dem Smyrnateppich glimmende Zigarette aus. „Nun?" steckte ich mir eine neue an. „Fertig!" spielten ihre gelenkigen Finger auf den Tasten der blitzenden Continental. „Pst! Halli-Halloh! Eine Kurzgeschichte . . .", verschleierte sich meine Stimme. „Streichen Sie das ‚Eine'", schaute ich auf den blütenweißen Bogen. „Ich dachte auch schon daran", steckte sich das Fräulein einen Kaugummi in den Mund. „Fahren Sie fort!" schlug ich die Faust auf den Tisch. „Bedenken Sie, bitte, daß ich Dame bin!" verschluckte sich die Sekretärin. „Meine Angestellte sind Sie, verstehen Sie mich?" traten meine Augen vor den Kopf. „Ich kündige!" federte sie vom Stuhle. „Lächerlich! Wo wollen Sie denn Arbeit finden?" schneuzte ich mich. „Ich will Ihnen etwas sagen," kollerten ihre Tränen, „Ihre Geschichte ist ja fertig!" tippte sie schnell unser Gespräch aus dem Gedächtnis ab. „Sie sind ein Genie!" drückte ich sie an mich. „Es ist zum Pflastersteine benagen!" nahm sie eine Praline. „Ich werde Sie heiraten!" küßte ich sie. „So dumm bin ich nicht!" bewies sie ihr Genie.

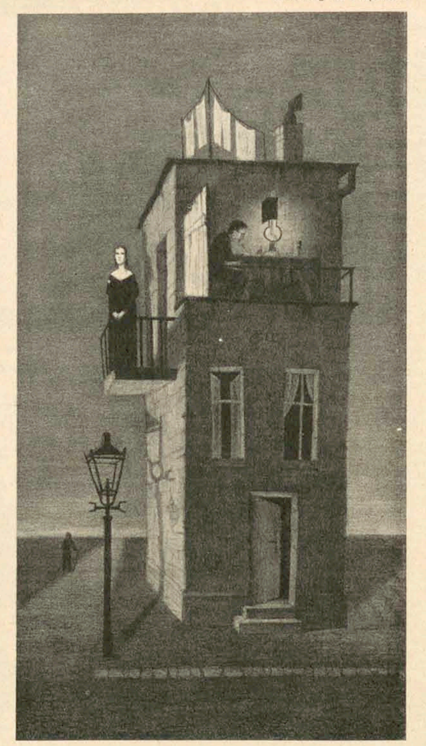
Matthießen

Lieber Simplicissimus!

Dort oben am Nil zwischen Sohag und Louxor, fernab von der Touristenstraße, liegt ein Nest — Anlat Salama — ohne Eisenbahn und ohne Telephon, dafür aber mit desto mehr altislamitischer Tradition und patriarchalischem Empfinden. Neulich sitze ich mit meinem alten Freunde Cheikh Amin vor der Hofmauer und trinke Kaffee, als in lustigem Trabe Hassan, der Sohn des Omdahs, auf seinem flinken Rapphengste die Dorfstraße herunter kommt. Auf unser Woher und Wohin erzählt er uns, er reite nach Balasfoura hinunter, wo sein Rappe — er drückte sich nicht ganz so gewählt aus — eheliche Pflichten zu erfüllen habe, wofür er — Hassan — hundertundfünfzig gute Piaster einstreichen könne. Worauf mein Freund in die klassischen Worte ausbrach: „Sohn eines Hundes, du bist mehr als ein Zuhälter. Dein Gaul hat das Vergnügen und du nimmst dafür Geld? Nein, das ist eine Sünde, eine große Sünde!" Für den ganzen Tag war dem alten Cheikh die Laune verdorben, und abends schüttelte er noch seinen grauen Schädel und sagte: „Nein, das ist eine große Sünde!"

Lücke in der Literatur

(Zeichnung von R. Spemann)



„Endlich werden wir reich werden — endlich schreibt er seine ‚Kriegserlebnisse eines d. u.' nieder."

Lieber Simplicissimus!

Auf dem Marktplatz des kleinen Städtchens stand einsam und verlassen ein Kleinwagen. Einen Tag. Zwei Tage. Schließlich frage ich den Kurhauswirt: „Wem gehört denn eigentlich der Wagen. Der kann doch leicht gestohlen werden?"
Sagt er: „Nu freilich. Dadruff warten mir ja gerade!"

•

Mondnacht auf der Alster. Kanu an Kanu und Pärchen an Pärchen.
„Kiek, Olle," sagte ein älterer Herr, „moderne Jugend! Uff'm Wasser ham wir sowat doch nich jetrieben, wat?"
„Nee," meint sie verschämt und schaut auf die leis schwankenden Schifflein, „dafor warst aber ooch eigentlich zu leidenschaftlich, Willem!"

•

In einem Leipziger Vorstadtgasthof ist die erste Wahlversammlung. Sie ist herzlich schlecht besucht, außerdem macht der Drehorgellärm des in der Nähe stattfindenden Frühlingsfestes dem Redner viel zu schaffen. Mürrisch verschlingt der Vortragende nach Schluß der Versammlung in der Gaststube auf Parteikosten ein Beefsteak. Kauend klagt er dem anwesenden Pfarrer, daß er sich diesmal mit den Wahlreden voraussichtlich den halben Mai verderben werde.
Und der Pfarrer erwidert seufzend: „Geht mir's denn mit den Sonntagen besser?!"

•

Die „M. N. N." sind entrüstet über die kommunistische Verhetzung der Jugend im Worpsweder Erziehungsheim des Malers Vogeler, wo „Republik, Religion, Gesellschaft und was es sonst noch an verhaßten Institutionen gibt, verhöhnt und verzerrt werden".
(Sieh mal an — also auch die Republik!)

Caveant consules —!

Mensch, nun droht ein gewaltiger Streik der Weltstadt Berlin!
Nicht von wegen Zörgiebels mailichem Knüppeln und Schießen —:
hier streikt einmal nicht der machtlose Arbeiter-Kuli,
sondern die Lust-Industrie will geschlossen am ersten Juli
sämtliche Schau- und Vergnügungs-Unternehmungen schließen,
denn die böse Lustbarkeitssteuer, die macht sie hin!

Nirgendwo wird im Kintopp ein Film dir mehr flimmern —
streng verrammelt sind Tanzdielen, Varietés, Kabaretts —
selbst das Lodern der Lichtreklamen wird abgestellt!
Im Kaffeehaus ohne Musike mußt du trostlos verkümmern,
und es bleibt dir von allen Genüssen der Welt
nur die kärgliche Lust des — womöglich eh'lichen — Betts!

Sieh: eine Weile kann man sich damit vergnügen und trösten,
daß man enorm viel Krebse und Braunschweiger Spargel verdrückt —
Dann aber — dann?? Das ist einer der grausamsten, größten
Streiks, die die Welt je gesehn! Und kein Zweifel besteht, daß er glückt!
Keine Regierung gibt's, die starr und unbeugsam bliebe,
legt man erbarmungslos still die „lebenswicht'gen Betriebe"!

Karl Kinndt

Die bosnische Jause / Von Roda Roda

Sie wissen doch, was eine Jause ist? Der österreichische Nachmittagskaffee.
Im zweiten Kriegsjahr war ich in Trentschin-Teplitz — das ist ein Schwefelbad am Rand der Karpathen. Grünes Tal, murmelnde Bäche — schöner und friedlicher als in Teplitz braucht es auf dieser Erde nicht zu sein.
Am Rand des Baches, im Gras etliche zwanzig Mann, bosnische Infanteristen, die waren zur Erholung aus der Front hierher ins Bad geschickt, Muhammedaner — und heute, Freitag, betete ihr Priester mit ihnen, der Militärimam. Er stand in Kreisesmitte, mit dem Gesicht gen Mekka, hielt die leeren Handflächen vor sich und las daraus wie aus einem Buch. Die Soldaten rundum hockten auf ihre Art: die Ärsche auf den Fersen — und die Hände hielten sie hinter den Ohren, als lauschten sie angestrengt; was sie doch, der Imam leierte tönend, gar nicht nötig hatten.
Ich ging zum Stationskommandanten und sagte ihm: „Herr Oberst, bitte, schicken Sie mir doch nachmittags Ihre Muhammedaner; ich will sie mit türkischem Kaffee bewirten — den haben die armen Teufel gewiß schon lange nicht gehabt."
Richtig, um fünf kamen sie; langsam im Rudel — unter Führung ihres Ältesten, eines Unteroffiziers — und bedrückt, wie zu einer militärischen Übung.
Ich lud sie in die Laube und hieß sie niedersitzen. Sie schauten vor sich, ihre Arme hingen hilflos in die Schöße. Das Mädchen trug auf; sie streiften das Mädchen mit Blicken und saßen wieder stumm.
Ich ließ sie allein.
Aus meinem Zimmer aber ob der Laube, ohne zu sehen und gesehen zu sein, hinter einem Vorhang belauschte ich ihre Unterhaltung.
Zuerst tauschten sie Mutmaßungen aus: warum, zu welchem Zweck, aus welchem eigennützigen Grund der fremde Herr ihnen könnte dies Fest gegeben haben. Der Unteroffizier entschied: ich sei offenbar sehr reich und täte es aus Überfluß an irdischer Habe. — Gut, der Punkt war erledigt.
Sie kamen — natürlich — auf den Krieg zu sprechen. Zwei, drei Erfahrene redeten; die Rekruten hörten zu.
Die Hauptsache im Krieg sei der Alkohol. „Nema Ruma," sagten sie, „nema Sturma." — „Ohne Rum kein Sturm."
Im Sturm aber, Bajonett auf Bajonett: man sollt es nicht glauben, da sei das kurze österreichische, das messerartige besser als das der Serben und Russen. Den Serben und Russen ihres ist überlang und schmal. Im Stoß verbiegt es sich, bricht ab. Und: in die Brust soll man den Gegner nicht bohren — man bleibt stecken, muß sich mühsam freimachen mit einem Tritt vor Gegners Bauch. Besser in den Hals — da ist der Gegner hin auf der Stelle. Es trifft's aber nicht jeder, und das Risiko ist groß. Darum: in den Magen, der Gegner ist da breit.
Sagte ein andrer: Überhaupt, Neulinge haben einen falschen Eifer bei Gebrauch des Bajonetts; sie glauben, man müsse furchtbar zustoßen — und das wird ihnen zum Verhängnis, sie verlieren im Schwung die Gewalt über sich, fallen vornüber und sind wehrlos. Falsch! Durch Übung kommt man darauf, wie weich er ist, der Feind: das Bajonett rutscht leicht hinein wie in Brotteig.
„Und nur von unten", lehrte der Unteroffizier. „Habt ihr zu Hause nicht Heu auf den Wagen geladen? So muß man den Serben, den Russen auf das Bajonett nehmen: wie Heu auf die Heugabel, von unten. Kinder, das gibt aus!"
Dann wurden sie fröhlich und sangen:

„Die Herren Generale sitzen beim Mahle,
Die Herren Offiziere trinken Biere,
Dunkles, Hells.
Soldaten kriegen keinen Braten,
Soldaten kriegen die Granaten
Und Schrapnells."

Es war eine gemütliche Jause.

Lieber Simplicissimus!

Die Lehrerin bemüht sich, den Kindern Gottes Eigenschaften wie Allwissenheit, Allgegenwärtigkeit, Ewigkeit usw. klarzumachen. Um letzteren Begriff zu erklären sagt sie: „Gott war da, als unsere Eltern, Großeltern, Urgroßeltern usw. lebten; er ist jetzt da und wird da sein, wenn unsere Enkel und Urenkel leben werden, kurzum, er ist, er war, und er wird immer da sein. Wie würdet ihr diese Eigenschaft Gottes nennen?" fragt sie die Kinder. Da erhebt sich ein kleiner Finger, und Susi fragt: „Könnte man da nicht sagen, daß Gott zähe ist?"

•

Nach der Premiere von „Faust" im Prinzregententheater. Ein Pärchen wandelt sinnend auf und ab. Dann lösen sich die Zungen zu einem Gespräch über das Stück.
Sie: „O mei, jetzt hab' i gmoant, dös is a Lustspiel."
Er: „Könntst scho wissen, daß der ‚Faust' ka Lustspiel is."
Sie (gekränkt): „Woher soll i denn dös wissen? Steht ja am Zettel, daß s' es heut zum erstenmal geben!"

Felix Britannia!

(Th. Th. Heine)



„Ich wechsle die Farbe, Lloyd George wechselt sein Hemd — und alles bleibt beim alten."

Die fromme Lüge

Großpapa ist schon ein bißchen — na
sagen wir: nicht mehr ganz up to date;
oft erfaßt er die Zusammenhänge etwas spät
und bisweilen ist er kaum noch da.
Aber — er besteht auf seinem Köpfchen,
und man muß die Dinge so frisieren,
daß sie, ähnlich wie sein Nasentröpfchen,
seine Umwelt leuchtend reflektieren.
So zum Beispiel, wenn man tä tä tä! macht,
wie er's bei der Garde einst getan,
fühlt sich Großpapa im Vollbesitz der alten Land- und Seemacht
und Hurras gefährden seinen letzten morschen Zahn.
Gott ist ihm noch Gott, Mama noch Muttchen,
seine Jüngste (sechsundvierzig, etwas fett)
nennt er wegen ihres Kurzhaars Revoluttchen . . .

Großpapa lag kürzlich krank zu Bett.

Jeder sagte: Bloß ihn nicht erregen!
Alle leugneten diskret und zart
teils aus Liebe, teils des Zustands wegen
die so rauh beschaffne Gegenwart.

Eines Tags erwähnte er mit stillem
Dulderlächeln so den Kaiser Willem,
daß sein jüngster Neffe, Pastor Pfiff,
tiefgerührt zu frommer Lüge griff.
In der Meinung, es sei aus mit Opa,
sprach er: „Freue dich, jetzt ist es klar,
daß im Hinblick auf den Kaiser ganz Europa
einer Fälschung ausgeliefert war.
Opa! hörst du mich? Er fiel in Flandern —
an der Spitze seiner Truppen — im Gefecht!
Der in Doorn sitzt, Opa, ist nicht echt
und er stapelt hoch — wie all die andern . . ."

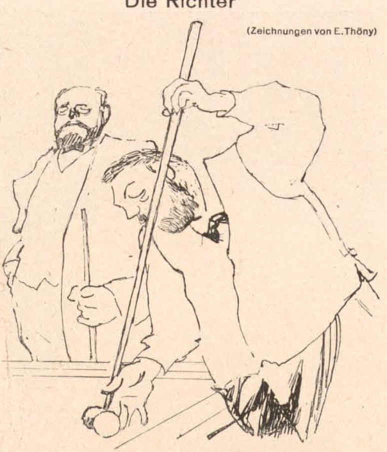
Über dieser Lüge, fromm gespendet,
hat sich Großpapa verklärten Blicks,
scheinbar schlafend, nach der Wand gewendet —
doch dann kam die Folge dieses Tricks.
Nichts belebt so sehr wie höchste Freude,
Großpapa ward wieder fix und heil
und jetzt trägt er das nun fröhlich unter alle Leute
und nun haben sie mit Großpapa ihr Teil.

Trim

Simpl-Woche: Jakubowsky

Die Richter

(Zeichnungen von E. Thöny)



„Wir hätten ihn ja gern freigesprochen — aber es wär' schade gewesen um die schönen Indizien."

Der Pastor

„Er schied mit einem Gebet — ihm kann nichts weiter passieren."

Der Scharfrichter



„Der Mann wurde mir angeliefert, die Spesen sind bezahlt — wozu die Aufregung??"

Der Oberstaatsanwalt



„Was soll das Geschrei — der Mann ist tot und ich bin pensioniert!"

Am sausenden Webstuhl der Monarchie

Monarchisten! Flammet auf, wie Zunder!
Hosiannah sing, wer gutgesinnt!
Schluchzet, Patrioten: Denn das Wunder
(wie bekannt, des Glaubens liebstes Kind),
jetzo endlich kam es zur Entbindung,
wie schon längst dir, deutsches Herz, geschwant:
Wilhelm Doorn hat mittels Raumkraftfindung
Deutschlands Wiederaufstieg angebahnt.

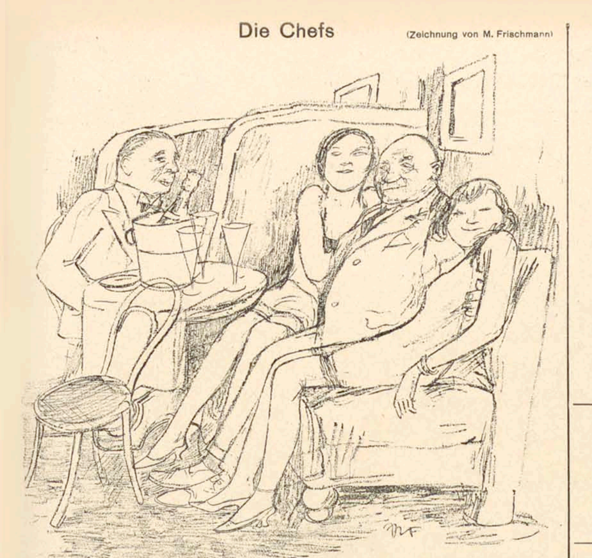
Auf Schloß Aurolzmünster, tief im Keller,
wo der Schatz des Parazelsus lacht,
hat der Postbeamte Karl Schapeller
einen Dynamo in Gang gebracht.
Dieser Dynamo, weil zweckentsprechend
aufgehängt im luftverdünnten Raum,
liefert, jeden Widerstand zerbrechend,
den realisierten Kaisertraum.

Sollte wider jegliches Erwarten
aber dennoch nicht die Weltkraftei — — —?
Nun, so hofft man doch von dem verscharrten
Schatz des Parazelsus mancherlei.
— Gleicht das einem Märchen nicht von Tausend
und von einer (wenn nicht mancher) Nacht,
welche Ludendorff am gleichfalls sausend
golderzeugenden Webstuhl zugebracht??

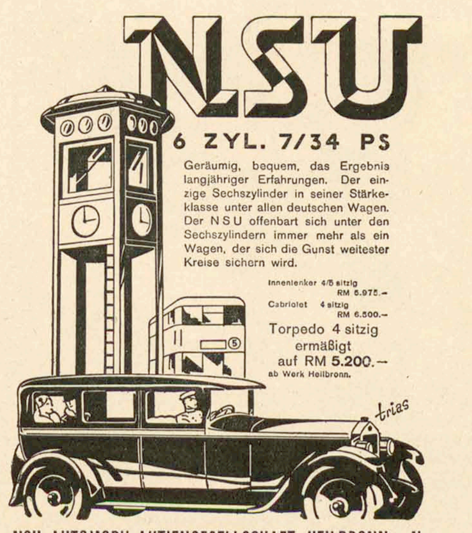
Sebaldus Nothanker

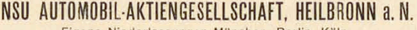
Die Chefs

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Uns müßt ihr reell behandeln. Morgen schicken wir euch dafür unsere Prokuristen her — die könnt ihr rupfen!"





Eigene Niederlassungen München, Berlin, Köln.



Lästiger Schweißgeruch

der sich besonders in den Achselhöhlen beim Tanz und Sport für die Umgebung unangenehm bemerkbar macht, verschwindet sofort durch **Leoform-Creme.** Diese Anti-Schweißcreme verhindert, ohne die Wäsche zu verändern und ohne den normalen Schweiß zu unterdrücken, übermäßiges Transpirieren und verbreitet einen herrlichen Rosenduft Tube 1 Mk — Zu haben in allen Apotheken, Drogerien bzw. Chlorodont-Verkaufsstellen

Achtung Männer! und Frauen

Sexursan, das neuartige und sicherste nach biologischen Grundsätzen hergestellte **Sexual-Verjüngungs-Mittel.** Ein Sexual-Therapeuticum zur Behebung sexueller Erschöpfungszustände und nervöser Störungen jeder Art. Garantiert alkaloidfrei. **Nachhaltigste Wirkung. Verleiht Lebenskraft und Lebensfreude bis ins hohe Alter. Ein Versuch wird auch Sie überzeugen. Viele Anerkennungen.** Aerztlich glänzend begutachtet.

Originalpackung 100 Tabletten Mk. 9.50, für Frauen Mk. 10.50
Kurpackung . . . 300 „ „ 25.—, „ „ „ 28.—

Wo in Apotheken nicht erhältlich, diskreter Versand durch das Depot: Dornbusch-Apotheke Frankfurt a. M. (Postschließfach 33) geg. Nachn. od. Voreinsend. des Betrages auf deren Postscheckkonto Nr. 854 42 Frankfurt a. M. Ausführliche Literatur in verschloss. neutral. Umschlag geg 30 Pfg. Porto, durch die Alleinherstellerin: URSAN G. m. b. H., Frankfurt a. M. 67, Kaiserhofstraße 14.

Die konträre Sexualempfindung

des Mannes und des Weibes von Dr. Magnus Hirschfeld.

1100 Seiten. M. 18.—, geb. M. 25.—.

Prosp. auch über andere kultur- und sittengeschichtliche Werke franko. **Verlag Louis Marcus, Berlin W 15 a.**

Wir bitten die Leser, sich bei Bestellungen auf den „Simplicissimus" zu beziehen.



sind immer schlanke Erscheinungen. Schlankheit ist die beste Voraussetzung für Eleganz, Kleidsamkeit u. Jugendfrische. Auch Sie können zu diesen Glücklichen zählen. Werden Sie schlank auf einfache, unschädliche, ärztlich empfohlene Weise: Trinken Sie Dr. Ernst Richters

Frühstücks-Kräutertee

Sanitätsrat Dr. A. D. in A. schreibt: „Der Tee hat mir gute Dienste geleistet, bin 15 Pfd. leichter geworden und frischer, wie 10 Jahre jünger.

Bestellen Sie sofort; 1 Paket Mk. 2.—, 6 Pakete Mk. 10.—, zum Erfolg erforderlich, in Apotheken und Drogerien

„HERMES", Fabrik pharm. kosm. Präparate (Franz Gradinger) **MÜNCHEN 81, Güllstraße 7**

Simpl-Bücher

bringen als Nachfolger der zumeist vergriffenen „Simplicissimus-Albums"

die besten und witzigsten ein- und mehrfarbigen Karikaturen

von Arnold, Großmann, Gulbransson, Heine, Heubner, Schilling, Schulz, Thöny und anderen.

1. Band:
Das Geschäft

2. Band:
Völlerei

Kartoniert je Mk. 1.—

3. Band:
Berliner Bilder
Von KARL ARNOLD
Kartoniert Mk. 2.—

In allen guten Buchhandlungen zu haben!

Simplicissimus-Verlag München 13
Friedrichstraße 18

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Redaktion: Hermann Sinsheimer, Peter Scher.** Verantwortlich für die Redaktion: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** •
Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

L'état — c'est moi!
oder: Der Dienst am Vaterland

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„— — wenn es stets zu Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält — —"

Lieber Simplicissimus!

Ein Leipziger Arbeiter-Männerchor wechselte sein Übungslokal, und der Dirigent, der das neue Lokal noch nicht kannte, erkundigte sich beim Vorstand danach. Bereitwilligst gab dieser Auskunft und schloß seine ausführliche Schilderung mit den Worten: „Also gorz un gud, in dän Logaale brauch' mer sich nich zu scheniern, mer brauch' sich aber ooch nich zu schäm'!"

•

Scheunenviertel. Ein Liebespaar, engumschlungen. Er vielleicht siebzehn, sie mag fünfzehn Lenze zählen. Hingebungsvoll liegt sie in seinen Armen. — Und er sagt mit heiserer Stimme: „Zum Donnerwetter, wehr dir doch, dumme Jöhre! Det is ja langweilig."

Sanatorium Tiberias

Sankt Lukas im fünften Kapitel
(vom See Genezareth)
erzählt ein probates Mittel,
das Jesus den Fischern verrät,

um reiche Beute zu fangen.
Auch lernten wir im Pennal,
er sei übers Wasser gegangen.
Das war anno dazumal.

Er heilte auf seine Weise
in jener Gegend herum.
— Heut steht dort für bessere Kreise
ein Sanatorium.

Ob Kuren daselbst gelingen,
wie Jesu gegen die Gicht,
ob sie gar Wunder vollbringen
wie er — wir wissen es nicht.

Ein suggestiver Name
genügt ja häufig bloß.
Den Fischfang mittels Reklame,
den haben sie jedenfalls los.

Ratatöskr

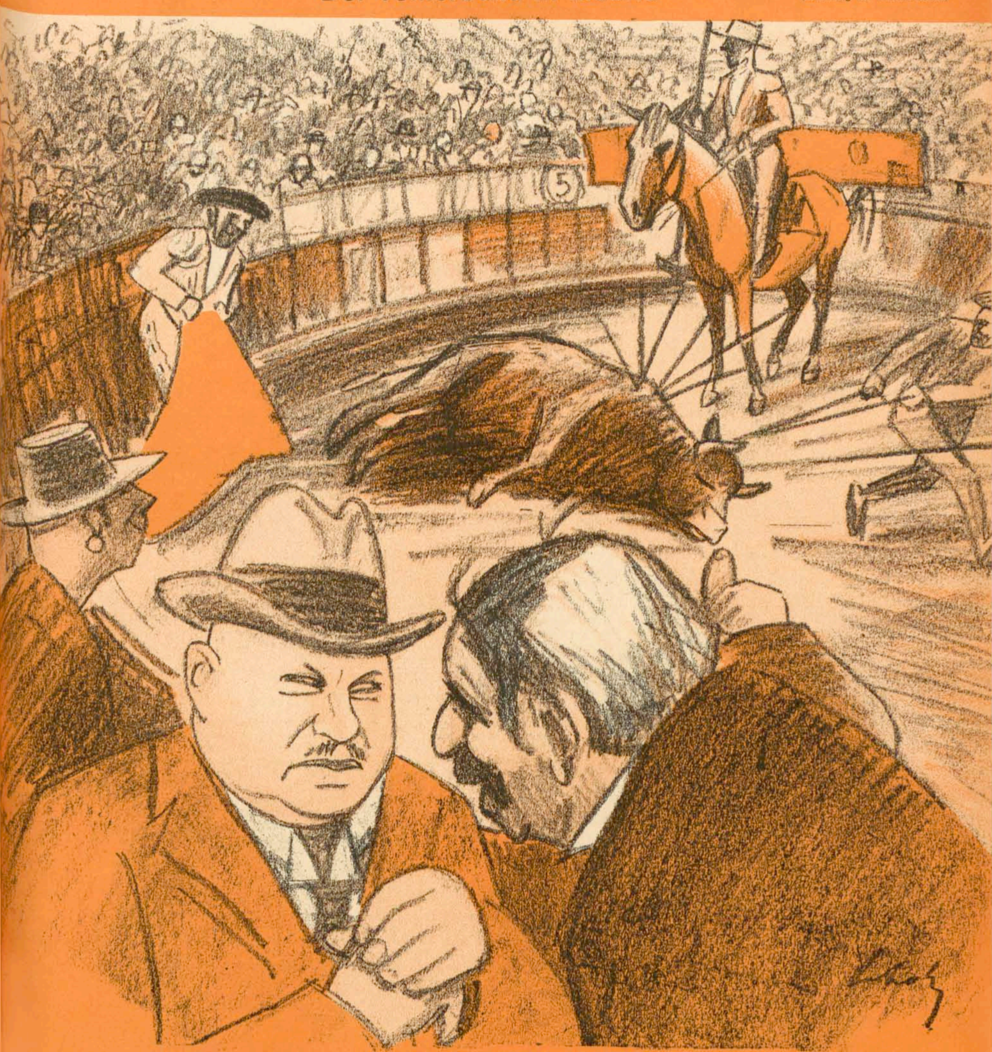
München, 1. Juli 1929 34. Jahrgang Nr. 14

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Der Völkerbund in Madrid

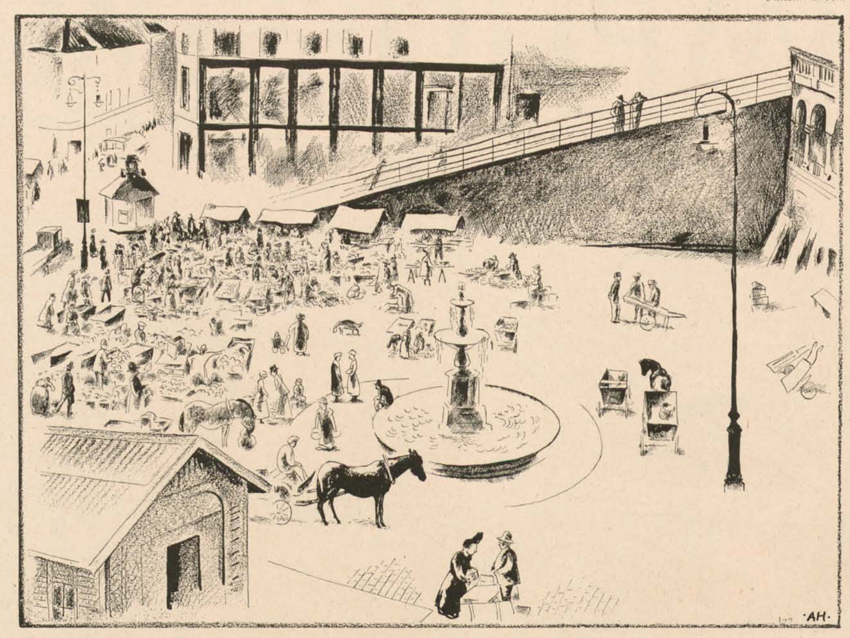
(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Tja, lieber Stresemann — das ist das Schicksal aller Minderheiten!"

Markt

(Anton Hansen)



Berliner Sommerbrief

Das Thermometer steigt, und die „Season" ist zu Ende — wenigstens behaupten letzteres die Zeitungen, denn praktisch war von einer „Season" so wenig die Rede, daß unter Einheimischen nie davon die Rede war.
Daß unser Oberbürgermeister Bös auf Helene Mayer bös war, weil sie im olympischen Amsterdam eine schwarzweißrote Fahne geschwenkt hat, hat sich als böser Mißgriff erwiesen, weil diese Fahne nicht republikfeindlich-schwarzweißrot, sondern nur klublich-schwarzweißrot war, so daß mit einer Absicht der jungen Dame, sie wolle die Republik stürzen, nicht zu rechnen war. Nun aber wurde Helene Mayer auf Bös bös, kam nicht und stürzt nun — entgegen ihren früheren Absichten — vielleicht doch die Republik. Nun grade!
Die großen populären Mai-Erfolge ließen die Berliner Polizei auf den erworbenen Lorbeeren nicht ruhen, und man beschloß, nun auch in Konzerten keine Ansammlungen von begeisterten Demonstranten vor dem Podium mehr zu dulden. In anerkennenswerter Beherrschung hat man bei dem Tenor Volpi diesmal noch nicht scharf geschossen, wird aber für alle Fälle in die Dirigenten-Pulte aller Konzertsäle Maschinengewehre einbauen. Gemeingefährliche Ansammlungen sind lediglich in Postämtern, vor den Auszahlungsstellen der Erwerbslosenfürsorge und weekendlich bei öffentlichen Verkehrsmitteln gestattet.
Da es der deutschen Tonfilm-Industrie nicht gelungen ist, die Aufführung des „singing foul" zu verbieten, sucht man dem heimischen Publikum die Freude an diesem Import-Artikel dadurch zu verekeln, daß man im „Ufa-Palast" den „sensationellen amerikanischen Tonfilm „Submarine" laufen läßt, der zwar kein Tonfilm ist, aber so gräßliche Geräusche hervorbringt (neben einer aus drei anderen Filmen gestohlenen Handlung), daß alle Geschädigten reuevoll zum stummen Film zurückkehren. Absolut klar und technisch vollkommen kamen nur die Pfiffe der Premieren-Besucher heraus.
Nach Schluß der Völkerbund-Tagung in Madrid werden sich die europäischen Außenminister — wie verlautet — wieder ernsten politischen Aufgaben zuwenden und zunächst ihren Sommerurlaub antreten, was ja alljährlich zur Befriedung der Völker am meisten beiträgt. Trotz des Verbotes von „Giftgas über Berlin" ist jedoch leider nicht zu leugnen, daß die Autovergasung insbesondere der westlichen Gebiete erschreckend zunimmt. Ein genialer Unternehmer ist auf die Idee gekommen, den Besuchern der Vorgärten von Kurfürstendamm-Lokalen gegen eine Gebühr von fünfzig Pfennigen pro Stunde Gasmasken leihweise abzugeben und macht rasende Geschäfte. Auch die Damen-Moden-Industrie beginnt sich dieses neuen Zweiges zu bemächtigen und wirft schicke und kleidsame Modelle auf den Markt.
An Uraufführungen junger deutscher Dramatiker erlebten wir die frenetisch beklatschten Erfolge von „Fledermaus", „Polnischer Wirtschaft" und „Berlin, wie es weint und lacht". „Jeder nur einmal in Berlin!" lautet auch die Parole für die nächstjährigen Festspiele! Kaki

Lieber Simplicissimus!

Kürzlich war beim Staatspräsidenten einer südamerikanischen Republik Galadiner. Alles, was Name und Rang hat in der Hauptstadt, war erschienen. Überhänge, Pelze (man lebt in 3—4000 Meter Höhe), Mäntel wurden von Dienern in Empfang genommen und bis zum Festende betreut. Aber als wir — unkundige Thebaner — wenig nach Mitternacht unsere Pelze zurückverlangten, brachte man uns stark abgetragene helle Sommerüberzieher. Auf unseren Protest wurde mit höflichem Bedauern erwidert, daß Pelze leider schon um elf Uhr, alle seidengefütterten Überzieher aber kurz vor Mitternacht vergriffen gewesen seien.

•

In unserer (sächsischen) Kleinstadt gibt es ein Familienbad. Zwei Damen in den besten Jahren sitzen auf einer Bank und glossieren die Badenden. — Ein Paar geht vorüber: er Athletengestalt, sie klein und zart. Ich hörte eine der beiden Damen sagen: „So e Mann un so e Stickchen Mädchen — des is doch werklich die reenste Verschwändung."

Vom Tage

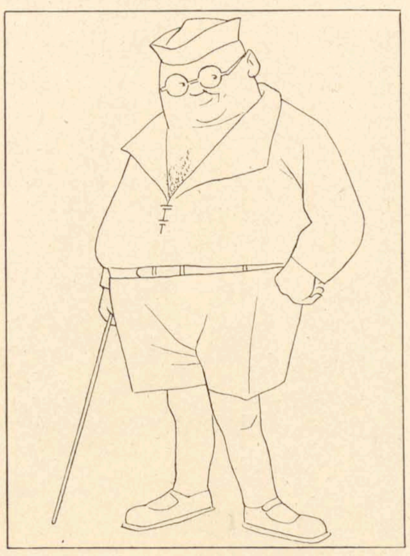
In der württembergischen Oberamtsstadt Schorndorf ist ein Kulturkampf entbrannt. Der Stadtrat hat nämlich eine Freibadanlage an der Rems genehmigt. Dagegen bäumen sich unterschriftlich 1754 Bürger auf: „. . . wir wissen sehr wohl, daß solches Zusammenbaden in der Rems seither schon infolge immer mehr um sich greifender sittlicher Laxheit geübt wurde. Wir bedauern außerordentlich, daß der Gemeinderat . . . diesen Zustand sanktioniert und ihm Vorschub leistet . . ." Und ein Bezirksnotar a. D. vollends kleidet seine Entrüstung in noch flammendere Sätze: „. . . Gibt die Obrigkeit den Untertanen Gelegenheit, ihr verderbtes Fleisch in Lüsten zu weiden, so begünstigt sie . . . die Hurerei und den Ehebruch . . ." Zum Schlusse aber findet ein Mitglied des „Christlichen Volksdienstes" den schlichtesten und stärksten Einwand: man müsse das Bad auch aus finanziellen Gründen ablehnen, denn weite Kreise hätten kein Interesse am Baden . . .

Vorschläge zur neuen Herrenmode

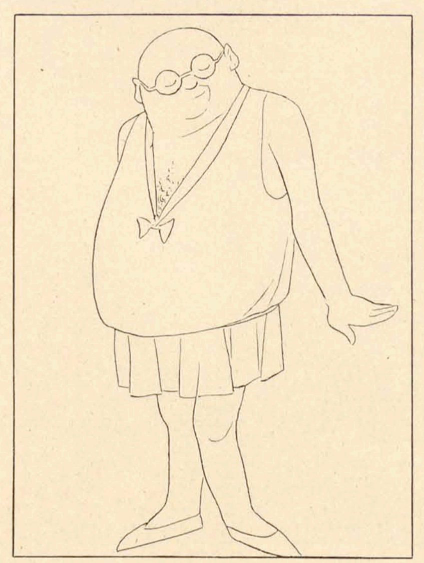
(Karl Arnold)



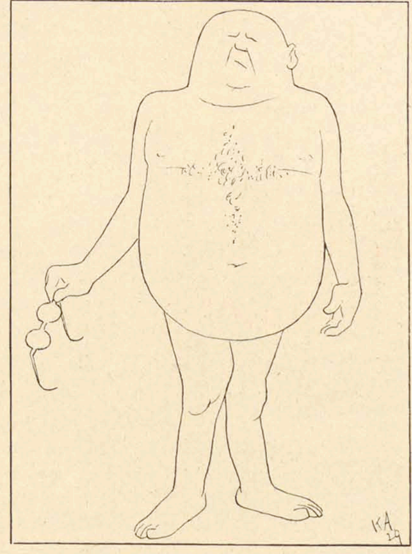
„Sehr geehrte Herren, wir sind das Opfer der Textilindustrie — darum fort mit dem unhygienischen Kleiderballast!



Lasset uns in Höschen und Schillerhemd glücklich und fröhlich sein wie die Kinder!



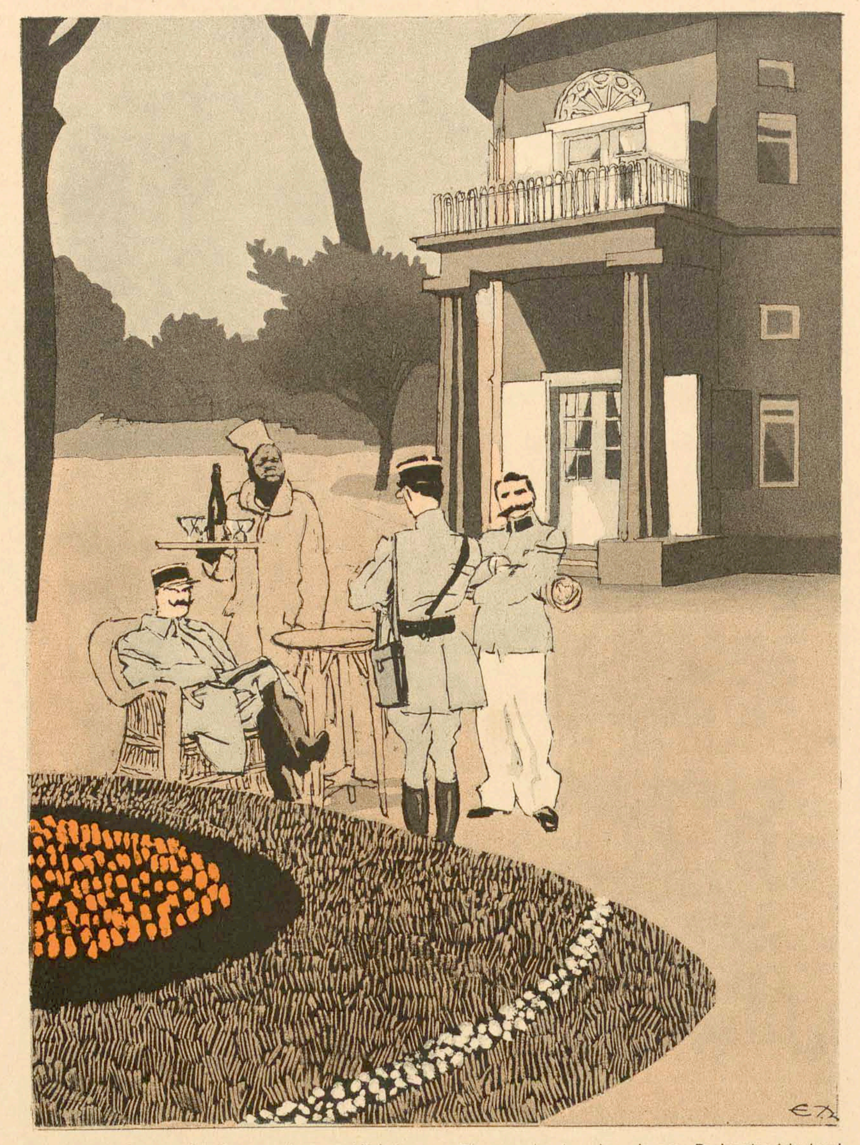
Oder machen wir uns während der heißen Sommertage den Fortschritt der Frauenkleidung zunutze!



Letzten Endes aber ist Männlichkeit an sich der würdigste Schmuck — darum zurück zur Natur!"

Strategie am Rhein

(Zeichnung von E. Thöny)



Von heute auf morgen ist die ganze Armee mobilisiert — zur Räumung aber brauchen ein paar Regimenter jahrelang!

Die „Erfreuliche Zeitung" / Eine notwendige Neuschöpfung von Karl Kinndt

Eins muß ich verlangen, ehe ich mich herbeilasse, auch nur ein Wort über diese meine neue Zeitung zu sagen —: man darf ihrem von mir wohl erwogenen und mit Liebe erschaffenen Titel nicht gleich Leben und Inhalt nehmen, indem man ihn lieblos-kurzatmig verstümmelt — zu „E.-Z." etwa! Dagegen bin ich einverstanden, wenn man die für sie ohnedies schlecht passende Bezeichnung „Zeitung" wegläßt und sie schlicht und wahrheitsgemäß „Die Erfreuliche" nennt.

Ahnen Sie, was meine Zeitung will und bieten wird? Weiß Gott: es ist baß erstaunlich und läßt einen plötzlich die giftige Gaswolke dumpfer Mutlosigkeit erkennen, die über unserem alten Erdteil lagert, daß niemand vor mir auf diesen ebenso einfachen wie genialischen Gedanken gekommen ist!

Wenn ich mich morgens endlich dem Bett entwunden, gebadet, gefrühstückt, mich rasiert und angekleidet habe, was leider meist den ganzen Vormittag in Anspruch zu nehmen pflegt, da ich all diese Dinge ungern und zögernd erledige, und nun — beispielsweise — an einem hellen frischen Oktobertag die Straße betrete, so ist eine seltsame Erwartung in mir, die sich rasch zu fröhlicher Zuversicht steigert: daß nun irgend etwas sehr Erfreuliches geschehen müsse!

Und — Hand aufs Herz! — warum sollte es nicht möglich sein, daß mich schon Ecke Droysen- und Küstriner Straße (sehr nahe an meiner Wohnung!) eine entzückende junge Dame, deren sanft-verschleierte Augen ein intensiv-warmes Innenleben verraten, nach rascher Überwindung einer begreiflichen und sogar notwendigen Hemmung anspräche und ihrer Freude Ausdruck gäbe, mich endlich — endlich gefunden zu haben? Im Laufe der lebhaft einsetzenden Unterhaltung würde sich herausstellen, daß sie mich vor sechs Wochen bei einer Theater-Première gesehen und nicht mehr hat vergessen können.

Ich erfahre, daß selbst ihr fast neuwertiger und mit einem ersten Schönheitspreis ausgezeichneter Maybach-Zweisitzer ihr keine Freude mehr gemacht — daß die Sehnsucht nach mir sie aus ihrer absolut unbelasteten Villa am Wannsee, die sie anhanglos bewohnt, getrieben hat — und daß selbst der spielerisch getätigte Ankauf bar bezahlter Pelzmäntel oder traumhafter Abendkleider sie kaum auf Augenblicke beruhigen konnte! Solche Frauen gibt es. Warum in aller Welt sollte ausgerechnet mir keine in den Weg laufen können?! Wenige Minuten später schon besteigen wir ihren herrlichen Wagen — der Motor räuspert sich kurz und diskret, ehe er uns hell aufsingend entführt — und dann wallt Staub auf, zärtlich wie ein Schleier, der trübe Vergangenheit sanft verdeckt — — —

Sollte so das Leben sein? Oder wagen Sie zu behaupten, daß es nicht so sein sollte?! Es sollte so sein! Trotzdem ist leider nicht zu leugnen, daß es meist nicht so ist.

Muß es aber auch sein, daß das Leben — statt mir Wunder zu schenken — mich nun aus dem Mund von Zeitungsverkäufern brutal anschreit, mir seinen abscheulichsten Schmutz, seine entsetzlichsten Grausamkeiten ins Gesicht beziehungsweise ins Ohr schleudern muß? Muß ich wie Peitschenhiebe wüste Schlagzeilen auf mich niedersausen lassen: „Furchtbares Eisenbahnunglück — siebzig Tote!" — „Ein Siebenjähriger erdrosselt seinen Urgroßvater!" — „Unschuldig zum Tode verurteilt und hingerichtet!" — „Notzuchtsversuch an einer dreiundneunzigjährigen ertaubten Greisin!" — „Ein Schriftsteller verprügelt seinen Verleger!" — „Kriegsgefahr auf dem Balkan!" — — —?

Wollen Sie das hören? Macht Ihnen das wirklich Spaß? Mir nicht. So gern ich einmal einen Autobus umfallen sehen würde — nur, um vor mir und anderen meine ständige Todesangst zu rechtfertigen, die mich schüttelt, wenn ich auf dem Oberdeck sitzen muß —: die Berichte über umgefallene Autobusse erfreuen mich nicht. Und so reifte langsam die Erkenntnis in mir: da das Leben so ernst ist, daß man Gramfalten bekommt, wenn man beruflich gezwungen ist, es andauernd komisch zu finden, so sollte wenigstens die Kunst und, wenn die es auch nicht fertig bringt, zum allermindesten die Zeitung heiter sein!

Begreifen Sie jetzt, mein Herr, was die „Erfreuliche" will — welch ungeheure Aufgabe sie zu erfüllen hat? Sollten Sie zufällig im Besitz flüssiger Kapitalien sein, rate ich Ihnen dringend: finanzieren Sie sie! Sie legen Ihr Geld so nicht nur idealer, sondern auch sicherer an als in Safes oder Lombardgeschäften! Und Sie werden mir zugeben, daß schon die Vornotiz: „Der bekannte Bankier Hugo Schmidt, Berlin-Zehlendorf, warf einen Betrag von mehreren hunderttausend Mark aus zur Gründung einer Zeitung, die ausschließlich erfreuliche Nachrichten bringen soll" seit langer Zeit die erste Pressenotiz wäre, über die man von Herzen lachen kann!

Ernster und schwerer ist die Frage, woher man die erfreulichen Nachrichten, die diese Zeitung benötigt, nehmen soll —? Lassen Sie das ruhig meine Sorge sein! Erstens passiert doch allerlei Erfreuliches, und zweitens bekenne ich rückhaltlos, daß ich mich um des Lebens, um der Freude am Leben willen nicht scheuen würde — im Gegensatz zu jenen Boulevard-Blättern, die allabendlich mit Entsetzen erregenden Schlagzeilen auf uns einhämmern —, gelegentlich die Unwahrheit zu sagen! Ohne Gewissensbisse zu empfinden, würde ich einen mit rührenden Details ausgeschmückten Aufsatz bringen: „Wieder eine junge vielumworbene Frau, die ihrem Mann durch sieben magere Jahre hindurch aufopfernd die Treue hält!" Oder die kurze Notiz: „Die Prominenten Berlins verlangen einen zehnprozentigen Gagenabzug zur Unterstützung engagementsloser Kollegen!" Und wie über eine Selbstverständlichkeit würde ich berichten, daß General Ludendorff auf seine Pension, die ihm die verhaßte Republik aufzwingt, verzichtet hat zugunsten von Kriegsinvaliden und -witwen.

Der politische Teil würde sehr kurz gehalten sein. Immer nur knappe erfreuliche Schlußergebnisse: daß der Völkerbund immer mehr zu einem starken Instrument des Friedens wird — daß die Deutschnationalen ihren Widerstand gegen die Republik als dumm und unnational aufgegeben haben — daß bei Enthüllung von Denkmälern für im Krieg Getötete nur trauernd-versöhnliche Reden gehalten werden dürfen — daß der Reichstag von jetzt ab jeden Abgeordneten als Schmarotzer ausschließt, der nicht die Interessen seiner Wähler seinen Wahl-Versprechungen gemäß vertritt — — —

— — — Eine Lügenzeitung also?! lachen Sie —? Woher plötzlich diese fast brutale Wahrheitsliebe,



mein Herr, die ich an Ihnen sonst nie bemerkt habe? Prüfen Sie die Meldungen der „Unerfreulichen", die Ihnen tagtäglich Gräßlichkeiten in die Ohren schreien, ebenso scharf? Und wissen Sie nicht, daß, wer die Menschen erfreuen will, es nie mit der Wahrheit allzu genau nehmen darf? Man kann nur die Menschen lieben oder die Wahrheit — — —

Haben Sie je — wie ich es tue — einmal ein Jahr lang alle Meldungen über Wetter- und Wasserschäden gesammelt? Alljährlich wird in den meisten Gegenden fast die gesamte Obstblüte durch Rauhreif vernichtet — die Weinernte am Rhein und im Fränkischen durch Hagel und an Mosel, Saar und Ruwer durch die rührige Reblaus. Soviel Morgen bestes Ackerland, wie die Zeitungen unter Wasser setzen, gibt es weder in Deutschland noch anderswo. Und am Ende ist es doch eine gute Mittelernte und ein Dreiviertelherbst! Warum muß man immer in Angst und Schrecken leben, daß man keinen Apfel zu essen bekommen wird — kein Glas Wein zu trinken — und einen Laib Brot mit Gold wird aufwiegen müssen?

Außerdem aber glaube ich, daß der Mensch nie durch Kritik und Tadel gebessert werden kann, sondern höchstens, indem man ihm mehr Vertrauen schenkt, als er verdient — ihm durch Übersehen seiner Schlechtigkeiten gewissermaßen suggeriert, daß er gut sei! Versuchen Sie es, mein Herr, und vertrauen Sie Ihrer Frau oder Geliebten einmal fünf Jahre lang rückhaltlos, eisern und unerschütterlich: Sie werden sehen, daß auch die untreueste Frau Ihnen schließlich treu sein wird! Schon, weil ihr die Untreue keinen Spaß mehr macht. Und wenn ich in der „Erfreulichen" wöchentlich mindestens einmal melde: „Die deutschen Gerichte und insbesondere das Reichsgericht sind die unparteiischsten, unpolitischsten und objektivsten der Welt!", so hoffe ich schon zu Beginn des zehnten Jahrgangs mit Genugtuung feststellen zu können, daß dies nunmehr lautere Wahrheit geworden ist!

So lasse ich die Lebensmittel billiger werden — lasse die ostelbischen Junker große Teile ihres Grundbesitzes zu Siedlungszwecken freigeben — lasse von zwölf Scheidungsprozessen am Tage zehn mit rührender Versöhnung enden — lasse Bayern reichsfreudig werden — lasse Mäzene bedürftige, wenn auch unbegabte Künstler suchen und lasse die Auflage der „Erfreulichen" erfreulicherweise ins Phantastische wachsen! Kurzum, ich werde lügen — lügen — lügen —: bis meine Lüge Wahrheit geworden ist.

Wahrheit mordet. Man muß den Mut zur unerbittlichen Lüge haben!

Vollkommene Ehe

Meyer erfuhr im Verlaufe des Scheidungsprozesses, daß sein vierjähriger Sohn Fritz gar nicht sein leiblicher Sohn sei, sondern zarten Beziehungen zwischen seiner Frau und Müller entstammte. Meyer weigerte sich nun, weiterhin für den Unterhalt des Kindes aufzukommen. Aber vor Gericht drang er mit seiner Ansicht nicht durch; Fritz gilt als eheliches Kind, da Meyer nicht innerhalb der gesetzlich vorgeschriebenen Frist von einem Jahr nach der Geburt die Ehelichkeit angefochten hat. Meyer muß berappen.

Aber nun erhob er Schadenersatzklage gegen Müller — der de jure-Vater gegen den de facto-Vater. Und weil dieser Fall im Gesetzbuch nicht vorgesehen ist, weil es also auch keinen Paragraphen gibt, der hier ohne weiteres als gesetzliche Handhabe dienen könnte, stützt sich die Klage auf „unerlaubte Handlung und Geschäftsführung ohne Auftrag".

Eros, wo ist dein Mysterium?

Nationale Erotik

Im „Buchhändler-Börsenblatt" zeigt der brave Bergstadtverlag ein Buch: „40 Jahre Storchentante. Aus dem Tagebuch einer Hebamme" mit der reißerischen Überschrift an: Bloß keine Kinder!, um zwei Zeilen tiefer von der „germanischen Urkraft" und der sittlichen Notwendigkeit der Ehe zu schwärmen, worauf dann als Höhepunkt folgender Hinweis abschließt: „Dieses Buch redet frisch, offen und konsequent. Es ist auch eine ernste Unterweisung an Hand von sich jagenden Beispielen in allen geschlechtlichen Fragen."

Mehr kann man auf einmal nicht verlangen.

Lieber Simplicissimus!

Franzels Vater ist nach Bautzen versetzt worden. Nun kommt der Junge, der bisher keine Leuchte war, mit dem Schulzeugnis als Klassenerster nach Hause. Der Umschwung ist ungeheuerlich und rätselhaft. Aber schließlich meint Franzel: „Ja weißt du, Papa, meine Klassenkameraden werden fast alle mit ‚von' angeredet. Wahrscheinlich kommt es davon."

Sommer-Reisesegen

Geh nun, Mensch, und sonne dich
je nach deinen Geistesgaben:
Fehlt es dir am Sparguthaben,
leg du vor die Tonne dich,
denn dort liegt der Hund begraben.

Oder greif zum Badetuch,
um an See und Ufertriften
trotz der Polizeivorschriften
mit Marquis de Sadefluch
nackt dich sittlich zu vergiften.

Bist du aber adelstolz,
weil vom Steuerfreiherrn-Stande,
autelst du in ferne Lande,
oder streichst durchs Nadelholz,
Almenrausch im Sportsgewande,

wo die wilden Sauen ziehn . . .
Oder fliegst mit deiner treuen
Gattin, oder auch der neuen
Freundin von der Tauenzien,
um mal rasch zu norderneyen.

Wie du's planst zwar, heißt es: Geld!
Hast du keins, so bleib zu Hause.
Doch noch in der kleinsten Klause
stellst du dich als Geistesheld
unter eine kühle Brause:

Irgend was vom Sommer hat
jeder nicht im Hirn Verrenkte.
Bloß wem eine Villa schenkte
der Berliner Magistrat —:
der ist völlig der Geschlenkte.

Sebaldus Nothanker

Komfort

Was wissen wir in deutschen Landen von Komfort. Ja, an der Riviera unten, da sorgt man wirklich für die Wünsche der p. t. Gäste.
Als ich einmal — als Teilnehmer an einer Presse-Propaganda-Expedition — in Monte abstieg, da erkundigte sich der goldbetreßte Portier mit einer diskreten Verbeugung: „Und was das Stubenmädchen betrifft, — bevorzugen Euer Gnaden mehr hingebungsvoll oder mehr dämonisch?"

Der Zwischenfall an der Grenze

Von Roda Roda

A t h e n, Montag. Eine Abteilung albanischen Militärs in voller Kriegsausrüstung überschritt gestern unsere Grenze bei Marizani, raubte zahllose Vieh, tötete über zwanzig Einwohner und flüchtete, verfolgt von unsern eiligst zusammengezogenen Truppen, in die Berge. Die Regierung wird durch ihren Gesandten in Tirana flammenden Protest bei der albanischen Regierung erheben lassen.

T i r a n a, Dienstag. Die bei Marizani aufgetauchte, angeblich albanische irreguläre Bande bestand aus griechischen Soldaten, die in albanischen Uniformen erschienen, um uns vor Europa als Friedensstörer hinzustellen. Der Außenminister hat seine Beweisstücke für das infame Manöver sofort dem hier akkreditierten diplomatischen Korps unterbreitet.

A t h e n, Mittwoch. Die nach Marizani entsandten Generalstabsoffiziere haben festgestellt, daß die albanischen Räuber sich bei Ausführung ihrer Bluttaten griechischer Waffen bedient haben, um den Schein hervorzurufen, als handle es sich um unsre Mannschaft, die nur in albanische Uniform gesteckt worden war, um die Schuld an dem Massaker auf uns abwälzen zu können. Eine Note an den Völkerbund ist abgegangen.

T i r a n a, Donnerstag. Die seitens Griechenlands verbreiteten Lügen über die Ereignisse von Marizani haben kurze Beine gehabt. Die Kommission des Militärattachés hat die Banditen an Ort und Stelle ermittelt. Es sind Griechen, die ihre Missetaten in albanischer Verkleidung, mit griechischen Gewehren ausgeführt hatten zu dem Zweck, die zivilisierten Nationen gegen uns aufzubringen. Die Regierung hat den englischen Gesandten ersucht, die unerhörte Lügenkampagne persönlich zu untersuchen und aufzudecken.

L o n d o n, Freitag. Die Nachricht von einem Bandeneinfall bei Marizani ist frei erfunden. Sie war von dritter Seite in die Welt gesetzt worden, in der durchsichtigen Absicht, das zwischen den Regierungen von Griechenland und Albanien bestehende überaus herzliche Einvernehmen zu trüben, eine Absicht, die natürlich von Anbeginn zum Mißlingen verurteilt war.

Mißverständnis

Ein englisches Ehepaar kommt im D-Zug Köln—Berlin mit einem Herrn aus Leipzig ins Gespräch. Der Engländer spricht gebrochen deutsch, der Herr aus Leipzig nur sächsisch. Aber er will alles mögliche über England wissen. Es stellt sich dabei heraus, daß der Engländer mit seiner Frau über Berlin nach Stockholm zu dem dort gerade tagenden Kirchenkongreß fährt.
„So?" sagt der Leipziger erstaunt, „da fahrn Se also auf'n Gärchenkongreß?"
Der Engländer nickt. Der Herr aus Leipzig ist tief erschüttert, daß ein Engländer zu einem Kirchenkongreß fährt.
„Saachen Se, bidde," fragt er nach einer Pause angestrengten Nachdenkens, „da bädet man woll viel bei Ihn'n in England?"
Der Engländer überlegt einen Augenblick. „Yes", sagt er dann hastig.
„Morchens?"
Der Engländer überlegt wieder. „Yes", antwortet er.
„Middags bäden Se nich?"
„No."
„Awer am Ah'md?"
„Yes. — Wie man sagt hier: manchmal."
„So, manchmal. Bäden alle Engländer?"
„Yes."
„Morchens?"
Der Engländer nickt höflich.
„Verzeihn Se die Fraache: bäden Se nu da mit Ihrer Frau zusamm?"
Der Engländer blickt starr zum Fenster hinaus.
„Ich muß Ihn'n nämlich geschtähn, ich bäde nie. Ich habe nur als Gleenes gebädet. Des sin' her . . . warden Se mal . . . des sin' her zwanz'ch Jahr."
Der Engländer wird bleich. Sein Auge sucht die Notbremse. Leise fragt ihn seine Frau, zu dem Leipziger hinüberzwinkernd: „Was ist mit dem Mann?"
Der Engländer, keines lauten Wortes mächtig, haucht: „Er sagt, er hat seit zwanzig Jahren nicht gebadet."

Margot Englisch



Der Cherusker von heute

(Holzschnitt von Karl Rössing)



„Nehmen wir uns ein Beispiel an den Ahnen im Teutoburger Wald: schon unser wilder Schlachtruf muß den inneren Feind in Verwirrung bringen!"

Mitten im Jahr

Kaum sind wir oben mit unserer Kutschen,
beginnt gleich wieder das Abwärtsrutschen.
Aber so ist's nun halt einmal:
ein ewiges Schaukeln von Berg zu Tal.

Indem wir diese betrüblichen Sachen
zum Gegenstand unsrer Erwägung machen
(bei einer Erdbeerbowle etwa),
tritt uns die bange Erkenntnis nah:

Gibt's überhaupt etwas Grades und Striktes,
fest in sich Ruhendes, Unverrücktes?
Etwas, das nie daneben langt?
— Alles schaukelt und alles schwankt:

Schwarze und Rote, Juden und Arier,
Wähler, Minister und Parlamentarier . . .
Nicht zu schaukeln fällt wirklich schwer.
(Sieh da: die Erdbeerbowle ist leer!)

Ratatöskr

Volk ohne Raum

(Zeichnung von E. Schilling)



„Westerland soll ja ooch überfüllt sein!"

Becker, der weiße Rabe

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Die Deutschnationalen sind unsere Gegner — die Schwarzen sind unsere lieben Konkordatsbrüder — aber so ein parteiloser Kultusminister sitzt da mit nichts als mit seiner Sachkenntnis!"

Jungfraubahn

Das Ehepaar Köller aus Barmen fuhr auch auf der Jungfraubahn — er war fünfzig, sie zweiundvierzig, sie lebten schon über zwanzig Jahre in leidlich guter Ehe, er hatte starkes Asthma und Frau Berta litt an heftiger Hysterie, sonst waren sie gesunde Leute.

Alle Barmer Bekannten waren hinaufgefahren, warum sollten sie sich das Vergnügen nicht machen, der Kostenpunkt war Nebensache.

Sie stiegen ein, und die Sache nahm ihren Lauf, es ist durchaus keine beruhigende Sache, besonders wenn man an Hemmungen leidet.

Kaum hatte Frau Berta Platz genommen, als ihr auch schon alle Zähne wehe taten, sogar die falschen, das Blut drang ihr zum Herzen, und eine peinliche Unruhe beflügelte ihren Puls.

Nichts im menschlichen Organismus kann sich so schnell ausbreiten wie die Angst, in einem Augenblick erleben wir ein ganzes Menschenleben.

Frau Berta schloß die Augen und dachte: Mein Gott, wie furchtbar, wenn nur nichts passiert, ich werde es wohl noch überstehen, aber Adolf, er ist acht Jahre älter und leidet so stark an Asthma, unser Hausarzt warnte vor einem Schlaganfall. Wären wir doch nicht gefahren, wie schrecklich, wenn Adolf stirbt, die Umstände, die ich mit der Leiche habe, ich mag nicht daran denken, ich müßte selbstverständlich sofort die Brieftasche an mich nehmen.

Adolf litt an einem asthmatischen Anfall, der ihn sehr beunruhigte, er blickte zu seiner Frau hin, sie war fahlgrün im Gesicht und hatte die Augen geschlossen.

Erschreckt sagte er sich: O Himmel, was mache ich nur, das überlebt sie nicht, wenn der Blutlauf versagte, — nur Ruhe, nicht die Kontenance verlieren, einer muß den Kopf oben behalten; sollte das Unglück eintreten, muß ich auf dem Posten sein, die Leiche muß ja freigegeben werden — aber zuerst müßte ich die Schmucksachen an mich nehmen, die Brosche habe ich seinerzeit für vierzehnhundert Mark gekauft.

Für die Armbanduhr bezahlte ich sechshundert Mark und für die Ohrringe, das war allerdings ein Gelegenheitskauf, fünfzehnhundert Mark.

Adolf griff nach der Hand seiner Frau und fühlte bei der Gelegenheit den Puls, sie streichelte über seine Finger — — — und dann waren sie oben.

Sie blieben ein paar Stunden im Restaurant und fuhren dann wieder zu Tal.

Später in Barmen erzählten sie, wie herrlich diese Fahrt auf die Jungfrau gewesen sei.

Diavolo

Lieber Simplicissimus!

Ich suche für eine Berliner philosophische Gruppe einen Raum, in dem sie auch noch nach ein Uhr nachts ungestört debattieren kann. Ich komme in ein Hotel in der Jägerstraße, von dem ich weiß, daß es seine Gasträume bis um drei Uhr offen hält, und verlange den Geschäftsführer zu sprechen. Es entspinnt sich folgendes Gespräch:

„Haben Sie ein Klubzimmer frei?"

„Aber gewiß doch, selbstverständlich! Für wieviel Teilnehmer soll es sein?"

„Für etwa achtzig."

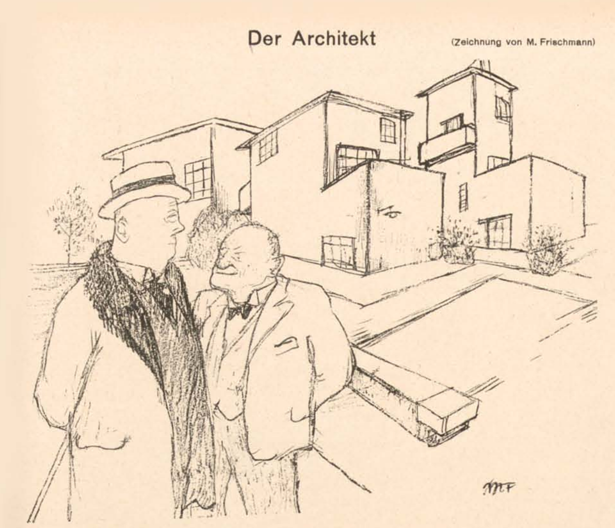
Er (verlegen): „So viele Betten haben wir aber nicht."

„Wir brauchen auch gar keine Betten."

Darauf er: „Na, wie denn —?!"

Der Architekt

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Nur nichts anpflanzen um das Haus herum, Herr Meyer — die Natur hinkt nach, sie hat meinen Stil noch nicht begriffen.“

Weisheit einer Woche

Ein Volk, das keinen König hat,
lebt doch nicht gern in karger Stille,
und was man selbst zu wenig hat,
sieht man mal gern in fremder Fülle!

Freut man sich auch, daß man vor Willem
nun ein für alle Male Ruh hat,
genießt man doch wie einen Fillem
die Majestät des Königs Fuad!

Man schreit Hurra — man schwenkt die Hüte —
darf alte forsche Märsche hören — — —:
man soll den „König in der Tüte“
dem braven Bürger nicht verwehren!

•

Die neue Sommerkönigin
ist — denkt mal an! — kein Bubi-Mädchen:
es siegte mollig über dünn,
sie trägt sogar ein blondes Knötchen!

Bedeutsam scheint mir diese Wahl
als Auftakt einer Zeitenwende:
wir werden wieder stinknormal
und ahnen schaudernd Sodoms Ende — — —

•

Dagegen läßt sich von Madrid
nicht gleichfalls etwas Neues sagen:
man krankt an einem Defizit
von Völkerbund-Vermittlungsfragen —

Die Konjunktur geht scharf zurück —
es raucht nicht aus den Friedenstempeln —:
bei 'ner privaten Wurstfabrik
ging die Belegschaft längst schon stempeln — — —

•

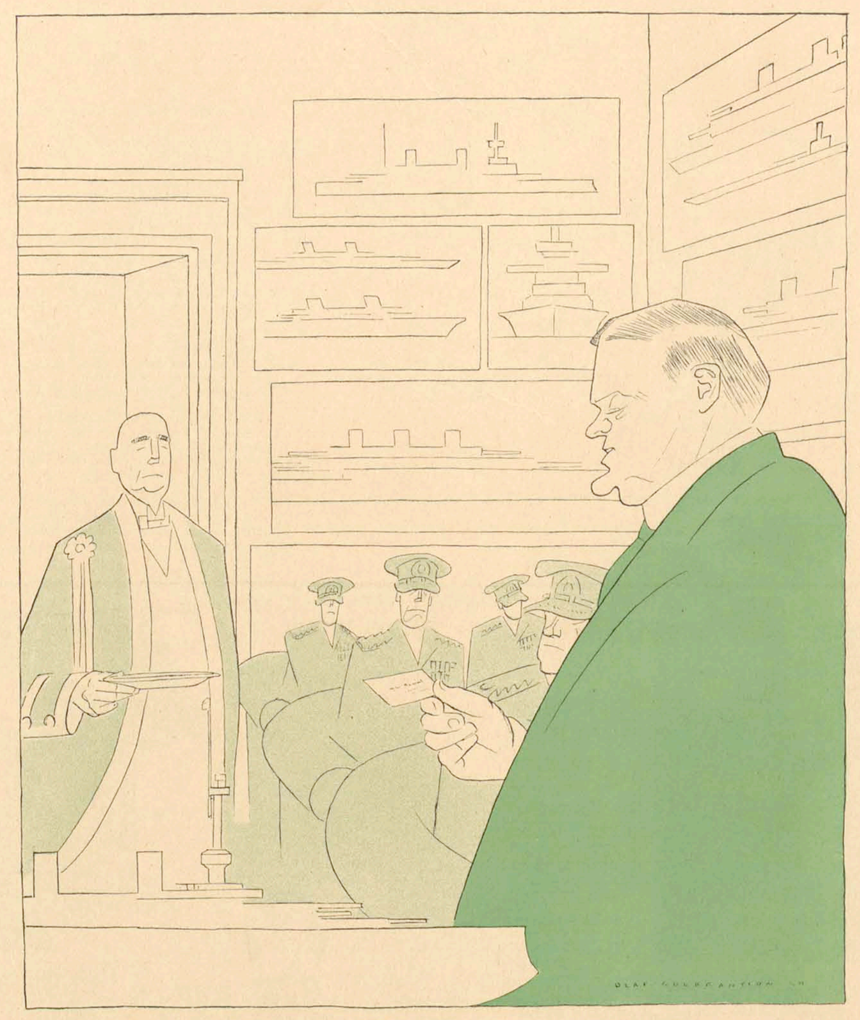
Der Tonfilm rückt an zweite Stelle:
nun kommt er dreidimensional —
Und morgen liebt man sich per Welle:
er Westerland — sie Hospenthal — — —

Karl Kinndt

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Redaktion: Hermann Sinsheimer, Peter Scher.** Verantwortlich für die Redaktion: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** •
Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Besuch bei Hoover

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Herr Macdonald aus London? Führen Sie den Herrn ins Friedenszimmer!"

Wiener Musik

Man hat mir erzählt, daß Musikschlager sehr einträglich seien, und im Glauben daran schreibe ich einen Schlagertext. Modern — schmissig und vor allem geistlos . . . Ein Bekannter schrieb den Slow-Fox dazu.
Ich ging persönlich zum Verleger — und der joviale alte Herr liest das Zeug wirklich. Dann schüttelt er das Haupt. „Nix," sagt er ruhig, „und i, i nimm überhaupt nur Wiener Lieder . . . reine Wiener Musik . . . hab' mei Lebtag nix anderes herausgeben . . ."
„Na — erlauben Sie . . . Sie haben doch ‚Valencia' herausgegeben und ‚Silbernacht am Rio Grande' und ‚Limpopo' . . ."
„Na also . . ."
„Aber das ist doch keine Wiener Musik?"
Ein unsäglich mitleidiger Blick trifft mich — ein Blick, wie er schon seit vielen Jahrzehnten aus der Mode gekommen ist.
„Sie reden halt was z'samm'," sagt der alte Herr kopfschüttelnd . . . „‚Valencia' haben S' gsagt und ‚Limpopo' . . .? I bitt Ihna — nehmen S' a bisserl Atatschio dazu, a Violinstimm und a Ziehharmonika . . . und dann sagen S', daß das ka Wiener Musik is!"

Lieber Simplicissimus!

Die kleine Inge hatte für die Schule einen Aufsatz über die Königin Elisabeth aus Schillers „Maria Stuart" zu liefern. Als sie von der Herkunft der Königin berichtete und erzählte, um welcher Schuld willen ihre Mutter, Anna Boleyn, das Schafott bestieg, fügte sie dem Bericht die Bemerkung bei: „Damals war nämlich Ehebruch etwas sehr Schlimmes!"

München, 8. Juli 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 15

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Konkordat in Preußen — Geistliche und weltliche Erziehung

(Th. Th. Heine)



„Unter uns, Herr Gewerkschaftssekretär, unser beiderseitiges Interesse wäre eigentlich, Analphabeten zu züchten."

Leichte Kavallerie

Leichte Kavall'rie, die haben wir so gern,
leichte Kavall'rie ist überaus modern
und pikante Sättel brauchen wir für die
uns von Gott verlieh'ne leichte Kavall'rie.

Wenn die Sättel manchmal auch von Pappe sind
und auch manchmal leider bloß Attrappe sind,
sagt man: Wenn schon, na man hat sich für sein Geld
doch ne hübsche Operette hergestellt.

Muß man denn bloß immer sachverständig sein?
Auch bei Groenern dringt ja der Humor mal ein
und man fühlt, wie er vom Ernst des Amts verschnauft,
wenn er Sättel in der Apotheke kauft.

Für den Krieg ist sowas Gott sei Dank nichts wert,
so ein Sattel ist mehr für ein Pazifistenpferd,
und so wirkt der Groener für den Frieden, den man braucht —
aber Pinke müss'n wa zahlen, daß es raucht.

Na uns fehlt's ja schließlich nicht an Kapital,
na wir ham's ja schließlich immer wieder mal
und wir sind ja auch nicht weiter angeschmiert,
wenn die Republik auf Pappe galoppiert . . .
keene Spur —
wenn se nur —
wenn se immerhin auf Pappe galoppiert.

Peter Scher

Unterm Fenster / Von Ernst Kreuder

Am Ende einer verlassenen Anlage hatte ich eine Bank entdeckt, welche einen verwahrlosten Seitenweg abschloß. Auf ihr ließ ich mich nieder. Es war Sonntag nachmittag, etwas nach zwei Uhr, und die Sonne schien sehr warm. Bis um fünf gedachte ich hier zu bleiben, unangefochten und unbeschwert, denn die Stunden von zwei bis fünf am Sonntagnachmittag zählen zu den schlimmsten Stunden, die es gemeinhin gibt. Ein Bekannter von mir behauptete überdies kürzlich, dies stünde schon in der Bibel.
Hinter meiner Bank war ein schlichter begrünter Strauch, der im Schatten einer rötlichen Hausfront gedieh. — Ich hatte die Beine übereinandergeschlagen und eben mein Buch aus der Tasche genommen, als hinter mir ein Fenster geöffnet wurde. Mit der Stille und dem Frieden war es nun zu Ende, indessen war das Gespräch, in das ich so als Zuhörer mitten hineingeriet, nicht ohne Reiz, wie wir gleich sehen werden.
„Du hast ihn wirklich verhauen, Paul?" fragte eine schüchterne Frauenstimme.
„Verhauen?" wiederholte eine schmalzige Männerstimme gedehnt. (Ich stellte mir den Mann, den ich nicht sah, in Hemdärmeln und einer Glatze vor, vielleicht hatte er die Ellenbogen aufgestützt, um besser gähnen zu können.)
„Ich bin mir eigentlich zu gut dazu, jemand zu verhauen, Anna, und ich habe ihm zuerst nur die Krawatte abgerissen. ‚Jetzt gehen Sie mal ohne Krawatte nach Hause', hab' ich zu ihm gesagt, verstehst du."
„Und da hat er dich geschlagen?" fragte die Frau gespannt.
„Geschlagen? Da wär' er verloren gewesen. Frech ist er geworden. ‚Das werden Sie noch bereuen', hat er gesagt, und außerdem sollte ich die Krawatte bezahlen. ‚Bezahlen?' hab' ich gesagt, da hatte ich schon seinen Hut in der Hand und riß ihn mit einem Ruck mitten durch. ‚Wissen Sie vielleicht noch, wie Ihr Hut ausgesehen hat?' sagte ich und schmiß die Fetzen auf die Erde. Da griff er in die hintere Tasche und zog einen Revolver —"
„Paul!" schrie die Frau.
„Was schreist du denn, du bist wohl verrückt? Ich habe gesagt, daß er einen Revolver gezogen hat, oder hab' ich etwas anderes gesagt? Stell dir das mal vor, er zieht einen Revolver, zielt auf dein Kinn und sagt ‚Hände hoch!' Was starrst du mich denn an? Du wärst wohl ausgerissen, wie? Natürlich wärst du ausgerückt und hättst geschrien wie ein Känguruh."
„Ach Paul . . .", seufzte die Frau ängstlich.
„Was Paul! Wie er sagt ‚Hände hoch!' sage ich bloß: ‚Betrachten Sie sich mal den, der hinter Ihnen steht!' und blinzle so ein bißchen und nicke jemand zu. Auf diesen Trick fällt jeder rein. Er drehte sich um, und ich stellte ihm einfach ein Bein, daß er aufs Gesicht fiel, warf mich über ihn und drückte ihm die Nase in den Sand. Sein Revolver war in ein Gebüsch geflogen. ‚Wenn Sie noch etwas sehen', sagte ich zu ihm, ‚dann können Sie getrost schießen.' Da spuckte er aus, denn er hatte Sand im Mund. Ich stellte ihm noch ein bißchen die Luft ab und ließ ihn dann liegen."
„Du hast ihn tot gemacht!!" schrie die Frau.
„Bist du still! Wer spricht denn von tot? Ich hab' ihn erst gestern wieder gesehen, aber einen Denkzettel wird er wohl bekommen haben. Jetzt gib mir mal gefälligst fünf Mark!"
„Paul, sei doch vernünftig. Ich kann dir doch nicht schon wieder fünf Mark geben. Du machst ja auch bloß Spaß."
„Spaß?" brüllte Paul und schlug auf den Tisch, daß es klirrte, „ich brauche fünf Mark, verstehst du?! Ich laß mir doch von dir keine Vorschriften machen. Gib die fünf Mark her, sag' ich zum letztenmal!"
„Ich hab' doch nichts mehr . . .", heulte die Frau los.
„Ja oder nein?" schrie Paul.
Es wurde ein Stuhl zurückgeschoben.
„Sei doch vernünftig", schluchzte die Frau.
„Vernünftig?" schrie Paul, „bin ich vielleicht kein Mensch? Soll ich vielleicht meinen Sonntag in dieser Baracke versauern, bei deinen Lamentationen? Andere Leute fahren Auto und unsereiner soll noch nicht mal einen Schoppen trinken können, wenn man die ganze Woche geschuftet hat? Ich sage dir, Anna, diesmal hau ich die ganze Wohnung in Stücke, so wahr ich Paul Kaiser heiße! Ich bin es satt!" brüllte er, „ja oder nein?"
Pause.
„Nun?"
Pause.
„Nimmst du mich auch mit?" fragte die Frau jetzt zögernd und eingeschüchtert.
„Hab' ich vielleicht gesagt, ich will dich nicht mitnehmen? Aber nun mach mal ein bißchen rasch, sonst raucht's, verstehst du?!"
„Ich bin gleich angezogen", sagte die Frau, und eine Türe wurde auf und zu gemacht. — Inzwischen pfiff Paul „Ich küsse Ihre Hand, Madame", und als er den Schlager heruntergepfiffen hatte, sagte er gähnend: „Daß sie immer wieder auf diese Schauergeschichten hereinfällt, haha!" Wahrscheinlich grinste er jetzt verächtlich-zufrieden und kratzte sich am Kopf. Dann ging er ebenfalls aus dem Zimmer, und es wurde wieder still hinter mir.
Mir war sonderbar fröhlich zumute. Paul hatte Anna eine Lügengeschichte aufgebunden, um sie einzuschüchtern und schneller zu seinem Schoppen zu kommen. Wie durchsichtig! Jetzt strebten sie wahrscheinlich schon schwitzend einer Gartenwirtschaft zu. —
Ich hatte eine Viertelstunde in tiefstem Frieden in meinem Buche gelesen, als mich ein lautes Mädchenlachen im Lesen unterbrach. Es kam aus dem offenen Fenster.
„Sind sie fort, Ida?" fragte eine schnodderige Kommisstimme.
„Ja — ach Rudi, jetzt sind wir ganz ungestört . . .", erwiderte die Mädchenstimme.
„So", sagte Rudi spöttisch, „jetzt wird sich dein Alter wohl wieder einen einwickeln, daß er nicht mehr weiß, wie er heißt. Wieviel weiße Mäuse sieht er denn gewöhnlich?"
„Pfui, schäm dich, das ist ja nicht wahr. — Nein, laß mich, jetzt nicht —"
„Was, bekomme ich keinen Kuß?" fragte Rudi böse.
„Nein, jetzt nicht, du hast mich geärgert, ich kann jetzt nicht."
„Aber wenn du bei deinem jungen Herrn bist, kannst du, was?"
„Du lügst!"
„Reg dich nicht auf!" sagte Rudi, „ich hab' dich beobachtet, du hast ihm auch schon deine Beine gezeigt bis —"
„Das lügst du!" schrie Ida verzweifelt, „du willst mir nur weh tun!"
„So, ich lüge?" sagte Rudi befriedigt. „Er würde nämlich nicht mehr leben, wenn es wahr wäre. Dann hätte ich dir nämlich heute etwas von ihm mitgebracht, verstehst du, und zwar in einer Zigarettenschachtel. Was in der Schachtel drin wäre? So ein bißchen Hirn wäre drin, verstehst du, ein Stück Zunge von ihm oder sein linkes Auge."
„Pfui, du Metzger", sagte Ida schon etwas versöhnter, „hättest du ihn wirklich umgebracht?"
„Ich hätte ihn mit der blanken Faust zertrümmert", sagte Rudi, als spräche er von einem Spiegel.
„So stark bist du doch nicht!" reizte ihn Ida. Gleich darauf schrie sie „Au!" und der Tisch bekam einen Stoß. Etwas fiel um, wahrscheinlich eine Kaffeetasse. Ida lachte schrill auf . . .
Ich erhob mich und ging fort. Wozu, dachte ich im Weitergehn, hat man den Sonntag nun eigentlich erfunden.

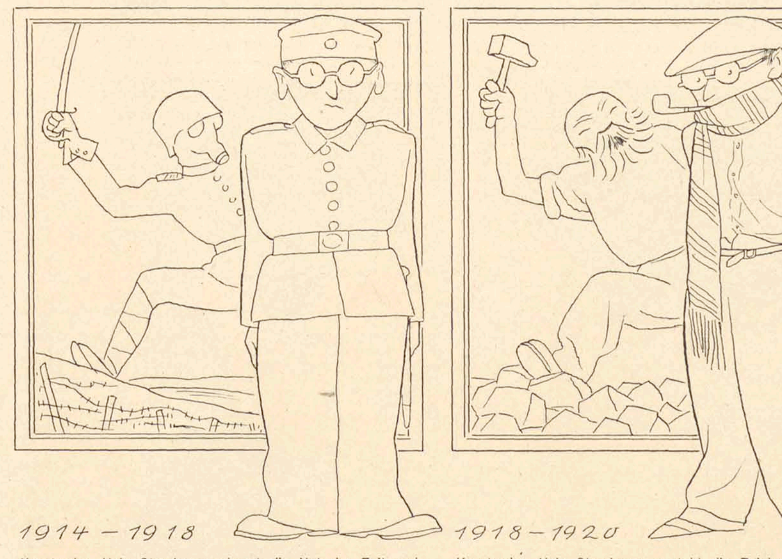
Meine Tante

Meine adelsstolze Tante beschäftigt sich seit einiger Zeit mit Todesgedanken. Dem lieben Gott steht sie nahe, und er begegnet ihr durchaus mit kavaliermäßiger Hochachtung. Neulich erklärte sie mir die Situation folgendermaßen: „Mein Leben liegt hinter mir. Ich habe mit dem Diesseits abgeschlossen, und wenn der liebe Gott ruft: ‚Frau Baronin!' — nun, ich bin bereit!"

E. v. B.

Konjunktur

(Karl Arnold)

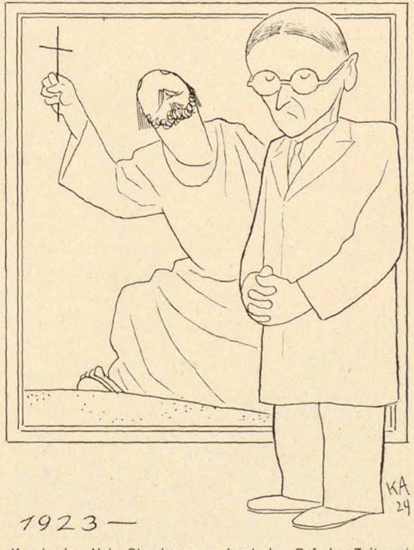


Kunstmaler Alois Sterzinger erkennt die Not der Zeit und malt für Kriegsgewinnler Kriegsbilder.

Kunstmaler Alois Sterzinger versteht die Zeichen der Zeit und malt für Revolutionsgewinnler Revolutionsbilder.



Kunstmaler Alois Sterzinger fühlt die Bedürfnisse der Zeit und malt für Inflationsgewinnler erotische Bilder.



Kunstmaler Alois Sterzinger vernimmt den Ruf der Zeit und widmet sich der religiösen Malerei.

Hipp, Hipp, Hurra – der Panzerkreuzer!

(Zeichnung von E. Schilling)



„Drahten Sie sofort an Bert Brecht, er soll Song an Ägir nach Marseillaise umdichten."

In flagranti / Von Dr. Owlglaß

Irgendwo zwischen Iller und Lech haust, der Heimatkunde beflissen, mein alter Freund Medard Bändele, Jugendbildner im Ruhestand, mit dem ich vor Jahr und Tag einmal „hinter den sieben Schwaben her" durchs Land gezogen bin.
Neuerdings hat er sich der Freibadebewegung in die Arme geworfen und mir einen fulminanten Artikel zugeschickt, den er für sein Lokalblättchen verabfaßt hat. Er unterzieht da die rigorosen Polizeiverbote und das Sodom- und Gomorrhageschrei „gewisser Kreise" einer herben Kritik und schildert in den anmutigsten Farben das Flüßchen, das sich silbern durch die Auen schlängelt, und worin man „windgeschützt und durch Baum und Strauch der Verborgenheit anheimgegeben" sich tummeln könne, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, „Sitten- oder gar Moralwidriges sich abspielen zu sehen". „Wer sich hier der überaus wohltätigen Wirkung unseres so weichen wie kräftigen Wassers mit Lust und Liebe — anders ist es nicht möglich — überantwortet, der hat keine Zeit und fühlt kein Verlangen für unkeusches Tun, schlüpft hernach schamhaft in seine Kleider und freut sich königlich ob seines Wohlgefühls."
Alsbald reifte in mir der Entschluß, den trefflichen alten Fortschrittskämpen wieder einmal aufzusuchen, und ich fuhr mit dem Motorrad hinüber in das kleine schwäbische Nest.
Herr Bändele war bereits mit den weltlichen und geistlichen Behörden ob seines Freimuts in heftigen, zunächst allerdings erst theoretischen Konflikt geraten, aber ungebrochenen Sinnes. „Ich werde Ihnen," sagte er mir, „Gelegenheit geben, einen Lokalaugenschein zu nehmen, damit Sie sich von der Richtigkeit meiner Angaben überzeugen können. Vorher aber" — und jetzt erwachte der Heimatkundler in ihm — „vorher muß ich Ihnen noch unseren Rathaussaal zeigen, der neu restauriert ist, was ich, ohne unbescheiden zu sein, nicht zum wenigsten meiner unermüdlichen Werbetätigkeit zuschreiben zu dürfen mir schmeichle."
Wir gingen also ins Rathaus und beschauten die frisch geweißte Gipsdecke, in deren Mitte plastisch zwei Gestalten angebracht waren: eine hagere Dame mit einem versilberten Schwert und einer vergoldeten Wagschale, und eine dicke Dame, die wie eine Klosterfrau aussah und ein Kreuz und einen gleichfalls versilberten Palmzweig im Arm hielt. Sie neigten die Köpfe zärtlich gegeneinander, und darüber war auf einem Spruchband zu lesen:

Justitia et Pax osculentur se!

Zwischen beiden aber stand bescheiden und schüchtern ein Lämmlein.
Herr Bändele übersetzte mir zuvorkommend den Spruch:

Gerechtigkeit und Friede sollen sich küssen!

worauf ich nur zu erwidern wußte: „Der Gipskünstler scheint ja mit prophetischem Geist das Konkordat vorausgeahnt zu haben . . . Armes Lamperl!"
„Und jetzt ins Freibad!" rief mein Mentor unbeirrt und zwinkerte bloß ein bißchen mit dem rechten Auge.
Gemächlich bummelten wir durchs Tor und zwischen Wiesen flußabwärts zu einer Stelle, wo die Weiden besonders dicht standen. Während ich mir's am Ufer bequem machte und meine Pfeife in Brand steckte, schälte sich der verwogene Greis aus seinen Zwiebelhäuten, fuhr stracks in eine dunkelrote Badehose, stürzte sich in die Flut und begann ein sinnenfrohes Plätscherleben.
Ich muß ganz aufrichtig gestehen, daß mich hierbei keinerlei „Verlangen für unkeusches Tun" überkam. Aber noch waren kaum fünf Minuten verstrichen, da stapfte auf einem Feldweg auf der andern Uferseite ein spinatgrünes Menschenbild heran und sah, je länger je mehr, einem Gendarmen zum Verwechseln ähnlich; und — der Kuckuck mag wissen, wie das zuging — auf unsrer Seite tauchte gleichzeitig etwas Schwarzes auf, das mindestens ein Kooperator, wenn nicht gar ein ausgewachsener Stadtpfarrer zu sein schien.
Unverweilt gab ich die erforderlichen Notsignale und tat dem ahnungslosen Hydrioten Name und Art des nahenden Unheils kund.
Herr Bändele versank erst bestürzt unterm Wasserspiegel, besann sich dann aber eines Besseren und schwamm nach kurzer Überlegung gegen das Ufer, wo seine Kleider und meine Wenigkeit traulich beisammen lagen. Daß es gleichzeitig das geistliche Ufer war, machte seiner realpolitischen Intuition alle Ehre.
Hurtig wie der Wind stülpte er sich hier sein kurzes Flanellhemdchen über den Kopf, während ich nachdenklich und teilnahmsvoll seufzte: „Tjaja, Herr Bändele: Justitia et Pax osculentur se!"
„Se? . . . Me!" knurrte der rüstige Alte lakonisch und ließ die dunkelrote Badehose resolut auf Halbmast sinken.

Souvenir an die gute alte Zeit

Gestern bin ich mit einer Droschke durch Berlin gefahren
mit einem großen Kutscher und einem ganz kleinen Pferd
vom Bahnhof Friedrichstraße in Richtung Leniner Platz.
Der Kutscher ernährte sich redlich durch Nasebohren,
und das Pferd hat sich sowohl vermittels der Ohren
wie auch des kärglichen Schwanzes der lästigen Fliegen erwehrt.
Alles war wie vor vielen, vielen Jahren:
nichts von „Weltstadt-Tempo" und ruhloser Hatz!

Aber um uns brandete wild das brausende Leben!
Autos rasten vorüber — die meisten allerdings leer —:
wenn nur Autos mit Insassen fahren dürften,
und zwar solchen, die eilig einem Ziele zustreben —
Großer Gott! dann gäb es womöglich gar keinen Verkehr!

Wie wir dreie selig über den glatten Asphalt hinschlürften!
Manchmal hat es im Bauch des Pferdchens gewaltig rumort —
und dann duftete es süß-herb nach ländlichen Winden —
Immer tiefer hat der Kutscher den Zeigefinger sich in den Kopf gebohrt —
Und als er endlich das heiß Ersehnte zutage gebracht,
senkte sich leise die Nacht
und wir waren immer noch Unter den Linden — — —

Karl Kinndt



Experiment der Wissenschaft

„Sie sind also fest dazu entschlossen," sagte der Professor.

„Wenn es die Wissenschaft will," erwiderte Nikolaj.

„An der Vorbereitung dieses Experimentes habe ich zehn Jahre lang durch Tag und Nacht gearbeitet. Dennoch bin ich natürlich bereit, sofort darauf zu verzichten, falls Sie Ihre Zusage widerrufen."

„Ich widerrufe nicht."

„Auf alle Fälle unterschreiben Sie den Revers. Der wird uns allerdings nicht viel nützen, wenn uns einmal die Behörde auf den Hals kommt. — Aber was tut es. Wenn es die Wissenschaft will —"

Und er ging mit Nikolaj in den Operationsraum. Drei Assistenten warteten dort, die alle ewiges Schweigen geschworen hatten. Hätte er Zeit gehabt, Nikolajs Augen, die sich zur Aufopferung bereit erklärten, einen Augenblick lang anzusehen, so wäre wahrscheinlich alles anders gekommen. Aber er hatte zehn Jahre Vorbereitung hinter sich und war am Ende.

Nikolaj wurde chloroformiert; die guten Augen fielen zu. In das Blut wurde dann ein Präparat geführt, das das Gerinnen verhinderte. Nach einer vorsichtigen Isolation der Lunge konnte ein beträchtliches Quantum Blutes in den Apparat übergeführt werden, der ein künstliches Herz und eine künstliche Lunge darstellte. Dann folgte ein kreisförmiger Einschnitt am untern Teil des Halses; sodann eine vorsichtige Verbindung der Einschnittöffnung mit dem „Herzen", das zu schlagen begann, und der „Lunge", die bereits atmete. Und dann kam der Moment der Entscheidung; dann mußte der Kopf vollends vom Körper getrennt und mit dem Apparat verbunden werden. Das Schwierigste gelang. Das Leben des Kopfes wurde dabei keinen Augenblick lang unterbrochen: das Blut, getrieben von einem „Herzen" und einer „Lunge", zirkulierte weiter, als sei nichts vorgefallen. Der Apparat, der übrigens „Autojektor" hieß, arbeitete weiter. Er stellte nunmehr den ganzen Körper Nikolajs dar, obzwar er nur durch Glasröhren, in denen man das Blut hellrot und sauerstoffhaltig hinaufsteigen und dunkelrot wieder sinken sah, mit seinem Kopf verbunden war, der, wie im Märchen, auf einem Teller lag. Die guten Augen blieben geschlossen; daran war aber allein der Chloroformrausch schuld. Berührte man die Lider und die Wimpern, so zitterten sie. Auch zuckte das Ohr. Nach zweieinhalb Stunden verflog der Rausch. Nikolaj nieste, als man ihn an der Nase kitzelte, und wachte auf. Er blinzelte und sah hinunter. Er gab sich Mühe, sein Erschrecken zu verbergen; aber der Kopf fuhr so zurück, daß er beinahe vom Teller gefallen wäre. Als er mit schwacher Stimme etwas zu essen verlangte, kam der Professor und spritzte ihm einige Nährstoffe ins Blut.

„Gut," sagte er, nachdem er also gekräftigt worden war. „So ist das. Gut." Er dachte eine Weile nach und fuhr dann fort: „Aber jetzt ist es genug. Jetzt chloroformieren Sie mich noch einmal. Ich möchte schlafen und aus diesem schrecklichsten meiner Träume in meinem alten Zustand wieder erwachen."

„Das ist nicht möglich," erwiderte der Professor, so glücklich über den Erfolg des Experimentes, daß er an nichts mehr dachte. „Das ist nicht möglich. Ihr Körper, der im Nebenzimmer liegt, ist leider vor zweieinhalb Stunden gestorben."

„Ich muß so bleiben?"

Der Professor nickte gedankenlos.

„Schrecklich," sagte Nikolaj. Dann lächelte er: „Gut. Wenn die Wissenschaft es will. Wenn das Experiment einen Zweck verfolgt, der der Menschheit weiterhilft —. Sprechen Sie mir Trost zu, Herr Professor. Was ist der Zweck dieses Opfers? Wozu ist es gut gewesen?"

Der Professor schlug sich an den Kopf: „Um Gottes willen! An der Vorbereitung dieses Experimentes habe ich zehn Jahre lang durch Tag und Nacht gearbeitet. Eben bemerke ich, daß mir innerhalb dieser langen Zeit der Zweck dieses Experimentes leider völlig entfallen ist —."

Hans Kafka

In Nummer Sicher (Zeichnung von R. Spemann)



„Mutter sagte, ick komme gleich wieder — aber die Jrünen haben jelacht."

Heimweh

Ich bin in einer kleinen Stadt zu Haus.
Mein Vater war ein Beamter.
Die Leute hießen Meyer, Dotterweich oder Kraus.
Wer mit ihnen leben mußte, war ein Verdammter.

Sie brauten Bier, buken Brot oder verkauften Kattun.
Aßen Klöße mit Kohl. Jedermann war im Gesangverein.
Immer hatten sie etwas Irdisches mit sich oder anderen zu tun.
Nur ich lebte darunter verachtet, verrufen, allein.

Manche Nacht war gut. Der Brunnen sang vor dem Tor
Im Frühling, Sommer, Herbst und Schnee.
Die junge Magd stand mit dem Krug davor
Mit rotem Mund und einem Blick voll Weh.

Die Gasse roch am Markttag nach verlor'ner Streu,
Nach Ferkeln, Schmalz, nach Käse, umgebrachten Tauben.
Der schönste Duft kam mit dem heimgefahr'nen Heu
Und von den Hügeln der Oktobertrauben.

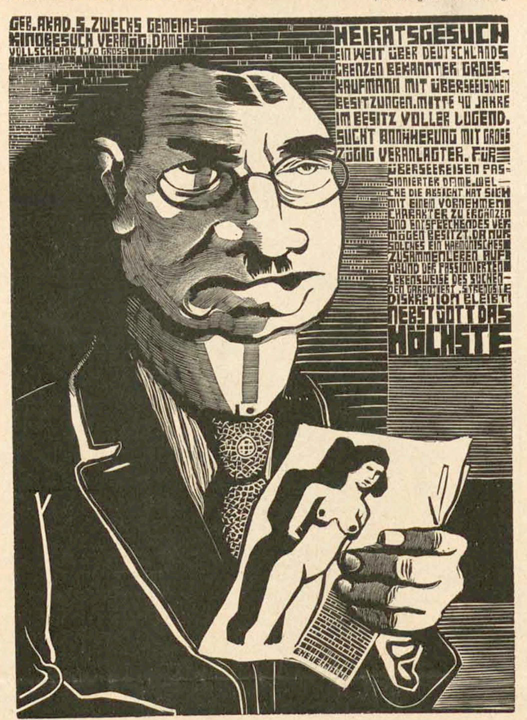
Der Apotheker hatte eine blonde zarte Frau,
Die hinter Blumenstöcken nach mir sah.
Im Frühling kam von Dächern das Miau
Der Katzen . . . Die Zeit verging und nichts geschah.

Ich bin in einer kleinen Stadt zu Haus.
Ich möchte wieder heim, wo ich geboren.
Und möchte sein der Steinguthändler Kraus.
Ich aber heiße Schnack und wurde nichts, verdarb und bin verloren.

Anton Schnack

Zwecks Ehe sucht . . .

(Zeichnung von Karl Rössing)



„Ab 200 Mille nehm' ich jede unbesehen."

Der interessante Kopf

Ich habe einen Vetter: Staatsfunktionär. Eiserne Grundsätze. Konservativ bis ins verlängerte Mark. Auch in puncto Kunst — versteht sich. So oft von moderner Malerei die Rede ist, bekundet er mit vernichtender Gebärde: „Mit Feuerbach hört m e i n Verständnis auf! Jawohl. Gott sei Dank!" Womit er eigentlich Kaulbach meint. Aber das macht fast gar nichts. Alles Weitere fällt sowieso pauschal unter die Rubrik „Kunstnihilismus" und „Hundsgemeine Kleckserei" . . .

Wie erstaunte ich daher, als er mir neulich stolz erzählte, er werde jetzt gemalt. Von einem jungen Künstler namens Viereck.

„Viereck?" wundere ich mich. „Peter Viereck?? Doch nicht der von den Juryfreien? Mit den blaugebatikten Akten?" Aber da war er direkt beleidigt. „Ach was — davon verstehst du nichts. Mit deinem rückständigen Geschmack! Ein genialer Kerl, sag' ich dir! Spricht mich schlankweg auf der Straße an: — ob ich ihm nicht sitzen wolle? Sowas wie meinen Kopf suche er schon lange. Denk mal, ja! Und ich sei ein fabelhafter Typ — hochinteressant!"

Mein Vetter Paul quoll auf im Hochgefühl seiner künstlerischen Bedeutung. Seither läßt er auf die moderne Kunst nichts mehr kommen. „Weißt du — Schmiß haben die Kerle . . .! So'n Porträt — vier, fünf Pinselstriche . . . Bloß so hingehaut . . . Aber da bist du platt. Sowas von Sachlichkeit — von — — — von Extrakt des Wesentlichen . . . Des Ur-Persönlichen . . .! Na — es kommt natürlich in die Ausstellung. Da wirst du ja sehen . . ." Und ich sah . . .

Gestern waren wir zusammen in der Ausstellung. Mein Vetter Paul wuselte aufgeregt durch die Säle. Und jonglierte bravourös mit Fachausdrücken. Plötzlich zerrt er mich vor ein knalliges Ölporträt. „Da — Nummer 381 — — — da ist es ja schon! Na — also bitte — — — was sagst du jetzt . . .?!" Er schwitzte vor Stolz. Ich entgegnete schonend, daß ich nicht gerade viel Ähnlichkeit fände. Aber da blähte ihn Entrüstung.

„Blödsinn! Ihr mit eurer ‚Ähnlichkeit'!! Der moderne Porträtist — verstehst du — der schiert sich den Teufel um ‚Ähnlichkeit'. Der sieht eben hinter die Maske. Und er bringt nur das Wesentlichste — — — das Urpersönliche. Verstanden? Das da . . . (er deutete mit achtunggebietender Geste auf das Bild Nr. 381) das, siehst du, bin eben i c h — ich — ich . . .!!!" Seine Stimme füllte überzeugend den Raum. Neben uns standen zwei Damen. Ihre Blicke wanderten vergleichend zwischen dem Bild Nr. 381 und meinem Vetter Paul hin und her. Dann steckten sie die Köpfe in den Katalog. Und die Jüngere las daraus mit einer hübschen und sehr tragfähigen Stimme vor: „Nummer 381. Peter Viereck: — ‚Der Idiot' . . ."

Caren

Das Rettungsboot

Im Kritzendorfer Strombad ist eine Rettungszille verankert, ein gottsjämmerliches Wasservehikel, dessen plumpe Schwerfälligkeit in merkwürdigem Gegensatz zu seinem Verwendungszweck steht.

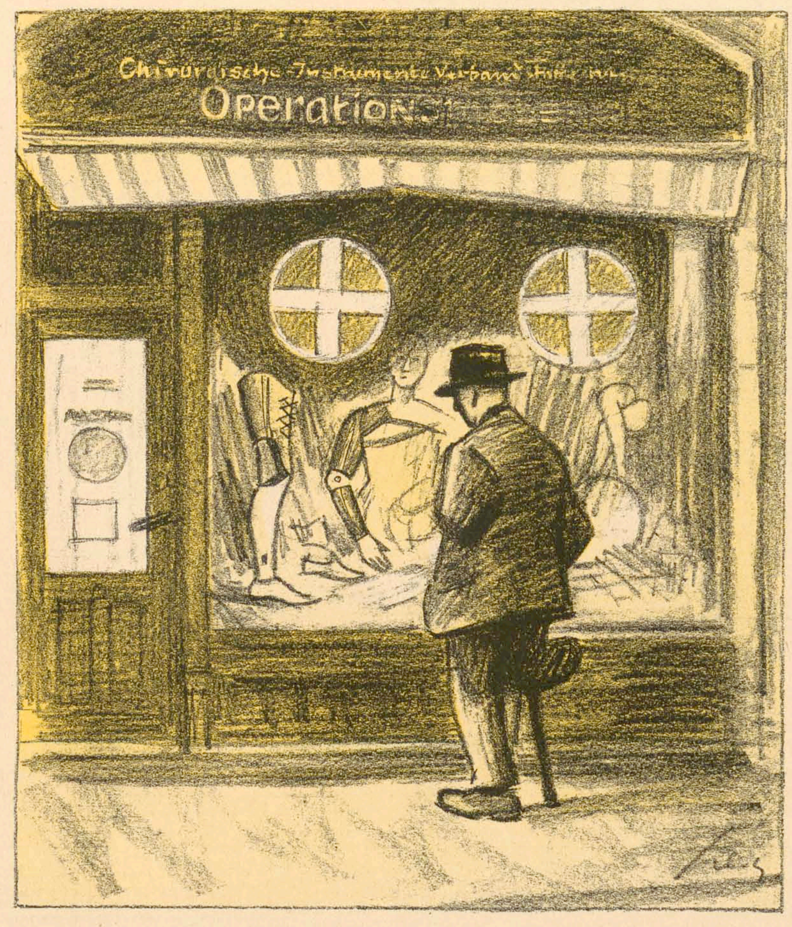
Ich teilte dem Fährmann mal meine Bedenken mit.

„Freuli, freuli," nickte er, „helf'n kann i mit dera elendig'n Schalupp'n kan Menschen net! Aber schaun S', wann so aner vur'm Dersauf'n a Rettungsboot siecht, so is dös halt do a beruhigendes Gefühl!"

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; in Österreich die Nummer S 1.—; das Vierteljahr S 12.—; in der Schweiz die Nummer Fr —.80. Übriges Ausland einschließlich Porto vierteljährlich 2 Dollar • Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile RM 1.25 • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse • Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. Kommandit-Gesellschaft, München • Postscheck München 5802 • Redaktion und Verlag: München 13, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart

Reparationen

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Ja — Morgan bekommt was er will!“

Italienische Renaissance

Im mussolinischen Italien
herrscht nun die „neue Schicklichkeit“:
verboten sind die Bacchanalien
von ärmellosem kurzen Kleid.
Der Anblick weicher Weiberwaden
muß dem Faszistengeiste schaden!

Darum diktiert er streng verfügend:
ein Kleid ist patriotisch-richtig,
wenn es durchaus nicht enganliegend
und stofflich völlig undurchsichtig!
Fleischfarbner Strumpf und der à jour
ist wider Sitte und Natur!

Denn dadurch merkt ein Mann allmählich,
daß er auch anderswo Gefühl hat
als bei der Frau, mit der er ehlich
die Kinderzeugung nur zum Ziel hat —;
auf böse Lust nur wirkt's als Beize,
enthüllt die Frau interne Reize!

Der Duce aber braucht die Mutter,
die Kinder zeugt in hellen Massen,
die tauglich als Kanonenfutter,
und die sich gern erschießen lassen!
Und die frivole Damenmode
weckt keine Lust zum Heldentode — — —

Karl Kinndt

Lieber Simplicissimus!

In der Religionsstunde einer Stettiner Volksschule erzählt die Lehrerin den siebenjährigen Mädchen von Adams und Evas Sündenfall und von dem Engel mit dem Flammenschwert, der das Tor des Paradieses bewachte. Nach einer kurzen Pause des Schweigens fragt die Lehrerin, um den Eindruck ihrer Worte festzustellen: „Was, glaubt ihr, haben Adam und Eva gedacht, als sie sich so aus dem Paradiese vertrieben sahen?“ Pause. Plötzlich ein kleines Mädchen: „Wenn er wech is, jehn wa wieda rin.“

Nitschewo

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Väterchen Zar gab uns kein Brot — Väterchen Stalin hat keins.“

Abendmahl

Wir trinken Tränen,
Wir brechen den Leib der Not.
Wir lieben einander
Und schlagen einander tot.

Wir treiben Unzucht, Geschäfte und Körperpflege
Und sind am meisten selber getrieben.
Jeder ist dem andern im Ziel und im Wege.
Die Glücklichsten unter uns haben nur Ansichtspostkarten geschrieben.

Alles an uns ist Schuld, Sünde und Mord.
Aber in seltenen Stunden
Sagt manchmal einer ein einsames Wort,
Das hat er im Himmel gefunden.

Er wirft es unter uns, die wir am tollsten geschrien,
Um seinetwillen sei uns allen verziehen.

Hanns Johst

Erinnerung aus alter Zeit

Als junger Leutnant hatte ich in meiner kleinen oberschlesischen Garnison eines Tages als Offizier vom Bataillonsdienst — oder wie man damals so schön sagte, als „Bataillons du jour“ — nach Zapfenstreich die Kaserne zu revidieren. Als ich die Tür eines Mannschaftszimmers der vierten Kompanie öffnete, prallte ich zurück. Das Zimmer war trotz der vorgerückten Stunde durch zwei Petroleum-Hängelampen „hell“ erleuchtet. Hinter einem Tisch war die Korporalschaft aufgebaut. An der einen Querseite des Tisches stand der Unteroffizier, der gerade einem vor ihm knienden Rekruten aus einem großen etwa fünf bis sechs Liter fassenden Wasserkruge zu trinken gab. Auf der anderen Seite des Tisches kniete ein anderer Musketier vor dem Korporalschaftsgefreiten, der ihm eine langgeschnittene Scheibe Kommißbrot in den Mund schob. Auf meine Frage, was das alles zu bedeuten habe, antwortete mir der als strebsam bekannte Unteroffizier treuherzig: „Herr Leutnant, wir gehn morgen das erstemal zu Beichte und Abendmahl. Damit die Sache klappt, exerziere ich vorher alles mal durch!“

A

Aus der großen Zeit

„Steh ick da an der Westfront auf Posten, reitet Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz an mir vorbei, — vastehste, der echte, leibhaftige Kronprinz — reitet an mir vorbei, kiekt mir in die Pupille, reitet weiter, kommt nach zehn Minuten zurück, an mir vorbei, kiekt mir wieder in die Pupille und sagt: „Nanu, wir kennen uns doch!“ — „Zu Befehl, Kaiserliche Hoheit!“ sage ick. — „Na, woher kennen wir uns?“ fragt Seine Kaiserliche Hoheit allergnädigst. — „Kaiserliche Hoheit sind doch vor zehn Minuten hier vorbeijeritten“, sage ick. — Kaiserliche Hoheit nickt, kiekt mir nochmals in die Pupille — fort!!
„Na, sehn Se, so is et zu Kaisers Zeiten zujejangen. Hat unsereens heutzutage noch Jelejenheit, frag' ick Sie, eine Kaiserliche Hoheit kennenzulernen?!“

Hubert Faering

Im Obdachlosenasyl

(Zeichnung von M. Frischmann)

„Ick komme mir vor wie 'n pensionierter Minister — keene Arbeit und auf Staatskosten schlafen.“

Massary contra Meyers Lexikon

(Zeichnung von E. Thöny)



„Die Massary is fein heraus — die kann man wenigstens nicht als Nutte bezeichnen!“

Stuttgart, 15. Juli 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 16

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Westarp und Hugenberg

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Dem Stresemann bekommt die Außenpolitik nicht sonderlich gut — gesundheitsfördernd ist nur unser Oppositionssport."

Das Lied von der Heldenschaft

(Zeichnung von E. Schilling)



In einer Straße hockt ein Mann fast jeden Tag, der bettelt bei gutem und schlechtem Wetter. Aber niemand gibt ihm gern was. Denn die Leute denken und sagen: Er kriegt ja vom Staat! Und das ist auch wahr! Denn der Staat tut, was er kann, für seine Helden! Vielleicht bekommt der Held den Hals nicht voll. Vielleicht aber auch kann er nicht anders und muß sein Lied singen, das Lied von seiner Heldenschaft!
Und das Lied ist so:

Hoho!
als ich noch ein Knabe war, ging es mir gut! Ich war ein freundlicher Knabe, und die Erwachsenen hatten mich lieb! und die Welt war schön!
Hoho!

Als ich groß geworden war, wollte ich gern ein Schiffebauer werden. Aber mein Vater sagte: du wirst ein Schlosser! Denn wir haben kein Geld, dich so lange zu halten! Schicke dich drein, Sohn!
Hoho!

Da bin ich denn ein Schlosser geworden. Und als der Krieg kam, übte ich mich im Schießen und wurde Soldat!
Hoho!

Ich war ein tapfrer und furchtloser Soldat! Ich trug das Gewehr in der Hand
und zog schießend tief ins russische Land!
und zog schießend nach dem Balkan hinab!
und zog schießend durch das Alpengebirge!
und zog schießend bis vor Jerusalem!
und zog schießend durch Belgien!
und zog schießend nach Frankreich!
Hoho!

Viele Menschen hab' ich umgebracht mit meinem Gewehr!
Hoho!
Viele Kameraden fielen in Tod neben meinem Gewehr!
Hoho!
Aber kein Feindgewehr hat mich umgebracht!
Hoho!
Gottes schützende Hand war sichtbar über mir!
Hoho!

Nur in Rußland wurde mir das Bein durchschossen, und vor Jerusalem durchschlug eine Kugel meine Brust. Da haben mir die Doktoren Fleisch aus meiner Brust genommen und eine Rippe herausgesägt!
Hoho!
Da konnte ich bald wieder marschieren und stürmen!
Hoho!
In Frankreich vor dem Winterberg,
da bin ich gegen vermaskete Menschen gestürmt!
da bin ich gegen Maschinen gestürmt!
da bin ich wütend gegen Flammenwerfer gerannt!
Handgranaten hab' ich geschmissen!
und geschossen!
geschossen!
Ich war ein Held!
Hoho!

Aber an einem Sonnentage, gerade als ich ein Pferd ausnahm, da mich so hungerte, riegelte eine Flintenkugel meinen Taten ein Ende. Sie riß im Nu die Seele aus meinen Augen!
Hoho!

Nun mußte ich blind sein!
Hoho!
Schon so viele Jahre bin ich blind!
Hoho!

Ich sehe den weißen Schnee nicht mehr im Winter!
Ich sehe die grünen Wiesen nicht mehr im Sommer!
Ich sehe die Sonne nicht mehr!
Ich sehe die Sterne nicht mehr!
und den Mond kann ich nicht mehr sehen!
Hoho!

Ich sehe die Frauen nicht mehr!
und sehe die Männer nicht mehr!
Und keine Tiere sehe ich mehr!
und keine Häuser!
Hoho!

Aber ich höre, wenn's spricht!
und den Wind höre ich heulen!
Und ich fühle, wenn's kalt ist!
und ich fühle, wenn's warm ist!
Ich bin nicht tot!
Hoho!

Aber allein bin ich nun auf der Welt mit meinem Herzen und singe das Lied von meiner Heldenschaft. Aber niemand erhört meinen Sang, außer mein Herz. Warum hält mir nur mein Herz diese hündische Treue?

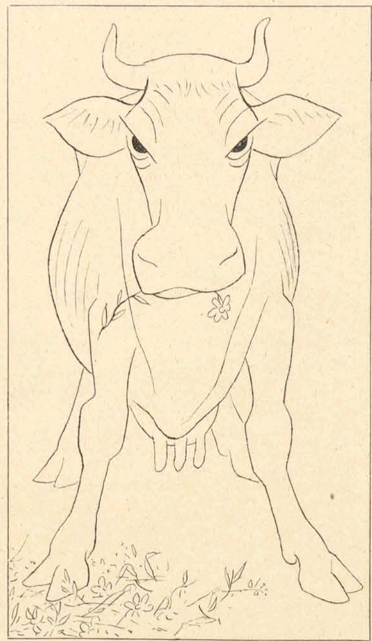
Die Autos trompeten!
Die Fußgänger trommeln!
Der Regen harft mich langsam ein!
Hoho!

Jakob Martin Dolata

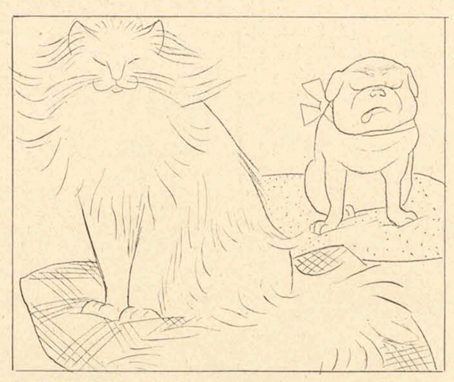
Der neue Zoo im Osten Berlins

(Karl Arnold)

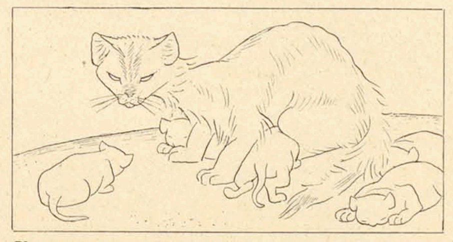
Zeitungsbericht: „. . . um der werktätigen Bevölkerung Gelegenheit zu geben, fremde Tiere kennenzulernen."



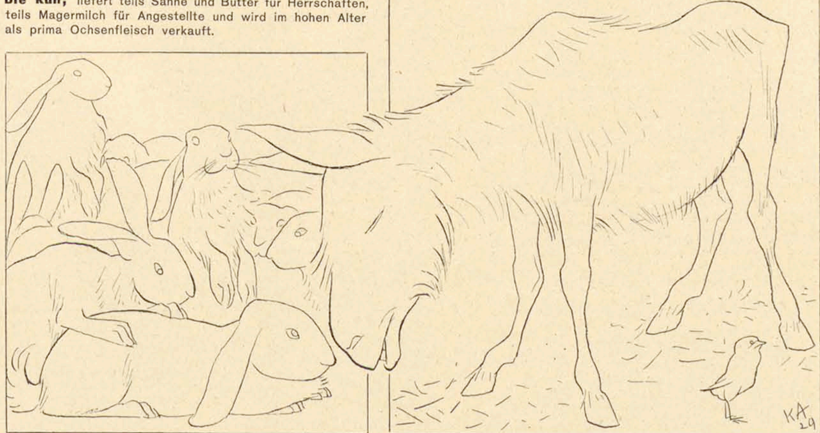
Die Kuh, liefert teils Sahne und Butter für Herrschaften, teils Magermilch für Angestellte und wird im hohen Alter als prima Ochsenfleisch verkauft.



Die kostbare Angora-Katze und **der seltene Mops,** beliebte Hausgenossen von Berlin W. Gelten dort als Kinderersatz.



Die gemeine Hauskatze. Als Festbraten bei schlichten Arbeiterfamilien sehr beliebt, deshalb auch falscher Hase genannt.

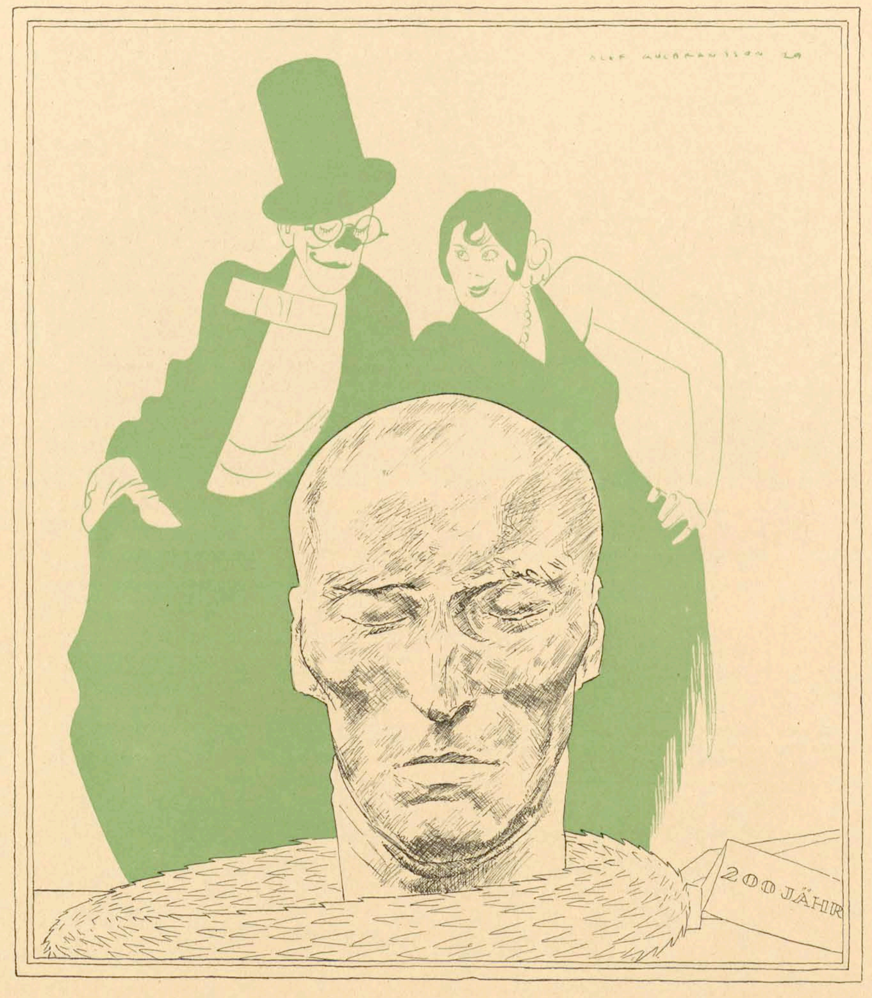


Der richtige Hase, genannt Kaninchen, lebt in Kisten, auf Küchenbalkonen und in Heimgärten. Freude der Mittelstandsküchen, Leckerbissen der Kleinrentner.

Der Esel, bescheiden und treu, arbeitet bis zu fünfzehn Stunden am Tag.

Abschied von Mannheim

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Ruhen Sie sanft bis zum 200jährigen Jubiläum, Herr von Schiller. Bis dahin unterhalten wir unser deutsches Publikum mit Kassenstücken."

Lieber Simplicissimus!

Ein Berliner war im letzten Sommer zur Kur in einem kleinen Schwarzwalddorf. Eines Abends unterhielt er sich mit dem Bauern im Hofe, es dämmerte schon. Da trieb die Magd noch eine Kuh aus dem Stall, um sie zum Stier zu führen. Der Kurgast, der das bemerkte, wunderte sich und fragte arglos die eben vorbeigehende Magd, wo sie denn so spät noch mit der Kuh hin wolle. Verlegen sieht die Magd den Gast an und wird rot bis hinter die Ohren. Auf einmal lacht sie, und mit der Kuh davoneilend ruft sie: „Zum Standesamt!"

•

Geschäftsstelle einer Kleinstadtzeitung. Mit der Morgenpost war ein größerer Aufsatz über die Nachkriegsliteratur eingelaufen. Von Sinnlosigkeit des Krieges, von Massenmord, von der grinsenden Fratze des Todes und so weiter. Das war zuviel für den Verantwortlichen für Politik und Allgemeines; er rief den Kollegen für Lokales und Inserate zu Hilfe. Eifrige Debatte, wie da zu mildern sei. Plötzlich sagt der von der Politik ernst und bestimmt: „Nein, wird doch nicht gedruckt — denken Sie doch an unsern Oberst a. D.! Wenn wir den Artikel brächten, wär's aus mit unserm Mittwochabendskat."

Menelaos der Phantast / Von Gina Kaus

Wenn Menelaos in jener Nacht von Trojas Sturz, zum Staunen aller Zeitgenossen und Nachfahren, die Helena verschonte, so tat er es nicht, wie die einen glauben, weil ihre immer noch unvergleichliche Schönheit ihn aufs neue blendete, nicht, wie die andern meinen, weil ihre Schönheit verblüht und sie also gar nicht mehr diejenige war, deren unvermutete Abreise ihn seinerzeit so tief verletzte, — sondern aus dem einfachen Grund, weil er diesen Augenblick der Rache zu oft in Gedanken ausgekostet hatte. Von den tausend Malen, die er sich mit gezücktem Stahl der zitternden Helena gegenüber gesehen hatte, war dieses eine, das sich im Reiche der Realität begab, das allerschwächste. Jeder aufgeklärte Mensch weiß, daß ein Liebhaber, der zehn Jahre lang vergebens nach einer Frau schmachtet, im Augenblick der Erfüllung enttäuscht ist (nicht von der Frau, sondern von seinem Gefühl, was allerdings schwer auseinanderzuhalten ist) und oft nur durch intensives Denken an das belanglose Mädel von gestern vor einem kläglichen Fiasko geschützt wird. Also versagte auch in diesem Manne, der zehn Jahre lang darnach geschmachtet hatte, seine Frau zu erdolchen, der gewaltige Impuls der Rache in jenem Augenblick, da sie in seine Macht gegeben war.
Dafür fand er mit viel Glück jene einzige Geste, die der Größe des Augenblicks ebenso angepaßt war, wie es der Mord gewesen wäre: er verzieh der Helena: den Ehebruch, den Schmerz, den sie ihm zugefügt, und den Tod so vieler guter Männer, die sie auf dem Gewissen hatte. Zum Pathos des Verzeihens aber gehört auch der Entschluß, nie wieder auf die Schuld zurückzukommen, ein Grab muß sein, so sei es denn die eigne Brust. Es erschien ihm auch gar nicht schwer, nie wieder von Paris zu sprechen, in dieser Stunde, wo die Luft zwischen ihm und Helena ganz erfüllt war von Paris.
Später, in Sparta, als die Luft zwischen ihnen wieder dünn geworden war, erschrak Menelaos unsäglich, als ohne besonderen Anlaß die Eifersucht auf den toten Paris beinahe mit der alten Kraft in ihm erwachte. Er erschrak vornehmlich deshalb so sehr, weil er jetzt gegen diese Eifersucht gar nichts tun konnte, da er den Paris bereits getötet und der Helena bereits verziehen hatte. Zwar war der pathetische Edelmut jener trojanischen Nacht verraucht, trotzdem aber ging es nicht an, die Helena zu ermorden, nachdem er die eheliche Gemeinschaft mit ihr wieder aufgenommen, also ein Faktum geschaffen hatte, das unter dem Namen Abolition allen Ehebrecherinnen bis auf den heutigen Tag bekannt ist, und das für unumstößlich gilt. Da aber, dessenungeachtet, der Tote auferstand, hob sich auch die leichte Decke über dem Heldengrab in Menelaos' Brust, und dieser unterbrach mit den Worten: „Erkläre mir nur eines: wie konntest du damals . . ." den Frieden des Schlafgemachs; denn wer so bitterlich beklagte, daß ihm dieser Frieden geraubt worden, der kann es nicht ertragen, ihn wieder zu haben.
Am nächsten Morgen, als er Arm in Arm mit Helena durch den Park ging, war er überzeugt, keine Szene gemacht zu haben. Immerhin hatte sein Toben den ganzen Palast in Unruhe versetzt, und er war sehr nahe daran gewesen, seine Frau zu erdolchen, trotz des Unpassenden, das darin gelegen wäre, vornehmlich deshalb, weil er nie daran gedacht hatte, dies in Griechenland zu tun, die Situation also in keiner Weise von der Phantasie unterhöhlt war. Dann aber hatte er es doch nicht getan, weil er keinen Dolch bei der Hand gehabt hatte und er im Nahkampf den geschickten und überraschenden Methoden Helenas erlegen war. Und die Nacht, die diesem Toben gefolgt war, war beinahe so schön gewesen wie jene Nacht nach Trojas Sturz, so schön, wie vielleicht überhaupt nur eine Nacht sein kann, die unmittelbar für einen Mordverzicht entschädigt.
Wenn Menelaos bei besagtem Lustwandeln überzeugt war, keine Szene gemacht zu haben, so war er mindestens ebenso überzeugt, daß er in Zukunft keine mehr machen würde. Aber auch hierin irrte er. Bald war er wieder so weit, in Helenas Gegenwart unablässig an den toten Paris denken zu müssen, und da es unwahrscheinlich ist, daß Helena es war, war er es wohl selbst, der wieder begann, von Paris zu sprechen.
„Sag mir nur eines", bat er, „wenn du mit dem Paris warst . . .", und er forschte mit einer Gründlichkeit, die alle Historiker, die sich nach ihm mit den trojanischen Begebenheiten beschäftigen sollten, weit in den Schatten stellte, gerade nach jenen Dingen, von denen ihm lieb gewesen wäre, die Helena hätte sie nie erfahren. Vielleicht gab es in ihm ein Stückchen kindischen Dichtertums, das immer noch hoffte, Helena werde plötzlich beschwören, es sei alles nicht wahr und sie niemals die Geliebte des Paris gewesen; dann wäre alles gut, und er dürfte endlich sein, was er ohne die große Affäre zweifellos gewesen wäre, nämlich ein älterer Herr, der andere Sorgen hat. Helena aber beantwortete brav, wie eine Schülerin alles, was er sie, den Paris betreffend, fragte, seine Wut lohte auf und — da sie keine andre Expansionsmöglichkeit hatte — verebbte schließlich in ihren Armen.
Solches wiederholte sich in kurzen Abständen immer wieder, und man muß annehmen, daß nicht eheliche Fügsamkeit allein Helena veranlaßte, die Wißbegier ihres Gatten zu befriedigen. Denn wenn auch jedes neue Detail, das sie ihrem Gedächtnis entriß, seinen Zorn neu entfachte, so wußte sie doch bereits, daß dieser Zorn nicht ihr Leben, nicht einmal den ehelichen Frieden ernstlich bedrohte. Vielmehr war in solchen Augenblicken der tote Paris eine Waffe, die ihr Venus in die Hand gedrückt hatte, und sie benützte sie als solche.
Man darf ruhig sagen, daß erst durch die ständige Anwesenheit des toten Paris ein neuer Ehefrühling in den Königspalast von Sparta einzog. Menelaos war, wie gesagt, nicht mehr in den allerbesten Jahren, deshalb wohl machte ihm der Gedanke an den jungen, wenn auch toten Paris Sorgen — andererseits hatte gerade dieser Gedanke verjüngende Kraft, das war nun bereits eine ausprobierte Sache. Gewiß war es beschämend für einen gebildeten Griechen, sich wie ein abergläubischer Wilder zu benehmen; trotzdem tat er es: er trank vom Blut des toten Nebenbuhlers und gewann damit dessen Kräfte.
Aber das Blut des Toten erschöpfte sich mit der Zeit, das heißt, im Laufe der Jahre gingen die Auftritte wegen des Paris in ein gemütliches Plaudern über und verloren im gleichen Maße ihre verjüngende Kraft. Bis in einer solchen Plauderstunde Menelaos auf den Gedanken verfiel, seine

Frau zu fragen, ob sie denn in Troja nie an einem anderen Mann Gefallen gefunden habe? Und hier bewies sich die große Liebesintelligenz dieser schönen Person: denn, obwohl sie ihm damit das Recht sie zu töten ein zweites Mal in die Hand gab, gestand sie ihre Leidenschaft für Antenor. Menelaos wurde furchtbar zornig. Es wunderte ihn selbst, wie zornig er wurde, denn eigentlich hätte es ihn trösten müssen, daß auch der junge schöne Paris betrogen worden war —. Am härtesten traf ihn, daß er den Antenor nicht töten konnte, weil er schon tot war — allerdings milderte dieser zweite Umstand den ersten, und schließlich gab es auch diesmal, nach großem inneren Kampf, eine entsprechend eindrucksvolle Versöhnung.

Und auch diesmal war es mit dieser einen Versöhnung keineswegs getan, vielmehr erwachte immer wieder im König der große Zorn, und das ist um so begreiflicher, wenn man bedenkt, daß er gewohnt war, um eines Ehestreiches seiner Gattin willen zehn Jahre Krieg zu führen. Er mußte sich selbst entgegenhalten, daß die Sache mit Antenor nicht in die Öffentlichkeit gedrungen war. Er beschäftigte sich überhaupt so viel mit der Vergangenheit seiner Frau, daß er kaum bemerkte, wie die Jahre über ihn und über sie hinweggingen.

Bis auch diese Qual schließlich in ein Plaudern verebbte und dieses Plaudern die neue Frage gebar: ob sie denn niemals den Antenor betrogen habe? Und hier offenbarte sich zum zweitenmal die Klugheit der Königin, indem sie nämlich keinen weiteren Trojaner eingestand, so vielfältig sie auch der König bedrängte.

Dies aber hatte sonderbare Folgen: eines Abends erschien Menelaos nicht allein im ehelichen Schlafgemach, sondern begleitet von einem wunderschönen jungen Sklaven. Diesem Sklaven wurde am nächsten Morgen der Kopf abgeschlagen, ganz früh, noch ehe er einem einzigen Menschen erzählen konnte, was er bei der Königin erlebt hatte.

Und da Helena auch weiter dabei blieb, alle übrigen Söhne des Priamus abzuleugnen, muß man annehmen, daß sie lange nicht so viel Phantasie besaß wie ihr hoher Gemahl, also daß ihr die Erinnerung an einen toten Heros nicht solche Freude gab wie die Gegenwart eines lebenden Sklaven.

Der König aber glaubte, er erschlüge den Antenor, wenn er den Sklaven erschlug, und er erschlug ihn so oft er wollte, denn er konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß gerade diesem die Helena treu gewesen war. Und soll ihm niemand daraus einen Vorwurf machen, daß er seiner Phantasie die Zügel schießen ließ; was sonst bleibt einem Mann zu tun, den das Unglück betroffen hat, mit der Liebe selbst verheiratet zu sein?

An der Alten Elster

Wenn die Pappeln an dem Uferhange
Schrecklich sich im Sturme bogen,
Hu, wie war mir kleinem Kinde bange! —
Drohend gelb ist unten Fluß gezogen.

Jenseits, an der Pferdeschwemme,
Zog einmal ein Mann mit einer Stange
Eine Leiche an das Land.
Meine Butterbemme
Biß ein Hund mir aus der Hand. —
O wie war mir bange,
Als der große Hund plötzlich neben mir stand!

Längs des steilen Abhangs waren
Büsche, Höhlen, Übergangsgefahren. —

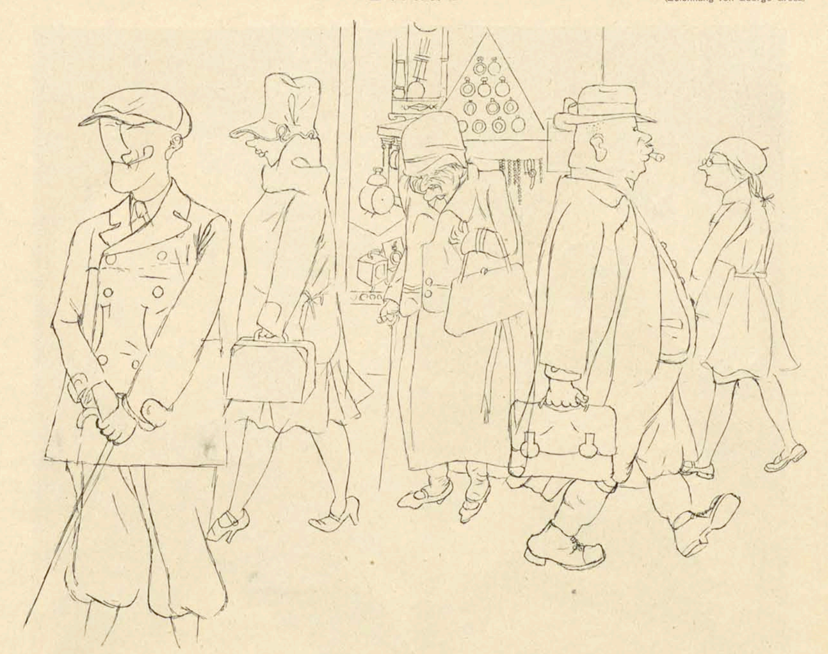
Dumme abenteuerliche Spiele ließen
Mich nach niemand anvertrauten Träumen
Allzuoft und allzulange
Schulzeit, Gunst und Förderndes versäumen. —
Hulewind beugte die Pappelriesen.
O wie war mir bange!

Pappeln, Hang und Fluß, wo dieses Kind
So viel heimlichstes Erleben hatte,
Sind nicht mehr. Mir spiegelt dort der glatte
Asphalt Wolken, wie sie heute sind.

Joachim Ringelnatz

Bilanz

(Zeichnung von George Grosz)



„Das Bargeld is knapp — Warendiebstähle sin' ooch schon unrentabel!"

Wie sie im Paradiese blieben / Von Max Hayek

Als Adam und Eva damals im Paradiese lebten, trat eines Morgens ein dunkler Ehrenmann auf sie zu und sprach zu ihnen: „Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle . . . ich heiße . . . mein Name ist . . . aber mein Name tut eigentlich nichts zur Sache! Man hat Ihnen verboten, von einem gewissen Baume zu essen — nicht wahr? Und, sehen Sie, in dieser Angelegenheit möchte ich Ihnen dienlich sein!"

Adam und Eva waren von jener vollkommenen Unschuld, die ersten, gänzlich unerfahrenen Menschen geziemt.

„Oh, bitte", sagte Adam, „was können Sie in dieser Angelegenheit für uns tun?"

„Bitte, bitte", unterstützte Eva lieblich die Worte des Adam.

„Nun, sehen Sie, meine Besten", sagte der dunkle Ehrenmann, „Sie können, wenn Sie trotz des Verbotes die unbeschreiblich süßen Früchte vom Baum der Erkenntnis genießen, mit den hiesigen strengen Behörden tatsächlich in Konflikt geraten. Ja, ich glaube Ihnen sogar ganz sicher voraussagen zu können, daß dann ein himmlischer Polizist mit einem feurigen Schwert daherstürmen wird, um Sie ohne viele Geschichten aus dem Garten Eden hinauszujagen! Sie werden sich überzeugen können, daß der Mann keinen Spaß versteht. Ja, Sie werden schneller draußen sein, als Sie glauben! Und dann gibt's auch kein Zurück mehr! Ich will Ihnen dienlich sein und Ihnen ermöglichen, in diesem schönen Garten zu bleiben und dem himmlischen Polizisten ein Schnippchen zu schlagen!"

„Das wäre allerdings sehr freundlich von Ihnen!" sagte Adam gerührt, „sehr freundlich!"

„Ach, entzückend wäre es", zwitscherte Eva, „wir könnten dann gleich zu dem Baume hingehen und uns seine süßen Früchte schmecken lassen! Ich freue mich schon darauf!"

„Mein Dienst ist eine Kleinigkeit", nahm der dunkle Ehrenmann wieder das Wort. „Ich habe da ein schlichtes Dokument, das ich Ihnen zur Verfügung stelle! Wenn Sie die Früchte vom Baume der Erkenntnis genossen haben und der besagte gestrenge Polizist mit seinem Feuerschwert auf Sie einstürmt — dann bewahren Sie nur Ruhe, ziehen dieses schlichte Dokument aus Ihrer Brieftasche und reichen es dem Manne — zur gefälligen Durchsicht! Sie werden sehen, was dann geschieht.

Damit übergab der dunkle Ehrenmann dem ersten Menschen ein zusammengefaltetes Dokument, das dieser dankbar entgegennahm. Ja, er drückte dem unbekannten Wohltäter sogar die Hand und sagte, daß er sich seines ausgezeichneten Dienstes immer erinnern wolle.

Und Eva zwitscherte wieder melodisch: „Sie sind zu liebenswürdig, Herr . . ., Herr . . ., schade, daß ich Ihren Namen nicht kenne . . ., zu liebenswürdig! Wir danken Ihnen!"

Und dann, zu Adam sich wendend, sagte sie mit unwiderstehlicher Einladung: „Komm, machen wir uns gleich auf den Weg — ich bin wirklich neugierig, wie diese verbotenen Früchte schmecken!"

Der dunkle Ehrenmann aber ging leichten Schrittes davon, und sein schlaues Gesicht überspielte ein verruchtes Lächeln.

In den nächsten Stunden waren Adam und Eva wissend geworden. Sie hatten von der Frucht gegessen und saßen noch, eng umschlungen, im Schatten des Baumes der Erkenntnis, glücklich in einem Glücke, das sie nie zuvor gefühlt — als sie so etwas wie ein Flügelrauschen vernahmen und im nächsten Augenblick eine Erscheinung vor sich sahen, die in ihrer rechten Hand ein feuriges Schwert schwang und mit fürchterlicher Polizistenstimme zu sprechen begann: „Ist euch nicht deutlich genug verboten worden, von den Früchten dieses Baumes zu essen? Hat man euch nicht hinlänglich gewarnt? Jetzt fort mit euch, ihr Übertreter der paradiesischen Lebensordnung — hinaus! Ich bin beauftragt, euch sofort aus dem Garten Eden zu jagen — eure Aufenthaltsbewilligung ist ungültig geworden — vorwärts — hinaus!"

Und dabei fuchtelte die Erscheinung mit dem Feuerschwerte drohend herum.

Nun, Adam, an den holden Leib der Eva geschmiegt, empfand diese Einmengung der fremden Erscheinung in sein intimstes Familienleben zumindest sehr störend. Und er wäre zum erstenmal in seinem Leben sacksiedegrob geworden — wenn er sich nicht noch rechtzeitig jenes dunklen Ehrenmannes erinnert hätte, der ihm erst vor wenigen Stunden das schlichte Dokument übergeben und ihm empfohlen hatte, seine Ruhe zu bewahren.

Adam zog also, ohne sich aufzuregen — er beschwichtigte die erschreckte Eva mit ein paar zärtlichen Worten —, das schlichte Dokument aus seiner Brieftasche und überreichte es dem himmlischen Polizisten.

„Was soll ich mit dem Wisch?" schnarrte dieser ungeduldig.

„Sie sollen ihn lesen", sagte Adam gelassen. Die Sache dauerte ihm schon zu lange. Er hatte jetzt Besseres zu tun als sich mit Polizisten herumzuschlagen und lästige Fragen zu beantworten.

Der Polizist lehnte sein feuriges Schwert ein wenig an den Baum der Erkenntnis, nahm das schlichte Dokument aus Adams Hand, entfaltete es und las.

Er las nur ein einziges, groß und fett gedrucktes Wort — und las gar nicht mehr weiter. Er las nur dieses eine Wort:

Trauschein

Und dieses wirkte sofort und verblüffend. Der himmlische Polizist wurde kleinlaut und bescheiden. Er entschuldigte sich geradezu demütig und sagte unter vielen Verbeugungen zu Adam und Eva: „Verzeihen Sie, meine Herrschaften — das habe ich nicht gewußt und auch nicht ahnen können! Sie sind ja verheiratet — das ändert die ganze Sachlage! In diesem Falle können Sie natürlich die Früchte vom Baume der Erkenntnis essen, solange Sie wollen! Das Verbot gilt ja nur für ledige Leute, die über keinen Trauschein verfügen! Nochmals: Verzeihung! Bitte, nur weiter liegen zu bleiben! Ich wollte nicht gestört haben!"

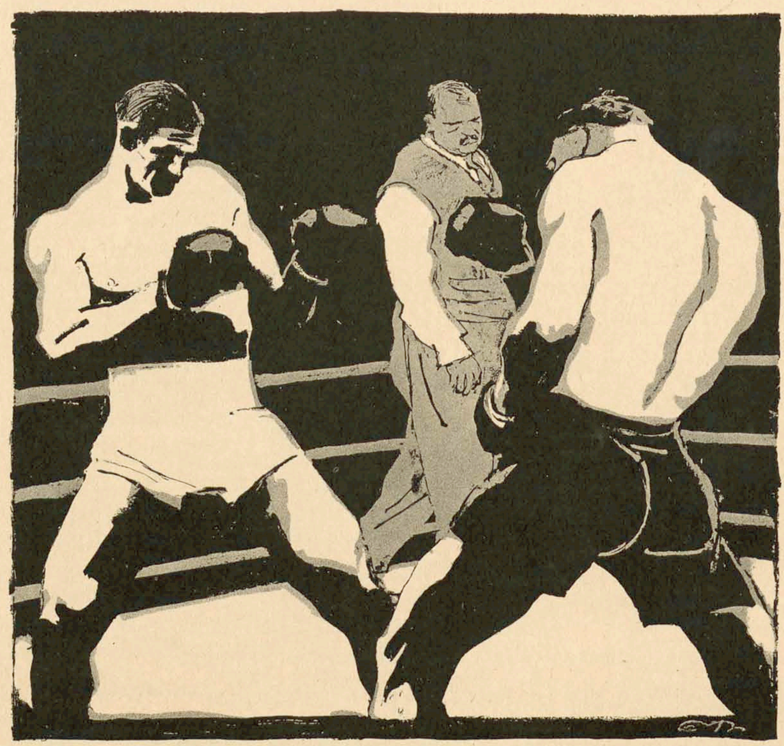
Damit reichte er das schlichte wirkungsvolle Dokument Adam zurück, griff rasch zu seinem feurigen Schwert, verbeugte sich noch ein letzes Mal tief und devot und verschwand. So ziehen Blamierte ab.

Und Adam und Eva blieben im Paradiese.

Aber es war gar kein Paradies mehr. Denn sie waren ja verheiratet.

Börse im Ring

(Zeichnung von E. Thöny)



„Klasse Markwährung — noch 'n weiter Weg zu Schmelings Dollarkurs!"

Vom Tage

Der bekannte Stuttgarter Staatsanwalt Cuhorst hat entdeckt, daß Balzacs Novelle „Die läßliche Sünde" unzüchtig ist — ja noch schlimmer: daß die berühmten „Drolatiques" des Dichters langweilig sind und kaum von jemand zu Ende gelesen werden können.
Wie man hört, bereitet nun ein heimischer Verleger, der den Wink verstanden hat, eine gereinigte und um lustige Dialektschnurren bereicherte Neuausgabe unter dem Titel „Schwabenstreiche" vor.

•

Die „Rahlstedter Nachrichten" alarmieren die Öffentlichkeit mit folgender Meldung: „Der Kraftwagenführer T. stahl dem Kaufmann Jakob F. aus seinem Klosett eine musikalische Toilettenpapierrolle, die er seiner Braut in Harburg schenkte. Vom Altonaer Schöffengericht wurde T. zu sechs, die Braut zu einem Monat Gefängnis verurteilt."
Da sieht man's wieder, wohin die Großmannssucht des niederen Volkes führt, wenn es nach Genüssen jagt, die dem Gebildeten vorbehalten sind.

•

Die „Danziger Neuesten Nachrichten" belehren in ihrem Briefkasten einen strebsamen Beamten: „Die Beförderung zum Amtsrat vollzieht sich wie alle anderen Beförderungen: Dienstalter, gute Beziehungen, Parteizugehörigkeit — a u c h Tüchtigkeit."
A u c h Tüchtigkeit? Das grenzt ja direkt an solide Zustände!

Unverfehlbar

Wieso diese Angst und Eile, werter Herr?
Warum so feierlich?
Nur keine nervöse Hast!
Warum zappeln Sie sich so kläglich ab?
Wozu die arge, schwitzende Bemühung?
Bitte, lassen Sie sich ruhig beirren
von Sonnenschein und blauem Himmel
oder mancherlei Gelüsten
süßer Wollust dieser Erde.
Ins Grab nämlich
gelangen Sie mit Bestimmtheit
unter allen Umständen.
Dieses Ziel der Ziele
verfehlen Sie nicht!

Joseph Baur

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder**, Stuttgart

Sachverständige am Sattelplatz des Kriegsministeriums

(Zeichnung von E. Thöny)



„— is ja gleich, ob der Sattel aus Papier is — das Pferd is ja doch mit Leder überzogen!"

Lieber Simplicissimus!

Eine Versammlung von Pastoren. Vor dem Mittagessen stehen alle hinter ihren Stühlen, die Häupter einige Sekunden andächtig gesenkt. Dann gibt der Dekan das Zeichen zum Platznehmen. Da fragt der eine der Pastoren seinen Nachbar: „Sagen Sie mir, Herr Amtsbruder, wieviel zählen Sie gewöhnlich beim Tischgebet?" — Darauf der andere: „Ich zähle bis fünfundzwanzig; es gibt etliche, die zählen bis fünfunddreißig — aber das halte ich für Scheinheiligkeit!"

•

Gut bürgerliches Haus. Der Mann höherer Angestellter einer großen Maschinenfabrik, die Frau, gemäß der Stellung ihres Mannes, reichlich eingebildet und hochfahrend. Das Abendblatt berichtet über die Studentenunruhen in Spanien. Nach dem Lesen äußert die Frau: „Jetzt streiken in Spanien sogar die Studenten. Ich meine, das sollten sie doch den Arbeitern überlassen — für was sind die denn sonst da?"

•

In einem bayrischen Gebirgsdorf besprach der Lehrer mit seinen Buben ein Wandbild, das den Auszug der Kinder Israels nach Ägypten darstellte.
Da ist der Pharao darauf zu sehen, vornehme Würdenträger, prächtig gekleidete ägyptische Bürger, sehr viele Juden und noch mehr armselige Sklaven mit nacktem Oberkörper.
Der Lehrer läßt sich die einzelnen Personen erklären: Der Pharao! Die Würdenträger! Die Ägypter! Die Juden!
„Gut! Und die mit dem nackten Oberkörper?"
Langes Hinundherraten. Schließlich meldet sich Seppl: „Dös san die Sommerfrischler!"

Die Sonne, hoch zwei

Von Peter Panter

„Du mußt es dreimal sagen!"
Goethe (später: Brecht)

Am 28. Juli jenes Jahres saßen Friedchen Bönheim und Alfred Kaktus auf zwei Sitzplätzen einer Bank des Treptower Parks zu Berlin und lasen gemeinsam die deutsche Verfassung. Gibt es doch für arbeitsreiche Liebesleute in den Mußestunden nichts Schöneres, als sich an Märchengeschichten zu erbauen! Die Sonne war fast untergegangen, und das kleine Buch, das der liebende Bräutigam in Händen hielt, wurde gerade noch sanft bestrahlt. Sie lasen von der Freiheit der Person und davon, daß die Wissenschaft und ihre Lehre frei sei; sie lasen von der Zensur, die es in jenem märchenhaften Land nicht gäbe, und als Alfred mit lauter Stimme ansagte: „Alle Herrschaft geht vom Volke aus!" da lachte das harmlose Friedchen und klatschte in die Händchen. A. Kaktus war nun gerade im Zuge, den Artikel 48 anzuschneiden, mit dem die großen Politiker am liebsten regieren, wenn ihnen nichts mehr einfällt, also immer — — — da wurde er durch einen kleinen Aufschrei seines Friedchens aufgeschreckt. „Da — da!" rief sie und deutete mit dem Finger ins Geäst.

A. Kaktus drehte sich um und sah in den Treptower Bäumen einen roten Schein. An eine Feuersbrunst glaubend, erhob er sich und zog sein Mädchen mit sich fort; sie schritten auf den roten Schein zu... und sahen zu ihrer grenzenlosen Überraschung, wie sich hinter dem Bahnviadukt eine neue Sonne erhob. Friedchen, nachmalige Kakta, blickte zurück — die alte Original-Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die abendlichen Wipfel der Bäume — und die neue Sonne versilberte mit ihren aufgehenden Strahlen die aufgerührte Welt.

Es war halb acht Uhr abends; nun hatten auch andere Leute die zweite Sonne bemerkt; ein Schrei stieg auf, und von allen Seiten kamen die Menschen angelaufen — es war kein Zweifel mehr —: es gab zwei Sonnen.

Die neue erhob sich, nachdem die andere untergegangen war — und nach einer schlaflos verbrachten, durchaus hellen Nacht konnte das fiebernde Deutschland feststellen, daß die zweite Sonne unterging und am Horizont die alte Sonne wieder auftauchte. Es gab keine Nacht mehr —! Die Folgen waren katastrophal.

*

Hatten die Deutschen bisher an jedem Achtstundentag zwölf Stunden gearbeitet, so mußte nun Rats geschaffen werden, was man in der Nacht . . . also, was man in jener Zeit zu tun hätte, in der es früher einmal Nacht gewesen war. Eine Kabinettssitzung entschied sofort: es muß doppelt gearbeitet werden.

Weil man aber kaum verlangen konnte, daß dieselben Leute, die den ersten Sonntag über bereits tätig gewesen waren, nun wiederum schufteten, beschloß man, alle Stellen und überhaupt alles, was in Deutschland auf den Beinen war, zu verdoppeln. Die Frage der Arbeitslosen war gelöst:

Da gab es nunmehr: Zwei Reichspräsidenten; man suchte lange, bis man jemand gefunden hatte, der aussah wie Hindenburg, aber das war nicht so schwer. Schwerer war es schon, alle Minister zu verdoppeln — denn wenn es auch Leute gab, die so aussahen wie Herr Hilferding, so wollten sie doch dergleichen nicht wahr haben und drückten sich von dieser Arbeit wo sie nur konnten. Im Amt merkte man nichts.

Verdoppelt wurden die Steuern und die Vorfreudenmädchen, was allgemein auffiel; verdoppelt wurde der Reichswehretat, was gar nicht auffiel, und verdoppelt wurden ferner die Länder, von denen es nunmehr sechsunddreißig gab. Nur die Bayern wollten sich nicht aufs Verdoppeln einlassen: sie sagten, so ein Land wie das ihre gäbe es nicht noch einmal.

Tiefer griff die Doppelei schon in das Privatleben des einzelnen hinein.

Ältere Frauen schafften sich zu Beginn dieser Epoche zwei bis sechzehn Liebhaber an; das Zentrum verlangte, daß, wer nur einen Illing bekäme, wegen Abtreibung bestraft werden sollte, und so geschah's. Es gab zwei Gertrud Bäumers sowie zwei Theodor Heußens — aber schon hier machte sich ein merkwürdiges Phänomen bemerkbar: die Duplikate, die sich zum erstenmal in ihrem Leben leibhaftig von außen sahen, konnten sich auf den Tod nicht besehen. Besonders die Herren Hitler und Hitler waren zwei, also vier Tage lang nicht zu beruhigen und strengten denn auch sofort einen Prozeß gegeneinander an.

Die Theater machten ausgezeichnete Geschäfte — es wurde doppelte Regie eingeführt, so daß jedes Stück in zwei Auffassungen herauskam; an den Aktschlüssen wurde entweder die Internationale oder das Stahlhelmlied gesungen, und in einem Berliner Theater gab es eines schönen Abends, pardon, Morgens ein Duett, doch fiel das weiter nicht auf. Jeder Literat hatte von jetzt ab zwei Gesinnungen, mit Ausnahme des Schriftstellers Arnolt Bronnen. Der berüchtigte Ignaz Wrobel hatte nunmehr deren acht.

In Magnus Hirschfelds Institut für angewandte Bibelforschung herrschte ein ungeheurer Andrang: scharenweise eilten die Männer herbei, um sich diesbezüglich verdoppeln zu lassen, was auch bei fast allen gelang: einige baten um Vervierfachung, was ihnen aber — mangels Material — nicht gewährt werden konnte.

Am 10. Oktober entbrannte das Land in einem wilden Bürgerkrieg:

Mit den Waffen sollte entschieden werden, ob sich eine doppelte Negation aufhöbe oder aber sich verstärkte. Die Frage war wichtig genug: auf den Richterstühlen wurde ja nunmehr doppelt Unrecht gesprochen, was — wie die einen behaupteten — Recht ergab; die andern aber hielten das Resultat für verstärktes Unrecht und wurden erst durch die von den Polizeipräsidenten Jagow-Zörrgiebel arrangierten Berliner Fremdenfestspiele überzeugt, daß sie unrecht hätten.

In strahlendem Licht ging das neue Leben dahin. Die Menschen waren moralischer geworden: Vierdeutigkeiten wurden nicht geduldet, und sechseckige Verhältnisse gab es nur noch ganz wenige. Als man die Dolly-Dolly-Sisters in ihrem vierschläfrigen Bett mit zwei Niggern antraf, die dort gemächlich einen Vierback knabberten, wurden diese Personen sofort der Länder verwiesen.

Es gab nach wie vor einen republikanischen Reichsgerichtsrat; doch blieb selber ein Singulare tantum.

Und die Nacht —? Wann schliefen-schliefen diese Leute-Leute —?

In der Nähe des Treptower Parks, da, wo A. Kaktus und sein Friedchen die zwei Sonnen zuerst hatten aufgehen sehen, lag der Eingang zu einer ungeheuren Höhle:

EINGANG ZUR NACHT

stand dort zu lesen. Dort war die Nacht.

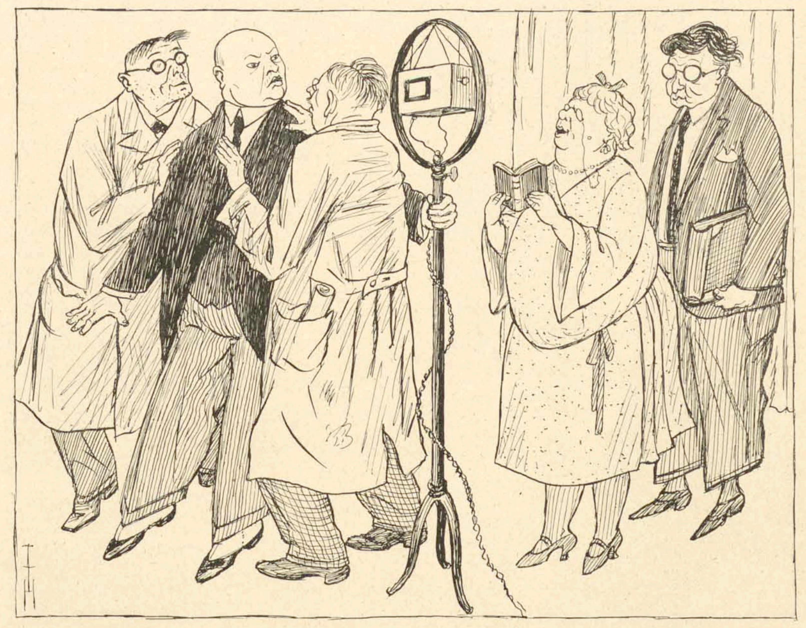
Zwei künstliche Prima-Monde hatte man aufgehängt, zwei Milchstraßen gab es, und alle Kellner hatten eine Logarithmentafel um den Leib baumeln, mit der sie die Preise berechneten. Waren die Leute so recht aus Herzensgrund besoffen, dann sagten sie jeden Satz nur einmal, was ungeheure Heiterkeit hervorrief — und die Stotterer hatten einen guten Tag.

So ging das bis zum 25. Januar. An diesem Tage spalteten sich zwei neue Sonnen ab, so daß es nunmehr vier gab. Am 3. Februar waren es acht; am 22. März sechzehn, die Menschen vervielfachten sich entsprechend; am 28. September gab es fünfhundertundzwölf Völkerbünde und zweihundertundvierundzwanzig Päpste, jedoch nur eine deutsche Verfassung, weil man die ohnehin auslegen konnte, wie man wollte.

Lassen Sie mich ergriffen abbrechen —: mit meinen armseligen zweihundertundsechsundfünfzig Händen bin ich nicht imstande, zu schildern, was weiter geschah.

Leben Sie wohl — hoch zweiunddreißig.

Rundfunkverbot der Stresemann-Rede (Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Selbstverständlich wollen wir das deutsche Volk aufklären, Herr Minister — aber zunächst haben wir den Vortrag von Frau Semmelberger: Erreicht die Nachtigall das hohe C?!"

Amtlich unbekannt

Von Hanns Saßmann (Wien)

Rudolf Züßmeyer erhielt einen Geldbrief. Es war am 9. Dezember. In Wirklichkeit erhielt er den Geldbrief nicht am 9. Dezember, denn in Wien kommen die Geldbriefträger mit Vorliebe, wenn der Adressat nicht zu Hause ist. In solchen Fällen läßt das postamtliche Organ eine sogenannte „postamtliche Benachrichtigung" zurück, mit der die Adressaten aufgefordert werden, auf dem Postamte ihres Wohnorts eine sogenannte „bescheinigte Postsendung" zu beheben. Der amtliche Befehl schließt mit den Worten: „Hiebei haben Sie mittels eines tauglichen Ausweispapieres Ihre Empfangsberechtigung nachzuweisen." Rudolf Züßmeyer besaß als taugliches Ausweispapier einen Reisepaß. Er nimmt also am 10. Dezember vormittags diesen Reisepaß und begibt sich auf das Postamt, um den Geldbrief zu beheben. Der Beamte prüft seinen Paß, schüttelt den Kopf und gibt ihn zurück: „Mit den Paß können S' Ihna net legitimiern!"
Züßmeyer erschrickt und fragt ängstlich: „Warum nicht? Bin ich auf dem Lichtbild nicht zu erkennen?"
„O ja? I erkenn Ihna scho nach dem Lichtbüld! Aber auf diesen Paß hinauf derf i Ihna trotzdem die bescheinigte Postsendung net aushändign."
„Weshalb denn nicht?"
„Weil dieser Paß kein taugliches Ausweispapier mehr ist. Er ist nämlich seit gestern in seiner Gültigkeitsdauer abgelaufen; er is infolgedessen ungültig." So antwortet streng der Beamte. Züßmeyer wird blaß. Er sieht seinen Paß an, seine Gültigkeitsdauer war tatsächlich am Tage vorher, also am 9. Dezember, um Mitternacht abgelaufen. Züßmeyer zittert: „Schaun S', Herr Postrat. Hier kommt's doch nur darauf an, daß ich nachweise, daß ich wirklich der Rudolf Züßmeyer bin?"
„Na ja, Herr Züßmeyer. Wia wolln S' denn aber das nachweisen mit einem ungültigen Paß?"
„Ganz einfach, Herr Oberpostrat. In dem Paß ist doch mein Lichtbild? Die Wiener Polizeidirektion bestätigt in diesem Paß, daß der Mann auf dem Lichtbild ich bin, ich Rudolf Züßmeyer."
„Na ja, das is alles recht schön, Herr Züßmeyer, aber diese Bestätigung gilt doch nur bis zum neunten Dezember und heute habn wir doch den zehnten?"
„Gewiß, Herr Oberpostdirektor! Aber Sie selbst geben zu, daß Sie mich auch heute, am zehnten Dezember, nach diesem Lichtbilde ganz genau erkennen?"
„Na ja, das is alles recht schön, Herr von Züßmeyer! Privat erkenn' ich Sie, aber amtlich darf ich Sie auf Grund eines ungültigen Passes nicht erkennen. Das müssen S' doch einsehn?"
Züßmeyer beginnt innerlich zu kochen. Da kommt ihm plötzlich ein rettender Gedanke. Er erinnert sich, daß es ja der Traum jedes Wieners ist, in irgendeinem Kaffeehause von sämtlichen dort verkehrenden Gästen persönlich gekannt zu werden. Er lächelt also sehr freundlich und sagt: „Entschuldigen schon, Herr Oberpostdirektor, eine Frage: Sie kommen mir nämlich so bekannt vor. Sind Sie nicht öfter im Café Pawliczek gleich da um die Ecke herum neben dem Postamt?"
„Ja! Dort bin ich jeden Tag. Das Pawliczek is mei Stammkaffeehaus. Warten S', warten S', jetzt erkenn' ich Sie auch. Sie sind der kleine dicke Herr, der immer beim letzten Fenstertisch sitzt und mit dem Fleischhacker aus der Ziegelofengassen Billiard spielt?"
„Jawohl, Herr Präsident, der bin ich." So lächelt Züßmeyer.
„Na warten S', dann werdn wir die Gschicht gleich habn. Da schreibn mir einfach auf den Geldbrief drauf: ‚Dem Amte persönlich bekannt'. So, und jetzt unterschreiben S' das; so, und da habn S' Ihnern Geldbriaf, hawidehre, hat mich sehr gefreut, Sie persönlich kennengelernt zu haben."

Durchhalten

(Zeichnung von J. Mammen)



„Und wenn die Diktatur von links kommt . . .?!“ — „Keine Angst, Gnädigste — dann rücken wir mit voller Pension in die Opposition!“

Ruhe!

Nun glüht die Sonne bald im Sand,
da sollten alle auf die Reise —
wie schön wärs auch fürs Vaterland
mal ohne Kinder . . . urlaubsweise.

Die heftige Liebe rechterseits
wie linksseits die Mamaproteste
verliern allmählich jeden Reiz —
Mama hat ja ooch Nerven, weeßte!

Sie ist so gut wie Stresemann
erschöpft und reif für Baden-Baden;
aus ihren Falten lese man,
wie tempramentvoll Kinder schaden.

Sie braucht Erholung vom Verstand
der oft so naseweisen Knaben
und muß auch von der rührigen Hand
ausbündiger Jungs mal Urlaub haben.

Sie muß mal ruhn, Mama ist schwach
von all dem feurigen Getriebe —
seid friedlich, Kinder, laßt mal nach
mit eurer überschüssigen Liebe!

Peter Scher

Stuttgart, 22. Juli 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 17

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

(Karl Arnold)

Ferienpolitik



„Nur den inneren Frieden wahren, Kletzenhof-Bauer — ich bin zwar Preuße, aber auch Katholik!"

Die öffentliche Sicherheit

Wer schützt die Sicherheit im Staat?
Das Kommissariat! Das Kommissariat!
Wenn es mal Dokumente braucht,
wer zahlt, daß dir der Schädel raucht
für den geliebten Staat?
Das Kommissariat! Das Kommissariat!
Und wenn es dann gefälschte sin' —
wer hat da nich' die Hände drin
im peinlichen Salat?
Das Kommissariat! Das Kommissariat!
Und wenn du für die Steuern schwitzt,
was ist da weiter 'bei?
Da haste dir doch allerlei
für deine Sicherheit genützt.

Und sitzt der Fälscher vor Gericht,
da sagt der Staatsanwalt, da sagt der Staatsanwalt:
Oho, Vertuschung gibt's hier nicht,
hier untersucht man kalt,
hier bleibt die letzte Rücksicht weg,
ran an den Speck, rin in den Dreck,
der Staat muß reingewaschen sein,
verdammt potzelement — — —
dann legt er seinen Einspruch ein,
daß man die Summe nennt, daß man die Summe nennt.
Der Kommissar, der Staatsanwalt,
der Müller und der Schulz,
die ham den richtigen Impuls:
die Sicherheit bleibt das Gehalt!

Peter Scher

Die Blechbüchse

Von Joseph Adler

Der kleine Hans Bendokat spielte auf der Passage mit einer leeren Konservenbüchse. Immer wieder versuchte er, die Büchse mit der Fußspitze in die Luft zu schleudern, und ab und zu gelang ihm das auch. Hämmel, Librettodichter und ehemaliger Lokalblattredakteur, mehr als jeder andere unter den Geräuschen im und zwischen dem Häuserblock leidend, steckte seinen Kopf zum Fenster hinaus und empörte sich über den Jungen. „Du kannst doch hier unten nicht Fußball spielen", rief er ihm zu. „Mach, daß du runterkommst von der Passage." Der Kleine blickte auf und machte ein erstauntes Gesicht. Schlagfertig aber sagte er: „Det is doch keen Fußball."

„Desto schlimmer", meinte Hämmel, „daß dieses Ding kein Fußball ist und von dir trotzdem dazu mißbraucht wird. Sofort gehst du runter von der Passage!"

Der Junge bückte sich langsam, hob die Konservenbüchse auf und drückte sie an seine Brust, wie eine Puppe oder sonst ein kostbares Spielzeug. Ein Weilchen überlegte er, nach welcher Richtung er am besten verschwinde, dann aber warf er seinen Kopf zurück, so weit er nur konnte, und rief mit weinerlicher Stimme: „Mutta!" Und prompt erschien Mutter, als ob sie auf den Ruf schon gewartet hätte, auf einem Balkon im zweiten Stockwerk. Sie neigte sich über die Brüstung und fragte den Jungen, was er schon wieder habe.

„Ich soll nicht auf die Passage spielen", klagte der Junge.

„Wer bestimmt det?" fragte die Mutter.

„Der Mann hier in das Fenster. Eene Treppe tiefer."

Den kahlen Schädel Hämmels erblickend, sagte Frau Bendokat mit scharfer Stimme: „Ick weeß nicht, was sich die Leute immer um die kleen' Jöhren kümmern. Wo sollen sie denn spielen, wenn nicht vor die Fenster. Hauen Sie doch Ihren Kopp nicht raus, dann werden Sie nichts sehn."

„Ihr Junge", rief Hämmel Frau Bendokat zu, „hat mit einer Konservenbüchse Fußball gespielt. Ich habe ihm das verboten."

„Sie haben das Kind jar nischt zu verbieten", schrie sie ihn an. „Sie sind doch nicht der Verwalter von das Haus."

An einem und dem anderen der offenen Fenster erschien ein neugieriges Frauengesicht. „Und wenn ich auch nicht der Verwalter des Hauses bin", schrie Hämmel zurück, „so will ich doch am Tage eine Stunde in Ruhe arbeiten. Muß denn Ihr Junge ausgerechnet mit einer Konservenbüchse Fußball spielen. Ich habe mein Trommelfell nicht gestohlen, und geistige Arbeit ist doch schließlich etwas anderes als Windelnwaschen und Klatschen."

„Menschenskind", lachte Frau Bendokat, „machen Sie doch keen so'n Alarm von Ihre geistige Arbeit. Die is doch bloß for'n Arsch. Wie die Windeln ooch."

Von den Lippen der anderen Frauen erscholl beifälliges Lachen. Hämmel, dadurch noch mehr gereizt, wollte die Gelegenheit, mit seinen rücksichtslosen Mitbewohnern einmal gründlich abzurechnen, unerschrokken wahrnehmen, und mit geballten Fäusten schrie er: „Man lebt hier wie unter Kannibalen. Am Abend wirft man eine leere Konservenbüchse in den Müllkasten, und am andern Vormittag ist einem der Kopf voll von dem Krach, den ein Junge mit ihr macht. Das ist doch bezeichnend genug."

„Dann fressen Sie doch keen Konservenjemüse", meinte eine Frau im dritten Stockwerk, um auch zu Wort zu kommen.

„Wollen Sie etwa sagen", fragte Frau

Trust der Schaufensterpuppen-Fabrikanten

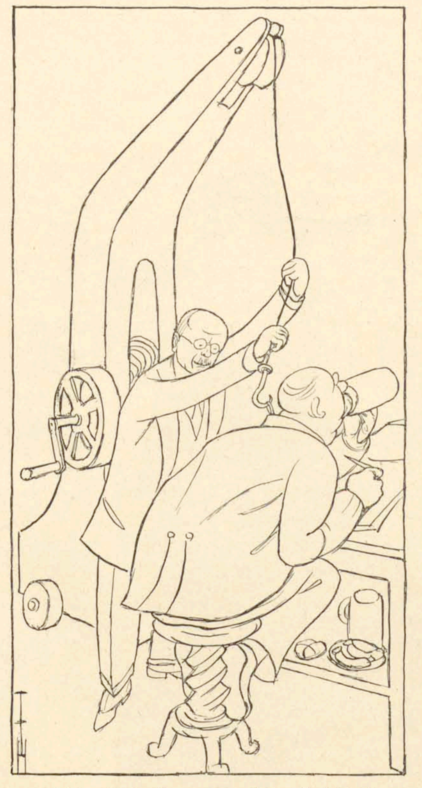
(Originalholzschnitt von Karl Rössing)



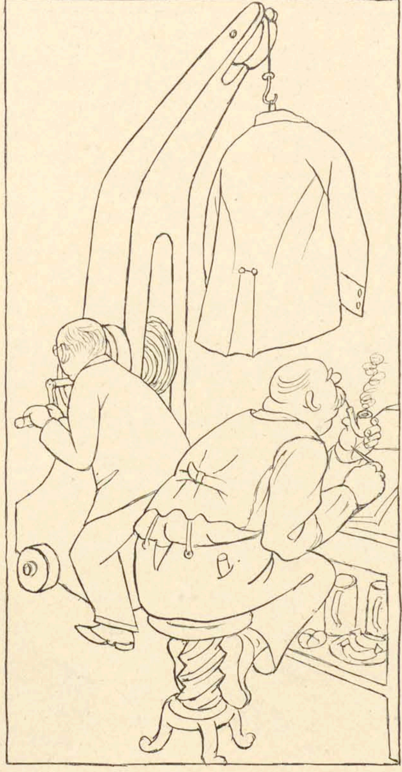
„Zur Zeit ist starke Nachfrage nach Attrappen für Gummistrümpfe — da müssen wir ein gutes gesellschaftsfähiges Damenbein mit Krampfadern herausbringen."

Bayrische Staatsvereinfachung

(Zeichnungen von Th. Th. Heine)



„Jetz' pack'n ma aber amal den Abbau gründlich an!"



„Sooo — da hätt'n ma ja den sichtbaren Anfang für die Landtagskommission!"

Bendokat den Librettodichter, „daß mein Junge in die Müllkästen jeht?"
„Diese Büchse", erklärte Hämmel mit theatralisch lauter Stimme, „habe ich gestern abend in den Müllkasten geworfen. Das kann ich vor Gott beschwören."
„Hänschen", rief Frau Bendokat dem Jungen zu, „wirf die olle Büchse fort."
„Warum denn, Mutti?" fragte der Junge.
„Es spielt sich g'rade so schön mit."
„Du sollst sie wegschmeißen, sag' ich."
„Warum denn, Mutti?" fragte der Junge wieder.
„Frag' nicht, Bengel, und schmeiß das stänkrige Ding fort."
Aber der Junge gehorchte nicht. „Na wart mal", drohte ihm die Mutter, „jetzt komm ich aber runter", und sie verließ den Balkon. Hämmel zog seinen Kopf zurück und nahm wieder an seinem Schreibtisch Platz. Wie ein heftiger Windstoß erschien Frau Bendokat auf der Passage. Sie entriß dem erschreckten und weinenden Jungen die Büchse und warf sie in Hämmels Fenster. „Hier haben Sie den Dreck wieder", rief sie, „damit Ruhe ist. Wahrscheinlich fehlt Ihnen der Blech zu Ihrer Schreiberei."
Was aber tat der unbesonnene Hämmel? Er warf die Büchse wieder hinaus und verletzte Frau Bendokat an der rechten Hand. Sie geriet darüber, erstaunlicherweise, nicht in Raserei, sondern besann sich. „Herrschaften", rief sie, „Ihr seht, daß ich blute", und tatsächlich traten aus einer kleinen Schnittwunde einige Tropfen Blut. Und nun begab sich die Verletzte schnurstracks nach der nächsten Unfallstation und von dort, nachdem man ihr einen Verband angelegt hatte, auf das zuständige Polizeirevier, um gegen Hämmel Strafanzeige zu erstatten wegen schwerer Körperverletzung. Als sie, heimkehrend, wieder auf der Passage erschien, waren noch etliche Fenster mehr besetzt als vorhin, und man begrüßte das Opfer mit lauten Zurufen der Sympathie und des Mitgefühls. An der Linken hielt Frau Bendokat den Jungen, und die verbundene Rechte in die Höhe reckend, rief sie: „So'n Werk liefert 'n geistiger Arbeiter. Dazu braucht er Ruhe. Det sind die Jebildeten! Die Herren Schriftsteller! — Stangenspargel war in die Büchse, bevor sie in den Müllkasten kam. Ich möchte die Stange Jeld nicht bezahlen wollen, die det jerichtliche Nachspiel den Herrn Schriftsteller kosten wird. Wir werden die Schmarotzer schon zeigen, was ne Harke ist."

Lieber Simplicissimus!

Ein Brautpaar — „jung, elegant, liebenswürdig, Meister aller sportlichen Künste", wie es so schön in den Jugendschmökern von Percy Stuart heißt, der „es sich in den Kopf gesetzt hat, Mitglied des Exzentrikklubs zu werden" — kommt zum Pfarrer, um die kirchliche Trauung anzumelden. Der Pfarrer fragt wie gewohnt: „Nun, meine lieben jungen Freunde, wo hat der Herr Sie denn zusammengeführt?"
„In der Lunadiele, Herr Pfarrer."

•

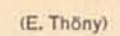
Als ich die hübsche Leni Gartlhuber kennenlernte, nannte sie sich Helena. Und so sagte ich eines Tages zu ihr: „Wissen Sie, schöne Helena, daß eine Frau Ihres Namens den Trojanischen Krieg heraufbeschworen hatte?" — „Sooo?" kam es erstaunt von ihren Lippen — „Gartlhuber??"

Reichskanzler Müller in Mergentheim (Zeichnung von O. Gulbransson)



„Ich fürchte den Parteitag — sonst nichts in der Welt!"

Behördliche Autofalle





„Der Lackl fährt bloß zehn Kilometer — das ist böswillige Absicht — — der wird glatt wegen Beamtenbeleidigung belangt!"

Neues aus Hollywood

Sensation! Sensation!
Hollywood schenkt der Welt eine neue Attraktion.
Etwas Unerhörtes, Nie-da-gewesenes.
Eine neue Kunst — und ein neues business —:

Den duftenden Film!

Mit Hilfe von äußerst sinnreich konstruierten Apparaten
(durch sechshundert Patente geschützt in sämtlichen Staaten)
werden die chemischen Reize, um die es sich handelt,
in elektromagnetische Energien umgesetzt,
solchergestalt dem imprägnierten Filmband eingeätzt,
und bei der Vorführung in Geruchseindrücke zurückverwandelt.
Jetzt duftet
eine Waldszene nach würzigem Grün,
eine Autoszene nach Öl und Benzin,
eine Kerkerszene nach Moder und Ketten,
eine Schlafzimmerszene nach frisch überzogenen Betten,
eine Liebesszene nach schwüler Erotik,
eine Urwaldszene nach Getier und Exotik,
eine Bettlerszene nach armen Leuten . . .
Kurz:
Den Duft-Regisseuren bieten sich ungeahnte Möglichkeiten
einer aufs äußerste verfeinerten Duft-Regie,
um die vollkommenste Illusion der Wirklichkeit zu erreichen.
Doch nicht nur Milieu und Komparserie —
auch die Stars müssen sich bequemen,
der jeweiligen Situation entsprechende Düfte zu verströmen.
Zum Star prädestiniert nun nicht nur das Gesicht,
nicht nur das Bein und nicht nur die Figur:
Es kommt auch darauf an, wie einer riecht.
Und so entwickelt sich der Star zur Vollnatur,
und aus Geruch, Stimmklang und Mienenspiel
wird erst der richtige sex appeal.

Der duftende Film ist der dernier cri,
das Non plus ultra der Kinematographie.
Film und Wirklichkeit sind fortan nicht mehr zu unterscheiden.
Der Duftfilm ist das Gesamtkunstwerk
aller Völker und Zeiten.

Hans Seiffert

Wie lang ist die Sittlichkeit?

Es ist erfreulich, daß sich in unserer Zeit der Sachlichkeit, in der Begabungen und Berufseignungen durch Experimente ermittelt und durch sinngemäße Apparate exakt registriert werden, auch ein zuverlässiges Maß für die Sittlichkeit gefunden hat. Das Verdienst gehört dem „Kölner Lokalanzeiger". Er regte seine fromm-katholischen Leser zur Erörterung über das Kapitel „Kurze Röcke" an. Hier die Antwort: „Die zur Sittlichkeit notwendige Länge ist meines Erachtens diejenige, die mit den Waden abschließt." (Nr. 326. — 30. Juni 1929.) Nun ist die Bahn frei für die statistische Erfassung der Sittlichkeit.

Y.

Stalltüren

Zwei dicke Elefanten
Wollten inkognito
Heimwandern. Doch alle Passanten
Erkannten die Elefanten
Als Flüchtlinge aus dem Zoo.

Und wenn sich auch niemand getraute
Sie anzufassen, ward ihnen doch klar,
Daß man ihre Absicht durchschaute
Und daß nun bald was im Gange war.

Verfolgt von einem großen Heer
Von Schauvolk und Soldaten
Und Autos, Mob und Feuerwehr
Schwenkten sie links und betraten
Zwei Eingänge einer Bedürfnisanstalt —
Für Herren und für Damen —
Und äpfelten. — Schutzleute kamen
Und haben sie niedergeknallt.

Joachim Ringelnatz

Intermezzo

Von Alfred Grünewald

Der Wahnsinnige trat durch die offene Terrassentüre in den Salon. Niemand versah sich eines Überfalles. Man hielt den ziemlich adrett gekleideten Herrn für einen Trauergast.

Die seit zwei Tagen verwitwete Hausfrau, durchaus nicht im Bilde, wer er sei, lächelte ihm matt entgegen. (Für die Intimen hatte sie eine intensivere Leidensmiene, die das offizielle Moment völlig beiseite ließ.)

Der Wahnsinnige klatschte in die Hände und rief: „Den Damen ein Halleluja!" Hierauf nestelte er an seinen Hosenträgern, und niemand konnte darüber im Zweifel sein, daß der Unselige die Absicht hatte, sich vor versammeltem Publikum — es waren über ein Dutzend Personen anwesend — seiner Hosen zu entledigen.

Schwager Adolf, ein beherzter Mensch, wenngleich Asthmatiker, wollte ihm in die Arme fallen, doch der Wahnsinnige zog blitzschnell einen altmodischen, aber offenbar immer noch praktikablen Revolver hervor und hielt seinen Gegner in Schach. Nach Ablauf von kaum einer Minute war sein Körper auf intimste Weise entblößt.

Die Herrschaften hatten das unerhörte Spektakel schweigend mit angesehen. Niemand wagte mehr, sich von der Stelle zu bewegen. Der Schreck entfärbte die Gesichter bis zu fahler Blässe oder übergoß sie mit flammender Scham.

Der Wahnsinnige, dessen Unternehmen restlos geglückt erschien, ließ es bei der ersten Attacke bewenden und verhielt sich weiterhin — wenn der Ausdruck hier erlaubt ist — so ziemlich gesittet: Er nahm auf einem der leeren Stühle Platz und musterte mit interessierter und gar nicht unfreundlicher Miene seine Umgebung.

Alsbald aber folgte die zweite Überraschung: Gelächter erscholl. Ein gellendes, nicht endenwollendes Gelächter. Und die da lachte, war niemand anderer als die Witwe.

Dieser jähe Heiterkeitsausbruch wirkte gleich einem Alarm: Die erstarrten Trauergäste kamen wieder in Bewegung; Rufe, kleine Vogelschreie, Lachen tönte von allen Lippen, und über kurz glich die zuvor gemessene Versammlung einem Karnevalstrubel.

Man achtete nicht einer immer noch möglichen Gefahr; man gab sich ganz dieser explosiven Heiterkeit hin und empfand sie als Befreiung. Urplötzlich war allen die Trauerfarce zum Gelächter geworden. Wie sinnlos die ganze Komödie! Wem zuliebe war sie tragiert worden?! Niemand, und am wenigsten die Hausfrau, weinte dem Toten, der ein unleidlicher Strohkopf gewesen war, eine Träne nach. Das Faktum, daß man hierher gekommen war, um eine Kondolenzvisite abzustatten, war zum Lachen. Sonderbar genug, daß es zu dieser Erkenntnis erst der Nacktparade des ungebetenen Besuchers bedurft hatte.

Sichtlich befriedigt und ein wenig umständlich zog der Wahnsinnige alsbald wieder seine Hosen an, versorgte den Revolver in der hinteren Tasche und verließ die Gesellschaft durch die gleiche Türe, durch die er gekommen war.

Noch lange nachher dröhnte das Gelächter der Witwe und ihrer Trauergäste.

Proletarier Hugenberg:

Wir wollen eine Zeitlang keine Agrarier sein
Und keine Schlotbarone.
Wir wollen eine Zeitlang simple Proletarier sein
In harter Frone!

Wir wollen eine Zeitlang alles Geld verschieben,
Und Hummern und Gänseleberpastete vergessen.
Wir wollen eine Zeitlang Proletarier sein und
Proletarier lieben,
Und nichts als Kartoffeln fressen!

Wir wollen eine Zeitlang schmierig sein:
Fort mit der weißen Weste, dem faulen Zauber!
Und das wird nicht einmal so schwierig sein:
Wir waren ja auch sonst nicht immer ganz sauber.

Wir wollen den Feindbund um seine Zeche prellen
Und nichts bezahlen.
Später aber, wenn unsere Heldenbrüste wieder schwellen:
Dann könnt ihr euch was malen!

Wir wollen so gern Proleten sein,
Doch nur eine Zeitlang, eine kleine Zeit lang.
Aber ihr anderen dürft und sollt getreten sein
— eine Ewigkeit lang!

Kisse Murre

66²/₃ Prozent

Von Bruno Nelissen Haken

Unklar freilich scheint, wovon er lebt —: Bundhund, ein ehemaliger Kriegsteilnehmer, invalide zu 66²/₃ Prozent, wie dies die Ärzte ausgerechnet haben — genau so viel, wie man nötig hat, um nirgendwo mehr Arbeit zu bekommen —: 54 Mark und 75 Rente im Monat — damit auszukommen, er soll es erst mal vormachen . . . Aber er lebt, der Bursche, er lebt nicht schlecht anscheinend, man sieht ihn im Kino und beim Biere sitzen; unerfindlich, wovon er das bezahlt.

Wenn man ihn auf der Straße sieht, schüttelt er mit dem Kopf, er verzieht die Schultern, als wenn er sich in seinem Anzug herumdrehen wollte — das sieht fürchterlich lächerlich aus. Geht man an ihm vorbei und sieht ihn erstaunt von der Seite an, so zeigt sich, daß dieser Mann völlig abwesende Augen hat. Man kann beinahe schon sagen: Er hat einen Defekt, der Mann . . . Neulich, im Kino, springt er plötzlich auf und schreit gegen die Leinwand hin — man versteht nicht, was; schließlich brüllt er nur noch, wie ein Irrsinniger, ohne etwas zu sagen. Es gibt einen Krach mit den Leuten auf den Nachbarplätzen, aber der fängt gleich wieder an: „Huren alle — alles Huren, die da . . .“ schreit er und zeigt auf das Bild. Sicher hat der Mann einen Defekt — neulich auf dem Wohlfahrtsamt, jetzt im Kino — schließlich muß man tatsächlich die Polizei holen . . .

Auf dem Wohlfahrtsamt hatte er es mit dem Vertrauensarzt, der ihn untersuchte. Bundhund legt los: „In 5 Minuten können Sie nicht sehen, Herr Doktor, was mit mir ist, untersuchen Sie mich ordentlich . . .“ Draußen warten drei, vier andere. „Was wollen Sie, Männeken?“ sagt der Arzt. „Ich schreibe Sie arbeitsunfähig; die Sache ist erledigt, mein Freund . . .“ — „Ich war im Felde, Doktor, 4 Jahre im Graben — in 5 Minuten bin ich zum Krüppel geworden — schenken Sie mir die 5 Minuten jetzt — ich kann noch arbeiten . . .“ — „Auch ich war im Felde, lieber Mann — schreiben Sie, Fräuleinchen: Bundhund, Mads Bundhund, Grad der Erwerbsbeschränkung 66²/₃ Prozent, nicht geeignet für Arbeit nach § 88, Absatz 1 und 3 AVAVG . . . Aber nun gehen Sie freiwillig raus, Männeken . . .!“ — „Ich möchte wissen, Mann“, sagt Bundhund da, „wissen, wie Sie das feststellen können, in 5 Minuten: 66²/₃ Prozent — genau so viel, daß ich nirgends Arbeit und Unterstützung bekomme . . . Warum sagen Sie nicht 66 Prozent — — — schenken Sie mir, Mann, schenken Sie mir die ²/₃ . . .“ — „Die Sache ist hier erledigt, guter Freund — halten Sie den Betrieb nicht auf . . .!“ — — — „Betrieb nennt ihr das, Betrieb? Wenn ihr einen Mann ausstreicht, einfach ausstreicht, dann ist das Betrieb? — Bande!!“ schreit Bundhund . . . —

Man bringt ihn gewaltsam hinaus, noch unangezogen, die Hosenträger baumeln herab, das Hemd bauscht sich lächerlich über den Hüften, den Hut stülpt man ihm verkehrt auf den Kopf — das sieht so komisch aus, daß sogar die Wohlfahrtsempfänger im Warteraum lachen müssen. Wie er abgeht, schüttelt er mit dem Kopf wie ein Veitstänzer.

Das alles ist wohl schließlich nicht mehr normal zu nennen. Anderes kommt hinzu, der Überfall auf den Arzt, das verrückte Gebaren auf der Straße, alles spricht zusammen —: Der Mann kriegt den Jagdschein aus § 51. Der Arzt stellt fest, daß Bundhund, der 4 Jahre an der Front gewesen ist, sich im Kriege ein schweres Nervenleiden zugezogen hat, das mit Wahrscheinlichkeit in Irrsinn übergehen wird. Da Bundhund nach Aussage des Vertrauensarztes als gemeingefährlich anzusehen ist, werden Polizeibeamte beauftragt, ihn in eine Nervenheilanstalt zu transportieren.

•

Bundhund steht im Fenster und lacht höhnisch zu den Polizisten herunter, die ihn auffordern, herauszukommen: „Keine Uniform kommt mir über die Schwelle, keine Uniform“, sagt er verächtlich. Er steht breit und hölzern da. Plötzlich fängt er an zu singen, wie sie ohne Begleitmusik singen, die Leute, schwerfällig und hart, stoßweise den Text herausrufend. Er singt: „Blut muß fließen — Blut muß fließen, knüppelhageldick . . .“

Es ist ein Irrer, die Ärzte haben recht — gibt es einen besseren Beweis? Das Gesicht ist verzerrt, er beginnt Schimpfworte herunterzurufen, unsinnige Schimpfworte, über die man lachen müßte — wenn er nicht auch drohte, der Mann. Wie sie Anstalten machen, das Haus zu betreten, faßt er nach einem Karabiner und schiebt die Waffe drohend ins Fenster. Das ist zuviel von so einem Mann. Einer der Beamten geht laufend ab, um Verstärkung zu holen. Polizei und Feuerwehr werden alarmiert. Lastautos fahren rasselnd an, die Leute springen heraus und umstellen das Haus.

„Kommen Sie heraus, Mann!“ ruft ein Polizeioffizier hinauf: „Es geschieht Ihnen nichts . . .“

Oben hebt sich der Gewehrlauf.

Der Offizier reißt den Revolver los: „Weg — mit — der — Waffe — — — Fenster frei!!“

Da knallt es von oben; der Getroffene schlägt mit den Hacken trommelnd aufs Pflaster.

•

So ist es denn soweit gekommen mit diesem Mann. Ein offenbar Wahnsinniger bekämpft die Polizei, seit Stunden schießen sie sich mit dem Mann herum, er ergibt sich nicht.

Neugierige sammeln sich an, die Nachricht geht durch den Ort. Ein Arzt ist da, der junge Doktor vom Markt, er redet mit dem Polizeioffizier: „So ist es sinnlos“, sagt er. — „Was soll das gegen einen einzigen Mann, der Mann ist krank, man kann ihn nicht töten . . .“ — „Sie sind Arzt“, sagt der Offizier, „Sie sind doch Arzt — sprechen Sie mit dem Mann . . .“ — „Was nützt das jetzt“, sagt der Doktor . . . Aber er geht ein paar Schritte vor: „Heda, Mann — seien Sie vernünftig, Mann — so ist das sinnlos; warum schießen Sie auf die Leute — Sie sind krank, Mann — kommen Sie heraus, wir bringen Sie ins Krankenhaus . . .“

Keine Antwort oben, aber er schießt nicht auf den Arzt, Bundhund.

Eine junge Frau tritt neben den Doktor: „Bundhund“, ruft sie — es klingt seltsam, der Name ist fremd, alle diese hören ihn zum ersten Male so. Ein Halbstarker schreit: „Bunter Hund, bunter Hund“.

„Bundhund“, ruft die Frau — „schießen Sie nicht, es sind Frauen und Kinder hier unten — seien Sie gut, Bundhund, man tut Ihnen nichts . . .“

Jetzt antwortet er: „Mehr könnt ihr mir nicht tun, ihr da, mehr nicht“, sagt er, alle hören es . . . „Laßt die Weiber weggehen, jagt die Weiber vom Platz . . .“ Plötzlich fängt er wieder an zu singen, das Lied von vorhin; er singt gröhlend: „Reißt die Konkubine — reißt die Konkubine aus dem Fürstenbett . . .“ Wie er das wiederholt hat, sinnlos ein paarmal, immer diesen einen Satz, beugt er sich aus dem Fenster: „Süße“, ruft er die Frau an, „komm herauf zu Bundhund, Korporal Bundhund, R. I. R. 192, hat lange keine Frau angefaßt — — — Blut liegt dazwischen, Blut —.“ Und wieder von vorne: „Blut muß fließen, knüppelhageldick . . .“

„Bitten Sie doch so einen Kerl nicht“, sagt einer laut über den Platz: „Alle lassen sich auf der Nase herumspielen — hier muß Zug in die Sache.“ Er nimmt die junge Frau am Arm und bringt sie zurück. Die Frau weint schluchzend. „Sie sind doch Arzt“, sagt der Mann zu dem Doktor. „Warum laßt ihr so einen frei herumlaufen — kastrieren sollte man so einen, einsperren, in die Gummizelle gehört der Kerl . . .“

Neugierige stehen um diesen Mann und den Arzt. „Arzt und kann nicht helfen“, sagt der Mann, die anderen lachen: „Treten Sie in Reih und Glied, Mann, wenn Sie nichts zu verbinden haben . . . Waren Sie nicht im Felde? Wer war noch im Felde, Leute?!“ ruft er laut. Neun, zehn Leute treten aus der Masse. „Wir werden absperren helfen, Herr Hauptmann“, sagt er zu dem Offizier — „es muß Zug in die Sache: „Ich heiße Wawreczek — die Abteilung hört auf mein Kommando . . .!“

Der Arzt faßt ihn an: „Es ist sinnlos, Mann — es ist Schlächterei, wenn Sie den da beschießen — Sie setzen Ihre eigenen Leute aufs Spiel . . .“

„Dann haben Sie zu tun, Doktorchen, kümmern Sie sich um die Verletzten. Sie waren nicht mehr mit draußen? Ich war Feldwebelleutnant im Kriege — es war eine andere Zeit . . .“

Der Arzt läßt ihn. Er sagt zu der jungen Frau, die angstvoll neben ihm steht: „Ein armer Besessener“, sagt er: „Dieser hier. Es ist unheimlich — fühlt der Mann nicht, was sich abspielt? Damals hatte er eine Charge, das vergißt er nicht. Warten Sie, wir müssen helfen . . .“

Vor der Wirtschaft gegenüber stehen Betrunkene: „Hört auf mein Kommando?“ lärmt einer. „Verdammt, Kerls, hört das nie auf? Bundhund“, ruft er hinüber, „Bundhund, Mads Bundhund, alter Junge, sie machen Krieg gegen dich, laß die Mätzchen, Mads . . . Hier ist kein Krieg, wir sind Genossen . . .“

„Krieg — Krieg?“ Jetzt schreit Bundhund von drüben: „Bande, ihr — Bande. Der Krieg ist nicht aus, lange ist der Krieg nicht aus, wir sind keine Genossen — Leichen sind wir, Leichen — in die Gräber gehören wir, alle, wo die anderen sind, in die Gräber — ich bringe uns in die Gräber —: Massengrab 1929 — hurra — hurra — hurra———“

„Jetzt aber Schluß“, sagt der Mann, der sich Wawreczek nennt: „Gebt Gas in das Haus — Gas in das Haus —“, schreit er, so wie er es einmal geschrien hat, vielleicht, als er draußen war.

„Ja — Schluß jetzt!“ sagt der junge Arzt. Er schiebt den Schreienden beiseite und geht auf das Haus zu. Die junge Frau läuft ihm nach.

•

Bundhund steht im Fenster. Er steht unbeweglich und sieht die beiden kommen; er schießt nicht. Die beiden gehen ins Haus.

Oben steht Bundhund, er kehrt sich nicht um.

„Bundhund“, sagt leise der Arzt. „Jetzt ist es genug, Bundhund, kommen Sie mit . . .“

„Wir helfen Ihnen, Bundhund“, sagt die junge Frau.

Bundhund kehrt sich um. Er sieht die Frau an. „Was wollen Sie von mir . . . Das ist zu spät. Ich gehöre nicht zu euch.“

„Sie leben in einer Gemeinschaft, Bundhund, man wird sorgen für Sie“, sagt der Arzt.

„Ihr habt mich lange ausgestoßen“, sagt Bundhund.

„Es ist niemals zu spät“, sagt die junge Frau.

„Das — sagt — eine — Frau — zu — mir“, sagt Bundhund stockend, „eine Frau, eine junge Frau . . .“

Sie verstehen ihn nicht, aber die junge Frau weint: „Kommen Sie, lieber Mann, bitte, kommen Sie“, sagt sie und geht auf ihn zu.

„Halt — bleiben Sie da — — —“, ruft Bundhund erregt. Sie bleiben stehen, der Arzt und die Frau.

Bundhund geht langsam in eine Ecke des Zimmers. Er nimmt einen Mantel von der Wand, einen verschlissenen Soldatenmantel. Er zieht ihn langsam an.

„Was soll das, Bundhund?“ sagt der Arzt.

„Das soll — — —“, sagt Bundhund: „Hier sehen Sie — sehen Sie das Loch hier?“ Er zeigt auf ein versengtes Schußloch im Mantel: „Damals ist es vorbeigegangen da draußen.“ Plötzlich nimmt er den Karabiner vom Fenster, setzt den Lauf genau auf das Loch des Mantels und drückt ab.

„Halt — halt!!“ ruft die Frau. Aber der Mann liegt zuckend auf dem Fußboden.

Leute stürmen ins Zimmer, Wawreczek an der Spitze: „Na, Gott sei Dank, ich dachte, Sie wären das“, sagt er zum Arzt. „Na, denn ran, da haben Sie Arbeit . . . Haben Sie das?“ fragt er.

„Er selbst“, sagt der Arzt.

„Das einzig richtige für den Mann“, sagt Wawreczek. „Viel zu gut für den Kerl . . . Kastrieren hätte man ihn sollen! . . .“

Darüber lachen die Leute. Sie lachen noch, wie sie den Toten aufheben und hinunterbringen. Sie tragen ihn, wie man Lasten trägt, mit Scherz und Zuruf. Sicher, ein Toter wiegt schwerer als ein Lebendiger . . .

Unterbrochene Liebesszene

(Zeichnung von M. Frischmann)

„Abkurbeln — — Stellung unmöglich für Jeräuschfilm!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Emil Ludwigs Wachsfigurenkabinett (Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Wenn ihr Leib in Staub zerfallen, lebt mein großer Name noch!“

Es ist unmöglich, alle **kultur- und sittengeschichtlichen, sexualwissenschaftlichen u. andere interessante Bücher,** die Sie **gegen bequeme Monatsraten ohne Anzahlung** beziehen können, einzeln aufzuführen. Verlangen Sie deshalb heute noch **kostenlos** meine illustrierten Prospekte, dann können Sie sich **in aller Ruhe entscheiden.**

Buchhandlg. H. Lehmann, Stuttgart, Feuerseepl. 11

Lektüre für Bücherkenner

Ehen zu Dritt!

Das Recht auf die Geliebte. Die Darstellung der Ehe- und Sexualkrise. Mit neuen, verblüffenden Vorschlägen zu ihrer Abwendung M. 6.50

Die aufgeklärte Frau. Ein Buch für alle Frauen von Dr. med. Levy-Lenz. Dieses Buch entstand aus der Erfahrung einer umfangreichen Sprechstundentätigkeit. Es ist ein Buch der Praxis . . . M. 4.—

Pittigrilli. Keuschheitsgürtel. — Van de Velde hin — van de Velde her — wenn die Menschen alle Pittigrilli lesen, würden sie rascher Liebes- und Lebenskünstler werden . . . . Nur M. 3.30

Ergötzliche Nächte. Von G. F. Straparola. Mit Illustrationen von Franz Staaßen . . . . M. 4.—

Aus den Erlebnissen einer Sängerin. Nach den berühmten Memoiren der Schroeder-Devrient (?). Selten offene Bekenntnisse einer Frau M. 3.50

Tagebuch eines Frauenarztes. Roman von Claude Constant. Indiskretionen über ein sehr heikles Thema . . . . nur M. 2.50



Die interessantesten illustrierten Romane und Memoiren der erotischen Weltliteratur sind: Die Memoiren der Fanny Hill. Das Tagebuch einer Tänzerin. Aus den Erlebnissen einer Sängerin. James, Ein Roman aus Berlin W. Casanovas unbekannte Geliebte. Hilde, Der Roman eines kleinen Mädchens. Spiel der Liebe von Maupassant. Frank und Ich; Aus den Papieren eines englischen Landedelmannes. Kokotte Eva, Orig.-Roman aus der Halbwelt. Der Liebestempel von Walthier. — Jeder der 10 illustr. Bände mit farb. Umschlag kostet eleg. kartoniert . . . . M. 3.50

Raubtiere und ihre Beute. Streiflichter aus dem Sklavenleben verschleppter Frauen und Mädchen mit 5 Bildern . . . M. 3.—

Der intime Zirkel in Tetuan. Dieses Buch schildert die wahrhaft unglaublichen Vorgänge in einem feud. Hause in Tetuan (Marokko) . . . . M. 3.—

Tolle Nächte. Von Manietti. Entfesselte Gluten. Ein Bild eigenartiger Erotik . . . . M. 3.—

(Bei nachstehendem Werk Altersangabe notwendig)

Die Liebeslehre. Eine Liebesschule für Eheleute und reife Menschen. Mit vielen Illustrationen und Bildtafeln. Lexikonformat . . . M. 20.—

Djin Ping Meh. Das bedeutendste chinesische erotisch-realistische Werk von O. Kileal. Ein sittengeschichtliches Dokument . . . . . M. 5.80

Reigen. Von Arthur Schnitzler. Ein charmantes Buch voller Anmut und Grazie. Zehn Komödien des Geschlechtstriebes . . . . . . M. 3.50

Amor und Psyche. Mit 32 reizenden Bildern . . . . M. 3.—

Venus im Pelz. Der typische Roman von Sacher Masoch . . M. 4.—

Halbwelt von heute. Lesbische Unarten. Jugend, Erotik. Mit 51 Illustrationen . . . . M. 3.—

Erotik und Kultur des romanischen Weibes. Sexualität und Moral der Französinnen. Mit 56 zum Teil nur dem Verfasser zugänglich gewesenen Photos . . . . M. 3.—

Die Geißler. Von Otto Corvin. **Das Werk ist eine gründliche Schilderung aller nur möglichen Arten von Geißelung** . . . . M. 5.—

Corvin: Pfaffenspiegel. Nach mehrmaliger Beschlagnahme jetzt freigegeben. Dieses hervorragende Buch erzählt rücksichtslos Tatsachen zur Charakteristik der römischen Kirche und der Pfaffen. Geb. . M. 5.—

Die Brautehe. Aller Sexualkatastrophen Ende. Von Dr. Stockham und H. B. Fischer. Eine Schilderung der heillosen Zustände d. Geschlechtslebens als Folge der Unwissenheit. Neue Möglichk. zu ihrer Beseitigung M. 4.—

Die Verhinderung der Empfängnis. Von Dr. Zikel. Wertvolle Aufklärungen für jede Frau schildert dieses vortreffliche Werk . . M. 1.50

Die Gefühlskälte der Frauen. Ursachen und Heilmittel werden von dem bekannten Dozenten Dr. Zikel anschaulich geschildert . . M. 1.50

Die Beseitigung der Mutterschaft. Das brennende Problem wird hier von Dr. Zikel in ernster u. sachl. Weise behandelt. Statt M. 2.50 **nur M. 1.50**
Alle 3 Bände zusammen bezogen **nur M. 4.—**. Nur noch geringer Vorrat.

Nur zu beziehen durch

Neuzeitlicher Buchverlag, Abt. Versand 20
Berlin-Charlottenburg 4

Allen Interessenten liefern **wir auf Wunsch** völlig kostenlos unsere reichhaltigen **Sonderprospekte über andere gesuchte Lektüre.**

Bücher sind Freunde!

Achtung Männer!
und Frauen

Sexursan, das neuartige und sicherste nach biologischen Grundsätzen hergestellte **Sexual-Verjüngungs-Mittel.** Ein Sexual-Therapeuticum zur Behebung sexueller Erschöpfungszustände und nervöser Störungen jeder Art. Garantiert alkaloidfrei. **Nachhaltigste Wirkung. Verleiht Lebenskraft und Lebensfreude bis ins hohe Alter. Ein Versuch wird auch Sie überzeugen. Viele Anerkennungen.** Aerztlich glänzend begutachtet.
Originalpackung 100 Tabletten Mk. 9.50, für Frauen Mk. 10.50
Kurpackung . . . 300 „ „ 25.—, „ „ „ 28.—
Wo in Apotheken nicht erhältlich, diskreter Versand durch das Depot: Dornbusch-Apotheke Frankfurt a. M. (Postschließfach 33) geg. Nachn. od. Voreinsend. des Betrages auf deren Postscheckkonto Nr. 85442 Frankfurt a. M. Ausführliche Literatur in verschloss. neutral. Umschlag geg. 30 Pfg. Porto, durch die Alleinherstellerin: URSAN G. m. b. H., Frankfurt a. M. 67, Kaiserhofstraße 14.

Sammler!! 1 vollständiges Exemplar des neuen Werkes
„Herzblut" gratis
sowie Prospekte von sexual-wissenschaftlichen und galanten illustrierten Büchern.
Atlantis Versand, Hamburg 26.



Alle Männer

die infolge schlechter Jugend-Gewohnheiten, Ausschreitungen und dgl. an dem Schwinden ihrer besten Kraft zu leiden haben, wollen keinesfalls versäumen, die lichtvolle und aufklärende Schrift eines Nervenarztes über Ursachen, Folgen und Aussichten auf Heilung der Nervenschwäche zu lesen. Illustriert, neu bearbeitet. Zu beziehen für Mk. 2.— in Briefmarken von **Verlag ESTOSANUS, GENF 67 (Schweiz).**

Wir bitten die Leser, sich bei Bestellungen auf den „Simplicissimus" beziehen zu wollen.

Partikularisten

(Zeichnung von Herbert Marxen)

„Degeneriertes Pack, die Franzosen — Paris ist heute fast so schlimm wie Berlin!"

Des Deutschen Michels Bilderbuch

Über 100 Bilder
Kartoniert RM. 1.—

Simplicissimus-Verlag München 13



Die einzige Schattenseite der

BMW

. . . aber nur bei Sonne!

BAYERISCHE MOTOREN WERKE A.-G., MÜNCHEN 13

Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.

Der erste Schritt

Das Konkordat, mit Ach und Krach,
kam nunmehr endlich unter Dach.
Jetzt gilt es, für die Evangel'schen
was Ähnliches zurecht zu welschen.

Gottlob, Herr Becker ist ein Mann,
der Worte trefflich kneten kann.
Es wird ihm zweifellos gelingen,
auch diesen Laib zustand zu bringen.

Betreffend Schule ist nun zwar
die Sache etwas minder klar.
Um nicht die Finger zu verbrennen,
zog man es vor, sie nicht zu nennen.

Indes, wie dem auch immer sei:
man denkt bekanntlich oben frei.
Es geht nicht an, Minister Beckern
ob seiner Vorsicht zu bekleckern.

Ratatöskr

Lieber Simplicissimus!

Ich bin Redakteur einer katholischen Zeitung in einer Kleinstadt, also des allgemeinen Mitleids würdig. Eines Tages läutet es an: „Hier Dechant X. — sagen Sie mal" (die Stimme klang streng untersuchungsrichterlich), „Sie wollen doch eine katholische Zeitung herausgeben und da bringen Sie solche Modenbilder! Wie?! Sie finden nichts dabei! Was — Sie billigen den Brustausschnitt an dem Kleid 3a?!" Ich sah mir 3a an, billigte und meldete Sr. Korpulenz: „Es ist absolut nichts zu sehn, Herr Dechant!" Pause — darauf die strenge Stimme breit und genießerisch ausmalend: „Aber wenn die Dame sich vorbeugt oder sich bückt!!"
Die nächste Dekanatsveröffentlichung enthielt dann den Passus vom versteckten Gift der Schamlosigkeit, das leider auch schon in katholische Zeitungen eingedrungen ist.

•

Es mag sechzig oder siebzig Jahre her sein, da lehrte bei uns im Badischen an einem Gymnasium der liebe alte Hofrat P., ein vorzüglicher Lateiner. Aber den Geschichtsunterricht in der Tertia, der ihm auch anvertraut war, gab er mehr gemütvoll als sachkundig. So erzählte er einmal von der französischen Revolution: „Un denkt eich, ihr Buwe, da hawe die Franzose ihren gude Kenich Ludwich de Sechzehnde gekepft." Da streckt ein Schüler, den wir den kleinen Moritz nennen wollen, den Finger: „Herr Hofrat, die Kenichin hawe se aach gekepft." — „Wo denkst de hin, die Franzose, so e galant Volk, solle ihr Kenichin gekepft hawe? — Nee, die Kenichin hawe se net gekepft." — „Doch, auf der nächste Seit in unserem Gschichtsbuch steht: Die Kenichin hawe se später aach gekepft." Jetzt hielt unser Hofrat es doch für geboten, einzulenken: „Ja — ja — später — später — später allerdings — später, da hawe se die Kenichin aach gekepft."

Der Bauwille regt sich

(Zeichnung von E. Schilling)



„Tja, wenn ihr zu zwölft nich' mal die lumpigen 5000 Mark Baugeld aufbringt — dann is euch nich' zu helfen!"

Der New Yorker Salonlöwe

(Zeichnung von E. Thöny)



„Das ist ein echter Rembrandt, Mr. Schmeling — hält auch den Rekord!“

Stuttgart, 29. Juli 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 18

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Advokat Poincarés Dauerprozess

(Karl Arnold)



„Wenn die nächste Generation Deutschlands noch für uns arbeiten darf — dann bleibt auch euch das Recht der Rheinlandbesetzung."

Lieber Simplicissimus!

Wien. Eine Kompanie der Bundesarmee zieht mit klingendem Spiel durch die Straßen. Vor der Kompanie marschieren zehn Schutzleute, zehn weitere folgen ihr. Es ist ein ungemein kriegerisches Bild: die Soldaten mit Stahlhelm und aufgepflanztem Bajonett — die Schutzleute mit Säbel, Revolver und Gummiknüppel.
Sagt ein Fremder zu einem Einheimischen: „Sagen Sie mal — wozu die vielen Schutzleute?“
„Ah — haben Sie an Idee, was uns dös Militär kost'?“
Darauf der Fremde lächelnd: „Nein — Sie mißverstehen mich. Ich meine — wozu begleitet dieses Polizeiaufgebot das Militär?“
„No — damit dem Militär nix gschieht...“

•

Mein Freund ist Arzt. Kürzlich mußte er nachts aufs Land zur kranken Tochter eines Bauern. Beim Weggehen stürzte er infolge der Dunkelheit die alte, steile Treppe hinunter, blieb aber glücklicherweise unten liegen, ohne ernstlichen Schaden genommen zu haben.
Oben schrie eine Frauenstimme: „Gang, Christian, — guck amol, was los isch!“ Gleich darauf öffnete sich eine Tür, Schritte knarrten, und der Bauer neigte sich mit einer Kerze in der Hand übers Geländer. Als er meinen bedauernswerten Freund unten liegen sah, drehte er sich um, und mein Freund hörte ihn sagen: „Alte — 's isch bloß dr Doktor!“

Der Davis-Cup

Wissen Sie, was der Davis-Pokal is?
Na, doch die größte Tennis-Trophäe der Welt — —
und wen haben wir jetzt als Sieger herausgestellt,
was den Engländern trotz fairer Haltung fatal is?!
— Herr, so beruhigen Sie sich doch, wen denn? — —
Prenn

Daniel Prenn hat Austin geschlagen —
o seine Netzoffensive, o Gott sein Bäckhänd-ritörn —
ham se nich die berühmte Stecknadel fallen hörn,
Herr, wo bleibt Ihre Spucke, möchte man fragen.
Wen wird jetzt England mit Bejeistrung nenn'? Prenn!

Es sin' ja bloß Bälle, wo se schmeißen ...
Was schmeißen se in der Politik?!
Wo ist da Elastizität, Blick, Trick —
soll ick Stresemann Europa-Meister heißen?
Here is an old boy — there is a young man:
Prenn!

Wissen Se nich, daß der Sport uns bändigt,
daß sich die Menschheit nächstens nur noch per Ball
über den weltpolitischen Karneval
von der Kriegsschuld bis zum Youngplan verständigt — —
aber das werden Sie Dussel doch nie erkenn' —
Hurra Prenn!

Peter Scher

Weiss-Blau

In Bayern gab es sonderbarerweise bis vor wenigen Jahren noch einen Stand, der keinen Extratitel besaß: Die Apotheker. Lange genug hatten sie gegen diese Zurücksetzung kämpfen müssen. Titel wie Suppositorialrat, Pillenreferendar waren vorgeschlagen worden — umsonst. Endlich erfand die weise und umsichtige bayrische Regierung den schönen Titel Pharmazierat. Als ich vor einiger Zeit die Witwe eines vor mehreren Monaten gestorbenen Apothekers besuchte, war ich erstaunt, sie ungeachtet ihrer günstigen Verhältnisse noch immer vollkommen trostlos zu finden. Ich versuchte, Balsam in ihre Wunden zu träufeln, wies auf das hohe Alter des Verblichenen hin — na und so. Da antwortete die Tiefgebeugte schluchzend: „Schon recht, lieber Freund — aber bloß vierzehn Täg wenn der Selige noch g'lebt hätt', wär' i heut Frau Pharmazierat!“

•

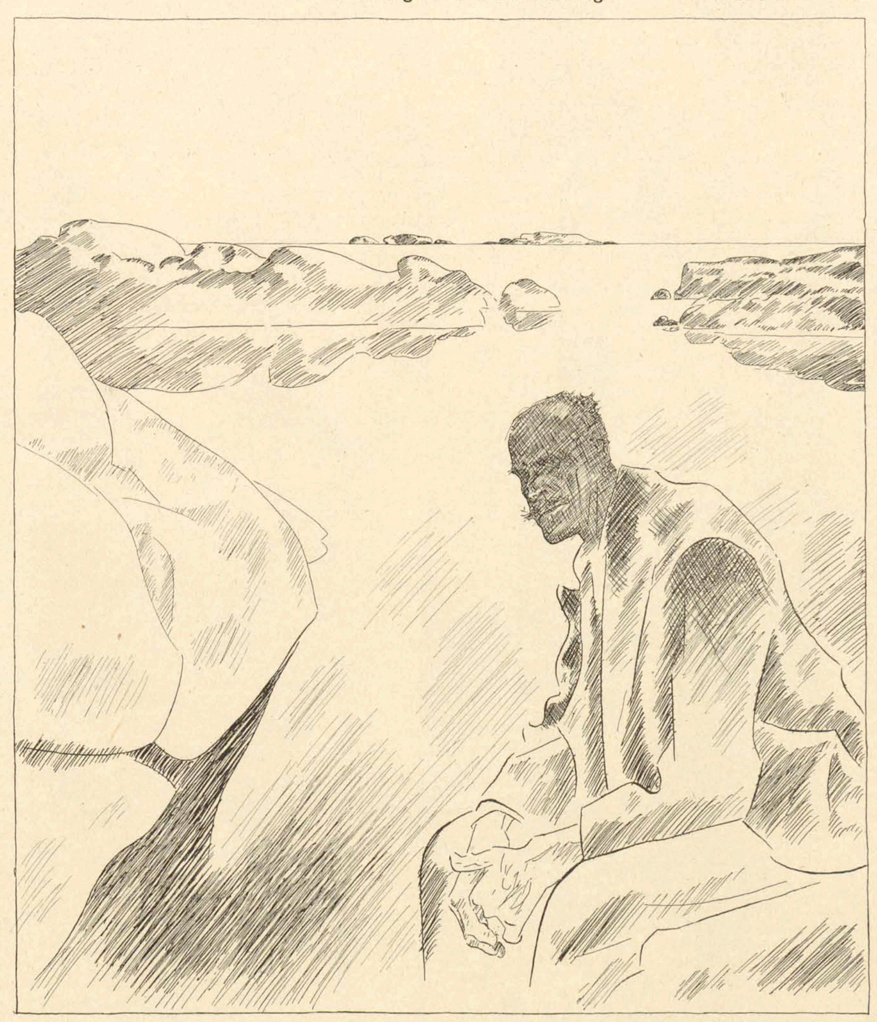
Einem Kunsthändler bot ich kürzlich Radierungen an. Aber er wollte nur entweder Rembrandts oder Corinths.
Da ich weder der eine noch der andere bin, kann ich ihm nicht dienen, und er sucht nur noch, mir seine Ablehnung schmackhafter zu machen. Um mir nicht weh zu tun, bestätigt er mir sogar die künstlerische Qualität meiner Arbeiten, „aber“, so schließt er seine Rede, „mit Kunst hat die Kunst ja eigentlich überhaupt nichts zu tun.“

Psyche und der Tod / Von Willy Seidel

Es war die Zeit des großen Cholera-Sterbens in Hamburg.
Vor der Einäscherung sollte in einem wohlhabenden Hause eine Einsegnung vorgenommen werden. Der offene Sarg stand in der Glasveranda unter den Blattpflanzen. Es roch nach Erde. Die Kranzblüten gaben letzten durchdringenden Duft von sich. Durch die Glastür zum Garten loderte ein Übermaß von blauer Glut; — über den Rotbuchen an der Alster quoll eine Wetterwolke herauf mit scharfen Rändern. Sie wuchs erschreckend still.
Das Dutzend versammelter Menschen atmete hörbar. Der sechsjährige Jan Gustav, aus zartem Wachs, lag sehr still; auch sein farbloser Mund stand halb geöffnet. Auf der Brust umklammerte er, im Eigensinn des Todes, ein großes Bündel weißer Schwertlilien.
Senator Arensen tat einen haltlosen Schritt, dann fand er seine steife Haltung wieder. Seine hochgewachsene Frau griff zu und stützte ihn; auch sie trug einen mehr strengen als leidgebeugten Ausdruck zur Schau. So hatte sie keinen Blick zu verschenken an Ulrike, die man im Hause Uli nannte — ein siebzehnjähriges aschblondes Mädchen, dem Bruder aus dem Gesicht geschnitten, schlank und blutarm. Diese lehnte an der Glastür. Die blaugeäderten feinen Hände preßten das Taschentuch vor den Mund und zuckten.
Sie hatte die Nacht über geweint; der Schmerz malte einen haarfeinen roten Ring um ihre Lider. — Mit bebenden Knien stand sie in einem Dunst von Verzweiflung und Kölnischem Wasser, und der Pastor Lüders, der jetzt hereinwallte, schenkte ihr einen verstehenden Blick.
Er blieb vor dem Sarg stehn und machte das Kreuzeszeichen. Dann begann er zu sprechen.
Es war mehr darin als nur Routine; es war aufrichtige Zuversicht. Seine Stimme, leicht belegt, rührte mit ihrem singsangartigen, beruhigenden Hanseatentonfall wie Balsam an die Gemüter. Er wählte auch nicht seine gebräuchlichsten Worte, sondern wählte die selteneren, denn er war ein persönlicher Freund dieses alten guten Patrizierhauses...
„Dies Kind ist zu beneiden. ‚Integrem vitae' — (warum soll ich nicht den frommen Heiden Horaz zitieren!) —, also in großer Unschuld hat ihn der Genius des Todes entführt. Gott wird wohl gut wissen, warum Er die Geißel dieser Seuche schwingt; warum Er eine so große Heerschar aus Kindern an Seinen Mantelsaum lädt... Ist nicht ein reines Menschenantlitz ein Spiegel vor Ihm? Und wo findet Er unter all den Erwachsenen, die Er zu Sich nimmt, noch ungetrübte Spiegel? — So dürfen wir nicht grollen. Gönnt nicht Gott uns Unendliches? Und sollen wir darum Ihm nichts gönnen und mit Ihm rechten und hadern? Nein — wir beugen uns.“
In der Wetterbank zuckten lautlose Blitze. Pastor Lüders drehte sich halb und schaute hinaus mit fernem Blick.
Dann fand er weitere Worte, so als seien sie ihm Silbe für Silbe signalisiert mit jenem fahlen Zucken, das in regellosen Pausen dort drüben geschäftig war wie fiebernder Puls.
Nicht umsonst betrieb er klassische Studien mit dem Senator in dessen Muße. So stellte sich denn für dies Haus, für diese „Pflegestätte frommen Heidentums“ (wie er es bei sich scherzend zu nennen wagte), ein richtiger Vergleich ein, der sich noch dazu mit christlicher Empfindung wunderlich vertrug.
„Die unerleuchteten Alten, meine Freunde“, sprach er und wandte sich wieder den Trauernden zu, wobei er seine versenkten Blicke auf Uli ruhen ließ, „haben ein treffliches Symbolum gefunden auch für unsere Art der Erlösung, des Heimgangs. Auf ihren Stelen finden wir den Falter. Ja wahrlich: im Puppenzustand sind wir und bereiten uns vor für Ihn armselig gefesselt; plötzlich reißt die Hülle, — und was kriecht hervor? Was spreizt seine leuchtenden, unsterblichen Schwingen? Der wundervolle Falter: Psyche! Unsre Seele!“
Uli stellte sich den Falter vor, wie er sich vor dem heißen Blau tummelte, und ihr war als fühle auch sie Schwingen sprossen und flattere empor... Sie starrte mit ihren trockengeweinten Augen auf das Gesicht des Knaben, das mit trotzigem Ausdruck unter den Schirmblättern lag.
Jetzt zitterten die Blätter; ein erstes Lüftchen tastete sich herein. Die Wolkenwand wuchs unaufhaltsam und murrte.
Keiner begriff, warum Uli plötzlich wie in kopfloser Angst das Taschentuch zur Abwehr schwenkte und hinausstürzte...
— — — — — — — — — — — — — — —
Später fand man sie zusammengekauert zwischen den Büschen des Gartens. Durch teilnehmend-väterliche Fragen erforschte der Seelsorger von Uli, was denn der Grund gewesen sei für ihr plötzliches Entsetzen. — Und hier geschah es zum erstenmal, daß seine stets handliche Tröstung versagte; daß er trotz größter rhetorischer Routine völlig ratlos war...
— — — Denn es ergab sich dieses: während er das holde mythologische Träumchen formte, war zwischen den Lippen Jan Gustavs kein farbenstrahlender Schmetterling aufgetaucht (wie die schwärmende Uli ihn erwartete), — sondern eine dicke, häßliche, metallisch glänzende Fliege.
Sie hatte auf der Nasenspitze Jan Gustavs den Borstenleib gestrählt und war dann, schwanger von Gift und Ausgeburt trübsten Dunkels, mit rasselndem Brummen auf Uli zugesurrt.

Knut Hamsun
zum siebzigsten Geburtstag

(Zeichnung von O. Gulbransson)



Stumm lebt sich selbst der starre Fels, der ragende Baum.
Die Quelle rauscht, der zarte Vogel singt sich selbst.
Wem aber lebt, wem aber rauscht und singt der M e n s c h?

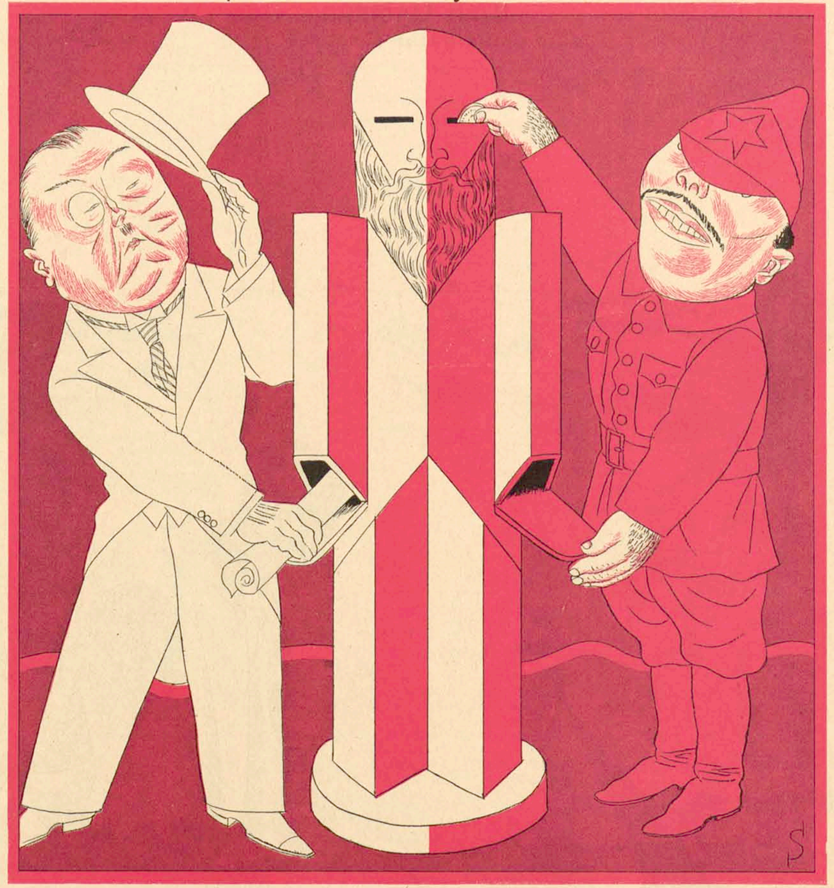
Du gingst durch Lärm und Blendwerk aufrecht deinen Weg.
Was sah dein Auge! Was vernahm dein lauschendes Ohr!
Du fülltest deine Scheunen steil bis obenan.

Dann aber droschest du aus gilbendem Unsinn — S i n n.
Der Stein zerrieb ihn, und du bukst uns Brote draus
voll seligen Dufts der ganzen Welt und deiner selbst.

Dr. Owlglaß

Spitzelautomat: System Orlow

(Zeichnung von E. Schilling)



Vereinfachte Geheimdiplomatie: Bei Rubeleinwurf Nachrichten über Deutschland, bei Markeinwurf Nachrichten über Rußland.

Gruss aus dem Seebad

Hier ist es einfach idyllisch, ihr Lieben!
Wir haben schon drei alte Juden vertrieben,
und abends um zehne werden am Strand
die schwarzrotgoldnen Fahnen verbrannt!

Vorgestern bin ich mit Pastor Schroth
nach Sylt gefahren. Im Segelboot!
Das kostete hin und zurück zwölf Mark,
doch der Eindruck war unvergeßlich stark!

Wenn man sieht, wie die Frauen sich da benehmen,
muß man sich seines Weibstums schämen!
Die meisten tragen nicht mal ein Hemd
und von hundert gehn neunundneunzig fremd.

Sogar die dicke Frau Rechnungsrat Blooß
ging nach Tisch mit wem in die Dünen los!
Es ist eine Schande und eine Schmach!
Aber — weiß Gott! — er war auch danach!

Herr Studienrat Flögel läßt dich grüßen,
er kriegt fast täglich 'nen Krampf in den Füßen.
Seine Tochter will wirklich zur Bühne gehn!!
Ich habe das längst schon kommen sehn!

Kaki

Vom Tage

In einer Lokalbahn im Salzburgischen. Zwei Bauernburschen unterhalten sich.
„Jo, in Auguscht fohr i mit d' Männa-Wallfohrt noch Wean."
„Bischt fromm g'worn?"
„Jo, 's ischt weg'n d' bülligen Fohrt. In Juli hätt' i kenna fohr'n zu'n roten Jugendfescht noch Wean. Oba in Juli werd bei unsch g'schnitta."

•

In Nr. 11 der „Zeitung des Vereins für deutsche Schäferhunde" beginnt der Leitartikel wie folgt: „Wie stolzes Gedenken an Walhalls Macht und Pracht im Gedächtnis aller Völker germanischen Blutes haftet, soll auch der Schäferhundwelt die Erinnerung an die in Berlin gezeigte Zusammenfassung dreißigjähriger SV.-Arbeit erhalten bleiben."
Wau-wau!

Die Überfahrt / Von Wenzel Leyer

Oberhalb Orsova, an der gefährlichen Strecke von Barias bis Sip, wo die Donau in einer Breite von dreizehnhundert Metern von klippigen Felsmassen bis zu sechshundert, ja dreihundert Metern beengt wird, so daß die tückische Flut in gefürchtete Stromschnellen und Wirbel ausartet, stand eine einsame Hütte. Darin wohnte der Fischer Haltan mit seinem derbknochigen Weibe, seinem Sohne, seiner Tochter Ilonka und seiner blinden, gebrechlichen Mutter. Die Hütte klebte auf einem Uferfelsen, unten hing an einer schweren Eisenkette sein großer Kahn. Das Gebiet war hier für Fischerei wenig geeignet. Es hieß, Haltan fragte bei guter Bezahlung nicht viel nach Zeit, Namen und Stand der Reisenden und Art der Ladung. Er war verrufen in allen Komitaten, und doch geschah nichts Ernstes gegen ihn, da viel einflußreiche Herren und vornehme Damen schon seine Dienste in Anspruch genommen. Er war auch ein gesuchter Lotse, denn niemand kannte verborgene Klippen, Wirbel und Untiefen so wie er.

Es regnete seit Wochen. Da sanken im Banat wohl die Gäule bis zu den Knien in den aufgeweichten schweren Boden, Eilpost und Reisewagen blieben stecken. Pußtawirte und Räuber machten ihre Geschäfte. Draußen stürmte es, als sollte die Welt untergehen, und die Zeiten im Land waren unruhiger denn je. In einer Novembernacht des Jahres 1848 pochte es an die Hütte. Wieder pochte es, wie mit einem Säbelknauf, lauter, herrisch. Haltan nahm eine alte Pistole und ging zu öffnen. Der Sturm riß ihm die Tür aus der Hand. Zwei Männer in dunklen Kapuzenmänteln standen in dem Wetter. Der eine, der größere, trat ein.

„Wolltet Ihr mich wohl einige Meilen stromabwärts ans andere Ufer fahren?"

„Herr, das bedeutet heute den Tod."

„Überlegt es Euch nochmals. Hundert Golddukaten sind kein Pappenstiel. Hier sind solche gelbe Füchse selten, von unserem türkischen Nachbar werden sie gerne genommen und sind begehrt bis nach Ägypten."

„Hundert Golddukaten??"

„Jawohl. Fünfzig gleich, die anderen nach Ende der Fahrt."

„Laßt sehen!"

Der Fremde griff in seinen nassen Mantel nach einem großen Beutel. Da trafen sich des Alten Blicke in Frage und Gier mit denen des Sohnes, sie verstanden sich. Der Junge trachtete hinter den Fremden zu treten. Der wich an die Wand zurück. — „Wer so gutes Geld hat, dem fehlt es auch nicht an Pistolen und trockenem Pulver. Mein Gefährte draußen ist bewaffnet bis an die Zähne und stark wie ein Bär. Es könnte auch Eure Hütte leicht Feuer fangen." Er griff nach einer Pistole. Unter seinem grauen Mantel blitzte eine goldstrotzende, ordenbesäte Uniform.

„Fünfzig Dukaten. Nicht viel für drei gefährdete Menschenleben. Der Junge muß mit, wohl auch mein Weib. Mit den anderen fünfzig rechne ich kaum."

„Viel Geld, viel Geld", kicherte die blinde, kindische Alte. „Fahre, Junge, fahre! Wenn du eine Jungfrau ans Steuer setzt, kommt dein Schiff durch jeden Wirbel und Wind ans Ziel. Ich weiß einen guten Wasserzauber und Sturmsegen."

Da ging Haltan in den Winkel, nahm das Zinnkreuz herab und stellte es zwischen zwei brennende Kienspäne.

„Knie nieder und schwöre, daß du noch eine Jungfrau bist", befahl er der Tochter. Das Mädchen schwur mit erhobener Hand. Still stand die Mutter abseits, die hatte gelernt zu schweigen.

„Setzt Euch, Herr. Wir müssen ein kleines Leck ausbessern und dann das große Boot ins Wasser bringen. Das dauert wohl eine Stunde. Haltan und sein Sohn gingen, die Frau trug ihnen Windlichter nach. Der Fremde stand auf, sein Haupt reichte bis an die Decke, und sah nach der Jungfrau. Er war schlank, jung, schön und hatte weiße, ringgeschmückte Herrenhände. Ilonkas Haare waren schwarz wie Rabenflügel. Ihr Körper war schön und lockend wie die Sünde. Sie hatte Augen blau wie eine Deutsche. Die beiden sahen sich an, ihre Blicke schmeichelten, winkten, fragten, antworteten und brannten begehrlich ineinander. Sie hatten wildes, heißes Blut. Das Mädchen zeigte lächelnd ihre weißen Zähne. Die schimmerten opalisierend durch das Halbdunkel. Der Fremde griff nach Ilonka, tastend, kosend, nahm sie stürmisch in die Arme. Die entwand sich raubtiergeschmeidig, schlüpfte nach ihrer Schlafkammer und sah auf der Schwelle lächelnd zurück. Mit einem Sprung folgte ihr der Fremde.

Ein hartes Klopfen schreckte sie aus ihrem Taumel. Sie kamen in die Stube zurück. Die Greisin saß regungslos auf dem Sessel, ihr Stock aber lag auf der Erde. War er so weit gefallen oder hatte sie sich zur Türe geschleppt und gepocht?

Die Männer kamen zurück. Die Mutter hüllte das Mädchen in warme Kleider und Tücher. Immer ärger tobte der Sturm. Der Vater befahl, daß auch die Mutter mitkomme.

Als sie die Stube verließen, heulte die Großmutter laut klagend auf, streckte ihre abgezehrten Arme nach, spreizte ihre von der Gicht verunstalteten Finger. Ihre Stimme schlug über in ein hohes, dünnes Winseln.

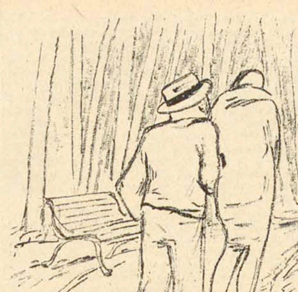
Haltan und sein Junge ruderten mit eisernen Muskeln. Die Mutter griff mit dem Ersatzruder zuweilen ein. Ilonka saß am Steuer. Der Fremde trug behutsam eine eiserne Kassette, sein Begleiter kauerte ihm zu Füßen, die Hände an Säbel und Pistole. Niemand sprach. Alle kannten die Gefahr. Jetzt nahte der gefürchtete Kazanpaß. Wie ein gequältes Tier brüllte der Strom auf, schäumte wie ein abgetriebenes Roß, schlug in Wirbeln um sich, denn die Flut wurde auf hundertsiebzig Meter zusammengepreßt. Rasend heulte der Sturm, riß Schaumklumpen und Wasser aus dem Strom. Haltan ließ einen Augenblick das Ruder und schlug rasch ein Kreuz. Fast wäre das Ruder verloren gewesen. Auch der Sohn blickte in angstvoller Andacht nach dem dunklen Himmel, aus dem der Regen herabpeitschte. Das Mädchen sah nach dem fremden Kavalier und sank wimmernd in sich zusammen. Da gewahrte die Mutter einen kostbaren Stein von der steuerumkrampfenden Hand durch das Dunkel blitzen. „Ilonka...", kreischte sie — das Boot wurde plötzlich emporgehoben, sprang wie ein Fisch aus der Flut, drehte sich über dem Wasser und zerschellte an einem Fels. Die Menschen rangen mit dem Tod. Jemand zerrte den Fremden an dem Mantel, hing schwer daran, zog nach der Tiefe. Ein Griff, die Spange war offen, sachte wie von einem Kammerdiener wurde der Mantel vom Körper gezogen. Der fremde Herr erreichte samt der Kassette das andere Ufer.

Nach Tagen fand ein Reisender, der es auch etwas eilig hatte, möglichst unbemerkt an das andere Ufer zu gelangen, die blinde Greisin völlig entkräftet in der Stube liegen. Sie hatte in der Hand einen Beutel mit fünfzig Golddukaten.





Grunewald (Zeichnung von M. Frischmann)



„Ick habe ooch keene Wohnung, Frollein — aba fier zwo jibt's hier immer noch ne Bleibe!"

Triumph der Beharrlichkeit

Könn'n Se hundertfünfzig Stunden tanzen?
Nein,
dürfte da im großen ganzen
Ihre Antwort sein.

Drum gedenken wir mit Stolz des Mannes,
der
sich Fernando nennt: der kann es
und erfreute sehr!

Ob dies menschlich-kulturell ersprießlich,
bleibt
eine Frage, die uns schließlich
nicht zum Wahnsinn treibt.

Mit genau demselben Rechte könnte
man
fragen, ob die Parlamente
Besseres getan?

Sieht den Völkerbund man dauertagen,
wird
mancher gleichfalls skeptisch fragen,
was hier resultiert —?

Selbst bei der Justiz-Organe Walten
legt
man die Stirn in Denkerfalten,
weil sich Zweifel regt — — —

Kurz, es gibt auf dieser Erde vieles,
wo
man sich unklaren Gefühles
fragt: warum? wieso?

Alles Lebens tiefrer Sinn liegt letzten
Ends
in der vielfach hochgeschätzten
Dauer oder Permanenz — — —

Karl Kinndt

Lieber Simplicissimus!

Mein Freund Luitpold ist ganz seiner Wissenschaft ergeben und außerhalb ihres Bereichs von offenkundiger Schüchternheit. Seit seinem kürzlichen Umzug deckt er seinen Bedarf an Butter, Eiern und Käse in dem Molkereiproduktengeschäft des Herrn Chaim Zerkleinerer. Diesem würdigen Patriarchen und gewiegten Menschenkenner fiel sein linkisches Benehmen auf; er verwickelte ihn daher in ein Gespräch:
„Se sin wohl noch nich lange hier, junger Mann?" — „N—nein, das heißt..., ich war längere Zeit..." — „Se wohnen hier in der Nähe?" — „Ja, bei Frau Kniesch." — „So, bei der..., kenn ich sehr gut... No, un was sin Se?" — „Entomologe." — (Sorgenvolles Wiegen des bärtigen Hauptes:) „Is heut auch schwer bei die Pleites..."







Sommerszeit

Blauer Sommer schwelt über dem Land
von Biarritz bis zum Ostseestrand.
Auf den Schädel herab brennt es.
Auf den Bänken des Parlamentes
lagert der Staub,
zu dem auch die Volksvertreter auf Erden
— na, und wenn schon: an wem geschieht damit ein Raub?! —
alle einmal werden.
Schau, auch an den Ministertischen
ist alles fort.
Tja, das werktätige Volk, mit einem Wort,
befindet sich jetzt in der Sommerfrische.

•

Todfeinde in der Politik
finden sich, zünden sich
gegenseitig die Upmans an,
zeigen sich heiter und dick.
Spitzeste Probleme ründen sich,
es geht sogar ein Geflüster:
sie seien sowieso bloß ein Publikumswahn.
Nach dem Diner zwinkert man sich's zu:
Jetzt, pscht! Friede auf Erden und ein Wohlgefallen der Welt,
so lang, pschscht! ein ausübender, europäischer Minister
sein Mittagsschläfchen hält.
Gute Nacht . . . gute Ruh . . .!
Bewahret das Feuer und das Licht,
daß ja kein Zwischenfall nicht dazwischen geschicht!

Sagittarius

Lieber Simplicissimus!

Meine alte Kathrin, die seit Jahren meinen Haushalt versieht, ist unleugbar eine schwäbische Perle. Als ich für eine bestimmte Zeit in eine kleine Stadt Norditaliens umsiedeln mußte, hielt ich es für das beste, die Perle mitzunehmen.
Im allgemeinen gewöhnte sich Kathrin gut ein, nur fand sie es lächerlich, daß sich die Italiener nicht entschließen konnten, das bißchen Schwäbisch zu erlernen, das man brauchte, um sich mit ihr auseinanderzusetzen. Eines Tages fragte ich sie, wie sie es eigentlich mache, um beim Schlachter zu denjenigen Fleischstücken zu kommen, die sie für meinen Tisch haben wollte. Sie antwortete, sie zeige eben hin, was soviel zu bedeuten hatte, daß sie dem Schlachter an ihrer eigenen Anatomie die Gegend des Kalbs, Rindes oder Schweins angebe, die sie zu kaufen wünschte. Damit hatte Kathrin im großen ganzen Glück.
Neulich aber kam sie schäumend vor Wut nach Hause und pflanzte ihren Marktkorb vor mir auf, in dem ein großes gelblichrotes Etwas leise wogte. Als ich sie einigermaßen beruhigt hatte, erfuhr ich, daß Kathrin Kalbsherz gewünscht hatte. Sie hatte auf ihre Herzgegend gewiesen, und der Idiot von einem italienischen Schlachter hatte ihr Kuheuter verabreicht.

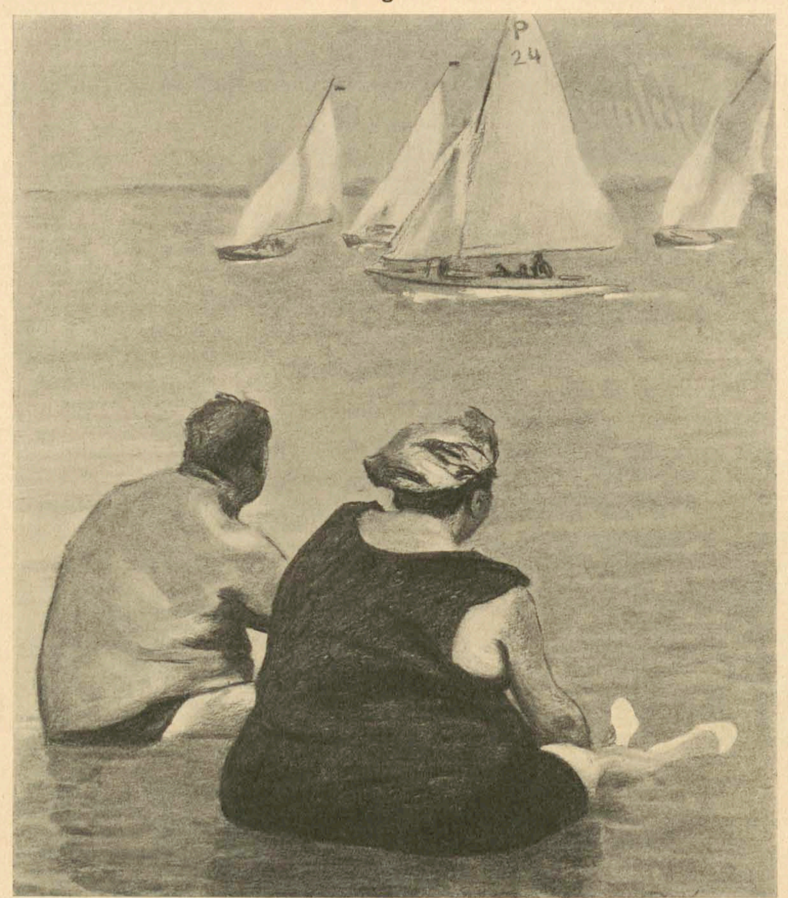
F. v. S.

•

Der Herr neben mir im D-Zug hat schon wiederholt deutliche Anstrengungen gemacht, ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Ich ignoriere kaltblütig Blicke, Lächeln, Räuspern. Endlich hinter Weißenfels geht er zum Angriff über: „Verzeihn Se giedigst, fahrn Se ooch nach Leibzch?" — „Nein, ich will nach Berlin." — „Awer ich fahr nach Leibzch. Wissn Se, da gann eener saachn, wasr will: Leibzch is ne Stadt, Leibzch is direkt, mecht mer sprechen, ne Großstadt! Sehn Se, in Leibzch, da gammr nich midn nackchn Gobbe rumloofen, — verleicht ma bis ann Briefgastn; das genn Se ooch in Baris! Awer wenn Se mit zwee Goffern un en Reisepläd aufn Bahnhofe angommn un ham ne gahle Bladde un nischt druff, — nee, das gammr nich in Leibzch, das geht Sie nu ganz un gar nich, das genn Se mir glooben! — Was, mer sis schonn in Gorbeeda? — Enschuldgn Se giedigst, da muß ich Sie nämch umsteichn, würden Se ma aufstehn: Sie sitzen nämch auf meim Hute!"

Strandgeflüster

(Zeichnung von E. Thöny)



„'s waar' do' schön, wenn ma Kinder hätt'n!" — „No, san mir zwoa mit inserne vier Zentner dreiß'g net Sach g'nua?!"

Abgesehn von der Profitlüge

Die kurzen Beine der Lüge sind
auch nur etwas Relatives.
Ein Segler, kreuzend gegen Wind,
Ist immer etwas Schiefes.

Ob sie aus Anstand, aus Mitleid gibt,
Sich hinter der Kunst will schützen;
Wenn sie nicht innerst sich selber liebt,
Wird Lüge niemandem nützen.

Es gibt eine Lüge, politisch und kühn,
Und die ist auch noch zu rügen. —
Ich meine: Wir sollten uns alle bemühn,
Möglichst wenig zu lügen.

Joachim Ringelnatz

Paul Wegener, Ehrenhäuptling der Araukanas-Indianer

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„So, Baule, nu sprech'n m'r zu Ehren unseres großen Vorgämpfers Garl May in d'r Urschbrache!"

Am Radio

Wien, Kopenhagen, Budapest —
sie alle spenden ihre Gaben,
wenn man den Schieber spielen läßt...
Heut möcht' ich mal was andres haben.

Die Streichquartette und den Jazz,
man kann sie ohne Not entbehren.
— Wie wär's zum Beispiel, lieber Schatz,
mit jener Harmonie der Sphären?

Wir schieben hin, wir schieben her:
ein Quieken da, dort ein Geschrille,
ein Dudeln, geil und erdenschwer...
Auf einmal wird es totenstille.

Durchs Fenster blinzelt uns die Nacht
in die erschrockenen Gesichter
und schweigt und schweigt. Unhörbar lacht
der große Musikant und Dichter.

Ratatöskr

Duell / Von Rudolf Schneider-Schelde

Um zehn Uhr landet der Geheimrat in den Kaiserstuben. Er ist groß, elegant, fast fünfzigjährig und sieht wie eine Bulldogge aus; vermenschlicht natürlich, stark vermenschlicht sogar. Er denkt: die letzte Börse hat geschadet, es ist zu dumm, daß ich den Abschluß nicht schon gestern gemacht habe.

Der Geheimrat ist etwas eilig; er will nur eine Kleinigkeit essen und bald zu Bett gehen. Er hat morgen einen schweren Tag. Er hält nach einem Tische Ausschau. Voll ist es hier! Er nimmt bei einem Herrn Platz, der schlank und heiter, fast etwas dürftig, hinter seinem Gläschen sitzt, und bestellt.

Das Fleisch ist gut; Ehre, wem Ehre gebührt, der Ochse, von dem es stammt, soll leben. Der Geheimrat trinkt auf ihn; auch der Wein kann sich sehen lassen. Während er den Mosel auf der Zunge prüft, nimmt sein Blick einen fragenden und geistesabwesenden Ausdruck an; er stellt das Glas ab und nimmt es sogleich wieder zur Hand, als müsse er sich noch einmal vergewissern.

Der Herr am Tische des Geheimrats stellt mit Hochachtung fest, daß jener ein Kenner ist. Er fühlt sich etwas bedrückt durch diese Beobachtung. Seine gute Laune sinkt, denn er kommt sich daneben wie ein Hungerleider vor, er sitzt mit einem bleichen Tropfen da; gegessen hat er überhaupt noch nichts. Der Geheimrat würde kaum etwas von ihm bemerken, wenn ihn nicht die Zigarette seines Gegenübers störte. Der Rauch zieht herüber und stinkt. Sonst beherrscht er allein die Situation. Er hat drei Viertel des Tisches für sich und hantiert mit den sicheren Bewegungen des Mannes, der schon als Knabe Beefsteak aß, darauf herum. Jeder Griff, den er tut, ist ein Herrengriff. Er nimmt den Senftopf mit einer Geste in die Hand, die endgültig wirkt. Was er anfaßt, hält er fest; das wird klar. Als er sich etwas Gemüse an den Finger schmiert, stört ihn das nicht. Der Hungerleider beobachtet bewundernd, wie der Geheimrat den Finger am Tellerrand abwischt, ohne mit der Wimper zu zucken. Er speist und trinkt, er schmatzt sogar ein bißchen, schnalzt leise mit der Zunge, ohne daß dies anstößig wäre. Er kommt langsam in Fahrt und hält schon beim dritten Schoppen. Als das Beefsteak zu Ende ist, stiert er eine Sekunde lang vor sich hin, dann bestellt er aus dem Stegreif Käse. „Aber kalt, verstanden?“ ruft er der Bedienung nach.

„Roquefort, kalt“; dem Hungerleider gibt es einen Stich. Gekühlter Käse war ihm bisher unbekannt, das ärgert ihn. Alles ärgert ihn, wenn er die Wahrheit sagen soll. Er ist neidisch auf den anderen, mit einem Wort. Wie das lebt, wie das frißt und säuft, sich mit provozierender Selbstverständlichkeit benimmt, als gäbe es keinen Sozialismus auf der Welt! Der Hungerleider ergreift sein Glas und trinkt es hastig leer; fühlt aber, daß es nicht das Rechte wird. Er bestellt einen neuen Schoppen; ob man nicht auch irgend etwas essen sollte? Er fischt sich die Speisekarte heran, die auf dem Tische liegt, und sagt höchst unnötig: „Gestatten Sie?“ Der Geheimrat überhört es aber, unabsichtlich offenbar. Er glotzt gerade in die Luft und sinnt dem Mosel nach.

Es ist klar, daß der Hungerleider mehr denkt als der Geheimrat. Er denkt jetzt gerade an Menschlichkeit und Kultur, das heißt daran, daß man eigentlich ein Vorbild geben müßte; und nun hat er auch etwas zu essen gefunden: eine pikante kalte Platte, die schmeckt sicher gut. Er kann sich damit auch sehen lassen; sündhaft teuer ist sie allerdings. Er bestellt leise; warum leise, fragt er sich selbst. Habe ich Geheimnisse mit der Kellnerin?, grübelt er in qualvoller Ironie und errötet fast.

Inzwischen verspeist der Geheimrat seinen Käse, er verspeist ihn geradezu vorbildlich. Außerdem hat er sich ungeniert „Bauernbrot“ dazu bringen lassen. Es schmeckt ihm; so war noch kein Roquefortesser bei der Sache, seine Miene klärt sich zusehends immer weiter auf. Er hat einen neuen Wein bestellt, einen Pfälzer, einen exquisiten Tropfen dem Gesichtsausdruck nach, und trinkt jeden Augenblick einen kleinen Schluck. Er schwenkt mit einer geschickten Bewegung den Wein im Glase herum, riecht daran und findet: „Na, Börse hin, Börse her, der Abschluß von heute sichert ihm auch zwanzig Prozent. Als er den letzten Brocken hinunterschluckt, fällt sein Auge auf eine vorbeiziehende junge Dame. Er blickt ihr nach, die Bulldogge erwacht in ihm. Sein kurzgeschorenes, schon graues Haar sträubt sich förmlich, sein starker Nacken wird ganz steif. Er sieht sich jetzt überhaupt nach Mädchen um; er ist satt und will keineswegs so früh ins Bett.

Etwas wird neben ihm abgestellt. Er blickt flüchtig hin, da es ölig riecht. Es ist eine Platte. Der pure Dreck liegt darauf. Italienischer Salat, trockene Sardinen, eine traurige, in Schnörkeln hingequetschte Mayonnaise und ein schwärzliches Mus, das Kaviar vorstellen soll; na, danke gehorsamst!

Der Hungerleider zieht die Platte näher zu sich heran, bis dicht an seinen Teller; ihm ist es nicht gegeben, sich beim Essen auszubreiten. Er fischt sich einiges heraus, mit zaghaften Griffen, wobei ihm Löffel und Gabel nicht so recht parieren wollen, und kostet davon. Das Zeug schmeckt miserabel. Was soll er tun? Er schielt zum Geheimrat hin, der offenbar mit anderen Dingen beschäftigt ist, der ein Serviermädchen entdeckt zu haben scheint. Kein Wunder! Es ist dieselbe, derentwegen der Hungerleider dieses Lokal besucht, eine pikante Brünette, die entweder reizend gewachsen ist oder mit Erfolg so tut. Sie setzt die Füße auswärts in einem kleinen damenhaften Trippelschritt; gerade das hat es dem Hungerleider angetan. Mit diesem Schritt wandert sie durch seine Träume auf ihn zu, und er führt zarte Gespräche mit ihr.

Der Geheimrat aber winkt sie einfach heran. „Zigarren!“ befiehlt er und mustert sie frech. Errötet sie nicht? Sie trippelt eilig hinweg und kehrt beflissen mit einem Stoß Zigarrenkisten zurück, die an ihrem jungen Busen ruhen. Der Geheimrat nimmt die erste davon herunter. Berührt er das Mädchen dabei? Dem Hungerleider bleibt sogar ein öliger Bissen im Halse stecken; wozu errötet sie denn jetzt? — Aber sie lächelt auch, und auch der Geheimrat lächelt; da hört doch die Weltgeschichte auf. Die beiden tuscheln zusammen, aber man kann kein Wort verstehen, so sehr man sich auch vorbeugt. Die Kleine errötet noch mehr, und jetzt nickt sie, und jetzt schreibt dieser Kerl etwas auf einen Zettel, den sie nimmt.

Der Hungerleider stellt sich erregt die Frage, ob es einen Menschen auf dieser Erde gibt, der dieses Verhalten als üblich beim Auswählen einer Zigarre oder überhaupt als harmlos bezeichnen kann. „Lissi!“ ruft er erregt und ohne jede weitere Rücksicht; denn so heißt das Serviermädchen, das sich soeben wieder ans Büfett begibt. Aber Lissi hört nicht; statt ihrer kommt die Zahlkellnerin und fragt: „Sie wünschen?“

Auch er wünscht eine Zigarre und noch Wein; und „weg mit dem Zeug!“ befiehlt er und deutet auf die pikante Platte. Seine Wünsche werden erfüllt. Lissi kommt mit den Zigarren. Wieder ruhen die Schachteln an ihrem jungen Busen, doch der Hungerleider faßt nicht darnach. Er wartet zornig, bis man ihm vorlegt, dann entschließt er sich hastig zu einer schwarzen, gefährlich aussehenden Rübe, die ihm viel zu schwer und viel zu teuer ist. Kaum gibt er sich Rechenschaft darüber, daß er sie soeben im Munde des Geheimrats erspäht hat; er faßt die Wahl mehr als einen symbolischen Selbstmord auf. Mag denn alles zugrunde gehen, denkt er hämisch; den Magen hat er sich sowieso schon verdorben. Lissi lächelt nicht, als sie bei ihm steht, und errötet auch nicht. Allerdings hat der Hungerleider auch kein Wort zu ihr gesagt.

Er raucht, hustet und brütet dumpf vor sich hin, das Leben ist ihm gründlich vergällt. Im stillen beschimpft er Gott, so oft er von seinem sauren Weine trinkt.

Wie anders dagegen der Geheimrat, der die Börse und den morgigen schweren Tag vollkommen vergessen hat. Der Geheimrat ist tatsächlich um dreißig Jahre jünger geworden in der letzten Viertelstunde, er sieht jetzt wie ein Korpsstudent aus, trommelt leise mit den Fingern auf der Tischplatte und pfeift vergnügt dazu. Seine Zigarre ist ihm keineswegs zu schwer, er saugt genießerisch an ihr und stößt den Rauch durch die Nase aus. Als er endlich aufbricht, vergißt er dem Hungerleider eine Verbeugung zu machen. Es ist keine böse Absicht dabei, er vergißt es einfach; denn Lissi ist herbeigetrippelt, um ihm in den Mantel zu helfen. Er zwinkert ihr zu, es ist unverkennbar, und sie senkt bejahend den Kopf. Auch das ist unverkennbar.

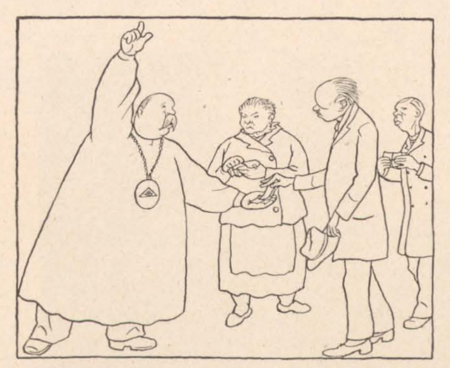
Jetzt aber verläßt den Hungerleider jegliche Beherrschung. In flammend spitzer Ironie, mit einer höhnischen Verneigung, ruft er dem Geheimrat deutlich nach: „Guten Abend!“ Der dreht sich zerstreut um und nickt kurz; nicht unfreundlich: beiläufig mehr; von dem blinkenden Spotte hat er offenbar nicht das mindeste bemerkt.

Da läßt sich der Hungerleider Tinte und Papier geben und verfaßt zähneknirschend einen flammenden Aufruf gegen die Bourgeoisie und das Kapital.

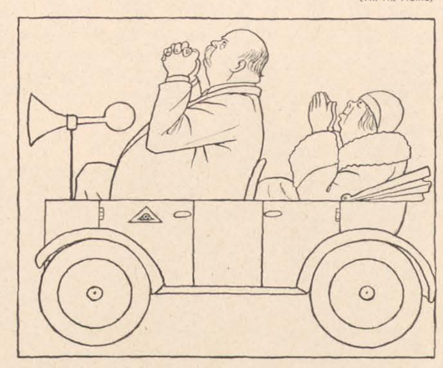
Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder**, Stuttgart

Die Weißenberg-Sekte

(Th. Th. Heine)



Der Mensch schuf Gott nach seinem Bilde. So sieht infolgedessen der Gott der Berliner Laubenkolonisten aus.



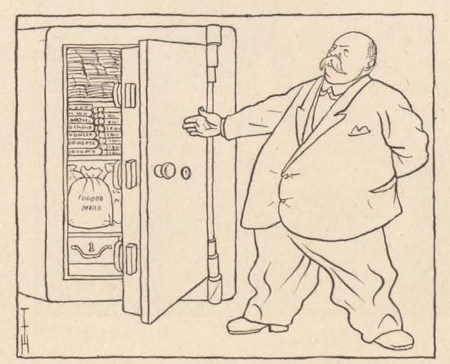
Seine Allmacht ist unbegrenzt. Er hat ein motorloses Auto, das allein durch die Kraft des Gebets fortbewegt wird.



Weißenberg heilt eine Wahnsinnige, indem er sie meschugge macht.



„Eure Sau vom Tode aufzuerwecken vermag ich nicht, denn wisset: Im Leben war sie nicht reinen Sinnes."



„Wahrlich, ich sage euch, noch diese Woche geht die Welt unter, deshalb tragt euer Geld zu Weißenberg."



„So werdet denn gläubig, ihr, die ihr noch an der Macht des Gebetes zweifelt! Denn sehet: Ich habe mich gesund gemacht."

Fachleute

(Zeichnung von E. Thöny)



„Setzen wir auf Mairöschen — det Pferd hat ne jute Karosserie un' prima Kugellager!“

Stuttgart, 5. August 1929 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 19

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

(Th. Th. Heine)

DIE VEREINIGTEN STAATEN VON EUROPA

Tempo, Tempo — 'ran an die Freiheit!

Wir haben das Blaue Band gewonnen,
das Blaue Band ist allerhand,
man kann es nicht stolz genug betonen,
es ist ein Sieg fürs Vaterland.

Wir haben den Rekord geschlagen,
da ist nichts zu deuteln und zu drehn,
jetzt kann man in vier-dreiviertel Tagen
die Freiheit in der Nähe besehn.

Amerika rückt immer dichter,
wir haben das Tempo selbst bestimmt,
da formen sich Herzen und Gesichter,
da nimmt man und fragt nicht, was man
uns nimmt.

Uns wird ja doch so Köstliches bleiben,
wir dürfen ja doch, wenn es uns freut,
ein starkes Pan-Europa betreiben
und Alkohol hamma und lustige Leut.

Wir hatten schon mal die Blaue Chose
im Jahre 1907,
da ist unser „Kaiser Wilhelm der Große"
prämiiert geworden und Sieger geblie'm.

Nun ist es also diesmal die „Bremen"—
auch tüchtig, auch dauerhaft wie nie.
Man muß sich dem Tempo, dem Tempo
bequemen —
wir bleiben ja Made in Germany.

Peter Scher

Der Mord in Wien

Berlin, Montag.

„Ah, Sie kommen, mich zwegen dem Mord im Lainzer Tiergarten interwjuhn?" rief aufgeräumt der Kommissar aus Wien. Er ist hier, um, wie die Wiener Polizei schon pflegt, Erhebungen zu pflegen. — Scharmanter Herr, der Kommissar, echter Österreicher.

„Sehgen S'", sagte er, „wie also die Leich von dera Frau is gfunden worn, da vor an Jahr, ham mir s' natirli angschaut. A feste, hibsche Frau — ham mir uns denkt: die kann noch net gar alt sein — hexens dreiundzwanzig. Und weil s' nur a Kombinäschen anghabt hat un kan aanzigen Unterrock — no, so ham mir halt ins Protokoll gschrieben: „ärmlich gekleidet". — Was stellt sich jetz raus? Sie ist die reiche Frau Fellner und über vierzig. Ja, die reichen Leit! Die halten sich jung.

No, und wie mir zufällig erfahren ham, wie daß die Dame haaßt, halt die Ermordete — no, so ham mir ganz einfach zerscht ihren Mann verhaftet, in Abbazia. Mitten aus einer großen Gsellschaft. Der hat gschaut! So was von Sichwundern hab' i noch nit derlebt, wie der sich gwundert hat.

Am näxten Tag hat er sein Alibi nachgwiesen — no, so ham mir ihm wieder ausglassen.

Aber natirlich muß was gschegen in so aaner großen Affär — so ham mir halt 'n Freund der Ermordeten verhaftet. Er soll a sehr an angesehener Kaufmann sein. Hoffentlich bringt er uns net aa an Alibi daher — des tat mich direkt giften.

Sehgen S', i sag immer: Gschwindigkeit is die Hauptsach. Schnell fertig is die Wiener Polizei mit dem Wort: Mordverdacht. Da nehmen mir's mit aa jeden Amt der Welt auf. Zeigt sich dann, daß mir an Unrechten derwischt ham, so lassen mir ihm halt wieder laufen, und er hat a Riesenfreud. Auf diese Art ham mir schon vielen Menschen die greeßte Freud gemacht. — Wo sind übrigens Sie vorigs Jahr am 18. Juli gwesen, Herr Roda? Am Tag des Mordes?"

„In Paris — hier mein Paß."

„Dann entfällt natirlich jede Amtshandlung. Ich hab' mir ja auch nur denkt . . . als Ersatz . . . für den Fall, daß mir 'n Herrn Kaufmann Bauer müsseten freigeben . . . damit die polizeilichen Erhebungen keine Unterbrechung net erleiden . . ."

Der Herr Kommissar drückte mir die Hand — ich war entlassen. Wirklich ein netter, gemütlicher Herr; echter Österreicher.

Roda Roda

Binko wirft mit Sand

Vor dem Affenkäfig stand Margot, ein sehr hübsches Fräulein, im geblümten Sommerkleid, die große Handtasche unter den Arm geklemmt. Sie neckte Binko, den kleinen Pavian, der Menschen nicht leiden konnte und in wütendem Ansturm mit beiden Händen Sand durch das Gitter warf. Nur ein paar Kinder standen noch da, als ein eleganter junger Mann auftauchte, der den Weg am Affenhaus vorbeispazierte und durch sein zart fliederfarbenes Seidenhemd auffiel.

Gerade beugte sich Margot weit über das Gitter — ihre Beine waren auch von hinten gesehen ein reizvoller Anblick — Binko, der Affe, ließ den Sand stäuben, da fuhr sie mit einem Schrei zurück und hielt sich eine Hand vor das rechte Auge. Schon stand der elegante Mann neben Margot und fragte besorgt: „Was ist geschehen, kann ich Ihnen behilflich sein?"

„Ach ja, bitte", flehte Margot, „der dumme Affe hat mir Sand ins Auge geworfen —."

Der Herr hatte bereits sein Taschentuch, fliederfarbener Batist, in der Hand, schob zart Margots Hand beiseite und wischte an ihrem tränenden Auge herum. Ein paar Sekunden war er ganz seiner Tätigkeit hingegeben; deshalb merkte er nicht, daß Margots Hand wie zufällig ganz leicht über seine Rocktaschen glitt. Die Brusttaschen waren leer, so nahm sie aus der äußeren Tasche das Zigarettenetui. Sie fühlte die Schwere, als es in ihre Handtasche rutschte, das war sicher Gold, also wenigstens etwas.

Jetzt blinzelte sie heftig: „Vielen Dank, es ist alles wieder gut, wirklichen vielen Dank, mein Herr."

Sie wollte rasch fort; aber der junge Mann schien froh zu sein, auf so nette Art eine so nette Bekanntschaft gemacht zu haben, denn er schlängelte sich gewandt an ihre Seite und fing an zu plaudern. Margot beschleunigte ihre Schritte. Man kam gerade am Restaurant vorüber.

„Wollen wir die kleine Operation nicht wenigstens mit einer Tasse Tee feiern?" fragte er bittend.

„Nein", wehrte Margot ab, „ich müßte längst zu Hause sein, Mama wird schon schimpfen. Daran ist nur Binko schuld!"

„Wer ist Binko?"

„Der Affe, der mir den Sand in die Augen geworfen hat."

„Ach so — aber einen Augenblick werden Sie mir doch wenigstens noch schenken — hier steht eine Bank ganz im Schatten."

Margot setzte sich. Es war vielleicht besser, einen Augenblick zu opfern und gleich zu entfliehen, als den beharrlichen Jüngling noch bis auf die Straße mitkommen zu lassen. Da sagte der Herr: „Wenn Sie es so eilig haben, will ich Sie nicht weiter quälen, nur eine Zigarette lang bleiben Sie, ja, bitte?"

Dazu machte er so dunkle, weich bittende Plüschaugen, daß es Margot plötzlich ganz seltsam wurde — aber dann erschrak sie, um Gottes willen — wenn er jetzt rauchen wollte, sein Etui suchte — — —

Ja — was denn — er griff in seine Rocktasche und holte — — — sein Etui heraus, klappte es auf und rauchte eine Zigarette an. Nun blickte er Margot an, die mit fassungslosem Gesicht dasaß. Er sagte: „Sie haben wirklich keine Zeit — schade; ich will nur noch rasch etwas notieren, dann begleite ich Sie zum Ausgang."

Er zog ein Notizbuch, schrieb rasch ein paar Zeilen hinein. Margot befühlte vorsichtig ihre Handtasche, aber sie konnte von außen nicht genau feststellen, ob das Etui — — —

Der Herr stand auf: „So, Gnädigste, wenn ich Sie jetzt begleiten darf?"

Am Ausgang zog er den Hut.

„Darf ich Sie wiedersehen?" Diese Frage hatte Margot erwartet.

„Ja, vielleicht hier gelegentlich im Zoo, aber erst im Herbst, ich verreise heute abend mit meiner Mama auf zwei Monate ins Ausland."

Ein leichter Handkuß, eine Verneigung — und weg war sie. Der Herr spazierte langsam durch den Zoo zu Binkos Käfig. Zwei Hände voll Sand schmiß Binko nach ihm.

„Sehr gut", sagte der Herr leise. — — —

Margot hatte sich in den ersten Autobus gestürzt, der vorbeikam, und riß ihre Handtasche auf. Geld, Puder, Schlüssel — aber wo war das Etui? Es war nicht da.

Aber hier ein Zettel, ein Blatt aus einem Notizbuch gerissen:

> Der Trick ist ganz reizend, aber nicht gut durchgearbeitet. Sie müssen jemanden haben, der Sie deckt. Mein Etui habe ich mir gleich wiedergenommen — mit Ihrer Erlaubnis. Also, wenn Sie wollen — morgen um vier Uhr bei Binko!

Am nächsten Tage stand ein Fräulein im geblümten Sommerkleid am Affenkäfig. Binko, der Pavian, warf mit Sand nach ihr und traf sie gerade ins Gesicht; zum Glück war ein dicker älterer Herr, sehr nach wohlhabender Provinz aussehend, in der Nähe, der das reizende Auge auswischen konnte. Ein eleganter junger Mann im fliederfarbenen Hemd ging zufällig einmal vorbei.

Fünf Minuten später saß auf einer Bank neben dem Ententeich des Zoo derselbe junge Mann, zählte ein erfreulich dickes Bündel Geldscheine, tat einen Stein in eine leere Brieftasche und ließ sie vorsichtig in den Teich gleiten. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. — — —

Martin Proskauer

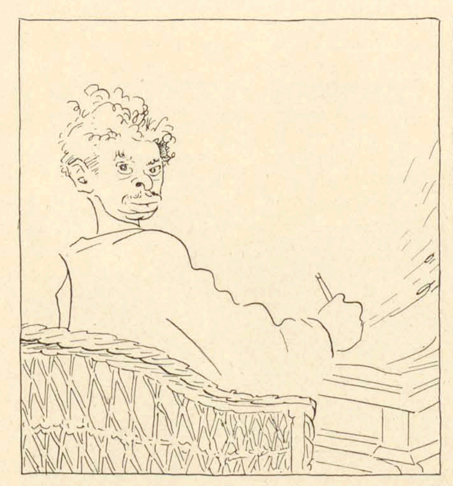
Rußland — China

(Zeichnung von O. Gulbransson)

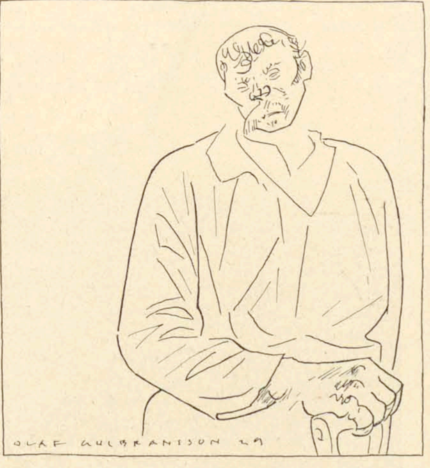


Die internationale Schwerindustrie macht Offerten in Kriegsmaterial.

Zar Kyrill trifft in Coburg Vorbereitungen zur Krönung in Moskau.



Der kriegsfreiwillige Edelkommunist Dr. Emil Sansarow dichtet den Haß-Song wider die gelbe Gefahr.



Der Russe selbst: „Nie wieder Krieg — es sei denn, man wird dazu gezwungen!“

In ein Stammbuch

Nichts wird geschenkt dir, werter Freund.
Selbst die Liebste, die an deinem Arm
Zärtlich hängt, ist meistenteils halb warm . . .
Gut, wer nie mehr ohne Weinglas weint!

Zwischen erstem Atmen, Agonie,
Liegt die kurze Spanne Kampf. Bazillen mahlen . . .
Bist du Filmgott, Philosoph, Dompteur, Kuli,
Froher Sänger, Säufer? Gleich! Wir müssen z a h l e n!!!

John Förste

August 1914 — August 1929

(Karl Arnold)



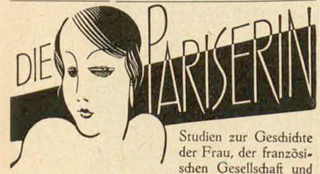
„. . . und wenn die radikalen Schnauzen aller Völker verstummen — dann ruhe in Frieden!“

Unterm Sonntagssegel / Von Hans Leip

Verbrechen ist der Sünde liebstes Kind. Oder, es ist leichter, einen Eichbaum zu verschlucken, als über Versuchungen ein richtiges Urteil zu fällen, zumal sie manchmal zum besten ausschlagen.
Herr Tillrich, Junggeselle, gegen vierzig, Mitinhaber einer am Hamburger Hafen gelegenen Firma für Schiffstauwerk und Netzgarne, hatte jenes Fräulein, welches sein Kompagnon als Tipptöse zu verpflichten ihm in seiner Abwesenheit während des Frühschoppens zuvorgekommen war, zum Segeln eingeladen. Es war die erste Fahrt in diesem Jahre, und es gibt ein altes Sprichwort, daß man diese ohne Damen machen solle. Herr Tillrich jedoch sah in Anbetracht des beständig heiteren Wetters am Freitag, welches dem des Sonntags genau vorzugleichen pflegt, nichts Arges darin. Aber während sie den angenehmen, von Wind und Ausflugsdampfern leicht bewegten Strom mit der Ebbe hinunterglitten, hatte Herr Tillrich sich langsam darauf gefaßt gemacht, daß ihr dänischer Name Bodil das Reizvollste an diesem Fräulein sein mochte. Es schien ihm, als sei das Weib an sich gerade diesen Winter über knabenhafter denn je geworden; er erinnerte sich, in manchem verflossenen Frühling andere Typen an Bord gehabt zu haben, mit runderen Hüften, pralleren Waden und mit Haaren, die im Luftzug aufgingen und wie die Krimhildens über Schulter und Brünne wehten. Doch welche Gelegenheit, einen Typ zu studieren, ist günstiger als das Segeln?
Sie gelangten ohne Unfall an ein Nebenflüßchen der Elbe, wo an den Deichen blühende Kirsch- und Apfelbäume sich über dem Glück und Butterbrot ins Gras gestreckter Paare wölbten. Sie landeten, und es gab Aalsuppe, Elbschloßbier, Rührei und Schinken und aufgebrochene Tulpenbäume. Man saß auf hartgeschnitzten Stühlen, mit Aussicht auf die kleinen, schiefen Fischerhäuser und auf einen rotgestrichenen Kirchturm aus Holz, dem die Glocke wie ein Nasentropfen vorweghing. Letzteres, eine Bemerkung von ihr, veranlaßte Herrn Tillrich, endlich etwas deutlicher zu werden. Er sei auch Atheist in verschiedenen Dingen, und was sie von der freien Liebe halte. „Die Liebe ist frei und unfrei zugleich!" antwortete sie.
Daraus zog Herr Tillrich erneut den Schluß, daß sie wahrscheinlich noch mancher Aufklärung bedürfe, wozu ein Sonntag und zumal der erste nicht zu reichen pflegte, trotz seiner Stellung als Chef und seiner Freigebigkeit betreffs des Mittagsessens.
Sie pendelten zur Tide wieder flußabwärts, zurück in den großen Strom. Am Ufer standen drei große Jungen, splitternackt, und ein Maler pinselte unweit an seiner Staffelei.
„Akte in Sonne", nickte Fräulein Bodil. Ihr Blick war sachlich. „Die moderne Kunst, es hat mit Schamlosigkeit nichts zu tun!" verbarg Herr Tillrich überzeugt laut eine kitzlige Empfindung; denn er war Mitglied des Kunstvereins.
„Es sind nur Knaben", lächelte sie. Ihr Auge strich über seine Gestalt. Herr Tillrich spürte eine ermüdende Trockenheit in den Adern. Peinlich erwartete er, sie würde einen Gegenschlag tun, etwa hinweisend auf Männer mit weichen Formen, bäuchig, denen der vergebliche Punktroller im Gesicht geschrieben steht. Aber sie öffnete den Mund nicht, sie wandte die Pupillen über ihm hin in den Himmel, wo der halbe Mond weißlich als einzige Wolke stand. Wenn ich steuerbord halte, sagte sich Herr Tillrich, laufen wir auf. Möglicherweise schleudert der Stoß sie ins Nasse, ich hole sie heraus, die dünne Fahne klebt ihr an, ich entkleide sie, bette sie in der Koje. Im Schranke steht die Flasche Ruhm, und so weiter. —
Herr Tillrich fühlte sich hilflos und verärgert werden. „Da ist Hahnhöfersand!" sagte er drohend „Wissen Sie, was da los ist? Da ist die Hamburger Verbrecherkolonie."
Sie befanden sich nunmehr in dem wegen seiner Untiefen wenig befahrenen Stromarm, der in mäßiger Breite besagte Insel vom Festland scheidet. Fräulein Bodil erschrak aufmerkend.
„Gehen Sie lieber ins Logis!" riet Herr Tillrich. „Bedenken Sie, diese Kerle, keinen Steinwurf entfernt, sie entbehren seit Monaten, seit Jahren das, was schon anständige Männer zu ungefütterten Bestien machen kann." Fräulein Bodil betrachtete neugierig das Ufer, wo auf der Deichkrone ein leeres Schilderhaus in den Spätnachmittag gähnte und fernweg ein Polizist, die Knarre auf dem Rücken, lustwandelnd gen Osten versank.
Fräulein Bodil erhob sich und erklärte sich bereit, in die Kajüte zu gehen, sie wolle etwas zu essen herausholen. Dabei nun zog sie neckischerweise drinnen den Türschlüssel ab und steckte ihn nach außen. Als sie sich nach dem Schrank bückte, wo die Keks und die Tomaten standen, ließ Herr Tillrich Steuer Steuer sein und sprang hinterher. Er umfaßte sie hinterrücks. Im gleichen Augenblick aber hörte er, wie jemand draußen im Wasser unterdrückt um Hilfe gurgelte. Er griff nach der Tür zog sie zu; mochte draußen versaufen, wer wolle. Fräulein Bodil, schon halb auf die Koje gedrängt, wehrte sich kaum. Sie lauschte, als empfinde sie seine Hände gar nicht, was ihn verwirrte.
„Es schrie jemand!" sagte sie ruhig, entwand sich und stieß die Tür auf. Das Boot schwebte quer im Flutstrom, um den Bordrand klammerte sich eine Hand. Ein junger Mensch verdrehte die Augen im Wasser. Tillrich stürzte herzu, und sie zogen ihn ins Boot. Er war gänzlich unbekleidet und wurde, als er auf der Bank lag, sofort ohnmächtig.
„Es ist einer von den albernen Modellen vorhin!" grunzte Herr Tillrich und schimpfte über das Wasser in dem frischgestrichenen Kahn. Er warf eine Wolldecke lieblos auf den Geretteten und fuhr fort: „Holen Sie den Rum, Fräulein, er steht im Kojenschrank. — Nein, bleiben Sie bei ihm, ich hole ihn selbst!" Fräulein Bodil hatte schüchtern begonnen, den bewußtlos Triefenden trockenzureiben. Dabei sagte sie plötzlich ganz rasch: „Herr Tillrich, ich weiß es wohl, es ist Sünde, was Sie mir zumuten wollen, und ich tu' es nicht, meine Vorgängerin in Ihrem Kontor hat mir alles erzählt und auch, daß im Rumschrank ein Ring liegt und dergleichen. Und darum hab' ich auch den Schlüssel umgesteckt, damit ich hinauskonnte."
Herrn Tillrichs gehißte Brauen, sein dummes, rotes, rundes Gesicht, tauchten ins Dunkel der Kajüte. Fräulein Bodil empfand eine allgemeine, unfaßliche Rührung und Trauer, die durch ihre Finger aus dem nassen, starren Körper des jungen Mannes strömte. Er hatte ein schönes Jünglingsgesicht, und ihr wurde schwindlig, indem es sie durchfuhr, daß er tot sein könne, sie begann zu weinen, alles war darnach angetan, aber im selben Wimperzuck bäumte es sich unter der Decke, der Ruck schleuderte sie auf die Gegenbank, der junge Mensch war hoch im Nu und an der Kajütentür, die er zu-

(Schluß auf Seite 230)





Entomologische Liebe

Ein Käfer, den ich kenne,
Die Goldhenne,
Spritzt einen üblen Saft.
Ich habe mir eine Betthenne –
Nein, Bettpfanne angeschafft.

Nur zur eigenen Benützung,
Nicht etwa zur Unterstützung
Dieses Käfers, der bei Tag und Nacht
Neben meinem Krankenlager steht
Und sich freut, wenn es mir naß ergeht.

Eingefangen in ein Glasgebäude
Lebt er. Ich verstehe seine Freude.
Wenn er nie in Freiheit bei mir sitzt,
So doch nur, weil er so übel spritzt.

Doch nachdem ich nun seit sieben Wochen
Ihm durchs Glas so freundlich zugesprochen,
Weiß er schon, daß ich ihn Goldfink nenne.

Wir sind Schicksalskameraden.
Demnächst will ich meine Goldhenne
Zu Bettpfannkuchen einladen.

Joachim Ringelnatz

Bereitsein — —

(Zeichnung von H. Marxen)



„Ick bin für Frieden, aba wenn schon — toi, toi, toi — denn könnt' ick mir spontan uff Marmeladefabrikation umstell'n."

Lieber Simplicissimus!

Leipzig hatte vor kurzem eine sogenannte Universitätswoche, in der die Professoren ihre Geisteskinder auch der nichtakademischen Welt vorstellten. Nach den Worten des Rektors sollte „die Höhe der deutschen Kultur" aufgezeigt werden. Auch die Besichtigung der Leipziger Sehenswürdigkeiten war ein Punkt des Programms. Mit dem Reichsgericht wurde der Anfang gemacht. Ein uniformierter Mann, Feldwebeltyp, hatte die Führung. Nachdem er die Notwendigkeit einer schönen Ausschmückung der Gerichtssäle mit dem Hinweis auf die „besonders segensreiche Tätigkeit, die in diesen Räumen geleistet wird", erklärt hatte, wurde schließlich eine Gruppe, darstellend den Sündenfall im Paradies, mit folgenden erläuternden Worten bedacht: „und hier, meine Damen und Herren, sehen Sie den Sündenfall im Paradies, zur Erinnerung an die erste Strafsache."

Vom Tage

Im Verbandsorgan süddeutscher katholischer Arbeitervereine werden moralisch belehrende Beispiele wahrhaft christlicher Betätigung erzählt. Wie soll der christ-katholische Arbeiter Tapferkeit beweisen?

Beispiel: Ein zum Kirchgang neigender Arbeiter wurde von den nichtkirchlichen Kollegen häufig gehänselt. Er ließ es mit christlicher Geduld über sich ergehen, aber eines Tages faßte ihn die Wut. Als ihm die Kollegen Spottworte zu einem Krahn hinaufriefen, schleuderte er plötzlich seinen Hammer nach dem Schädel des Spötters, der um ein Haar zerschmettert worden wäre.

„Der Arbeiter hatte gesiegt und hatte seine Ruhe", sagt anerkennend das christliche Organ. Der liebe Gott hatte offenbar eine andere Auffassung von Tapferkeit und brachte sie wirkungsvoll zum Ausdruck, indem er den Spötter beschützte.

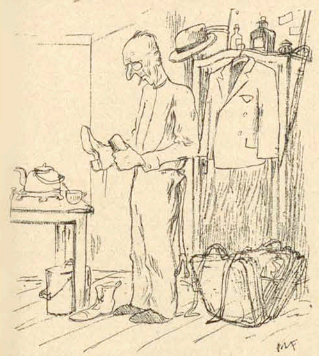






Ooch Eener!

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Det Erbe hab' ick reell uffjearbeitet — jetzt bleibt bloß noch ne Hypothek auf die Familiengruft."

Der Dutt

„Menschenskind, sehn Se ma: die Kleene da mit'n Dutt!"

„Meinen Sie das schlanke Fräulein in Grün?"

„Jewiß doch —: die mit'n Dutt!"

„Die mit dem blonden Knoten —?"

„Ick sare: mit'n Dutt. Merkt man jleich, det Sie keen Barlina sind! Dutt is Dutt. Een Knoten könn'n Se ooch in'n Schnürsenkel ham — aba een Dutt nich. Dutt is preezise und klar! Ick bin nu ma for't preezise. Is doch zum Lachen — nich?"

„Wie man's nimmt —: eigentlich sieht es doch recht anmutig aus!"

„Anmutich nenn'n Se det? Jotte ja, det Määchen is jar nich ohne. Aba wenn'ck eene mit'n Dutt seh', muß ick lachen!"

„Geschmacksfragen. Vor zehn Jahren . . ."

„Reden Se nich von vor zehn Jahren: da hatt' ick ibahaupt nischt zu lachen! Sehn Se, ick mache da sozusaren keen Hehl draus. Wozu soll ich da ooch ausjerechnet een Hehl draus machen? Vor zehn Jahren wußt' ick, wat een Seebad is, nur so aus die Bildabicha — vastehn Se? Kriechsjewinnla bin ick nich. Ick ha', wat ick so ha', oda wie man zu saren pflecht: mein Schäfchen, erst so in de Inflazion in't Trockene jebracht, vastehn Se? Imma zu'n richtjen Zeitpunkt umjestellt: von Mark in Aksjen, von Aksjen in Dollers, und denn wieda in Aksjen, und denn in Rentenmark mit zehn Prozent tächlich —: imma uff'n Sprung! Mir hat der „schwarze Freitach" nich awischt, vastehn Se? Manchma ha'ck da ooch nischt zu lachen jehabt — aba wenn'ck heite eene mit'n Dutt seh', denn muß ick lachen!"

„Ich stehe der neuen Zeit und insbesondere der modernen Jugend durchaus nicht ablehnend gegenüber, aber ich muß sagen, daß wenn ich ein hübsches junges Mädchen mit einem Haarknoten sehe . . ."

„Tun Se mir'n Jefallen, Vaehrtesta, und saren Se: Dutt! Schon von wejen die Zeitasparnis und det wa uns bessa vaständjen! Sehn Se woll: nu hat se schonst eena anjequatscht — trotz'n Dutt!"

„Sie sehen also, daß selbst unter den jungen Leuten . . ."

„Wat jloom Se woll, warum so'n Schnösel uff eene mit'n Dutt scharf is? Die is dämlich, denkta, da kost't det nischt und macht ooch Vajniejen! Denkta. Bis se'n denn mit die werten Eltan bekannt macht — und er sitzt drin in de Mausefalle!"

„Warum sollte der junge Mann keine ernsten Absichten haben? In Seebädern . . ."

„Ernste Absichten is jut! Ernste Absichten is sojar jrooßahtich! Jloom Se, der hat „ernste Absichten"? Jewiß hata! Nur nich so'ne, wie Sie mein'n! Det sind schon die janz Ausjekochten, die uff eene mit'n Dutt scharf sind! Die ham's eklich hinta de Oan! Kann ick Sie flüstan! Die wissen, wat de Jlocke jeschlaren hat! „Ernste Absichten" is Klasse!"

„Sie sehen eben alles mit Ihren Augen — sozusagen von Berlin aus —"

„Det sollten Se sich ma ooch anjewehn'n, vaehrta Freind, det wär det Dimmste nich! Wenn ick eene mit'n Dutt seh, sare ick mir: Finga von! Sowat kriechste schwer los!"

„Aber entschuldigen Sie: es ist doch wohl zu begrüßen, daß es noch junge Mädchen gibt, die nicht sofort für jeden zu haben sind?"

„Wer saacht denn wat von wejen nich zu haben? Kriejen kann man se leicht, aba loskriejen kann man se schwer, sare ick.

Sehn Se: nu trächta schon ihrn Bademantel! Kenn ick. Ob Dutt oda nich Dutt: kriejen kann man se alle leicht. Und det is ja jrade det Anjenehme an die neue Zeit, det det Loskriejen so leicht is! Ick bin for die neie Zeit! Jibt ja ooch Leite, die von'n Tonfilm nischt wolln wissen und saren: det hält sich nich! Jenau wie bei de Eisenbahn und die Fluchzeije und die kurzen Röcke! Ham Se ma een richtjen Tonfilm jesehn?"

„Es hieß doch in den Zeitungen, daß der Tonfilm in Amerika schon . . ."

„Meechlich. Da sind Se schon ibafittat! Aba jloom Se valleicht, det der Dutt wiedakommt?? Kommt jar nich in Frare! Wat meene Olle is, die hat sich doch ooch noch det bißken Jehänge abschnei'n lassen! Obwohl det zu'n Dutt schon lang nich meha jelangt hat. Jloom Se, die holt sich ihan Willem noch ma aus de Kommode?"

„Ich meinte ja auch nur . . ."

„Menschenskind, fang' Se nur keen Streit an! Ick muß mir aholn! Re'n wa lieba von wat andert! Sehn Se: da isse wieda — die Kleene mit'n Dutt! Und Oogen macht se ihn hin —: doll, wat? Wenn der nu kluch is, vadrickta sich. Die könnte aus Potsdam sind, vastehn Se? In Potsdam hamse noch alle 'n Dutt. Und da is nich jut Kirschen essen mit — vastehn Se? Aba von wejen kriejen is da jar keen Untaschied, ob nu mit'n Dutt oda ohne Dutt! Könn'n Se mir unbesehn jloom! Det is nu ma so in die neie Zeit! Und ick bin for die neie Zeit! Da hilft jarnischt. Und nu wer'ck ma 'n bißken Kniebeije machen —: Sport muß ooch sind. Wo ick doch so'n bißken zur Mauke neije — vastehn Se? Aba wat ick Ihn'n da jesaacht ha' von wejen Dutt, da laß ick mir partuh nich dreinre'n — vastehn Se? Jehn Se ma hinta die zwo her —: denn wern Se schon sehn, det ick Recht jehabt ha'! Vastehn Se?"

Kaki

Zwei Schriftsteller gehen ein Stückchen Weges miteinander / Von Max Hayek

Die beiden Schriftsteller trafen sich in der Metropolitankirche von St. Stephan. Ein italienischer Maestro spielte dort in der Abendstunde ein geistliches Konzert. Zugunsten des Kirchbaufonds. Schriftsteller können sich in der Stille und Weihe einer katholischen Kirche, die der Gebetshauch vieler Jahrhunderte durchweht, zu wundersamer Ruhe sammeln. Überhaupt wenn sie Juden sind. (Unter den Juden gibt es erwiesenermaßen inbrünstige Katholiken.)

Noch vor Ende des Konzerts ging der eine Schriftsteller leisen Schrittes aus der Kirche. Auf der Straße dann, vor einem Schaufenster stehend, mußte er sehen, daß der andere Schriftsteller des gleichen Weges kam. Auch er hatte die Kirche vorzeitig verlassen. Man mußte nun ein paar Worte miteinander sprechen. Keine kleine Aufgabe. Denn die Distanzen, die zwischen den Welten von Schriftstellern liegen, und zumal dann, wenn nur der eine sich „prominent" glaubt, sind nur mit astronomischen Ziffern einigermaßen anzudeuten.

Herr Dr. Gimpell, Kunstschriftsteller, zartes, lyrisches Gemüt, sanfte, flamingohafte Erscheinung, die nur flüsterte, lebte auf einem anderen Stern als der robuste Markmann, der sich als freier Schriftsteller durchbrachte und anstatt „Literatur" meist „Literatür" sagte. Mit Absicht. Er konnte die „Literatür" nicht leiden. Er hatte sich den Sturm freier Geister und großer Menschen um die Ohren blasen lassen und litt an einer ehrlichen Verachtung alles dessen, was Tinte anstatt Blut in den Adern hatte. Herr Dr. Gimpell hatte Tinte anstatt Blut in den Adern, Tinte mit einem Zusatz von Kindermilch. Aber auch er war einer Mutter Sohn. Das mußte Markmann zugeben. Und jetzt mußte mit Dr. Gimpell gesprochen werden. Es mußte!

„Darf ich Sie ein Stückchen Weges begleiten, Herr Doktor?" fragte Markmann sein scheues Gegenüber, dem die Worte im Halse stecken blieben.

Dr. Gimpell lispelte: „Bitte!" und dabei lächelte er sein bezahlbares Lächeln.

Und so gingen die beiden Juden, die aus dem Orgelkonzert aus der Metropolitankirche von St. Stephan kamen, ein Stückchen Weges miteinander. Durch die Kärntner Straße zum Neuen Markt.

Denn die Geschichte spielt in Wien.

Zur Zeit des Kongresses der P.-E.-N.-Clubs.

„Es ist sehr leicht möglich", begann Markmann, „daß Herr Salten die Schriftsteller Honolulus mit den Schriftstellern Österreichs versöhnt und eine Entente cordiale zwischen ihnen etabliert. Aber glauben Sie, Herr Doktor, daß er es soweit bringen kann, daß sich auch die Wiener Schriftsteller untereinander nicht mehr verachten? Gestehen Sie: die einzige Verachtung, die dauerhaft ist, ist die des einen Schriftstellers für den anderen! Und der einzige Haß, der gediegen ist, ist der des einen Schriftstellers gegen den anderen! Bedenken Sie doch, wie zärtlich wir alle den phänomenalen Karl Kraus, das lebende Weltwunder, haßlieben! Er hat übrigens jetzt schon erstaunlich lange Zeit keinen guten Witz über Sie gemacht!"

Herr Dr. Gimpell geruhte zu nicken und zu lächeln. Er hatte schon vor so vielen Großen der Kunst gelächelt und sich in ersterbender Demut verneigt, daß er meisterhaft lächeln konnte. Jedenfalls wollte er aber diesmal mit seinem kostbaren Lächeln die wortlose Verachtung bemänteln, die er für Markmann empfand.

Dieser sprach weiter.

„Sie wissen übrigens, Herr Doktor, wie Beer-Hofmann kürzlich definierte, was Schund ist. Also: Schund ist, was die anderen schreiben! Wir sind alle dieser festen Meinung, wir Schriftsteller. Ich zum Beispiel. Sie zum Beispiel. Und dabei sind wir kollegiale Mitglieder der „Concordia". Und vor ein paar Tagen zitierten Sie erst den schönen Vers aus der neuen Textierung des Simone Boccanegra durch Herrn Werfel, des Dichters, der das Wort Liebe so oft gebraucht. Was mich anbetrifft, ich mißtraue Leuten, die das Wort Liebe oft gebrauchen. Es macht sie verdächtig, daß sie zu wenig davon haben. Ja, der Schreibtisch und das Leben, das sind zwei ganz verschiedene Angelegenheiten!

Liebe ist der Sinn der Welten,
Nur der Mensch ist kalt . . .

Es soll Dichter geben, die solche Verse schreiben und in deren Nähe die Thermometer fallen. Und sehen Sie, Herr Dr. Gimpell, das ist es, was mir so fürchterlich zusetzt: die ungeheure Lüge der Schriftsteller, die heilige Worte sprechen, ohne im Leben das Mindeste davon zu beweisen.

Ich bin Papier, du bist Papier.
Papier ist zwischen dir und mir.
Papier der Himmel über dir,
Die Erde unter dir Papier.
Willst du zu mir und ich zu dir:
Hoch ist die Mauer von Papier!
Doch endlich bist du dann bei mir,
Drückst dein Papier an mein Papier:
So ruhen Herz an Herzen wir!
Denn auch die Liebe ist Papier. —
Und unser Haß ist auch Papier.
Und zwei mal zwei ist nicht mehr vier:
Ich schwöre dir, es ist Papier.

Das ist die Feststellung Gerhart Hauptmanns. Was taugt unser Geschreibsel? Da ist noch ein herrliches Wort von Emerson: „Was du bist, spricht so laut, daß ich nicht hören kann, was du sagst." Lüge, Unwesen — als Gegensatz von Wesen — Ruhm, Rühmchen, Papier, Artistik — das rieche ich zu sehr, wenn ich unter Schriftstellern bin — doch meine Sehnsucht ist der Mensch!"

Herr Dr. Gimpell hatte die letzten Worte kaum mehr gehört. Er hatte nur immer zur Haltestelle der elektrischen Straßenbahn hingespäht, um endlich aus der entsetzlichen Nähe seines Kollegen zu kommen. Nun flüsterte er ein paar unverständliche Abschiedsworte, stieg mit seinen langen Flamingobeinen aufs Trittbrett, ließ sich im Wagen nieder und atmete auf. Nicht einmal in die Stephanskirche kann man gehen, ohne einen Juden zu treffen!" lispelte er sich zu.

Markmann lachte bitter.

Unvereinbare Welten. Astronomische Distanzen.

Nach und nach wurde er ruhiger.

Was hatte Dr. Gimpell zitiert:

Liebe ist der Sinn der Welten,
Nur der Mensch ist kalt . . .

Lieber Simplicissimus!

In einer mitteldeutschen, vormaligen Residenzstadt erklärt der Schloßwart den andächtig lauschenden Schloßbesuchern die Räume:

„Dieses sind die Zimmer der hochseligen Palastdame Gräfin W., die auch Kaiser Wilhelm der Zweite immer benutzte, so oft er nach N. kam."

Moloch Amerika — Pan Europa (Zeichnung von Wilhelm Schulz)



In höchster Not wird Mutter Europa ihre Kinder bei sich haben.

(Schluß von Seite 225)
knallte und, nicht ohne Genugtuung den Schlüssel entdeckend, verschloß. Zugleich keuchte er sie an: „Wenn Sie schreien, sind Sie des Todes!" Damit duckte er sich, ergriff ihren weißen Florentiner und stülpte ihn auf seinen kahl geschorenen Schädel, nahm Schot und Steuer und brachte das Boot, das aufzulaufen drohte, wieder in Fahrt. Die Kajütentür erdröhnte von Herrn Tillrichs Fäusten. Der junge Mensch befahl dem Fräulein höhnisch, indem er den Schlüssel über Bord warf, dem Mann im Innern zu sagen, daß er sich nicht mucksen solle, andernfalls er die Sonne mitten durch seinen Bauch scheinend erleben würde. Inständig flehte Fräulein Bodil durch die Tür, und es wurde dort stiller. Sie starrte nun benommen auf den jungen Menschen, der in ihrem Hut, seine Blöße lässig mit der Wolldecke wie Odysseus mit dem Zweig verbergend, komisch genug aussah. „Verlassen Sie das Boot!" brachte sie mit Mühe hervor.

„Gleich!" grinste der Eindringling. „Aber erst will ich mich einkleiden. Rasch! Ziehen Sie sich aus! Genieren Sie sich nicht, ich seh' es nicht das erstemal!"

Er folgte ihrem verzweifelten Blick ... „Richtig, daher komme ich, aber keine Sorge, der Wauwau ist gerade um die Ecke. Endlich bin ich gestiftet, da hilft nun nichts! Glauben Sie, ich bin kein Mensch? Mein Chef hat mich entlassen, weil ich eine bescheidene Gehaltserhöhung beantragte. Dafür räucherte ich ihm den Speicher aus. Verstehen Sie? Das war mein Recht! Und einsperren laß ich mich nicht. Und nun reiße ich aus. Und Sie werden mir helfen! Und das ist edel! Verstehen Sie! Und im Wasser, das war nur Komödie! Ich kann doch nicht in Sträflingskluft auf Urlaub!"

Der junge Mensch rollte einerseits fürchterlich die Augen, andrerseits tat er Fräulein Bodil leid. „Mein schönes, neues Kleid!" wimmerte sie. Aber der Hahnhöfener meinte: „Der Dicke wird dir schon ein neues besorgen, überhaupt, wie kommst du an solchen alten Dalli! Mädchen wie du können Fürsten und Bankiers haben. Aber das sag' ich dir, wenn er dir dumm kommt oder sich wegen der Alimente drücken will, dann geb' ich ihm Blauwasser zu kotzen, das sag' ihm von mir!"

Fräulein Bodil begann erneut zu weinen, sie müsse ihr Geld ehrlich verdienen und sauer genug, und sie habe sich nur eine Erholung in frischer Luft gönnen wollen, was ihn weich zu stimmen schien, da er auf ihre Unterwäsche verzichtete. Er fluchte kurz über ihre zu kleinen Schuhe, und nahm sie samt der Geldtasche und den Strümpfen in die Hand. „Gott sei Dank", sagte er dann noch, „daß wenigstens Busen unmodern und ein Pullover geschlechtslos ist!" Damit hielt er auf eine Buhne zu, wie er überhaupt während des Ankleidens, Beine und Zähne zu Hilfe nehmend, Segel und Steuer nicht außer acht gelassen hatte, und indem er ihr zurief, es sei schade, daß die Zeit und seine Veranlagung ihm nicht erlaube, mit ihr zu tun, was üblich sei, entwich er mit kühnem Satze auf die Brechersteine und eilte davon, die Hüften mit spöttischen Rückwendungen wie ein Mädchen schwingend.

Herr Tillrich, der nun die Tür mit voller Gewalt zu bearbeiten nicht nachließ, was schließlich Erfolg hatte, fand Fräulein Bodil schluchzend unter dem flatternden Segel in der Ecke der Bootsbank zusammengekauert, seinen Blicken in ihrem zarten Unterzeuge preisgegeben. Der Hahnhöfener hatte auch die Decke, wohl zu Übernachtungszwecken, mitgenommen. Herr Tillrich roch stark nach Rum, er schwankte und war ziemlich ratlos, seine Fragen über das Vorgefallene wurden mit tränenreichen Brocken beantwortet, er brachte das Boot wieder in Kurs und empfahl Fräulein Bodil, mehr kleinlaut als wütend, sich am besten erst mal in die Koje zu legen, es sei immerhin noch kein Hochsommer. Ein Pfropfen löste sich in ihm. „Hat er Sie angerührt, der Hundsfott?" brüllte er heiser, indem er zwischendurch die vom Westwind schiefen Uferweiden nach dem Flüchtling mit dem Glase absuchte.

Fräulein Bodil, durch die im Schloß zerbrochene Tür sichtbar, in die Koje kletternd, schüttelte verschämt und zitternd den knabensträhnigen Kopf. Herr Tillrich sah es ihr an, wie sie in gräßlicher Angst wartete, daß er sich auf sie stürzen werde.

Die Kajütentür hatte sich indessen durch die Bewegung des Bootes fast ganz zugelehnt. Es zog ihn mächtig dort hinein, obgleich er sich, in einer tieferen Bewußtseinsschicht, der Erinnerung seiner wenig heldenhaften Rolle und der schnöden Bemerkungen, die laut genug seiner Person gegolten hatten, nicht völlig entziehen konnte. Andererseits hingegen bedünkte ihm der Vorfall als so etwas wie eine übersinnliche Abwandlung seines frivolen Wunsches, den er bezüglich Fräulein Bodils gehegt, indem nur statt ihrer jemand anderes aus dem Wasser gezogen worden war, ohne an dem ersehnten Ergebnis äußerlich allzuviel zu ändern. Er konnte leider im Augenblick nicht daran denken, das Steuer zu verlassen, da der Nebenarm wieder in den Hauptstrom mündete und eine Barre dort gewisse seglerische Umsicht verlangte. Im Hauptfahrwasser selber wurde es auch nicht möglicher, da Schwärme von Seglern, Faltbooten, Kanus und Barkassen, die Flut nutzend, heimwärts strebten. Ein argentinischer Frachtdampfer legte sich aufkommend haushoch dazwischen, seine Positionslaternen entzündeten sich gerade, wie ein hoffnungsgrüner Stern erschien Herrn Tillrich das Steuerbordlicht, und fern begannen die Lampen Altonas zu flimmern. Der Dampferschwell bog das kleine Segelboot um einen Achtelkreis empor. Die Kajütentür schlug wieder auf. Das Mädchen lag in der Koje und schlief.

Herrn Tillrich überkam Rührung. Ach was, Polizei! Sie hat mir das Leben gerettet, es ist nicht unmöglich, sagte er sich. Und nun geht der Luderkerl als sie mit ihrem Meldeschein seinen Verbrechen nach. Die Eltern, mein Kompagnon, alles ist sehr umständlich, und eine kleine Namensänderung, wie es in der Macht eines Mannes steht, wäre hier nichts als edelste Pflicht. Zudem hatte ihr Batist eine hübsche, jedoch nicht halbweltliche Qualität.

Er griff in die Tasche und zog den glatten Goldreif hervor, den er, betroffen von Fräulein Bodils Rede, zugleich mit dem Rum aus dem Kojenschranke genommen hatte. (Zeit dazu war ja reichlich gewesen.) Er bewahrte ihn dort sozusagen als letzten Rettungsring seit Jahren auf. Die Einsamkeit und Mühe seines Junggesellendaseins kam ihm zentnerschwer zum Bewußtsein und zerstäubte ein unscharfes Bedenken, das, halb anknüpfend an den Hahnhöfener, mit den Begriffen frei und unfrei spielen wollte. Scheu sah er sich um. Für die nächste Minute war kein Zusammenstoß zu fürchten. Er drehte das Boot in den Wind. Der Großbaum schlug ihm in den Nacken, er achtete nicht darauf. Auf Zehenspitzen kletterte er in die Kajüte. Es war schon dämmerig.

„Ich wollte nur sagen", stotterte er, „daß wenn mehr Brise geweht hätte, alles viel schlimmer hätte auslaufen können!"

Als er keine Antwort bekam, trat er dicht an die Koje. Ein alter Tiger, so war ihm, begann matt in ihm zu schnuppern; er hielt ihn strenge nieder. „Bodil, ich frage dich —", sagte er halblaut und feierlich, leicht aufstoßend. Da sie aber fest schlief und sogar ein wenig schnarchte, steckte er den Ring an ihre Hand, die auf der Decke lag und von der er nicht gleich unterscheiden konnte, ob es die linke oder rechte sei, und es ging, ohne daß sie erwachte, weil der Ring reichlich weit und eben „für alle Fälle" bemessen war.

Im Yachthafen weckte er sie. Sie warf, ihres Lagers, ihrer dürftigen Hüllen bewußt werdend, die Arme um seinen Hals, sie habe es sich überlegt, er solle tun mit ihr, was er wolle, an ihrer Zukunft als einer der Verlorenen sei nun doch nichts mehr zu ändern. Als er sie beruhigte und sie erfuhr, daß sie verlobt sei, willigte sie auch darin schließlich ein.

Lieber Simplicissimus!

Als Alfons Paquet von seiner Delphischen Wanderung nach dem Abendland zurückstrebte, hielt der Expreß Athen—Belgrad—Mailand—Paris auch in Skoplje, das früher Üsküb hieß. Da der Zug anscheinend länger verweilen wollte, näherte sich Paquet mit anderen Reisenden — wenn auch mit skeptischer Miene — dem Bahnhofsbüfett. Und siehe da — es gab die appetitlichsten Dinge, sogar Kaviarbrötchen. Und nicht einmal sparsam bestrichen — herrlich! Dem Dichter lief in Erinnerung an echt russische Kaviarbrötchen das Wasser im Mund zusammen. Er streckte die Hand aus — denn er wußte nicht, wie Kaviar auf serbisch heißt — und deutete hastig mit dem Finger auf die Brötchen. Da erhob sich der Kaviar und flog davon. Es waren Fliegen gewesen. h. w.

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • Bezugspreise: Die Einzelnummer RM —.60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; in Österreich die Nummer S 1.—; das Vierteljahr S 12.—; in der Schweiz die Nummer Fr —.80. Übriges Ausland einschließlich Porto vierteljährlich 2 Dollar • Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile RM 1.25 • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse • Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. Kommandit-Gesellschaft, München • Postscheck München 5802 • Redaktion und Verlag: München 13, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart

Urlauber

Man hat sich lang genug geschunden
und endlich an die Luft gefunden.
Da pflegt denn jeder zu beteuern,
er wünsche jetzt, sich zu erneuern.

Des lieben Gottes Magazine
spendieren Licht und Vitamine.
Mit Sauerstoff fegt man die Brüste,
mit Sauermilch den Schlauch der Lüste.

In Quellen, Bächen, Flüssen, Seen
wäscht sich vom Kopf bis zu den Zehen
voll Inbrunst eine ganze Meute
die leider angewachs'nen Häute . . .

Das ist's! Man möge doch bedenken:
Wer ist denn um- und einzurenken?!
Ja, Patina — die kriegt man schließlich . . .
Das Interieur bleibt unersprießlich.

Ratatöskr

München

Seit Jahren hatte ich die gastrosophischen Plaudereien unseres einheimischen Autors Mulbeek mit Bewunderung verfolgt. Was so ein Mann auf diesem diffizilen Gebiete an Erfahrungen und Wissen umfaßt und begreift — unglaublich!
Eines Tages sollte ich ihn durch Zufall kennenlernen. Ich kaufte mir in einem Fleischerladen ein Viertel Schinken; neben mir kaufte ein Herr ein Fünftel Leberkäs, schön warm. Und da hörte ich, zusammenfahrend, wie die Verkäuferin ihn „Herr Mulbeek" anredete.
Als er draußen war, fragte ich hastig: „Ist das etwa der Herr, der wo —"
„—in die Zeitungen schreibt? Der ist es!" sagte die Verkäuferin stolz.
„Aber Leberkäs — — —!" stammelte ich.
„Der kaaft nia nix anders als wi an Leberkäs — höchstens amal a halbs Pfünderl Schweinerns", stellte die Verkäuferin fest.
Und nun wußte ich, wie ein Gastrosoph privatim lebt.

•

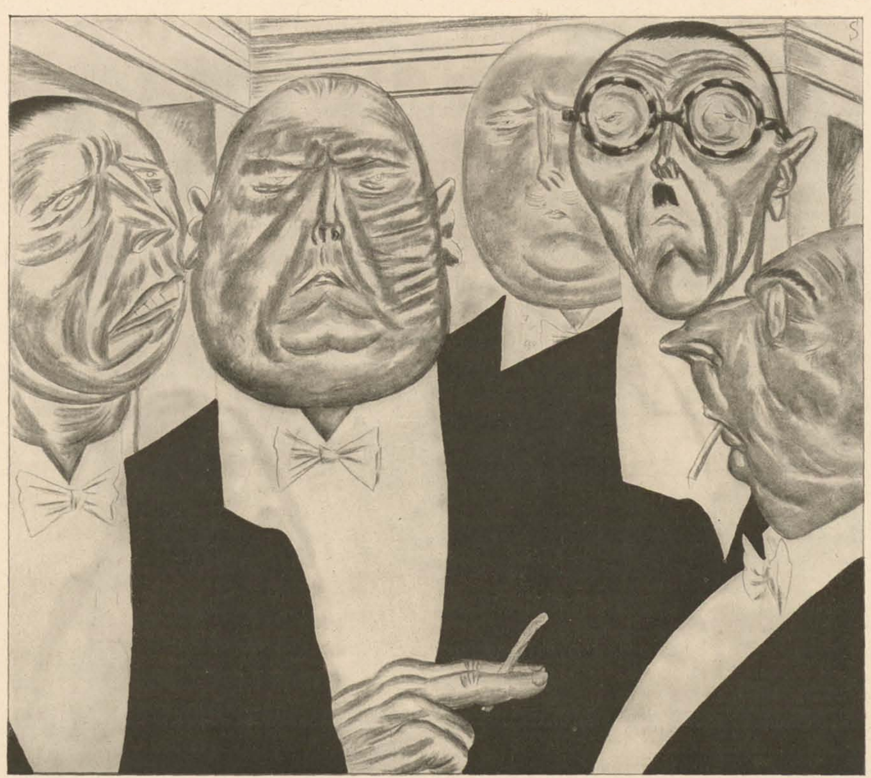
„Ja, Grüaß Good, Herr Moosangler, jetzt hab' i Eahna aber scho lang nimmer gsehg'n!"
„Ja, recht lang is scho her, Frau Leiminger."
„Ja, gar lang is scho her."
„No ja, gar lang is eigentli no net her."
„No, aber recht lang is do' scho her."
„Ja, recht lang is scho her."
„Also grüaß Eahna Good, Herr Moosangler, auf Wiedersehn!"
„Auf Wiedersehn, Frau Leiminger."

•

Eine junge Mutter geht mit ihrem dreijährigen Kinde durch die Neuhauser Straße. In einem unbewachten Augenblick reißt das Kleine sich von der Hand der Mutter und rennt vom Gehsteig hinunter auf die Fahrbahn. Die Mutter hinterher. Zu spät! Schon ist es geschehen. Ein rasender Radfahrer stößt, noch geschickt ausweichend, das Kind um, der nächste aber, ein Irrsinniger, fährt über das am Boden liegende Würmchen hinweg. Sekunden größten Entsetzens für die bestürzte Mutter und die stehengebliebenen Passanten. Die Radler sausen unbekümmert weiter. Mutter und Zuschauer stürzen hin. Gott sei Dank! Das Kind ist unverletzt.— Mit großen Augen und schmutzigen Händchen klammert es sich bei der Mutter fest am Rock und fragt: „Mama, bin ich jetzt tot?"

Die Unentwegten

(Zeichnung von E. Schilling)



„Wenn man dem Jemüt Hindenburgs det Temperament Ludendorffs aufpfropfen könnte — denn hätten wa den brauchbaren Diktator."

Städtisches Freibad

(Zeichnung von E. Thöny)



„An jed'n Tag geht die Riedinger-Zenzl zum Baden — so dreckat is do neamts!" — „Freili, so a Schlamp'n will bloß ihr Sach' herzoag'n!"

Amerika greift ein!

Geht es nun los im fernen Osten?
Der Völkerbund verharrt in Ruh
und seine Schreibmaschinen rosten
der offiziellen Tagung zu — — —

Die Zeitung hat in fetten Zeilen
schon einen „Kriegsbericht" gekonnt —:
wenn die Ereignisse nicht eilen,
so muß die Presse to the front!

So'n Krieg wär' ein gefundnes Fressen,
jetzt, wo die saure Gurke reift,
wo man in leiblichen Intressen
nach Eis statt nach Gazetten greift!

Darf sich nun der Konsum nicht heben,
weil es Amerika nicht will —?
Die Kriegsberichterstatter beben,
und alle Federn stehen still —

Ist's ein Geschäft noch größren Stiles,
das sich bei der Vermittlung tut —?
Ist — fragt man zweifelnden Gefühles —
die Tinte dicker hier als Blut?

Verborgne Wege geht Gott Dollar —
sein Kurs regiert die ganze Welt,
und sie wird scheinbar friedevoller
solang sich diese Währung hält — — —

Karl Kinndt

ZUM WELT-REKLAME-KONGRESS

Stuttgart, 12. August 1929 | Preis 60 Pfennig | 34. Jahrgang Nr. 20

SIMPLICISSIMUS

S. MAJESTÄT DER KUNDE



Dienst am Verkäufer

„Was soll's sein, bitte? . . . Womit könn' wa dien'?"
„Ich möchte Kultur."
„Kultur? . . . Maake führ'n wa nich . . . Sie mein' wohl: Halblackleder?"
„Nein. Kultur."
„Hausschuhe? . . . Oder Chevreauschnürer? . . . Erstklassiger Besatz . . ."
„Nein. Ich will Kultur haben."
„Kultur . . . — wenn sich der Herr vielleicht etwas aussuchen . . ."
„Brauche nicht aussuchen. Steht ja angeschrieben."
„. . . Reisestrapazschuhe? . . . Krankenstiefel? . . . Oder Eskarpins? . . ."
„Ich möchte Kultur."
„Kul . . . Damenhalbschuhe . . . Boxcalf, prima Qualität? . . ."
„Ich will nur Kultur."
„. . . Herrenschuhe oder Damenschuhe?"
„Kinderschuhe."
„Ah, Kinderschuhe bekommt der Herr! . . . Natürlich . . . reicher Vorrat. Welche Größe? . . . Ich mein' die Nummer?"
„Egal."
„Ich meine . . .: wie alt ist der Kleine?"
„Der Kleine bin ich selber."
„Ach so . . . aber der Herr hat einen ausgesprochen männlichen Fuß . . . nicht unter dreiundvierzig . . ."
„Ich brauche sie nicht zum Tragen."
„Oh, Verzeihung, dann — — — gelbe Schuhe, schwarze? Ganzschuhe, Halbschuhe?"
„Egal."
„Ein Paar Kinder . . ."
„Nein, ein Stück genügt . . . Ein halbes Paar."
„. . . wenn ich fragen darf: wozu benötigt der Herr den Kinderschuh?"
„Zur Kultur . . . In anderer Verpackung geben Sie sie ja nicht ab . . . Oder kann ich sie ohne Schuh haben?"
„Pardong — wen?"
„Die Kultur. Verstehen Sie mich nicht? Ich will Kultur haben. Draußen auf dem Ladenfenster steht angeschrieben: ‚Kultur im Kinderschuh.' — — — Geben Sie mir Kultur!"
„Verzeihung, wir sind ein Schuhgeschäft, wir führen nur Schuhe!"
„So. Na, dann ist alles in Ordnung. Adieu."

Anton

Die Probe aufs Exempel

Der Ölmagnat Washington Tott wurde wider alles menschliche Erwarten eines Tages doch schlecht beliefert: er bekam einen, gelinde gesagt, nicht vollwertigen Sohn.
Alles wurde aufgeboten, die berühmtesten Pädagogen wurden herangeholt, Magnetiseure und Wunderdoktoren keuchten um die Wette, ein Vermögen zu erwerben — umsonst. Das Beste, was sie allenfalls erzielten, waren Ansätze zu primitiver Malerei; höhere menschliche Fähigkeiten — von Eignung zum Geschäft gar nicht zu reden — konnten aus dem Jungen nicht einmal herausgebetet werden.
Ein tragischer Fall, der in Wallstreet eine Zeitlang viel besprochen, aber bald vergessen wurde.
Der alte Tott machte von sich reden; was ging die Welt der junge Tott an, der seit Jahren in Texas auf einer Besitzung seines Vaters lebte und körperlich nicht schlecht gedieh.
Der alte Tott war ein Meister der Reklame. Gelegentlich pflegte er zu sagen: „Man muß einem Löwen suggerieren können, daß er keine Zähne hat, und er kauft Haferflocken."
Eines Tages sagte die gefühlvolle Mama Tott zum Alten: „Daddy, unser Sohn Josua wird nächstens dreiundzwanzig. Könntest du nicht etwas für ihn tun — natürlich so, daß es deinem Ansehen nicht schadet?!"
Tott notierte sich's auf den Abreißkalender.
„Ich komme darauf zurück", sagte er.
Am nächsten Tag — zwischen zwei wichtigen Aufsichtsratssitzungen — kam ihm die Idee: „Ich lasse ihn berühmt machen — probeweise in Europa. Wenn es einschlägt, kann man's auch auf Amerika übergreifen lassen. Es wird einschlagen."
Er drückte auf die entsprechenden Knöpfe. Die entsprechenden Advertising-Chefs flogen herbei.
Berechnungen. Kostenanschläge. Anweisungen.
Der Tag des Starts wurde festgelegt — genau vierzehn Tage vor dem Geburtstag des Jungen.
Alles klappte.
Zur vereinbarten Zeit war Josua Tott in ganz Europa das Tagesgespräch.
Ein großer Name mehr.
Europa nannte ihn, und da Europa ihn nannte, wollte Europa ihn auch sehen. Alle illustrierten Blätter mußten sein Bild bringen.
„Schön ist er nicht", sagte Europa — „aber er sieht bedeutend aus."
„Er hat etwas Diktatorisches —!"
„Eigentlich etwas mehr nach innen Gekehrtes!"
„Die Stirn —!"
„Die Augen —!"
„Auf jeden Fall ist etwas Besonderes um ihn — — —!"
Es gab da und dort Leute, die fragten: „Filmstar? Prophet? Industriekapitän?"
Die meisten sagten bloß: „Aha, Tott — Josua Tott!"
Ein Großpapa, dem seine entzückende Enkelin Totts Bild in der Illustrierten zeigte, fragte naiv: „Was ist er eigentlich?"
„Berühmt!" sagte die Kleine und nahm dem alten Herrn erzürnt das Bild wieder weg.

Trim

Weltreklame

Ob es an den Himmel geschrieben
oder aufs Trottoir gemalt wird,
ob es per Front, per Seite oder überhaupt nicht bezahlt wird —
es muß geschehn, man wird von ihm getrieben,
es treibt die Welt und ihr Geschehn . . .
Wenn hinten viel steht, kann auch vorn viel stehn.

Jede Größe macht es größer;
ob auch der Floh kein Elefant wird —
wenn er mit großen Lettern so genannt wird,
wird selbst Herr Weißenberg zum Erlöser.
Man braucht die Zeitung ja nur zu drehn:
Wenn vorn viel steht, kann auch hinten viel stehn.

Kein Ding ist so gering geartet
und hätte die Kraft nicht, ein Faktor zu werden,
zu blühn, zu gedeihn und kompakter zu werden,
wenn etwa Trebitsch-Lincoln es startet.
Ereignisse wolln Inserate besehn.
Wenn hinten viel steht, kann auch vorn viel stehn.

Hast du die Wahrheit selbst gepachtet
und machst dich zum Gott, der über dem Trug ist,
du brauchst doch, weil Wahrheit allein nicht genug ist,
Fanfarengelärm, das dein Kämpfen beachtet
und die Gewißheit, daß viele es sehn:
Wenn hinten nichts steht, kann doch vorn manches stehn.

Wie du die Sache auch beschnüffelst
und ob dir die Welt auch noch so gemein ist,
weil sie ein Advertising-Verein ist,
ob du Reklamewissenschaft büffelst —:
sie wird, sich inserierend, sich drehn
und hinten und vorn wird alles stehn.

Peter Scher

Der Auftrag

Ignaz Pohl von Gebrüder Pohl & Co., Strickwaren en gros, empfängt seinen Platzvertreter, der ihm einen Auftrag auf 1500 Dutzend Jumpers von der Firma Gutzer überbringt. Überrascht von der Größe, erzählt der Vertreter, daß er, nachdem er einen Auftrag auf 100 Dutzend empfangen habe, hörte, daß der Einkäufer Hakenkreuzler sei, worauf sich folgendes Gespräch entwickelt habe.
„Alle Juden sollte man aufhängen!"
„Notieren Sie 300 Dutzend!"
„Und die Roten auch!!"
„Liefern Sie 600!"
„Wir könnten mit China zusammengehen und Frankreich und Rußland die Hosen vollhauen!"
„Buchen Sie 1000 Dutzend!"
Was brauchen wir eine Republik? Unser Kaiser müßte zurückkommen!"
„Können Sie 1500 Dutzend liefern?"
Die Auskunft, die Pohl über die Firma Gutzer erhielt, befriedigte nicht. Er berief den Vertreter und trug ihm auf, mit dem Einkäufer von Gutzer zu sprechen und zu trachten, daß der Auftrag, ohne die Käuferfirma vor den Kopf zu stoßen, um die Hälfte reduziert werde. Der Vertreter ging hin und sprach mit dem Einkäufer.
„Die 1500 Dutzend werden prompt geliefert; haben Sie Ludwigs interessantes Buch gelesen?"
„Ich habe nochmals nachgerechnet; wir brauchen nur 1200 Dutzend."
„Ja, das Geschäft geht schlecht! Jetzt, wo man in Paris zur Einigung gekommen ist, wird wohl eine Besserung eintreten."
„Aber mehr als 1000 Dutzend möchte ich doch lieber nicht nehmen!"
„Meine Firma dürfte am Verfassungstage geschlossen haben, weil mein Chef zu einer Reichsbannerfeier geht."
„Wenn die 700 Dutzend, die ich bestellt habe, nicht prompt geliefert werden, muß ich den Auftrag stornieren!"
Nunmehr verabschiedete sich der Vertreter.

P. G. N.

Vom Tage

Das rege Städchen Grötschengrün wurde gestern völlig eingeäschert. Die unglückliche Bevölkerung selbst ist von dem Ereignis noch nicht unterrichtet, da sie sich seit Sonntag zu einem von der „Bimini-Company" (Trockene Feuerlöschapparate) veranstalteten Preis-Landeswettspritzen der Lausitzer Feuerwehren in Bautzen befindet.

Nicht nur in Bayern leidet man an Titelsucht. Man besuche einmal die ostpreußischen Bäder. Was es da alles gibt! Apothekenpraktikantenstochter! Straßenbahnobersekretärsgattin! Aber das Schönste fand ich heute in dem Fremdenbuch unseres Hotels:
Frau Alma Strokunleit, Oberlandesgerichtsratsgattin, z. Zt. Witwe.

Moderne Magie

Wer tränke Weinbrand, den er gar nicht kennte
und nächtlich nie in Glitzerschrift erblickt —?
Und warum lieben Frauen Prominente
selbst wenn sie ältlich, geistlos und verdickt?

Du hattest gestern gegen Lo den Einwand,
die Nutte sei der Güter höchstes nicht —:
erstrahlt sie morgen auf der Kintopp-Leinwand,
ist sie die Frau, die alle Herzen bricht!

Brenn' einen Namen ins Gehirn der Masse,
und alle kaufen, brauchen, lieben ihn:
ein Don Fernando macht weit eher Kasse
als Friedrich Nietzsche oder Hölderlin.

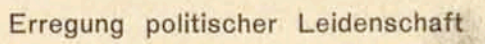
Sieh: was für eine Frau der Büstenhalter,
das ist der Werbefachmann fürs Geschäft:
des Reizes Festiger und Neugestalter!
Was ist der Mensch, wenn er nicht kläfft
und blufft —?

Kaki

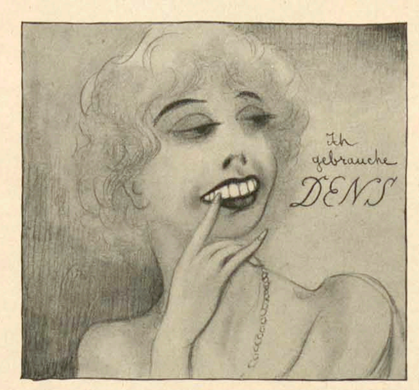
Das Ergebnis des Preisausschreibens für Dens-Zahncreme-Reklame
zeigt die verschiedenen Wege zum Unterbewußtsein des Kunden (Th. Th. Heine)



Schrecken



Erregung politischer Leidenschaft



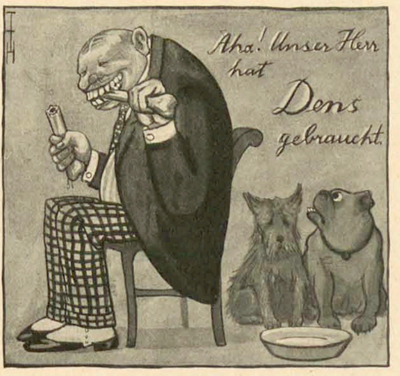
Erotik



Torschlußpanik



Gemüt



Humor

Bäderdienst

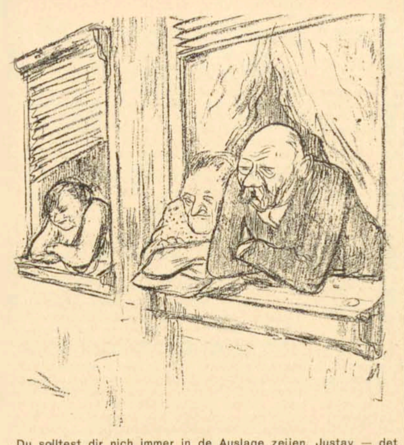
(Zeichnung von E. Thöny)



„Mein Urlaub rentiert sich, ich habe günstige Abschlüsse für meine Reklameflächen erzielt."

Laufkundschaft

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Du solltest dir nich immer in de Auslage zeijen, Justav — det is nich jut for't Jeschäft von unsrer Meblierten!“

Leben nach dem Tode

Ein deutscher Mensch fuhr in der Holzklasse von Basel nach Königsberg. Sämtliche Illustrierten waren ausgelesen, sämtliche Kreuzworträtsel gelöst, sämtliche Fingernägel bereits zum zweiten Male gesäubert. Nun schaute der Mann trüben Sinnes in die Gegend links und rechts der Eisenbahn. Bäume, Felder, Häuser und Telegraphenstangen flogen vorüber, dazu in kurzen Abständen ein großes gelbes Plakat:

Sei schön durch Dr. Quensels Nährsalzkaffee!

Diese Aufforderung, hartnäckig und regelmäßig alle zwei Kilometer ins Gehirn gehämmert, verfehlte nicht ihre Wirkung: der Mann beschloß, schön zu sein durch den Nährsalzkaffee des Doktor Quensel, es koste, was es wolle. In Königsberg angekommen, begab er sich eilenden Fußes in ein einschlägiges Geschäft und verlangte ein halbes Pfund von Dr. Quensels Nährsalzkaffee. Der Verkäufer schüttelte bekümmert den Kopf: „Ich wäiß, was Sie mäinen, lieber Härr. Aber diesen Nährsalzkaffee jibt es nicht mehr. Die Fabrik ist schon seit dräi Jahren pläite!“

Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.

Vom Kundenfang

Man fing ihn früher mit Superlativen.
— Veraltet! Überholt! Vergriffen! . . .
Verbreiteter und gläubiger war er,
jetzt ist er skeptischer und rarer
und blecht den vorgesetzten Braten,
wenn überhaupt, nur noch in Raten.

•

Du jammerst und knurrst:
„Die Spesen! Die Nerven!"
Mußt halt nach der Wurst
mit Speckseiten werfen!

•

Wie süß du auch die Flöte stimmst
und lockst — er bleibt daheim.
Erst wenn du ihn beim Sexus nimmst,
kriecht er dir auf den Leim.

•

„Vor allem lernt die Weiber führen",
dann fahrt ihr gut und werdet satt.
Tagein, tagaus gilt es zu variieren
das alte Thema „Feigenblatt".

Ratatöskr

Der schwierige Kunde

„Was mir zu Diensten steht, junger Mann? Kurz gesagt: ich benötige einen neuen Anzug und habe vor, die Gelegenheit des Saison-Ausverkaufs zu benutzen, um einen solchen wohlfeil zu erwerben. Trotzdem aber möchte ich mir von vornherein ausbitten, daß Sie mir keine sogenannten ‚Ladenhüter' vorlegen: ich lege Wert auf allererste Qualität, tadellosen Schnitt nach letzter Mode, wünsche aber durchaus nichts Extravagantes oder Auffälliges. Damit Sie mich recht verstehen: der Anzug soll schick aber schlicht sein und muß so sitzen, daß das Reklamewort: ‚Maßarbeit völlig gleichwertig' restlos erfüllt ist."
„Darf es ein Sommeranzug sein oder . . ."
„Ein Sommeranzug. Aber nicht eine so ausgesprochen leichte Ware, daß man sie nicht auch im Herbst und an nicht sehr kalten Wintertagen tragen kann. Der Anzug soll — um ein Beispiel zu wählen — etwa die Vorteile eines Holzhauses in sich vereinen: im Sommer kühl, im Winter warm!"
„Zweireihig, mein Herr, oder ein . . ."
„Zweireihig wünsche ich ihn. Jedoch so geschnitten, daß man ihn auch in diesen heißen Tagen ohne Weste und offen tragen kann, ohne daß er deshalb Falten wirft oder einen salopp-unvorteilhaften Eindruck macht. Mit einem Wort: elegant aber nicht auffällig, kleidsam aber diskret-vornehm."
„Da kann ich Ihnen gleich etwas sehr Apartes zeigen —"
„Ich will nichts ‚Apartes', junger Freund, sondern etwas Solides! Schließlich bin ich kein junger Fant und Bummler!"
„Wünschen der Herr etwas Frisch-Gemustertes oder mehr Ruhig-Getöntes?"
„Wie ich schon betonte: etwas für den Sommer. Er kann sogar leicht sportlichen Charakter haben — nur nicht so ausgesprochen, daß man damit nicht auch ein Theater oder ein Konzert besuchen kann."
„Ich habe da ein ganz exquisites Stück in grau-blau-fischgrätgemustertem Cheviot!"
„Kein Cheviot. Bei Cheviot werden Gesäß und Ellenbogen sofort glänzend."
„Dann dürfte ein mittelschweres Kammgarn das richtige . . ."
„Mit Kammgarn habe ich die Erfahrung gemacht, daß die Kleider ein sehr häufiges und kostspieliges Aufbügeln erfordern. Nach einer einzigen Fahrt im vollbesetzten Autobus zeigt solch ein Anzug schon häßliche Falten — besonders bei Regenwetter."
„Dann würde ich Ihnen zu Tweed raten! Das ist ein Stoff, der sich innerhalb einer halben Stunde aushängt, selbst wenn Sie den Anzug zwölf Stunden lang in den kleinsten Handkoffer zusammengeknüllt haben!"
„Ich pflege meine Anzüge nicht zusammenzuknüllen, werter Freund!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ausgezeichnet! Dieses Stück sitzt Ihnen wie angegossen, mein Herr!"
„Die Ärmel müßten um einen Zentimeter kürzer gemacht und die albernen Aufschläge entfernt werden!"
„Ganz nach Wunsch! Ich lasse sofort den Zuschneider holen, daß er die Änderungen absteckt."
„Ebenso muß die Weste eine Idee länger sein und die Spitzen etwas spitzer. Den Kragen müßte man schmäler machen und heruntersetzen, die Hose dagegen um den Leib weiter und in ihrer ganzen Länge beträchtlich enger machen —: ich sehe ja darin aus wie ein Cowboy. Na ja — das Weitere kann ich ja dem Zuschneider sagen! Diese Änderungen . . ."
„. . . werden billigst berechnet und schnellstens ausgeführt!"
„. . . sind selbstverständlich im Preis einbegriffen! Wie war doch gleich der Preis?"
„Neunundsechzig Mark fünfundneunzig, ein äußerst preiswertes Stück, und deshalb muß für Änderungen . . ."
„Und wie hoch beläuft sich der Preis nach Abzug der Ausverkauf-Prozente?"
„Aber mein Herr, dieser Anzug kostet regulär einhundertfünfundachtzig Mark fünzig!! Aber ich werde versuchen, zwei Prozent Kassen-Skonto . . ."
„Nach Abzug dieser zwei Prozent beliefe sich also der Preis auf achtundsechzig Mark einundfünfzig — — — Falls also die Abänderungen meinen Wünschen entsprechend und kostenlos vorgenommen werden, würde ich — tadellosen Sitz vorausgesetzt — bei freier Ablieferung ins Haus eine Anzahlung von acht Mark einundfünfzig machen und den Rest in zwölf Monatsraten zu fünf Mark tilgen. Bedingung wäre, daß die erste Rate am 1. Januar, also nach vier Monaten ab heute, zahlbar wäre und ich den Anzug drei Tage auf Probe bekomme. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß dieses mein Angebot selbstverständlich freibleibend ist, denn Ihre Firma ist — wie Sie wissen — nicht die einzige, die einen Saison-Ausverkauf veranstaltet . . . Was ist Ihnen, junger Mann? Hallo! Hallo! Der Verkäufer ist ohnmächtig geworden! Wahrhaftig ein Skandal, wenn diese Großfirmen trotz rasenden Geschäftsgangs ihre Angestellten so schlecht bezahlen, daß sie bleichsüchtig werden! In solch einem Geschäft kaufe ich nichts!"
Worauf der Herr in seiner Erregung ganz vergißt, den neuen Anzug wieder gegen seinen zu vertauschen und empört das Haus verläßt — — —

Karl Kinndt

Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.



Aus der Kundenkunde

Die Kunden kommen und gehn,
Großeltern, Eltern und Kind.
Doch wenn es schlimme sind,
Dann bleiben sie lange stehn;
Die Sekundenkunden
Sind noch nicht erfunden.

Die Kunden kaufen und zahlen,
Doch manche wollen nur Waren besehn,
Sich orientieren. Man nennt sie
„Sehleute" und „Orientalen";
Der fleißige Kaufmann kennt sie.

Es stottern und feilschen die Kunden
Und schwatzen und lassen sich stunden.
Und stehlen sogar. Dagegen stiehlt nie
Die aristokratische Kleptomanie.

Der lockere Kunde von Beruf
Hat meistens einen Pferdehuf.

Wer seinen Kunden kündigt
Und meint, es ginge so: allein,
Selber sein eigener Kunde zu sein,
Der wird leicht vom Schicksal entmündigt.

Joachim Ringelnatz

Der Kassier / Von Bruno Wolfgang

Alle Kollegen zerbrachen sich den Kopf über das Liebesleben des Kassiers Borner. Nie sah man ihn auch nur den flüchtigsten Blick an ein weibliches Wesen verschwenden. Nie sah man ihn ein Werk von Arnolt Bronnen lesen oder mit den gespannten Hosen der Kollegen liebäugeln. Nie streichelte er ein Tier anders, als alle Welt es streichelt. Nichts von Sodomie, nichts für, nichts wider die Natur. Ein Rätsel.
Doch auch dieses Rätsel wurde gelöst: Borner hielt es mit der Kassa.
Ja, so war es in der Tat.
Er liebte die große, eiserne Kassa, die Gefährtin seines dienstlichen Lebens. Sein Zusammenleben mit ihr in dem vergitterten Kassenraum war eine Ehe. Sie war ihm Vorgesetzte, Kollegin und Untergebene zugleich, wie jede Frau. Er liebte sie.
Nun, da man es wußte, verlor die Sache den ganzen Reiz des Ungewöhnlichen. In der Tat, warum nicht?
Die Kassa stand groß und glänzend da, wie eine große, dicke Frau von beschaulicher Gemütsart, aber dennoch nicht ohne Dämonie. Der Verzicht auf Taille hatte etwas Monumentales. Etwas Ungeschlachtes und primitiv Grausames lag in ihr, sie war wie ein Kind des Moloch und der eisernen Jungfrau.
Borner streichelte ihr oft, von leisem Schauer erfüllt, die kalten, mächtigen Flanken. Und wenn er morgens daran ging, sie zu öffnen, packte ihn jedesmal der Schauer des Erlebnisses.
Jetzt verstand man erst den sonderbar entrückten Gesichtsausdruck, den man an Borner stets in diesem Augenblick beobachtet hatte. Jetzt begriff man auch den Haß, den er ohne jeden ersichtlichen Grund gegen Herrn Pelle, den Inhaber der Mit-Sperre, hegte. Begreiflich. Kein Ehemann liebt dergleichen.
Wenn er dann die schwere Kassentür aufzog, begann die Kassa asthmatisch zu schnaufen wie ein Marienbader Kurgast, und dann atmete sie. Sie atmete wirklich, wenn auch sehr langsam und dem Oberflächlichen nicht merkbar.
Jetzt verstand man auch, warum Borner einmal, als die Kollegen an den Schreibtischen über belebte und unbelebte Dinge stritten, plötzlich mit der Stimme eines Bekenners herübergerufen hatte: „Es gibt keine unbelebten Dinge."
Man hatte diesen Ausspruch damals viel belacht.
Oft stand Borner versunken da und starrte in das Innere der Kassa. Der matt glänzende, graue Anstrich der Innenwände, so geheimnisvoll und gleichmäßig wie der Belag einer lichtempfindlichen Platte, undurchsichtig, amorph, dem Blick keinen Halt bietend, schien ihm dem zu entsprechen, was man beim Menschen die Seele nennt, und was er sich auch aus irgendeinem Grunde als eine Art innerer Isolierschichte vorstellte. Ihm war sie lebend. Und als einmal an ihrem Mechanismus etwas nicht klappte, holte er, seinem Unbewußten gehorchend, nicht den Mechaniker, sondern den Kassenarzt.
Im Innern der Kassa, mit großartiger Aufrichtigkeit, lag das Geld. Nichts als Geld. „Sehet, auch ich bin ein Mensch", schien die Kassa zu sagen.
Nie ging Herr Borner auf Urlaub. Täglich machte er Überstunden und verlangte keine Bezahlung dafür. Seine morgendliche Pünktlichkeit war schon geradezu unkollegial. Aber nun verstand man alles.
Und die Kollegen lächelten nicht mehr, wenn er manchmal, sich unbeobachtet wähnend, der Mächtigen zärtlich auf den Hintern klopfte.
Und als sich Borner bei einer Revision erschoß, wußten alle, daß er sich aus Eifersucht erschossen habe, nicht wegen des lächerlichen Betrages von vierzigtausend Mark, der sich übrigens in der Scheckabteilung nachträglich vorfand.

Der Mannekwiehn

Zur Dresdner Vogelwiese 1929. Wir sitzen im größten Tanzlokal, dem „Fürstenpalast", wo alles vertreten ist. An unserem Tisch eine biedere Frau mit ihren beiden Kücken. Das ältere, vielleicht doch schon achtzehn Lenze alt, trägt das Näschen hoch, denn es weiß, daß es ein hübscher Balg ist. Sobald die Musik ansetzt, ist die Vielbegehrte vergriffen. Mama strahlt. Sogar Rosen werden an den Tisch geschickt. „Er" schielt entzückt herüber, als sie selig daran schnuppert. Nun startet er, steuert auf sie zu und verbiegt sich linkisch. Sie klappert mit den Wimpern, und beide wackeln los. Mit leuchtenden Augen und einem roten Gluthauch unter der Puderschicht kommt sie wieder zurück. „Du, Muddel, weeßte, was der is??" — ??? — „Der is Mannekwiehn bei Tietz!!" — „Waas? Was is 'n das?" — „Awer, Muddel!! ä Mannekwiehn!!" — Als sie wieder abgedreht ist, fragt Muddel die Jüngere. Die schämt sich der Unwissenheit und belehrt halblaut über den Tisch: „Mannekwiehn? — Das is ä Barbier, der de Fingernächel mannekwiert!" — Als „Er" seine Angebetete vom Tanz zurückbringt und vor Muddel mit den Hacken klappt und mit dem Kopfe wackelt, sieht diese mit zusammengezogenen Brauen an ihm vorbei, indem sie die Rosen ein wenig zur Seite schiebt.
„Er" guckt etwas dumm, schiebt dann seine riesigen Schlosserpranken in die Taschen seines 68-Reichsmark-Serienanzuges, zuckt mit den Achseln und latscht mit langen, mannequin-unmöglichen Schritten weiter.

Max John

Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.

Opfer

. . . Ein Vierteljahr lang hab' ich, Nacht an Nacht,
In der Gorilla-Bar, als Neger angestrichen,
Zylinderschwenkend Cocktails trinken müssen.
(Weil das Nachahmungstriebe munter macht!)

Und blieb auch Pieseke mein guter deutscher Name,
Ich, die Kurfürstendamm-Bar-Attraktion,
Ich lebte (eben, weil nicht waschecht!) ohne Dame.
. . . Und soff und soff, von spät bis früh, Reklame . . .

Heut steht der Saftladen! Zum Brechen voll!
Mich selbst hat herzlos man hinausgeschmissen.
Durch einen echten Nigger, müßt ihr wissen!
— Der säuft nur Eiswasser, und karessiert wie toll. —

Quakt Englisch, fängt die Fliegen, — und kriegt Lohn!
. . . In fremde Haut gesteckt verlor ich mein Gewissen:
Einst war ich Bräutigam, glücklich, und Vaters Sohn . . .
— Heut fall' als Säufer ich allnächtlich in die Kissen. —

John Förste

Das Omega

Mein alter Freund Heinrich Kreutzer hatte sich selbständig gemacht. Ich traf ihn eines Tages auf der Straße und fragte ihn: „Nun, was macht das Geschäft?!"
„Danke, danke, es klappt. O, ich habe sehr gut zu tun. O, es ist doch eine schöne Sache, sein eigner Herr zu sein. O, wie bin ich froh und zufrieden."
Das war das kurze O.
Als ich ihn nach zwei Jahren wieder sah und dasselbe fragte, stöhnte er: „Ohh, wie haben sich die Zeiten geändert. Ohh, was für eine Pleite muß ich erleben. Ohh, ich war ein großes Kamel, mich selbständig zu machen."
Das war das lange O.

W. B.

Die Sekretärin

Für den Reklamechef des Kaufhauses Danziger wurde eine Sekretärin gesucht; es liefen annähernd dreihundert Angebote ein. Wahllos griff der Reklamechef zehn heraus und schickte sie zur Begutachtung an ein Institut, das dem Handel und der Industrie mit (auf wissenschaftlicher Grundlage hergestellten) graphologischen Analysen dient. Am übernächsten Tage schon hatte der Reklamechef Gelegenheit, sich endgültig für eine Bewerberin zu entscheiden: Fräulein Yvonne Schütze, Bewerbungsnummer 239. Hier die Analyse: Bewerberin verfügt über eine eminente Intelligenz. Jedes ihr aufgegebene Pensum überwältigt sie spielend. Ihre Auffassungsgabe ist erstaunlich groß. Eine Ermüdung kennt sie nicht. Das letzte Wort ihres Bewerbungsschreibens ist genau so exakt geschrieben wie das erste. Korrektheit und Stilgefühl ist der Grundzug ihrer Arbeitsleistung. Und doch müssen wir vor einem Engagement dringend warnen. Bewerberin ist ungemein kokett und schrickt vor keinem Abenteuer zurück. Ihr Eifer ist nicht zum wenigsten erotisch betont. Sie heuchelt gerne mädchenhafte Befangenheit. Ihre sexuelle Einstellung zu ihrer Umwelt ist etwas abgründig. Trotz anfangs genannter Qualitäten Einstellung ergo glatt zu verwerfen.
Der Reklamechef las das Gutachten mit Schaudern, zerriß es in lauter kleine Schnipsel, und engagierte die Dame.

J. A.

Vorstadtkohlen

(Zeichnung von George Grosz)

„Eens spar' ick wenigstens: die Kosten fier Reklame. Im Sommer brauchen se mir nich', un' im Winter zahlt keen Aas.“

L i e b e / Von A. M. F r e y

Die Sache stand nicht gut für Willi Krebs, der den Reisenden Hörschel getötet haben sollte.
Hörschel war in einem kleinen Hotel der Bahnhofsgegend abgestiegen, hatte drei Tage dort gewohnt und war am vierten morgens von dem Zimmermädchen tot vor seinem Bette gefunden worden.
Das dürftige dumpfe Hotel Hohenschwangau lag in einer Seitenstraße. In seinen schmutzigen und düsteren Zimmerchen ging es aus und ein: viel Absteigepublikum neben kleinen Geschäftsreisenden. Der Zu- und Ablauf war für die Polizei nicht leicht zu überblicken, denn sie wußte: es hielten sich oft Menschen nur ein paar Tagesstunden dort auf — oder nächtigten auch, ohne gemeldet zu werden.
Willi Krebs aber, in seiner Verbindung zum Reisenden Hörschel, war verhältnismäßig leicht zu fassen gewesen. Sie waren miteinander gesehen worden, trinkend und randalierend. Was sie zusammengeführt hatte? Ein Zufall — der dann fester band, weil der stellenlose Monteur Krebs die Freundin an den Hörschel verkuppelt, verkauft haben sollte.
Die Freundin, befragt, sagte mit Haß aus gegen Krebs. Sie belastete ihn. Ja, er habe ihr zugeredet, sich mit Hörschel zu befassen: aus dem sei etwas herauszuholen, und er selbst sei doch, wie sie ja wisse, augenblicklich ohne Verdienst. — Sie habe sich dann mit Hörschel eingelassen, oh, nicht wegen des Geldes, sondern weil er ein netter Mann gewesen sei. Geld habe sie überhaupt keines zu sehen bekommen, auch von ihrem ehemaligen Freunde Krebs nicht. Ob der welches von Hörschel erhalten habe, wisse sie nicht, glaube es aber — freilich nach seiner Ansicht nicht genug, denn er habe auf Hörschel als einen schmierigen Geizkragen fürchterlich geschimpft und gedroht, er werde ihm schon noch Draht abknöpfen, er werde nicht ruhen und wenn er kräftig nachhelfen müsse.
Krebs stellte alles anders hin. Die Rosa sei in den Hörschel einszweidrei vernarrt gewesen — und habe vielleicht auch Gewinn aus dem Geschmuse gezogen, was wisse er! Zugeredet, sich mit jenem ins Bett zu legen, habe er ihr gewiß nicht, ganz im Gegenteil! Daher auch ihr jetziger Krach.
Die Untersuchungsbehörde, gestützt durch andere Ermittlungen, mußte sehr dazu neigen, der Verkäuferin Rosa Schwarz zu glauben und nicht dem Angeschuldigten.
Hörschel, der Reisende für eine Firma, die Delikateßdauerkäsestangen herstellte, hatte zwei Nächte mit Krebs und Fräulein Rosa durchbummelt, war in der zweiten Nacht im Treppenzimmer des Mädchens gelandet, in der dritten aber in seinem eigenen Hotelzimmer erschlagen worden — durch einen einzigen, wuchtig geführten Hieb mit einem Stück Bleiröhre, einem Rest, der auf dem Korridor in einer Ecke gelehnt hatte, weil die Wasserleitung verlegt und neu montiert worden war.
In dieser dritten Nacht — der Nacht des Mordes, über die Rosa Schwarz nichts erzählen konnte, weil sie nicht dabeigewesen war — wollen mehrere Zeugen die beiden Männer gegen vier Uhr früh vor dem Hotel Hohenschwangau gesehen und heftig reden gehört haben — einer behauptete sogar fest, die beiden seien gemeinsam, freilich scheltend, ins Innere verschwunden.
Es gab auch in diesem Hotel so etwas wie einen Portier. Er bestritt, daß zwei Menschen die Türe passiert hätten. Schlaftrunken sei er allerdings gewesen, als er herausgeläutet worden sei, aber soviel wisse er doch sicher, daß nur ein Mensch ihn passiert habe, nämlich der selige Herr Hörschel. Gewiß habe der laut mit jemand gesprochen; der Jemand sei aber draußen geblieben.
Nicht draußen geblieben — mit eingetreten sei dieser zweite, und niemand anderer sei es gewesen als der angeklagte Krebs, verbiß sich jener so bestimmt aussagende Zeuge in der Hauptverhandlung.
Ihm gegenübergestellt, zuckte der alte Portier nur sehr beleidigt die Achseln.
Krebs aber sagte: da habe man es ja, wie völlig die Wahrnehmungen auseinandergingen, wie unbrauchbar die Auskünfte wären. Weder von innen noch von außen sei er vorgedrungen zu Hörschel: von außen, wie man behaupte, von der Straße her durch das nicht hochgelegene Fenster des ersten Stockes, das offen stand, doch ganz gewiß nicht, denn wie wäre dann die Sache mit der Bleiröhre, dem Mordinstrument? Er hätte dann ja erst das Zimmer wieder verlassen müssen, um im Korridor nach jener Röhre herumzusuchen, obendrein im Finstern. Sei das glaubhaft?
Es war freilich nicht sehr wahrscheinlich, aber das half ihm alles nichts, denn man hatte in seiner Schlafstelle die silberne Uhr des Getöteten gefunden. Nicht mehr gefunden allerdings die Brieftasche, die einige hundert Mark enthalten haben mußte, wie die Firma, die den Hörschel auf Reisen geschickt hatte, kundtat, denn die Stadt, in der er den Tod fand, war die erste auf seiner Tournee gewesen.
Weshalb er die silberne Uhr in das erweiterte Loch eines ausgebrochenen Gardinenhakens versteckt habe, wenn sie ihm doch, wie er behaupte, von dem verstorbenen Hörschel geschenkt worden sei?
Weil er, als er vom Mord erfuhr, sich gesagt habe, man werde ihm nicht glauben, daß die Uhr eine Dedikation sei. Man vermute ja auch falscherweise, die verschwundene Brieftasche habe er.
Ja — gewiß, man beschuldige ihn des Raubmordes. Vermutlich habe er die fehlenden vierhundert Mark lediglich besser auf die Seite geschafft als die Uhr. Kein plausibler Grund bestehe, daß ein Mensch seinen einzigen Zeitmesser einem anderen schenkt, den er erst drei Tage kennt. Der andere aber, Krebs, sei als gewalttätiger Dieb bereits vorbestraft, sei notorisch auf Gewinn erpicht, dabei stellungslos und ohne Einkünfte, habe deshalb eindeutig wiederholt versucht, aus seiner damaligen Freundin Rosa Schwarz Beträge herauszuholen, habe am Morgen nach dem Mord seine Schlafstelle, die er durch zwei Monate schuldig geblieben, bezahlt. Womit, wenn nicht mit dem geraubten Geld?
Von der Gabe einer Frau — einer Dame, deren Namen er schonen müsse; bei der er auch jene Nacht verbracht habe, die ihm nun den Mord aufhalse.
Solche Märchen könne man ihm beim besten Willen nicht glauben. Er solle nur die Dame nennen; wenn es um den Kopf gehe, wie hier, nenne man jeden Namen. Er könne damit zwei äußerst wichtige Entlastungen beibringen: die Herkunft des Geldes und sein Alibi.
Er nenne die Frau aber nicht. Denn was nütze es? Man werde ihn trotzdem als anscheinend überführt erachten. Die Dame werde vielleicht aus Scham leugnen, daß sie ihm dreißig Mark gegeben habe, ja — daß sie ihn überhaupt kenne. Der Vornehmen glaube man dann ja doch mehr als ihm. Zudem habe er sie gegen sechs Uhr morgens verlassen. Da bleibe also immer noch Zeit genug, um ihm den Mord in die Schuhe schieben zu können.
Der Staatsanwalt zuckte die Achseln, die Richter zuckten sie mit. Immer schlechter stand es um den Angeklagten. Die Verhandlung ging ihrem Ende entgegen. Die Zeugen waren vernommen; sie alle hatten bestenfalls nichts Wesentliches, meistens Ungünstiges ausgesagt — abgesehen vom alten Portier, der den Willi Krebs in jener Mordnacht nicht ins Hotel hatte eintreten sehen. In den Tagen vorher sei Herr Krebs allerdings mit dem seligen Herrn Hörschel aufs Zimmer gegangen, wenn ihm recht sei: wiederholt — gab er zögernd zu. Aber auch nicht jedesmal — fügte er murmelnd bei.
Da sehe man, hieß es, wie leicht der schon greise Portier Gottmann frühere Eindrücke und spätere durcheinandermengen könne.
Da sehe man, plädierte der Angeklagte, wie sehr er mit dem getöteten Hörschel befreundet gewesen sei. Wiederholt habe er ihn besucht, das stimme freilich, aber den Schädel eingeschlagen habe er ihm nicht.
Zu denen, die nichts Wesentliches vorgebracht hatten, gehörte auch das Zimmermädchen Meta Mohr, das den Toten vor seinem Bette gefunden hatte. Gegen elf Uhr vormittags, als der Gast sich immer noch nicht gerührt gehabt habe, sei sie anklopfend eingetreten, um zu fragen, ob sie den Raum säubern dürfe. Die Tür sei unverschlossen gewesen. Gleich habe sie den Herrn auf dem Bettvorleger im Nachthemd liegen gesehen. Sie habe zuerst geglaubt, ihm sei schlecht, und sei näher getreten. Als sie dann aber einen um und um rotbraun besudelten Kopf entdeckt habe, sei sie schreiend davongelaufen. — Weiteres hatte sie nicht darzustellen gewußt.
Diese Meta Mohr drängte sich jetzt plötzlich zu einer nochmaligen Aussage, wo alles abgeschlossen schien und die letzten Plädoyers beginnen sollten.
Sie meldete sich durchaus zaghaft, betonte aber doch gleich, sie habe etwas vielleicht sehr Wichtiges auf dem Herzen.
Sie wurde vorgelassen. Der verhandlungführende Richter fragte mit erzwungener Geduld: „Also, was wollen Sie angeblich Schwerwiegendes noch mitteilen?"
Das Mädchen stand leise zitternd vor dem erhöhten Tisch. Sie war klein und zierlich, sie mußte aufblicken. Sie tat es mit graublauen, ängstlichen Augen, die rot umrändert waren von zu wenig Schlaf und zu viel Arbeit in schlechter Luft — die dennoch hübsch waren. Der Richter sah sie ermutigend an. Das half; plötzlich lächelte sie hinüber zu der Bank des Angeklagten, mit gesunden schönen Jungmädchenzähnen. Aber dann erschrak sie sehr, wurde blutrot wie ein Schulkind, das in der Klasse vor dem Lehrer Ungehöriges getrieben hat, und nestelte am weißblonden Haarknoten. Unversehens wurde sie dabei bleich.
„Wir warten", sagte der Richter hart und laut.
Ihre Stimme kam wie gehaucht: „Nämlich ich weiß, wo das Geld geblieben ist, das dem toten Herrn Hörschel gefehlt hat." — Pause.
„Weiter."
„Das habe ich. Viel—mehr, ich habe es gehabt."
Große Bewegung im Saale. Geraun und Getuschel: ein lauter Satz verwunderter Entrüstung aus dem Zuhörerraum.
„Still dort hinten!" schrie der Richter. — „Nun erzählen Sie einmal zusammenhängend, was das alles sein soll."
„Nämlich, den Herrn Hörschel habe ich schon näher gekannt. Er hat mir das Geld einfach gegeben."
„Das scheint allerdings sehr einfach zu sein", spottete der Richter. „Sie wollen wohl dem Angeklagten aus der Patsche helfen?"
„Ich habe das Fräulein nie gesehen!" rief Krebs beteuernd. Und es war die Wahrheit.
„Das dürfte übertrieben sein", sagte der Richter. „Allermindestens sahen Sie doch einander in diesen Verhandlungstagen." Wie sehr er damit den Gründen für die Wendung im Prozeß auf der Spur war, ahnte er keineswegs, ahnte niemand — auch der Angeklagte nicht.
Der räumte ein: „Gott — erblickt habe ich das Fräulein natürlich, aber was man so mit Interesse irgendwann mal richtig angesehen nennt — nein!"
Das kleine schmächtige, bebende Fräulein aber mit dem schier zerbrechlichen Profil sagte leise vor dem großen Richtertisch: „Der verstorbene Herr Hörschel hat mir das Geld nicht geschenkt, jedenfalls nicht das ganze. Er hat mir einmal zehn Mark geschenkt. Das übrige habe ich ihm — weggenommen. Als ich damals am Vormittag ins Zimmer kam, lag die Brieftasche auf dem Waschtisch. Da habe ich sie schnell in meine Schürze gesteckt."
Das war nicht überzeugend. Um zum Waschtisch zu kommen, mußte man an der Leiche vorbei. Meta war aber, nach eigener Angabe, schreiend gleich wieder hinausgestürzt. Andere Hotelangestellte bestätigten ihren Zustand äußersten Entsetzens.
„Ich war mehr als über die Leiche entsetzt darüber, daß ich das Geld habe mitnehmen können."
„Und wo ist es jetzt? Wieviel war es?"
„Es waren — 337 Mark. Ich habe sie nicht mehr. Ich habe alles mittlerweile verbraucht."
„337 Mark genau?"
„Genau."
„Wieso", fragte der Richter streng, „können es 337 Mark gewesen sein? Seit wann trägt man auch Hartgeld in der Brieftasche? Es müßte doch wenigstens für zwei Mark Münze dabeigewesen sein."
Meta Mohr erbleichte. Es sah aus, als wolle sie nach vorne zusammenfallen. Ein mühsamer Atemzug richtete sie auf. „335 Mark Papier in der Brieftasche. Ein Zweimarkstück lag daneben. Auch das habe ich genommen."
Der Richter schwieg unheilverkündend. Dann grollte er los: „Wenn Sie glaubhaft ausführen, wo das Geld geblieben ist, oder wenn Sie es herausgeben, werden Sie sich besser stellen."
Sie verharrte dabei, verbraucht habe sie es: für Kleider, für Näschereien, für Geschenke. — Das erschien unwahrscheinlich. Ihre Bekleidung war einfach, die Beschenkten wußte sie nicht exakt anzugeben.
Der Richter fuhr ihr ins schmale Gesicht: „Wissen Sie, daß Sie nun wegen Diebstahls ins Gefängnis kommen?"
Da brach sie wirklich zusammen; aber kaum hatte man sie aufgerichtet, kaum hatte sie Wasser getrunken, da sagte sie, noch mit nassem Munde: „Vergebung, ich habe immer noch gelogen, weil — weil ich mich so sehr schäme. Ich habe dem toten Herrn Hörschel nicht das Geld gestohlen, der tote Herr Hörschel hat mir bei seinen Lebzeiten das Geld geschenkt, aber es ist nicht schmeichelhaft für mich." — Pause, in der sie nach Atem rang.
Der Richter trieb sie an. „Wollen Sie noch mehr sagen? Warum war das angebliche Geldgeschenk für Sie nicht schmeichelhaft, wie Sie es nennen?"
„Weil es wie eine Bezahlung aussieht, dafür, daß ich nachts — ja, und auch am Tag ein paarmal — ihm zu Willen war."
„Haben Sie Hörschel geliebt?"
„Nein", sagte sie einfach.

„Weshalb wollen Sie dann dem Hörschel sich hingegeben haben? Sie bestreiten ausdrücklich, daß Sie's wegen des Geldes getan hätten."
Schweigen.
Krebs, der sich im geheimen vor Staunen über das, was er da zu hören bekam, kaum fassen konnte, sagte instinktiv aus einer Schlauheit heraus, die ihn jede Gemeinschaft mit dem Mädchen vor den Richtern ablehnen ließ: „Wenn das Fräulein so viel mit dem Hörschel, der mein Freund war, beisammen gewesen wäre, müßte doch auch ich etwas davon wissen. Hörschel hat aber nie von seinen Beziehungen zu diesem Fräulein geredet."
Meta Mohr drehte sich um und sah ihn fassungslos an. — „Kümmern Sie sich nicht um den Angeklagten", schrie der Richter. „Was haben Sie auf seinen Einwand zu entgegnen?"
„Es ist, wie ich gesagt habe", erwiderte sie flüsternd. „Er hat vielleicht deshalb nicht gesprochen von seinem Verhältnis zu mir, weil er verheiratet war."
„Also wie soll das gewesen sein?" examinierte der Staatsanwalt. „In der Mordnacht sind Sie bei Hörschel gewesen. Er ist aber erst um vier Uhr heimgekommen. Wußten Sie, daß er so spät kommen wird? Wie hat er Sie verständigt von seinem Eintreffen?"
„Ich habe bereits im Zimmer auf ihn gewartet."
„Wie lange sind Sie bei ihm geblieben?"
„Ich weiß es nicht. Bis es hell wurde. Dann bin ich zurück in meine Kammer, hab' mich gewaschen und bin an die Arbeit."
„Hell wurde es damals um sieben. Und damals, bevor Sie gingen, hat er Ihnen also sein ganzes Geld mitsamt der Brieftasche geschenkt. Keinen Pfennig behielt er zurück, sozusagen. Finden Sie, daß es glaubhaft klingt?"
„Er hat mir alles geschenkt, weil er frisches Geld am nächsten Morgen erwartete, und weil er das Hotel wechseln wollte. ‚Wir müssen uns trennen, Kleine', hat er gesagt. Bei uns war es ihm zu schmutzig. ‚Leb' wohl. Die alte dreckige Brieftasche nimm auch mit', sagte er. ‚Ich kauf' mir sowieso eine neue. Ich hab' ein ganz gutes Privatgeschäft gemacht, von dem meine Firma nichts zu wissen braucht. Heute kriege ich den Mammon, ich brauch' nicht länger in so 'nem Affenstall wie hier zu hausen.' — ‚Mammon' und ‚Affenstall' — das waren seine Ausdrücke."
Ob sie diese Brieftasche noch habe?
Nein, die habe sie nicht mehr.
Fortgeworfen wohl oder verbrannt, wie?
Nein — schließlich verloren unterwegs, und es seien noch über einhundert Mark darin gewesen. Daher habe das Geld auch nur so kurze Zeit gereicht.
Und Hörschel habe beim Abschied von ihr nicht gebeten, sie wiedersehen zu können?
Nein.
Das sei doch unerklärlich. Er habe da nach ihrer Schilderung ganz offenbar sehr an ihr gehangen. Wenn er, als geizig verschrien, so viel Geld ausgehändigt habe, müsse er ihr doch glatt verfallen gewesen sein.
Ja — das sei falsch von ihr ausgedrückt. Er habe schon weitermachen wollen, aber sie habe nein gesagt, im Innern wenigstens, denn sie habe ihn gar nicht mögen. „Ja, er war mir schließlich durchaus zuwider", unterstrich sie scharf, mit einer abwehrenden Achselbewegung, als stehe der Verachtete dicht neben ihr. —
So ging es weiter. So wurde alles erklärt — und, wenn man kritisch sein wollte, gar nichts. Wo war die Wahrheit? Nirgends war Glaubwürdiges. Aber wie sollte man schlagend nachweisen, daß alles Lügenbau war?
„Sind Sie im klaren darüber, daß Sie sich mit ihren seltsamen Erzählungen selber zuletzt in den Verdacht bringen, den Hörschel getötet zu haben?"
„Ich habe ihn nicht umgebracht", sagte sie nur sehr matt und leise; trotzdem war es das Glaubhafteste von allem, was sie vorbrachte.
„Bleibt immer noch die silberne Uhr", sagte sinnend der Richter, „die Sie, Zeugin, ja nicht geschenkt bekommen haben."
„Daß er seine Uhr ein paar Stunden vorher verschenkt hat, das hat mir Herr Hörschel in seiner letzten Nacht erzählt, weil — weil ich ihn ja gefragt habe, wie spät es ist, wobei er dann gesagt hat: ‚Bleib nur noch. Wenn du gehst, wenn's hell wird, ist Zeit genug.'"
Am schärfsten horchte da der Angeklagte auf! Was war das? Hier wurde plötzlich auch noch bezeugt, daß ihm die Uhr geschenkt worden sei? — Er hielt sich ganz starr. Er wagte kaum dort hinüber zu blicken, von wo so Unerhörtes an sein Ohr schlug. Fiel es ihm wie Schuppen von den Augen? Ja — allmählich begann er etwas zu begreifen.
Er richtete sich hoch, er stand auf von seiner Bank, ja — er breitete sogar die Arme halb aus. Er fühlte, sein großer Augenblick sei gekommen. „Hoher Gerichtshof", sagte er mit einer erstickten Stimme, deren Erschütterung echt war, „ich bin unschuldig, so wahr mir Gott helfe." Er hockte sich wieder hin; Tränen brachen aus ihm, die ihn hin und her warfen. Noch nie hatte der Mann geweint vor seinen Richtern, nie einen hinterhältigen Gleichmut außer acht gelassen, — er machte jetzt Eindruck.
Meta Mohr aber lächelte verloren und unmerklich in eine Saalecke — wie zum Abschluß eines schweren Stückes Arbeit.
Der Raubmörder Willi Krebs wurde freigesprochen. Die ihn so sehr entlastende Zeugin blieb zwar äußerst fragwürdig, aber ein glatter Schwindel war ihr nicht nachzuweisen; irgendeine, auch nur die loseste Verbindung mit dem Angeklagten oder seinen Kreisen war nicht aufzudecken; Motive für etwaige Begünstigung und Vertuschung des Verbrechens waren nicht zu finden.
Als der Raubmörder Willi Krebs hinter dem alten Portier des Hotels Hohenschwangau die breite Treppe im Justizpalast hinunterschritt, dachte er: Ob der ahnt, wie's wirklich gewesen ist? Möglich, aber er hält den Mund. Hat mich eingelassen in der Nacht damals, zusammen mit dem torkelnden Hörschel. War nicht wenig froh um das Fünfmarkstück, das ich vor seinen Augen dem Besoffenen aus der Westentasche gezogen hab' — um es ihm dann gleich in die Hand zu drücken. Hat wohl

(Schluß auf Seite 244)

(Schluß von Seite 243)
gemeint, es ist schon so, wie ich's ihm zugeflüstert habe: daß ich ins Hinterhaus zur Köchin Adelheid will. ‚Die wartet schon ihre vier Stunden auf mich', habe ich ihm vorgelogen. — „Aber ganz leise, damit wir beide nicht aufkommen", hat er ängstlich gesagt. Bin auch hintergegangen, in den Hof, in ein Versteck — ja, aber dann bald wieder umgekehrt und vorne hinauf zum Hörschel. Hab' Glück gehabt mit der schweren Bleiröhre — ein Hieb nur ist nötig gewesen — ach was, weg damit, weg mit allem, hab' überhaupt Glück gehabt — mit diesem kleinen Aas, der Meta — wie heißt sie doch?

Er machte sich in der Folge bekannt mit ihr. Sie war ihm willenlos zugetan. Wurde seine hingebungsvolle Freundin, die mit ihm durch dick und dünn ging.

Aber nie haben sie mitsammen über den Raubmord am Reisenden Hörschel gesprochen. Er hütete sich, ihr zu sagen, wo er die 337 Mark — „ihre" 337 Mark, die in Wahrheit nur 220 gewesen waren — untergebracht und später hingebracht hatte.

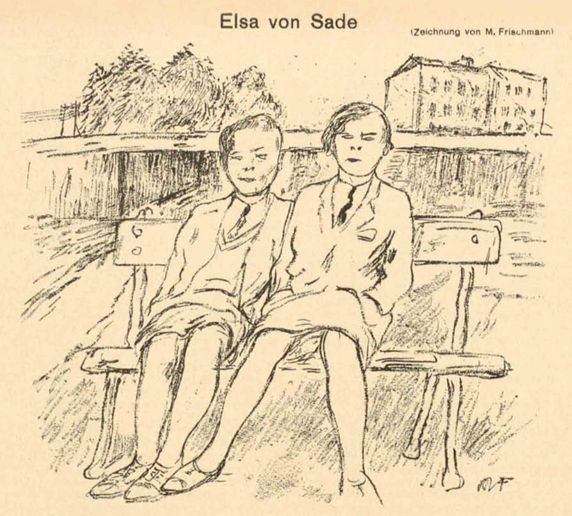
Sie stieß nur einmal, ganz ohne Zusammenhang, abrupt und mit flackernden Augen hervor: „Du — nicht daß du denkst —! Ich hab' mit dem Hörschel nie das Geringste zu schaffen gehabt!"

Er nickte lässig und brummte gleichmütig Zustimmung.

Ob sie ihn für schuldig, halbschuldig oder unschuldig hielt, wußte er nicht; er wollte es übrigens auch nicht wissen. Sie bekam ein Kind von ihm und die Krankheit; er mißhandelte sie — und wurde sie doch erst los, als sie bei ihrer zweiten Schwangerschaft in der Klinik starb.

Elsa von Sade

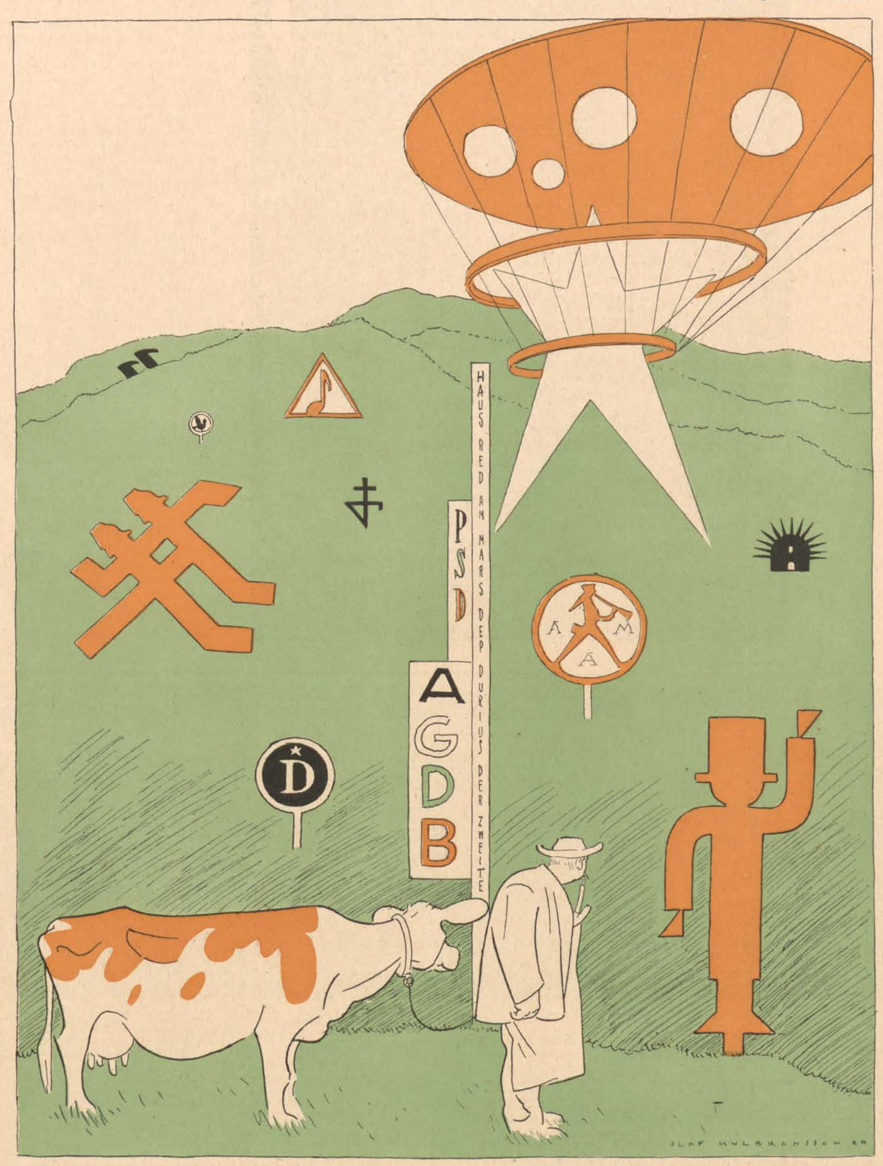
(Zeichnung von M. Frischmann)



„Ohne Propajanda kommste zu nischt — ick hab' jestan ene Annonce uffjeje'm: Erzieherin, streng individuell, erteilt spanischen Unterricht."

Die ideale Landschaft

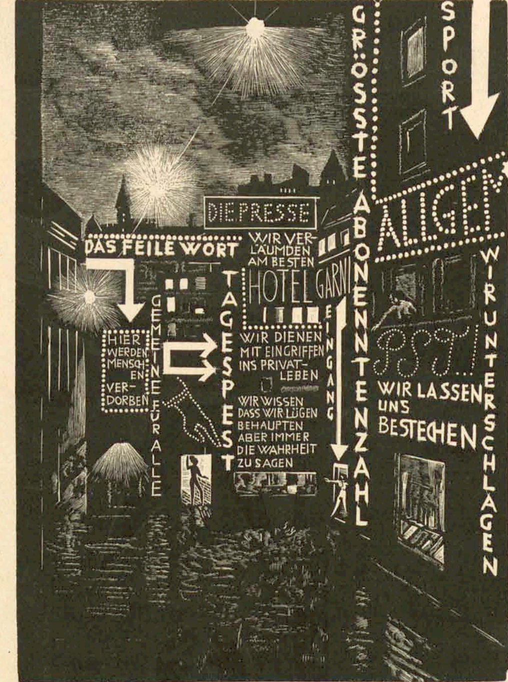
(Zeichnung von O. Gulbransson)



O Täler weit, o Höhen — —!

Revolver-Presse

(Zeichnung von Karl Rössing)



Im „Kaufhaus der Dame"

Vor dem Warenhaus hatte Rudolf plötzlich die Anwandlung, wie ein reicher Amerikaner für Claire einzukaufen. Er hatte ja Phantasie. Also hinein!

Er ging von Tisch zu Tisch — alles zu teuer — hat sich was mit reichem Amerikaner, wenn man nichts als Phantasie besitzt!

Ernüchtert und gelangweilt stand er herum, da sah er einer ungewöhnlich hübschen Dame, die sich im selben Moment merkwürdig forschend umsah, in die Augen.

Sie hatte, wie Frauen es lieben, in Seidenstrümpfen gewühlt und ging, sich unruhig nach ihm umsehend, weiter.

Oho! sagte er elektrisiert bei sich — die ist nett, die kauf' ich mir! (Damit ich immerhin etwas hier kaufe.) Schnell ging er auf sie zu: „Gnädige Frau, ich —"

Ein blutleeres, angstverzerrtes Gesicht starrte ihn an.

„Ich flehe Sie an —." Die Dame hob die gefalteten Hände zu ihm auf.

„Aber ich bitte — — —", stammelte er, doch sie ließ ihn nicht zu Wort kommen: „Schonen Sie mich", sagte sie hastig, „machen Sie kein Aufsehn — folgen Sie mir zum nächsten Ausgang!"

Als er betroffen und seltsam erregt neben sie trat, öffnete sie ihren Mantel und sagte: „Die zwei Paar Strümpfe und das bißchen Seidenband sind alles — — — glauben Sie mir doch — ich — ich will es nie wieder tun! Mein Gott, wie ich mich schäme!"

Damit war sie auch schon davon.

Nachdenklich betrachtete er das Seidenband und die zwei Paar Strümpfe.

„Immerhin", sagte er dann vergnügt, „auf zu Claire!"

R. L.

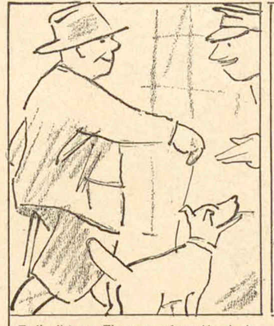
Lieber Simplicissimus!

Mein Mann will der Kinder wegen nicht auf das tägliche Tischgebet verzichten. Abends kommt er abgehetzt und todmüde von unzähligen Telephongesprächen nach Hause, stellt sich hinter seinen Stuhl, neigt den Kopf und sagt: „Hier Westdeutsche Filzschuhfabrik Schwarz und Co."

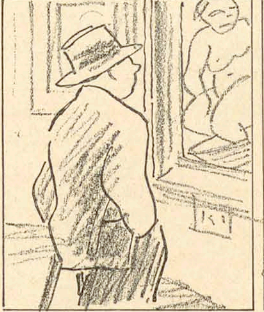
Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., **Wien I, Wollzeile 11** • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder, Stuttgart**

Emil, ein Warenhausbesucher

(Zeichnungen von Wilhelm Schulz)



Emil gibt am Eingang seinen Hund ab, der gratis gefüttert und gewaschen wird.



Emil, Mann von Kultur, ignoriert Schuhwaren und Trikotagen und verweilt bei freiem Eintritt in der Gemäldegalerie.



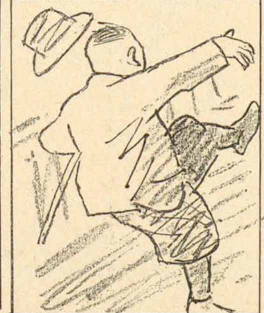
Danach läßt er sich kostenlos die neuesten Schlager der Saison vorspielen,



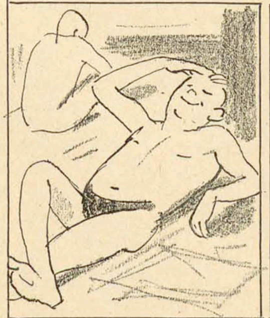
nimmt eine Gratisprobe des neuen Mokka-Extra zu sich



und läßt sich in der Buchabteilung über die letzten Neuerscheinungen berichten,



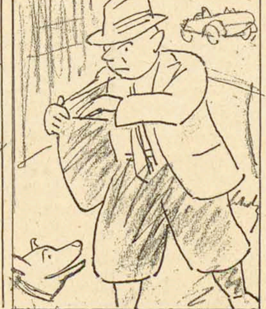
benützt dann die Rolltreppe zu einigen gymnastischen Übungen



und nimmt schließlich ein Sonnenbad auf dem Dachgarten.



Der Lift bringt Emil wieder ins Parterre zu einer Kostprobe der neuen Pralinen.



Danach läßt sich Emil seinen Hund wieder bringen. Auf der Straße muß er leider bemerken, daß ihm seine Brieftasche mit Paß und 280 Mark gestohlen wurde.

Geburt der Reklame

(Karl Arnold)



„Adam, ich sage dir, das muß eine besonders gute Marke sein!"

Saxophone auf Lesbos

Propagandaroman

74. Fortsetzung

„Ich hasse dich!" zischte sie durch ihre indanthren-smaragdgrünen Lippen und zerknäulte die I.-G.-farbige Mannesmann-Neonröhre zu formloser Melasse, daß die Telefunken sprühten. Dann warf sie sich schluchzend auf die frisch gekirnte Opel-Ottomane, von seidenweicher, mit Formamint gepflegter Frisur à la Greta Garbo umwallt.

Jack Brown, die unverwüstliche Mauxion-Gesundheitspfeife zwischen den brutal entblößten Stiftzähnen, zog einen sechsläufigen Parker Duofold aus der vorderen Gesäßtasche und zielte kaltblütig auf das wehrlose Weib.

Plötzlich wurde die Tür des Zimmers aufgerissen, auf unhörbaren Reemtsma-Crêpe de Chinin-Sohlen trat ein herkulisch gebauter Herkules ins Gemach, und ehe Jack Brown sich zur Wehr setzen konnte, streckte ihn ein Schuß aus einem kleinkalibrigen Bemberg mit Goldstempel zu Boden, und sein Blut färbte den Nirosta-Teppich blutigrot.

Das Weib war angesichts der furchtbaren Aufregungen in eine wohltätige Ohnmacht gesunken, kam aber sogleich wieder zu sich, als ihr Retter ihr Stirn und Schläfen mit Hautana extra dry benetzte. Ein paar Schluck feurigen Borsalinos aus einem Zeiß-Punktal-Glas brachten sie vollends zu Kräften, und leidenschaftlich hielten die Wiedervereinten sich umschlungen, während der süße Duft von Sarotti 4711 sie umwölkte.

Dann trug Moritz Mädler — denn kein anderer war der Retter — die Geliebte auf starken Armen die Treppe hinunter zu seiner freudig aufwiehernden achtkarätigen Johann-Maria-Farina-Innensteuerlimousine, öffnete den Reißverschluß der Tür und bettete die Frau sanft in die asbach-uralt-lavendelfarbenen Polster...

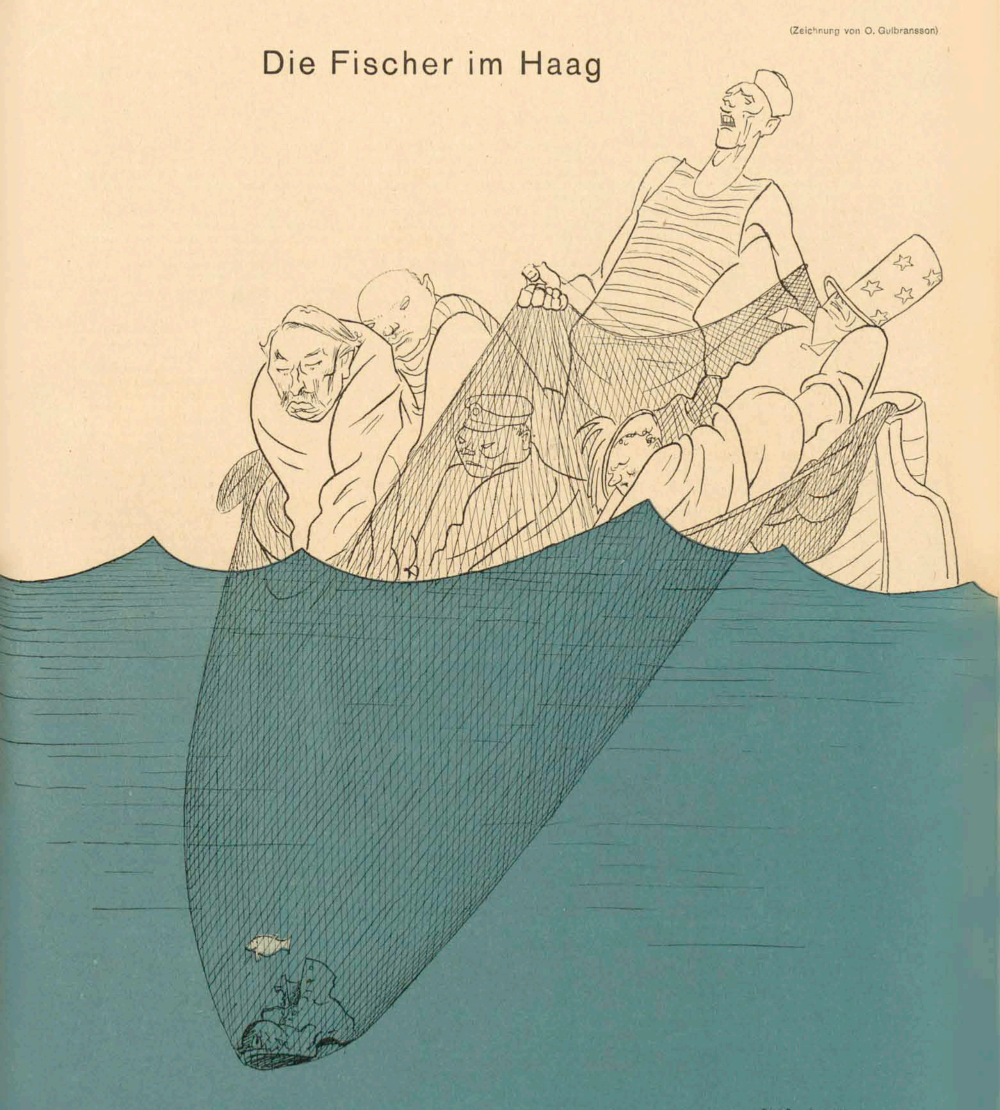
(Fortsetzung folgt)

Stuttgart, 19. August 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 21

SIMPLICISSIMUS

(Zeichnung von O. Gulbransson)

Die Fischer im Haag



„Wenig — aber gemeinsam!"

S u m m a s u m m a r u m

Wir halten nicht allzuviel von pathetischen Wendungen,
wir finden die Lage sozusagen immerhin erträglich,
denn was beweisen die täglichen 35 000 Pfändungen
und wen erschrecken die lumpigen 10 000 Offenbarungseide
täglich?

Sicher den nicht, der mit Eckener kühn um die Welt fährt —
9000 Dollar für ein Billett sind — sagen wir: erschwinglich —
und die Reklame fürs Vaterland hat auch ihren Geldwert;
immer mal wieder genannt zu werden ist vor allem
dringlich.

Wir wenden den Blick von dem Gerichtsvollzieher ab und
kehren das himmelblaue Hoffnungsauge dem Haag zu;
jeder von 70 Millionen Deutschen hat Anspruch auf ein Grab und
droben schlägt Einer über uns milde lächelnd den Sarkophag zu.

Peter Scher

D i e B i t t e r k e i t d e s L e b e n s

Der Junggeselle Daberkow, ein pensionierter Volksschullehrer und Choleriker, kaufte sich zum Abendbrot ein viertel Pfund Landleberwurst und ein Ei. Er gab dem Verkäufer eine Mark und bekam fünfundvierzig Pfennig wieder. „Bitte", sagte der Verkäufer höflich und legte das Geld auf ein Zahlbrett aus grauem Filz, worauf das Wörtchen Danke! zu lesen war. Daberkow steckte Wurst, Ei und Geld in die Tasche und ging. An der Tür aber drehte er sich nochmals um, denn er sah sich genötigt, dem Verkäufer eine Rüge zu erteilen.

„Haben Sie noch etwas vergessen", fragte der Ahnungslose.

„Ich nicht", sagte Daberkow. „Aber Sie."

„Nicht, daß ich wüßte", sagte der Verkäufer.

„O doch! Sie haben sich nicht bedankt."

„Es ist möglich, daß ich das in der Eile vergessen habe. Aber das Wort Danke steht immerhin groß und breit auf dem Zahlbrett."

„Von groß und breit", protestierte Daberkow, „kann gar nicht die Rede sein. Machen Sie sich nicht auch noch einer Übertreibung schuldig."

„Jedenfalls ist es groß genug, um von jedem gesehn zu werden, der es sehen will."

„Es ist nicht meine Pflicht, auf das Wort zu achten, aber Ihre, es auszusprechen. Sie sind doch schließlich kein Straßenbahnschaffner, der es nicht nötig hat."

Der Verkäufer hatte weder Zeit noch Lust, Daberkow lange anzuhören, und sagte energisch: „Mein Herr, es ist sieben Uhr durch, und ich muß Sie bitten, den Laden zu verlassen."

„Wenn Sie sich bedankt hätten, wie sich's gehört, wäre ich schon längst fort."

„Ich habe meine Zeit nicht gestohlen. Gehn Sie jetzt, bitte."

„Sie haben mich herausgefordert durch Ihr unkorrektes Benehmen. Und wenn das Wort hundertmal auf dem Zahlbrett stünde — Sie haben es auszusprechen. Schließlich sind Sie doch kein Schalterbeamter, der 's nicht nötig hat."

„Sie machen mich schwach, Herr! So gehn Sie doch schon! Ich muß den Laden schließen, sonst kommt mir die Polizei auf den Kopf."

„Ich hätte wahrhaftig Lust, Ihnen die Ware zurückzugeben!"

„Seien Sie froh, daß ich sie Ihnen verkauft habe. Gehn Sie doch in die Kneipe, wenn Sie durchaus stänkern wollen!"

„Wenn Sie obendrein frech werden, geschieht etwas! Sie!!"

„Ich schmeiße Sie raus, wenn Sie nicht gleich gehn. Drei Jahre bin ich in diesem Laden, aber so etwas habe ich noch nicht erlebt!"

„Wollen Sie sich nachträglich bedanken oder nicht?"

„Ich werde Gott danken, wenn Sie raus sind!"

„Von Rechts wegen müßte man Ihnen das Zahlbrett um die Ohren schlagen, Sie Schlumps, Sie!"

„Und Ihnen in die Fresse, Sie Napfkuchen! Wenn Sie jetzt nicht sofort gehn, hol ich einen Grünen."

Er wollte Daberkow hinausdrängen.

„Fassen Sie mich nicht an", schrie dieser, „sonst geschieht ein Unglück. Ich werde Ihnen Anstand beibringen! Sie! Sie!! Ich werde Sie im Lokalanzeiger so anmalen, daß kein Hund mehr Ihren Dreckladen betreten wird! Der Mißbrauch Ihres Zahlbretts wird Sie ein Vermögen kosten!"

Nun aber schubste der Verkäufer Daberkow hinaus, verschloß die Tür und ließ den Rollbalken heruntersausen.

Daberkow würgte, als er nach Hause kam, zuerst die Wurst hinunter, dann kochte er das Ei. Er hatte Malheur an diesem Abend. Das Ei platzte, und er konnte es nicht essen. „Viel zu fressen hat man schon nicht", schimpfte er ganz laut, — „aber nich' mal das wird einem gegönnt! Man müßte überhaupt so lange nichts zu sich nehmen, bis alle Kaufleute verhungert sind! Bis so 'n Ladenschwengel so lange ‚Danke!' brüllt, daß er hin wird. Was uns Deutschen fehlt, ist so 'n kleiner Mussolini! Zuerst bezahlt man zwanzig Pfennig für ein Ei, dann bedankt sich so 'n lausiger Ladenschwengel gar nicht, und schließlich platzt das Ei beim Kochen. Armes Deutschland, wann kommt dir ein Retter!"

Joseph Adler

Erfolg

Von O s s i p D y m o w

Ein ungewöhnlich heftiger, wütender Haß herrschte zwischen zwei amerikanischen Schriftstellern, McDugal und O'Konelly. Beide mußten noch jung sein, denn ihre Namen tauchten erst vor kurzem in den Spalten der Tagesblätter und Zeitschriften auf.

O'Konelly schrieb Erzählungen und Romane, und sobald eines seiner Werke erschien, stürzte sich der Kritiker McDugal mit schäumendem Munde auf den unglücklichen Autor. Was mußte dieser sich nicht sagen lassen! Was für Beschimpfungen, Verleumdungen, Verdächtigungen hagelten auf sein armes Haupt! Der bitterste Sarkasmus, die beißendste Ironie, Beschuldigungen des Plagiats, der Unlogik, der Talentlosigkeit, der Unverschämtheit, des Größenwahns — nichts fehlte in diesem grimmigen Angriff. Der Kritiker sah mit Bestimmtheit voraus, daß der Autor im Irrenhaus enden werde, wie es bei seiner Mutter und dem Großvater väterlicherseits der Fall gewesen sei.

Das Publikum war überrascht von dem vulkanischen Ausbruch dieser nie versiegenden Schmähkraft. Doch empfand man es angenehm, daß irgend jemand heruntergemacht wurde, und noch dazu so schwungvoll.

„Haben Sie schon gelesen?" fragte einer den anderen. „Das nenn' ich gepfeffert! Sie müssen es unbedingt lesen!"

Und man beeilte sich daraufhin auch das Buch kennenzulernen, um dessentwillen diese flotte, giftige Kritik geschrieben wurde.

Die Verleger wußten, daß O'Konellys Werke nicht unbemerkt blieben, und druckten ihn gern. Aber ebenso willig druckten die anderen Verleger die Kritiken McDugals, ihrerseits wissend, daß auch sie vom Publikum beachtet und eifrig verschlungen werden.

„O'Konelly wird eines Tages McDugal ermorden", prophezeiten die Leser.

Als ich einmal ein kleines, abseits gelegenes Kaffeehaus betrat, sah ich sie beide — O'Konelly und McDugal — gemeinsam, in friedlicher Eintracht zu Abend speisen.

Auf meinen erstaunten, fragenden Blick hin erklärte McDugal gelassen: „Es war für uns beide die einzige Möglichkeit, die Presse zu erobern und bekannt zu werden..."

Und O'Konelly fügte hinzu: „Wollen Sie hören, wie er mich morgen verreißt? Großartig, sage ich Ihnen! Diesmal hat er sich selbst übertroffen! Nehmen Sie Platz und hören Sie zu..."

(Autorisierte Übersetzung von O. Gabrielli)

Vom Tage

Bayern führt wieder Orden ein.

Professor Pfaundler teilte in der Kinderklinik mit, daß die Enuresis nocturna angesichts ihrer häufigen psychogenen Verursachung auch mit Erfolg psychotherapeutisch bekämpft werde, und sei es auch nur mit einfachen Mitteln; so sei es an seiner Klinik üblich, daß die kleinen Patienten, wenn sie einmal während der Nacht schön trocken geblieben seien, am Morgen einen Orden angeheftet erhielten, den sie den ganzen Tag stolz durch die Abteilung trügen.

•

Aus den Satzungen eines Hilfsvereins in der Schweiz, der gelegentlich der Tagung des Generalverbandes seine Statuten abgab:

„Zweck des Vereins ist, hilfsbedürftigen Landsleuten jederzeit mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und alle Reichsangehörigen beiderlei Geschlechts zu gemeinsamer Liebestätigkeit zu sammeln. Es ist dem Verein freigestellt, seine Tätigkeit auch auf andere deutsche Sprachgenossen auszudehnen." —

Der anwesende Delegierte der Gesandtschaft erbat sich schmunzelnd ein Exemplar dieser Statuten zu den Akten, um das Auswärtige Amt über die praktische Tätigkeit des Hilfsvereins gebührend zu benachrichtigen.

•

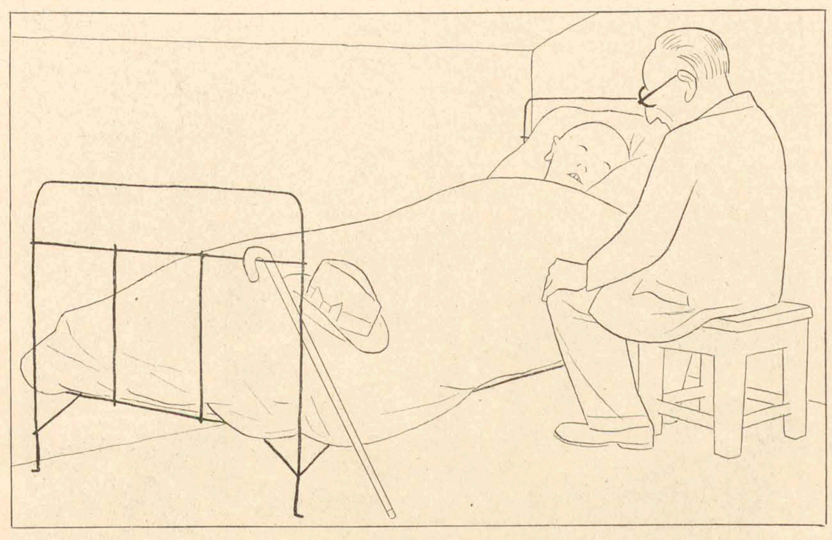
Die „Ostdeutsche Verkehrszeitung" schreibt:

Von k ü n s t l e r i s c h e n V e r a n s t a l t u n g e n in Königsberg Pr. finden im Monat Juli folgende statt: Am 16. und 17. Juli Kaltblutauktionen auf dem Messegelände.

Sonach hat sich in Ostelbien nichts geändert.

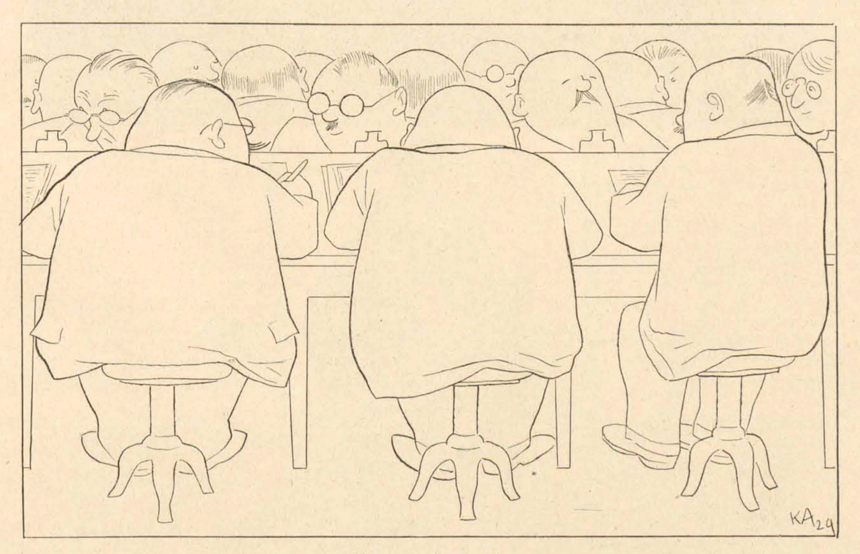
Soziale Fürsorge

(Karl Arnold)



Kassenarzt

„Ein Höhenkurort könnte Ihnen helfen — aber das erlaubt uns die Krankenkasse nicht."



Kassenbeamte

„Ja, alle können wir nicht zugleich in Urlaub — einer muß doch für die laufenden Geschäfte dableiben."

Janmaat

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)

Hat gut er seinen Priem verstaut,
Spuckt er nach Luv und Lee,
Es ist ein alter Maat, der schaut,
Geht da ein Schiff in See.

Und ist es eine schmucke Brigg,
Kann es nicht anders sein,
Daß seine Seel im Augenblick
Fährt lustig hinterdrein.

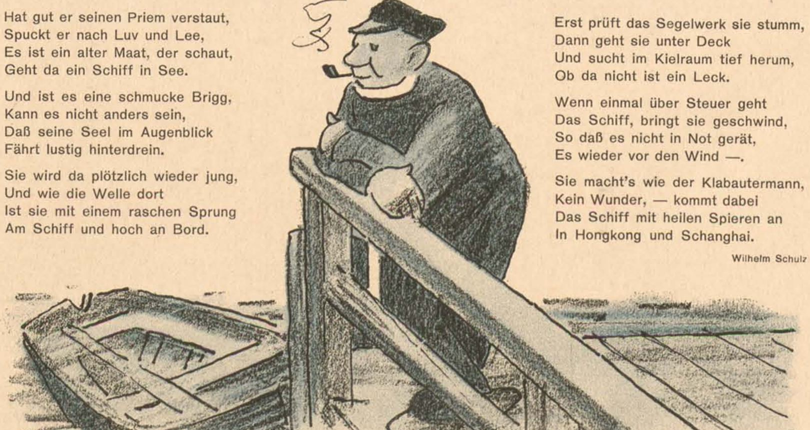
Sie wird da plötzlich wieder jung,
Und wie die Welle dort
Ist sie mit einem raschen Sprung
Am Schiff und hoch an Bord.

Erst prüft das Segelwerk sie stumm,
Dann geht sie unter Deck
Und sucht im Kielraum tief herum,
Ob da nicht ist ein Leck.

Wenn einmal über Steuer geht
Das Schiff, bringt sie geschwind,
So daß es nicht in Not gerät,
Es wieder vor den Wind —.

Sie macht's wie der Klabautermann,
Kein Wunder, — kommt dabei
Das Schiff mit heilen Spieren an
In Hongkong und Schanghai.

Wilhelm Schulz



Anreh / Von Hermann Münzel

Ihr Vater trug sehr hohe steife Kragen und hatte eine frische, glattrasierte, rotbraune Haut und fröhliche Augen. Ihre Mutter war weich und anlehnungsbedürftig. Sie war um 1890 groß geworden und hatte vor ihrer Ehe niemals geküßt.

Als Anreh ins Lyzeum ging, war Krieg. Sie wog sich morgens auf der Briefwaage das Brot ab, das sie zum Frühstück mitnahm. Sie war schlank, schmal und unterernährt. Als Obersekundanerin liebte sie glühend eine kleine frauliche Mitschülerin, die Sommersprossen, dünnes blondes Haar und runde dicke Brüstchen hatte.

Während der Inflation machte sie ihr Abitur. Sie studierte Jura und rauchte täglich zehn Zigaretten. Sie war gegen den Willen ihrer Mutter nach Berlin gegangen, sah blaß und dünn aus und hatte eine viel zu große spitze Nase und hungrige Augen.

Sie geriet in einen Kreis aufgeregter junger Menschen, die Schiller- und Gummikragen trugen, lange ungekämmte Haare hatten und sich ständig stritten. Sie trafen sich in einem niedrigen, luftlosen Café in der Friedrichstraße, in dem Russen und brotlose Maler herumsaßen und Zigaretten rauchten. Sie warfen ihre abgewetzten Kollegmappen auf die fleckigen, zersprungenen, runden Marmortische, bestellten eine Tasse Kaffee und debattierten erregt und nächtelang über die Regierung, über Gott, Sozialisierung, Vatermord und freie Liebe. Anreh schwärmte für die Gleichberechtigung der Frauen und saß neben einem kleinen, bleichsüchtigen Pfarrerssohn aus Hinterpommern, der in einer sozialistischen Zeitung eine verwirrte unreife Parodie über die Bergpredigt veröffentlicht hatte und daraufhin von seinem Vater verstoßen worden war. Er war seitdem Gelegenheitsreporter kleiner Zeitungen; seine Mutter schickte ihm hinter dem Rücken des Pfarrherrn manchmal etwas Geld.

Er brachte Anreh häufig nach Hause. Er bekam großes Vertrauen zu ihr. Er kam zu ihr zum Abendessen und trug eine Lederkrawatte und einen dunkelgelben Rock mit vielen Fransen. Anreh schnitt die Fransen mit einer Schere ab und nahm ihn mit, um Margarine und Aufschnitt zum Abendessen einzukaufen. Er schüttete ihr sein Herz aus. Er war ein großes unreifes Kind. Anreh mochte ihn gern.

Es war gegen Ende des Wintersemesters. Anrehs Mutter schrieb ihrer Tochter endlose Ermahnungen, sie solle in frischer Luft spazierengehen, sich warm anziehen, früh schlafen gehen. Anreh und der Pfarrerssohn unterhielten sich nachts in dem dunstigen, aufgeregten Stimmengewirr des Cafés über die Stellung der Frau. Anreh hatte noch nie einen Mann geküßt und hielt es für erniedrigend, warten zu müssen, bis sie einem gefiel. Der Pfarrerssohn stimmte ihr eifrig zu und fuhr heimlich über ihren Unterarm. Als er ihr auf dem Heimweg ungelenk und verlegen über die Gerüste des Untergrundbahnbaus in der Friedrichstraße hinweghalf, und sie gerade auf einem schmalen, dunklen Brettersteg balancierten, nahm sie plötzlich seinen Kopf in ihre Hände und küßte ihn lange und nachdrücklich auf den Mund. —

Um Ostern hustete sie, hatte Brustschmerzen und mußte den Sommer über zu Hause bleiben. Sie lachte beim Mittagessen lustig über die Fröhlichkeiten ihres Vaters. Die rührende Fürsorge ihrer Mutter war ihr lästig. Sie ließ sich die Haare kurz schneiden und lernte bei Bekannten einen jungen jüdischen Rechtsanwalt kennen. Er hatte wohlgerundete, rötlich schimmernde Hamsterbäckchen und trug einen goldenen Kneifer und geschmackvolle, sorgfältig ausgebügelte blaue oder hellgraue Anzüge.

Er verstand, klug, eingehend und verbindlich über viele Dinge zu reden. Die blasse Studentin mit den glattanliegenden schwarzen Haaren und den sehnsüchtigen Bewegungen fiel ihm auf. Er stritt sich mit ihr zwei Abende hindurch. Dann verabredeten sie gemeinsame Spaziergänge. Sie geriet ganz in den Bann seiner geistreichen, zersetzenden Gedanken, die er mit einer weichen, einschmeichelnden Stimme vortrug. Sie bildete sich ein, ihn zu lieben, und sie küßten sich. Anreh magerte ab und bekam glänzende, fiebrige Augen mit großen blauen Ringen darunter. Ihr Vater mochte den Anwalt nicht leiden, redete mit ihr mehrfach ernsthaft über ihn und verbot ihr schließlich, mit ihm zu verkehren.

Anreh liebte ihren Vater und fühlte sich sehr unglücklich. Sie ersann ein ganzes Semester lang jeden Nachmittag Ausreden und schützte Kollegs und Verabredungen mit Freundinnen vor, um sich mit dem Anwalt zu treffen. Aber sie litt unter seinem Einfluß, und die Unehrlichkeit gegen ihren Vater tat ihr weh. Schließlich ging sie zu einem

(Schluß auf Seite 256)

Misanthropologie

Schöne Dinge gibt es dutzendfach.
Aber keines ist so schön wie diese:
eine ausgesprochen grüne Wiese
und paar Meter veilchenblauer Bach.

Und man kneift sich. Doch das ist kein Traum.
Mit der edlen Absicht, sich zu läutern,
kniet man zwischen Blumen, Gras und Kräutern.
Und der Bach schlägt einen Purzelbaum.

Also das, denkt man, ist die Natur?
Man beschließt, in Anbetracht des Schönen,
mit der Welt sich endlich zu versöhnen.
Und ist froh, daß man ins Grüne fuhr.

Doch man bleibt nicht lange so naiv.
Plötzlich tauchen Menschen auf und schreien
Und schon wieder ist die Welt zum Speien.
Und das Gras legt sich vor Abscheu schief.

Eben war die Landschaft noch so stumm.
Und der Wiesenteppich war so samten.
Und schon trampeln diese gottverdammten
Menschen wie in Sauerkraut herum.

Und man kommt, geschult durch das Erlebnis,
wieder mal zu folgendem Ergebnis:
Diese Menschheit ist nichts weiter als
eine Hautkrankheit des Erdenballs.

Erich Kästne

Der Bürger

Jeder Bürger hat ein Weib, das er beschattet,
Jeder Bürger spiegelt sich in seinem Kind,
Jeder Bürger hat ein Heim, und er gestattet
Manchmal, daß die Heimatlosen seine Gäste sind.

Jeder Bürger zieht um seinen Garten
Einen ganz erschrecklich hohen Zaun,
Daß die Lumpen nicht, wie zu erwarten,
Seine Hühner und die Birnen klaun.

Und an seine schwerverschlossene Türe
Nagelt er ein blankes Messingschild,
Daß er, Gottlieb Schulze, diesen Namen führe,
Und die zweite Tür für Lieferanten gilt.

Jeder Bürger haßt das Wort „Unendlich",
Ihn erfreut der klar gemess'ne Kreis,
Was ihm selbst als Mittelpunkt erkenntlich,
Heißt er „Welt", und er bestimmt den Preis.

Peter Strom

Abschied

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Bleib' mir treu, Hilde — un' denn schreib' ich dir, wenn ich wiederkomme — un' denn kann der andere gehn."

Chauvinismus

Ein paar Wochen nach Kriegsausbruch, 1914, trifft Karl Hollitzer, der Sänger und Historienmaler, seinen Freund Peter Altenberg in einem Ringstraßen-Café.

Altenbergs Brust ist mit Abzeichen besät: „Gott strafe England!" — „Die Serben sollen verderben!" — „Fluch Japan!" Er gleicht mit der Menge von 5-Kreuzer-Orden, -Sternen, -Blanketten, -Medaillen dem Schaufenster eines Jux-Basars.

„Ich versteh' dich nicht", sagt Hollitzer, „daß du so herumgehst. Bist du ein Chauvinist geworden?"

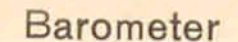
„Ja!!" ruft Altenberg, „ich bin es geworden! . . . Ich hasse unsere Feinde! . . . Sie haben den Krieg angefangen. Und warum? Aus Neid! . . . Dieses ruhige, ehrliche, arbeitsame, wunderbare, heilige, geniale deutsche Volk war ihnen natürlich ein Dorn im Aug' . . . sie wollen es vernichten — die Neidlinge!"

„Weißt du, Peter", erwidert in seiner behäbigen Ruhe der Kriegsmaler, „alles, was recht ist, aber du mußt objektiv sein. Denk' doch nur an den gewissen Preußentypus . . . wenn sie zu uns hereingekommen sind, laut, arrogant, mit 'n großen Maul . . . nix war ihnen recht . . . diese präpotente Art, aufdrahrerisch, großsprecherisch . . . mit den steifen Krägen und unmöglichen Hüten . . . die schreckliche Aussprach' — weißt du, ich hab' mir oft gedacht, man sollte diese Leut' einmal ein bissel zwiebeln . . ."

„Zwiebeln?" schreit Altenberg und haut auf die Tischplatte: „Ausrotten!!!"

Und dabei beginnen alle Abzeichen auf seiner Brust zu scheppern.

Anton



Barometer

(Zeichnung von E. v. Kreibig)



„Die Olle flennt — sollte ick schon wieder besoffen sein?!"

Nächtliche Ruhestörung

Klock Mitternacht kam ein Matrosengang
eine pikfeine Gartenstraße lang,
ahoi und rums hallo.

Er wollte, verdammich, zurück an Bord
und steuerte falsch, drei Strich zu Nord,
ahoi und rums hallo.

Und sang, mein Gott, und schlug nicht fein
den Takt mit der Hacke auf den Bürgerstein,
ahoi und rums hallo.

War bloß ein kleiner Schanty von See,
von Versumpfen, Versaufen, mein Schatz ade,
ahoi und rums hallo.

Die Einwohnerschaft, die schön und tief
hinter den zuen Gardinen schlief,
ahoi und rums hallo.

Die wachte nacheinander auf;
denn das eklige Lied, das brüllte herauf,
ahoi und rums hallo.

Und das Lied griff in die Kissen, hallo,
an die schlafwarmen Herzen, und das war roh,
ahoi und rums hallo.

Und war so kalt, so laut, so leer,
so roh, so rauh wie das graue Meer,
ahoi und rums hallo.

Ein Blitz, ein Putz kam herbeigeeilt.
Doch da war das Lied schon davongeseilt,
ahoi und rums hallo.

Die feinen Kissen, die knirschten erbost
und suchten beieinander Trost,
ahoi und rums hallo.

Aber die Witfraun und die Jungfräulein
schliefen die ganze Nacht nicht mehr ein.
ahoi und rums hallo.

Hans Leip

Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.

(Schluß von Seite 253)

alten Stiftsfräulein, das ihren Vater früher einmal sehr geliebt hatte und eine entfernte Verwandte von ihm war, und erzählte ihr alles. Das Stiftsfräulein hörte ihr verlegen und mütterlich zu und wußte ihr nicht viel zu raten. Aber Anreh fühlte sich nachher wie erlöst und vermochte bald darauf, mit dem Anwalt zu brechen.

Nach einem halben Jahr ging sie ins Referendarexamen, schrieb klare und leichtverständliche Arbeiten und bestand das Examen ohne große Aufregung. Dann hustete sie wieder, fieberte und wurde schwer lungenkrank. Die Inflation war vorüber, und sie fuhr in Tirol und der Schweiz dreiviertel Jahre lang von einem Luftkurort zum andern.

Zuletzt kam sie nach Arosa, lag im Zimmer und sah Tag für Tag auf eine kahle, weißgetünchte Hauswand, auf der morgens drei Stunden lang die Sonne lag. Der Assistenzarzt des Sanatoriums war ein großer, breitschultriger Westfale mit borstigem, schwarzem Haar und einem verschlossenen Bauerngesicht. Er war ebenfalls lungenkrank. In dem Sanatorium lebten viele reiche Frauen, die nicht krank waren und vor Langeweile und Hysterie weinten. Anreh war immer noch krank und lag still und verfallen in den Kissen, mit einer langen weißen Nase und einem glutroten, brennenden Mund. Der Assistenzarzt pflegte lange an ihrem Bett zu sitzen. Er starrte sie unter seinen buschigen Augenbrauen wortlos an und lächelte unbehaglich über sich selbst.

Anreh erholte sich und durfte aufstehen. Sie saß mit dem Arzt und zwei süddeutschen Studenten jeden Abend auf einem hölzernen, überdachten Balkon über dem Tal und trank schweren alten Rotwein. Sie spöttelten über die anderen Gäste, philosophierten und gaben zuletzt mit stockenden, verschlafenen Zungen unverständliche und unzusammenhängende Weisheiten von sich. Der Arzt rauchte in kurzen, harten Zügen eine kleine Holzpfeife, nannte Anreh seine kleine Nichte und hüllte sie mit seinen schweren, von dicken Adern zerknoteten Händen sorgsam in Schals und Decken ein. Er unterhielt sich gern mit ihr.

Nach fünf Monaten fuhr Anreh halbgeheilt nach Hause. Der Arzt brachte sie zum Bahnhof, und sie fühlten beide plötzlich das Bedürfnis, im Wartesaal sehr viele kleine Gläser helles Bier zu trinken und sich Witze zu erzählen.

Anreh wurde in ihrer Heimatstadt Gerichtsreferendarin. Sie trug eine hauchdünne Schicht braunen Puder auf dem Gesicht, wenn sie aufs Gericht kam. Sie saß in einem dünnen, hellgrauen Seidenjumper auf der Gerichtsbibliothek und schrieb mit einer steilen, energischen Handschrift in dicke Aktenbündel. Die Kollegen an den Tischen in ihrer Nähe hoben schnuppernd die Köpfe in die Höhe und starrten sie gierig an, ohne daß sie es merkte.

Sie schrieb einen Kartengruß an den Assistenzarzt und erhielt von ihm einen Brief zurück. Seitdem wechselten sie regelmäßig Briefe. Der Arzt klagte ihr seine Sorge, nicht mit den nervösen, gelangweilten reichen Patientinnen fertig zu werden. Er fühlte sich unbeholfen. Sie schrieb ihm, daß sie ihn im Sanatorium alle verehrt hätten wegen seiner Fähigkeit, mit wenigen nachdenklichen Worten jede launische Kranke zu beruhigen. Er klagte Anreh seine Einsamkeit. Er saß seit sieben Jahren lungenkrank in dem Sanatorium auf dem Berge, trank Rotwein, stopfte seine kurze Pfeife und sah die Patienten kommen und gehen. Außer ihm selbst blieb niemand. Wenn Patienten fortgingen, verabschiedeten sie sich rührselig mit vielen Umarmungen und mit flatternden Taschentüchern und lauten Hallorufen den ganzen Weg bis ins Tal hinab. Dann kamen ein, zwei kurze Postkarten. Und dann war das Sanatorium vergessen. Anreh erzählte dem Arzt, wie stumpfsinnig und eingebildet ihr die Kollegen und Bekannten zu Hause vorkamen. Als sie mit dem Arzt drei Monate lang korrespondiert hatte, gestanden sie sich, daß sie sich lieb hatten.

Sie hatten große Sehnsucht, sich wieder zu sehen. Der Assistenzarzt ließ sich Urlaub geben und telegraphierte Anreh seine Ankunft. Er fuhr am Schwarzwald und an der Bergstraße entlang den Rhein herunter und ging im Gang des D-Zugs pfeiferauchend auf und ab. Als er in die Wohnung von Anrehs Eltern kam, saß in allen Zimmern unerwarteter Verwandtenbesuch aus Oberhessen herum und umarmte, befühlte, verwunderte und erzählte sich. Der Arzt stand überflüssig und ungeduldig in einer Ecke zwischen Plüschmöbeln und Korbsesseln, auf denen Familienbilder durcheinandergewühlt umherlagen, und forderte Anreh zu einer Rheinreise auf. Anreh packte einen kleinen Handkoffer mit Wäsche. Ihre Mutter schüttelte über ihre Rücksichtslosigkeit verärgert den Kopf. Weil die Verwandten Kaffee trinken wollten, hatte sie keine Zeit zu widersprechen.

Sie fuhren mit der Eisenbahn zum Rhein. Die Wagen waren heiß und staubig. Sie saßen allein im Abteil und erzählten sich und küßten sich. Sie aßen in Aßmannshausen in einer kleinen Gartenwirtschaft am Rheinufer zu Abend, die von Pärchen und selig Betrunkenen voll war, und Anreh bestand darauf, ihren Anteil selbst zu bezahlen. Nach dem Essen erörterte der Arzt schwerfällig und stockend, ob er Anreh würde heiraten können. Sie unterhielten sich einen Augenblick ernsthaft darüber, mit vielen beruflichen, gesundheitlichen und finanziellen Erwägungen. Dann fand Anreh das alles sehr komisch. Ihre Eltern würden ihr niemals erlauben, einen Lungenkranken zu heiraten. Vom Rhein lärmten späte Badende herüber. Betrunkene gröhlten. Die Luft war lau und müd. Sie tranken langsam und nachdenklich gelben Rheinwein. Dann gestanden sie sich ihre Sehnsucht, miteinander zu schlafen.

Als er sie das erstemal umarmte, war sie ganz wach und aufmerksam und gespannt. Erst in der zweiten Nacht kam ein großes Glücksgefühl über sie. Am nächsten Morgen empfand sie das Bedürfnis, einen Vormittag für sich allein in den Wäldern spazierenzugehen.

Nach vier Tagen fuhren sie nach Hause. Ihre Eltern waren über ihr langes Ausbleiben entsetzt. Sie ahnten nichts und schalten über die Unhöflichkeit gegen die Verwandten aus Oberhessen. Die Verwandten waren sehr zärtlich und fanden, daß Anreh frisch und erholt aussah und Farbe bekommen hatte.

Bedenkliche Maßnahmen

„Sparsamkeit", brüllt unsres Reichtags Löbe,
„Sparsamkeit ist oberstes Gebot;
von dem M. d. R. bis zur Amöbe
tut sie allen Lebewesen not!

Viel zu viel Papier und Enveloppen
konsumierte dieser hohe Saal.
Drum so gilt es, resolut zu stoppen
den Bezug von Schreibmaterial!"

. . . O wie grausam ist es und betrüblich,
wenn nun mancher hartgeprüfte Mann
seiner Gattin nicht mehr so wie üblich
aus der Sitzung Briefe schreiben kann —

oder bestenfalls auf einem Bogen,
den er selber teuer kaufen muß!
Wird der Nutzeffekt nicht aufgewogen
durch erhöhten häuslichen Verdruß?

Ach, dies fortgesetzte Sparenwollen
bringt Herrn Löbe sicher noch dahin,
daß auch die beliebten weichen Rollen
sich dem Allgemeingebrauch entziehn.

Ratatöskr

Geschäftliche Notizen

Victoria-Auslandserfolg! Einen neuen ganz hervorragenden Auslandserfolg hat Victoria im vierten nationalen Salzbergrennen, das am 7. Juli stattfand, zu verzeichnen. Grohmann-Innsbruck stellt mit seiner 600 ccm Victoria-Beiwagenmaschine einen neuen Streckenrekord für Beiwagen auf. Er absolvierte die Strecke, die als eine der schwierigsten Rennstrecken Europas bezeichnet wird und die die größten Anforderungen an Fahrer und Maschinen stellte, in 6 Minuten 48,4 Sekunden.

Die Dollar-Internationale

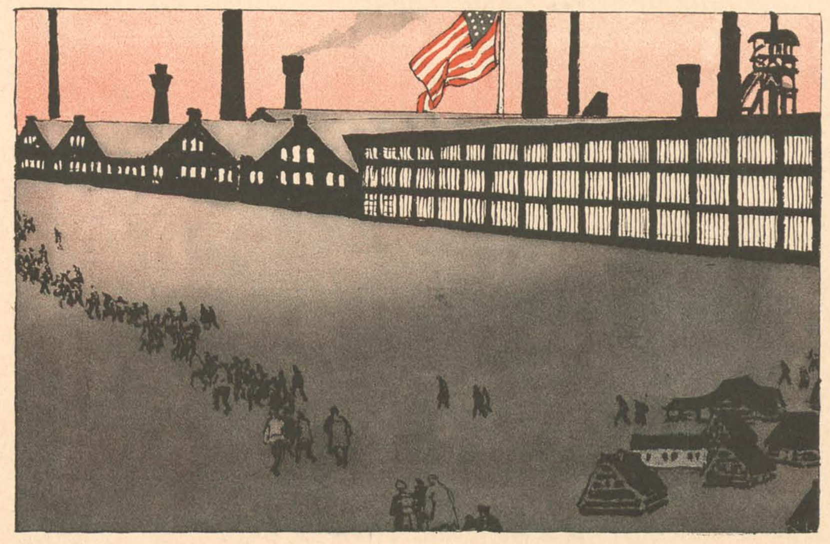
In Amerika

(Zeichnungen von E. Thöny)



„Hinaus mit dem Sowjet-Stern!"

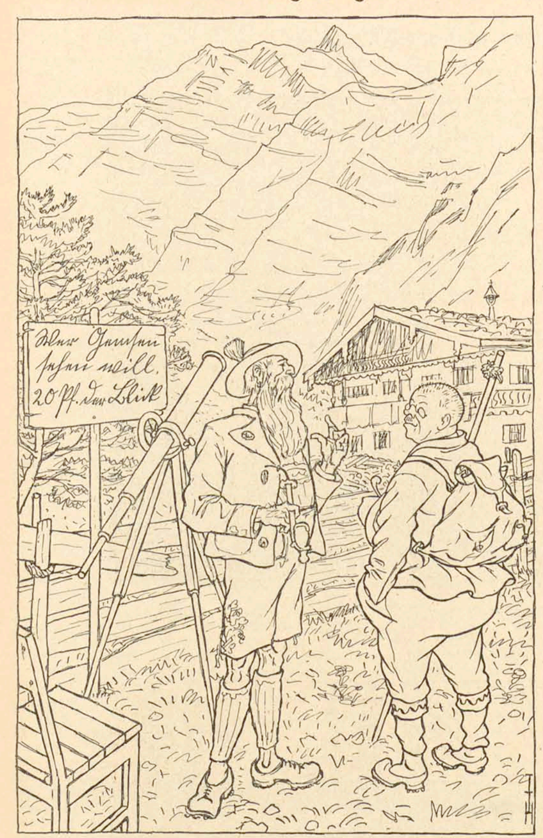
In Rußland



„Herein mit dem Sternenbanner!"

Im Gamsgebirg

(Th. Th. Heine)



„Nee, da guck 'ch nich durch — ich gloobe nich an Gäms'n, ich bin je nich gadolisch."

Gruß aus dem Seebad

Vom Zimmer aus seh ich die Wogen glänzen.
Der Nepp im Kurhaus kennt keine Grenzen!
Und dafür gibt's in der Früh ein Lorke —!!
Doch der sonst'ge Betrieb, der ist edelknorke.

Wenn du sähst, wie die Männer hier auf mich fliegen!
Ich könnte dich täglich zehnmal betrügen,
aber du weißt ja: ich liebe dich sklavisch!
(Schick' bitte zwohundert Em telegraphisch!)

Die Trude Plaschke von nebenan
wohnt hier privat mit 'nem fremden Mann
und glaubt, der heiratet sie —: na, die irrt sich!
und außerdem ist er schon weit über vierzig.

Ich mensendiecke und kann schon die Kerze,
und beim Baden treiben wir kindliche Scherze:
Herr Busch (der hat neben mir seine Burch)
taucht immer und schwimmt dann unter mir durch.

PS. Das tun die Herren hier allgemein —
was kann auch bei sein —?

Kaki

Sommerfrische

Frau von F. verbringt mit ihren Kindern den Sommer in einem kleinen oberbayrischen Dorf. Sie wohnen in einem Bauernhäuschen, in dem natürlich alles höchst primitiv ist. Auch der „gewisse Ort" zeichnet sich durch schlichteste Unkompliziertheit der Anlage und außerdem durch ein defektes Sitzbrett aus. Man findet sich schweigend damit ab. Aber nach einigen Tagen erhält Frau von F. Briefe. Die Bäuerin nimmt die Post in Empfang, liest die Adresse und ist sichtlich aufs höchste bestürzt. Bald darauf steht sie mit den Briefen vor der Mieterin. „Grad san dö Briaf fir Enk kemma", sagt sie atemlos. „Ja, dös ham mir jo gor nöt g'wißt, daß Ös „von" seids! Grad siach i's erscht auf dö Briaf! Ja, bal mir dös g'wißt hätt'n, na hätt' ma Enk do koa brochens Abortbrettl nöt geb'n!"

Lieber Simplicissimus!

An der Straßenecke erkundige ich mich bei einem gutgekleideten jungen Mann nach dem Wege. Da er mir einige unverständliche Worte antwortet und auf dem Rockaufschlag ein kleines Emailleschild mit den „stars and stripes" trägt, frage ich: „Sie verstehn wohl nicht Deutsch — sind Sie Amerikaner?"
„Nee, bin 'ch nich'!"
„Warum tragen Sie denn da die amerikanische Flagge?"
„Ach, ich duh mich bloß ab und zu e bißchen mit d'r engelschen Schbrache befassen."

•

In einer Ausstellung sah ich ein Gemälde: Die Nibelungen. In der Mitte überlebensgroß Siegfried, der Held. Er hat seinen Arm um die blonde Kriemhild gelegt; zu seiner Rechten Brunhild, leidenschaftlich-eifersüchtig eine rote Rose zerdrückend. Zwei junge Damen neben mir: „Du, was das wohl vorstellen mag?" — „Gott, bist du aber blöd', natürlich: Gentlemen prefer blondes!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder, Stuttgart**

Lieber Simplicissimus!

Im Münchner Hauptbahnhof. Es ist 16^19, kurz vor Abgang des Hamburger D-Zuges. Man drückt sich die Hände, man küßt sich und erteilt erregt letzte Ratschläge. „Er" steht am Fenster, „Sie" mit kleinem Töchterchen blickt mit nassem Auge hinauf zu ihm. Ich denke mir, er fährt sicher weit fort. Der Zug setzt sich langsam, vorsichtig in Bewegung, wie man es von einem vollbesetzten D-Zug eben gewöhnt ist. Taschentücher flattern. Sie: „Gott, muß man da lange winken . . ." Töchterchen: „Warum?" Mutter: „Weil der Zug so langsam hinausfährt."

•

Ich liege nach dem Bade in der Wiese am Ufer des Sees mit geschlossenen Augen und ausgebreiteten Armen auf dem Rücken. Leute nahen, und ich werde mit einem Spazierstock am Fuße berührt, so daß ich aufblicke.
„Och", ertönt eine Stimme über mir, „er läbt, un mir ham schon gedacht, hier läg' ä Dooder!"

•

Ich bin aus der Kirche ausgetreten und erzähle das beiläufig einem jungen Theologiestudenten im ersten Semester.
„Ja", sagt der nachdenklich. „Ich kann das wohl verstehen. Wenn ich nicht Theologie studieren tät', würde ich auch austreten."

•

Bekannte von mir haben ein neues Dienstmädchen vom Lande engagiert. Kürzlich gaben sie eine Gesellschaft. Als die Gäste sich verabschiedeten, drückten sie dem Mädchen, das an der Tür stand, wie üblich ein Trinkgeld in die Hand. Nur der kleine dicke Rechtsanwalt B. verschwand, ohne das Portemonnaie zu zücken. Worauf das Mädchen zur Frau des Hauses sagte: „Gnädige Frau, der Dicke hat nich bezahlt!"

•

Eine schwere Erkältung macht es mir unmöglich, den fälligen Gesangsabend zu besuchen. Ich steige eine Treppe tiefer zu meinem Sangesbruder Flipphan, damit er mein Fernbleiben entschuldige. Frau Flipphan öffnet die Tür. Gänzlich heiser hauche ich mühsam: „Ist Ihr Mann zu Hause?"
Darauf Frau Flipphan, wenn auch nicht heiser, so doch ebenso leise: „Er ist schon fort. Kommen Sie rein, kommen Sie rein!" Zieht mich hastig in den Vorsaal und umarmt mich leidenschaftlich.

Kollektiv: Zehn Autoren schreiben ein Stück

(Zeichnung von E. Schilling)



„Streiten wir uns doch nicht über Aufbau, Form, Inhalt und andere Details — wir dürfen froh sein, wenn der Regisseur den Titel unseres Stückes beibehält."

Zauberkünstler Alsberg

(Th. Th. Heine)



„Sie sehen hier den Angeklagten Stinnes klein und häßlich, wie der Staatsanwalt ihn darstellt.

Nun breite ich den Mantel meiner Gerechtigkeit über ihn, spreche: Eins, zwo, drei —

— und Sie haben nie eine leuchtendere Blüte der Unschuld gesehn.“

Nocturno

Es ist elf Uhr nachts, das Wetter schön, aber kühl. Drei weibliche Gestalten, viel zu sommerlich gekleidet, promenieren in respektvoller Entfernung von dem Standbild Schillers; sie sind in angeregtester Unterhaltung begriffen und übersehen sogar ein paar Fremdlinge sächsischer Herkunft, die von der Farbenpracht der Hüte fasziniert sind, die ihre Köpfe bedecken.

Der feuerrote Hut bleibt plötzlich stehen und faßt den kaisergelben fest beim Arm: „Wenn Alfred mich jetzt sitzen laßt, geh' ich ins Wasser . . .“

Der kaisergelbe läßt eine fettige Stimme hören: „Na, dann lass' dich nicht aufhalten, die Isar ist die ganze Nacht geöffnet . . .“

„Du bist gemein —!“

„Und du blöd, wenn du glaubst, daß Alfred bis zum jüngsten Tag mit dir gehn wird. Den kenn' ich doch schon länger wie du, dem hab' i c h beigebracht, was Liebe ist . . .“

Der kaisergelbe schneuzt sich heftig und winkt einem sehr soignierten Herrn mittleren Alters verlockend zu, der entsetzt seine Schritte beschleunigt. Das fraisefarbene Hütchen mischt sich jetzt ins Gespräch, dem es mit einem undefinierbaren Lächeln zugehört hat: „Ich versteh' nicht, daß ihr euch an etwas hängt, wo kein Halt mehr ist. Eure Zeit ist vorbei, jetzt komm' ich dran . . . Servus, ich muß jetzt gehn. Man muß pünktlich sein, wenn einer auf ein Mädel wartet, sonst hat er einstweilen eine andere . . . Lang wird er mir ja nicht treu sein, vielleicht heute und morgen noch, vielleicht auch ein paar Wochen . . . Aber das macht nichts . . . schön wird's sein! . . . Mit Alfred — —!“ Das fraisefarbige Hütchen ist in ein Taxi gesprungen und fährt davon.

„Saumensch! . . .“ rufen die beiden Verdutzten.

Dann ist es still.

Von irgendwoher schwebt eine Kinderstimme in die Nacht: Mutter!

Hugo Engelbrecht

Berliner Triumphe

Wir haben die meisten Arbeitslosen,
wir haben die größte Wohnungsnot!
Wo schlägt man und schießt man sich so viel tot?
Wo hat man solche Freitod-Haussen??

Wir sind aber nicht nur als Haupt- und als Großstadt
dem hehren Vorbild Amerika nah —:
es ist auch kein Platz in Deutschland da,
wo man geschäftlich sooo viel los hat!

Dem, der's zu bezweifeln sich erdreistet,
beweist es unsre Statistik glatt:
fast jeder zehnte Berliner hat
den Offenbarungseid schon geleistet!!

Und fehlte noch was, was den Endsieg besiegelt
— nach dem Season-Sieg als Nepp-Amüsierstadt —:
wir haben nun endlich sogar als Bierstadt
den von München gehaltnen Rekord überflügelt — — —

Karl Kinndt

Stuttgart, 26. August 1929 | **Preis 60 Pfennig** | 34. Jahrgang Nr. 22

SIMPLICISSIMUS

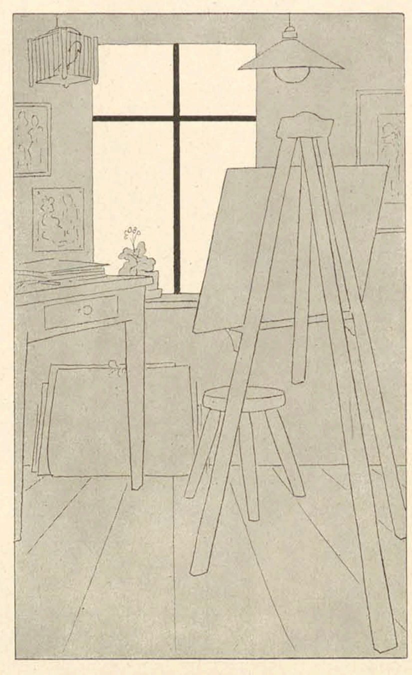
DIE DREI MUSKETIERE

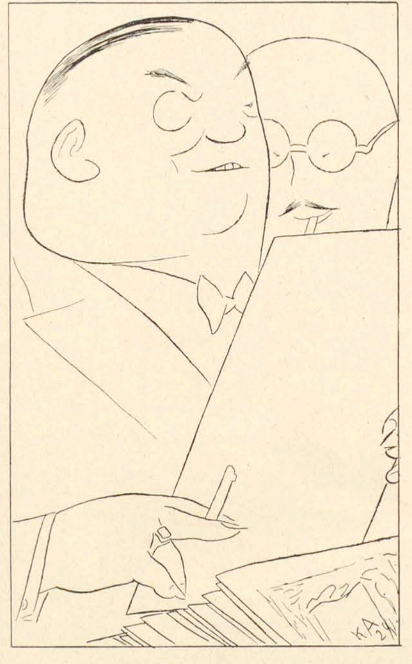


GETRENNT MARSCHIEREN
VEREINT SICH PRÜGELN

Heinrich Zille †

(Karl Arnold)





„Schade, nu is er nich mehr — nu sin' seine Elendsbilder Kapitalsanlage."

Korn

Von Ernst Kreuder

Diese Nacht war ungewöhnlich finster. Wagenschein bewegte sich gleichmäßig auf der stillen Landstraße seiner fernen Lagerstatt zu. Er war müde von den Diskussionen, die er mit den Freunden über die neue Ethik gehabt hatte, und träumte sich jetzt eine vage, südliche Landschaft aus, in die er mit Frieden eintrat. In den von schweren Düften erfüllten Gärten standen uralte Zypressen, mächtige Pinien und groteske, dicke Ölbäume, Zitronenbüsche blühten vor der weißen Mauer einer griechischen Kirche, an den Wegen blühte hoher Oleander, und durch das glatte, klare Geäst der Feigenbäume blickte ein milder, reiner blauer Himmel. Nun trat aus dem halbzerfallenen türkischen Badehause im Grunde des Gartens eine unverschleierte, bleiche Frau in den Schatten des Granatbaumes und rief ihn an . . . Ein Windstoß warf seinen Tellerhut auf die Erde und rollte ihn ein Stück voran. Er sprang ihm aufgeschreckt nach, und als er ihn eben zu fassen begann, erreichte ein dumpfer, menschlicher Laut sein Ohr. Er setzte den Hut flüchtig auf und horchte, erstarrt, in den Nachtwind. Sehen konnte er nichts in dieser Schwärze. Wer rief ihn hier in der Nacht?

„—loh!" kam es über den Weg und „—rüber . . ."

Wagenschein fühlte sich Augenblicke hilflos. Wollte man ihn heranlocken, um ihn zu berauben? Fast hätte er gerufen: „Ich habe kein Geld und keine Schmucksachen bei mir, lassen Sie mich weitergehen." Das entsprach der Wahrheit, und als er sich ihrer bewußt war, fiel die Furcht von ihm. Ohne es zu überlegen, hielt er die Hände an den Mund und rief: „Halloh, wo sind Sie denn?"

„Hier . . ." ertönte eine dumpfe Stimme, sie kam über den Boden her von der anderen Seite der Landstraße. Wagenschein schritt wortlos hinüber. In dem breiten Chausseegraben vor ihm bewegten sich helle Flecken, er erkannte ein Gesicht und weiße Hemdärmel.

„Wollen Sie mich mal herausziehen, Herr", sprach ein Mann schwerfällig und heiser aus dem dunklen Graben, „uff, niemand hört einen hier, hup. Ich heiße Korn, Herr, zwei Stunden in dieser Brühe, hap, ah."

Wagenschein legte sich umsichtig auf die Knie und bemühte sich, den fremden Mann herauszuziehen. Es dauerte vier Minuten. Der Mann schnaufte sehr, spuckte aus und kroch fluchend auf die Landstraße. Nunmehr fischte Wagenschein das faulige Wasser nach dem verlorengegangenen Rocke ab. Er fand ihn nicht, das Wasser roch abscheulich, plötzlich hielt er einen Frosch in der Hand, der zappelnd entsprang, und spürte die Nässe seine Manschetten aufweichen. Inzwischen hatte sich der Mann hinter ihm selbständig auf der Landstraße erhoben und war mit einem kurzen, festen Schlag der Länge nach wieder hingestürzt. Ausgestreckt lag er breit auf dem Bauche und rührte sich nicht mehr. In der Ferne tauchten die Scheinwerfer eines Automobiles auf.

Wagenschein fühlte sich ermattet. Warum war es ihm nicht vergönnt, unbehindert sein Bett zu erreichen, wo er so müde war? Weil sich dieser Mann betrunken hatte —, aber warum rührte er sich denn nicht mehr? Wenn er jetzt tot war, konnte ihn Wagenschein nicht mehr anfassen, ihn graute vor der undurchsichtigen Stille der Toten . . . Das Auto brummte mit großer Geschwindigkeit heran. Da überwand sich Wagenschein, er zerrte den Liegenden hastig auf die Seite. Das Auto raste vorbei, und Herr Korn hob schwach den Kopf, er orakelte etwas über Verrat und stieß auf. Er dünstete sehr nach „Korn".

Nach einiger Zeit hatte Wagenschein seinen nächtlichen Gefährten auf die Beine gebracht, untergefaßt marschierte er mit dem nassen, schwankenden Manne in der Dunkelheit dahin. — An einer Pappel mußte sich Korn erbrechen. Wagenschein klopfte ihm sorgsam den Rücken, es ekelte ihn

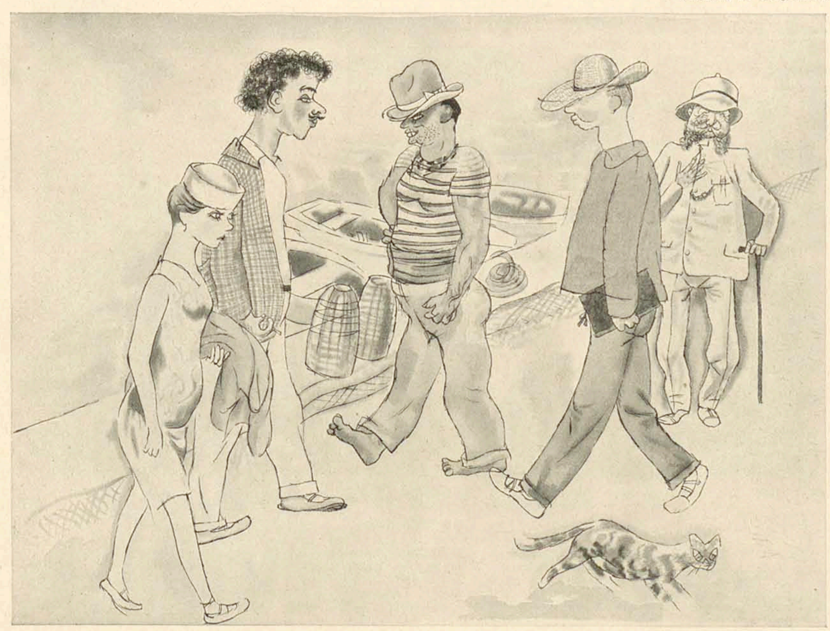
leise. Alsdann drehte sich Korn herum, wischte sich die Brühe aus dem dichten Schifferbart und sagte heiser: „Weißt du, weshalb du jetzt erstochen wirst?"
Wagenschein erschrak. Er ließ den Wankenden unwillkürlich los. Korn griff in die Luft, schoß seitwärts gegen die Pappel und sauste stöhnend hin.
„Wenn Sie mich erstechen wollen", redete Wagenschein zitternd und aufgebracht, „dann sind Sie ein ganz gewöhnlicher —"
„Wer spricht denn von Ihnen, Herr?" jammerte Korn auf dem Kleinpflaster, er stützte sich auf seine großen Hände und schüttelte schwer den Kopf. „Ich sprach gefälligst zu meiner Frau. Wollen Sie mich jetzt aufheben oder nicht?"
Nachdem Korn noch beschworen hatte, daß er kein Messer bei sich trüge, stellte ihn Wagenschein wieder auf die Füße. Korn fuhr stockend fort: „Sie erlauben doch, daß ich mir ein bißchen Luft mache, wie? Also wenn wir heimkommen, zeige ich ihr das geschliffene Messer, bester vernickelter Stahl, Herr. Wie war wohl Ihr Name?"
„Wagenschein."
„Herr Wagenschein. ‚Weißt du jetzt, weshalb du erstochen wirst?' frage ich sie. ‚Weil du mich jahrelang mit dem Knipser betrogen hast. Schluß!' Dann werde ich ihr die Klinge ins Herz stoßen, daß das Blut die Treppe hinunterfließt!"
„Hören Sie augenblicklich auf!" zischte Wagenschein erbittert, „sonst lasse ich Sie wieder los!"
„Ruhe", sagte Korn rauh und umklammerte Wagenscheins Arm, „Ruhe, sage ich Ihnen! Jetzt kocht's in mir. Es kommt jeder dran. Der Knipser hat sein Fett, da ändern Sie gar nichts mehr, Herr Wagenschein. Der ist die Treppe hinuntergeflogen und hat gerasselt wie ein Knochensack! Rrrt bum! Und weil er noch was wollte, verstehn Sie, ich bin sonst nicht so, mußte ich ihn wieder heraufholen und noch mal rollen lassen, daß es nur so krachte!"
„Von wem reden Sie denn?" fragte Wagenschein verbissen.
„Das geht Sie ja nichts an. Ich nenn' keine Namen, wenn ich auch voll bin. Mein Sohn, dieser Simpel, ist nämlich von ihm. Ich frage Sie jetzt, wer will mich hindern, das Aas in Scherben zu schlagen, wenn er Jahr für Jahr mit meiner Frau im Dienstabteil fährt und sie sich willig macht, wer? Gratis, verstehen Sie, Lokalbahn Dienstabteil, wenn sie in die Fabrik fuhr. Der fliegt morgen aus seiner Stellung, wie er heute die Treppe hinuntergeflogen ist, der krumme Billetteknipser, und Lina muß die Schande büßen. Brr, ah, uff!"
Sie waren vor den ersten Höfen angelangt. „Wo wohnen Sie denn?" fragte Wagenschein mit zwiespältigen Empfindungen. Korn deutete übers Feld auf ein niedriges Anwesen mit hellem Fachwerk. Sie tappten hinüber. Vor der Türe machte sich Korn mit einem Ruck los, aber er tat nur zwei Schritte und fiel schräg über die Hundehütte, wo er knurrend liegen blieb. Wagenschein holte ihm den Schlüssel aus der Tasche und schloß umständlich auf. Er hätte jetzt wohl gehen können. Warum wollte er die Frau noch warnen? Er hatte alles bis zum Ekel satt. Seine Hand tastete eine Türklinke, er klopfte scheu und öffnete leise die Tür. Im Zimmer schien man sein Klopfen überhört zu haben, Geräusche, Schnaufen und Keuchen drangen an sein Ohr, es wurde ihm schwach in den Beinen, jetzt jammerte jemand leise im Hintergrund. Wurde hier jemand im Dunkeln umgebracht? Das Streichholz, das er in sinnloser Angst anstrich, tanzte in seiner mageren Faust: in dem breiten Bett an der Wand kämpften zwei Körper, ein Mann und eine Frau. —
Er wurde nicht bemerkt. Zitternd schloß er die Türe und tappte fahl hinaus in den Hof. In der Hundehütte lag Korn mit dem Kopf voran und schnarchte röchelnd. Wagenschein eilte plötzlich mit irren Sprüngen in die Dunkelheit.
Während er auf der Landstraße dahinlief wie ein Verfolgter, begann es leise zu regnen.

Lieber Simplicissimus!

Zwölf Jahre hatte Mina dem ledigen Herrn Sekretär die Wirtschaft geführt. Jetzt hat sie gekündigt und will abziehn. Die Nachbarin spricht: „Sie sind doch immer gut behandelt worden. Weshalb wollen Sie denn fort?"
„Der hat in den ganzen zwölf Jahren nicht einmal gesagt: das haben Sie recht gemacht!"
„Also erkennt er Ihre Arbeit nicht an?"
„Der und was anerkennen! Nich' mal die zwei Kinder erkennt er an!"

Côte d'Azur

(Zeichnung von George Grosz)



„Sonderbar — wenn es nach Fischen und alten Kavalieren stinkt, finden die Maler die Landschaft originell!"

Eine Frau von Format

(Zeichnung von E. Thöny)



„Machen Sie es gründlich, Fräulein, ich muß morgen vormittag den Offenbarungseid leisten."

Kavaliere

Eilzug Stettin—Berlin. Massenrücktransport der Mittelständler nach absolvierter Ostseesaison. Die Ferien sind rum. Kurtchen muß wieder zur Schule, Papa den Staat repräsentieren.

Der Zug ist überfüllt. Die Damen, soweit sie keine männlichen Beschützer bei sich haben, stehen, die Männer sitzen. Denn sie sind die Stärkeren, und Courtoisie ist ein Fremdwort.

Ein eindrucksvoller Dickwanst, Typus Amtsrichter, nimmt mit seiner noch umfänglicheren Hälfte drei Plätze ein, einen vierten hält ihr zwölfjähriger Filius besetzt.

Station. Eine Dame steigt zu. Muß natürlich stehen.

Der Dicke: „Das haben Sie nun von der Dawesbahn! Der Zug ist überfüllt. Sie haben das Recht, einen Platz zu verlangen; gehen Sie doch in Zweiter, das steht Ihnen zu."

Der Schaffner kommt. Die dicke Frau des Dicken (weder Gatte noch Söhnchen haben sich bewogen gefühlt, der stehenden Dame ihren Platz abzutreten): „Schaffner, könnten Sie nicht der Dame einen Platz in der zweiten Klasse besorgen?"

Der Schaffner: „Leider ist die zweite Klasse bereits ebenso überfüllt; auch dort steht man."

Der Dicke: „Bei der königlichen Bahn wäre sowas nicht vorgekommen!!!"

Mara Bu

Nächtlich belauschtes Gespräch

„Es tröste dich, wenn es dir schlecht ergeht,
Daß es um andre noch schlimmer steht.
Auch wer an Blähungen leidet,
Findet noch immer eine Person,
Die ihn darum beneidet",
Sagte der Vater zum Sohn.

„Am Anfang hat die Jurisprudenz
Wie jedes Studium einen Lenz
Und zum Schlusse einen Kater.
Wer gern viel trinkt zur unrechten Zeit,
Der bringt es noch einmal so weit",
Sagte der Sohn zum Vater.

„Ich kann dich nicht so ganz verstehn.
Laß uns mal jetzt erst schlafen gehn",
Sagte der Vater heiter.

Der Sohn erwiderte: „Steig in die Gruft!
In mir will etwas noch an die Luft,
Und ich bummle jetzt weiter!"

Joachim Ringelnatz

Konversation „von der Stange"

Ein bitteres Erlebnis

Von Karl Kinndt

„Ei, wer tommt denn da?" hörte ich neulich beim Betreten einer kleinen Weinkneipe eine fett-fröhliche Stimme. „Trügt mich mein entzündetes Auge oder bist du's wirklich in höchsteigener Person, alter Freund und Kupferstecher?!" Worauf ich erkennen mußte, daß diese Stimme meinem Schulfreund Gustav Peters gehörte, der — wie sich bald herausstellte — die dreiundzwanzig Jahre seit unserer Trennung dazu benutzt hatte, den Posten eines Oberrechnungsrats beim Remscheider Finanzamt zu erklimmen. Er war — wie man in akademischen Kreisen zu sagen pflegt — hocherfreut, mich wiederzusehen, und konstatierte, daß ich mich kaum verändert habe, obwohl natürlich der Zahn der Zeit, der so viele Tränen trockne, auch an uns nicht spurlos vorübergegangen sei. Ich konnte in sein herzlich-schallendes Lachen nicht ebenso intensiv einstimmen, weil ich mich dunkel erinnerte, diese an sich sehr witzige Redewendung schon einmal gehört zu haben. Die Tatsache, daß ich Schriftsteller ohne feste Anstellung sei, stimmt ihn mitleidig-nachdenklich: „Tja, wie man's treibt, so geht's! Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Aber schließlich sind wir Beamten auch nicht auf Honig gebettet! „Travailler pour le roi de prusse", sagte man früher — und in dieser Sau-Republik . . . Ach so, du bist wahrscheinlich mehr links! Schwamm drüber! Politisch Lied — ein garstig Lied. Darum keene Feindschaft nich. Politik is Privatsache: ich lasse jeden nach seiner Façon selig werden! Wenn 's Herz nur rein is! Bist du auch in den Stand der heiligen Ehe getreten oder immer noch in alter Frische —? Zweimal schon und wieder geschieden? Na — alle guten Dinge sind drei! Mut zeiget auch der lahme Muck! Keiner wandelt ungestraft unter Palmen —: ach, wie so trügerisch . . . Wenn man nur seinen goldenen Humor behält! Darauf müssen wir aber einer guten Flasche den Hals brechen! Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang — und wenn man schon auf eines verzichten muß, kann man ja mit dem Gesang anfangen, wie?"
Ein glucksendes Lachen durchwellte Bauch und Doppelkinn, und ich benutzte die Gelegenheit, um den Kellner mit schwacher Stimme um einen Kognak zu bitten.
„Das sind goldene Worte! Mir auch einen, Ober! Das Kognäkle ist halt das wärmst' Jäckle. Was kann das schlechte Leben nützen? Man lebt doch nur so kurze Zeit und ist so lange tot! An einem Glas ist noch keiner gestorben. Na — und was sagst du zu unserem guten Franz Hufschmidt? Dem hat's auch keiner an der Wiege gesungen, daß er noch mal Abgeordneter würde! Die dümmsten Bauern haben die dicksten Kartoffeln, und wer das Glück hat, führt die Braut heim. Ein freundliches Prösterchen, alter Schwede! Woll'n wir uns mal einen hinter die Binde gießen wie in guter alter Zeit! Gesagt, getan, für Mutter Köhm war dies natürlich angenöhm. Jawoll, Herr Bedienungsrat, haben Sie die große Güte! Einer ist keiner und doppelt genäht hält besser. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Post multa saecula pocula nulla! Bist woll auch noch der alte Potator? Warum auch nich? Man muß das Läm äm nähm, wie das Läm äm is, sage ich immer. Hat schließlich jeder sein Päckchen zu tragen! Warum plötzlich so tiefsinnig? Denkst du über die Unsterblichkeit der Maikäfer nach?"
„Prost!" schrie ich, nachdem ich dem Kellner das Glas weggerissen hatte, und schüttete es hinunter, um einen Schwächeanfall zu überwinden.
„Das hätten wir beide uns auch nicht träumen lassen, daß wir uns auf dieser Erde noch einmal sehen würden — wie? Tja, die Welt ist klein! Is er das nu oder is er das nich? dachte ich mir, als ich dich sah. Du kennst doch den Witz von dem ‚Kleenen Dicken'? Gott, haben wir da gelacht! Lachen ist doch die beste Medizin. Man darf sich nicht unterkriegen lassen. Das Leben ist der Güter höchstes doch, sagt mein Kollege Schmidt immer. Kunststück — der mit seinem Nierenleiden! Wir Fünfundachtziger sind eben ein guter Jahrgang! Ausgezeichnet siehst du aus — wirklich kaum verändert! Wenn natürlich auch der Zahn der Zeit . . ."
Mit letzter Kraft aufspringend, sah ich nach der Uhr: „Um Gottes willen — schon halb sieben! Und ich muß bis acht Uhr noch eine dringende Arbeit . . ."
„Verstehe, verstehe: die Kunst geht nach Brot! Oder ist da etwa ein ‚cherchez la femme' im Spiel?" Er drohte schelmisch mit dem Zeigefinger. „Gesteh's nur: da liegt der Hase im Pfeffer! Na ja: Minnedienst geht vor Herrendienst. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, es ist ja noch nicht aller Tage Abend! Behüt dich Gott, es wär' zu schön gewesen. Also auf ein andermal! Buona serra, mein Lieber, und au reservoir, wie der Franzose sagt. Fall nich n'n Briefkasten — immer Eile mit Weile! Hat mich wirklich gefreut! Also du rufst mich an — Zentral-Hotel: wohlgemerkt! Dann wollen wir uns bei einer Flasche edlen Weins in Erinnerungen ergehen und unserer Jugend gedenken! Ja, ja, schön ist die Jugend, sie kehrt nicht mehr — — —"
„Guten Abend", sagte ich, „es hat mich auch sehr gefreut. Es klappert die Mühle am rauschenden Bach und auf Regen folgt Sonnenschein. Wer andren eine Grube gräbt, braucht darum seinen Nächsten nicht zu lieben, solange er warm ist. Und man soll die Nacht nicht vor drei Tagen loben, denn es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. In diesem Sinne: a rivederci! Morjen, Morning, Wiedasehn! Was du nicht willst, das man dir tu, denn es könnt geladen sein — God save the Queen — in Ewigkeit, Amen!"
Damit entsprang ich und hörte hinter mir: „So ein Blödian! Und sowas schimpft sich Schriftsteller!"

Der blinde Passagier

Erst weit hinter den Azoren entdeckte der Inspektionsoffizier des Luftschiffes jenes merkwürdige Geräusch: — ein monotones, heiseres Schleifen. „Hallo — wer da?" Der tastende Strahl der Blendlaterne entblößt ein schlafversunkenes Menschengesicht. Das magere Gesicht eines vielleicht vierzigjährigen Mannes, eingewühlt in ein Bündel Holzwolle. Man rüttelt ihn. Harte Hände reißen ihn hoch. Unerbittlich spritzt weißes Licht ihm zwischen die Augen. Vergebens. Unmöglich, den Menschen wachzukriegen! Man kehrt ihm die Taschen um nach einem Fetzen Papier, der Namen und Herkunft verrät. Umsonst!

„Blinder Passagier an Bord der ‚Patria'!!" Telefunken jagen die Sensation um den Erdball. Illustrierte bringen als Vorschuß sein Bild: Strotzender Jüngling mit Boxerschultern und Kalodontgebiß. Der lachende Held! Konzertunternehmer und Menageriebesitzer überbieten sich funktelegraphisch in phantastischen Angeboten.

Aber der namenlose Fahrgast schläft. Ununterbrochen. Seit dreiundvierzig Stunden. Erst kurz vor der Landung entschließt man sich, ihn mit kalten Güssen zu wecken. Taumelnd, von unbegreiflicher Helle geblendet, fühlt er sich plötzlich von einer schwarzen, brüllenden Woge erfaßt. In die Polster eines Autos geschleudert, das donnernd unter ihm anspringt — ins Ungewisse hinein. Vier Herren, Notizblock auf den Knieen, pressen seine erschrockene Seele wie eine saftlose Zitrone: „Ihr Name ist Leman? Francis Leman — achtunddreißig Jahre. Deutscher Abstammung? Und das Motiv? Wie — Sehnsucht? Aha. Sehnsucht nach der Heimat! Ausgezeichnet! Nicht blinde Abenteuerlust — nein: die Liebe zum Vaterland trieb ihn zu dem unerhörten Wagnis! Ohne einen Penny in der Tasche, hungernd, mit wunden Füßen — kommt er nach Lakehurst. Durch dreifache Postenkette — durch hundert Argusaugen der Scheinwerfer bricht sein glühendes Heimweh sich Bahn . . . Großartig! Das zieht! Sie sind ein gemachter Mann, Herr Leman. Mit oder ohne ‚h', bitte?"

Am Abend zerrt man ihn, in einen Frack geklemmt, unter eine grellende Soffitte. Ein fetter Herr mit Brillantknöpfen in der Hemdbrust spuckt ihm letzte Ermahnungen ins Ohr: „Möglichst gebrochenes Deutsch. Allright! Toi, toi!!" Geblendet schwankt er gegen die Rampe. Unter ihm braust wieder das schwarze Meer. Das Orchester schmettert die einschlägigen Nationalhymnen. Francis Leman greift sich verlegen ans Ohrläppchen. Beklommen tropft seine dünne Stimme in die gefräßige Stille des Zuschauerraums. „Ladies and gentlemen! Ich heiße Leman. John Francis Leman. Aus New York. Ja . . . Ich habe neun Kinder. Die Kinder schreien den ganzen Tag. Und nachts . . . ladies and . . . Ich bin nämlich Nachtwächter bei Woolworth. Ich komme niemals zum Schlafen. Und am Tag lärmen die Kinder. Seit vier Jahren hab' ich kein Aug' geschlossen . . . Und da dacht' ich — das Luftschiff . . . Drei Tage und Nächte unterwegs. Ununterbrochen! Wenn es gelingt . . . drei Tage und Nächte mal schlafen. Ungestört durchschlafen . . . ach!"

John Francis Leman hört nicht den aufzischenden Wutschrei der enttäuschten Masse. Er lächelt. Verklärung Gottes schwebt um seine Stirn.

Caren

Im Kirchenstaat

(Zeichnung von M. Frischmann)

„Ja, Mussolini ist großzügig — der genehmigt sicher auch noch seinem König ein Stück Land, wo er souverän spazierengehen kann!"

Der Geist von Potsdam

(Zeichnung von E. Thöny)

„Was — Sie waren nicht bei der Verfassungsfeier —?!" — „Nein, wir vom Auswärtigen Amt haben ja Schwarz-Weiß-Rot mit der Gösch — — na und wegen dem bißchen Gösch — —!"



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Der Bannerträger / Von Karl Lerbs

Ein Gastwirt, seiner guten Eigenschaften wegen mit Recht beliebt, war an einem Leberleiden, das er sich durch treue Erfüllung seiner Berufspflichten ordnungsgemäß zugezogen hatte, tapfer und unauffällig gestorben; und seine Kollegen, zu einem in jedem Betracht stattlichen Verein zusammengeschlossen, faßten einstimmig den Beschluß, ihm die in einem solchen Falle üblichen letzten Ehren mit besonderer Pracht und Herzlichkeit angedeihen zu lassen. Der Träger des Vereinsbanners, der — mit einem leisen Kopfschütteln sei es gesagt — zu dieser Würde hauptsächlich durch die überragende Wucht seiner Körperlichkeit gelangt war, wurde beauftragt, feierlich seines Amtes zu walten. An die ernste Arbeit dieser Beratung schloß sich ein sogenanntes Beisammensein, das ungewöhnlich ausgedehnt und befeuchtet wurde — teils um des Verewigten in traulichen Gesprächen nach Verdienst zu gedenken, teils um das merkwürdig kühle und unbehagliche Gefühl, das sein jäher Hintritt im Innern der Überlebenden hinterließ, mit bewährten Mitteln zu bekämpfen. Die Folge davon war, daß der Bannerträger, bis zur Unkenntlichkeit getröstet, seinen späten Heimweg mit vielen unerwarteten Hindernissen besät sah; und daß er, auf seinem Bettrand hockend und in einen zähen Kampf mit unterschiedlichen Bekleidungsgegenständen buchstäblich verwickelt, es für nötig hielt, sich den verpflichtenden Ernst seiner Aufgabe durch eine eindringliche Selbstansprache klarzumachen.

Doch gelangte er am anderen Morgen unter kundiger Mitwirkung seiner Gattin in das übliche Trauergewand (Bratenrock und schwarze Schleife, hinten zugeschnallt), kam in einer Droschke sehr frühzeitig zum Friedhof und fand die Kapelle noch gänzlich leer. Er quetschte seine riesigen Gliedmaßen in eine Bankecke und war alsbald von der Welt der Wirklichkeit durch einen sacht schaukelnden Nebel getrennt, der sich rasch so sehr verdichtete, daß er alle weiteren Vorgänge zu einem sanft summenden Schattenspiel dämpfte. Erst als die mit Gebraus einsetzende Orgel den Schleier jäh zerriß, erhob sich der Bannerträger mühsam, befreite seine Fahne von der Lederhülle, stülpte seinen etwas struppigen Zylinder auf und schritt, die Blicke starr auf seine unsicheren und merkwürdig weit entfernten Stiefel gerichtet, an der Spitze des Trauerzuges zum Grabe. Da stand er dann, die mit schwarzer Baumwolle umkleidete Faust um den Schaft gekrampft, alle Leidtragenden um zwei Haupteslängen überragend; und das seidengestickte Banner des „Wirtevereins von 1856" pendelte leuchtend über den lehmigen Schollen und dem sinkenden Sarge.

Der herbe Wind indessen, der mit scharfen Stößen über die Gräber fegte, trieb aus dem Kopfe des Bannerträgers rücksichtslos den Nebel fort und wischte ihm die Augen klar: so daß die Umgebung ihm naherückte und die Umrisse normaler Wirklichkeit gewann. Diese Wirklichkeit aber — auf dem schmerzenden Schädeldach des Bannerträgers unter dem gigantischen Zylinder hoben sich in peinlicher Weise die Haare — war ganz anders, als man sie hier erwartete. Unter dem Trauergefolge, das zumeist aus irgendwie bedrohlich aussehenden Damen bestand, entdeckte der angstvolle Blick des unseligen Mannes kein vertrautes Gesicht, das mit dem Gastwirtsgewerbe in irgendwelche sinnvolle Beziehung zu setzen war. Er mühte sich, die Worte des Geistlichen zu erfassen: Und daraus ergab sich, wenn schon nichts sonst, so doch die Tatsache, daß dort unten nicht ein ihm bekannter Gastwirt, sondern eine ihm unbekannte Frau zur Ruhe gebettet wurde. So stand er, pflichtgetreu, aber um genau vierundzwanzig Stunden zu früh, durch das Riesenmaß seines Wuchses genötigt standzuhalten und neben dem Banner aufzuragen, das ihn mit grausamer Deutlichkeit weithin sichtbar auswies, und das die Treue seines Trägers noch nie auf eine so harte Probe gestellt hatte. Was er in dieser Viertelstunde zu sich selbst sagte, kann hier nicht wiederholt werden, da es geeignet erscheint, einen Stand zu schädigen, der für diese Vorgänge nur in sehr begrenztem Maße haftbar gemacht werden kann.

Wohl aber müssen wir berichten, was der grauhaarige kleine Mann sagte, der am Schlusse der Feier den Bannerträger am Arm ergriff und ein rührendes Gesicht mit rotgeweinten Augen und einem tränenfeuchten verstruwelten Graubart zu ihm emporkehrte: Es seien ihm, sagte der Fremde mit wankender Stimme, beim Tode seiner lieben Frau unzählige Beweise der Teilnahme gespendet worden; keiner aber hätte ihn so tief ergriffen und zugleich in seinem Leide so stolz gemacht wie die hochherzige Selbstverleugnung des „Wirtevereins von 1856", der seiner schärfsten Gegnerin, der Vorsitzenden und Vorkämpferin des Abstinentenbundes, auf ihrem letzten Wege das Ehrengeleit gebe. Dies, sagte er, indessen er die schwarzbaumwollene Riesenfaust mit beiden Händen umklammerte, werde er nie vergessen; und er wandte sich schluchzend zum Gehen: Während der Bannerträger, jeder Fähigkeit zur gedachten oder gesprochenen Stellungnahme durchaus beraubt, wie ein Standbild auf eine unverdiente Niederlage einsam am Grabe zurückblieb.

Herzensbildung

München, Maximiliansstraße. Aushängekasten mit Photos. Harmlos zeigt eine Baronesse ihre entblößten Schulterblätter. Eines Tages klebt ein Zettel mit Maschinenschrift über diesem Bilde:

„Baronesse nennst Du Dich, und Du bildest Dir ein, daß Du gebildet bist, ich sage Dir, daß Dein Herz verdorben ist. Eine anständige Frau zeigt sich nicht in aller Öffentlichkeit in solchem Verzuge. Wie tief bist Du gesunken, wenn Du aller Welt zeigst, daß Du jedes Gefühl für öffentlichen Anstand und Sitte verloren hast. Schäme Dich, wenn Du Dich noch schämen kannst. Anständige Männer interessiert Dein nackter Leib nicht, aber reine Frauen mit Herzensbildung machen uns Freude."

E. K.

Umtausch gern gestattet

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Mit der Kinderwäsche haben wir's uns anders überlegt, Fräulein — wir möchten lieber ein Saxophon!"

Kind und Krieg

Rand der Ostsee. Mitte August. Wolfgang N., neun Jahre alt und Sohn eines pazifistischen Schriftstellers, erklärt mir: er spiele leidenschaftlich gern mit Zinnsoldaten; denn er habe eine Eisenbahn; dorthinein verlade er sein Militär; und dann führen die Soldaten nach Frankreich, um daselbst zu kämpfen. Ich frage den kleinen Wolfgang, ob er in seiner Eisenbahn nicht doch lieber Zivilisten aus Zinn verschicken wolle. — Frau N. greift in die Unterhaltung ein und schildert mir Wolfgangs Vorliebe für Militärsonderzüge. Sie habe bis jetzt den soldatischen Spieltrieb, zum Ärger ihres Mannes, leicht begünstigt.

Anschließend kommen wir einander pädagogisch. Wolfgang kaut Lakritzen. Plötzlich unterbricht er das Gespräch und fragt mich: „Haben Sie ‚Im Westen nichts Neues' gelesen?" Ich nicke. „Ich auch", erklärt er, „Papa hat mir's gegeben. ‚Kriegsfront der Frauen' hab' ich auch gelesen." — „So, so", sag' ich, „da kennst du ja mehr Kriegsbücher als ich. Und trotzdem hast du immer noch nicht genug von dem schrecklichen Krieg? Und immer noch verlädtst du Soldaten und fährst sie nach Frankreich, damit sie dort kämpfen sollen?" „Ooch", sagt er und blinzelt in die Sonne, „das tu ich doch nur im Winter."

Und spielt, weil Sommer ist, mit Sand.

E. K.

Die Bekehrung des Soldaten Bromit / Von André Maurois

Jeden Morgen kam die Ordonnanz des Obersten Parker, um den Dolmetsch Aurelle zu wecken; es war ein stämmiger, pfiffiger Soldat, der die Kleider des jungen Franzosen mit unglaublicher Geschicklichkeit in die richtigen Falten legte und dabei Vorträge über das ungeschriebene Gesetzbuch der Armee hielt.

„Wissen Sie, Herr", sagte er, „daß im Frieden der britische Soldat Sonntag für Sonntag in die Kirche spazieren muß? Nach dem Defilé kommandiert der Offizier vom Tag: ‚Nach Religionen antreten!' Und dann wird die Mannschaft, Anglikaner, Presbyterianer, Katholiken in Waffen zum Gottesdienst geführt. Der Offizier beaufsichtigt ein Detachement; in den übrigen tritt der dienstälteste Unteroffizier der betreffenden Religion an die Tete. Man kann machen, was man will, man kann sich nicht drücken.

Natürlich, wenn man den Schilling des Königs nimmt, muß man manches andere einstecken, aber die Kirchenparade, das ist wirklich das höchste. Ich bin kein Heide, das können Sie mir glauben, ich glaube sogar mehr als mancher andere . . . ich singe ganz gern die Kirchenlieder, und wenn der alte Herr gut spricht, hör' ich mir die Predigt auch an. Aber die Schikanen am Sonntag früh, da kann man ein Narr werden. Sie haben uns immer nur in Khaki gesehen, haben Sie eine Ahnung, was das heißt, eine Paradeuniform für den Kirchgang... Hol der Teufel die Parade! Das glitzert nur so von Rot und Gold, mit weißen Kinkerlitzchen darauf. Und die Inspektion vor dem Abmarsch, die ist gesalzen, das können Sie mir glauben. Der Sonntag früh hat mich schön hübsch paar Tage Löhnung gekostet . . . Ich bin ein guter Feldsoldat, Herr, Sie haben mich ja bei Loos gesehen, aber das Kasernenleben, diese Schinderei und dieses Reinemachen, das kann mir gestohlen werden.

Lang habe ich mir gesagt: Bromit, du bist ein alter Esel! Ein Milchgesicht, ein Kerl, der zwei, drei Jahre gedient hat, daß der es nicht versteht, um die Kirchenparade hinten herum zu kommen, na gut! Aber ein Soldat, der fünfzehn Jahre dabei ist, der muß doch die Tricks weg haben . . . Wenn du dir's nicht einrichten kannst, daß du am Sonntag ruhig im Bett bleiben kannst, dann bist du deine Tressen nicht wert.

Ich ließ mir's im Kopf hin und her gehen, ich konnte nichts finden. Unser Oberst war der alte W. G. Reid; wir nannten ihn ä Slippery Bill, weil er gerieben war, wie ein eingeseiftes Brett. Er war ein gehautes Luder, der sich auskannte. Einmal ruft man mich ins Büro des Regimentfeldwebels, ich sollte dort irgendeinen Wisch unterschreiben. Da sah ich an der Mauer einen Anschlag: Einteilung der Mannschaft nach Religionen. Da war ein sauberes Verzeichnis: Anglikanische Kirche: soundso viel, Presbyterianer: soundso viel . . . Katholiken: soundso viel . . . mir war's Wurst, wie viele es waren, aber worauf mein Auge hängen blieb, das war die Spalte: Wesleyaner: null. Jetzt hatte ich's gefunden. Wesleyaner: null . . . das heißt, kein Wesleyaner Unteroffizier, der die Wesleyaner zur Kirche führen kann, wenn's eine gibt. Wahrscheinlich gab es nicht einmal einen wesleyanischen Geistlichen, wenigstens in unserer kleinen Garnison in Irland. Also hatte man am Sonntagmorgen Ruh im Bett. Schlimmstenfalls, wenn die kleine Religion schon eine Kirche hatte, würde man mich allein hinschicken. Aber ein Detachement, das aus einem einzigen Mann besteht, kann leicht in Deckung gehen. Ja, Wesleyaner, das war der Typ!

Nur eins machte mir Skrupel: Ich hatte keine Ahnung, was zum Teufel das für eine komische Religion sein mochte. Ich bin ja grad kein Betbruder, aber ein guter Christ, und hätte mich nicht gern für einen Narren ansehen lassen. Und dann, das mußte eine verdammt ernste Sache in der Armee sein, so ein Glaubenswechsel. Wahrscheinlich müßte ich zu dem alten Bill selbst gehen, und Bill war nicht der Mann, dem man mit einer faulen Finte kommen konnte.

Unmöglich, mich beim Regiment zu erkundigen, da hätte ich nur unnütz auf mich aufmerksam gemacht. Aber in der Stadt hatte ich ein Girl, die kam auch mit gebildeten Leuten zusammen, und der gab ich den Auftrag, mal nachzufragen. Was sie mir brachte, war ausgezeichnet. Ich war da auf eine pikfeine Religion gestoßen, grad was ich brauchte. Sie wissen natürlich, wer das war, der Wesley. Ein Bursch, der fand, daß die Bischöfe und Kaplane damals zu seiner Zeit die Vorschriften des Evangeliums nicht befolgten. Er predigte, man solle zur Armut, zur Demut, zur Nächstenliebe zurückkehren. Sie können sich denken, wie bös die anglikanische Kirche darüber war . . . Well, schließlich war das ein anständiger Glaube, und ein Mann wie ich konnte sich mit so was einlassen, ohne daß es ganz unwahrscheinlich aussah.

Als ich gut aufgezogen und auf meinen Wesley eingedrillt war, hatte ich das Gefühl, jetzt brauche ich mich vor einer Aussprache mit Bill nicht mehr zu fürchten. Ich ging zum Feldwebel und sagte ihm, ich möchte mit dem Obersten sprechen.

‚Persönliche Sache, Sir.'

Er hätte mir gerne die Würmer aus der Nase gezogen, aber ich wußte, daß ich bei Bill nur mit der Überraschung gewinnen kann, und so hielt ich meinen Schnabel.

‚Bromit', sagte mir der Alte ganz nett, ‚haben Sie sich über etwas zu beschweren?'

‚Keine Beschwerde, Herr, alles in Ordnung, aber ich wollte mit Ihnen sprechen, Herr Oberst, weil ich Ihnen sagen wollte, daß ich meinen Glauben wechseln will.'

Ich sah gleich, daß Bill paff war.

‚Glauben wechseln', sagte er, ‚was sind das für Geschichten? Haben Sie je so was gehört, Feldwebel? Was für eine Religion haben Sie denn?'

‚Anglikanisch, Herr Oberst, aber ich möchte mich gern als Wesleyaner eintragen lassen.'

‚Wie sind Sie nur darauf verfallen, Junge? Hat der Pater Sie beleidigt? . . . Womit?'

‚Nein, Herr Oberst, ganz im Gegenteil, Mister Morrison ist immer sehr nett zu mir . . . Das ist es nicht. Aber ich glaube halt nicht mehr an die anglikanische Kirche. Das ist alles.'

‚Sie glauben nicht mehr? Woran glauben Sie nicht mehr, was verstehen Sie überhaupt von Dogmen?'

‚O Herr, so manches . . . Zum Beispiel die Bischöfe, ich billige ihr Betragen nicht, Herr Oberst.'

‚By Jove, Feldwebel, hören Sie, was der Idiot da sagt. Er billigt das Betragen der Bischöfe nicht. Wo haben Sie denn je gesehen, wie die Bischöfe leben?'

‚Wesley war ein ausgezeichneter Mann, Herr Oberst . . .'

Und dann fing ich an, alles aufzusagen, was mein Girl aufgeschnappt hatte, und ließ ihn überhaupt nicht zu Worte kommen; Sie können sich denken, daß er nach fünf Minuten den Bickel voll hatte. Er hätte mir gerne das Maul gestopft, aber es blieb ihm nichts übrig, er mußte mir bewilligen, was ich verlangte. Ich war ein tadelloser Soldat; ich hatte meine Skrupel, ich dachte zu viel nach. Man kann doch einen Mann nicht dafür strafen, daß er zuviel nachdenkt, der Alte verstand das Geschäft doch so gut wie ich.

Er merkte sofort, da gibt es nur einen Weg.

‚Gut, mein Junge', sagte er, ‚schließlich ist das deine Sache . . . Feldwebel, tragen Sie ihn als Wesleyaner ein.

Bromit, Freitag abend kommen Sie zu mir ins Bureau . . . Ich werde mit dem wesleyanischen Prediger sprechen, damit Sie dem Gottesdienst beiwohnen können . . . Sie wissen natürlich, wo er wohnt?'

‚Nein, Herr Oberst, ich kenne ihn nicht.'

‚Sonderbar, sehr sonderbar. Aber das macht nichts, ich werde ihn schon finden; also Sie kommen am Freitag, Bromit.'

Ein verdammter Kerl, der alte Bill! Der kannte sich aus!

Am Freitagabend, als ich mich stellte, sagte er: ‚Ja, Ihre Sache ist schon in Ordnung. Ich habe den wesleyanischen Geistlichen besucht, den Reverend Short . . . Ein ausgezeichneter Mann. Also wir haben abgemacht, daß Sie jeden Sonntag früh um neun Uhr und abends um sechs Uhr den Gottesdienst besuchen. Ja, es ist zweimal Gottesdienst, eine strenge Religion, der Wesleyanismus! Natürlich wird der Reverend Short die Freundlichkeit haben, mir zu melden, wenn Sie beim Gottesdienst fehlen. Dann werde ich schon die notwendigen Maßregeln ergreifen. Aber wozu sage ich Ihnen das? Wenn ein Mann von dreißig Jahren sich entschließt, den Glauben zu wechseln, so wird er gewiß nicht in der Kirche fehlen wollen. Geh nur, mein Junge, es ist gut.'

Echt Slippery Bill! Am nächsten Sonntag gehe ich in die Kirche vom Reverend Short. Das war ein großer, hagerer Kerl mit einem bösen Gesicht, der eine schreckliche Predigt losließ über unser Leben, das wir ändern sollten, auf was wir alles in dieser Welt verzichten müssen, und was für eine Höllenglut uns drüben erwartet, wenn wir seinen Rat nicht befolgen. Nach dem Gottesdienst kam Mister Short auf mich zu und bat mich, bei ihm zu bleiben. Bis Mittag quasselte er dann auf mich ein, was für Pflichten mein neuer Glaube mir vorschreibt, was ich lesen und mit wem ich verkehren solle. Ich war ganz verdattert, als ich weg ging. Und dabei mußte ich am Abend nochmals kommen. Und so ging's Sonntag für Sonntag weiter. Die ganze Woche über fluchte ich wie ein Heide und wünschte Short und Wesley dorthin, wo der Pfeffer wächst. Einmal ließ ich's drauf ankommen, die Kirche zu schwänzen. Der alte Kerl zeigte mich beim Oberst an, und der Spaß kostete mich acht Tage Löhnung. Dann verfiel die gottverlassene Gesellschaft darauf, Freitag-Abend-Andachten zu veranstalten, und ich — der bekehrte Soldat — sollte ihnen dabei, mit Erlaubnis des Obersten, den Aufputz machen.

Meine Geduld war zu Ende, als mir Short einen Monat später noch Vorwürfe machte wegen dem Girl, mit dem ich verkehrte. Ich wurde fuchsteufelswild und war zu allem entschlossen: lieber wollte ich mich noch einmal mit Bill herumkampeln, als mir die Redensarten dieses Narren anzuhören.

‚Herr', sagte ich zum Obersten, ‚es tut mir leid, daß ich Sie schon wieder wegen meiner Religion plagen muß. Aber der Wesleyanismus gefällt mir gar nicht. Es ist etwas anderes, als ich mir vorgestellt hatte.'

Ich war darauf gefaßt, tüchtig heruntergeputzt zu werden, aber Schmarrn! Bill schaute mich freundlich grinsend an: ‚All right, Bromit', sagte er, ‚die Regierung zahlt mich dafür, daß ich mich um die Moral meiner Mannschaft bekümmere . . . Darf ich wissen, welches Bekenntnis jetzt in Ihren Augen Wohlgefallen gefunden hat?'

‚Das ist es ja, Herr Oberst, ich finde keine . . . Ich habe mir so eine Art Religion für mich allein zurechtgelegt, natürlich, wenn Sie es erlauben.'

‚Mich geht das ja gar nichts an, mein Junge. Im Gegenteil, ich wundere mich über Ihre geistige Regsamkeit. Sie haben Ihren Glauben für sich, bitte schön. Ihr Glaube verpflichtet Sie nicht, am Sonntag ein öffentliches Gotteshaus zu besuchen . . . das ist alles, wir verstehen uns doch, nicht wahr?'

‚Ja, Herr Oberst, sehr gut.'

‚Das trifft sich großartig, Bromit. Ich habe schon lange einen Mann gesucht, der am Sonntag die Treppen recht gründlich wäscht, wenn die Mannschaft in der Kirche ist. Feldwebel, schreiben Sie auf: Bromit, ohne Glaubensbekenntnis, ständiger Treppendienst am Sonntagmorgen.'"

(Deutsch von Karl Stransky)

Berg ab

O wie glücklich wär' ich,
wenn ich schweigen dürft' —
doch da kommt schon Erich
wieder angeschlürft.

An dem Arm Mathilden,
sein geliebtes Herz,
wirft er einen wilden
Blick Liguori-wärts.

Diesen Moralisten,
der auch Alfons hieß,
schlachtet er und frißt 'n
wie den Ochs am Spieß.

Jeder Katholike
ist von Gram gebeugt,
weil die Wotansklique
solche Frevel zeugt . . .

Das wär' mir zwar schnuppe.
Aber mich verdrießt,
daß er nur noch Puppe
einer Dame ist.

Unter Roms Pantoffel
darf man schließlich sein.
Doch der Ex-Christoffel
unter Hildens? . . . Nein.

Ratatöskr

N i c h t s a l s N i e t e n

Wie wohl nun alles seinen Fortgang nimmt?
Ob Hugemann den Stresenberg erklimmt?
Ob Kanzler Snowden seine scharfe Lippe büßt,
ob Zille Kathi Kobus droben grüßt?
Man weiß es nicht, nur eins scheint ziemlich klar:
Daß es schon lange nicht so unbeständig war.

Man geht mit Skepsis an die Zuversicht,
man räumt Entgegenkommen ein, doch räumt man nicht,
es liegt gewissermaßen etwas in der Luft,
es riecht nach Feuerwerk, das naß wird und verpufft.
Woran es liegt, das weiß ein jeder nur zu gut —
bloß daß ein jeder eben grade d a s nicht tut.

O wär' man eine Gams in Dietramszell,
man böte Vater Hindenburg vergnügt sein Fell
und in Gewißheit seiner doch noch sichern Hand
stürb' man so gern den Tod fürs Vaterland,
das wär' doch immerhin ein sichres Los . . .
Jedoch in Dietramszell wär' wohl das Angebot zu groß.

Peter Scher

Nürnberg

(Zeichnung von E. Schilling)



„Ein Dürerjahr ist nicht halb so anstrengend wie ein Hitlertag!"

Weekendraserei

(Th. Th. Heine)



Am Wochenende gibt es nichts Schöneres, als fern der Stadt in freier Natur im Schatten eines Baumes zu ruhen.

Stuttgart, 2. September 1929 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 23

SIMPLICISSIMUS

Franzosen am Rhein

(Zeichnung von E. Schilling)



„Und wenn nun die Engländer wirklich räumen?" — „Dann haben wir allein den Ruhm, gegen ein Sechzig-Millionen-Volk zu kämpfen!"

Drückeberger

Von Eberhard Kuhlmann

1.

Als die kleinen blassen Schulmädchen in der Granatenfabrik von Orleans eben wieder eine neue Batterie schöner glänzender Schrapnelle aufgereiht hatten, geschah es, daß ungeheuer und unsichtbar Gottes rechter Zeigefinger zwischen Transmissionen und Gestängen herniederfuhr und die Spitzen der neuen Geschosse der Reihe nach behutsam antippte, sie gleichsam segnend. Und jedem flößte er seine Bestimmung ein. Gottes linker Zeigefinger verrichtete derweil dasselbe Amt in einer Eierhandgranatenfabrik in Essen, oh, er hatte viel zu tun in dieser schweren Zeit, der liebe Gott, und seine linke Hand wußte oft nicht, was die rechte tat. Die Schrapnelle von Orleans aber beugten sich demütig unter der Berührung und empfingen ihre Bestimmung. Du bist, sprach Gottes rechter Zeigefinger (Gottes Finger können sprechen), du bist für den Rekruten Moritz Schliephake aus Chemnitz und du für den Rekruten Wilhelm Majunke aus Brandenburg und den Unteroffizier Hans Näglein aus Karlsruhe, du bist ein Blindgänger. Gewissenhaft sagte der Zeigefinger stets Vornamen und Geburtsort dazu, es waren schon Verwechslungen vorgekommen. Nach einer guten Weile waren alle Geschosse getauft bis auf das letzte in der letzten Reihe, und alle atmeten auf, denn das Los, ein lebensunfähiger Blindgänger zu sein, war traurig und entehrend. Zu dem letzten aber sprach der Herr: Du bist für den tapferen Alois Barva, Rekrut aus Tutzing. Hatte er es zu stark angetippt, aus Freude, nun endlich fertig zu sein, oder was war es sonst: das Geschoß fiel um. Die blassen Schulmädchen erschraken sehr über das Gepolter in der hintersten Ecke, und als die kleine Jeanne den Alois Barva vorsichtig wieder aufgestellt hatte, zog sich quer über seinen blanken Leib eine tiefe Narbe. Ich bin entstellt, seufzte Alois, aber er verbiß sich tapfer den Schmerz, denn schon wisperten um ihn herum die schadenfrohen Stimmen der Nachbarn.

2.

Und alles geschah, wie der Herr es bestimmt hatte, wer wollte daran zweifeln. Die Geschosse aus Orleans verrichteten ganze Arbeit. Von dem Rekruten Moritz Schliephake aus Chemnitz fand man ein Bein und ein paar blutige Fetzen, aber mit Bestimmtheit konnte man nicht sagen, das Bein hätte ihm gehört. Majunke-Brandenburg und Näglein-Karlsruhe, die sich auf Vorposten befanden, wurden hoch in die Äste der Bäume geschleudert, Majunke war gerade zwanzig Jahre alt geworden, doch seinen Tod wie den aller anderen, die den wilden Schrapnellen aus Orleans zum Opfer gefallen waren, nannte man den Heldentod fürs Vaterland und pries ihn in der Heimat mit tränenreichen Worten zum Lobe des Herrn. Alois Barva aber, der Bootsverleiher aus Tutzing? Schon zog das Geschoß, wir kennen es: das Geschoß mit der tiefen Narbe, seine sausende Bahn, schon sah es den Rekruten Barva deckungsuchend hinter Stümpfen im zersplitterten Walde auf sich zukommen, da fühlte es plötzlich seine Kraft erlahmen, mörderisch riß und schmerzte die Narbe am Leib, Alois Barvas Todesgeschoß verlor die Besinnung, sauste gegen den nächsten Baumstamm, explodierte und fiel erschöpft zu Boden. Der Rekrut stürmte vorbei, er war gerettet. Über den Fahnenflüchtigen entlud sich Gottes Zorn und die Empörung der Kameraden fürchterlich. „Drückeberger", zischten sie im Vorbeisausen ihm ins Ohr, „Drückeberger, Feigling", zischte es von allen Seiten, und das sieche Geschoß wand sich in Qualen, denn solche Worte waren ihm peinvoller zu ertragen als der Verlust seiner Kraft. Als schließlich ein Hagel von Steinen, Erde und Holz auf den „Drückeberger" niederging, glaubte er, das himmlische Strafgericht sei gekommen. „Nein", schrie er, „ich bin kein Feigling, kein Abtrünniger, ich werde meine Pflicht bis zum Letzten erfüllen." Und als ob ihm neue Kraft gegeben sei, entsprang er dem wilden Chaos, das ihn begraben wollte, und ließ sich in einen tiefen Trichter rollen. Und hier lag, o Wunder, der Rekrut Alois Barva. Der war ein gottesfürchtiger Mann und gelobte eben der süßen Himmelsmutter ein schönes Kerzlein, wenn sie ihm auch weiterhin Fürsprech sein wolle, denn da gab's keinen Zweifel: daß man heut aus dieser Hölle lebendig und unverwundet hervorgegangen war, das hatte man einzig und allein dem alten Waffenmeister da oben zu verdanken. Da rollte nun Drückeberger herab, geradewegs in die Hand des Rekruten, und der meinte, man könne wohl einige von diesen verdammten „Teufelsdreckern" einstecken, Andenken an den Wald von Cheronne. Drückeberger wanderte also in Alois' Brotbeutel. So leer aber wie dieser Brotbeutel und wie es Alois vielleicht glauben mochte, war Drückeberger keineswegs, sie kam ihm geradezu gelegen, diese Tuchfühlung mit seinem Mann, ja, er würde es schon verstehen, seine Fahrlässigkeit gut zu machen und den lieben Gott durch eine Extraleistung wieder zu versöhnen.

3.

Dieser Krieg war zu Ende. Alois Barva bekam für seine tüchtige Mitwirkung ein eisernes Kreuz und konnte nun endlich die schwarze Karola heiraten, seine Braut aus Machtlfing. Der süßen Himmelsmutter stiftete er soviel Kerzen, wie sie nur haben wollte, und noch eine gerahmte Schrift dazu, die er in der Andechser Klosterkirche gleich hinterm Altar aufhängen ließ, die schön bunt gemalt war und golden verziert und also lautete: „Tausendfachen Dank gesagt für wunderbare Errettung aus dem Weltkriege, welchen Unterzeichneter einundfünzig Monate ohne jede Verwundung mitgemacht hat. Alois Barva." Eine zweite Schrift brachte er an seinem neuen Bootsschuppen an: „Hier sind 6 Boote zu vermieten." Und ein Jahr später besaß Alois gar ein Motorboot (davon hatte er schon als Knabe geträumt), die Karola aber hatte ein gesundes Kind an der Brust, und alle Leute, die kamen, fanden es wieder einmal bestätigt: Wem der Herr gewogen ist, dem gibt er's reichlich. Sie konnten ja nicht wissen, daß die Blumenvase, die auf dem Tisch stand, der Todesbote war, den der Herr eigenhändig für den Rekruten Alois bestimmt hatte. Ja, hier stand Drückeberger, Andenken an den Wald von Cheronne, und er ließ es ruhig geschehen, daß man künstliche Blumen und Gräser in seinen metallenen Mund steckte. Manchmal nachts, wenn er im Traum Gottes großen Zeigefinger erblickte, drohend und unheilvoll, heulte er auf, und Alois nebenan hörte mitunter diese seltsamen Töne und träumte dann einundfünfzig Monate Weltkrieg in zwei Minuten. Aber Drückeberger hielt durch, bei Gott, er hatte ja viel wieder gut zu machen, und er erstrebte ja auch seinen Platz im Himmel, den konnte er nur durch ein anständiges Opfer erringen. So vergingen die Jahre. Vor dem Hause spielten nun schon zwei Kinder, und im Schuppen lagen statt sechs Booten zwölf. Als der kleine Pepi groß genug geworden war, um über den Tischrand gucken zu können, entdeckte er die schimmernde runde Blumenvase. Er nahm die Blumen heraus und meinte zu seiner Schwester, das gäbe einen feinen Schornstein für ein richtiges Dampfschiff, man müsse nur den Boden abmachen. Der Vater in der Werkstatt kümmerte sich nicht viel darum, als die Kinder daran gingen, mit Drähten und Nägeln und zuletzt mit dem Hammer die Schrapnellhülse zu bearbeiten. Wie gesagt, Drückeberger war gar nicht so leer, wie der Brotbeutel damals gewesen ist, und in Orleans arbeitete man gut. Drückeberger explodierte zum zweiten Male. Jauchzend barst er auseinander, riß die Geschwister in Stücke, drang dem Alois ins Gehirn und hatte sogar noch Kraft, die in der Küche nebenan beschäftigte Mutter zu erreichen, sie starb im Krankenhaus. Die einzelnen Splitter des braven Drückeberger aber hatten alle kleine Flügelchen bekommen und flatterten selig empor vor das Angesicht des lieben Gottes. Seinem Auge entquoll eine Träne der Dankbarkeit, er war versöhnt und öffnete selbst die große Himmelstür, hinter der Drückebergers Kameraden standen, ihn beglückwünschten und bewundernd applaudierten. Unten in Tutzing pries man indes die allmächtige Güte und Unbegreiflichkeit des himmlischen Vaters, und schwarze Ornate verstanden es, den Tod in unschuldigem Kindesalter und in der Blüte der Jahre als ungeheuer verlockend und empfehlenswert zu verkünden.

Spielball

Es weint ein Kind.
Ein Luftballon mit dünnem Zopf
Und kleiner als des Kindes Kopf
Entflieht im Wind

Und reist und steigt verwegen.
Ein Nebel wallt.
Ein Fehlschuß knallt.
Dann fällt ein sanfter Regen.

Rundrote Riesenbeere
Rollt müde und verschrumpft
In einem Wipfelmeere,
Hat austriumpht.

Witziger Kräherich
Bringt seinem Bräutchen
Ein hohles Häutchen,
Die aber ärgert sich.

Joachim Ringelnatz

Lieber Simplicissimus!

Die Klagen über den veralteten Rechtsbetrieb hören nicht auf. Aber es gibt doch schon Ausnahmen. In Northeim veranstaltete das Gericht — wie das Hamburger Fremdenblatt meldet — eine Hauptverhandlung in der Wohnung des renitenten Angeklagten, eines Pferdehändlers, der zu keinem ordentlichen Termin zu bringen war.

Wenn man sich den Staatsanwalt auf dem Plüschsofa vorstellt, über ihm an der Wand die Familienphotos, gegenüber im Lehnstuhl den nachdenklich paffenden Täter, zwischen ihnen die gemütliche Kaffeekanne — und wenn man sich nach Abwicklung des amtlichen Teils vergegenwärtigt, wie der ernste Vollstrecker des Rechts dem Angeklagten mittelst Händedrucks seine menschliche Teilnahme ausdrückt: „Tut mir leid, Herr X. — unter sechs Monat war es nicht zu machen!"—— dann schöpft man doch wieder Hoffnung, daß die bedauerliche Rechtsverdrossenheit im Volke einer mehr populären Einstellung weichen wird.

•

Als mir neulich unser Hausdiener grinsend eröffnete, daß er sich nächstens verheiraten werde, riet ich ihm väterlich mahnend, nicht zu viel Kinder in die Welt

zu setzen, da das heute sehr riskant sei. Er hörte sich meine Weisheitssprüche mit gebührendem Respekt an und sagte dann beruhigend: „Ach, Herr Direktor, das hat jetzt zwee Jahre gut gegang' — da wärd's ja woll ooch weiter gut gehn!"

•

Ein junger Mann keucht unter der Last eines großen schweren Handkoffers auf die Elektrische, setzt sich hinein und nimmt den Koffer auf den Schoß. Zwischen ihm und dem Schaffner entspinnt sich folgender Dialog: „Für den Koffer müssen Sie auch einen Fahrschein lösen." — „Wieso denn — det is doch 'n Handkoffer." — „Ja — aber er ist zu schwer." — „Der — schwer? Wenn ick ihm nich festhalte, fliecht er an de Decke."

•

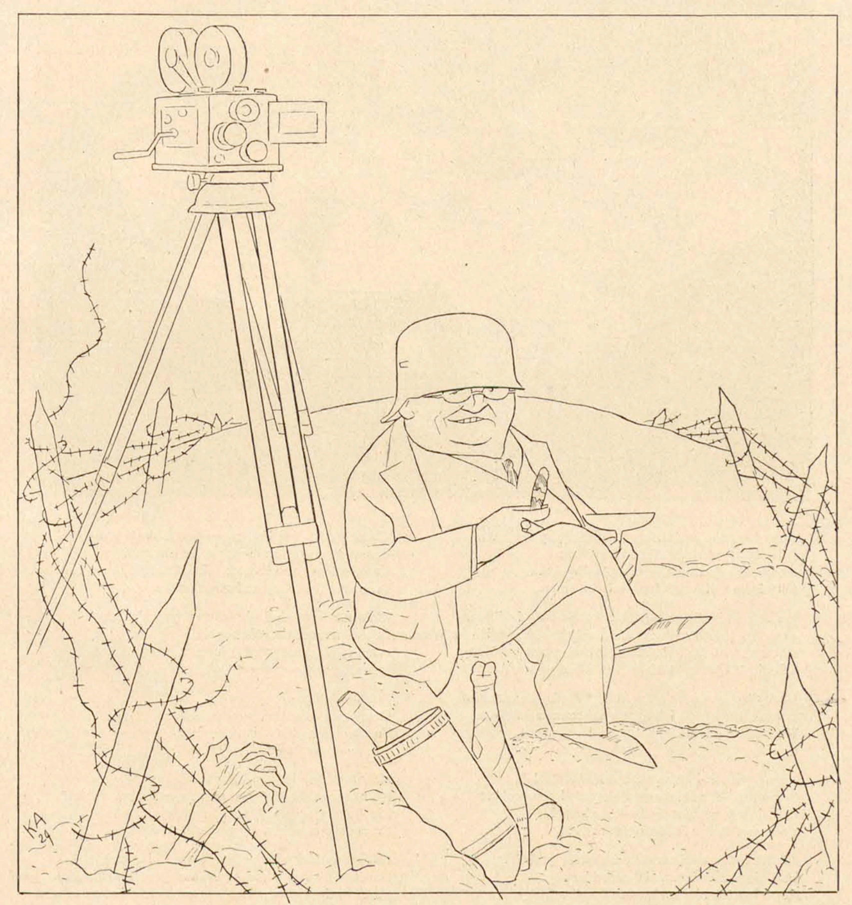
Am letzten Sonntag hörte ich auf dem Bahnhof in Reutte (Tirol), als gerade sehr starker Reiseverkehr abgewickelt werden mußte, folgendes Zwiegespräch zwischen zwei österreichischen Eisenbahnern:
„No, alsdann, heit werdn mer gar net fertig."
„Ah, da kannscht machen, was willst — der Verkehr läßt sich nicht aufhalten."

•

In einem Alimentationsprozeß faßte der Vorsitzende des Gerichts das Ergebnis der Verhandlung zusammen: „Also, die Klägerin lernte den Beklagten bei einer Silvesterfeier kennen und trat sofort in intime Beziehungen zu ihm. Am 1. Oktober gebar die Klägerin ein Kind männlichen Geschlechts. Sagen Sie einmal, Beklagter, waren diese Intimitäten der Silvesternacht die einzigen?" — „Nein", mußte der bekennen, „wir waren später noch einmal zusammen, so Anfang März, während des Faschings." Der Richter furchte die Stirn und dachte angestrengt nach.
„Ja, sagen Sie einmal, zu dieser Zeit war die Klägerin doch bereits in anderen Umständen!?" — „Jawohl." — „Ja, sagen Sie einmal, was hatte das denn da noch für einen Zweck?"

Mr. Laemmle filmt „Im Westen nichts Neues"

(Karl Arnold)



„Die Staatsmänner täuschen sich alle — es stimmt nicht, daß der Krieg ein schlechtes Geschäft war."

Heidelberg

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



Auch ich habe mein Herz in Heidelberg verloren.
(Hier hat man öfter diesen Verlust):
Ihr Mund war frisch, mausartig ihre Ohren,
Mit einem Griff war ich an ihrer Brust.

Gassen und Gärten ertrinken im Frühling in Blüten,
Ach, des Knaben Wunderhorn schallt schmerzlich im Wind.
Wie soll man da sein romantisches Herz behüten,
Wo die Wege und Wälder voll Elfengestalten sind!

Über die blauenden Hügel hängen mild die Gestirne.
Schöne Nacht, da ich lehnte versonnen am Tor:
Was sollte mir da Philosophie im Gehirne,
Latein und Jus, Herr Lenard und das Chlor.

Komm mit mir in eine verschollene Kneipe,
Fremdling, Schweigsamer, Mensch irgendwoher;
Dir wie mir glüht selig im Flaschenleibe
Erlösung, Gnade, Glückwiederkehr!

Hier hat phantastisch Herr Scheffel gesüffelt
Und die Kellnerinnen viel attackiert.
Auch ich tat dieses, anstatt gebüffelt
Hat selig wer Liebe und Wein probiert!

Liebe jedoch hat Folgen — von Schwermut
Selbst in der sternreichsten Neckarnacht,
Unbezahlbar jedoch wirkt ein glühender Vermouth,
Da er die Seele dynamischer macht.

Klein und eng sind die Häuser geschichtet,
Überall atmest du Philosophie,
Hoch in Mansarden wird romantisch gedichtet,
Oder Studenten sezieren ein Knie.

Ach, ich stieg oft umher auf den Stufen,
Überlagert vom besungenen Schloß,
Vor dem Amerikanerinnen rufen.
Glanzvoll der Neckar ins Blaue floß.

Manchmal lag ich am Ufer im Grase:
(O du herrliche Brücke aus verwittertem Stein!)
Ein Gesang kam auf der nächtlichen Straße,
Ergeben und schön lag bei mir ein Bein.

Stille Gemüter gibt es, die immer hier wohnen.
Manchmal bewegt dieser Wunsch auch mein Herz.
Zu Lebzeiten dürfte sich es wohl nicht immer lohnen,
Aber danach als berühmtes Standbild aus Erz! . . .

Anton Schnack

Froschmeuseler / Von Dr. Owlglaß

Vor drei Monaten hat sich der Kalligraphielehrer a. D. und Privatgelehrte Medard Bändele in aller Stille aus dieser Zeitlichkeit verflüchtigt. Und heute früh haben sie nun auch den „Herrn Rat" eingegraben und so schön dazu geblasen, daß ich's dank dem Westwind bis in meine Stube hören konnte.

Eigentlich hätt' ich ja dabei sein sollen. Aber als ich meinen alten Bratenrock oder Sabbater musterte, stellte sich heraus, daß ihn seit dem letztenmal die Motten angefressen hatten — und zwar an einer sehr unpassenden Stelle, nämlich vorn am Kragenumschlag. Und da ich als Feigenblatt nur die Rotekreuz-Medaille hätte vorhängen können und also neben den üppig dekorierten Männerbrüsten unseres Kriegervereins eine recht armselige Figur abgegeben hätte, blieb ich doch lieber daheim und dachte mir wieder einmal mein Teil über die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Denn ohne unseren Kalligraphiepädagogen und vollends ohne den Herrn Rat werden wir hiesigen Ortes nun wohl kaum mehr „Schritt halten können mit dem sausenden Webstuhl der Zeit" (um mich eines Bändeleschen Bildes zu bedienen).

Ach ja, der Herr Rat! „Ist doch mit ihm", wie das gestrige Wochenblättchen so zutreffend schreibt, „ein überragender Geist aus unserer Mitte geschieden!"

Und jetzt — „was will das werden?" (Apostelgeschichte 2, 12.)

Wenden wir lieber den verschleierten Blick von der düsteren Zukunft in die lichteren Gefilde der Vergangenheit zurück! Pflücken wir dankbaren Herzens ein paar goldene Früchte vom immergrünen Baum der Erinnerung!

•

Jahrelang hatte Herr Bändele das Feld allein beherrscht und uns alle freigebig aus dem Born sowohl seines Wissens wie seiner Gemütstiefe gelabt. Als geschätzter Mitarbeiter des Lokalblattes hatte er daselbst seine orts- und heimatkundlichen Forschungsergebnisse niedergelegt, Stammbäume altangesehener Bürgergeschlechter bis in ihre letzten Wurzeln bloßgelegt und, um nur ein Beispiel anzuführen, den genealogischen Zusammenhang der weitverzweigten Familie Maier mit den selteneren Meiern und dem nur noch in einem Exemplar vorhandenen Meyer (Johann Baptist, Mützenmacher und Magistratsrat) überzeugend und unwiderleglich nachgewiesen.

Aber damit nicht genug: vom ersten Veilchen bis zum ersten Schnee hatte er uns Jahr für Jahr in immer neuen Wendungen über das Wechselspiel der Natur auf dem laufenden gehalten; wir jubelten mit ihm, wenn er schon Mitte Februar die Amsel wieder rufen hörte oder im Mai die Blütenpracht seines Spalierzwetschgenbaumes schilderte; wir erfrischten uns an seinem mannhaften Eintreten für das Freibaden, für die hutlose Herrenmode und für die Verwertung der eßbaren Pilze; die Schauer der Ewigkeit griffen uns ans Herz, wenn er an Allerseelen das welke Laub melancholisch über den Gräbern rascheln ließ und anhangsweise nützliche Winke für die Aufbewahrung der Wintergemüse erteilte.

Zuweilen unternahm er wohl auch kleinere und größere Reisen, bis weit ins Schwäbische hinein, und vermittelte uns dann regelmäßig tiefe Einblicke in das Sonderwesen ausländischer und fremdartiger Völkerschaften.

So hätte das nun friedlich immer weiter gehen können, und niemand hätte etwas vermißt, wenn nicht eines Tages der „Herr Rat", ein pensionierter Kanzleibeamter, hierher übersiedelt wäre, ein Freund der Musik, der Literatur und der bildenden Künste, kurzum, wie gesagt, „ein überragender Geist". Und da er sein Licht nicht gerne unter den Scheffel stellte und über einen, jetzt allerdings etwas brüchig gewordenen, Bariton verfügte, trat er unverweilt dem Männergesangverein als passives Mitglied bei und begann am Honoratiorentisch mit Dichterzitaten, Kunsturteilen und ähnlichen seltsamen Äußerungen Staunen, Mißtrauen, ja zunächst sogar ein gewisses Unbehagen zu verbreiten.

Als indes im Anschluß an das übliche Dreikönigskonzert obigen Vereins im Wochenblatt ein ausführlicher, fachmännischer Bericht erschien, der mit Modulationen, Tempi, Gefühlswerten und dergleichen nur so um sich warf und dabei die Leistungen des Chors wie der Solisten mit bisher ungewohntem sprachlichem Honig bedachte, und als dann ruchbar wurde, der Herr Rat habe diesen Artikel verabfaßt, da begann die Stimmung zu seinen Gunsten umzuschlagen. Denn nun erfuhr man doch endlich einmal in wahrhaft hochgebildeter Ausdrucksweise, was man konnte und was man wert war.

Nur Herr Bändele zeigte sich nicht ganz einverstanden, schon deshalb nicht, weil das umfangreiche rätliche Konzertreferat den Abdruck seines eigenen Aufsatzes, „Wie sollen wir unsere Zimmerblumen in der kalten Jahreszeit behandeln?", hintangehalten hatte. Er fügte diesem drum schnell noch eine Schlußwendung an, in der er darlegte, das wahre Glück des Menschen sei sein Heim; man solle nicht nach öffentlichem Lob geizen, mit dem „gewisse Leute" nur den inneren Frieden der Seele untergrüben.

Das Aufsätzchen erschien, und der Herr Rat merkte gleich, wem die Spitze galt. Aber er fühlte jetzt sicheren Boden unter den Füßen und beschloß, auf die menschliche Schwäche der Schadenfreude bauend, dem naseweisen Kritiker und getreuen Lokal-Eckart eins auszuwischen. Und da der Herausgeber und Redakteur des Wochenblattes, der Buchbinder Pius Stößl, sowieso die ihm überreichlich zuströmenden Bändeleschen Weitschweifigkeiten ganz gerne allmählich etwas eingedämmt hätte und sich überdies von der „Gaudi" einer Zeitungspolemik geschäftlichen Vorteil versprach, brachte schon die nächste Nummer eine aufsehenerregende längere Notiz etwa folgenden Inhalts: Natürlich sei das „Heim" die Keimzelle vieles Guten, und insoweit bestünde kein Anlaß, mit dem sinnigen Blumenfreund, der das ausgesprochen habe, „anzubändeln". Aber es wäre tieftraurig für ein Gemeinwesen, in dem sich so zahlreiche hoffnungsvolle Zukunftskräfte rührten, wenn man sich mit diesem schließlich doch etwas hausbackenen Ideal selbstzufrieden begnügte. Das wäre ähnlich, wie wenn man in der Schule nur das Schönschreiben betriebe und alles andere darüber vernachlässigte. Schreiber dieses sei — schon als ehemaliger Beamter — weit davon entfernt, die Kalligraphie zu mißachten. Wichtiger indes sei es, den in jeder Menschenseele

(Schluß auf Seite 280)

Mit Herz und Hand . . .

(Zeichnung von Karl Rössing)



„Ick bin Pazifist, Justav, awa wenn so 'n Bildungsfatzke bloß vom Volk der Dichter und Denker spricht — denn sollt' ma ihn doch gleich eene vorm Latz knallen."

Einsame Dame am Strand

Täglich wandelt am Strand eine gutgewachsene Dame —
täglich hat sie einen neuen reinseidnen Pyjama an —
daß sie verheiratet sei, besagt beruh'gend ihr Name —:
aber es traut sich doch so recht keiner ran —!

Jeden Blick siehst du sie sehr freundlich erwidern
und der Hüften Spiel verrät dir Wunsch und Bedarf —
manchmal lächelt sie mild unter schmachtend gesenkten Lidern —:
aber keiner wird richtig und streng-reell scharf — — —!

Es verlautet sogar, sie sei beträchtlich vermögend
und es bestätigt dies das ständig wechselnde Kleid:
warum geht sie dennoch allein durch die schöne Gegend?
Manchmal tut sie mir wirklich von Herzen leid!

Sicherlich ist sie zur Liebe nicht ungeeignet,
sicherlich ist sie erfahren und mütterlich-weich!
Stellenweise ist die Figur sogar ausgezeichnet,
und sie ist spesenlos — was manchem durchaus nicht gleich!

Ob es den anderen Männern allen wie mir geht —?
Fühlen sie Schicksal — groß, unabänderlich —?
Wenn man des Abends mit ihr vor der Zimmertür steht,
sagt man sich plötzlich erkennend: Nee, lieber nich!

Karl Kinndt

Strandkritik

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Lauter schwarz-weiß-rote Fahnen — sonderbar, daß nur rechtsstehende Kreise erholungsbedürftig sind.“

Aus Jena

Finkel ist zu Besuch bei einem Bundesbruder. Anlaß: Verbindungsfest. Der Bundesbruder macht ihn darauf aufmerksam, daß bei vorkommender einsamer Rückkehr auf den neben dem Hause befindlichen Neubau zu achten sei. Er selbst sei schon hineingetappt. Die Fete steigt, und Finkel tritt schwer geladen den Heimweg an. Er findet auch das Haus des Gastfreundes, steigt die Treppe hinauf, geht durch eine Tür und hat auf einmal das Gefühl, in einem leeren Raum zu stehn. Finsternis ringsum. Gott sei Dank hat er einen Schirm bei sich. Er stößt nach links — nichts, er sticht nach rechts — nichts, er fühlt vorwärts — nichts, er beugt sich nach unten und probiert — kein Widerstand. Verdammt, nun ist er doch in den Neubau getappt! Er nimmt alle noch vorhandenen Geisteskräfte zusammen und überlegt: Rechts, links, vorwärts, unter mir nichts — ich stehe auf einem schmalen Brett über einem Abgrund. Es ist nichts zu tun, als regungslos stehend die Dämmerung abzuwarten. Er steht und steht, Stunde um Stunde; endlich dämmert's, er kann einzelne Gegenstände unterscheiden und sieht sich mitten in seinem Zimmer stehen, drei Schritt von seinem Bett und in der Hand — den abgebrochenen Schirmgriff!

G. J.

(Schluß von Seite 277)
schlummernden Drang nach dem Schönen und Edlen zu hegen und systematisch zu pflegen, damit sich das entwickle, was schon die alten Griechen als höchstes Ziel gepriesen und mit dem wohlklingenden Namen Kalokagathie belegt hätten ...
Der fortschrittliche Teil der Bürgerschaft hatte sein helles Vergnügen an der anzüglichen Abfuhr, die Herrn Bändele zuteil geworden war, und bestaunte respektvoll das großartige neue Fremdwort. Herr Bändele selbst aber stürzte zornbeflügelten Schritts auf die Redaktion, machte dem verlegen grinsenden Pius Stößl eine furchtbare Szene wegen seiner Treulosigkeit, Heimtücke und Undankbarkeit und verschwor sich, von nun ab keine Feder mehr für das Wochenblatt anzurühren. „Lassen Sie sich", schrie er zum Schluß, „Ihre Artikel künftighin von dem hochwohlweisen Herrn Rat anfertigen! Dann werden Sie ja sehen, wohin Sie kommen mit Ihrem — Kalokakadu!" Was schon insofern ein ganz passabler Witz war, als der Herr Rat hinsichtlich seines Schopfes und der Nasenkrümmung dem zitierten Seitenglied aus der Familie der Papageien nur wenig nachstand.
Dieser selbst, das heißt also der Herr Rat, begann nunmehr zielsicher seine Aufbauarbeit. Er beschenkte uns mit hübschen und lehrreichen Abhandlungen aus dem unendlichen Bereich des Schönen und verstand es, durch geschickte und unserer Fassungskraft angepaßte Beispiele das Interesse weiterer Kreise zu wecken und dauernd zu fesseln.
Aber es gibt ja immer eine Schicht, die dem Ungewohnten abhold ist und vermeint, die Welt müsse untergehen, wenn eine neue Epoche heraufziehen will. Als die Weidenkätzchen blühten, ohne von Herrn Bändele im Wochenblatt dafür belobigt zu werden, als der Kuckuck wieder rief und besagten Ortes keinerlei Echo fand, steckten allerlei und zumal die weiblichen Vertreter der älteren Generation befremdet die Köpfe zusammen, und da und dort wurden unverkennbare Äußerungen des Mißvergnügens laut.
Herrn Pius Stößl, mit seinem feinen Ohr für die öffentliche Meinung, entging diese, wenn ich mich so ausdrücken darf, drohende Glaubensspaltung nicht, die sich am Ende in einer für ihn peinlichen Weise auswachsen konnte. So suchte er denn also den Herrn Rat auf, umtanzte ihn mit zierlichen Schmeichelworten, sprach von Seelengröße und Drüberstehen und unterbreitete ihm endlich den bescheidenen, selbstverständlich ganz unmaßgeblichen Vorschlag, ob nicht vielleicht doch eine Art Verständigung oder gar Versöhnung mit Herrn Bändele möglich und unter den obwaltenden Umständen am Platz wäre.
Erst wollte der (wie man hierzuland sagt) „ehrenkäsige" Hecht unseres heimischen Karpfenteiches nicht recht anbeißen; da er sich aber seines Übergewichts vollauf bewußt war und bei einem neuerlichen Wettstreit ja doch nur gewinnen konnte, und da er überdies als Ästhetiker den Reiz einer schönen Geste zu schätzen wußte, ließ er sich endlich dazu herbei, Friedenspräliminarien in die Wege zu leiten.
Er machte Herrn Bändele zu dessen grenzenloser Überraschung einen Besuch, ließ sich durch einige bodenständige Herbheiten seines Widerparts nicht beirren, entfaltete vielmehr eine weltmännische Liebenswürdigkeit, gab bedauerliche Mißverständnisse zu, betonte die Notwendigkeit, zusammenzuhalten im Kampf um die idealen Werte des Lebens, und bezauberte, ohne das gefährliche Wort in den Mund zu nehmen, mit seiner Kalokagathie den Exkalligraphen so gründlich, daß dieser gutherzige Mensch, dem seine literarische Stuhlverhaltung sowieso schon fast unerträglich geworden war, enthusiastisch die dargebotene Hand ergriff, worauf man unter Zuziehung des Herrn Pius Stößl unverzüglich einen neuen Feldzugsplan zurechtschmiedete.
Die beiden Herren sollten sich in den ja überreichlich vorhandenen Bildungsstoff teilen: die Natur und ihre mannigfachen Auswirkungen sollten in Herrn Bändele, Literatur, bildende Kunst und Musik in dem Herrn Rat ihren Sachwalter und Fürsprech haben: auf den Grenzgebieten der Geschichte und Volkskunde wäre von Fall zu Fall zu entscheiden: das im engeren Sinn Heimatliche verbleibe natürlich Herrn Bändeles ureigenste Domäne. Außerdem beschloß man, tunlichst bald einen „Bürgerbildungsverein" zu begründen mit Kursen, Vorträgen und überhaupt.
So stieg nun also im Handumdrehen die Morgenröte der Renaissance („man sagt jetzt übrigens Rinascimento", warf der Herr Rat ein) am Horizont herauf, und daß Herr Bändele in seiner hellen Begeisterung vom „rosenfingrigen Eros" zu fabeln begann, störte die Harmonie des neuen Dreibundes nicht im geringsten.
Aber wer wüßte nicht, daß die Meteorologen, in seltener Übereinstimmung mit dem Volkslied, über das Morgenrot so ihre eigenen Ansichten haben? Zunächst verlief die Sache ganz programmgemäß. Eben noch rechtzeitig konnte Herr Bändele im Wochenblatt seine warnende Stimme erheben, um die Tollkirsche vor Stadt und Land an den wohlverdienten Pranger zu stellen; dann folgte ein lichtvoller, durch mehrere Nummern laufender rätlicher Essay über die erzieherischen Aufgaben der Schaubühne, dem sich hinwiederum bedeutsame Bändelesche Auslassungen über die Zuverlässigkeit des Hundertjährigen Kalenders anschlossen.
Alle Welt atmete auf, und Herr Pius Stößl sah mit Wohlgefallen seinen Weizen blühen.
Es war unterdes richtiger Herbst geworden und somit der gegebene Zeitpunkt gekommen, den Bürgerbildungsverein ins Leben zu rufen, dem denn auch, wie zu erwarten, zahlreiche Mitglieder, Damen wie Herren, beitraten.
Der Herr Rat hatte beabsichtigt, das Wintersemester mit einem Kurs über die deutsche Dichtung von ihren ersten Anfängen an bis zu Goethe herauf (soweit reichte nämlich die in seinem Besitz befindliche, schon etwas angegraute Literaturgeschichte) auszufüllen, während Herr Bändele, im mündlichen Vortrag weniger sicher als in der Handhabung der Feder, sich auf zwei oder drei Diskussionsabende zu beschränken gedachte, die der heimischen Vogelwelt gewidmet sein sollten.
Bei vorsichtigem Sondieren zeigte sich indes, daß einstweilen nur einige wenige Damen der höheren Dichtkunst wärmere Anteilnahme entgegenzubringen vermochten, während die überwiegende Mehrzahl der Zuhörer etwas Augenfälligeres zu wünschen schien. So wurde der ursprüngliche Plan wieder umgestoßen und auf spätere Zeiten verschoben, wenn der Boden erst ergiebiger gerodet wäre, und der Herr Rat entschloß sich, trotz beträchtlicher Unkosten, die ihm daraus erwachsen würden, die bildende Kunst erzieherisch an das Herz seiner Gemeinde branden zu lassen. Er verschaffte sich leihweise einen älteren, schon etwas ausgeleierten Projektionsapparat, eine bessere Laterna magica, sowie das erforderliche Bildermaterial, und kündigte nun „Kunstgeschichtliche Übungen mit Demonstrationen" an.
Das zog — wenigstens für den Anfang. Eine ansehnliche Teilnehmerschaft hatte sich eingefunden und folgte Samstag für Samstag mit Hingabe oder doch zum mindesten mit Pflichtgefühl den Darbietungen.
Daß die verschiedenen griechischen Aphroditen, die sich da so arm- und harmlos präsentierten, namentlich bei der Männerwelt lebhaftem Interesse begegneten und im Hinblick auf anwesende Gegenbeispiele zu volkstümlichen vergleichend-anatomischen Bemerkungen Anlaß gaben, ist begreiflich und wohl auch verzeihlich; umgekehrt kamen ja auch die verehrten Damen auf ihre Rechnung.
Störend wirkte eigentlich nur, daß der Herr Rat, der einmal etwas vom „goldenen Schnitt" in der Plastik und Malerei hatte läuten hören und sich auf sein Wissen um dieses wichtige ästhetische Gesetz etwas zugute tat, immer wieder darauf hinwies und mit seinem Zentimeterstab den Praxiteles und andere alte, spaßhaft benamste Steinmetzen in Bedrängnis brachte. Was gingen die Zuhörer „Verhältnisse" an, wenn sie sich nicht zwischen männlichen und weiblichen Mitgliedern ihres Gemeinwesens abspielten?
Im übrigen war man allerseits hochbefriedigt; und als zum Beispiel kurz hernach — eine strenge zeitliche Folge hatte sich nicht durchführen lassen — Rubens an die Reihe kam, zeigten sich selbst ältere Herren von dem belebenden Odem der Kunst sichtlich berührt.
Bei den Madonnen allerdings begann, trotz des statistisch nachgewiesenen tiefreligiösen Sinnes unserer Bürgerschaft, die Teilnahme auffällig abzuflauen, was indes vielleicht auch damit in Zusammenhang stehen mochte, daß inzwischen die Faschingszeit angebrochen war. Aber dieses Nachlassen der Spannkraft nahm mit einem Schlag eine katastrophale Wendung, als am 12. Januar im Wochenblatt eine seitengroße Annonce zu lesen war: der Gastwirt Korbinian Heitermoser „Zum wilden Mann" beehre sich, einem geschätzten Publikum von Stadt und Land mitzuteilen, daß er im Saale seines Anwesens ein Lichtspieltheater eröffnet habe; es werde sein eifrigstes Bestreben sein, stets das Beste vom Guten und jedenfalls immer das Allerneueste zu bringen, und hoffe er auf zahlreichen geneigten Zuspruch seitens aller Kunstfreunde. ff. Lagerbier aus der Schloßbrauerei Zöring. Bekannt gute Küche. Kalte und warme Speisen zu jeder Tageszeit.
Am nächsten Samstag stellten sich zu den „kunstgeschichtlichen Übungen" nur noch sieben Zuhörer ein, am übernächsten ganze drei — und der bestürzte Herr Rat konnte seine Laterna magica einpacken und nach Hause gehen.
Dafür brachte jetzt das Wochenblatt über das neue Unternehmen spaltenlange Berichte, mit denen Herr Pius Stößl von einer Zentrale gratis beliefert wurde, und als Kalokagathie und Kalligraphie selbander bei ihm anrückten und ihm ernstliche Vorhaltungen machen wollten, lachte er bloß und wies die Zumutung, solche Bildungswidrigkeiten nicht mehr abzudrucken oder gar einer Gegenkritik die Spalten zu öffnen, gröblich zurück, indem er zynisch die finanzpolitischen Zusammenhänge zwischen Text- und Annoncenteil einer Zeitung aufdeckte.
So kam es denn bei uns dahin, daß alle jene sattsam bekannten Lias, Mias, Rias und so weiter gegenüber der „wahren" Kunst kampflos das Feld behaupteten, und daß Herr Korbinian Heitermoser „Zum wilden Mann", ohne irgendwie davon zu reden und ohne dazu eines Zentimetermaßes zu bedürfen, den goldenen Schnitt in die Praxis übersetzte, während der Herr Rat und Herr Medard Bändele kurzer Hand kaltgestellt waren und, wenn ihnen das genügte, auf ihren früheren Lorbeeren ausruhen konnten, die ja bekanntlich eine zweifelhafte Sitzgelegenheit darstellen, wenn nicht immer wieder neue unterlegt werden. Und das war leider ausgeschlossen; denn beiden Lichtbringern verbot ihr Ehr- und Selbstgefühl, einem Pius Stößl fürderhin noch ihre wertvollen Kräfte zu leihen.
„Die Liasformation hat gesiegt!" äußerte sich Herr Bändele gelegentlich mit bitterem Witz gegen vertrautere Bekannte. Im folgenden Herbst stürzte er dann beim Abernten seines berühmten Spalierzwetschgenbaumes von der Leiter und starb an den Folgen dieses Unfalls.
Der Herr Rat aber erlag bald hernach einer Arteriosklerose, die seit den herben Enttäuschungen, die ihm widerfahren waren, rasche Fortschritte gemacht hatte.

•

Nach Aufzeichnung vorliegender Erinnerungsblätter trieb es mich unwiderstehlich, Menschen zu sehen. Die Dunkelheit war hereingebrochen, und so ging ich nach langer Zeit wieder einmal in den „Goldenen Schwan" an den Stammtisch der Honoratioren.
Natürlich sprach man vom Herrn Rat, auch von Herrn Bändele, erzählte sich liebenswürdige Anekdoten aus ihrem Leben und Wirken und äußerte schwere Befürchtungen über den Fortbestand dessen, was sie angeregt und geschaffen hatten. Allmählich glitt das Gespräch auf andere örtliche Angelegenheiten über, auf die neue Motorspritze, auf das schlechte Ergebnis des letzten Ferkelmarktes und dergleichen, und plötzlich sagte der Oberinspektor Schinabeck: „Übrigens, meine Herren, ich weiß aus sicherster Quelle, daß die Gebrüder Löwenstein das Fuchsgruber-Anwesen erworben haben und es zu einem großen Kaufhaus umbauen wollen."
Ich saß neben Herrn Benedikt Hoslacher, Kolonial-, Kurz-, Woll- und Eisenwaren, und sah, wie dieser infolge häufiger Geschäftsreisen an größere Handelsplätze welterfahren und weitblickend gewordene Mann erblaßte. Und während die anderen ahnungslos wie Kinder „vom Tage, vom heute gewesenen Tage" weiterschwatzten, trank Herr Hoslacher schweigend sein Glas aus, erhob sich unauffällig, blickte mich durch seine große Hornbrille verständnisheischend an und sprach mit dumpfer Stimme: „Jaja, Herr Doktor — der Untergang des Abendlandes! . . . Habe die Ehre!"

Ein Lichtblick

Wilhelm Meyer (Arendsee) gewann es
über sich, daß er den jüngsten Sproß
Wilhelm Stahlhelm Hermann und Johannes
zu benamsen treubeherzt beschloß.

Und so kommt's, daß dieser kleine Meyer,
der zunächst noch in die Windeln kackt,
dank des Vaters nationalem Feuer
früh schon aus den Zeitungsspalten quakt.

Nimmt der Lebensweg des jungen Molches
einen dementsprechenden Verlauf?
Alle Bundesonkels hoffen solches,
alle Bundestanten achten drauf,

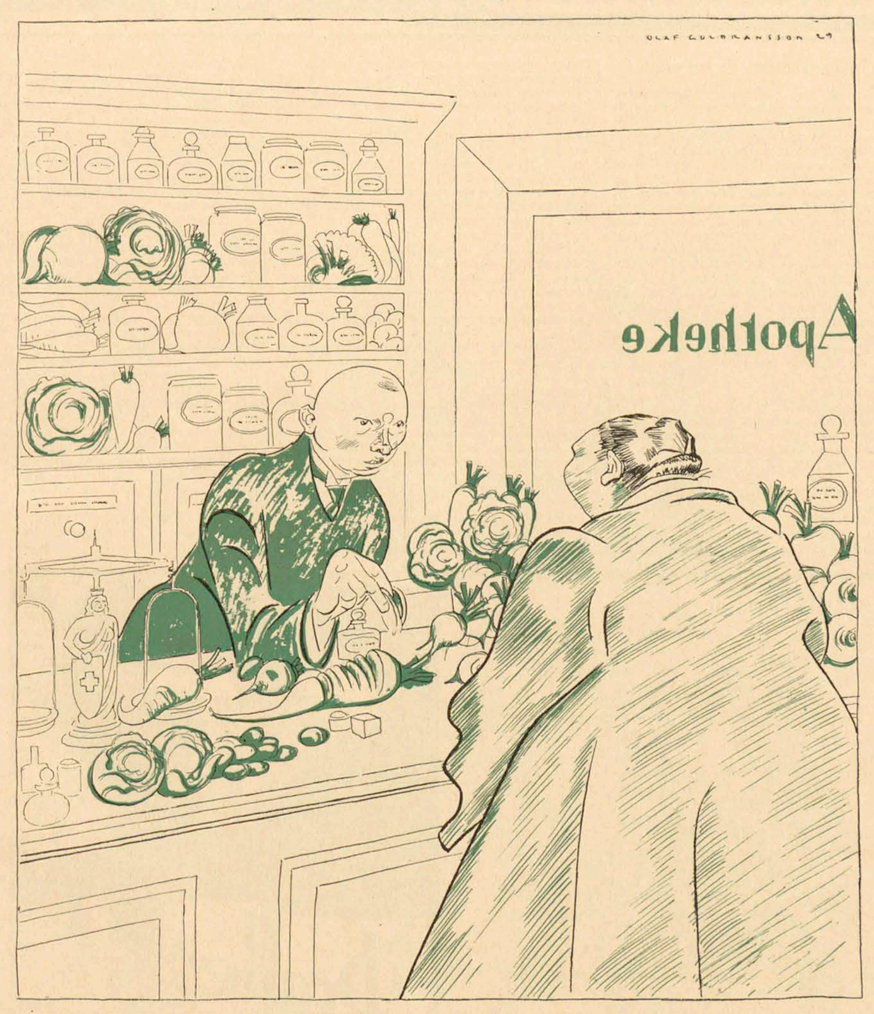
daß die Generationsmaschine
tadellos und sinnvoll funktioniert
und Jung-Stahlhelm eine Stahlhelmine
dermaleinst zur Bettgesponsin kürt.

Stolze Zukunftsperspektiven ranken
sich da sozusagen in die Höh'.
Und wem anders ist das zu verdanken
als Herrn Wilhelm Meyer (Arendsee)?

Ratatöskr

Rohkost verdrängt Medizin

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Nehmen Sie täglich dreimal zwei Scheibchen, gute Frau!"

Der Leitspruch

Die Badische Gefängnisverwaltung gibt eine Wochenschrift heraus für ihre Schutzbefohlenen. Die Wochenschrift heißt „Aus Welt und Heimat". An der Spitze der Nummer vom 31. Mai steht der Leitspruch: Ein Hauptstudium der Jugend sollte sein, die Einsamkeit zu ertragen, weil sie eine Quelle des Glückes und der Gemütsruhe ist. (Schopenhauer.) R. R.

Indanthren

Frau Major a. D. von Löwe, née Schmälzle: „Aber Frau Major Weinmann, Sie sind ja ganz braun gebrannt. Sie liege wohl de ganze Tag im Strandbad?"

Frau Major a. D. Weinmann, geb. Schulz: „Aber nein, liebe Frau von Löwe. Dazu habe ich keine Zeit, ich habe nebenbei noch einen Beruf. Meine Haut bräunt aber sehr leicht."

Frau Major a. D. von Löwe, née Schmälzle: „Das ist doch sonderbar, meine Tochter und ich könne stundenlang in der Sonn liege, wir bleibe schneeweiß. Das muß halt doch am blaue Blut liege." W–r

Unsterbliches Österreich

Die Fahrt mit der Lokalbahn von Salzburg nach Ischl ist reich an landschaftlichen Reizen. Von noch größerem Reiz war aber die fahrzeitfüllende Gesprächshandlung, die ich aus dem stillen Winkel meines Abteilchens hervor belauscht habe.

Es saß ein Herr vor mir, in der Hauptsache unsichtbar infolge der halbhoch zwischen den Sitzen aufgeführten Rücklehnen. Nur sein steirisches Hütl mit dem Bart und der Spielhahnfeder schaute herüber und mimte zu dem Dialog nicht schlechter über der Kante, wie der Kasperl auf seiner Rampe.

Die Handlung begann mit dem Hinzutritt des Kondukteurs: „Bitt' schön, das Billett."

Das Steirerhütl wackelt gravitätisch. Nach einer Pause die Stimme des Kondukteurs: „Aha, der Herr hat einen Fahrtausweis."

Das Steirerhütl räuspert sich würdevoll: „Jawohl. Gerichtsbeamter. Gültig in ganz Österreich."

„Meine Hochachtung. Aber der Herr entschuldigt, bitte, der Fahrschein hat nämlich hier bei uns keine Gültigkeit."

Bart und Feder schauen sich sprachlos um: „Ich meine schon, da täuschen S' Ihnen, Herr Schaffner. Ich hab' ja gar keinen Fahrschein, versteng'n S', ich hab' ja einen Fahrtausweis als Gerichtsbeamter, versteng'n S', gültig für ganz Österreich."

„Da hat der gnä Herr vielleicht schon recht. Aber der Fahrtausweis gilt eben net auf der Bahn dahier, bitt' schön."

Das Steirerhütl zittert steil über der Rampe empor: „Was, auf dera Bahn dahier soll vielleicht der Fahrtausweis net gelten?! Ich hab' mich doch zuvor genauest erkundigt, bitte sähr, erkundigt hab' ich mich genauest, und da hat man mich berichtet, der Fahrtausweis gilt für sämtliche Bahnen in Österreich, mit Ausnahme von der Aschpangbahn und mit Ausnahme von der Bahn auf den Hochschneeberg aufi, bitte sähr!"

„Is schon gwiß recht, Herr Rat, aber wissen S', dös da is anders. Dös is a Privatbahn, wissen S', eine Art von Luxusbahn, versteng'n S'."

Das Steirerhütl tanzt: „Was soll dös da sein?! Eine Luxusbahn, sagen S', soll dös sein?! Erlauben S', mein Lieber, da sehn S' amal den Ruß da auf die Bänk, den Staub fingerdick auf die Fensterbankln, die Zugleder abgrissen und a Luxusbahn! Die Luxusbahn muß man gseh'n haben, werden S' schon zugeben, Herr Kondukteur, oder net?!"

Der Pinsel klopft hörbar auf dem Steirerfilz auf. Pause.

„— — — Also, bitt schön, der Herr will nix zahlen. No wer ich gehn, mich noch amal erkundigen. Gedulden sich der Herr Rat eben solang. Meine Hochachtung."

Hand höflich an der Mütze, macht der Kondukteur kehrt und geht ab.

Zehn Minuten Pause. Landschaftsgenuß als Zwischenakt. Dann: Der Kondukteur tritt wieder ein, nähert sich dem Gerichtsbeamten, gültig für ganz Österreich, legt die Hand höflich grüßend an die Mütze und spricht: „Also es tut mir ganz furchtbar leid, den Herrn noch amal inkommodieren zu müssen, aber ich hab' mich erkundigt, der Fahrschein gilt nix auf unserer Bahn dahier."

Das Steirerhütl, nicht faul: „Bitte sähr um Entschuldigung, aber ich habe ja gar keinen Fahrschein, sondern einen Fahrtausweis, als Gerichtsbeamter, gültig für ganz Österreich."

„Ganz recht der Herr, bitt schön. Aber der Fahrtausweis gilt net bei uns."

„Und warum, bitte sähr, soll der Fahrtausweis net gelten? Wo ich mich doch zuvor genauest erkundigt habe, und man hat mich berichtet, der Fahrtausweis gilt für alle Bahnen in Österreich, mit Ausnahme von der Aschpangbahn und mit Ausnahme von der Bahn auf den Hochschneeberg aufi, akkurat?"

„Schon recht, gewiß, Herr Rat, aber der Herr Rat müssen wissen, dies dahier ist eine Privatbahn, eine Art von Luxusbahn sozusagen, wissen S' . . ."

„Eine Luxusbahn, sagen S'? Eine Luxusbahn soll dös sein, erlauben S' schon, mit den Ruß da auf die Bänk, mit die abgerissenen Zugleder und den fingerdicken Staub auf die Fensterbankln?!"

Pause. Durch das hastige Geratter der kleinen Lokalbahn-Wagenräder geht der Taktwechsel angezogener Bremsen. Der Kondukteur schaut nachdenklich zum Fenster hinaus. Der Fahrgast beugt sich, hilflos werdend vor diesem harrenden Schweigen, der Obrigkeit und bohrt in der Tasche: „Nachher also, in Gottes Namen, wieviel wollen S' haben?"

Den militärischen Gruß des Kondukteurs wirft der Stoß der Bremse ein wenig unhöflich vornüber: „Alsdann, wissen S' was, Herr? — Lassen S' gehn. Es steht ja eh net dafür, mir sind ja doch schon gleich da."

Hand an der Dienstmütze, Rolltüre auf, schon steht der Kondukteur auf dem Bahnsteig: „Ischl! — Alles aussteigen!"

Sebaldus Nothanker

Mildernde Umstände

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Es tut mir ja ooch leid, det ick die Frau umjebracht habe — awa det wußte ick nich, det se bloß eene Mark achtzig in der Tasche hatte."

Lieber Simplicissimus!

Beim Studium polizeilicher Akten in einer Mordsache finde ich folgendes Vernehmungsprotokoll:

„. . . Mein Mann gab drei Schüsse auf mich ab. Dann stürzte ich blutüberströmt auf das Bett. Dann nahm ich noch wahr, wie mein Mann die Waffe gegen sich richtete. Vorher fragte er mich jedoch: ‚Bist du auch tot?' Weil er so sehr aufgeregt war und weil ich fürchtete, er würde, wenn ich ihm in dieser Angelegenheit widersprechen würde, erneut auf mich schießen, entgegnete ich ihm: ‚Ja, lieber Gottfried!' Dann schoß er, anscheinend durch meine Antwort beruhigt, auf sich . . ."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

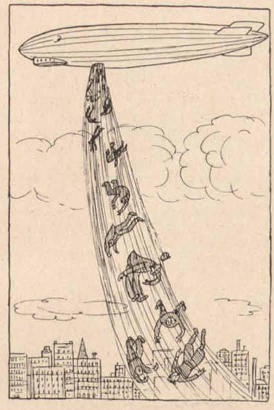
Der tödlich sichere Witz

Im Berliner Zoo genießt die brave, dicke Elefantenmama Toni mit ihrem Vierzentnerbaby Kalifa schönstes Kinderstubenglück. Das Elefantenhaus ist immer umlagert von Zuschauern. Auch ein festes Stammpublikum ist da, das regelmäßig kommt, natürlich, wer weiß, wann wieder einmal ein Elefant in Berlin geboren wird! Zu diesen regelmäßig kommenden Leuten — ich kann's nicht leugnen — gehöre auch ich.
Also das ist „entzückend" und „reizend", das ist, „sieh mal, Mutti, wie süß", das ist „wirklich sehr, sehr nett", das ist sogar „knorke", ja, bis . . .
Bis der feierliche Moment eintritt, wo Kalifachen, Atzung suchend, unter Mama Toni kriecht. Nun, Elefanten sind Säugetiere, sie werden mit flüssiger Nahrung großgezogen, deren Quelle bei allen Säugetieren an gleicher Stelle entspringt. Dazu kommt noch, daß Elefantenbabys schon im zartesten Alter einen wundervollen Rüssel haben.

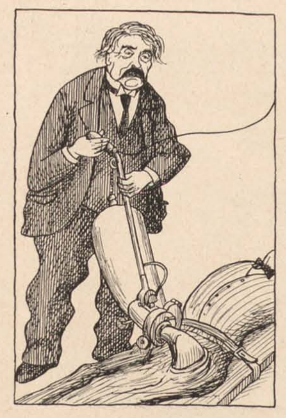
Auch das ist selbstverständlich „reizend", „entzückend" usw., wenn Kalifa den Rüssel hebt, um an der — sagen wir mal, wenn es auch anatomisch nicht ganz richtig ist — Mutterbrust zu saugen. Aber jetzt ist endlich für die Zuschauer die lange entbehrte Gelegenheit zu einem Witz gegeben. Und der Witz folgt mit tödlicher Sicherheit, immer, immer derselbe Witz. Ich, der ich ja zum Stammpublikum gehöre, erwarte jedesmal den Witz mit schmerzlicher Spannung und werde direkt nervös, wenn er einmal auszubleiben droht. Da — Kalifa hebt den Rüssel. Fünfzig Augen schauen interessiert zu. Doch wo bleibt jetzt der Witz? Keine Sorge, da ist er schon: „Jetzt tankt er!" W. R.

Simpl-Woche: Fortschritte der Technik

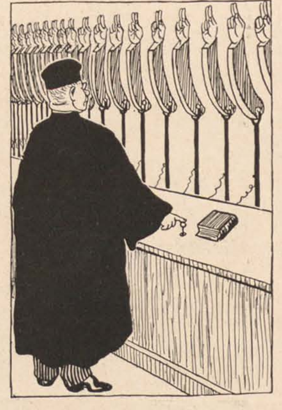
(Th. Th. Heine)



Der neue Zeppelin ist mit einer Wasserspülung zum restlosen Entfernen blinder Passagiere ausgestattet.



Die Firma Young, Briand & Co. hat einen verbesserten Staubsauger hergestellt, der unsere Taschen auch vom letzten Stäubchen zu säubern vermag.



Um die Riesenzahl der Offenbarungseide bewältigen zu können, ist bei den deutschen Gerichten ein elektrischer Schwörapparat eingeführt worden.



Die Zeileis-Heilweise wurde so vervollkommnet, daß sie auch zur Wiederbelebung Toter verwendet werden kann. Dadurch erhielten unsere Richter ein unfehlbares Mittel, um Justiz-morde rückgängig zu machen.



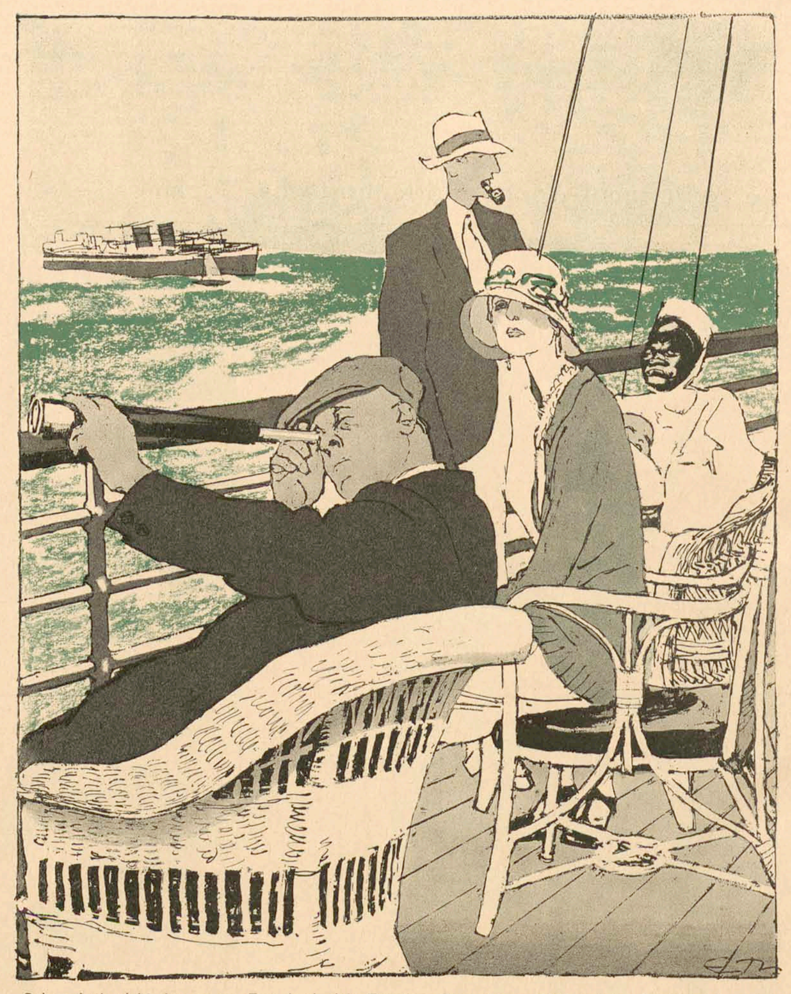
An den Stühlen der Gaststätten ist jetzt ein kleiner praktischer Apparat angebracht worden, der beim Ertönen vaterländischer Lieder automatisch in Tätigkeit tritt und jeden Gast zum Aufstehen zwingt.



Einem deutschen Chemiker ist die Erfindung eines außerordentlich wirksamen Klebstoffes gelungen. Die Ministerialsekretäre sind angewiesen worden, ihn zum Bestreichen der Sitzgelegenheiten ihrer Vorgesetzten zu verwenden. Er wird nach Wunsch mit roter oder schwarzer Färbung geliefert.

Auf der Überfahrt nach Europa

(Zeichnung von E. Thöny)



„Schau doch nicht den ganzen Tag durch dein Fernglas, George!" — „Well, auf der Rückfahrt kann ich nicht mehr durchsehen, dann ist es mit Whisky gefüllt."

J r o ß m a m a

Unsre Jroßmama is schick
wenn se richtig anjemalt is
un' mit Sonne jut durchstrahlt is
und de streifst se mit 'n Blick
un se hat det Blaue an —
Mensch, denn jingste selbst noch ran.

Jeht se mit 'n Kavalier
wo se leicht verwandt davon is,
weil er ihrer Tochter Sohn is,
un er zeigt sich jern mit ihr,
denn se hat nu mal so 'n Scharm —
Mensch, da würdste selbst bei warm.

Jroßmama hat ooch Humor,
kürzlich als sich eener anschmiß
und verwej'ne Blicke ranschmiß,
ihrer Reize tief bewußt
und mit Seufzern aus de Brust,
nahm se sich den Jung' beim Henkel:
Bitte, sprechen Sie mit meinem Enkel!

Trim

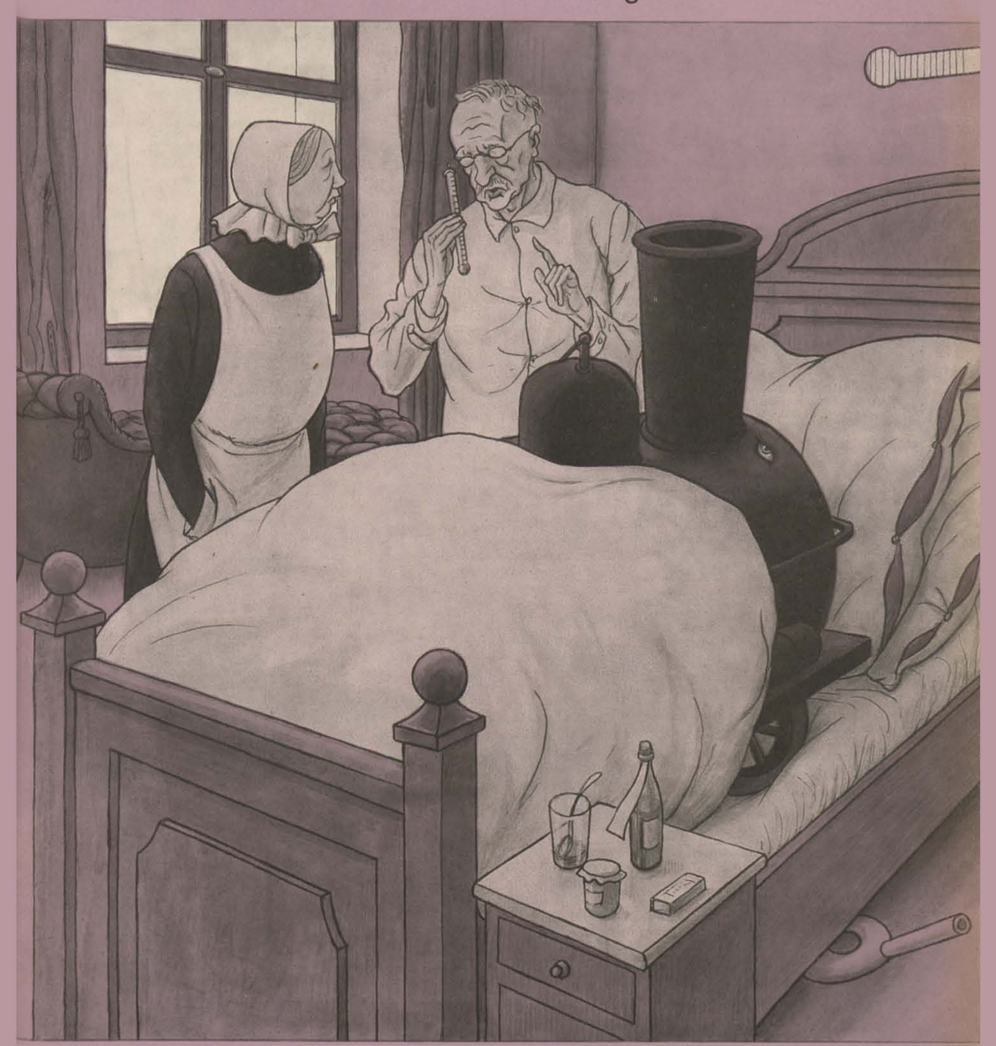
Stuttgart, 9. September 1929 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 24

SIMPLICISSIMUS

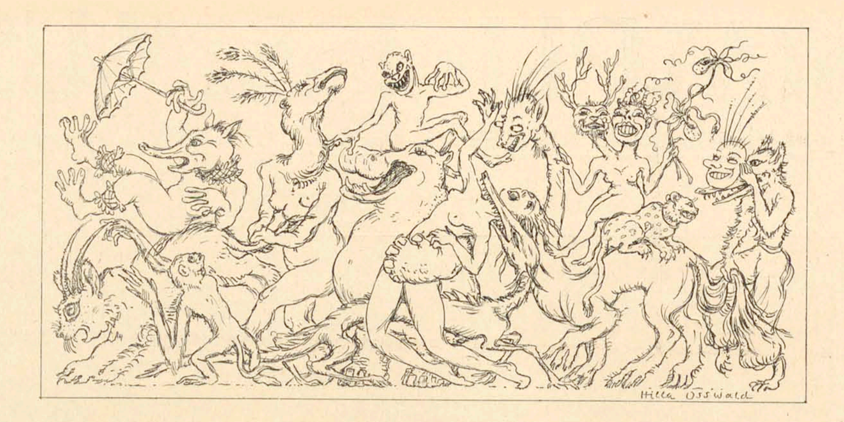
Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Bahntariferhöhung

(Th. Th. Heine)



„Noch eine Steigerung und ich fürchte ernstlich für das Leben unseres armen Patienten!“



Kragel und die Tiere

Von Peter Scher

Kragel saß im Café Botanischer Garten und beobachtete mit wachsendem Entzücken ein winziges Kind, das zwischen den Tischen spielte und eine überraschende Energie aufbrachte, durch Gebrüll und störrisches Wesen die friedliche Unterhaltung alter Damen zu erschweren. Er selbst empfand gerade kein Verlangen nach Ruhe — eher den Drang, einen Stein in einen Tümpel zu werfen, daß es klatschte und Kreise zöge.
Außerdem liebte er alte Damen noch weniger als Kinder.
Ein entsetzliches Geheul, Aufspringen, Stühlehinwerfen undsoweiter bewies im nächsten Augenblick, daß er nicht vergeblich gehofft hatte.
Das winzige Kind hatte vertrauensvoll eine Wespe ergriffen und war beim Versuch, sie zu zerpflücken, jämmerlich gestochen worden.
Kragel, inmitten der allgemeinen Verwirrung befriedigt aufatmend, hatte Mühe, seine strahlende Laune zu verbergen. Zu diesem Zweck öffnete er einen Brief, der ihm vom Boten auf der Straße zugesteckt worden war und vertiefte sich. Aber schon bei der dritten Zeile fuhr er zurück, als ob ihn die Wespe gestochen hätte.
Unmöglich, ein reines Glück zu erleben — pfui Teufel!
Tante Alberta schrieb, daß sie nun endlich kommen würde und sich kindlich freue, Kragel nach so langer Zeit einmal wieder zu sehen.
Entsetzt rief er zahlen! und sah nach dem freudigen Intermezzo auf einmal so beleidigt aus, daß die alten Damen ringsum überzeugt waren, er sei mit ihnen über die Unachtsamkeit der Mutter des gestochenen Kindes empört.
Tante Albertas Besuch war Kragels Damoklesschwert — wenn man sich so ausdrücken darf. So lange er denken konnte, fürchtete er dieses Ereignis, das gleichwohl — wegen Erbschaftsauseinandersetzungen — unvermeidlich war.
Eine tiefe Bedrücktheit nahm ihn gefangen. Da sitzt man, von soviel Wichtigkeit gepeinigt, stundenlang unter alten Damen; der innig ersehnte Mißton tritt endlich ein, Freude will sich des Herzens bemächtigen, man öffnet arglos einen Brief — da hat man die Bescherung!
Drei Tage und drei Nächte verbrachte der Unglückliche in Qualen: Wie und zu welchem Ende beschäftige ich Tante Alberta?
Nichts fiel ihm ein. Verzweifelt blätterte er in seinem ungeschriebenen Handbuch für angewandten Sadismus — umsonst. Möglichkeiten genug, aber alles zu stark, wenn man die nicht unwesentliche Erbschaftsregelung einkalkulierte.
Tante Alberta war rührend bemüht, Kragel zu gewinnen. Sie führte selbstdestillierte Liköre bei sich, die er probieren mußte. Ein greuliches Gesöff, das ihm Tränen des Abscheus in die Augen trieb. Sie war munter und kregel, von Lebensbejahung strotzend. Zum Kaffee, den sie im Hofgarten nahmen, rauchte sie gern eine tüchtige Brasilzigarre. Dabei ging sie strumpflos nach der Mode und schlug die Beine resolut übereinander.
An den Nebentischen saßen lauter Bekannte. Kragel war nahe daran, zu weinen oder etwas Verzweifeltes zu tun.
In seiner Desperation schlug er einen Ausflug in den Tierpark vor, was sie mit Wohlwollen aufnahm, denn auch sie liebe Tiere, wie alle guten Menschen.
Amen! dachte Kragel.
Affen, Löwen, Elefanten, Bären. Kragel schleppte Bananen, Brotrinden, Erdnüsse. Schweiß troff ihm aus allen Poren.
Tante Alberta bewies, daß sie die Tiere liebte. So was Süßes wie die kleinen Bären, wenn sie miteinander rangen, hatte die Welt lange nicht gesehn. Kragel warf Bananen, Kragel machte ein liebliches Schnäuzchen, Kragel röchelte in tiefster Seele.
So wie Tante Alberta hatte er nie ein Wesen gehaßt.
Wissiwissi — giegiek — dudu! zirpte sie, ein Äffchen am Schwanz kraulend. Kragel, dem Untergang nahe, schickte ersterbende Blicke aus. Da nahm ihn ein Engel bei der Hand und zeigte ihm ein Plakat: Lamas. Vorsicht — spucken!
Es war Kragels Engel, der ihm das wies.
Hastig dirigierte er die Tante an dem Plakat vorüber auf die andere Seite.
„Sieh mal die schönen Augen", sagte er so herzlich, daß die Tante ihn bei der Hand nahm und guter Junge nannte.
„Füttern", sagte Kragel, „rasch füttern — so Tante: Erst mal hinhalten und dann schnell wieder wegziehn — das mögen sie schrecklich gern. Auch Tiere haben Humor."
„Tiere sehen dich an", erwiderte Tante versonnen und tat mit Energie wie ihr geraten. Tat es ein-, zwei-, achtmal, während Kragel, mit nervösem Gezappel die Beinstellung wechselnd, der Entladung entgegenschauerte.
Nichts geschah. Die Lamas sahen die Tante schwärmerisch mit Thumannschen Märchenaugen an. Mit übernatürlicher Geduld gewappnet, schienen die Tiere zu empfinden: Der Mensch ist und bleibt gut!
Tante Albertas Engel war der Stärkere; er schlug Kragels Engel k. o.
Der über Gebühr Gepeinigte erlitt einen Nervenschock, als die Ungeheuer schließlich, von Tante Alberta getätschelt, friedlich Bananen und Bonbons lutschten.
Als Tante das Zucken seiner Glieder und eine Träne in seinem Auge bemerkte, schloß sie ihn in aller Öffentlichkeit in die Arme.
„Du bist viel zu sensibel", sagte sie. „Man kann die Herzensgüte und das Verständnis für die Kreatur auch zu weit treiben!"
Na und so wurde die Erbschaftsangelegenheit schließlich doch noch zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt.

Hysterische Landsknechtsweis

Ich stimme meine Laute
und meinen Kantus an:
Wer hat denn jetzt noch Traute
Zu Gustav Stresemann?
Es gibt nach so viel Pleiten
nur einen einzigen Schluß:
Daß Ich gen Welschland reiten
und grimmig blond sein muß.

Mein Banner will ich schwingen,
mein Auge will ich rolln,
daß sie ob meinem Singen
vor Schreck erbleichen solln.
Und kommt ihr mir mit Zahlen
und bittrer Wirklichkeit —
ich steh mit Idealen
zum Äußersten bereit!

Mit Herz und Mund zu fechten —
und sei es auf Papier —
das ist des Manns der Rechten
erprobte Art und Zier.
Ich seh den Lorbeer winken . . .
vielleicht winkt er ooch nich . . .
dann sind ja wohl die Linken,
dann sind ja wohl die Linken
ver-ant-wort-lich?!

Trim

Lieber Simplicissimus!

Beim Amtsgericht in D. lief folgende Zeugenaussage ein: Am 17. Mai hatte ich mit dem F. H. Geschlechtsverkehr. Das Datum weiß ich deshalb so genau, weil an dem Abend eine Theatervorstellung des katholischen Jungfrauenvereins stattfand, bei der ich mitmachte.

•

Wagen in Trümmern. Passagiere stöhnend darunter. Kommt ein Mann des Wegs. „Donnerwetter", sagt er, „was eine Bescherung! War denn die Polizei schon hier?" — „Nein! Nein!" — „War von der Versicherungsgesellschaft schon jemand hier?" — „Nein! Nein!" — „Ach, dann gestatten Sie wohl gütigst, daß ich mich zu Ihnen lege!"

•

In der Dorfschule. Wir lernen Th. Fontanes Gedicht: „Ehre der Arbeit" kennen. Die Schlußzeilen:

„Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen"

veranlassen mich zu der Frage: „Wer arbeitet denn mit Schädel und Hirn?"
Ein Bauernjunge antwortet prompt: „Der Ochse!"
Volkes Stimme!

•

In Graz einmal kam die kleine Grete Thaler zur Beichte und flüsterte dem Herrn Kaplan ins Ohr: „Ich habe verbotenen Umgang gehabt mit Personen des anderen Geschlechts."
„Kind!" rief der Kaplan erschrocken, „was redest du da? Wie ist das geschehen?"
Gretel heulte los: „Ich hab' halt die Ilse Rosenbaum so gern — und die Mutti hat mir verboten, mit ihr zu verkehren, weil sie eine Jüdin is." R. R.

•

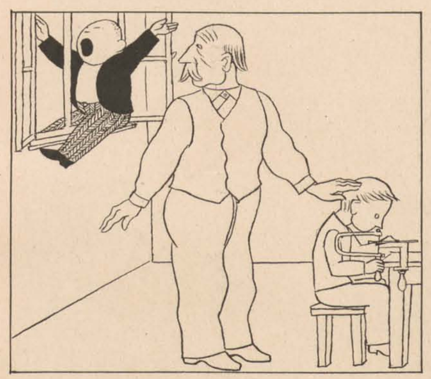
Infolge hochgradiger Besäufnis ertrank im Jahre 1924 auf nächtlichem Heimweg mein Hausmeister Blasius B. in der Ammer. Heute fragt eine hohe Behörde bei mir an: „Haben Sie dem B. bei dessen Dienstaustritt seine Versicherungskarte ausgehändigt?"

Debatte

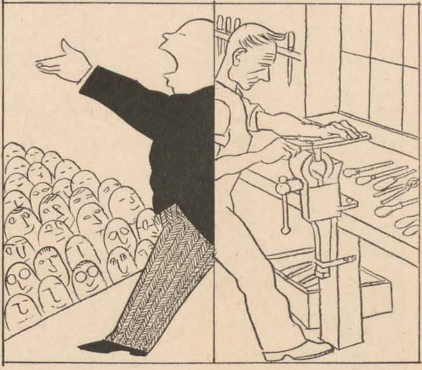
In der letzten Reichstagssitzung vor den Ferien verkündete der Präsident Löbe: „Das Wort ergreift nun den Herrn Abgeordneten Grafen Westarp."

Das Märchen von den zwei ungleichen Brüdern

(Zeichnung von E. Schilling)



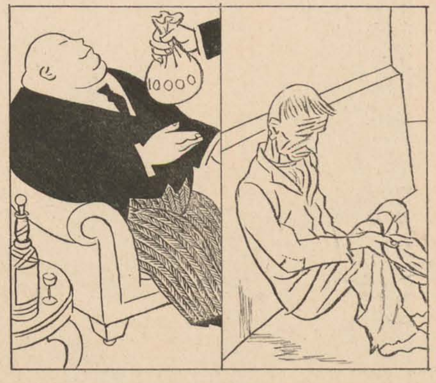
Ein Vater hatte zwei Söhne, Otto und Fritz. „Aus Otto, dem Schreihals, wird nie etwas, aber der fleißige Fritz wird es zu was bringen", sprach der Vater.



Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Otto wurde ein großer Volksredner: Fritz verdiente durch seiner Hände Arbeit sein kärgliches Brot.



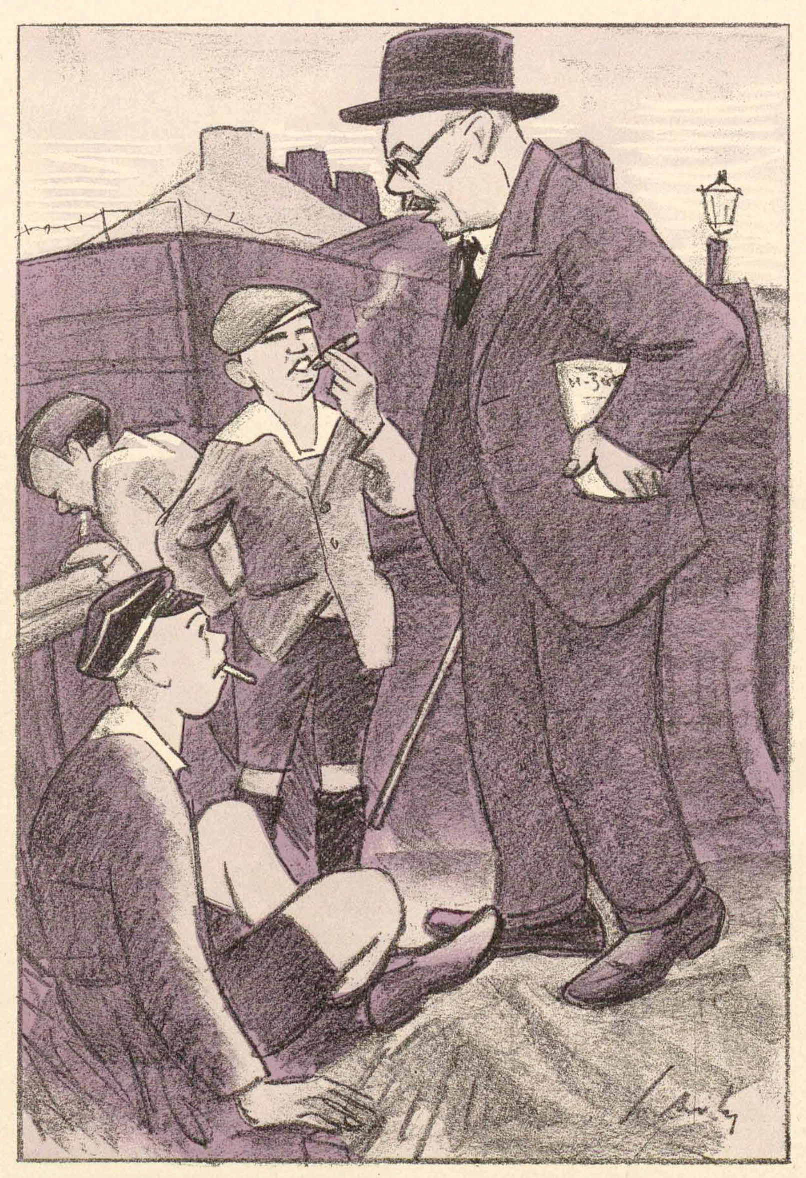
Otto wurde Minister, Fritz wurde Arbeitsloser.



Otto blieb drei Tage im Amt und hatte damit ausgesorgt. Um die stattliche Ministerpension aufzubringen, mußte auch Fritzens Arbeitslosenunterstützung gekürzt werden. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Nach Einführung des Tabakmonopols

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Ihr Lausbuben, sofort hört ihr auf zu rauchen!" — „Aber bitte, Herr Lehrer, wir bringen doch nur ein Opfer zur Rettung des Vaterlands."

Die Polizei ist dem Mörder auf der Spur

(Zeichnung von Pascin)

„Ich habe ihm für 500 Mark ein Alibi beschafft — nun können wir die Leiche finden und uns die 2000 Mark Belohnung holen.“



Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.

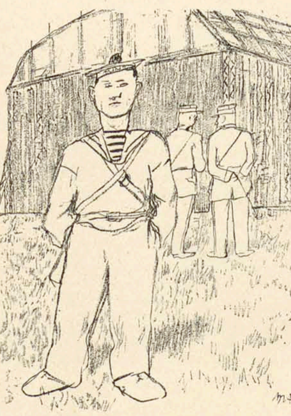
Berlin am Bodensee

Ich saß genießerisch in Meersburg an der Dampfer-Anlegestelle. Stundenlang; denn der See, die Sonne, die Segel, die Dampfer mit dem Wechselstrom der Kommenden und Gehenden — Stoff genug für ganze Tage.
Es erschienen zwei reife Jungfrauen in graugrüner Wandertracht. Kneifer, Bergstock, Aussprache Berlin. Sie entwandelten stracks ins Städtchen.
Nach einer halben Stunde kehrten sie zurück; eine entfaltete einen Prospekt über Meersburg und las ihn der anderen von A bis Z vor. „. . . und dürfte die Lage Meersburgs mit eine der schönsten am ganzen Bodensee sein."
Damit war die zweite halbe Stunde vorbei und der Dampfer fällig. Sie fuhren ab.
Erobere dir die Welt!

Mara Bu

Poilu

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Der Verbrüderung steht doch nichts im Wege — warum soll sich ein französischer Soldat mit einem deutschen Zivilisten nicht vertragen können?!"

Lieber Simplicissimus!

Über meinem Schreibtisch hängt ein von der Reichspost herausgegebener Abreißkalender, auf dem Seite für Seite in Wort und Bild eindringlich vor Augen geführt wird, wie die Reichspost bemüht ist, Dienst am Kunden zu leisten. Es ist auch wirklich erstaunlich, was da alles geschieht.
Heute nun wurde mein Wissen davon um ein weiteres Beispiel bereichert. Freunde hatten mir eine Ansichtskarte aus der Rhön geschickt. Auf dieser Karte war vom Postbeamten rechts von der Adresse ein sechs Millimeter breiter Rand angebracht worden: erst mit Rotschrift vorgezeichnet, dann mit Lineal und Tintenstift säuberlich nachgezogen. Auf diesem Rande stand die handschriftliche Bemerkung: „Zu groß". Ferner ein roter Stempel „Nachgebühr" und mit Blaustift über die ganze Adresse weg die Zahl 15.
Der Briefträger bemühte sich mit der so verzierten Karte an meine Wohnungstür, wartete geduldig, bis ich aus meinem Urlaubsschlaf wachgeklingelt und notdürftig angekleidet war, hob die Gebühr von 15 Reichspfennigen ein und stieg dankend die Treppen wieder hinab.
Dienst am Kunden!

Wunderbare Heilung einer Verschwenderin durch Psychoanalyse

Von Arthur Rundt

Eine Zeitlang fiel es niemandem auf, daß Alma von vielen ihrer Ausgänge kleine flache Paketchen nach Hause mitbrachte und daß sie sich, heimgekehrt, für ein paar Minuten in ihr Zimmer einzuschließen pflegte, um den Inhalt dieser Paketchen in ihrem Wäscheschrank zu verwahren.
Dann kamen plötzlich an Papas Adresse allerhand Rechnungen, Rechnungen über nicht sehr hohe Beträge, aber ziemlich viele Rechnungen, und alle über den gleichen Gegenstand.
Eine heimlich ausgeführte Prüfung ergab, daß in Almas großem Mahagonischrank hundertzweiundneunzig Stück jener zarten, federleichten Crêpe de Chine-Schläuche lagen, die in den eingelaufenen Rechnungen als „Combinations“ bezeichnet waren. Hundertzweiundneunzig Stück lagen im Schrank, zu Stößen geschichtet und nach Farbennuancen geordnet; einige waren beim Waschen, und eine trug Alma; im ganzen waren es fast zweihundert.
Alma ist neunzehn Jahre alt, der Papa ein begüterter, in der Stadt wohlakkreditierter Mann.
Alma schwimmt, tanzt, reitet, spielt Tennis, ist ein ganz normales, leidlich hübsches Mädel, hat vorher nie zu Ärgernis Anlaß gegeben. Sie hat bei den ersten Einkäufen gewöhnlich bar gezahlt, bei späteren Papas Namen angegeben und um Zuschickung der Rechnung gebeten. Es war also unvermeidlich, daß die Sache eines Tages ans Licht kam.
Früher einmal, in jetzt schon historischen Zeiten, hätte Alma von ihrer Mutter einen Mordskrach bekommen, vielleicht auch kurzerhand ein paar kräftige Ohrfeigen. Freilich hätte damals der Exzeß kaum einen solchen Umfang angenommen, was damit zusammenhängen mag, daß . . . aber jene Zeiten sind ja vorbei, irgendwohin entschwunden.
Der Exzeß war da, die sechzehn Dutzend Combinations lagen im Schrank. Aber Mama schimpfte nicht, dachte nicht an körperliche Züchtigung, und Papa mahnte, soweit das überhaupt nötig war, zu Ruhe und Vorsicht.
Man vermied jedes harte Wort. Man ging zum Hausarzt. Man erbat von ihm Angabe eines zuverlässigen Spezialisten, der den psychologischen Hintergründen des Falls auf die Spur kommen, Almas häßliche und traurige Neigung beseitigen und in ihr das seelische Gleichgewicht wieder herstellen sollte, das sich mit dem normalen Vorrat von etwa einem Dutzend jener Kleidungsstücke zu begnügen habe.
Der Hausarzt nennt eine Reihe von Kollegen, hält den bekümmerten Eltern einen Vortrag über die verschiedenen Schulen, zu denen sie sich bekennen. Dieser sei Schüler von dem, später abtrünnig geworden und auf dem Umweg über die Annäherung an einen anderen zu einer eigenen Theorie gelangt, zu einer sehr geistreichen. Jener erfreue sich bezüglich seines Privatlebens keines ganz einwandfreien Rufes — Mama lehnt ihn mit einer Handbewegung ab. Ein andrer ziehe für seinen, des Hausarzts, Geschmack die Dinge allzu hartnäckig ins Geschlechtliche hinüber — Mama macht eine beschwörende Geste, Papa legt seine volle Hand beruhigend auf ihre Knie. Wieder ein andrer neige trotz seiner Herkunft von der exakten Wissenschaft in letzter Zeit bedenklich zum Okkulten.
Schließlich wird ein reiner Praktiker gewählt, ohne Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schule, ein Mann von unbestrittenen therapeutischen Erfolgen, erst kürzlich glorreich von einer Tournee durch die Vereinigten Staaten zurückgekehrt, Familienvater und in gesetztem Alter.
Ihn besucht Papa allein. Zu kurzer Information über den an sich unkomplizierten Fall, um äußerste Vorsicht bei der Behandlung bittend, besonders um Vermeidung allzu heftigen Eingriffs in Almas Seelenleben.
Das Geschäftliche wird diskret gestreift und am Ende — unverbindlich versteht sich — nach der Möglichkeit einer Vor-Diagnose gefragt. Die Antwort lautet durchaus befriedigend.
Alma wird auf Schleichwegen dazu gebracht, sich analysieren zu lassen. Die Crêpe de Chine-Schläuche werden mit keinem Hauch erwähnt. Aber: es sei doch so angenehm, über sich Bescheid zu wissen, es ließen es jetzt so viele machen, Mama wolle es auch tun, Alma solle sozusagen vorausmarschieren. Und: es werde gewiß beruhigend wirken, auf sie selbst und auf die Umgebung.
Alma, in allem ein gutes Kind, gehorcht. Ohne sich viel Gedanken zu machen, aus Freundlichkeit gegen die Eltern, die sie nicht kränken will. Die Behandlung, dreimal wöchentlich, wird bequem vor die Tennisstunde gelegt. —
Nach der vierten Sitzung wagt Alma am Abend beim Familientisch, indem sie das Ende ihrer Zigarette in der Kupferschale zerdrückt: „Der Doktor, wißt ihr, fängt an — er fängt an, mich zu langweilen.“
„— ? —“
„Ich weiß nicht, worauf er hinaus will. Wir reden von den Erzieherinnen, von der Schule und seit heute auch von der Zeit vor der Schule.“
Papa meint: „Wahrscheinlich ist das nötig. Die Hauptsache ist, daß man absolutes Vertrauen zu ihm hat —.“
„Hat er etwas darüber gesagt, wie lange die Geschichte dauern kann.“
„Dreißig Sitzungen — vielleicht vierzig, vielleicht auch fünfzig. Es ist ja eine ernste Sache, beinahe wie eine Operation.“
„Und was . . . Papa, hast du eine Ahnung: was kann eine solche Sitzung wohl kosten?“
„Drüben in Amerika, höre ich, wurden ihm Honorars bis zu dreißig Dollar gezahlt.“
„Und was bekommt er hier?“
„Hm — vielleicht fünfzehn.“
„Was? Dollar?“
„Ja. Er hat nach seiner letzten Reise die Dollar-Rechnung beibehalten.“
Da steht Alma mit einer schnellen Bewegung auf, greift nach einer neuen Zigarette, klopft sie auf dem Handrücken fest und zündet sie an: „Fünfzehn Dollar für jede Sitzung? — Dafür könnte man . . . dafür könnte man . . . zwei ganz schöne Combinations kaufen oder auch eine, aber schon eine sehr elegante . . .“
Mama zuckt zusammen und macht die beschwörende Geste, Papa legt ihr unterm Tisch die Hand beruhigend aufs Knie: „Wieso Combinations?“
Mama echot: „Ja — wieso Combinations?“
In Alma scheint sich allmählich etwas zu lockern: „Ja — das möchte ich auch gerne wissen. Oder . . . jetzt weiß ich es, jetzt verstehe ich alles.“ Dann wendet sie sich kennerisch zur Mutter: „Mama — Mama, wieviel Combinations besitzt du eigentlich?“
„Zwölf, höchstens fünfzehn. Du hast . . .“
„Ja, ich habe viel mehr, ich weiß. — Dieser Doktor . . . ich gehe nicht mehr hin. — Ich . . . ich habe genug Combinations, ich werde keine mehr kaufen, keine einzige mehr. — Fünfzehn Dollar für eine Sitzung! Nein, ich gehe nicht mehr hin . . . ich brauche ihn nicht mehr.“

•

Und doch: wer wollte leugnen, daß Alma von ihrer häßlichen Gleichgewichtsstörung durch Psychoanalyse geheilt worden ist! —

Offener Antrag auf der Straße

Ich habe einen Frisiersalon.
Komm mit. Dort wollen wir knutschen.
Ich wollte, ich wäre ein Malzbonbon
Und du, du würdest mich lutschen.

Wir geben dem Lehrbub den Nachmittag frei
Und schreiben „Geschlossen bis sieben“.
Ich habe Rotwein im Laden und drei
Dicke Roßhaarsäcke zum Lieben.

Ich werde dich unentgeltlich frisiern
Und dir die Nägel beschneiden.
Du brauchst dich gar nicht vor mir geniern,
Denn ich mag dicke Frauen leiden.

Wenn du dann fortgehst, bedanke dich nicht
sondern halt es mit meinem Freund Franke.
Der sagt immer, wenn man vom lieben Gott
spricht:
„Wem's gut geht, der sagt nicht danke“.

Joachim Ringelnatz

Vom Tage

Aus der Zeitschrift „Neues Leben“:

> Vollfrisches Blondmädel mit seelischem Eigenwert und prima Aussteuer sucht tüchtigen Wertarbeiter von Herz und Geist in guter Festposition. Angeb. unter „Ideal 7001“ an die Exp. ds. Bl.

Das heißt man deutsches Qualitätsstreben.

•

In Rom tagt zur Zeit ein Komitee, das unter Leitung Mussolinis die ökonomische und finanzielle Lage Italiens studiert. Arnaldo Mussolini, der kleine Bruder des alle Überragenden, bejauchzt das Ereignis im „Popolo d'Italia“: „Wir haben eine Tradition des Genies, und die moderne Generation nährt und vervollständigt sie. Zusammengefaßt können wir bekräftigen, daß wir das seltenste aller Rohmaterialien ausführen, nämlich das Genie, das Gott uns statt Kohle und Petroleum schenkte.“
Also schleunigst die Grenzen geöffnet!

•

Zu der in Nr. 5 des Jahrgangs 34 unter „Vom Tage“ erschienenen Notiz über Rothenburg o. T. teilt uns die dortige evangelisch-lutherische Kirchenverwaltung mit, daß in der alten Jakobskirche weder in einem Seitengang noch sonstwo ein kleiner Automat mit der Aufschrift aufgestellt sei:

> „Wirf zehn Pfennige oder mehr hinein,
> dann erscheint unser liebes Jesulein.“

Unser Gewährsmann bemerkt dazu, ihm seien auf einer Wanderung so viel Exemplare dieser religiösen Bijouterie zu Gesicht gekommen, daß er eine Verwechslung der Ortsnamen sehr wohl für möglich halte.

Isaak Momblo war kein Jude, nur ein Mann von sehr milden Sitten mit einem kahlen, einförmigen Kopf, der sich am Ende seines Bartes beinahe zu einer Spitze formte. Er hatte eine der kleinsten Stellungen in dem größten bestehenden Elektrizitätskonzern und bekam für seine Arbeit sehr wenig Geld, denn sie war unbestimmbar und betraf nur die unwichtigsten Apparate der ungeheuren Fabrik. Seine Gesundheit wäre nicht so schlecht gewesen, wenn er mehr Lebenskraft besessen hätte, aber die Anstrengung, sein Essen zu verdauen, war eben zuviel für ihn. Er mußte immer vorsichtiger werden, in dem Maße als die Jahre fortschritten.

Dies erschöpfte seine körperlichen Reserven; die Qualität des Essens, das zu kaufen er gezwungen war, beanspruchte all das Geld, das er anderenfalls ersparen hätte können. So kam er jeden Tag und jede Woche gerade knapp aus, doch erforderte dies seine immerwährende Aufmerksamkeit. Er aß jeden Abend zur gleichen Stunde, am gleichen Tisch sitzend, in einem für ihn viel zu teueren Restaurant. Er wohnte im zweiten Stock eines möblierten Hauses, vom Zentrum der Stadt gerade so weit entfernt, daß er die Fahrt noch ertrug. Gerne hätte er im dritten Stock gewohnt, wäre es nicht um das Erklimmen der dritten Treppe gewesen. Niemand in der Fabrik wußte genau, was er tat. Noch wußte es er. Wenn ein kleiner Apparat aufhörte zu funktionieren, wurde er zu Isaaks Werkbank geschickt, wo dieser auf einem hohen Schemel saß, zwischen Drähten und Armaturen herumwühlte und von Zeit zu Zeit seine Brillengläser putzte. Dann ergriff er wohl den kleinen Apparat, um eine Platte mit einer Feder abzustauben, eine Schraube ein paarmal herumzudrehen und mit einer Trockenbatterie zu verbinden. Wenn das Ding das erstemal nicht funktionierte, so wiederholte er den Prozeß gedankenlos, bis eben die Schnarre schnarrte, oder das winzige Licht erglühte. Dann pflegte der Junge den Apparat dorthin zurückzutragen, woher er gekommen war. Niemals arbeitete Isaak an den großen Maschinen, aber oft, wenn er an ihnen in verschiedenen Stadien der Reparatur vorüberging, sah er, was zu tun erforderlich wäre, sagte jedoch nichts, aus Angst vermessen zu erscheinen.

Sonntag morgens erwachte er zur gewohnten Stunde, und in Ermangelung von etwas Besserem fuhr er in die Stadt, um sich an seine Werkbank zu setzen; aber an diesem Vormittag tat er nichts als seine Brillen putzen, statt der bedeutungslosen Dinge, die er an anderen Tagen machte. Jeden Sonntagnachmittag ging er auf eine Kunsteisbahn und setzte dort jedermann in Erstaunen, indem er mit seinen Schlittschuhen Achterfiguren, seinen Namen, den Namen seiner Gesellschaft, den Namen der Kellnerin im Restaurant und andere Zeichen und Figuren auf dem Eise lief. Er tat dies so mühelos, daß es ihn nicht ermüdete.

Als sein Magen die Verfassung erreichte, da er nurmehr gekochtes, weißes Hühnerfleisch und eine Scheibe trockenen Toast vertrug, machte ein großer Mann mit einem kugelförmigen Schädel, der womöglich noch kahler als seiner war, es sich zur Gewohnheit, an einem Tische des Restaurants Platz zu nehmen, wo ihn Isaak unwillkürlich beobachten mußte. Der große Mann hatte dicke Fettwülste an seinem Nacken, pflegte die Serviette in seinen Kragen zu stopfen und aß, die Ellenbogen wie Pinguinflügel ausgespreizt, Messer und Gabel im rechten Winkel zu seinen Händen. Er sprach niemals mit irgend jemandem, außer mit dem Kellner, der ihm das Essen auf Platten und in Töpfen brachte. Er konnte ein Dutzend große Austern, einen Topf Suppe, eine Kalbsstelze mit brauner Sauce und vier Apfelknödel, oder vielleicht eine Omelette von einem Dutzend Eier, einen Rinderbraten mit gekochten Kartoffeln und drei Portionen „Brot- und Butter-Pudding" verzehren. Der Mann konnte all das in der gleichen Zeit essen, die Isaak Momblo benötigte, um sein gekochtes Huhn und seinen trockenen Toast zu kauen.

Isaak begann eine starke Abneigung gegen ihn zu hegen, ihn zu hassen und ihm schließlich Böses zu wünschen; nicht zu heftig, aber mit einer stetigen Art von Erregung, die ihn jede Nacht müder und jeden Morgen schwächer machte. Er dachte an diesen Mann in der Fabrik und in seinem Zimmer, auf der Straße und auf der Eisbahn. Seine Kraft verfiel knapp unter seine geringsten Erfordernisse, bis er fühlte, daß die Zeit unmittelbar bevorstünde, da er nicht mehr seine Stellung ausfüllen, jeden Abend zwanzig Minuten nach Hause fahren oder zwei Treppen hoch Stiegen steigen werde können.

An einem Sonntag, nachdem er zum ersten Male seit dreißig Jahren aufs Eis gefallen war, weil er an den großen Mann gedacht hatte, beschloß Momblo, ihn aus der Welt zu schaffen. Er liebte es, sich zu versichern, daß dies die eine ruhig und gutüberlegte Entscheidung seines Lebens gewesen sei, und während des Prozesses, wenn freundliche Anwälte versucht hatten, die Tat anders darzustellen, war er von seinem Sitz aufgestanden und hatte mit einer Stimme, die zu hören der Gerichts-Stenograph Schwierigkeiten hatte, darauf bestanden, daß es durchaus ein Irrtum wäre, vorzugeben, er habe im Affekt gehandelt.

Während er eines Abends auf sein gekochtes Huhn wartete, prüfte er eine Gabel mit seinen Fingern und ließ sie in die Tasche gleiten. Die Kellnerin beobachtete ihn zwar dabei, er war aber ein so ruhiger Mann und so regelmäßig, daß sie es nicht meldete. Zu Hause und in verschiedenen Augenblicken in der Fabrik schärfte er die Zinken der Gabel mit einer Feile, und mit Hilfe eines alten Lexikons fand er die genaue Stelle am menschlichen Schädelknochen, wo ein Stoß mit einem scharfen Instrument tödlich ist. Er bestand darauf, dieses alte Buch vor Gericht zu bringen und ließ die Seite mit dem Photo des Schädels unter den Geschworenen herumreichen.

Am Abend nahm er die geschärfte Gabel ins Restaurant mit. Der große Mann war besonders hungrig und begann mit zwei Dutzend Austern. Als er im Begriff war, sich über eine Schweinsschulter herzumachen, stand Isaak von seinem Stuhle auf, legte sorgfältig die Serviette quer über seinen Sitz und nahm die Gabel aus der Tasche. Niemand achtete auf ihn. Auf dem Wege zum Tische des großen Mannes trat er jemandem auf den Fuß und sagte: „Verzeihung!", aber der Gast blickte nicht auf. Isaak stand an der Seite des großen Mannes und räusperte sich, dieser war jedoch mit seiner Schweinsschulter beschäftigt und sah ihn nicht an. Isaak fand die Einsenkung in der Schädeldecke, die dem Buchstaben „K" des Bildes in seinem Buche entsprach und stieß die geschärften Zinken mit ganzer Kraft hinein. Der große Mann erschauerte und blieb in seiner Essensstellung, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, und die Gabel aus der Spitze seines Kopfes hervorstehend. Die Anstrengung der Tat zwang Isaak zum Niedersetzen, und da sein Stuhl der einzige freie war, ging er zurück, um Atem zu schöpfen. Die Kellnerinnen eilten hin und her, jeder aß weiter, und der große Mann sank auf dem Tisch zusammen, die Gabel im Scheitel. Niemand kümmerte sich im geringsten darum, bis eine Kellnerin aufschrie. Leute erhoben sich, ließen ihre Servietten fallen, stießen Wassergläser um und kratzten mit den Stuhlbeinen auf dem Boden. Irgend jemand rief die Polizei. Bevor Isaak Momblo Gelegenheit zu einem Geständnis hatte, war ein Kreis um den Körper des großen Mannes entstanden. Momblo versuchte, sich einen Weg in die Mitte zu bahnen, indem er einen Polizisten am Ärmel zog. „Verzeihung!" sagte er, aber der Aufruhr war zu groß, er konnte sich kein Gehör verschaffen.

Endlich, als der Körper weggeschafft und das Restaurant geräumt worden war, kam er bei einem Detektiv zu Wort, der zurückgeblieben war, um Messungen vorzunehmen. Diesem erklärte er, daß er den Mann getötet habe. „Unsinn!" sagte der Detektiv. Isaak errötete und wiederholte sein Geständnis in festerem Tone, höflich, aber eindringlich. Der Detektiv übergab ihn dem diensthabenden Polizisten, der, obwohl ungläubig, den Gefangenen-

(Schluß auf Seite 294)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**: das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Fluchtverdacht

(Zeichnung von E. Thöny)



„Ich muß mich nach einem andern Freund umsehen — mein Bankdirektor nimmt schon Flugunterricht!"

(Schluß von Seite 292)
wagen herbeirief. In einer Ecke saß, vollständig betrunken, eine riesige Negerdirne. Isaak setzte sich schüchtern in die andere Ecke, als auch schon die rückwärtige Türe zugeschlossen wurde und sie losfuhren. Die Negerin sprach heftig auf ihn ein und Isaak versuchte höflich zu antworten. Auf der Polizeistation erzählte er nochmals seine Geschichte, und der Sergeant gab endlich sehr verdrossen den Befehl, ihn einzusperren. Er sah nicht wie ein Mörder aus. Es hatte keinen Zweck, einen so mild aussehenden Mann zu verhaften, weil ihn ja doch kein Geschworenengericht verurteilen würde.

Aber Isaak war bei der Gerichtsverhandlung womöglich noch beharrlicher. Niemals hatte er gewußt, daß er so viele Freunde habe. Selbst zufällige Bekannte, die ihn an Sonntagnachmittagen eislaufen gesehen hatten, kamen freiwillig zu Gericht, um die Vortrefflichkeit seines Charakters zu beschwören. Unermüdlich unterbrach er sie und wiederholte seine Geschichte, die sich niemals veränderte. Und durch diese Wiederholung erzwang er jene überzeugende Kraft, die seiner Persönlichkeit fehlte. Elegant gekleidete Herren, Beamte der Gesellschaft, für die er gearbeitet hatte und die er nie vorher gesehen hatte, bezeugten, daß er seit dreißig Jahren keinen Arbeitstag versäumt habe, daß er gesehen worden sei, als er der Tochter der Scheuerfrau Münzen schenkte, daß er seine volle Quote Staatsanleihe gezeichnet habe, und daß der Konzern durch seine lange Haft entschieden geschädigt werde. Isaak war erstaunt, aber in keiner Weise abgeschreckt. Nur widerwillig fanden die Geschworenen ihn schuldig und empfahlen Milde.

Als der Obmann der Jury seinen Wahrspruch mit dem Ansuchen ergänzte, daß Isaak nicht verurteilt werden möge, erhob dieser sich von neuem, und die außerordentliche Stille im Gerichtssaale ließ seine Stimme nicht so unzulänglich erscheinen wie gewöhnlich. Klarer als der Staatsanwalt es getan hatte, beleuchtete er die Sachlage vom juristischen Standpunkte aus und wies darauf hin, der erste Zweck des geschriebenen Gesetzes bestehe darin, das Eindringen von Empfindsamkeit in die Handhabung der Gerechtigkeit zu vermeiden. Er habe einen Mann ohne gesetzlich anerkannte Herausforderung getötet. Er habe gestanden. Sein Geständnis sei durch alle vorgefundenen Indizien bekräftigt worden. Seine Richter hätten ihn schuldig befunden.

„Ich hoffe, daß Sie mich nicht für vorlaut halten werden, Euer Ehren", schloß er, „wenn ich die Ansicht ausspreche, daß Sie in Ihrer Pflicht gegenüber dem Staate sehr lax und ganz uneingedenk Ihres feierlichen Berufseides verfahren würden, wenn Sie dem Antrag unseres Bruders, des Obmannes der Jury, stattgeben würden. Immerhin würdige ich diesen Vorschlag als wohlgemeint und von freundlichen Beweggründen hervorgerufen."

Ganz außer Atem setzte er sich nieder. Dieser einzige Ausbruch von Beredsamkeit hatte ihn erschöpft. Er war gerade noch fähig, sein Einverständnis zu nicken, als der Richter ihn zum elektrischen Stuhl verurteilte. Ein Murmeln des Erstaunens ging durch die Zuhörer, und die Kameras schnappten. Die Reporter hatten keinen Präzedenzfall für die Behandlung von derartigen Darbietungen und priesen die Kaltblütigkeit des Angeklagten, bis der Staat vor Sympathie für ihn zitterte. Im Gefängnis wurde alles getan, um es ihm behaglich zu machen. Der Gefängnisarzt hatte der Gerichtsverhandlung beigewohnt, so daß er Isaaks Schmerzen kannte, und sandte ihm die Speisen, die er verlangte. Es waren keine langen Autofahrten notwendig, und es wurde ihm nichts zur Reparatur gebracht. In wenigen Tagen raffte er einen kleinen Vorrat von Energie zusammen, den er draußen niemals hätte ansammeln können, und wanderte von einem Ende der Anstalt zum anderen, gewann Freunde und bewunderte die Zweckmäßigkeit, mit welcher die Anstalt geführt wurde. Die Wächter schenkten ihm nach kurzer Zeit keinerlei Aufmerksamkeit mehr, und die Türe der Totenzelle wurde nicht einmal bei Nacht zugeschlossen. Isaak bemerkte das und erhob höflich dagegen Einspruch. Er wolle weder Gegenstand von Begünstigungen sein, noch sich einem der Gefangenen, die er kennengelernt hatte, durch den Verdacht entfremden, daß er irgendwelche Vorteile genieße.

Inzwischen hatten die Berichte über seinen Prozeß das öffentliche Empfinden zu seinen Gunsten aufgestachelt, und der Gouverneur wurde täglich mit Bittschriften aus allen Winkeln des Staates überschüttet. Aber der Gouverneur war wegen seiner Bereitwilligkeit in Begnadigungsangelegenheiten kritisiert worden, die Wahlepoche war gerade vorbei, und knapp vor dem Zusammentreffen des Rates, gelegentlich welchem er die Umwandlung von Isaak Mombles Todesurteil in eine lebenslängliche Zuchthausstrafe vorzuschlagen gedachte, erhielt jedes Ratsmitglied einen Brief des Gefangenen, worin dieser seine vor dem Richter geäußerte Stellungnahme wiederholte. Da konnte nichts unternommen werden. Isaaks Freunde versuchten Sinnesverwirrung vorzubringen; worauf er darauf bestand, die strengste Überprüfung seines Geisteszustandes durchzumachen. Er erreichte eine höhere Durchschnittsqualifikation als die Bibliothekare öffentlicher Bibliotheken oder die Leiter von Mittelschulen. Die Anstrengung der Untersuchung zwang ihn, für zwei Tage das Bett zu hüten, und er sprach gegenüber den Zeitungsberichterstattern an seinem Krankenbett die Hoffnung aus, daß man von ihm nicht mehr verlangen werde, weiter Prüfungen durchzumachen. Sterben sei ein so radikaler Wechsel des Zustandes, erklärte er, daß ein Mensch sich in der richtigen Verfassung fühlen müsse, um dies zu unternehmen.

Der Gefängnisarzt wurde von zwei geschulten Wärtern aus der Irrenanstalt unterstützt. Als der Tag der Hinrichtung heranrückte, begannen die Elektriker an dem Stuhle herumzuschrauben, und Isaak, der ihre Arbeit gelassen beobachtete, konnte nicht umhin, einen ruinierten Schalter zu reparieren, der ihnen bemerkenswerte Schwierigkeiten bereitete und mit dem sie sich offenbar nicht auskannten.

„Das fängt an, mir auf die Nerven zu gehen", sagte einer der Wächter.

Draußen wurden die Bemühungen verdoppelt. Isaaks Vermieterin erschien in Tränen aufgelöst im Büro des Gouverneurs und erweckte, undeutlich angemeldet, bei diesem den Eindruck, die Mutter des Verurteilten zu sein. Komitees wurden gebildet, und die Irrenärzte des Staates teilten sich in zwei gleich große Lager, von denen das eine Momblos Gehirn sezieren wollte, während das andere es vorgezogen hätte, ihn lebend zu beobachten. Der Gefängnisdirektor wurde nervös, die Wärter drohten auf und davon zu gehen, und selbst der Chefelektriker, der mehr als achtzig Hinrichtungen beigewohnt hatte, zeigte Anzeichen eines Zusammenbruches. Isaak sprach ihn täglich und versuchte ihn auf jede Weise davon zu überzeugen, daß er ihm nichts nachtragen werde.

Am letzten Abend versammelte sich eine merkwürdige Gruppe in Isaak Momblos Zelle. Es war nicht sehr bequem, und so übersiedelten sie alle in das Büro des Gefängnisdirektors. Isaak sollte irgendwann nach Mitternacht zum Stuhle geführt werden. Vertreter der Presse verlangten Zulassung und die Mitglieder der „Liga gegen die Todesstrafe", verstärkt durch verschiedene freiwillige Komitees, schritten auf dem Gehsteige vor dem Gefängnis auf und ab. Der Gefangene allein war — in einem bescheidenen Ausmaße — in gehobener Stimmung, aber die allgemeine Niedergeschlagenheit begann auch auf ihn einzuwirken, und er beklagte sich, daß seine „Glückwünscher" ihm seinen letzten Abend verdüsterten.

Als ihm seine Portion gekochtes Huhn gebracht wurde, leuchteten seine runden, grauen Augen hinter der Brille auf und, nachdem er sich in der gewohnten Art geräuspert hatte, sagte er zu dem Direktor: „Ich habe gehört, Mister Jenkins, daß es einem Mann, bevor er hingerichtet wird, gestattet sei, zu essen, was er möchte. Ist das wahr?"

„Sicherlich, ganz so!"

„Kann ich sicher sein, daß Sie nicht zu lange nach Mitternacht zögern werden?" fragte er.

„Wie Sie wollen. Jake möchte auch gerne früh nach Hause kommen", sagte der Direktor. Der Arzt, der wußte, was kommen würde, nickte zusichernd.

Isaak war in Plymouth, Massachusetts, geboren, wo die den Touristen servierten Mahlzeiten von höchster Qualität sind. Er begann Verlangen nach einem üppigen Essen zu spüren, nicht nach einem wohlausgeglichenen Mahle, sondern nach einem, zusammengesetzt aus den schwerstverdaulichsten Dingen, die ihm seit Jahren verboten waren. Er vergaß in seinem Eifer, das Menu zusammenzustellen, was um ihn vorging. Er verlangte „little neck clams", die kleinen austernartigen Muscheln, deren helle Schale ein festes, hartes Fleisch birgt, einen großen, lebend gekochten Hummer, eine gebratene Schweinsschulter mit Blumenkohl und Kastanien, als Nachspeise einen Plumpudding mit kalter und harter Sauce und Ananaseiscreme. Ein Wärter eilte sofort mit der Bestellung zu dem besten Restaurant der Stadt hinaus. Als die anderen immer düsterer wurden, wies Isaak sie sanft zurecht. Er versuchte ihnen auseinanderzusetzen, daß er sich seit vielen Jahren weder Verzweiflung noch Freude gestattet habe, weil jeder Gefühlsausbruch eine für seine Konstitution zu schwere Bürde bedeutet hätte, und daß die Beendigung eines Lebens, bloß um eine zwecklose Wiederholung zu vermeiden, kein Anlaß zur Trauer sei.

„Je vernünftiger er spricht, desto verrückter benimmt er sich", sagte der Chefelektriker. „Ich kann nicht viel mehr davon aushalten; ich gehe ein wenig Luft schnappen."

Das Essen wurde auf einem riesigen Präsentierbrett gebracht, bedeckt mit Silberschalen, um es warm oder kalt zu halten. Die Deckel wurden im Büro des Gefängnisdirektors abgenommen und jedes Gericht wurde, bevor es auf den Tisch gesetzt wurde, photographiert. Als Isaak die geröstete Schweinsschulter aß, willigte er ein, die Lichter einen Augenblick auszulöschen, damit die Jungens eine Blitzlichtaufnahme machen konnten. Als er seine Eiscreme zu Ende löffelte, hörte man Hurrageschrei von der Straße und ein Bote riß ganz atemlos die Tür auf. In seiner Hand war eine Pergamentrolle, die der Gefängnisdirektor begierig an sich riß.

„Die Begnadigung", sagte er, und die Elektriker begannen nach ihren Hüten und Mänteln zu greifen.

„Ich erwische gerade noch die letzte Hochbahn", sagte einer von ihnen.

Isaak Momblo saß zuerst verdutzt da, als verstünde er nicht. Er starrte, den Löffel noch immer in der Hand, einen leeren Teller nach dem andern an. Sein Gesicht errötete leicht, als wolle er ärgerlich werden, dann seufzte er, als ob es zwecklos sei, zu versuchen, einfache Dinge klarzumachen, und stand auf. Ein Wärter kam mit seinem Überrock gelaufen.

„Sie sind frei", sagte er und schlug Momblo auf die Schulter, was diesen veranlaßte, zu husten.

Die Reporter standen in Gruppen herum und besprachen den Fall mit dem Gefängnisarzte, die Elektriker waren nach Hause gegangen, der Direktor saß vergnügt in seinem Sessel und sprach mit sich selbst. Den Überrock angezogen, den steifen Hut in der Hand, räusperte sich Isaak: „Ich denke, sagte er, „ich kann gerade so gut auch weggehen."

Die andern sprachen so geschäftig, daß sie sein Weggehen kaum bemerkten. In dem kleinen Gang, bevor er zum Tor kam, blickte Isaak sich um. Niemand war sichtbar. Auf den Fußspitzen schlich er in den Flügel, wo die Todeszelle mit dem Stuhl ganz verlassen dalag. Ein leises Stechen erfaßte seine Magengrube. Seinen Mantel ablegend, begann er an den Schaltern und Leitungsdrähten herumzuarbeiten. Eine Spule mit isoliertem Draht lag in einer Ecke des Hinrichtungszimmers. Er schnitt zwei Stücke davon ab und schraubte den Knopf fest, mit dem die Schalttafel kontrolliert wurde. In den letzten Tagen hatte er die Elektriker arbeiten gesehen und wußte genau, wie er vorzugehen hatte.

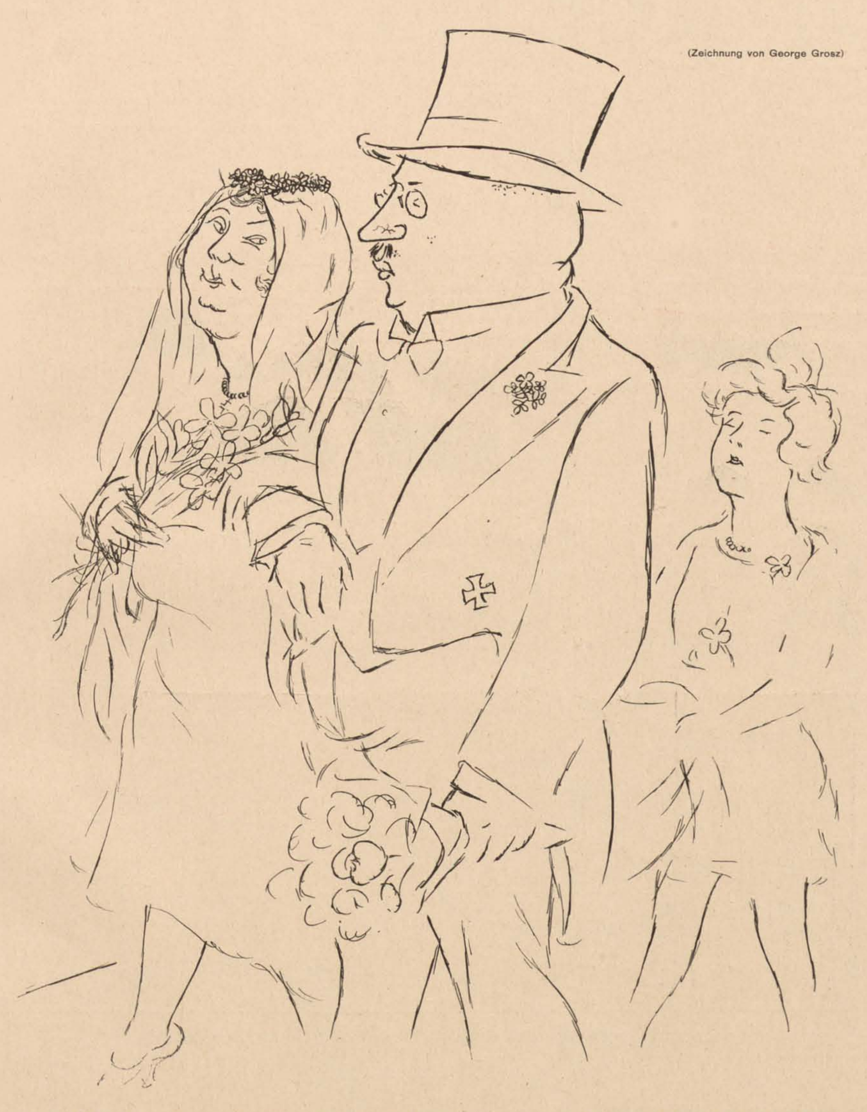
„Was für eine Verbindung!" sagte er verdrossen, indem er eine Schraube, die locker saß, in Ordnung brachte. Sein Kopf war kahl, er blickte auf seine Wade, die rasiert hätte sein sollen. Der Haarwuchs daran war aber so spärlich, daß er dachte, er könnte keine Störung hervorrufen. Als alles fertig war, nahm er Platz in dem Stuhl, setzte den Kopfteil auf, schnallte den Kontakt um sein linkes Bein und wartete, den Knopf in der Hand. Er hatte es nicht eilig, denn es war wenig Wahrscheinlichkeit, daß er gestört würde. Er begann an alle möglichen, unzusammenhängenden Dinge zu denken und verfiel einmal beinahe in Schlaf, bis ihn schließlich ein Krampf in seinen Eingeweiden veranlaßte, den Knopf zu drücken und den Strom durch seinen Körper zu jagen.

Die Begnadigung wurde versengt in seiner Tasche gefunden.

(Deutsch von W. A. Oerley)

Die Hochzeit des Abgeordneten

(Zeichnung von George Grosz)



„Nein, Mäuschen — keine Hochzeitsreise nach Italien! Der Deutsche soll sein Geld in Deutschland ausgeben und außerdem habe ich im Ausland keine Freifahrt!"

Snowden c/a Briand

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Ladies und Gentlemen, das Resultat ist erreicht: Deutschland zahlt!"

Frühherbst

Während wir die ersten Früchte
dieser Jahreszeit verzehren,
lesen wir zugleich Gerüchte
von Theaterpremièren.

Vielen wackren Literaten
älterer und jüngster Schule
sei's mal wieder wohl geraten:
demnächst kämen sie zu Stuhle.

Ach, des Genius Durchschlagskräfte
bringen Innerstes zum Fließen!
Unsereins bleibt auf die Säfte
saurer Zwetschgen angewiesen.

Ratatöskr

Stuttgart, 16. September 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 25

SIMPLICISSIMUS

GLÜCKLICHES DEUTSCHLAND

(Karl Arnold)



„AUF DEM MEERE DAS BLAUE BAND UND SIEGER IN DEN LÜFTEN!“

„Deutsche Front in Bayern“

Es mußte etwas geschehen, früher oder später —
also auf zum Tanz
gegen die Marxisten und Vaterlandsverräter
vom Schlage Stresemanns!

Hugenberg, Seldte, der alte Thyssen
schickten den Pfarrer Traub und schon
war auch der Hitler-Adolf mit hineingerissen
in den gemeinsamen starken Ton:

„Wir wollen mit Mussolini sagen“ —
der Pfarrer zitierte ihn wörtlich und brav —:
„Lieber einen Tag Löwe als an hundert Tagen
ein Schaf!“

Nachdem dies brausend zur Kenntnis genommen,
wurde beschlossen, die Forderung zu erfülln
und der vaterländischen Sache zu Nutz und Frommen
am Gründungstage gleich löwenhaft zu brülln.

Ein alter Geheimrat stellte erschauernd
die Anwesenheit des Rütli-Geistes fest . . .
Nur der deutsche Genius seufzte trauernd:
Prost Rest!

Peter Scher

Herr Never ist depressiv / Von Ernst Kreuder

Sollte er seine Frau wecken und ihr sagen, daß es wieder einmal so weit mit ihm war? Daß nun kein Schlaf mehr kam, daß die Verzweiflung ihn durchrüttelte und durchsiebte und ihm die Schlacke zeigte, die er war, wertlos, illusionslos, ein Nichts, ein Wurm, der am Boden lag und sich krümmte und wiederum dies alles mit zusah und sich nichts mehr anzubieten hatte, an dem er sich hätte aufrichten können, haltlos dieser ätzenden Selbstzerwühlung preisgegeben? Es war ja schon tröstlich, es anzuvertrauen, aber es enthielt zugleich auch die größte Gefahr. Allein über die unpassende Störung wäre seine Frau sehr ungehalten, mit spöttischer Zurückhaltung würde sie die Beichte dieses Wurmes anhören und etwas den Mund verziehen, ihre Fingernägel prüfend, und denken, wenn ihn seine abscheulichen Taten mit Reue peinigen, sollte er schon aus Anstand niemand damit belästigen.

Er schlug die Steppdecke zurück und begann sich im dunklen Schlafgemach anzuziehen. Seine abscheulichen Taten waren ihm bislang noch unbekannt, es gab keine, es konnte ihn auch keine Verzweiflung dazu treiben, Abscheuliches zu begehen. Denn in welch schwärzeste Kanäle seiner Affekte er auch immer heruntergezogen wurde, stets richteten sich die Erbitterungen gegen ihn selbst, und wenn er je etwas hätte angreifen oder gar zerstören wollen, wäre er selbst das Objekt gewesen.

Er lächelte bitter, daß er sich unter solchen Tiefenbetrachtungen die Krawatte im Dunkeln richtig band. Er kämmte sich sogar flüchtig und sah noch einmal nach der schlafenden Gattin hin, mit Besorgnis und Widerstand, dann verließ er die häuslichen Räume und trat hinaus unter den ungewöhnlich klaren, blitzenden Sternenhimmel dieser Spätsommernacht.

Die Umgebung der Sterne, der nächtlichen Felder und die Stille, in die er horchend hineinschritt, besänftigten den hohen inneren Wellengang. Er grub noch eine Zeitlang nach Gründen dieser fassungslosen Verzweiflung und brachte auch einiges zum Vorschein, das man für Erklärungen halten konnte, indessen war die Selbstbehauptung bereits wieder gestützt und konnte, solange er unter dem Nachthimmel dahinmarschierte, nicht mehr zusammenbrechen. Er erkannte wohl die entsetzliche Leere und die dunkle innere Verlassenheit seiner Lebenstage, den gelähmten Herzschwung, das seelische Ödland, das sich in ihm ausdehnte . . ., aber er klagte nicht an, was konnte Eleonore dafür, daß er sie nicht mehr mit allem Überschwang in die Himmel seiner Hingaben entrücken konnte? Nichts. Sie hatte einen knabenhaften Körper von großer Anmut, eine gepflegte Haut und war nicht unbelesen in dem Brevier der ars armandi . . . Was suchte er denn im Hintergrund?

Herr Never lächelte. Er wurde sarkastisch (ein Zeichen, daß es ihm besser ging), er fand seine Unzufriedenheit jetzt sehr merkwürdig. „Ich bitte Sie“, sagte er achselzuckend zu einer unsichtbaren Gestalt in der seinigen, als er den Weg verließ und zum Fluß hinabschritt, „wenn Sie eine Schwäche für sentimentalere Stimmungen haben, dann müssen Sie sich auch darein finden, daß es Ihnen ein bißchen auf die Nerven geht. Man ist heute nicht mehr so daran gewöhnt wie früher, man ist heute sachlich. Es geht Ihnen wirtschaftlich (unberufen) gut, Sie haben eine liebenswürdige (junge) Frau und können sich vielleicht schon im nächsten Frühjahr die ersehnte Limousine anschaffen. Ich glaube aber, daß Sie miekrig sind, es fehlt Ihnen ein bißchen souveräne Ironie. Sagen Sie mal ‚hoppla‘ oder ‚Fridolin‘, dann sieht die Bühne gleich anders aus.“

Unter solchen lieblichen Täuschungsversuchen war er an das Ufer des schwarzen, breit dahinziehenden Flusses gelangt. Er trat nahe ans Wasser und tauchte die Hand hinein. Es war lau. Alsdann begann er sich plötzlich auszukleiden. —

Es fröstelte ihn. Um sich für das Bad abzuhärten, lief er einige Male auf der Uferwiese hin und her, versuchte die Kreuzbiegung und den Hochstand, der ihm teilweise gelang, und massierte sich, bis daß es ihm wieder warm wurde und zugleich etwas komisch; er konnte nunmehr seine innere und äußere Situation durchschauen, die Lage eines bis zum äußersten verzweifelten Mannes, der sich von der Seite seiner Gemahlin (des Hintergrundes wegen) wegstiehlt, um auf einer Uferwiese nachts im Sternenschein Hochstand und Kreuzbiegung zu üben. Mit einem Kopfsprung war er im Wasser.

•

Zuerst war es ein länglicher heller Gegenstand, der sich ihm in der Flußmitte treibend näherte. Bald darauf erkannte er, daß es ein Paddelboot war. Er schwamm hin, hielt sich an der hinteren Spitze fest und zog sich hinauf, um hineinzusehen: es lag jemand im Boote auf der Seite und schlief . . . Das Blut klopfte ihm in der Kehle, als er sah, daß es eine junge Frau im Sommerkleid war. Er rief sie an. Sie erwachte und fuhr mit einem Angstschrei auf.

„Guten Abend“, sagte Herr Never lächelnd, „Sie haben wohl Ihr Paddel verloren?“ (Es ging ihm jetzt ausgezeichnet.) — Sie hatte in der Tat ihr Paddel verloren und konnte nicht schwimmen. Er wollte ihr Boot ans Ufer bringen, sie verschob es auf später, er möge ihr zuerst ein wenig Gesellschaft leisten . . . Never fand die Situation ebenso amüsant wie peinlich. Sie reichte ihm ein Tuch. Während er ins Boot stieg und sich das Tuch um die Hüften schlang, sah sie zur Seite. Es entging ihm, daß sie geschickt die Bootshülle am Boden durchstach, deshalb konnte er sich ihre plötzlichen und stürmischen Liebkosungen nicht erklären. Als sich das Boot mit Wasser füllte, hielt sie ihn bereits mit der Kraft des zum Selbstmord entschlossenen Menschen umklammert. Never wehrte sich verzweifelt, er lag auf dem Rücken; plötzlich löschten die Sterne über ihm aus. Das Boot war mit ihnen untergegangen.

•

Im Dämmergrauen kam Never in völlig erschöpftem Zustande zu Hause an. Es war ihm nicht mehr ganz klar, wie er sich aus der zähen Umschlingung der Selbstmörderin befreit hatte, es war unter Wasser und in völliger Finsternis vor sich gegangen, er hatte nur immerfort an seine schlafende Frau gedacht . . .

Als ihn Eleonore einige Stunden später weckte, sah er noch sehr müde und abgespannt aus. Sie fragte ihn, ob er in der Nacht noch einmal fortgewesen und getrunken hätte. Er verneinte es.

„Ich hatte indessen einen schrecklichen Traum“, sagte er, als er sich zum Zähneputzen rüstete, ‚ich träumte, ich wäre in einem Fluß ertrunken und du hättest mich mit Mühe gerettet, Leonore.“

„Ich glaube nicht, mein Lieber, daß ich so etwas tun kann“, entgegnete sie mit leisem Spott.

„Vielleicht hast du es doch getan“, sagte er, sich tief über die Zahnbürste beugend, auf die er eine dicke weiße Raupe kriechen ließ.

Nanu?

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Wat, Willem — du hier?!" — „Ick bin doch schon lange da — unsre Republik is ja befestigt!"

Palästina

(Zeichnung von E. Schilling)



Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Der Viehhirt Klapetz / Von Roda Roda

Vor dem Trentschiner Komitatsgericht — Trentschin in der Slowakei — war Verhandlung gegen den Viehhirten Klapetz. Ich kam leider etwas zu spät, erst zur Vernehmung der Zeugin.

Der Richter: „Sie heißen Lady Madge Doughty (der Richter spricht den Namen, wie er geschrieben steht), fünfunddreißig Jahre alt, verwitwet, anglikanisch, aus London?"

Die Zeugin, eine schöne, hochgereckte Blondine: „Lädy Mädsch Daute. Yes."

Der Richter — zum Dolmetsch: „Halten Sie ihr die übrigen Personalien vor!"

Der Dolmetsch, Gymnasialprofessor: „You are ssirty feif . . ." — (Er sucht im Wörterbuch bei „verwitwet" und seufzt ärgerlich; bei „Witwe" hat er mehr Glück.)

Der Richter — zur Zeugin — nach der üblichen Belehrung: „Sprechen Sie die Eidesformel! — Sie sind zur Kur hergekommen, ins Bad?"

„No. Ich bin gekommen als Gast meines Schwagers Grafen Mösikä nach Seilin."

Der Dolmetsch: „. . . des Grafen Muschika nach Sillein."

Der Richter: „Die Republik hat den Grafentitel abgeschafft. — Hierher aber — was hat Sie zu uns geführt?"

„Hierher bin ich geeilt auf die Nachricht, daß sich hier hat gezeigt Seint Päfnözeiös."

Der Richter: „Wer??"

Der Dolmetsch: „Sie meint den griechischen Heiligen Paphnutius. Auf Englisch ist das Päfnözeiös."

„Yes. Man hat mir gesagt, daß er hier einem Hirten auf dem Berg erschienen ist."

Der Richter: „Die Behörde ist gegen die Verbreiter der Erdichtung eingeschritten, hat Ansammlungen verboten und zerstreut. Sie, Zeugin, haben diese Fabel geglaubt?"

„Aoh yes. Warum nicht? Die Himmlischen sind immer in relejschn . . . verkehren am liebsten mit Viehhirten: Moses war Viehhirt; die Jeanne d'Arc; die Bernadette in Lourdes."

„Und dann?"

„Dann habe ich mich im Kurort eingemietet, bin jeden Morgen auf den Berg gestiegen, wo der Heilige erschienen war, und habe gewartet. Täglich bis zwölf. Zum Lunch bin ich wieder ins Hotel."

„Sie waren zu Ihren beabsichtigten Begegnungen mit dem Heiligen besonders ausgerüstet?"

„Yes. Ich führte einen Thermophor bei mir, zwei Teetassen, Servietten und etwas Cakes. — Am vierten Tag ist der Herr erschienen."

„Die Anklage behauptet aber: es war der hier anwesende Viehhirt Jan Klapetz."

Die Zeugin schweigt.

Der Richter: „Wie hat die Erscheinung ausgesehen?"

„Celestial. Very heavenly. Delightful. Er war von Sonne umflossen. Seine Augen strahlten. Und er trug einen goldnen Stab."

Klapetz: „Ein ganz ein gewehnliches Staberl, bitt untertänigst, mit Messing."

Der Richter: „Was hat Klapetz zu Ihnen gesprochen?"

„Nothing. Ich bin niedergekniet — er hat mich gesegnet und versuchte mich aufzurichten. Ich war aber so erregt, daß ich nicht konnte. Da hat sich der Heilige zu mir gesetzt."

„Und?"

„Nun hat er geredet. Ich verstand ihn nicht, es war eine lateinische Offenbarung."

Klapetz: „Ponjischenje pjeknje prosim, pane Richter, bitt untertänigst, die Fräuln hat etwas auf Ungarisch geredet — hab' ich ihr nur gesagt: ‚Was machen S' hier, Fräuln? Belieben S' zu spazieren bei uns oben in die Berg?'"

Die Zeugin: „Ich breitete die Serviette aus, bot dem Heiligen Tee . . ."

„Hat er getrunken?"

Klapetz: „Die Suppe, bitt untertänigst, war bitter — hab' ich gfragt, ob 's Fräuln nicht vielleicht an Branntwein hat."

Die Zeugin: „Wir haben selig Hand in Hand gesessen — unvergeßliche Stunde — bis der Herr sein Antlitz an meine Wange lehnte. O Glück!"

Der Richter: „Er hat Ihnen Gewalt angetan?"

Die Zeugin — ausdrucksvoll: „O — no —! Ich habe geopfert."

Verteidiger Dr. Palatzky: „Also! Da ham Sie's, hoher Gerichtshof! Mecht wissen, wer iberhaupt inwiefern dazukommt, sich gegen meinen Mandanten eine Anklage auf Vergewaltigung aus den Fingern herauszukonstruieren — wo jenne direkt betont, sie hat sich freidig geopfert — direkt freidig."

Der Staatsanwalt, vom Richter durch einen Blick befragt: „Die Anzeige gegen Klapetz rührt bekanntlich vom Schwager der Zeugin her, dem Herrn frühern Grafen Muzsika. Sie lautete nur auf groben Unfug. Die Vorgänge auf dem Berg waren dem Anzeiger im Detail gar nicht bekannt. Noch in der Voruntersuchung hatte die Zeugin über die Vorgänge auf dem Berg absolut geschwiegen — wohl aus Scham. Erst der Angeklagte selbst, von der Polizei vernommen, hat den Geschlechtsverkehr zugegeben. Bei dem kolossalen Standesunterschied zwischen Lady und Viehhirt mußte hieramts Vergewaltigung angenommen werden."

Dr. Palatzky — triumphierend: „Was aber eißern Sie jetz?"

Der Staatsanwalt: „Ich lasse die Anklage in diesem Punkt fallen, halte sie jedoch im übrigen voll aufrecht."

Dr. Palatzky: „No, ma werd ja sehn, wie lang."

Der Richter: „Weiter!"

Die Zeugin: „Darauf schien der Herr wohl etwas von mir zu fordern."

Klapetz: „Um a Trinkgeld, bitt alleruntertänigst, hab' ich gebeten, a paar Kreuzer für Tabak."

(Schluß auf Seite 302)

Das neue Stück

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Det Drama wenn Musik hätte — un' wa hätten et vor zehn Jahrn als Posse jeje'm — det wär' möglicherweise een Schlager jewor'n."

(Schluß von Seite 301)

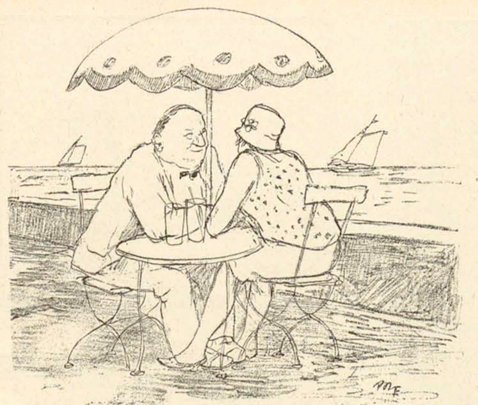
Der Richter — streng: „Ein Trinkgeld? Wofür?"
Klapetz: „Halt für den Gefallen, was ich dem Fräuln tan hab."
Der Richter: „Und sie?"
Klapetz: „Sie hat mir was zu essen geem; es war sehr schlächt."
Die Zeugin: „Oh — es war Kaugummi; der Heilige hat es geschluckt."
Dr. Palatzky: „Gestatten Sie eine Frage, Herr Richter? Denn warum — sonst wern wir hier noch stundenlang herumreden fir nix und wieder nix — und mir als Offizialverteidiger liegt doch der Viehhirt Klapetz stagelgrin auf bei meine zahlreichen andern Klienten, was anständig honorieren. Also: Angeklagter! Ist der Schauplatz der Tat Ihr Pacht- und Weidegrund, wo das Betreten jedermann ausdricklich verboten is? Ja? Dann entfällt auch effentliches Ärgernis, weil von Effentlichkeit keine Rede sein kann. Iber die Anklage wegen Betrug verlier ich kein Wort — welchen Vorteil soll sich Klapetz haben erschlichen? Hechstens ein kleines Vergniegen, mir gesagt. Folglich, hoher Gerichtshof, beantrag ich Freisprechung."

•

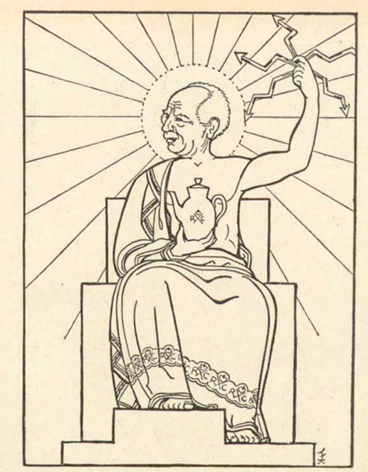
Angeklagter Viehhirt Klapetz wurde zu drei Tagen Gefängnis verurteilt „wegen widerrechtlicher Beilegung eines Amtscharakters".
Dr. Palatzky — mit himmelwärts gekehrten Augen: „Erschtens: wieso Beilegung? Zweitens: wieso Amtscharakter? — Wirklich, sowas is nur bei uns in Trentschin meeglich. Weil der Herr Graf ihn angezeigt hat, darf der Viehhirt doch nicht freikommen. — Ich melde Berufung an."
Klapetz: „Aber bitt scheen, Herr Polak! Was brauch mr Berufung!? Noch zehnmal zum Gericht? Wer hit mir zhaus mein Viech? Ich — ich nimm Strafe an. So lausige drei Tag Arrest reißt an armer Mensch ab wie nix."

Nach dem Bankkrach

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Na hörn Se mal, Verehrte — wie konnten Se bloß so 'ne Stange Jold bei der Pleiteanstalt riskiern?!" — „Kunststück — mein Mann kennt zwei Aufsichtsräte und er selber is ooch nich' so knapp vertrottelt!"



Der Porzellangewaltige Philipp Rosenthal, der Gründer und Generaldirektor des bekannten Rosenthal-Konzerns. „Konkurrenz macht lustig" ist sein Wahlspruch.

(Karikatur Rosenthals zu seinem 50jährigen Berufsjubiläum von Professor Klee.)

Thos. Cook & Son führen einen Tornado vor

Sind Sie schon einmal mit den beiden Cooks gereist? Noch nicht? Dann haben Sie nichts von der Welt und dem, was sie in den Angeln hält, gesehen.

Sie sollen Cook Vater und Sohn kennenlernen.

Die beiden Verkehrsdezernenten der Erde.

Sie sollen den Beweis haben, daß Cooks, wenn es ihnen Spaß macht, die Oberammergauer Passionsspiele nach Heilbronn, das verlorene Herz nach Pillkallen, das Niederwalddenkmal nach Leipzig und das Oktoberfest nach Hamburg a. E. verlegen. Wenn der kleine Cook mit dem rechten Auge blinzelt, läßt die Caiроenser Sphinx gerührt eine Träne in den Wüstensand kollern.

Bei hereinbrechendem Frühjahr schloß ich mich einer Cookschen Reisegesellschaft an, die programmäßig die Kordilleren zu durchbrechen hatte.

Es waren achtundvierzig Reiseteilnehmer, vier Dutzend.

Cook hält auf Ordnung.

Nach zwölftägiger Reisedauer Ankunft in Pistitlnew, einer Kleinstadt, berühmt durch die Archäologen, die in dem Sande Pistitlnews nach Überresten ehemaliger Inkakultur herumgraben.

Will Every, der Cooksche Leithammel, führt am nächsten Morgen seine Herde programmatisch durch die Sehenswürdigkeiten des Cookschen Reisehandbuches, Seite 204, Nr. 8: Pistitlnew.

Als die Gesellschaft die vorgeschriebenen achtunddreißig Zeilen absolviert hat, findet sie sich vor dem Ungetüm einer Ruine stehend.

Will Every erklärt, mit dem Cookschen Wanderstab auf die ungeheuren Quadersteine weisend: „Sehen Sie hier die Lapidarzeichen? Das Symbol des Sonnengottes, der den Inkas besonders geheiligt war.

Und hier . . ."

In diesem Augenblick verfinstert sich der linke Prospekt des Himmels, gewaltiges Sausen, Wolkenbruch, Böllerschüsse, Sturm über Asien! Nur nicht über die Cooksche Reisegesellschaft, die sich ihrer erhandelten Integrität bewußt ist.

Will Every setzt darum in Ruhe seinen begonnenen Vortrag fort: „. . . meine Damen und Herren, es ist uns nach vielen Bemühungen endlich gelungen, Ihnen ein grandioses Naturschauspiel, einen Tornado, darzubieten. Bitte, bewahren Sie während der Vorführung gelassene Ruhe, Cook hat alle Verantwortung für Ihre Sicherheit übernommen."

(Es muß bemerkt werden, daß Will Every heute bei der „National Broadcasting Company, New York" Regisseur ist. Beachten Sie sein schon bei dieser Gelegenheit elementar zum Ausbruch gelangtes Reportergenie.)

Every fährt fort: „. . . mit gewaltigem Brausen wirbelt die Windhose, die sich quirlend und dräuend gen Himmel streckt, durch die Straße. Was ihr in den Weg kommt, ist dem Tode und der Vernichtung preisgegeben. Leitungsmaste, Bäume, Dächer, Eisenstäbe wirbeln durch die Luft und fallen in tausend Stücken zur Erde. Der Himmel ist schwefelgelb und dräut, als stünde die Welt vor ihrem Untergange. Der Tornado nimmt seinen Weg serpentinartig durch die Straße, wir wollen sehen, ob wir Glück haben und er an uns vorüberkommt, damit wir ihn aus nächster Nähe betrachten können. Dort, von jenem Eckhaus reißt er das Dach herunter wie eine Seite aus einem Buch. Die Seite wird hinweggeweht, und ein Hagel von Holzteilen, Ziegelsteinen und Glasscherben geht hernieder.

Jetzt bitte Achtung! Er kommt!

Gegenüber zerbirst er die Hausmauer, ein Steinhagel prasselt hernieder, wir sehen ein im Bett liegendes Ehepaar jüngeren Alters, wahrscheinlich in den Flitterwochen befangen, in einem dreiwandigen, sonst unversehrt gebliebenen Zimmer. Die Ehefrau stößt markerschütternde Rufe aus, der Ehemann springt im Negligé aus dem Bett und sucht die Pantoffeln, die, Achtung, Miß Fireey, Ihnen beinahe an den Kopf geflogen wären.

Achtung! Mund auf! Ein Leitungsmast fährt mit Bombenschlag in das Nebenhaus, er durchbricht dessen Mauern, welch Wunder, auf der anderen Seite kommt der Mast heraus, und auf ihm sitzt ein alter Mann mit einem Gefäß in der Hand.

Die Ereignisse überstürzen sich, dort wird ein noch nicht schulpflichtiges Kind in die Höhe gerissen und auf das Dach des zusammengebrochenen Hauses gesetzt.

Ein Phänomen: Der Kirchturm wird von seinem Fundament hinwegrasiert und etwa hundertfünfundvierzig Meter durch die Luft getragen, wobei die Notglocken läuten."

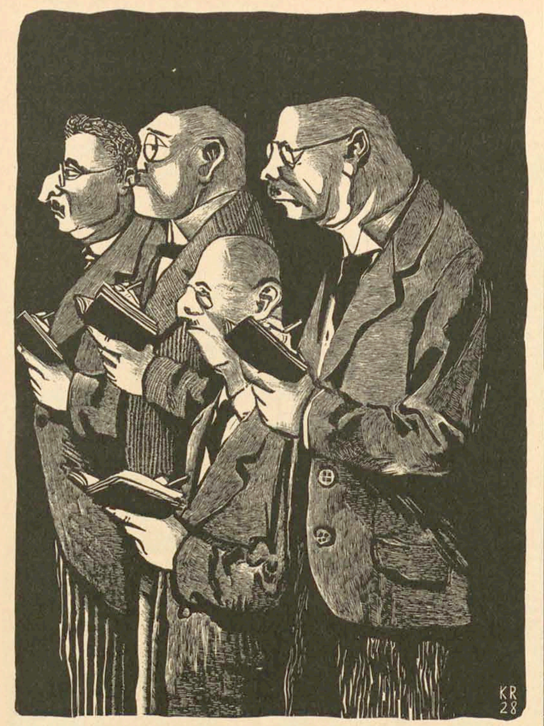
Und mit einem Donnerschlag endete die Katastrophe. Alles sich in der Luft Bewegende folgte seiner physikalischen Weltanschauung, und Every schloß seine Rede: „Damit, meine Damen und Herren, ist die Vorführung unserer im Programm vorgesehenen aktuellen Naturkatastrophe beendet. Cook & Son wünschen Ihnen eine gesegnete Mahlzeit."

Juss. Grey

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Große Kanone gibt Interview

(Zeichnung von Karl Rössing)



„— — — und so sehe ich nur einen rettenden Ausgang, meine Herren: den geraden Weg des charaktervollen Kompromisses!“

Von den alten Leuten

Mutter ist wie ich derselben Meinung / daß wir in die heutige Zeit nicht passen / unsre abgegriffene Erscheinung / will man heute nicht mehr gelten lassen.

Wir sind zwar noch rüstig auf den Beinen / wie wir immer waren und so rege / auf der Straße aber, will uns scheinen / sind wir allen Menschen nur im Wege.

Wir sind viel gereist, wir sind beschlagen / können manches Ding mit Namen nennen / heute aber, es ist kaum zu sagen / gibt es Dinge, die wir gar nicht kennen.

Ganz bequem könnt' man von Zinsen leben / doch was hat man heut von seinem Gelde? / Unsern Paul kann uns nichts wiedergeben / unser Paul stand als Soldat im Felde.

Wir, die alten Leute, sind nur Reste / Ladenhüter, billig abzugeben. / Vor der Zeit zu sterben ist das Beste / denn wir passen nicht mehr in das Leben.

Viele warten schon auf unsre Zimmer. / Irgendwo liegt Pauls Armeepistole / freundlich glänzend wie ein Hoffnungsschimmer / Mutter will, daß ich sie endlich hole.

Eberhard Kuhlmann

Aristide Poincaré

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Und laß nur die Soldaten hübsch am Rhein stehen, mon petit — spiele lieber mit deinem Pan-Europa-Baukasten!“

Spieglein, Spieglein an der Wand — — — / Von Karl Kinndt

Am Morgen eines noch recht kühlen Märztages wurde gegen neun Uhr die Mordkommission — und kurz darauf auch die zuständige Rettungswache — alarmiert und nach dem Hause des früheren Teppich-en-gros-Händlers Silberlingk gerufen, der in Berlin-Charlottenburg, Basedowstraße 113 a, im dritten Stock des Gartenhauses links eine Vierzimmerwohnung innehatte, die — wie der zuerst eintreffende Lokaljournalist der „Mitternachts-Post" exakt ermittelte — jährlich eintausendfünfzig Mark Miete kostete — ausschließlich Heizung und Warmwasser.

Grund dafür war, daß der genannte Teppich-en-gros-Händler Silberlingk, den ich deshalb treffend als „früheren" Teppich-en-gros-Händler bezeichnete, tot in seinem Bett lag. Das wäre an sich kein Grund zu so eingreifenden Maßnahmen gewesen, denn der alte Herr hatte das schon mehr als biblische Alter von 98¾ Jahren erreicht. Aber man fand den sonst über dem Waschtisch hängenden Spiegel in völlig zertrümmertem Zustand in seinem Bett — und zwar in einer Lage, die den Verdacht als hinreichend begründet erscheinen ließ, eine dritte Person — beziehungsweise eine zweite — habe dem Greis den Spiegel mit voller Wucht über den Schädel gehauen. Es steckten außerdem verschiedene Scherben in der lederartig eingetrockneten Kopf- und Gesichtshaut des Verblichenen.

In der Küche aber lag bei geöffnetem Gashahn der vierundfünfzigjährige Adoptivsohn Jakob Silberlingk und atmete nur noch schwach.

Dies alles entdeckte die gleichfalls sehr alte Aufwartefrau Ursula Falcke, die — wie jeden Morgen — um neun Uhr die Wohnung betrat. Sie hatte als sparsame Frau zunächst das unentwegt ausströmende Gas abgestellt und war dann, als sie den alten Herrn mit dem kaputten Spiegel im Bett gesehen hatte, von — wie sie sagte — Entsetzen geschüttelt hinausgelaufen.

Als die Mordkommission eintraf, war schon das ganze Haus in der Silberlingkschen Wohnung versammelt. Nicht dem Gefühl des Mitleids folgend, denn der Alte war wegen seines grausamen Geizes höchst unbeliebt gewesen, sondern rein aus Neugier. Und der Ingenieur aus dem zweiten Stock Vorderhaus rechts hatte sogar die Geistesgegenwart besessen, die Küchenfenster zu öffnen und den immer schwächer atmenden Adoptivsohn Jakob Silberlingk auf das im Wohnzimmer stehende Sofa zu betten, welch letzteres allerdings so schlecht gefedert war, daß der Kranke fast bis zum Boden einsank. Diese Tat rettete — wie vorgreifend bemerkt werden mag — Jakob das Leben. Denn die Rettungswache traf natürlich erst siebzig Minuten später ein.

Die erfahrenen Kriminalisten hatten kaum den Toten und den zertrümmerten Spiegel erblickt, als sie schon einmütig zu dem Schluß kamen, hier liege ein gemeiner Mord, zum mindesten aber ein in hohem Affekt begangener Totschlag vor! Womit sie dem Namen der Kommission, der sie angehörten, alle Ehre machten. Und der Führer der Kommission folgerte in scharfsinniger Weise aus der Tatsache des offenstehenden beziehungsweise zur Zeit der Entdeckung der Tat offengestanden habenden Gashahnes nicht nur, daß Jakob Silberlingk einen Selbstmordversuch unternommen habe, sondern auch, daß er mit hoher Wahrscheinlichkeit als der Mörder beziehungsweise der Totschläger des Alten zu bezeichnen sei. Ein Schluß, den seltsamerweise auch die kriminalistisch völlig ungeschulten Hausinwohner gezogen hatten!

Unter diesen Umständen hätte man Jakob Silberlingk wünschen können, daß die Rettungswache noch ein wenig später eingetroffen wäre! Aber die sofort angestellten Wiederbelebungsversuche waren — wie man zu sagen pflegt — von Erfolg begleitet: die Atmung des Adoptivsohnes Jakob Silberlingk belebte sich, wenn er auch das Bewußtsein vorerst nicht wiedergewann. Man brachte ihn auf Staatskosten in die Charité, da er dort nicht als einfacher Patient, sondern als Untersuchungsgefangener eingeliefert wurde.

Der frühere Teppichhändler en gros, jetzige Verblichene und höchstwahrscheinlich Ermordete Silberlingk wurde zunächst — ebenfalls auf Staatskosten — mehrfach photographiert und in dasselbe Krankenhaus gebracht, wo man ihn jedoch nicht in ein Bett, sondern auf Eis legte, weil man ihn zu sezieren gedachte. Und darum mußte er frisch bleiben.

In unermüdlichem Eifer gelang es dem mit der Untersuchung des Falles beauftragten Kriminalbeamten, festzustellen, daß der verblichene Silberlingk seinen Adoptivsohn zum alleinigen Erben seines Vermögens eingesetzt hatte, das sehr beträchtlich war und in keinem gesunden Verhältnis zum Mietpreis der von ihm innegehabten Wohnung stand. Dadurch verstärkte sich der Verdacht gegen Jakob bedeutend, obwohl das Testament nicht etwa kurz vor dem zweifellos gewaltsamen Tode, sondern schon dreiundzwanzig Jahre früher aufgesetzt worden war —: zu einer Zeit also, als der alte Silberlingk 75½ Lenze zählte, der Adoptivsohn aber gerade erst einunddreißig Jahre alt war! Die Aufwartefrau Ursula Falcke wurde durch dies Testament in keiner Weise belastet, da es nur die Bestimmung enthielt, daß sie vom Erben in ihrer Stellung belassen werden müsse und eine Lohnerhöhung von dreiunddreißig Prozent über dem jeweils geltenden Tarifbetrag erhalten solle. Außerdem sollte sie das Sofa im Wohnzimmer erhalten, das jedoch — wie schon erwähnt wurde — stark defekt war.

Es lag auf der Hand, daß eine alte und als ehrlich bekannte Frau nicht um einer geringen Lohnerhöhung und eines kaum noch brauchbaren Sofas willen sich hinreißen lassen konnte, einen wehrlosen Greis mit einem sonst an der Wand hängenden Spiegel zu erschlagen! Und ganz zwecklos wäre es gewesen, gleichzeitig den eigentlichen Erben durch Leuchtgas vergiften zu wollen!

Inzwischen lag Jakob Silberlingk — von Ärzten, Krankenschwestern und Kriminalbeamten scharf beobachtet — in der Charité. Man ernährte den schwer um sein Leben Kämpfenden künstlich und kräftig, damit er gegebenenfalls in voller Frische zur Hinrichtung erscheinen könne. Zu normalem Bewußtsein war er immer noch nicht gelangt, aber er phantasierte schon wild und unzusammenhängend —: von hübschen Mädchen, Sechstagerennen, Landhäusern am Wannsee, Sekt, Austern und — seltsamerweise! — Kalbsnierenbraten. Zu letzterem Punkt sagte Frau Falcke aus, daß es bei Silberlingks jeden Sonntag Kalbsnierenbraten gegeben habe — und der Verblichene habe stets die ganze Niere allein verzehrt.

Man ging natürlich auch den Gerüchten nach, die über die vor nunmehr einunddreißig Jahren erfolgte Adoption des damals dreiundzwanzigjährigen Jakobs, des unehelichen Sohns einer an Tuberkulose verstorbenen Näherin, in Umlauf waren. Natürlich wurde behauptet, er sei ein gleichfalls unehelicher Sohn des Verblichenen gewesen! Eine Behauptung, die zwar nicht erwiesen werden konnte, die aber bis zu einem gewissen Grade Anspruch auf Wahrscheinlichkeit erheben durfte.

So weit war die Untersuchung gediehen, als Jakob Silberlingk — wenn auch nicht voll, so doch teilweise — vernehmungsfähig wurde.

Vielleicht erfolgte die erste Vernehmung, die der rasch herbeigerufene junge Untersuchungsrichter vornahm, doch zu früh und zu schroff, denn als er ihm die Tat auf den Kopf zusagte, nickte Jakob Silberlingk nur zustimmend, sagte: „Ja, mit 'n Spiejel ha'ck'n jehauen!" und rettete sich — wie mit einem Hechtsprung — wieder in die bessere Welt der Bewußtlosigkeit.

Endlich wieder auftauchend verweigerte er jede Auskunft. Der Blick seiner Augen war — wenn er die Lider öffnete — hart und entgleitend. Stumpf und apathisch lag er da und kehrte sich in kaum mißzudeutender Weise auf die dem Beschauer abgekehrte Seite des Bettes, wenn man Fragen an ihn stellen wollte. Als der Arzt ihn haftfähig geschrieben hatte, wurde er ins Untersuchungsgefängnis übergeführt. Dort gesundete er rasch und völlig. Und erzählte dem Untersuchungsrichter, nachdem dieser die frivol anmutende Bedingung, ihm vorher einen saftigen Kalbsnierenbraten — und zwar mit einer ganzen Niere — nebst einem Siphon Pilsener servieren zu lassen, in brennendem Ehrgeiz, ein glattes Geständnis protokollieren zu können, erfüllt hatte, folgendes:

„Mit 'n Spiejel jehaun ha'ck'n — det jeb ick jlatt zu! Aba jemord't ha'ck'n nich —: kommt jar nich in Frare! Wo det Aas doch sozusaren mein leiblicha Vata is! Jloom Se, sonst hätt a mir adoptiert? Und wenn 'ck'n hätte wolln amordn, denn hätt ick det — lorisch, nich? — schonn een bißken friha jetan! Wo ick doch seit jeschlarene dreiundzwanzich Jahre druff warte, det der alte Jeizkraren abkratzt! Sind Se Menschenkenna oda nich? Det muß 'ck Ihnen fraren! Wat een Untasuchungsrichta is, sollte det sind! Nu mal'n Se sich aus, Menschenskind, det Aas, wo sozusaren mein leiblicha Vata is, adoptiert mir mit dreiundzwanzich —: jerade in die Zeit, wo een Mensch jewissamaßen entwicklungsfähich is — wenn 'ck so saren darf — und vaerbt mir denn acht Jahre späta die janzen Klamotten! Sache! Und denn stirbt a nich. Stirbt nich und stirbt nich. Zuerst ha'ck jelacht. Ick bin een Mensch mit Phantasie — vastehn Se? Jewartet ha'ck. Wo a doch schon um de fimfundsiebzich rum war! Kenn' Se sich vorstelln, wie ick jewartet hab?! Tach for Tach. Jahr for Jahr. Reden Se ma nich von Pietät, wo ick doch unehlich bin — und det is ooch noch recht zweifelhaft, soweit ick meine Frau Mutta jekannt hab'!

Wie jasaacht: ick warte. Und det Aas stirbt nich. Nischt zu machen! Jotte ja — der Mensch jewöhnt sich. Wenn a mich ooch jeden Sonntag die Niern von den Kalbsnierenbraten — Mutta war nämlich aus Bayern — janz solo und alleene jefuttat hat! Wo'ck so jerne esse. Aba von wejen Mordjeliste — keene Ahnung! So eena bin ick. Reell. Nischt zu machen. Aba nu kommt die Trajedje —: er wird älta — ick wer älta! Aba det zieht sich vaflucht in de Länge! Wat soll 'ck Sie saren, Herr, allens hat seine Jrenzen —: ooch det Lem! Ick saachte schonn: ma jewöhnt sich. Schließlich war 'ck nu selbst vierundfuffzich jeworn. Schon zu spät. Vastehn Se? Erben is eene scheene Sache — aba allens zu seina Zeit! Ick hatte et ja schonn uffjejem —: und uff eenmal seh ick: er is dot! Mausetot. Und icke bin Erbe. Kann allens ham, wat ick will — — —: allens! Määchens — een Auto — eene Villa — und wat et so jibt, wat die Lebensfreide ahöht! Det war um siem Uhr frih, wie ick det so jemerkt hab. Na — und denn bin ick vor 'n Spiejel hinjetreten und hab' mir anjekiekt —: so recht dämlich ha'ck mir anjekiekt, als mißt ick da nu mit eenmal een'n schnieken Kafalier sehn! Und denn seh'ck mir selba, wie 'ck bin: ee'n alten Knacka — mit fast keen Haar mehr uff'n Koppe — und Beene, det ooch Harry Liedtken sein Schneider da keene jrade Hose for machen kann — und mit die Määchens is et ooch nischt mehr —: und det allens nur, weil der alte Jeizkraren nich friha und wien jewehnlicha Mensch hat kenn'n sterm!! Sehn Se, Herr, da ha'ck eene Sauwut jekricht, und da ha 'ck den Ollen den Spiejel iba'n Kohlrabi jehaun — ob Se 't nu jloom wolln oda nich. Und wenn 'ck nu hia rauskomm, dreh ick dem Jashahn wieda uff!"

Die Obduktion der Leiche ergab, daß der Tod vermutlich durch Herzschwäche eingetreten sei, und auch die Geringfügigkeit der durch die Spiegelscherben verursachten Verletzungen ließ die Schilderung des Angeklagten einigermaßen glaubwürdig erscheinen. Der Bericht des Arztes kam jedoch zu spät, denn Jakob Silberlingk hatte sich in der Nacht nach seiner Vernehmung in seiner Zelle mit seinem Hosenträger erhängt.

Lieber Simplicissimus!

Altmanns haben endlich eine Wohnung bekommen. Fünf Treppen hoch zwar. Stolz führt man mich durch die Räume. Ich betrachte die neuzeitlich hohen Fenster: „Schwieriges Putzen muß hier aber sein?“ — „Gott“, sagen Altmanns wie aus einem Munde, „Fenster putzt bei uns die Oma!“

•

Im Briefkasten der „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ findet sich folgendes:
H. in H. Frage 1. Der Vater meines unehelichen Kindes hat Berufung bei dem Landgericht eingelegt. Wo kann ich mich nun hinwenden, damit die Sache beschleunigt wird? Das Jugendamt kann mir darüber keine Auskunft geben. Frage 2. Wann ist das Filmstück „In einer schönen blauen Sommernacht“ in den Kammerlichtspielen zum erstenmal gespielt worden? — Überschrift: Der Kausalzusammenhang!

•

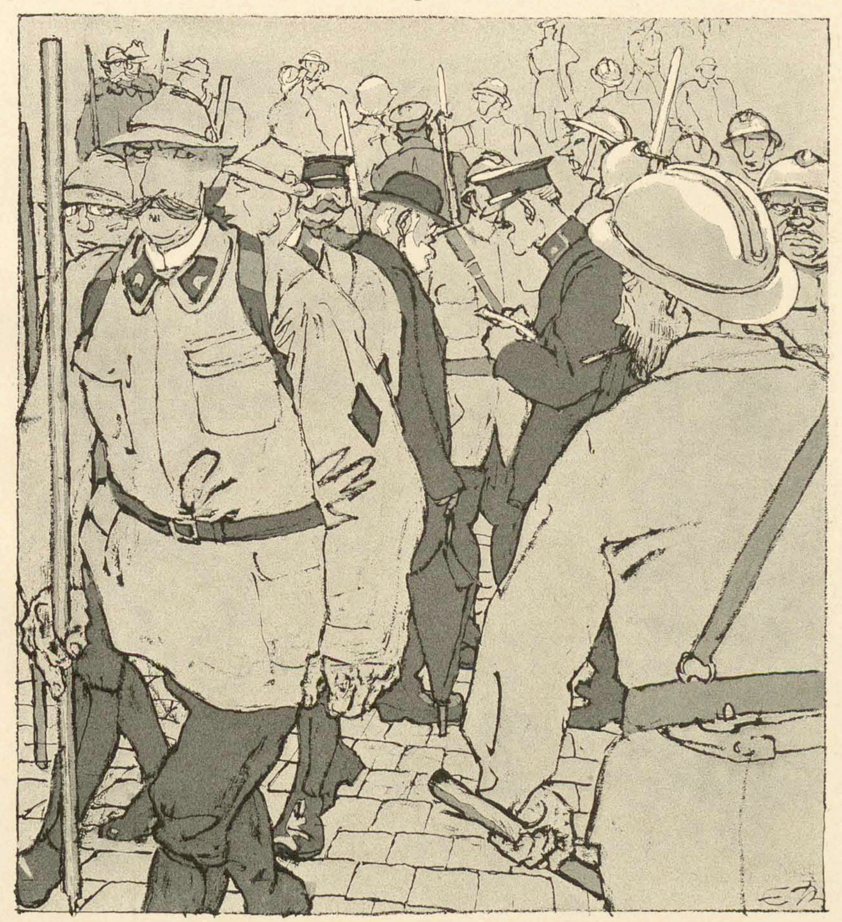
Mein Freund ist Ingenieur und verheiratet. Er ging zur Staatsbibliothek, um sich Van de Veldes „Vollkommene Ehe“ zu leihen. Es war aber ständig ausgeliehen. Mein Freund ging ins Reklamationsbüro und trug dem Fräulein dort seinen Wunsch vor. Die Dame machte ihn nun zuerst aufmerksam, daß bereits für zwei Monate Vormerkungen vorhanden seien. Dann schien sie plötzlich mißtrauisch zu werden. Sie sah meinen Freund scharf an und sagte: „Zu was wollen Sie eigentlich das Buch? Es wird nämlich nur für wissenschaftliche Zwecke ausgeliehen!“

•

In einer juristischen Prüfungsarbeit konnte man folgendes lesen:
„Der Besitz an einer Sache wird auch ohne Wissen des Besitzerwerbenden erlangt, wenn nur der Wille, Besitz zu erwerben, erkennbar hervorgetreten ist, wie dies zum Beispiel durch Aufstellen eines Briefkastens, eines Dienstmädchens oder sonstiger Empfangsvorrichtungen geschieht.“

Ordnung in Wien

(Zeichnung von E. Thöny)



„Aber bitte — Sie san weder Heimwehr- noch Arbeiterwehrmann — das ist zivile Putschgefahr!“

Nach der Schlacht im Haag

(Zeichnung von O. Gulbransson)



Politik ist nichts anderes als Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln.

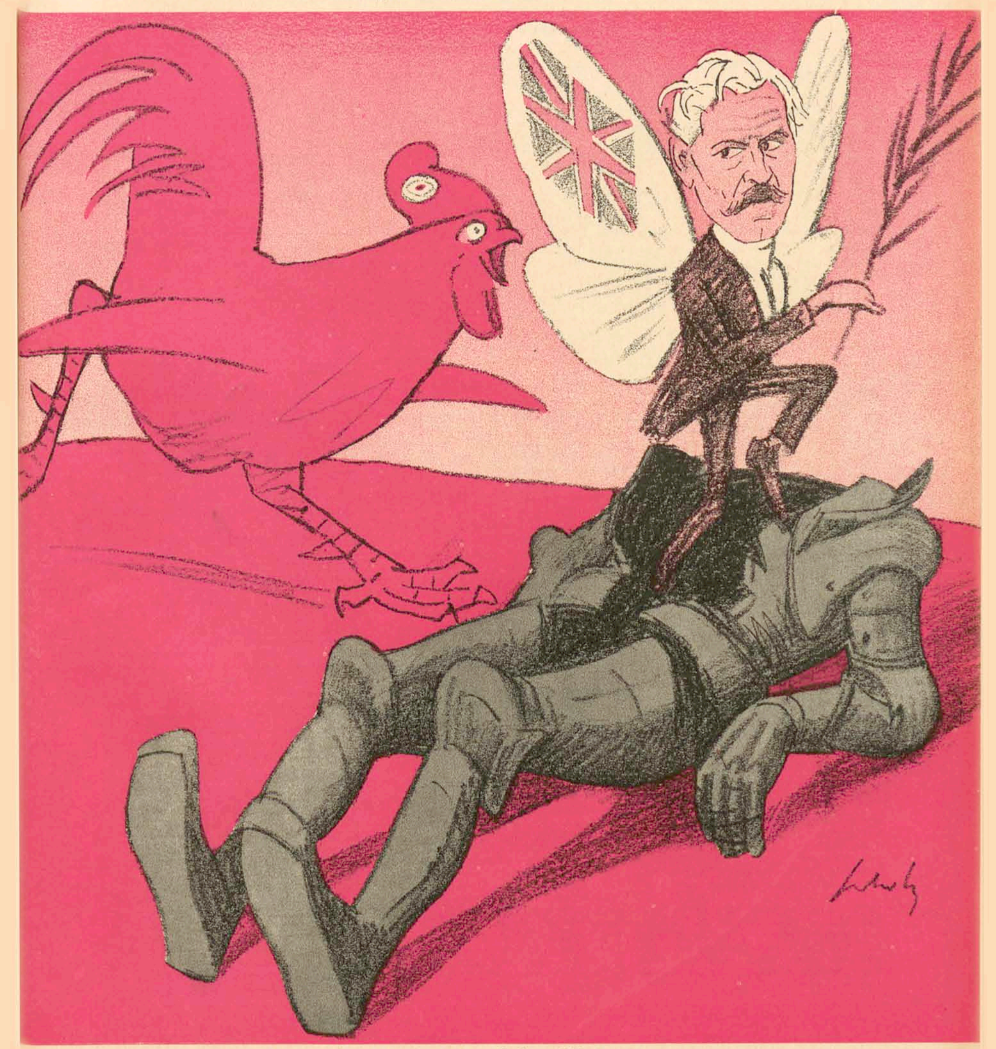
Stuttgart, 23. September 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 26

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Flieg', Macdonald, flieg'!

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



Wenn der Hahn kräht auf dem Mist,
Ändert sich England — oder es bleibt wie es ist.

Der freiste Mann in U. S. A.

Manchmal kam ein Ton von drüben —
Einer schien Fanfaren einzuüben,
eine Schnauze, ein Gelächter — grell:
Go to hell!

Darf ein Yankee Aufruhrfahnen
schwenken?
Einer durft' es, H. L. Mencken.
Dieser Kerl ist nicht zu bändigen!
jammerten die Vielprozentigen.

Rastlos schliff er seinen Dolch,
unentwegt hatt' er Erfolch,
alle horchten — ob auch wetternd —
alle abonnierten zeternd.

„Freiheit!?" — schrie er — „laßt euch
zeigen,
wie so fröhlich es geschieht,
wenn sie sich vor ihr verneigen,
daß sie nichts als Hintern sieht."

Damned! was war das für ne Lippe,
manchmal streift' er scharf die
Klippe,
aber dennoch, Gottverdamm,
packten sie ihn nicht zusamm.

Und sie haben recht gehabt,
Pferdchen hat sich ausgetrabt,
Trotzkopf, stark und bodenständig,
ist nun hundertzehnprozentig.

„Rüstet mächtiger!" ruft H. L.
„Pazifismus go to hell,
Geld und Macht ist Uns beschieden —
U. S. A. diktiert den Frieden."

In den Knochen braust die Kraft —
Mencken, hast du es geschafft?
Ja — mit des Geschickes Walten
wachsen des Genickes Falten!

Peter Scher



„Gegen ein Honorar von 50 Mark, im voraus zahlbar, mache ich Ihre Tochter in einem Jahr zum größten Filmstar der Welt."



„Bitte, Herr Sanitätsrat, erzählen Sie niemand, daß Sie mich geheilt haben. Meine Bekannten gehen alle nur zum Wunderdoktor!"

Nur ganz große Kunst!

Vorbereitende Produktionssitzung bei der Bimbi-Film-AG.

Der Generaldirektor: „Also, meine Herren, das neue Produktionsjahr muß ein Wendepunkt in der Filmindustrie sein, die Zeit der billigen Schlager ist vorbei. Der Film ist eine hohe Kunst, der wir dienen wollen. Nur wer an die ewigen Triebkräfte der Menschheit zu rühren vermag, der — der wird — — — der hat, also, Sie wissen ja, was ich meine, mit einem Wort — ganz große Sache, große Klasse!"

Pressechef (leise zum Dramaturgen): „Jetzt hat er den Zettel verlegt, auf dem ich ihm die ganze Rede aufsetzen mußte."

Erster Regisseur: „Ich bin derselben Meinung, die Zeit ist reif für klassische Sachen von Ewigkeitswert. Wie würden Sie über einen Großfilm ,Hamlet' denken?"

Generaldirektor: „Ach nee, das sehe ich mir nicht mal an, wenn's im Theater gegeben wird, sowas wollen die Leute nicht wissen."

Zweiter Regisseur: „Man braucht nicht so weit zurückzugreifen, da liegen uns zum Beispiel die Werke von Zola näher, die bieten moderne Probleme und gewaltigen Stoff."

Generaldirektor: „Zola, der hat doch, das ist doch der — warten Sie —"

Dramaturg (rasch): „Jawohl, ganz richtig, Herr Generaldirektor, er hat auch ,Germinal' geschrieben, ,Fruchtbarkeit', ,Nana' —"

Generaldirektor: „Ja natürlich. Ist der Mann frei oder lebt er etwa noch?"

Dramaturg: „Nein, er ist tot, aber noch nicht tantiemefrei."

Ein Regieassistent: „Wie wäre es mit klassischem Humor — mit Gelegenheit zu dramatischen Konflikten? Ich dachte an den ,Zerbrochenen Krug'?" —

Erster Regisseur: „Nein, Schiller ist zu pathetisch.

Generaldirektor: „Schiller is gut, das ist doch von Goethe!"

Zweiter Regisseur: „Jawohl, sehr richtig."

Dramaturg: „Verzeihung, der ,Zerbrochene Krug' ist von Kleist."

Generaldirektor: „Daher auch der Name Kleiststraße, was?"

Die andern: „Haha, sehr gut, hahha!" — Dramaturg (schämt sich). —

Eine Sekretärin (erscheint und flüstert dem Generaldirektor ins Ohr. Generaldirektor erhebt sich hastig): „Ja, gut, sagen Sie, ich komme sofort." (Sekretärin wichtig ab.) „Also meine Herren, ich habe da eine wichtige Besprechung mit einer großen Finanzgruppe, ich muß leider — — — aber bitte denken Sie ruhig weiter, wir waren schon so schön warm geworden. Wie ich Ihnen vorhin sagte — immer die großen Menschheitsziele vor Augen — ganz hohe Kunst und doch für das Volk —" (ist schon in der Tür) „wir werden schon —" (ab; die Tür schließt sich, man hört von draußen seine Stimme) „Fräulein Meyer, in einer halben Stunde kommen Sie rein, während ich mit dem Konsul spreche, ganz eilig, verstehen Sie — und sagen, die Direktion der Überseebank verlangte mich dringend am Telephon — — —"

Die Produktionssitzung dauert fort. Alle reden sich heiß und durchackern Poesie und Prosa der Jahrtausende. Eine Stunde später

der Generaldirektor (zufrieden lächelnd): „So, da wäre ich wieder, na, meine Herren, immer noch hübsch fleißig beim Nachdenken, das ist gut. Was ich noch sagen wollte — ich habe eben etwas abgeschlossen, konnte gerade den Schlager kaufen, den morgen ganz Berlin singen wird, ist heute schon der größte Plattenerfolg seit dem Heidelberger Herz — wie heißt er doch, Sie haben ihn auch schon gehört — hmtata, hmtahmtata — ja richtig ,Schatz, mein Schatz, dein Lippenstift schmeckt fettig' — das wird also unser nächster Film der neuen Produktion. Ich bitte die Dramaturgie, sich sofort wegen der Beschaffung eines passenden Manuskriptes umzusehen. Ich danke Ihnen, meine Herren!"

Prossy

Mikrophon allgegenwärtig

Mister Sharper zündete sich eine Upman an und tat ein paar genießerische Züge. Dann blätterte er im Rundfunk-Programm des heutigen Tages, nickte befriedigt, schaltete den Lautsprecher ein und ließ sich in den Klubsessel sinken.

„. . . kch . . . pfff . . . kchchch . . . Ladies and gentlemen, Sie hören jetzt den Piloten Jack Brown, der soeben auf dem Flugfeld Detroit gestartet ist, um einen Fallschirmabsprung vorzuführen und Ihnen während des Sprunges von seinen Eindrücken zu berichten . . .

Ladies and gentlemen, hier Pilot Brown . . . siebenhundert Meter über Flugfeld . . . schwinge mich aus dem Sitz . . . bei hundertachtzig Meilen in der Stunde . . . werfe letzten Blick, ob Fallschirm in Ordnung . . . spri—i—inge . . . ungeheurer Ruck . . . stü—ü—rze unaufhaltsam . . . fühle Schmerz im Unterleib . . . Erde stürzt mir entgegen . . . rasende Geschwindigkeit . . . Schirm müßte sich längst geöffnet haben . . . da . . . Sanitätsauto . . . werde auf Tragbahre gelegt . . .

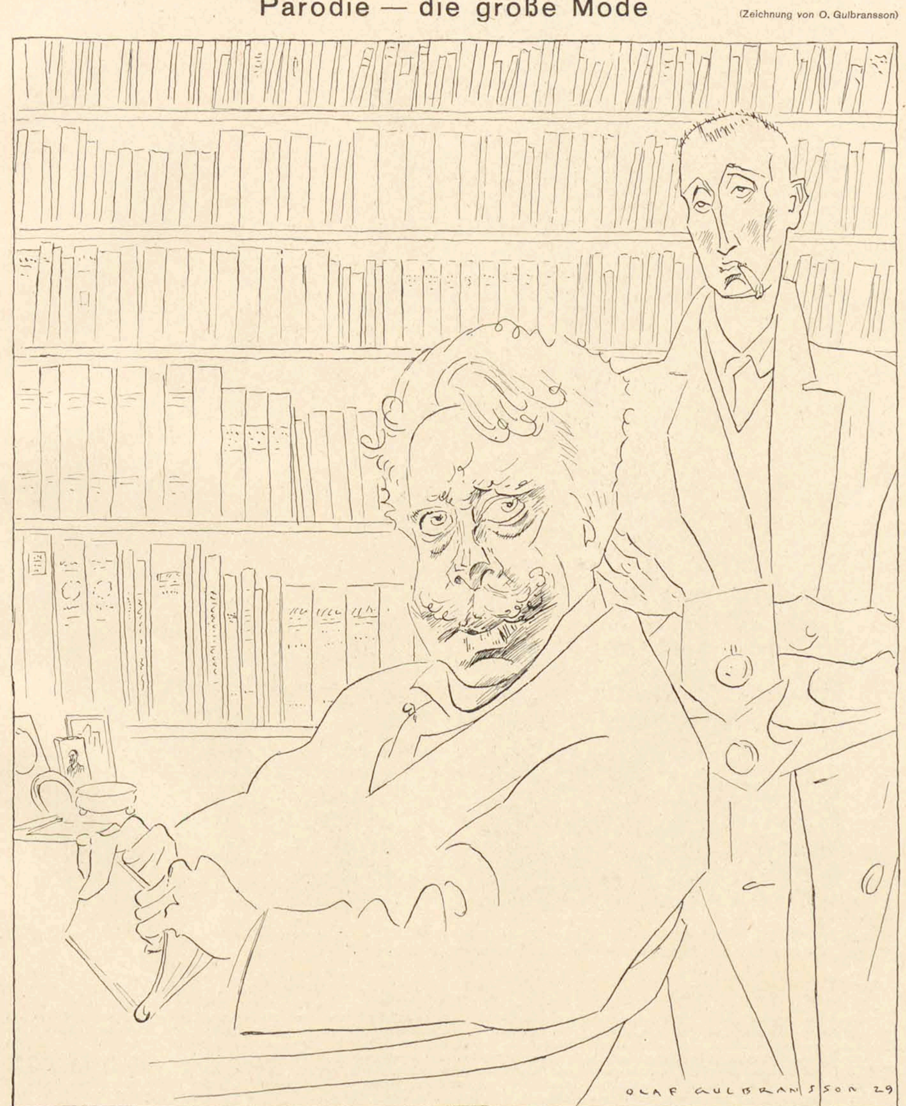
Ladies and gentlemen, wir haben umgeschaltet. Sie hören jetzt das Feuergefecht zwischen Polizei und Alkoholschmugglern in Chicago, Ecke 218. und 57. Straße. Lee Purvis, der Führer der Bande, spricht selbst in das Mikrophon . . .

Hallooo! Ladies and gentlemen! . . . Päng . . . päng . . . rrrrätschsch . . . whummm . . . hier Lee Purvis, Schmugglerkönig, Chicago . . . päng . . . päng . . . Polizei greift mit Handgranaten an . . . rrrrr . . . krrrachch . . . drei Mann springen aus Deckung . . . päng — päng — päng . . . bravo, Jungens! Glatt weggeputzt . . . stehen nicht wieder auf . . . Maschinengewehre . . . rrrrrrrtsch . . . pfffff . . . wieder ein Policeman abgeschossen . . . verdammt . . . Schnellfeuer, Jungens! . . . Noch vier Policemen bleiben liegen . . .

Kopfschüsse . . . päng . . . päng . . . Good bye, ladies and gentlemen . . .
Ladies and gentlemen! Wir haben umgeschaltet auf Todeskammer in dem Staatsgefängnis Cleveland, Ohio, wo jetzt der neunfache Mörder Hal Jackson auf elektrischen Stuhl geschnallt worden ist . . .
Ladies and gentlemen! Hier Hal Jackson, berüchtigter Raubmörder . . . bin festgebunden auf Todesstuhl . . . Drähte werden angeschlossen . . . bekomme Todeshelm auf Kopf . . . nasser Schwamm drin . . . da . . . jetzt gibt der Direktor das Zeichen . . . verflucht . . . Feuer . . . brennt . . . irrsiinnii—i—g . . . hhhh . . . kkk . . . zzschsch . . .
Ladies and gentlemen, wir schalten um auf Tanzmusik der Red-Flowers-Band aus dem Imperial in San Francisco . . ."
Gelangweilt erhob sich Mister Sharper und stellte den Lautsprecher ab. hs.

Parodie — die große Mode

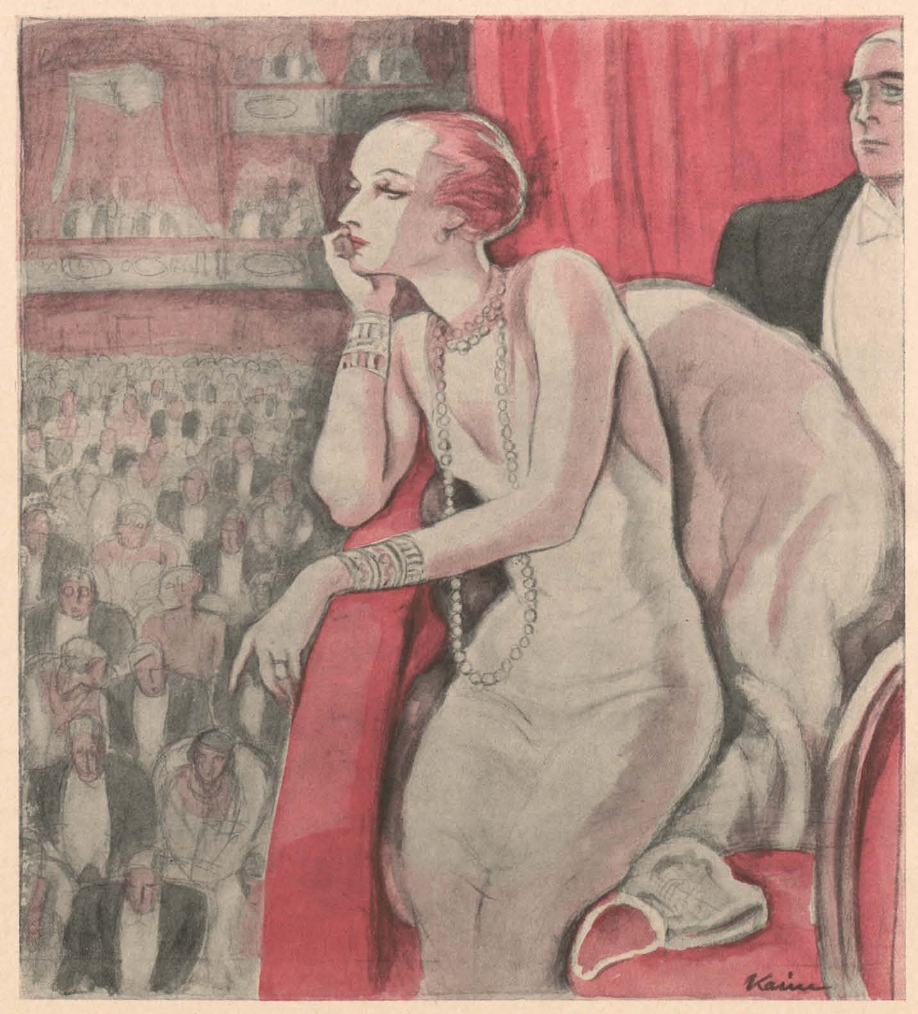
(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Sie haben es gut, Meister, Sie kitschen mit Seele — ich muß noch Literatur dazu geben."

Auch eine Premiere

(Zeichnung von L. Kainer)



„Sehr originell, dieses tobende Volk hinter gesenktem Vorhang!" — „Ach was, das sind ja die wütenden Leute, die ihre Kaution von dem durchgebrannten Direktor wiederhaben wollen."

Wie Thereschen zur Welt kam

„Na, Herr Schmitz", sagte ich eines Tages zu unserem Hauswart, der mit einer Nachricht unseres Direktors zu mir in die Privatwohnung kam, „Ihre Sophie kriegt wohl ein Schwesterchen?" Sophie war dreizehn Jahre alt. „Ja, Fräulein Dokter, et is aber nich, wie mer eso sag, ein klein Malörchen, och nee. Wissen Se, ming Frau, die war immer eso melanjolisch, und da bin ich mit ihr bei'n Dokte jejange, un da hat dä jesag, dat wär ewohl jut für se, un da hab ich jesag: Loß mer et doch dun. Und dann noch wat, Fräulein Dokter. Uns Zoffi, dat hat kleine Kinner eso jern, dat küß et Marieche von nebenan immer eso, dat et nur eso klitsch, un da hab ich für ming Frau jesag: Loß mer em dä Spaß doch mache. Aber mer haben et uns jut ausjerechnet, Fräulein Dokter. Am 2. Aujus jib et Ferien, un denn muß die janze Schul jeputz werden, damit simmer am 15. Aujus fätig, und denn kann et Kind kommen." Und wirklich kam Thereschen am 16. August zur Welt. H. S.-R.

Bilanz (Zeichnung von M. Frischmann)



„'s war a recht a guate Fremdensaison — nacha san s' wieder dahoam, d' Preiß'n, d' stinkat'n!"

Reiselied

Was sollen uns Küsten und Schnee auf den Bergen,
Wasserfall und Zackenblitz?
Wir sehen den Berg und ersteigen ihn nie,
Die Häfen sind seicht,
Wir liegen im Meer, im blauesten Meer,
Und man läßt uns niemals an Land
Zu den Frauen.
Am Sonntag dürfen wir baden.
Die Woche müssen wir laden
Tabak und Wein.
Zu rauchen haben wir nichts.
Zu trinken haben wir nichts.
Der Krahn nur, der Krahn nur
Nimmt immer was ein:
Baumwolle und zappelnde Hammel.
Die Küsten bescheren uns Kisten.
Wir rackern. Es schnattert der Krahn
Von fetten Effendigeschäften.
Wir fahren den Kahn,
Wir tragen die Last,
Wir leiden die Fracht,
Wir heben die Fässer und Kisten.
Zerschmettert uns nicht der heutige Tag,
Zerschmettert uns die morgige Nacht.
Die Sonne geht auf,
Und die Sonne geht unter.
Dazwischen dürfen wir schwitzen.
Neues zu sehen ist schwer.
Land und Meer
Treibt sich stets in derselben Gegend umher.
Drei neugefangene Vögel
Fahren mit uns,
Sie picken und hacken das Gitter.
Sie wollen hinaus. In den Wald.
Aber sie sollen uns singen!
Das Schiff muß Zucker und Soda in jedes Fiebernest bringen.
Und gegen das ewige, eherne Knattern und Rattern des Krahns
Wünscht sich ein gefangner Matrose
Vogelgesang.

Albert Ehrenstein

Lieber Simplicissimus!

In einer Südtiroler Dorfschulklasse sitzen an einem glühheißen Sommernachmittag die Kinder ihrem gestrengen Maestro gegenüber, mißvergnügt und gelangweilt. An der Vorderwand der Klasse hängt das Bild des Allgewaltigen in Rom (Dreifarbendruck in prunkvollem Goldrahmen). Da flitzt plötzlich ein kleiner Vogel durch das Schulfenster in die Klasse und bleibt in seiner Angst auf besagtem Rahmen sitzen. Es wird mäuschenstill im Raum, hundert Augen hängen gespannt an dem geängstigten Vogel. Auf einmal platzt aus einer der letzten Bänke eine energische Bubenstimme: „Jetzt, Vögele, sch....!"

•

Wir haben in unserer Stadt, wie es sich für eine Haupt- und Residenzstadt geziemt, auch eine staatliche Pressestelle. Ich frage vor ein paar Tagen telephonisch an, welcher Herr auf dem Innenministerium mir über eine Baufrage Auskunft geben könne. Nach einiger Zeit wird mir ein Baurat K. empfohlen. Ich rufe also das Innenministerium an und verlange Herrn Baurat K. Darauf erhalte ich prompt die Antwort: „Erstens ist Herr K. Oberbaurat, und zweitens ist er vor einem halben Jahr gestorben."

Der tüchtige Anwalt

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Schließlich haben Sie bloß den Staat geschädigt — und das läßt sich politisch rechtfertigen!"

Und sooo verbringt man seine kurzen Tage — — —

Tja, sooo verbringt man seine kurzen Tage:
man säuft, man liebt, man macht mal ein Geschäft,
man leidet unter Mück-, Flieg-, Mottenplage
und wird beim Poker schamlos rausgeblufft.

Man läßt sich scheiden, heiratet, verkracht sich,
man raucht und nimmt ein Abführmittel ein —
Man wird gepfändet, ludert oder macht sich,
man fühlt sich abends groß und morgens klein —

Tanzt Tango, läßt sich neppen, zahlt mal Schulden,
man badet täglich warm und manchmal kalt —
Man muß bei Frauen, die man liebt, viel dulden,
und fühlt sich teils sehr jung und teils sehr alt.

Man spricht im Rundfunk, dichtet und beschwert sich,
wird über einem Saxophon geübt,
rasiert sich, ißt viel Krebse und entleert sich,
bis das Charakterbild durchaus getrübt.

Man zahlt die Miete, läßt die Socken stopfen,
auf Zucker untersuchen den Urin,
man geht zum Zahnarzt, hört viel Teppichklopfen
und denkt sich oft: wie schön bist du, Berlin!

Man debattiert, man überschaut die Lage,
sieht einen Tonfilm, fordert's Geld zurück —
Und dehnt sich immerhin die kurzen Tage
bis früh um fünf — und hofft auf spätes Glück——

Karl Kinndt

Das aufgescheuchte Gewissen

Von Ossip Dymow

Herr von Brumke, ein junger Rechtsanwalt, ging am Strande eines modernen Seebades spazieren. Die Sonne schien, er hatte weiße, vorzüglich gebügelte Beinkleider an, befand sich nicht weniger als zehn Stunden Fahrt von Berlin entfernt und fühlte sich sehr glücklich.

Seine scharfen Augen erblickten von weitem die Gestalt eines Mannes, die ihm bekannt vorkam.

„Nein, das ist nicht Tanzke", dachte er. „Der ist stärker und hält sich gerader. Aber — — — sehr ähnlich!"

Der Mann hob den Kopf, und der Rechtsanwalt überzeugte sich, daß er dennoch Tanzke vor sich hatte, den ungarischen Major a. D.

Sein erster Gedanke war, umzukehren und fortzugehen. Aber der Major erkannte ihn und beschleunigte die Schritte. Es blieb nichts anderes übrig, als ein Lächeln auf sein Gesicht zu zwingen und mit der Hand zu winken.

„Wie? Woher? Seit wann? Wie kommen Sie hierher? Welch ein Zufall! Was für eine Überraschung!"

Sie stießen beide diese Sätze fast gleichzeitig hervor und drückten sich die Hände.

„Ich habe Sie nicht sofort erkannt!" bemerkte der Rechtsanwalt mit liebenswürdiger Miene. „Es schien mir, als seien Sie etwas kleiner und magerer geworden."

„Magerer? . . . Nun, das ist möglich. Ich würde mich nicht wundern, wenn ich tatsächlich zehn Pfund verloren hätte."

„Zehn Pfund?"

„Es können auch zwanzig sein!"

„Wollen Sie denn abnehmen?"

„Nein. Aber das geschieht ganz von selbst, auch gegen unseren Willen", meinte Tanzke bitter.

Der Rechtsanwalt begriff, daß irgendein geheimer Kummer an diesem Manne mit der goldenen Brille und einer bereits deutlich hervortretenden Glatze nagte. Er fing an vom Wetter zu sprechen, von der Politik und von den gemeinsamen Berliner Bekannten. Man ging sie alle durch, man besprach, wohin jeder einzelne gefahren sei, und nur ein Name blieb unerwähnt, derjenige des Fabrikanten Peschel, in dessen Hause sie sich im letzten Winter öfters trafen. Wieder blickte der Rechtsanwalt prüfend auf den Ungarn, unterließ es jedoch, selbst von der Familie Peschel zu beginnen.

Am nächsten Tag trafen sie sich wieder, dann am dritten, am fünften, am zehnten und so fort. Wenn der Rechtsanwalt morgens auf den Strand hinaustrat, konnte er sicher sein, Tanzke zu begegnen und seine unbestimmten Klagen über die Nerven, den Magen und überhaupt das Leben anzuhören.

„Sie sollten einen Arzt konsultieren, lieber Freund!" riet er ihm. „Vielleicht ist Ihnen die See schädlich und Sie sollten lieber ins Gebirge fahren."

„Es handelt sich nicht ums Gebirge", antwortete Tanzke. „Die Ärzte haben mich ja gerade hierher geschickt, zur Kräftigung des Organismus. Ich bin hier schon die sechste Woche und . . . mein Gott! mein Gott! . . ."

„Was ist mit Ihnen?"

Tanzke antwortete nicht, aber ein paar Tage später, abends, als das dunkle Meer unter dem Sternenhimmel leise und geheimnisvoll plätscherte, ergriff er plötzlich die Hand des Rechtsanwalts und begann hastig und erregt zu sprechen: „Es ist furchtbar. Es ist unerträglich! Jetzt fängt die siebente Woche an! Es bleibt mir nichts anderes übrig, und . . . ich weiß nicht, was dort aus mir werden wird: ein Einbrecher, ein Bandit! . . . Ich werde verhaftet werden . . . ins Gefängnis kommen . . .!"

„Um Himmels willen! Was sprechen Sie da?! . . ."

„Ich kann diese Qual nicht länger ertragen . . .! Gewiß, es ist nicht anständig, von seinen Beziehungen zu einer Frau zu sprechen . . . besonders, wenn es eine verheiratete Frau ist, die Mutter eines Kindes . . . Es ist mein Kind . . . ein reizendes Kind! . . . Die Frucht der Liebe . . . der Leidenschaft . . . Haben Sie es gesehen? . . ."

„Wo?" fragte der Anwalt vorsichtig.

„Ach! Natürlich bei Peschel! Das ist nicht sein Kind. Es ist meines. Jetzt wird es vier Jahre alt. Sie sind ein Gentleman, Sie werden verstehen, daß es Augenblicke gibt, in denen man die Wahrheit sagen muß. Frau Peschel ist eine prachtvolle Frau, aber sie liebt ihren Mann nicht. Er ist mein Freund, trotz allem . . . Ich achte ihn. Aber, eine Frau hat doch das Recht, den zu lieben, den sie will, nicht wahr?"

Der Anwalt nickte stumm.

„Sie liebt also mich, und nicht ihn. Schon seit fünf Jahren. Fünf wundervolle, märchenhaft schöne Jahre! Wir drei — sogar vier, den Knaben eingerechnet — sind eine einige, festgefügte Familie. Sie haben das wahrscheinlich schon geahnt?"

„Hm . . .", machte der Anwalt. „Ich habe es mir, ungefähr, gedacht . . ."

„Na sehen Sie . . .!" griff Tanzke gierig auf. „Vor acht Wochen war ich nun das letztemal in Peschels Wohnung. Er war damals nicht mehr da, er hatte sich bereits nach der Schweiz begeben. Die Frau sollte am nächsten Tag zu ihrer Kusine nach Dresden reisen und von dort aus zu ihrem Mann. Sie verstehen . . . morgens in der Eile . . . Ich vergaß das elektrische Licht im Schlafzimmer auszuschalten . . ."

„Sie haben das elektrische Licht brennen lassen?" fragte der Anwalt.

„Ja, im Schlafzimmer. Sie eilte auf die Bahn, und ich half ihr das Handgepäck hinauszutragen. So verließ ich das Schlafzimmer als letzter. Das ist entsetzlich! . . ."

„Sie haben sie also nicht zur Bahn begleitet?"

„Nein. Das wäre zu unvorsichtig gewesen. Ich fuhr zu mir und erinnerte mich unterwegs, daß das elektrische Licht nicht ausgelöscht wurde. Es brennt nun dort im Schlafzimmer bis heute. Die siebente Woche! Tag und Nacht! Es brennt, es strahlt, es leuchtet — der Teufel weiß, wie lange es dort noch so leuchten wird . . .! Bedenken Sie, wie furchtbar das ist! . . ."

„Warum ist das eigentlich so furchtbar?" fragte Brumke. „Glauben Sie, daß der Mann etwas erraten könnte? . . ."

„Unsinn. Wie soll er da etwas erraten! Die Frau wird als erste hineingehen und es ausschalten. Das ist es nicht. Aber die Rechnung! Er wird doch die Rechnung bezahlen müssen. Die siebente Woche! Dann kommt die achte, die neunte . . .! Tag und Nacht, ohne Unterbrechung! Das ist eine Riesenrechnung! Eine ganz kolossale Rechnung! Und ich, sein bester Freund, zwinge ihn dazu, eine solche Rechnung zu bezahlen! Der arme Kerl sitzt in der Schweiz und ahnt nicht einmal, was seiner zu Hause harrt! Bin ich nicht ein Verbrecher? Ein Judas? Judas Ischariot, so nenne ich mich nun selbst. Können Sie sich vorstellen, in welchem Zustand ich bin, was ich durchmache! Er, dieser reine, gütige Mensch, sorgt für mein Kind — denn das steht fest, daß es meines ist und nicht das seine! —, und ich ruiniere ihn auf die niederträchtigste Weise! Dieser Gedanke plagt mich, foltert mich . . . Ich bin abgemagert, bin gealtert . . . Ich fahre jetzt nach Berlin, breche die Tür auf, dringe in sein Haus ein . . . ich . . ."

„Beruhigen Sie sich!" sagte der Anwalt, den die Verzweiflung des anderen rührte. „Das elektrische Licht ist im Schlafzimmer schon längst ausgelöscht worden . . ."

„Wie denn?"

„Frau Peschel ist an jenem Tag nicht nach Dresden gereist . . . sie fuhr erst am nächsten Morgen . . . Abends war ich in der Wohnung . . . Ich erinnere mich genau, das Licht ausgeschaltet zu haben . . . Sie brauchen also gar nicht hinzugehen . . . Am besten überhaupt nicht . . ."

„Gott im Himmel!" rief Tanzke aus. „Sie geben mir das Leben wieder! Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen von ganzem Herzen! . . ."

(Deutsch von O. Gabrielli)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Oktoberfestpolitik

(Zeichnung von E. Thöny)



„Ja früher, da hat a Maß Bier bloß 30 Pfenning kost' un da Prinzregent hot d' Viehausstellung selber eröffnet — aba jetz' is alles teier un d' Ochsen stehnga alloa umanand!"

Ein Hafenarbeiter geht vor die Hunde . . . / Von Bruno Nelissen Haken

I.

Einer weiß von Krusenrotts Sache, und schon verulken sie ihn. Aber sie meinen es nicht böse. Er gehört ja jetzt zu ihnen — zu den Schauerleuten, die an den „Vorsetzen" stehen und darauf warten, daß man sie auf die Schuten holt, auf einen Dampfer, der noch Leute zum Löschen braucht, an den Kai . . . Hier sind Leute genug, die sich über irgendwas hinwegzutrinken haben; die nehmen für ihn Partei, weil sie sich selbst dann stärker fühlen. Kinder ja —: Ein Logis im Rademachergang, eine Kiste als Tisch, eine Herumtreiberin zur Frau, und den Tag über das Stehen nach Arbeit — darüber kann man schon einen Schnaps vertragen — wer sagt das Schnapsgebet? Halleluja amen . . . Es fängt an mit Stempeln und hört auf mit der Wohlfahrt — wenn es mit der Wohlfahrt aufhört . . .

Hier und da kommt ein Hafenvize her und holt sich ein paar Leute. Aber er sucht sie sich aus, der Kerl; er sieht sie sich an, von oben bis unten. Wer kann ihm das verdenken? — Aber ich bin nicht dein Mann! Wie er, eines Tages, Krusenrott am Arm faßt und seine Muskeln drückt, halb wohl im Scherz, schlägt Krusenrott zu — und schon ist es aus. Auch die anderen halten ihn da für verrückt oder betrunken, „wieder einmal betrunken, ja" . . . Ein Hafenvize sagt's dem anderen: Jetzt grinsen sie ihn an, wenn er wieder dabeisteht.

An einem Tage bleibt er als Einziger zurück — alle Mann holt man auf den Fünfmaster von „Laeisz", der noch in der Nacht hinaus soll. Da lachen sie ihn aus, alle, wie er da stehen bleibt, mit seinem Arbeitsbeutel über der Schulter.

Das ist ein verdammt ekelhaftes Gefühl, glaubt mir das, Leute. Man muß sehen, daß man dabei nicht die Achtung vor sich selbst verliert. Es ist leicht zu sagen: Ich bin allein und pfeife auf alle. Aber man verliert den Maßstab, man wird unbrauchbar, man braucht ja den Respekt und die Kameradschaft anderer — sei es auch nur das Nebeneinanderstehen mit den Arbeitslosen an den Vorsetzen . . .

Es ist schon ein Hohn . . .

II.

So stempelt man denn . . . Herrschaften, man gewöhnt sich an alles! Krusenrott, Karl Friedrich, geboren 3. September 1898 zu Niebüll in Holstein, geschieden, keine Kinder, gelernter Beruf Seemaschinist, jetzt Hafenarbeiter, arbeitslos seit 20. August 1927, durchschnittlicher Wochenverdienst zuletzt 40 Mark und 20 Pfennige, steht an den Kohlhöfen und läßt seinen Ausweis stempeln, jeden Tag: — Endlich weiß unsereins einmal, was Staat ist, Bürger Arbeitsloser. Das ist eine Beruhigung, findest du nicht?

Aber einer ist dabei, den haßt Krusenrott schließlich, der queruliert und stänkert jeden Tag. Krusenrott sagt zu ihm an einem Tag: „Laß doch das sein, Kamerad, ein jeder bekommt sein Recht . . ." Aber er hätte es lassen sollen. Der Mann bringt alles auf seine Seite, weil er schnell zu reden weiß. Das hören die gerne, denen die Worte unbeholfen aus dem Munde kommen . . . „So einer . . .", sagt jener, „so einer, dem sie das Patent genommen haben, was will der überhaupt hier — ist das überhaupt noch ein ehrlicher Arbeitsmann . . .?"

Pfui Deibel, es ist alles ein Pack.

Aber vielleicht hat er recht . . .?

III.

Es ist ja kaum vier Monate her, daß man ihm das Patent genommen hat. Eine kurze Spanne Zeit, wenn man bedenkt, was alles davor gelegen hat. Jahre und wieder Jahre eines Berufes. Vorher ist alles seinen Gang gegangen: Drei Monate Westküste, Swakopmund, Laurenzo Marques, Cap Coast Castle — acht Tage Hafen . . . Einmal in der Ostasienfahrt, wieder vierzehn Tage im Heimatshafen — Borddienst, ein paar Tage Urlaub dazwischen, mit denen man sowieso nichts anzufangen wußte . . . Es wäre alles weiter seinen Gang gegangen, mit einer großen, ruhigen Selbstverständlichkeit, die zwar die Zufälligkeiten ausschaltet, aber über die Zeit hinwegbringt, die Unzufriedenheiten — eben über die Zeit.

Das ist mit einem Male aus . . .

Kinder, ja —: Es ist verdammt schön, wenn man in der Frühe am Baumwall steht und über den Hafen sieht — die Barkassen, rechts der Uhrturm von den Landungsbrücken, St. Katharinen auf der anderen Seite, mit der Sonne auf dem grünen Kupferdach — die Werften drüben, das Turmhaus am Hübenerkai, der Dampfer Cap Polonio mit den weißroten Schornsteinen gerade vor einem — und diese herbe Luft über allem, die nach Wasser riecht, nach Teer, nach Hanf, nach Wind, der von ganz weither kommt . . . Man hat sich lange gesehnt nach so einem Tag . . .

(Schluß auf Seite 318)

Der nächste Emelka-Film

(Zeichnung von E. Schilling)



Hugenberg, der Retter Bayerns.

(Schluß von Seite 316)
Aber wenn man schon ein paar Monate auf der Straße liegt — gar nicht einmal das, wenn man nur eine Woche lang nichts zu tun hat, tun kann, was man will — schon steht man außerhalb. Es sieht aus, als sähen einen die Arbeiter, die in den großen Barkassen zu den Werften und Kaischuppen fahren, als sähen sie einen schon höhnisch an, so einen Nichtstuer, der Maulaffen feilhält ... Gott ja, mag der Eifer lächerlich sein, mit dem sie alle an ihr Tagewerk gehen — es ist schon das, gerade das, was über die Unruhe hinwegbringt. Es ist ja das Leben schließlich. Wer daneben steht, wird stumm und stumpf ...
Man muß weg davon, man darf da nicht hinsehen.
Eben jetzt fährt die „Katherina" von der Neptunlinie aus ...

IV.

Man muß weg vom Hafen ...
Tag für Tag nun, vom frühen Morgen an, immer wieder geht Krusenrott durch die Straßen der Stadt — was ist anderes zu beginnen ... Es sieht schon aus, als suchte er etwas, manche Leute sehen sich nach ihm um, man sieht nicht viele Müßiggänger in diesem Teil der Stadt. Aber man kann in diesem Zusammenhange nicht davon sprechen, daß Krusenrott Arbeit sucht — die findet man nicht, wenn man durch die Straßen geht und an jeder Ecke den Menschen und den Kindern und den Tieren nachsieht ... Aber Straßen, welche er von einer Ecke aus in ihrem Sichverlieren übersieht, in dem weiten Licht eines Nachmittags oder Abends, erinnern Krusenrott an Dinge, welche sehr weit von diesem Alltag liegen müssen. Dies weckt den Eindruck von Städten in ihm, die er nie gesehen hat, obschon er weit herumgekommen ist als Seemann. Einmal denkt er: Durch unbekannte Straßen gehen, das ist wie: Ein Bild ansehen, oder Musik hören, die in Feldern verklingt — — — er denkt das so, trotz aller der Menschen, die ihm begegnen ...
Aber so findet man keine Arbeitsstelle.

V.

Das ist eine üble Sache, die einen herunterbringt. Man wird wehleidig dabei.
Wehleidig, ja — es ist schon so ... Aber wenn man weiß, daß man nie wieder auf einem Schiff... Das ist aus, absolut aus. Und wer einmal an der Maschine gestanden hat, der fährt nicht als Heizer oder Steward. Dann lieber vor die Hunde gehen.
Genug Kerls laufen am Hafen herum, die mal sogar auf der Brücke gestanden haben. Der alte Käppen Tielemann von der Bremen-Süd, der seinen Kahn in der Biscaya auflaufen ließ — Tag für Tag sitzt er jetzt in der Eiergrogstube am „Stintfang". An einem Morgen trifft Krusenrott ihn da, gerade wie er herauskommt, der Käppen Tielemann. Hier sieht man über den Hafen weg die Werften liegen, gegen die Sonne. Es ist schon ein prachtvoller Blick, über das Wasser hin, das Gerüst der Werftanlagen ist wie in den Himmel gezeichnet: Aber der alte Tielemann redet darüber wie ein Weib, redet darüber — und das soll man nicht tun, wenn man nüchtern ist —: „Mann, Mann — kannst du das empfinden, Mann ...", sagt er und zeigt auf die schwarzen Hellinge. Er scheint gar nicht einmal betrunken. Aber ein paar Schritte weiter, und er bleibt an einer Pfütze stehen; in zahllos auslaufenden Tupfern ist Wasser über das Pflaster gespritzt ... Hier sagt der Mensch und faßt Krusenrott an der Schulter, sagt: „Grotesk, grotesk — könnt Ihr denn das empfinden, Mann?" — Also schon besoffen, früh um fünf ...
Das ist traurig, Männer, und man sollte nicht darüber lachen. Wer ein Leben lang auf der Brücke gestanden hat und nun in der Stadt sitzt, in einer dreckigen Bude in der Springeltwiete — für alle die Zeit, welche noch vor ihm ist, und mit der Zeit, die hinter diesen Dingen liegt —, der mag schon saufen gehen, man versteht das ja ... Auch Tielemann, Käppen Tielemann, hat seinen Tag vor dem Seeamt gehabt ...

VI.

Oh, Krusenrott hat den Spruch des Seeamts behalten, der ihm, ihm selber, das Patent genommen hat. Er kennt ihn, in allen Einzelheiten; auswendig weiß er ihn, Satz für Satz, wie er ihm vorgelesen ist, und wie er dann in den Zeitungen stand. Er hat das Papier nicht mehr, er hat es weggeworfen an einem Tag, wie man einen Dreck wegwirft — als ob man so mit der Sache fertig werden könnte... Aber in den Akten des Seeamts steht das von ihm, in den großen Zeitungsbänden in der Redaktion ist es aufbewahrt (einmal hat er es nachgeschlagen, als die Sache wieder über ihn kam), am Anschlag hat es gehangen in der Admiralitätsstraße — — — wer es jetzt noch wissen will, dem kann man es hersagen, Satz für Satz: So — und paß auf, mein Freund —, so hat es geheißen — — —:
„Zwischen dem elbabwärts fahrenden japanischen Dampfer Tsuruga Maru und dem einkommenden Hamburger Dampfer Mathilde von der Neptunlinie hat am 20. August 1927, morgens gegen 9 Uhr, zwischen den Tonnen Q. und 14 ein Zusammenstoß stattgefunden, durch den beide Schiffe schwer beschädigt sind und auf den Strand gesetzt werden mußten. Der Zusammenstoß ist darauf zurückzuführen, daß Dampfer Tsuruga Maru sich zu einem Abwehrmanöver nach Backbord hat verleiten lassen, als Dampfer Mathilde keine Anstalten machte, rot zu rot zu passieren. Es wäre von Dampfer Tsuruga Maru vorsichtiger gewesen, vorher erst einen Warnungston zu geben, andererseits hätte Dampfer Mathilde rechtzeitiger Steuerbordruder geben müssen. Daß dies nicht geschehen ist, liegt daran, daß der wachthabende Zweite Maschinist — hörst du auch zu, mein Junge? —, wachthabende Zweite Maschinist zu dieser Zeit schwer betrunken im Maschinenraum lag und die Kommandos von der Brücke nicht ausgeführt hat. Ein japanischer Matrose fiel beim Zusammenstoß über Bord und ertrank. Der Leichtmatrose Priehl vom Dampfer Mathilde stürzte in die offene Luke und brach beide Beine. Das Verhalten der Schiffsleitungen nach dem Zusammenstoß ist nicht zu beanstanden. Gegen den Zweiten Maschinisten Krusenrott wird einstimmig auf Patententziehung erkannt ..."

VII.

So ist es gewesen, ja. Aber mögen sie ihn schief ansehen, die Leute von der Linie, mögen sie wegsehen, wenn er ihnen auf der Straße begegnet — warum er betrunken gewesen ist, das wissen sie nicht, und es war schon ein Grund.
Wenn es sich um den Dienst handelt, um Pflicht, großgeschrieben „Pflicht", um die Disziplin — dann haben die Weiber aus allem wegzubleiben, sagen sie ... Aber sie haben die Dinge nicht so gekannt — — — sie haben ja überhaupt keine Frauen gekannt, diese da, die auf den Schiffen fahren und sich wer weiß was darauf einbilden, wie viele Frauen sie kennen, in allen Häfen der Welt ... Davon sollten sie ganz still sein ...
Sie sollten auch still sein von ihm ...
Wenn ein Mann an eine solche Frau kommt, dann sollten seine Leute ihm die Hand schütteln und zu ihm sagen: „Du bist der Alte für uns, Kamerad" — Mitleid könnten sie ja haben im stillen, allenfalls — aber nicht von diesen Dingen untereinander reden, welche die jungen Männer nicht verstehen, und von denen die Alten schon gar keine Ahnung haben ...

VIII.

Es hat keinen Sinn, an solches zu denken. Dieses ist aus für Krusenrott, und dies. Man muß es von sich tun als einen Widersinn. Man muß sich das Leben neu einrichten, nach den Umständen, comme ci — comme ça, so war die Rede eines Bootsmannsmaats in Kiel, und es war ein Quantum Weisheit darin, das kann man wohl sagen! — „Geh nach St. Pauli, Mann; in der ‚Freiheit' ist immer was los; wenn du Glück hast, kommst du in eine Chinesenbude rein, wie sie in der Schmuckstraße in den Kellern sind. Man muß sich das Leben nach den Umständen einrichten, so oder so."
Meine Umstände sind so jetzt ...

IX.

Ah — merkt niemand, wie grenzenlos öde gerade diese Straße ist, diese Straße am Hafen, in die von rechts und links aus den aufgestoßenen Türen der Lokale nur die Fetzen von Musik und Lachen wehen — diese gleißende, lärmende, von Menschen angefüllte Straße am Hafen ...?
Krusenrott geht mit in dieser Straße. Er geht Leuten nach, albernen, betrunkenen Leuten, mit denen er nichts zu tun hat — geht hinter ihnen her, bleibt stehen, wenn sie stehen bleiben, will nichts von ihnen, merkt nicht, wenn es andere Leute sind, die Leute wechseln schnell auf der Straße vor den Lokalen — Neugierde, eine stumpfe, armselige Neugierde und eine Bitterkeit, die sich an das Lärmen klammert, die treiben ihn an.
Jetzt ist ein Mann vor Krusenrott, der einem Mädchen nachgeht. Er hat das Gesicht eines, der Geld in seiner Tasche weiß, diese widerliche Gebärde der Gesichter ... Was ist das für ein Mädchen? Sie hat Augen, die noch nicht lange in diese Straße gesehen haben. Hat sie nie einen Liebsten gehabt, daß sie so in dieser Straße geht?
Ah, Krusenrott, auch wir gehen so in dieser Straße, reden wir davon nicht ...
Aber jetzt hält er das Mädchen am Arme fest, der Mann; widerlich sind die Falten in diesem Gesicht. Er sagt etwas zu dem Mädchen, Krusenrott hört es, wie er an einer Scheibe steht, er fragt es, fragt nach Dingen, die man fragen kann bei solchen Mädchen — nach denen alle fragen, die von dorther kommen, aus der anderen Stadt, von den Lägern her und den Frauen — aber die man nicht fragen darf, wenn man je eines Menschen Gesicht gesehen hat.
So ein Gesicht — so ein Gesicht sieht in dieses Mädchens Gesicht ...
Krusenrott kehrt sich um zu ihm, er geht auf den Mann zu: „Laß das Mädchen los!" sagt er zu dem Mann.
„Was geht es Sie an ..."
„Laß das Mädchen los!" sagt Krusenrott zu dem Mann ...
Da erst sieht jener ihn an. Er sieht ihn an, faßt hilflos an den Hut und geht weg.
„Er nimmt den Hut ab — hast du gesehen, Mädchen — er nimmt den Hut ab: D a s ist ein Mensch ..."

X.

Nun gehen sie zusammen auf der Straße, Krusenrott und das Mädchen.
„Wo wohnst du?" fragt sie ihn.
Er antwortet nicht.
„Wo du wohnst ...", fragt sie ihn.
„Zuletzt — da hatte ich Valentinskamp eine Wohnung: Mit meiner Frau...", sagt Krusenrott.
Sie wird still davor.
Nach einer Weile: „Wo schläfst du denn nachts?"
Lärm ist um sie. Betrunkene stoßen sie an. Aus einer Tür fällt Musik von einem Orchestrion sie an, ein Schlager hämmert und scheint weit weg, wie die Tür wieder zufällt.
„Wo ich schlafe?" sagt Krusenrott ...
Sie sind an einer Querstraße. Krusenrott zeigt hinein in diese Straße, die er nicht kennt: Viele Häuser stehen in dieser Straße, viele Zimmer sind in diesen Häusern, hinter den vielen Fensterscheiben liegen die Stuben.
Krusenrott hat das Gefühl, als ob er weinen muß vor diesem Mädchen.
„Wo ich schlafe?" Ein Licht, das in einer Stube brennt, in einer fremden Stube, in einem fremden Haus, das macht ihn weich.
Ah, jetzt weiß man: Es gibt eine Gemeinsamkeit der Straße, die vom Elend weiß. Nie hat er dieses Mädchen gesehen, aber er gehört dazu jetzt, er gehört dazu ...
Krusenrott geht mit diesem Mädchen. Hebt euch weg, alle, die ihr mir im Wege steht ...

XI.

Wie eine Straße sich ansieht, wenn man aus einem Zimmer in die Straße sieht ... Durch das Fenster fällt der Schein der Straßenlaternen, die Vorhänge bewegen sich, der helle Widerschein zittert an der Wand. Wie fremd ist ein Zimmer so — und wenn man ein Leben lang darin gewohnt hat ...
„Es ist ganz hell im Zimmer ...", sagt das Mädchen ...
Er faßt sie an: „Wer bist du denn ...?" sagt er dem Mädchen ... „Viele Menschen haben wir gesehen, du und ich — Männer und Frauen —: Wer bist du?"
Aber sie versteht ihn nicht, wie sollte sie ihn verstehen; nie haben sie sich ja gesehen ...
„Dieses Mädchen und ich", denkt Krusenrott — „Wo kommen wir her?"
Ein Tag mehr ist dies in Krusenrotts Leben, eine Nacht wollen wir sagen — was wollt ihr; ein Schritt weiter auf seinem Weg nach unten ...
Wer weiß, was auf ihn wartet ...

Freie Bahn!

Immer wieder werden Kinder totgefahren,
welche spielbeflissen auf der Straße waren,
wenn ein Auto oder ein Motorrad kam
und das Territor für sich in Anspruch nahm.

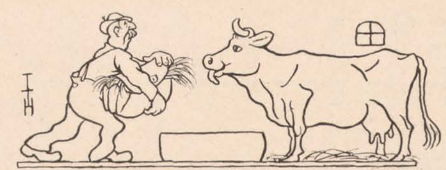
Darf man etwa die Benzinvehikel tadeln,
die durch ihre Existenz das Leben adeln,
deren Duft und unentwegter Knatterlaut
jedes fortschrittfrohe Menschenherz erbaut?

Gott bewahre — nein. Aus diesen Kinderleichen
folgern wir vielmehr: die Kinder müssen weichen
als ein unberechenbares Hindernis.
Jagt sie von der Straße! Fort in ein Verlies!

Sind sie nützlich? Streben sie nach höchsten Zielen?
Treiben sie Geschäfte? ... Lächerlich: sie s p i e l e n!
Ihre Wesensart ist also dergestalt
ohne Sinn und ökonomischen Gehalt.

Darum nochmals: weg mit allen Minderjähr'gern,
die nur stören und den Zweckbewußten ärgern!
Feget Markt und Gassen von dem Kroppzeug leer! ...
Wozu stellt man überhaupt noch so was her?

Ratatöskr



Seitdem der Kletzenbauer den Titel Ökonomierat bekommen hat, holt er das Grünfutter in einer Aktenmappe.

Die Sensationen jagen sich

O diese erschütternde Fülle der Premièren!
Und dann das erregende Bombenattentat —!
Man hörte im Funk den Zeppelin wiederkehren
und fühlte sich satt.

Dazu noch die täglichen Dachstuhlbrände —!
Wann fehlte ein Auto-Zusammenstoß?
Die Haager Konferenz ging auch grad zu Ende —:
die Zeit ist groß!

Und nun hat noch Maxe den deutschen Boden betreten
und sagte zu seiner Mutter schlicht: „Guten Tag!",
was die Zeitung druckte und viel Kameramänner drehten —
Na?! Schlag auf Schlag!

Wir haben sogar schon den winterfüllenden Schlager
vom elektrischen Klavier in der kleinen Konditorei!
Nur wirtschaftlich sind die Zeiten sehr mies und mager —:
aber das geht vorbei — — —

Kaki

Die Freundin

Von Robert Freschl, Wien

Einigermaßen zur Ruhe gelangt, schrieb Henny diesen Brief.

Liebe Lilli!

Ich danke Dir für Deinen Freundschaftsdienst, den Du mir durch Deine liebenswürdige, wiederholte Hingabe an meinen Mann erwiesen hast.

Was hätte der arme Mensch, der während meiner Abwesenheit ganz verloren und in Sehnsucht nach mir umherlief, angefangen.

Er hätte, um seiner Einsamkeit zu entgehen, um sich über mein Fernsein irgendwie hinwegzubringen, Kosten und Mühe daransetzen müssen, eine Partnerin zu finden, und es wäre ungewiß gewesen, welche Gefahren er dabei gelaufen wäre.

So aber habe ich Dir auch für die Bequemlichkeit, die Ersparnis des Kostenaufwandes und nicht zuletzt für die Erhaltung seiner Gesundheit zu danken, die es Franz möglich machte, mich zu meiner — übrigens leidenschaftlichen — Begrüßung mit einem Ring zu überraschen, der uns schon vor Wochen im Schaufenster des Juweliers Kramer auffiel und den Du so gerne gehabt hättest.

Ich bin ja immer von der Freundschaftlichkeit Deiner Gefühle für mich überzeugt gewesen, aber eine so weitgehende Selbstverleugnung hätte ich Dir doch nicht zugetraut.

Ich sage Selbstverleugnung, da ich, Franzens Fähigkeiten durchaus nicht unterschätzend, doch annehmen muß, daß es sehr gut möglich gewesen wäre, eines anderen Mannes, zum Beispiel unseres Freundes Karl, Vergnügen zu sein. Du aber, in Deiner Freundschaft für mich zum Äußersten bereit, Dich — sicherlich nach schweren Gewissenskämpfen — entschlossen hast, Franz Gelegenheit zu geben, Dich zu nehmen.

Ich umarme Dich dankbar als Deine

Henny.

PS. Ich mußte Dich Franz gegenüber sehr stark in Schutz nehmen. Er wagte zu behaupten, daß es nicht nur Freundschaft für mich gewesen wäre.

Einigermaßen zur Ruhe gelangt, schrieb Lilli diesen Brief.

Liebe Henny!

Schon immer bin ich stolz auf Dich gewesen. Als wir noch gemeinsam zur Schule gingen, wußte ich, daß ich eine ebenso schöne als kluge Freundin habe, aber ein so wunderbares Verständnis für mich hätte ich Dir doch nicht zugetraut. Du hast richtig erkannt, wessen meine Freundschaft für Dich fähig ist, eine Freundschaft, die es mir ermöglichte, an die äußerste Grenze der Hingabe, auch Deinem Mann gegenüber, zu gehen. Ja, ich nahm mich seiner an. Wer weiß, wem er sonst in die Arme gelaufen wäre. Und er war mir dankbar dafür. Ich hätte nie gedacht, daß Franz, den ich eigentlich für langweilig hielt — er sah an Deiner Seite manchmal so aus —, ein so außerordentlich anregender und reizender Gesellschafter sein könnte. Außerdem ist er kultiviert und hätte nie die Taktlosigkeit begangen, mir auch einen Ring zu schenken, wogegen die Brosche mit der Perle, die Du neulich an mir so entzückend fandest, seinem Geschmack alle Ehre macht. Er hat mir die vier Wochen Deiner Abwesenheit wirklich angenehm zu verkürzen gewußt und mich für den leider notwendigen Verzicht auf das Zusammensein mit meiner besten Freundin zu trösten versucht. Der Wahrheit die Ehre — es ist ihm gelungen, was — Du weißt doch, wie sehr ich an Dir hänge — keine leichte Sache gewesen ist.

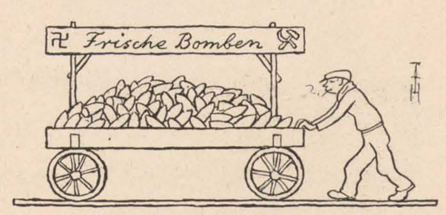
Ich danke Dir herzlichst für das auch diesmal bewiesene Verständnis und bin wie immer

Euere Lilli.

PS. Karl ist mit Franz gar nicht zu vergleichen — Franz ist ihm in jeder Beziehung überlegen.

Hennys Antwort auf diesen Brief war eine wohlgezielte Ohrfeige, die sie Lilli gelegentlich eines zufälligen Zusammentreffens versetzte.

So fand diese zu den schönsten Hoffnungen Franzens berechtigende Freundschaft ein jähes Ende.



Eine Neuerscheinung im Straßenhandel.

Lieber Simplicissimus!

Mein Freund Julius ist Idealist, nebenbei aber ein sehr erfolgreicher Kaufmann. Als wir neulich zusammen in die Stadt gingen, klagte er über die Tragik seines Schicksals, daß er, der den Mammon so verachte, beruflich andauernd mit ihm zu tun habe. Am Abend holte ich ihn aus seinem Büro ab. Er saß am Schreibtisch und zählte eifrig Geld; die verschiedenen Scheine lagen sortiert und sauber übereinander gehäuft da. Er muß wohl ein ironisches Staunen in meinem Blick bemerkt haben, denn er rief mir zu: „Ja, ich verachte den Mammon — aber ich möchte doch wissen, wieviel ich verachte!"

•

Kürzlich beklagte sich meine brave Zugeherin, daß sie ihren Mann bei einer Untreue ertappt hätte: „Wissen S', gnä Frau, früher war die Schweinerei nur bei die feinen Leut' — heit' is aa bei uns so weit."

•

Ich sammle seit Jahren sogenannte pikante Postkarten. In München erhält man solche meist bei kleinen, obskuren Händlern. Neulich komme ich in die Schillerstraße zu einem solch ehrenwerten Mann, der mich noch nicht kennt. „Grüß Gott", sag' ich freundlich und frage: „Haben Sie vielleicht pikante Karten?" Allem Anschein nach muß es auch in dieser Spezialität allerhand Grade geben, die mir bis jetzt unbekannt waren, denn der fixe Händler sah mich kurz und forschend an. „Nur pikant?" fragt er alsdann kulant: „Oder wünschen der Herr Frivolitäten?"

O. M. Graf



Heimkehr von der Sitzung des Vereins für Männerrechte.

Verkanntes Genie

(Zeichnung von E. Thöny)



„Alle Lehrer haben gesagt, aus Willi würde nie was, und nun hat er doch in der Starnberger Woche den dritten Preis gewonnen!"

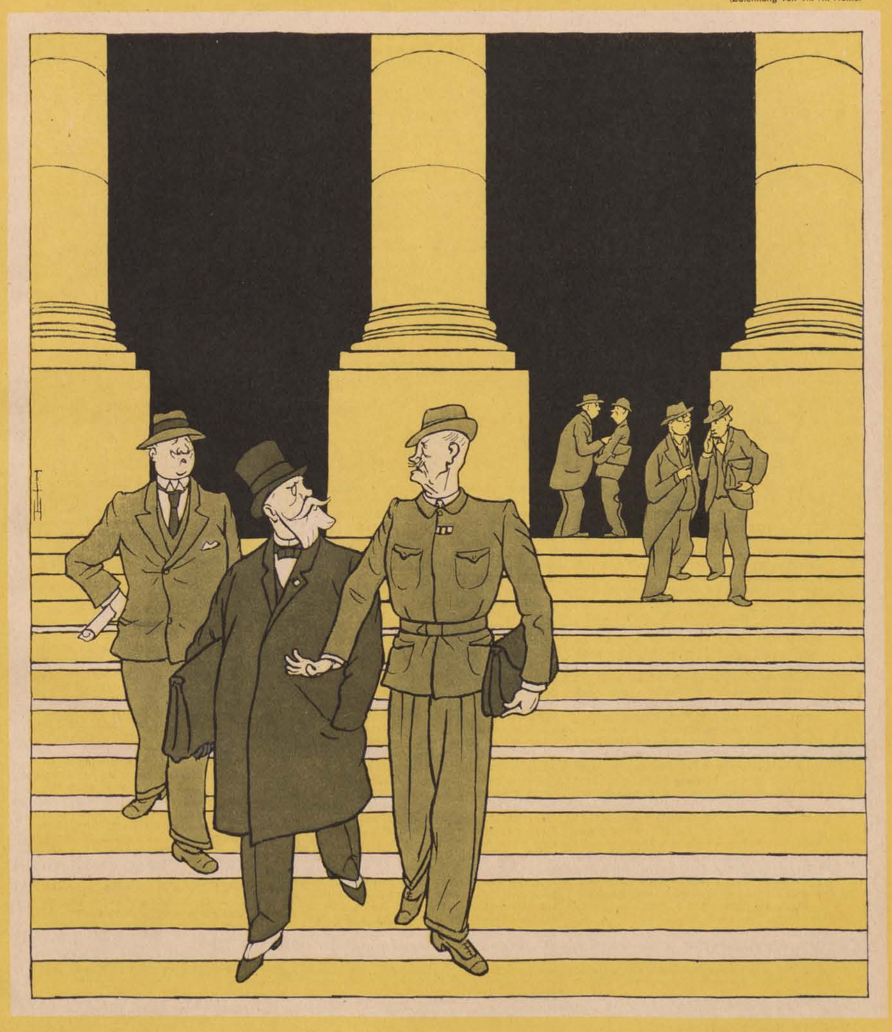
Stuttgart, 30. September 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 27

SIMPLICISSIMUS

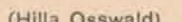
Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Bomben von rechts

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Erschreckender moralischer Tiefstand — diese Enthusiasten hätten ja auch Mitglieder unserer Partei vernichten können!"



(Hilla Osswald)



N i s c h t z u m a c h e n !

„Saustall!“ brüllte der Verein,
„unerbittlich müßte man säubern . . .
das ist ja schlimmer wie bei Räubern,
da gehörten Bomben hinein . . .
na denn also prösterchen, hupp!“

„An die Gewehre!“ sagte der Club —
„Wenn so starke Worte falln,
muß man nicht lange überlegen . . .
die bringen uns — nicht nur Sympathie entgegen,
es muß mal endlich wieder knalln!“ —

Bomben sind nicht populär,
und sogar die vaterländschen
bieten dem heutzutagigen Menschen
keine sichere Gewähr.
„Jebt ihn' Saures!“ tönt der Schrei.

Bitte, wer tönt auch dabei?
Die so markig „Saustall“ brüllten,
zeigen ihren unverhüllten
Abscheu vor dem blutigen Tun.
„Nieder mit dem Kücken!“ piept das Huhn.

Peter Scher

E r i n n e r u n g e n a n H i d d e n s e e

Hiddensee ist eine friedliche Insel, die insonderheit von erholungssüchtigen Künstlern und anderen Bevölkerungsschichten, die nicht gern arbeiten, bewohnt wird. Die Hälfte des Tages liegt man im Sand auf dem Bauch, die andere Hälfte im Gras auf dem Rücken — und wenn jemand sich entschließt, den Kopf zu wenden, so muß es schon ein ausnehmend hübsches Mädchen sein. So war es auch in diesem Jahr, bis sich eines Tages die Sachlage völlig veränderte: alles drehte die Köpfe wach und interessiert nach zwei offensichtlichen Jungfrauen, die — um mich eines landfremden Jargons zu bedienen — äußerst mies waren, aber semmelblond und mit blutroten Hakenkreuzfähnchen bewaffnet, die sie forsch geschultert über alle gangbaren Wege trugen. Ihre Mienen hatten etwas Heroisch-Verbittertes —: das Darniederliegen der Schwerindustrie ging ihnen scheinbar sehr zu Herzen. Außerdem umwogte sie allerorts fröhliches Lachen oder verständnisloses Kopfschütteln, und kein Heil-Ruf erklang. Die eherne Entschlossenheit ihrer Mienen, sich Kinder nur dann ins Leben rufen zu lassen, wenn diesen ein frisch-fröhlicher Gastod sicher sei, fand hier keinen Anklang, obwohl das Eiland nicht ausschließlich von Juden bevölkert war. Nach drei Tagen zogen sie flatternden Fähnchens ab. Allein. Nicht einmal ein echter Cherusker war ihnen zugewachsen. Selbst Cohen-Portheim zeigte nicht das geringste Interesse für sie —: trostlos!
Erst einige Tage später las ich in der Zeitung, daß die Nationalsozialisten gelegentlich der anregenden Bombenattentate eine „auffallend regere Werbetätigkeit entfalteten“ — — —

•

Sonntags kamen immer die Weekendler vom Festland hinüber und versuchten, die Inselwälder vermittels Stullenpapier in Grunewaldidyllen zu verwandeln. Was ihnen an schönen Tagen restlos gelang. Der männliche Teil eines Ehepaars hielt mich an: „Verzeihn Se“, sagte er, „wo ist denn hier das Haus von Otto Gebühr?“
Mildtätig gestimmt zeigte ich es ihm, bemerkte aber, daß Otto nicht anwesend sei.
„Macht nichts“, meinte der Mann, „ihn selbst ham wir schon oft in'n Film gesehn. Und wo wohnt Gerhart Hauptmann?“
Da verwandelt sich meine Denkungsartmilch in gärendes Drachengift, und ich verwies sie, mein Auge beschattend, zum Vogelschutzgebiet, welches gut eineinhalb Stunden entfernt ist, kein Haus enthält und wo das Betreten Strafe kostet. Dort, sagte ich, spiele der Olympier mangels eines ebenbürtigen olympischen Gegenspielers mit und gegen sich Golf und verteile heute kostenlos Autogramme. Worauf sie sich kaum Zeit nahmen, Ottos Haus zu knipsen, und losrasten.
Nach dem Mittagessen ging ich zur Sicherheit nach Vitte, wartete dort den nach Stralsund zurückfahrenden Dampfer ab und winkte dem Ehepaar, das ziemlich mitgenommen und unfreudig aussah, sobald das Schiff mehr als zwei Meter vom Kai entfernt war, freundlich nach. Zuerst wollte der Mann seinen Rachegelüsten sogar seinen Spazierstock opfern, besann sich dann aber eines Besseren und schleuderte mir nur ein nicht wiederzugebendes Wort nach. Dabei ist der Weg zum Vogelschutzgebiet einer der reizvollsten Spaziergänge!

Kaki

Repräsentation

Harry X., einer der vielen kleinen Redakteure der großen Stadt Leipzig, grande utilité, gleich gern gesehen im Lokalen wie, aushilfsweise, im Feuilleton, fungiert, da er sich vor seinen Kollegen dadurch auszeichnet, daß er stets neueste Herrenkonfektion und selbst in den Hundstagen Gamaschen trägt, hauptsächlich als Repräsentationsmitglied des Redaktionsstabes. Ist irgendwo ein Festessen, muß Harry hin und essen. Harry erhält bei solchen Gelegenheiten die gedruckte Einladung, und auf der gedruckten Einladung steht ausdrücklich, daß der hochverehrte P. P. mit Gemahlin eingeladen ist. Nun ist Harry zwar unverheiratet, aber das hindert ihn nicht, mit Gemahlin zu erscheinen.
Harry ist auch trinkfest. Nur spricht er etwas laut, wenn er getrunken hat. Darum konnte man beim Festessen anläßlich des Jubiläums der X.-Y.-Z.-Versicherungs-A.G. folgendes hören.
Die Gäste verabschieden sich vom alten X., dem Begründer der ehrwürdigen Leipziger Firma. Auch Harry und Gemahlin verabschieden sich. Harry und Gemahlin streben dem Ausgang zu und sind noch nicht außer Hörweite, als Harry die Gattin fragt: „Wo wohnsde dn eechentlich?“ O. K.

Kleine Gespräche

„Ach, entschuldigen Sie, ich habe gestern im Postamt meinen Rosenkranz liegen lassen. Ist er vielleicht abgegeben worden?“
„Da können Sie lange warten, die Leute sind hier alle sehr fromm.“

•

„Worum hoschte dann de Kopp verbunne?“
„Ei geschtern is mei' Schwiggermutter begrawe worre, do hemmer gleich gedeelt.“

Simpl-Woche: Alle Tage wieder —

(Zeichnungen von O. Gulbransson)

PULVERFAS
NIE WIEDER KRIEG

ist Friedensdemonstration —
wird ein Krieg erklärt,

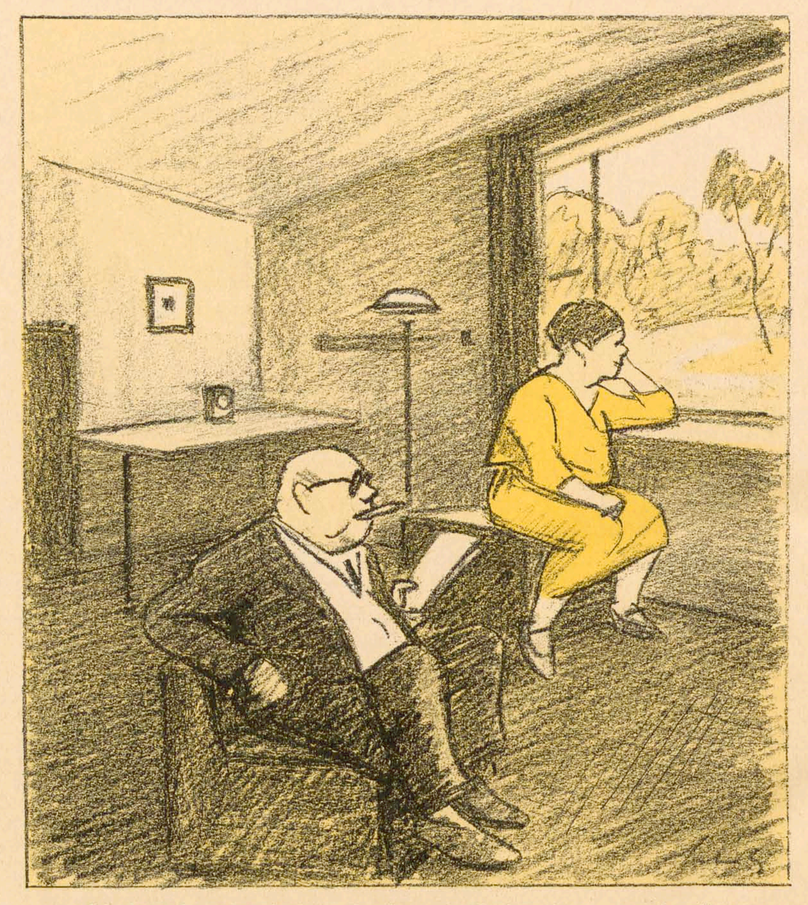
ist eine Sachverständigenkonferenz, eine Völkerbundstagung, eine Verständigungssitzung, eine Gläubigerversammlung,

sind Regierungskrisen, werden Minister gestürzt, Koalitionen gebildet, wird die Staatsform befestigt — — —

und das Volk vergessen.

Neues Wohnen

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Der Blick in den Garten ist mein einziger Trost!" — „Keine Sentimentalitäten — Kapital verpflichtet!"

Amerikas Geschenke

Einst waren die Geschenke der Griechen gefürchtet; Laokoon, Oberkonsistorialrat von Troja, brach beim Anblick des hölzernen Pferdes in die berühmten Worte aus: Timeo Danaos et dona ferentes. Jetzt wirft man den Amerikanern vor, ihre Gaben brächten uns kein Glück.
So allgemein gefaßt trifft das Urteil sicherlich zu; es kommt Segen und Unsegen von drüben bunt durcheinander.
Gleich nach ihrer Entdeckung durch Kolumbus begnadeten uns die Amerikaner mit Tabak, Mais und Syphilis. Etwas später mit Blitzableiter, Wasserpest und dem Koloradokäfer. Dann mit Glühlampe, Telephon, Kino und Kaugummi; mit den Vierzehn Punkten, Dollaranleihen, Dawesplan und Ford-Auto. — Man sieht: die Angebinde Amerikas sind mannigfach und im Wert verschieden.
Was der Deutsche den Brüdern aus dem bessern Jenseits besonders verübelt: daß sie sich groß in Europa auftun (Wilson, Versailles, Völkerbund), sich aber sofort zurückziehen und kein Deut mehr kümmern um die Folgen ihres Tuns; daß sie gleichsam heiße Suppen kochen, ohne sie dann mit auszulöffeln. — Da ist der Youngplan: Amerika hilft ihn bereiten und servieren — als es aber gilt, ihn gemeinsam zu essen, sitzt nur mehr ein „Beobachter" Amerikas zu Tisch und dankt stumm und hat keinen Appetit.
Törichtes Europa! Sie haben uns Kaugummi geschenkt — und wir verlangen, daß sie uns auch noch ausspucken helfen.

Roda Roda

Neuzeitliche Theaterkritik

Eine Breslauer Zeitung berichtet über die Berliner Aufführung der Oper „Iphigenie auf Tauris" von Gluck:
„Eine geradezu ideale Iphigenie war Moje Forbach (die übrigens die Tochter eines höheren bayerischen Militärs ist)."
„Sehr gut in jeder Hinsicht war auch Karl Hammes, ein früherer Offizier, als Orest."
Der vielseitig gebildete Musikreferent vergaß leider den Komponisten Christoph Willibald Gluck zu erwähnen (der übrigens als Sohn eines Fürstlich Lobkowitzschen Jägers in Bayern geboren wurde und sich später nach Empfang hoher Orden „Ritter von Gluck" nannte).

E. K.

Ein Freund in der Not / Von W. Somerset Maugham

Ich studiere nun schon seit dreißig Jahren meine Mitmenschen, und trotzdem weiß ich nicht viel von ihnen. Ich würde es mir zweifellos überlegen, einen Diener nur auf sein Gesicht hin aufzunehmen, und doch glaube ich, daß wir die Menschen, die unseren Weg kreuzen, meistens nur nach dem Gesicht beurteilen. Wir ziehen unsere Schlüsse aus der Form des Kinnes, dem Blick der Augen, aus den Linien des Mundes. Es wäre lehrreich, zu untersuchen, ob wir damit öfter recht oder unrecht haben. Warum lassen uns Novellen und Theaterstücke so oft unbefriedigt? Wohl deshalb, weil die Verfasser aus Angst, nicht verstanden zu werden, die Charaktere ebenmäßig, d. h. ohne innere Widersprüche gestalten. Und doch ist jeder Mensch eine Vereinigung scheinbar ganz unvereinbarer Gegensätze. Wenn Leute mir erzählen, ihr erster Eindruck eines Menschen sei stets der richtige, so zucke ich nur die Achseln. Solche Leute sind entweder kurzsichtig oder leiden an großer Einbildung. Ich für mein Teil finde, daß mein Urteil über Menschen sich verwirrt, je länger ich sie kenne. Denn gerade meine ältesten Freunde sind diejenigen, die mir die meisten Rätsel aufgeben.

All dies kam mir in den Sinn, als ich in der Morgenzeitung las, daß Edward Hyde Button in Kobe gestorben ist. Obwohl ich ihn nur flüchtig kannte, beschäftigten sich meine Gedanken oft mit ihm, weil er mich einmal in großes Erstaunen versetzte. Hätte ich die Geschichte nicht aus seinem eigenen Munde gehört, niemals würde ich ihn einer solchen Handlung für fähig gehalten haben. Das Ganze war um so verblüffender, als er in seinem Äußern und seinem Gehaben einen ganz ausgesprochenen Typus vorstellte. Wenn je, so war hier ein Charakter ohne Widersprüche. Er war sehr klein, nicht mehr als fünf Fuß vier Zoll hoch, sehr schlank, mit weißen Haaren, einem roten, faltenreichen Gesicht und gütigen blauen Augen. Er war etwa sechzig, stets nett und einfach gekleidet, wie es seinen Jahren und seiner Stellung entsprach.

Trotzdem seine Büros in Kobe waren, kam Burton häufig nach Yokohama. Einmal verbrachte ich einige Tage dort, als ich auf ein Schiff wartete, und wurde ihm im britischen Club vorgestellt. Wir spielten Bridge miteinander, das er gut und vornehm spielte. Er sprach nicht viel, weder vorher noch später, als wir schon ein Gläschen getrunken hatten; aber was er sagte, war klug und unterhaltend. Er schien im Club beliebt zu sein, und man sagte ihm nur Gutes nach. Wir wohnten beide im Grand Hotel. Am nächsten Tag lud er mich zum Essen ein. Ich lernte seine Frau kennen, dick, ältlich und immer lächelnd, und seine beiden Töchter; die Familie war offenbar einander sehr zugetan. Was mir am meisten an Burton auffiel, war seine Güte. Es lag etwas Gewinnendes in seinen freundlichen blauen Augen. Seine Stimme war angenehm, und es schien nicht möglich, daß sie selbst im Zorne anders sein könnte. Auch sein Lächeln war wohlwollend. Hier war ein Mann, der einen anzog, weil man seine wirkliche Liebe zu den Mitmenschen fühlte. In seinem Wesen lag nichts Düsteres und Trübes. Er liebte sein Kartenspiel, seine Cocktails, und konnte eine gute und gewürzte Geschichte humorvoll erzählen. In seiner Jugend galt er als Athlet. Er war ein reicher Mann, der aber jeden Pfennig selbst verdient hatte. Unwillkürlich war man ihm zugetan — vielleicht deshalb, weil er so klein und schmächtig war; man fühlte, daß er keiner Fliege etwas zuleide tun könne. Sein vornehmes Wesen forderte jedermanns Ritterlichkeit heraus.

Eines Nachmittags saß ich in der Halle des Grand Hotel in einem der großen Klubsessel — es war noch vor dem Erdbeben — und mein Blick ruhte auf dem Hafen vor mir, der einen reizenden Anblick mit seinem lebhaften Treiben bot. Da sah man große Dampfer, auf ihrer Ausfahrt nach Vancouver und San Franzisko oder auf ihrer Fahrt nach Europa über Shanghai, Kanton und Singapur; Seeleute aus aller Welt, abgerissen und wettergebräunt, Dschunken mit ihren hohen Masten und riesigen bunten Segeln und unzählige Barken. Es war ein stets wechselndes, unruhiges Bild, und wirkte doch beruhigend auf das Gemüt. Hier war Romantik; man brauchte nur die Hand danach auszustrecken.

Burton kam in die Halle, erblickte mich und setzte sich in den Lehnstuhl neben mich.

„Wollen wir nicht ein Gläschen trinken?" sagte er, klatschte dabei in die Hände und bestellte beim Kellner zwei Glas Ingwer-Fizz. Auf der Straße ging ein Mann vorüber; er sah mich und winkte mir mit der Hand zu.

„Kennen Sie Turner?" fragte Burton, als ich den Gruß erwiderte.

„Ich kenne ihn vom Club. Er soll von seinen Renten leben."

„Ja, mir scheint. Es gibt viele solche hier."

„Er spielt gut Bridge."

„Das tun sie zumeist. Voriges Jahr war einer hier, merkwürdigerweise ein Namensvetter von mir, der beste Bridgespieler, dem ich je begegnet bin. Ist er Ihnen in London nie in die Quere gekommen? Er hieß Harry Burton. Ich glaube, er hat einem sehr guten Club angehört.

„Nein, ich kann mich an den Namen nicht erinnern", antwortete ich.

„Er war ein ganz hervorragender Spieler. Er schien einen eigenen Instinkt für Karten zu haben; es war ganz seltsam. Ich pflegte viel mit ihm zu spielen. Er hielt sich längere Zeit in Kobe auf."

Burton nippte an seinem Glase.

„Es ist eine merkwürdige Geschichte", sagte er. „Er war kein übler Mensch; ich hatte ihn gerne, auch Frauen konnten ihn gut leiden. Er war immer nett gekleidet, sah gut aus und war in gewissem Sinne hübsch, mit lockigem Haar und Wangen wie Milch und Blut. Er war nicht schlecht, nur ungezügelt. Er trank zu viel, das tun diese Art Leute immer. Jedes Vierteljahr bekam er ein hübsches Stück Geld und gewann im Kartenspiel noch etwas dazu; von mir nicht wenig, das weiß ich."

Burton lachte leise auf. Ich wußte aus eigener Erfahrung, daß er beim Bridgespiel mit Haltung verlieren konnte. Er streichelte sein glattrasiertes Kinn mit seiner dünnen Hand, an der die Adern hervortraten: sie war fast durchsichtig.

„Als er zugrunde ging, suchte er mich eines Tages in meinem Büro auf und bat mich um eine Stelle. Wahrscheinlich kam er als alter Bridgepartner zu mir und auch, weil er mein Namensvetter war. Ich war ziemlich überrascht. Er sagte mir, daß kein Geld mehr von zu Hause für ihn käme, und er arbeiten wolle. Ich fragte ihn, wie alt er sei.

(Fortsetzung auf Seite 326)

(Fortsetzung von Seite 325)

‚Fünfunddreißig', sagte er.
‚Und was haben Sie bisher geleistet?'
‚Nicht viel', sagte er.
Ich mußte lachen.
‚Ich fürchte, ich kann augenblicklich nicht viel für Sie tun. Kommen Sie in fünfunddreißig Jahren wieder, ich will sehen, was ich dann für Sie tun kann.'
Er rührte sich nicht. Er wurde blaß, zögerte einen Augenblick, dann gestand er mir, daß er seit einiger Zeit beim Kartenspiel Pech gehabt habe. Er hatte nicht nur Bridge, sondern auch Poker gespielt und verloren. Er besaß keinen Pfennig mehr und hatte bereits alles versetzt. Seine Hotelrechnung konnte er nicht bezahlen, und man wollte ihm keinen Kredit mehr einräumen. Er war ganz und gar fertig. Wenn er keine Beschäftigung fände, müsse er Selbstmord begehen.
Ich blickte ihn eine Weile an. Jetzt erst bemerkte ich, daß er ganz verstört war. Er hatte mehr als gewöhnlich getrunken und sah wie fünfzig aus. Die Frauen würden nicht mehr soviel von ihm gehalten haben, hätten sie ihn jetzt gesehen.
‚Können Sie gar nichts außer Kartenspielen?' fragte ich ihn.
‚Ich kann schwimmen.'
‚Schwimmen?' schrie ich; ich traute kaum meinen Ohren; es schien mir unsinnig, eine solche Antwort zu geben.
‚Beim Preisschwimmen war ich stets der Vertreter meiner Universität.'
Langsam dämmerte mir, wo er hinauswollte. Es machte mir keinen Eindruck, denn ich hatte zu viele gekannt, die kleine Götter an ihrer Universität waren.
‚Als junger Mann war ich selber ein recht guter Schwimmer', sagte ich.
Plötzlich hatte ich einen Einfall."
Burton wandte sich mir zu.
„Kennen Sie Kobe?" fragte er.
„Nein", sagte ich. „Ich war wohl einmal dort, blieb aber nur eine Nacht."
„Dann kennen Sie also den Shioya Club nicht. Als ich ein junger Mann war, schwamm ich einmal

(Schluß auf Seite 328)

Bombenleger in Sicherheit

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Für standesgemäßen Unterhalt sorgt schon die Organisation — dann können wir es aushalten bis zur nächsten Amnestie.“

Gruß ins Blaue

Sehr verehrte, auserlesene,
einmal nahe mir gewesene,
Nunmehr tote Damen und Herrn.

Ich hätte all Ihnen gar zu gern
Noch etwas vor dem Tode gesagt.

Hab ich versäumt oder nicht gewagt,
Zu sagen, wonach kein Toter fragt,
Liegt nun jede Aufdringlichkeit fern.

Dorthin, wo Sie jetzt weilen, reicht keine
Lüge. Sie wissen auch, wie ich es meine,
Wenn ich aus reuevollem Bedürfnis
Jetzt mit einem Whiskygeschlürfnis
X-wärts proste. Ich weiß, wer es wagen
Darf, eine Flunder noch breit zu schlagen.

Joachim Ringelnatz

Abbau

In dem kleinen niederösterreichischen Dorf Sulz-Stangau soll eine Ersparungsmaßnahme durchgeführt werden. Der steinalte Dorfbriefträger wird, natürlich gegen seinen Willen, pensioniert, statt seiner soll ein Hilfsbote mit geringeren Bezügen verwendet werden.

Unter den Bewerbern um die Stelle des Hilfsboten befindet sich auch die Frau des alten Briefträgers; die Wahl fällt auf sie.

Nun findet aber das Ehepaar vernünftigerweise, es sei viel praktischer, wenn die Frau weiterhin den Haushalt versorgt und der nun pensionierte Ehemann statt ihrer, wie schon seit vierzig Jahren, weiter die Post austrägt.

Die Maßnahme hat also folgende Konsequenzen:

1. die Sulz-Stangauer behalten ihren alten Briefträger,
2. das Einkommen der briefträgerlichen Familie steigt um eine Kleinigkeit, da die Pension des Mannes plus den Hilfsbotenbezügen der Frau etwas mehr betragen als das frühere Briefträgergehalt, und
3. die Ausgaben des Staates steigen natürlich um die gleiche Kleinigkeit.

Trotzdem gilt das Ganze in Österreich als Ersparnismaßnahme.

A. R.

Kindermund

. . . Auch Graf Arco war mir persönlich bekannt. Diese Passion für alle technischen Dinge ist mir bis zum heutigen Tage geblieben, und ich kann mich direkt an einer modernen Schnellzugslokomotive, der Turbinenanlage eines großen Schiffes oder einem modernen Automobil-Chassis mit Motor berauschen.

Aus: „Wie ich das Leben wieder angefangen habe“ von Kronprinz Wilhelm von Preußen. „Schlesische Zeitung“ vom 25. August 1929

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

(Schluß von Seite 326)
von dort um den Leuchtturm und landete bei der kleinen Bucht von Tarumi. Die Strecke ist über drei Meilen lang und wegen der starken Strömungen beim Leuchtturm ziemlich schwer zu bewältigen. Ich erzählte dies meinem Namensvetter und versprach ihm eine Stelle, wenn er imstande wäre, dasselbe zu tun.
Ich merkte, wie er zusammenschrak.
‚Sie behaupteten doch, Schwimmer zu sein.'
‚Ich bin nicht in besonders guter Verfassung', erwiderte er.
Ich sagte nichts darauf. Ich zuckte mit den Achseln. Er sah mich einen Augenblick an, und dann nickte er zustimmend.
‚Gut', sagte er, ‚wann soll es sein?'
Ich sah auf meine Uhr, es war gerade zehn Uhr vorbei.
‚Sie werden nicht länger als fünf Viertelstunden dazu brauchen. Ich werde um halb zwölf zur Bucht hinüberfahren, um Sie dort zu treffen. Dann bringe ich Sie zum Club, dort können Sie sich umkleiden, und wir werden zusammen speisen.'
‚Abgemacht', sagte er.
Wir reichten uns die Hände, ich wünschte ihm Glück, und er verließ mich. Ich hatte an diesem Morgen eine Menge zu tun und kam mit knapper Not um halb zwölf Uhr zur Bucht von Tarumi. Aber ich hätte mich gar nicht so beeilen müssen, denn er kam nicht."
„Ist er im letzten Augenblick davor zurückgeschreckt?" fragte ich.
„Nein, durchaus nicht, er ist richtig gestartet. Aber seine Gesundheit war durch das viele Trinken und sein ausschweifendes Leben untergraben. Der Kampf gegen die Strömungen beim Leuchtturm überstieg seine Kräfte. Wir konnten seine Leiche erst am dritten Tage finden."
Einen Augenblick lang sagte ich nichts; ich war verblüfft. Dann stellte ich Burton eine Frage.
„Als Sie ihm die Stelle anboten, wußten Sie, daß er ertrinken würde?"
Er lächelte leise vor sich hin, sah mich mit seinen offenherzigen blauen Augen an und strich mit der Hand über sein Kinn.
„Wissen Sie, ich hatte damals keine Stelle in meinen Büros frei."

Die wiedergefundene Weltreise

Von André Poltzer

Eine Laune des Schicksals wollte, daß ein Hauptgewinn der Wohltätigkeitslotterie Dagobert zufiel: Eine Weltreise.
Als er die bunten Zettel in Empfang nahm, die ihm die Schiffspassagen, die Reisen in Luxuszügen, die Unterkunft und Verpflegung in großen Hotelpalästen gewährten, und obendrauf noch tausend Mark, sozusagen als Taschengeld, da drohte sein Herz vor lauter Freude zu bersten.
Doch jäh zerstob dieses Glück, gleich einer schillernden, zarten Seifenblase. Als Dagobert noch in jauchzender Seligkeit die beengenden Wände seines bescheidenen Zimmers betrat, setzte plötzlich das Herz aus. Noch wollte es der Verstand nicht fassen, doch die zitternden Hände tasteten vergeblich die Taschen ab: Papiere und die zehn Hundertmarkscheine waren verschwunden.
Das Unglück stellte sich später von geringerer Bedeutung heraus. Billette und Anweisungen lauteten sämtlich auf Dagoberts Namen und konnten durch Duplikate ersetzt werden. Nicht aber die tausend Mark.
Dagobert war trotzdem entschlossen, auf die Weltreise nicht zu verzichten. Mit einer lächerlichen Summe in der Tasche, die nicht für einen besseren Theatersitz gereicht hätte, schiffte er sich in Hamburg auf dem Luxusdampfer ein.
In den folgenden drei Monaten führten mächtige Schiffskolosse, rasende Expreßzüge und weitbäuchige Überlandbusse Dagobert um den Erdball. Doch dieser sah nicht die gigantischen Wolkenkratzer nordamerikanischer Großstädte, die poetisch reizvollen Landschaften Nippons, die tropischen Vegetationen exotischer Länder, die in den Himmel ragenden Bergspitzen Asiens. Die hämischen, geringschätzigen Blicke der um ihr Trinkgeld sich betrogen fühlenden Schiffstewarde, Hotelangestellten, Gepäckträger und übrigen Backschischheischer verfolgten ihn selbst im Traume.
Dagobert rauchte nicht, trank zu den opulenten Mahlen internationaler Palaces Leitungswasser und wusch heimlich hinter sorgsam geschlossenen Hotelzimmertüren Hemden und Kragen selber.
Er kehrte von der Weltfahrt als ein verschlossener, erbitterter Menschenfeind zurück. Freunde, die seiner am Bahnhof harrten, warteten vergebens auf irgendeine Schilderung der großen Reise.
Zu Hause brachte ihm mit boshaftem, verdächtigendem Blick seine Wirtin einen Zettel; es war eine Vorladung zur Polizei, die schon seit Monaten auf ihn wartete.
Er ging hin und bekam sein verlorenes Kuvert ausgehändigt mit den Reisepapieren und den zehn Hundertmarkscheinen. Ein Mann hatte es auf der Straße gefunden, dem seine vielen Millionen den Luxus erlaubten, ehrlich zu sein.
Lange überlegte Dagobert, was er mit dem Geld anfangen sollte. Dann zog er in ein großes Hotel ein, wo die Angestellten schon am ersten Tag feststellten, daß der neue Gast entweder ein Krösus sei oder ein Defraudant: Das kleinste Trinkgeld für den geringsten Dienst war zehn Mark.
Als Dagobert eine Woche später das Hotel verließ — für länger reichten nicht die tausend Mark —, bildeten Speisesaal- und Etagenkellner, Zimmermädchen und Hausdiener, Liftboys und Portiers Spalier und verbeugten sich ehrfurchtsvoll vor dem ausziehenden königlich freigebigen Gast.
Lächelnd und mit erhobenem Haupt trat Dagobert auf die Straße und kaufte im ersten Bücherladen mit dem letzten Gelde einige Reisebücher.
Und viele Jahre noch konnte er von seiner unvergeßlichen Weltreise berichten; von den riesigen Städten, den exotischen Ländern und den märchenhaften Hotelpalästen mit ihrer devoten Dienerschar.

Geschäftliche Notizen

„Sinn und Unsinn der Neuen Sachlichkeit", heißt ein Aufsatz im Oktoberheft der von Hofrat Dr. e. h. Alexander Koch herausgegebenen Darmstädter Kunstzeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" Der Verfasser, Ernst Kuno, macht zunächst geltend, daß das Schlagwort von der Neuen Sachlichkeit als ein Stichwort zur Abkehr von überflüssigem Kitsch und aufgepappter Ornamentik manches Gute gewirkt habe. Aber nun stellt sich heraus, daß man dieses Stichwort zu buchstäblich, zu rezeptmäßig nimmt, und da wird es zu einem Freibrief für Armut an Einfällen. Man sieht an der Neuen Sachlichkeit wieder einmal, daß solche Parolen, solche Bewegungen dazu da sind, um das Leben der Menschen eine Strecke voranzutreiben, nicht aber, um es dauernd in ihre programmatische Enge einzuschließen.

„Deutsche Kunst und Dekoration" XXXIII. Jahrgang. Oktoberheft 1929 mit ca. 80 Abbildungen, 2 Vierfarben-, 4 Sepiatondruck-Beilagen und vielen anregenden Texten. Preis RM. 3.—. Verlagsanstalt Alexander Koch G. m. b. H. Darmstadt.

Zuchthausreform

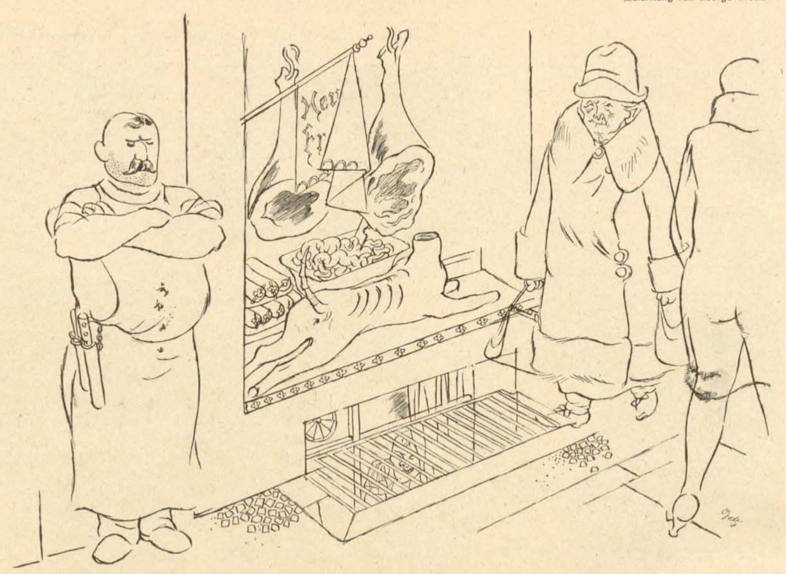
Der Herr Direktor gestattet eine Varieté-Nummer (Zeichnung von E. Schilling)



„Keiner lacht — nich' mal Humor haben diese verkommenen Subjekte!"

Lokalanzeigerabonnent

(Zeichnung von George Grosz)



„Ein Reichswursttag und Kampf allen Rohköstlern — diese Punkte fehlen noch in Hugenbergs Programm!“

Der Kaufmann von New York

(Zeichnung von E. Thöny)



„Lassen wir Mr. Briand die Staaten von Europa ruhig vereinigen — en bloc kauft sich das Unternehmen günstiger.“

S c h ä u m e

In Sachen Pan-Europa
(hab' ich gedacht)
begeht ihr einen faux pas,
so wie ihr's macht.

Ihr redet süße Worte
beim Déjeuner
von der beliebten Sorte.
Das tut nicht weh.

Ihr redet ohne Ende
und reist dann heim.
Dort greifen eure Hände
den alten Leim,

an dem die Dinge kleben,
ach Gott, wie zach!
Die Worte, sie *entschweben.*
Ihr werdet wach.

Nach absolviertem Frühstück
verschwimmt das Ziel
in blauem Dunst und Mystik,
das so gefiel.

Wollt mir es nicht verübeln,
wenn ich vermein':
mit Siebenmäulerstiebeln
holt man's nicht ein.

Ratatöskr

Lieber Simplicissimus!

Am Postschalter einer westfälischen Kleinstadt. Ein kleiner Junge hält die Innenseite einer aufzugebenden Postkarte vor sich. Ich entziffere den markant geschriebenen Text:

„Senden Sie gefälligst mit wendender Post
10 Dutzend Gummipüppchen mit Flötchen im Bauch;
10 Dutzend dito ohne dito im dito.

Hochachtungsvoll
Emma D., Galanterie.“

Kamerad Briand

(Karl Arnold)



„Kann dir die Hand nicht geben, derweil ich eben lad' — —"

Stuttgart, 7. Oktober 1929 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 28

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

(Karl Arnold)

Volksbegehrer Hugenberg

Wie weit er seine Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.

Berliner Brief

Trari — trara — der Herbst ist da! Blätter und Aktien fallen, die Autobusse schliddern wieder wie einst im nassen Mai über den Rutsch-Asphalt gegen Bordsteine und Bäume, und Vicki Baum protestiert gegen die Wintermode, weil da den Damen wieder etwas Langes um die Beine bammelt, was sie der Berufstätigkeit der Frau für abträglich hält. Hier tut rasche Abhilfe not, da sonst zu befürchten ist, daß sich ihr Protest zu einem neuen Roman für die Berliner Illustrierte auswächst.
Auf den Brettern, die das Geld bedeuten, ist winterlich-reges Leben erwacht. Allenthalben singt und songt es, und selbst Georg Kaiser hat den Kothurn der hohen Kunst ausgezogen, um sich dem einträglicheren Handwerk des Krawatten-machens zu ergeben, wovon zwei bereits allabendlich das Haus füllen. Wie verlautet, hat er — der Singspiel-Branche noch unkundig — seine Songs selbst verfertigt. Im Kunst-Institut Jeßners, der nach den Strapazen des Vertrags-Abschlusses noch der wohlverdienten Ruhe pflegt, äußert sich der Tätigkeitsdrang seiner hochbezahlten Prominenten in der Veit Harlanschen Improvisation „Prügeleien um Kortner". Hahn im Korbe war dieser große Künstler dort immer — was Wunder, daß er es auch einmal im Komparativ sein wollte! Aber es kommt oft Albers als man denkt — — —
Auch den politischen Menschen ergreift in dieser Zeit des Absterbens ein wildes Volksbegehren: das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen, soll sich darüber veruneinigen, ob der allseitig verehrte greise Reichspräsident nun ins Zuchthaus wandern soll oder nicht. Die Nachricht, Hugenberg plane ein weiteres Volksbegehren, durch welches Rückgabe aller Inflationsgewinne gefordert wird, insbesondere wo es sich um den Erwerb von Zeitungs-Unternehmungen gegen Papiermark handelt, ist zum mindesten als verfrüht zu bezeichnen.
Am Kurfürstendamm, gleich neben dem „Romanischen", ist ein neues Lokal entstanden, das „Atelier" heißt. Dort haben die nebenan sitzenden Maler ihre Bilder an die Wände gehängt, und der Gast kann sie zwischen Fisch und Braten käuflich erwerben und den Preis bei Begleichung der Rechnung vom Kellner gleich zuaddieren lassen. Es bedarf keiner Erwähnung, daß kaum ein Gast das Lokal ohne ein Bild unterm Arm verläßt. Die Staffeleien rauchen — und man ist eben dabei, ein eigenes Kabel an den Maler-Stammtisch zu legen, um Nachbestellungen prompt erledigen zu können.
Was die Mode anbetrifft (siehe auch oben!), so tragen die Herren den Smoking zweireihig und die Damen die Fingernägel tiefrot, mit schwarzem Rand und kleiner goldener Gösch, wozu der neue grüne Abend-Puder sehr reizvoll kontrastiert. Der neue Modetanz amerikanischer Herkunft heißt „Walzer". Daneben sollen die Londoner Kreationen „Rheinländer" und „Polka Mazurka" lanciert und gepflegt werden. Das größte und imposanteste Faschingsfest dürfte der vom Finanzamt bei Kroll arrangierte „Ball der den Offenbarungseid geleistet habenden" werden, der zweifellos die Elite der Plutokratie vereinigen wird.
Nach Erfindung der papiernen und zusammenfaltbaren Grammophonplatten wird nun als reizvolle Neuheit von Jack Shmith besungenes Closet-Papier auf den Markt geworfen, das ohne Apparat bei Benutzung das zärtliche Organ des allseits beliebten flüsternden Baritons erklingen läßt. Ein entzückender Geschenkartikel für Damen!
Fritz Lang, der seinen seit Jahren mit atemloser Spannung erwarteten „Frau-im Mond"-Film unablässig weiterdreht, ist durch die Nachricht vom bevorstehenden Abschuß der Mondrakete in höchste Erregung versetzt worden, da er bei Eintreffen authentischer Schilderungen der dortigen Landschaft, sowie der dasigen Sitten und Gebräuche unter Umständen die ganze Sache noch einmal drehen müßte, was zweifellos einer Film-Katastrophe gleichkäme —: Ufa-Loos!

Kaki

„Die wirtschaftliche Vernunft"

Die Männer der Industrie sind wieder
einmal beisammen gewesen;
sie tagten in Düsseldorf treu und bieder
und formulierten die Thesen:

Man dürfe nur das Mögliche wollen,
das Mögliche sei das Gescheite;
man solle doch Anerkennung zollen,
daß man nicht vom Pferdchen gleite.

Man müsse es einmal laut bekennen
und in die Zeitung schreiben:
Wenn Abenteurer sich verrennen —
WIR werden vernünftig bleiben!

Die Abenteurer rieben den Daumen
am Zeigefinger und grinsten:
Schon gut — wir akzeptieren die
Pflaumen . . .
und stehn auf Verlangen zu Diensten!

Trim

Der große Mann / Von Peter Scher

Immerhin — er sieht gut aus! dachte Breitung, als er nach der Befangenheit des ersten Anpralls etwas Distanz gewonnen hatte — das ist also, was die Blätter einen Staatsmann nennen! Sollte man es für möglich halten, daß dies der harmlose, nette Andreas von damals ist!
Der bedeutende Mann genoß den Moment; es entging ihm nicht, daß er dem Jugendfreund nicht weniger bedeutend erschien als allen Leuten, denen er zum erstenmal gegenübertrat.
„Na prost!" sagte er anstoßend — „auf unsere Jugend in Dingsda; waren doch schöne Zeiten — was, Breitung?"
Breitung benahm sich ein bißchen schwerfällig; fast hätte er „Zu Befehl, Exzellenz!" gesagt. Aber er bezwang seine Hemmung und brachte, nun natürlich ins andere Extrem fallend, ein etwas zu forsches „Prost, alter Junge!" heraus.
Der große Mann wendete das stramm modellierte Gesicht ein wenig zur Seite, aber Breitung konnte noch eben das nervöse Zucken einer Augenbraue sehn. Schwierige Sache! dachte er, ich muß ihn operieren lassen und darf gelegentlich nur mit ganz vorsichtiger Herzlichkeit reagieren.
Unterdessen hatten sie, in Gesprächen oberflächlich hinplätschernd, zwei Flaschen von einem ganz vorzüglichen Rheinwein ausgetrunken und waren warm geworden. Das Essen war übrigens auch danach gewesen.
Die strenge Maske des Staatsmannes, zwar schon etwas gelockert, erlaubte Breitung nur allmählich, selbst in Erscheinung zu treten.
„Ich habe es zu nichts gebracht", sagte er mit humoristischem Anlauf, „was kann man machen! Du bist der einzige von uns allen aus Dingsda, der sich selbst — — wie kamst du übrigens in die Partei?!"
Breitung stockte ganz rot; arglos war er in eine grobe Taktlosigkeit hineingestolpert. Indessen bewirkten der Wein und die ganz ungewöhnliche Situation, daß er plötzlich das aufsässige Verlangen empfand, hinter die Maske des Jugendfreundes zu blicken. Waren sie nicht in Dingsda als Jungens ein Herz und eine Seele gewesen? Hatte nicht er, Breitung, nun ein Nichts und Berufsverfehler, ständig ein Übergewicht über diesen da gehabt, der im tollsten Gegensatz zu seiner damaligen Weichheit und Planlosigkeit heute ein Mächtiger war, vor dem sich alle beugten? Weg mit der Maske — ich spreche ihn ganz einfach wie damals an! dachte Breitung tollkühn und leicht benebelt — was kann mir ein Staatsmann sagen, von dem ich jeden Tag erzählen höre, was er nicht kann!
Der Andere hatte die taktlose Anspielung auf die Partei scheinbar überhört. Er starrte versunken vor sich hin. Seine Züge, nun völlig entspannt, hatten sich zu Breitungs Erstaunen merkwürdig verwandelt. Das war um ein Haar wirklich Andreas, der gute harmlose Junge aus Dingsda — nur älter.
„Breitung", sagte mit einemmal der Staatsmann und legte jenem die Hand auf die Schulter, „lieber Breitung — nichts von Amt und Politik, wenn ich bitten darf — reden wir nur als Mensch zum Menschen!"
„Herrlich!" jauchzte Breitung — „Andreas! So habe ich es mir gedacht! Laß uns nur menschlich miteinander reden!"
Der große Mann sagte — und hatte noch immer etwas seltsam Abwesendes im Blick —: „Erinnerst du dich an Olga Benzke — von der Tanzstunde — das liebe Mädchen — du hast ihr ja damals auch den Hof gemacht — — — weißt du auch, daß ich Olga später in Jena wiedergetroffen habe? Wir haben in Jena unvergeßliche Stunden zusammen verlebt!"
Breitung sah ihn entsetzt an. Jetzt war ihm die Maske ganz entrutscht. Ein Student mit einem etwas schwammigen Gesicht, dem eine Alt-Heidelberg-Vision vor Augen stand, saß ihm gegenüber.
Großer Gott! fühlte Breitung — großer Gott, und ich Esel glaubte wahrhaftig —!
Und da sie mittlerweile auch die dritte Flasche getrunken und wie es sich gehört auch einige scharfe Schnäpse eingeschaltet hatten, fand er sich hemmungslos genug, auszurufen: „Mensch! Und was hast du seitdem erlebt?!"
„Erlebt?" fragte der Staatsmann erstaunt und mit nach innen gerichtetem Forscherblick — „was heißt erlebt — ich bin vorwärts gekommen."
Breitung hob die Hand, um auf den Tisch zu schlagen, aber sie blieb in halber Höhe in der Luft. Das schlaffe alte Jungensgesicht neben ihm hatte plötzlich etwas so Entwaffnendes, daß der Jugendfreund sich schämte und einlenkend, wenn auch mit bitterem Nachdruck fragte: „Und was erwartest du noch in deiner glänzenden Karriere?"
„Das Gallenleiden", sagte der Staatsmann mit grünem Gesicht.
In diesem Moment erschien er Breitung erbarmungswürdig und bewundernswert zugleich.
Da hupte ein Auto vor der Tür, ein prunkvoller Mensch in Leder schoß herein und stand stramm.
Hoch, eisern und in Form winkte der Staatsmann ab und verabschiedete sich dann mit huldvollem Händedruck vom Jugendfreund, der, klein und kleiner werdend, mit verwirrtem Blick der groß und größer entschreitenden Gestalt folgte.

Lieber Simplicissimus!

Die Vertreter des Wiener Gastgewerbes appellieren an die bewaffneten Verbände beider Parteien: ihr unheilvolles Treiben aufzugeben und als wahre Demokraten von Demonstrationen und Aufmärschen Abstand zu nehmen.
Ich kam mit einem prominenten Vertreter dieser Friedensboten, Herrn Leopold Magerl, Eigentümer des Restaurants „Zum g'steppten Ferdl", Wien XVI, persönlich in Fühlung.
„Sehgn S', liaber Herr", sprach Herr Magerl, „früher san d' Leut am Sonntag stad in der Stadt 'blieb'n und habn ihr Achtl g'spritzt einig'stößen. Heut laufen s' aufs Land, derrennen sich 'n schönsten Durscht und saufen sich draußen an Rausch an! Und wer zahlt die hohen Steuern? Wir in der Stadt! Da muß do' was g'schehn — a Demokrazie muß her — liaber Herr — oder a Diktatur!" A. E.

•

Am Straßenrand steht ein uralter Hanomag. Zwei Männer basteln daran herum. Ein dritter kommt vorbei, bleibt stehen, schaut interessiert zu. Schließlich erkundigt er sich: „Können Sie eigentlich mit dem Apparat auch auswärtige Stationen hören?"

•

In Fr. hatte ein Kaplan die Angewohnheit, bei Dunkelheit hinter den Liebespärchen herzuschnüffeln und sich dann beim Scheine einer Taschenlampe sittlich zu entrüsten. Die jungen Burschen, denen die Sache auf die Dauer zu dumm wurde, fielen eines Tages, als er sich wieder als Sittenwächter betätigte, über ihn her und verprügelten ihn ganz erbärmlich. Als einer der Burschen zu einem ganz besonderen Schlag ausholte, riß ihn ein anderer zurück: „Net uf de Kopp, net uf de Kopp, da is he geweiht."

•

Feudaltrauer

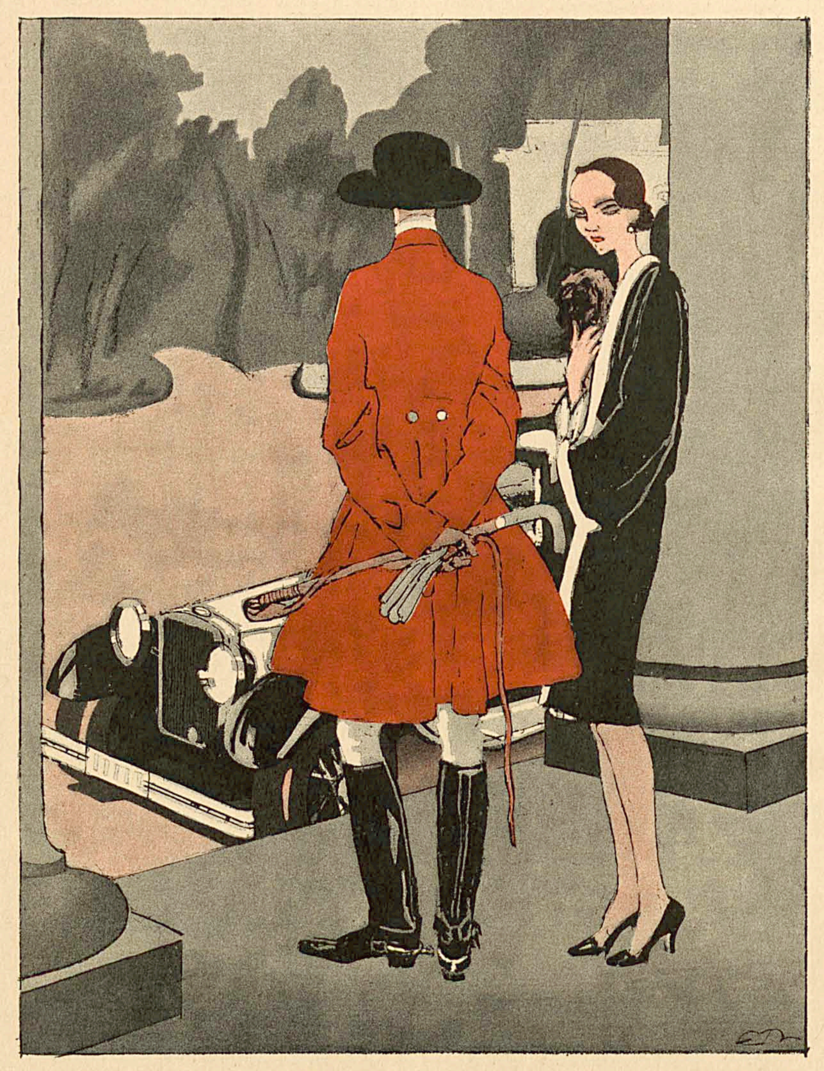
(Zeichnung von E. Schilling)



„Eine Schande, drei erwachsene Söhne und keiner ist in die nationale Bomben-Affäre verwickelt!"

Es lebe die Kunst!

(Zeichnung von E. Thöny)



„Mein Mann wollte einen Liebermann kaufen, ich hätte gern einen Kokoschka gehabt, der Kunsthändler versuchte uns einen Picasso anzudrehn, schließlich haben wir einen Rolls Royce genommen."

Reichstagscheuerfrau

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Ick sage immer, et is janz jleich, wat fier ne Partei beraten hat — et bleibt eben Dreck!"



Lieber Simplicissimus!

Tante Hermine, eine alte, sehr fromme Jungfer, ist bei uns zu Besuch. In Nachbars Garten wird seit einiger Zeit ein zahmes Reh gehalten, das uns die zehnjährige Lotte des Besitzers zeigt.
„Ach, welch reizendes Tierchen", jauchzt die begeisterte Tante — „wenn ich wiederkomme, wird ihm der liebe Gott ein Kindchen geschenkt haben, nicht wahr, Lottchen?"
„Quatsch! Is doch keen Bock bei!" sagt Lotte sachlich und bestimmt.

•

Der Berliner Bankdirektor K. M., der einen witzigen, hellen Kopf und eine auffallend schöne, vielumworbene Frau sein eigen nennt, feiert seinen zehnjährigen Hochzeitstag. Große Gesellschaft, Klimbim, alles, was gut und teuer ist. Die Hausfrau ist von einem Dutzend Jünglingen umdrängt. Ein junger Mann beglückwünscht den Hausherrn: „Ich beneide Sie, Herr Direktor, Sie haben wirklich in der Ehelotterie das große Los gezogen."
Der Angeredete winkt mit einem sarkastischen Lächeln ab: „Tja, lieber Freund — das einzige, was ich dazu sagen kann — — — spielen Sie nie ein Sechzehntel."

Die Organisation

Nachdem die siebenhunderteinundachtzig Berufe, die es auf der Welt noch gab, ihre Weltvereine gegründet hatten und nunmehr vor Unterbietung ihrer Preise und jeder Schmutzkonkurrenz durch internationale Verträge gesichert waren — blieb nur mehr ein Beruf übrig: der der Leute, die bei Sonnenfinsternissen geschwärzte Gläser verkaufen.
Bis jetzt war es bei ihnen auch ohne Organisation gegangen, als aber eines Tages in London die Nachricht hereinbrach, daß man in Deutschland für die nächste Sonnenfinsternis erhebliche Posten von geschwärzten Gläsern aufgestapelt habe, die man weit billiger verkaufen wolle, als es den Londoner Erzeugern bei den dortigen Kerzenpreisen möglich war, wurde auch hier eine einheitliche Regelung als wünschenswert erklärt. Eine Generalversammlung sämtlicher Verkäufer von geschwärzten Gläsern der Welt wurde schleunigst nach dem Haag einberufen. Die Deutschen weigerten sich zuerst, daran teilzunehmen. Erst als England drohte, es würde in Manchester eigene Glasfabriken errichten, die die Gläser gleich in schwarzer Farbe produzierten, wurde eine Einigung erzielt. In diesem Falle wären nämlich die deutschen Erzeuger der Kerzen, mit denen bei Sonnenfinsternissen die Gläser angeschwärzt werden, sofort bankerott geworden.
Die Generalversammlung, an der alle Nationen teilnahmen, tagte also im Haag. Ein Weltpreis wurde nach langer Debatte festgesetzt; ferner beschloß man, einen in der ganzen Welt gültigen Tarif für jene Leute festzusetzen, die am Tag vor den Sonnenfinsternissen die Kerzen, die zum Anschwärzen der Gläser dienen, beim Krämer holen. Ein glänzendes Dejeuner besiegelte das ruhmvolle Ergebnis dieser Tagung.
Als der Vorsitzende des neugegründeten Weltvereins gerade sein Glas erhob, um den Fortschritt der Welt zu preisen, der das Zustandekommen dieser allumfassenden Organisation ermöglicht hatte, ereignete sich allerdings ein peinlicher Zwischenfall. Es wurde plötzlich stockfinster. Die meisten Teilnehmer des Kongresses und Mitglieder der neuen Organisation erlitten hierauf Schreikrämpfe, Ohnmachtsanfälle und Nervenzusammenbrüche. Sie kamen durch diese plötzliche Finsternis erst darauf, daß sie zur Gründung ihrer Organisation gerade den einzigen Tag innerhalb von acht Jahren erwählt hatten, an dem es eine Sonnenfinsternis gab. Nun mußten sie wieder siebeneinhalb Jahre warten.
Nachdem die siebenhundertzweiundachtzig Berufe, die es auf der Welt noch gab, ihre Weltvereine gegründet hatten und nunmehr vor Unterbietung ihrer Preise und jeder Schmutzkonkurrenz durch internationale Verträge gesichert waren, blieb, wie man bald darauf bemerkte, doch noch ein Beruf übrig: der der Leute, die an die Kassen der großstädtischen Theater die Tafel „Ausverkauft" hängen müssen.
Ihre Generalversammlung, an der alle Nationen teilnehmen, ist bereits nach dem Haag einberufen worden. Die Warnungen, die ihnen die Verkäufer von geschwärzten Gläsern bei Sonnenfinsternissen zukommen ließen, schlugen sie in den Wind. Sie meinten, daß sie bezüglich des Termins nichts zu riskieren hätten.

Hans Kafka

Lieber Simplicissimus!

Von einer nachsommerlichen Entdeckungsreise zurück, muß ich dir berichten, daß der Zahn der Zivilisation nun auch schon am kernigen Volkstum des tiefsten bayrischen Urwaldes nagt. Ich kam in einen Gasthof, der — mit eigener Schreibmaschine getippt! — eine fulminante Speisekarte aushängen hatte, auf der es unter anderem hieß:

Büffel a Mode mit Margaroni.

Ein Schlag und ein Trost

Schreckliches hat sich begeben.
Was muß Hugenberg erleben
und mit ihm der Blätterwald,
der auf die Regierung schalt!

All die fetten Inserate,
die man sonst vom Vater Staate
ohne Aufwand innrer Scham
gern und häufig überkam,

sind mit einemmal gestrichen
und dem Hinterteil entwichen,
weil das vordre Mienenspiel
nachgerade höchst mißfiel.

Vorne auf den Staat zu spucken,
hinten die Erlasse drucken —
dies Gebaren sei doch wohl
widerspruchs- und rätselvoll.

. . . Ob und wie die Tintennymphen
Hugenbergs nun weiterschimpfen,
steht dahin. Auf jeden Fall
hob sich die Berufsmoral.

Ratatöskr

Die Eiche

Als er vor Jahren, als junger Korpsbursch der Hannovera, aus dem Göttinger Semester zurückkehrte, begann er jeden zweiten Satz seiner wohlabgezirkelten Reden: „Mein leider so früh verstorbener Korpsbruder Otto von Bismarck . . ." Nun, da er heute, nach einem Menschenalter, als wohlbestallter Landrat, mich aufsucht, meine Bibliothek mustert, scheint er dort eine ganz bestimmte Abteilung zu suchen und auch schon gefunden zu haben. „Bismarck — epische Erzählung von Gustav Frenssen — Bismarck — Historisches Schauspiel von Frank Wedekind — Bismarck von Emil Ludwig —", nusselt er vor sich hin, um seine Worte alsdann gewichtiger zu recken: „Nun ja — auch der literarische Efeu kann anscheinend nicht ohne Eiche auskommen — dagegen ist mein leider so früh verstorbener Korpsbruder Otto von Bismarck glatt machtlos!"

A. R. M.

Lieber Simplicissimus!

Die Primaner des Gymnasiums unserer kleinen Stadt führten jüngst das Ödipus auf. Um unser Publikum vorzubereiten, gaben wir einen Artikel ins Kreisblatt mit der Erzählung des Inhalts. Der Drucker und zugleich Redakteur wollte auch das Seinige tun. In großen Lettern druckte er als Überschrift:

Vater ermordet. Mutter geheiratet.

Es war gestopft voll.

•

Wir kehrten im Wirtshaus eines größeren Erzgebirgsdorfes ein. Es war Abend, der Wirt entschuldigte sich, daß das Hinterzimmer besetzt sei: Kirchenvorstandssitzung und Pfarrerwahl. Im Lauf des Abends hatte sich einer von den ernsten Beratungen losgelöst; er trank am Büfett einen Kümmel, und wir, der Sprache mächtig, übersetzten uns folgenden Dialog mit dem Wirt:
„Wr hom nu an gewählt!"
„Wen dä? Dan Klaanen?"
„Naa! So aan hom mr scho gehatt."
„Dän mit 'm Zwicker?"
„Naa, naa — mir han widder aan mit 'ner Brill' gewählt!"

A. V.

Nächtliche Werbung

(A. Kubin)



Der letzte König / Von Arnold Ulitz

Der Bundesstaat Scheitnig, ehemals Königreich, heute ein Volksstaat, ist einer der zahlreichen Bestandteile, aus denen das große Deutsche Reich weniger besteht, als daß es in sie zerfällt. Sein letzter König war Johann V., der Träumerische. Er war ein Kuriosum, ein Mahnmal des Mittelalters, verehrungswürdig und unverwendbar wie ein ausgegrabenes Wikingerschiff, ein Schaustück, das nicht durch irgendwelche Tätigkeit, sondern einfach durch sein Dasein erfreuen sollte, ein Melancholiker übrigens und insgesamt also eher eine poetische als eine politische Gestalt, die mich, da auch ich selber mehr poetisch als politisch bin, zu literarischem Gelderwerb drängt. In den ersten Wochen des Juni 1919, ziemlich viel später mithin als seine Standesgenossen, fiel auch dieser letzte König, und zwar auf höchst seltsame Weise.

Am Donnerstag, dem 5. Juni, abends gegen 20 Uhr, stand er auf dem Südbalkon seines Schlosses, um den nächtlichen Park zu genießen, der prachtvoll heraufblühte. Der Saal hinter ihm war dunkel, denn der König konnte es nicht ertragen, gesehen zu werden, wie er auch selber Menschen nur mit allerhöchstem Widerstreben, ja, mit Ekel sah, und so stand er nun, unauffällig, winzig vor der gewaltigen Fassade, ein Insekt an riesiger Wand. Da bemerkte er, nicht weit vom Schloß, es mußte noch diesseits der südlichen Grenze seines Reiches sein, einen aufregend roten Dunst, der den Himmel fast bis zum Zenit beglomm, war überzeugt, daß ein gewaltiger Brand ausgebrochen sei, und wunderte sich sehr, daß er nirgends das schöne Geläut der Feuerwehren hörte, die er doch sonst, wo immer es im Lande Scheitnig brannte, deutlich vernahm, weil das Schloß genau in der Mitte des Landes lag. Er eilte erregt in den dunklen Saal, sprach telephonisch mit seinem Adjutanten und erfuhr, daß auf dem Gebiet der ehemaligen Rennbahn wie schon seit Menschengedenken das sogenannte Johannisfest stattfinde, vom 1. bis zum 14. Juni einschließlich, an den Donnerstagen und Sonntagen mit Elite-Brillant-Monstrefeuerwerk, das die Majestät alsbald — es war kurz vor 21 Uhr — werde sehen können. Der König befahl für den folgenden Tag telephonischen Bericht über Einzelheiten dieses Volksfestes und begab sich wieder auf den Balkon. Da hörte er auch schon gewaltige Detonationen, Raketen fraßen sich gierig bis an die Sterne hin, Leuchtkugeln segelten hoch, goldener Regen ergoß sich, silberne Wasserfälle schütteten durch die Finsternis, und es war ein Geknatter, Gekrach und Gezisch, daß er eine deutliche Vorstellung vom Gedröhn eines Krieges erhielt. Als mit einem allen früheren Lärm prachtvoll übergipfelnden Kanonenschlag das Feuerwerk endigte, war er aufrichtig betrübt und ging ins Bett, ein schlichtes Feldbett übrigens, das um seiner Schlichtheit willen in allen Volksschullesebüchern abgebildet war.

Nächsten Tages pünktlich 11 Uhr hielt der Adjutant den fernmündlichen Vortrag über das Johannisfest, flocht viele wirtschaftliche Bemerkungen ein, nannte die vom Landesfinanzamt in Erfahrung gebrachten Tagesumsätze, die sich in die Tausende beliefen, und erlaubte sich die Äußerung, daß dieser Umstand doch ein bezeichnendes Schlaglicht auf das von unruhigen Elementen aufgehetzte und stets über Not klagende, stets aber auch vergnügungssüchtige Volk werfe. Hier aber unterbrach ihn der Landesherr aufs allerschärfste mit den schönen Worten: „Wir wünschen, daß unser Volk so vergnügt wie möglich sei", und hängte ungnädig ab.

Aber noch am gleichen Tage traf er eine unbesonnene Maßnahme, die ihn und die Seitenlinie, die auf des Unverehelichten Tod schon sehnlich wartete, um den Thron bringen sollte. Er befahl dem Finanzminister, die Mittel flüssig zu machen, um die Veranstalter des Johannisfestes zu entschädigen, für den Fall, daß am Sonntag, ab

(Schluß auf Seite 342)

Erholung im Süden

(Zeichnung von M. Frischmann)

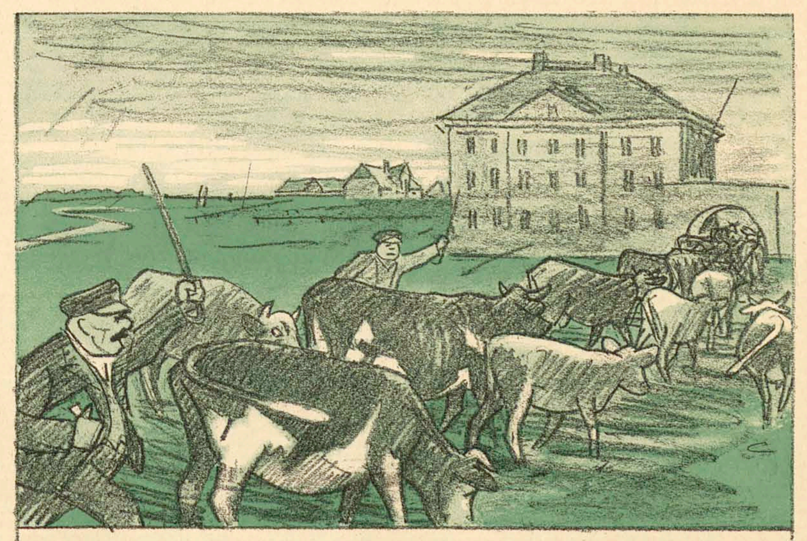
„Miese Gegend — sowas wäre ohne Nachtleben als Kurort unmöglich!"

Wir bitten die Leser, sich bei Bestellungen auf den „Simplicissimus" zu beziehen.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Nationalökonomie

(Zeichnungen von Wilhelm Schulz)



Der Gerichtsvollzieher treibt die Kühe ins Finanzministerium.



Nun sind die Weiden frei für Truppenübungsplätze der Landvolkverführer.

(Schluß von Seite 339)
9 Uhr abends, kein Besucher mehr auf dem Festplatz sei. Dieser Fall werde eintreten, da er, der König, um diese Stunde das Fest zu besuchen gedenke. Vorsorge sei zu treffen, daß sämtliche Darbietungen genau so abrollten, als wimmle wie sonst der Platz von Tausenden. Der bestürzte Minister erwiderte, daß eine solche Maßnahme ins Ressort des Innenministeriums gehöre, woraufhin der König sogleich die erforderliche Verbindung aufnahm, später auch noch mit dem Kriegsministerium, weil die Armee zu Absperrungszwecken bereitgehalten werden mußte. Da der südliche und der östliche Zaun des Festplatzes genau auf der Grenze gegen Preußen verliefen, reichte die Scheitniger Armee auch völlig aus.

Am Nachmittag strömten Tausende aus Stadt und Land zum Rummelplatz, fanden alles wie sonst, die lustig wehenden Fahnen, die Musik der zwanzig Karusselle, das Johlen der Dampfsirenen, das Gestampf der echt oberbayrischen Kapelle, aber Militär stand an allen Eingängen und am Drahtzaun entlang, und allerorten hingen Plakate: „Der Festplatz ist für Seine Majestät, den König, reserviert!" Das Volk war empört; die Wehrmacht, die doch nur ihre Pflicht tat, wurde gemein beschimpft, und besonders die Weiber, die seit je die Fackelschwingerinnen der Revolten waren, wurden von ihren Männern nur mit größter Mühe von der Eröffnung eines Steinbombardements zurückgehalten. Schlimmer vielleicht noch waren die Kinder, die ihr ewiges: „Will Karussell fahren", „Will Rutschbahn fahren", „Will in der Luftschaukel fahren" schrien und plärrten und die Nerven der auf behaglichen Sonntag eingestellten Väter aufs äußerste spannten. Diese durch eine königliche Laune um ihr unschuldiges Vergnügen gebrachten Kinder taten während weniger Stunden zur Ausrottung des monarchischen Gedankens mehr, als alle Torheiten und alles Unrecht der Dynastie während ebenso vieler Jahrhunderte vermocht hatten. Sehr bald fanden sich Männer, teils Arbeiter, teils, wie später behauptet wurde, fremdstämmige Intellektuelle, die sich zu Anwälten der erregten Tausende aufwarfen: „Wir, die wir die ganze Woche fronen!" „Wir, die wir uns von unserem Hungerlohn die paar Pfennige absparen!" „Königliche Anmaßung! Finsterstes Mittelalter! Absolutismus, der zum Himmel schreit!" Und die am weitesten hinten standen, riefen laut und leidenschaftlich: „Nieder, nieder!" und schüttelten die Fäuste. Das Gedränge war so groß, daß einige Scheitniger auf preußisches Gebiet abgedrängt wurden, wo sich übrigens sehr bald eine ansehnliche Truppenmacht einfand, die mit Gewehr bei Fuß abwartete.

Der kommandierende General der Scheitniger Armee wurde vom Feuerbefehl nur durch die Erwägung abgehalten, daß das Vaterland ohnehin nur 607 000 Einwohner zählte, und er hoffte, daß sich die Menge zur Zeit des Abendessens verlaufen würde, aber er hatte als echter Militär keine Ahnung vom einfachen Volke, denn die Leute hatten von Anfang an den Plan gehabt, bis zur Polizeistunde zu bleiben und mit den schlafenden Kindern auf dem Buckel bis 1 Uhr morgens vergnügt zu sein. Sie hatten ihr Abendbrot bei sich, verzehrten es zwischen 7 und 8 Uhr und schimpften unaufhörlich, besonders auch, weil Bier fehlte. „Das Volk als Zaungast, ha!" rief ein Demagoge. „Dieser Vorfall ist symbolisch, sage ich, symbolisch! Unter dem Schutz der Bajonette amüsiert sich die Majestät, wir aber müssen zufrieden sein, wenn eine Rakete hoch genug geht, daß wir sie unseren armen Kindern gerade noch zeigen können!" „Nieder, nieder!"

Um 9 Uhr schlug das bekannte Hupensignal des königlichen Autos Bresche in die Untertanenmauer. Man rief zwar nicht „nieder", aber man war verwegen genug, wenigstens nicht „hoch" zu rufen. Unheimliche Stille versteinerte die Masse, die eben noch geschrieen hatte, und die ineinander gröhlenden Musiken des Festplatzes schollen um so aufreizender. Der Gegensatz zwischen dem erbitterten Schweigen draußen und dem freudigen Getöse, das einem einzigen Auserwählten galt, drinnen war grausig und wuchtig, und keiner, der, wie ich damals, unter der Menge stand, wird die gespenstische Stunde jemals vergessen.

Dem König fiel das Schweigen angenehm auf, das früher übliche Hochgeschrei hatte ihn nur immer tiefer in die Wagenpolster gescheucht. Das Auto fuhr aufs Festgelände, hielt nahe hinter dem Tor, und man sah, wie der schlanke Herr ausstieg und sofort sich kindlich staunend umschaute.

Sämtliche Buden waren mit Girlanden aus Glühlämpchen bekränzt und beglänzt, der ganze Platz war schön und sinnvoll wie eine Stadt eingeteilt, mit Straßen, Gäßchen und Plätzen, mit Türmen und Toren aus Pappdeckel und Holz, und keine Wand gab es, und war es auch nur die einer Wurst- oder Schnapsbude, die nicht drollig bemalt und mit witzigen Sprüchen verziert war. Der Maler hieß Gerhard Stein, der Sprüchemacher Rudolf Hillebrand, der König wollte sich die beiden merken, um ihnen bei Gelegenheit Staatsaufträge zu geben. Ja, so Freundliches plante der gute Monarch, während draußen das wieder laut gewordene Volk den Boden gleichsam schon unterwühlte, auf dem er, heiter wie im Leben noch nie, dahinschritt.

Die Budeninhaber, die ihres Reingewinns ja sicher waren, und die sich — meistens waren es republikanische Ausländer, Preußen, Sachsen und nur wenige monarchistische Bayern — über den einsamen Festbesucher königlich amüsierten, taten ihr Bestes, um den Eindruck zu erwecken, als priesen sie ihre Wunder und Genüsse nicht nur diesem Einsamen an, sondern wie sonst einer strudelnden, freudegierigen und freudetörichten Menge.

Die Makronenverkäuferin aus Dresden in ihrem wunderbar funkelnden Pfefferkuchenhause rief mit ihrer piependen Stimme unaufhörlich wie sonst nach den Käufern, wog unaufhörlich Viertelpfundtüten voll Makronen, als drängten sich Hunderte vor ihrem Tisch, und der König freute sich ihrer, kaufte ein Viertelpfund für vierzig Pfennige und steckte die Tüte in die Hosentasche. Und dann kaufte er Wurst, zuerst gewöhnliche warme, dann geröstete und verzehrte sie sofort, und dann aß er eine saure Gurke, und dann trank er einen gelben Schnaps, und dann aß er einen Räucheraal, und dann trank er einen weißen Schnaps, und dann kam er zu dem Manne, der den Lungenprüfer bediente. Der König blies in einen Gummischlauch und trieb auf diese Weise einen golden angestrichenen Kessel hoch, der wiederum eine Art Uhrzeiger in Bewegung setzte. Der Zeiger blieb auf 6 stehen, und der Mann, ein Republikaner aus Chemnitz, sagte ehrlich ergriffen: „Lunge bißchen schwach!" Und dann trank der König ein Glas Bier, und dann würfelte er für 50 Pfennige dreimal und gewann, als er 17 geworfen hatte, einen eitergrünen Aschenbecher mit Blechrand und einer Rille für die abzulegende Zigarre. „Leider nicht 18", sagte der Budenbesitzer betrübt, „sonst hätten Majestät einen Teddybären oder einen Korbstuhl gewonnen." — „Oh", lächelte der König, ich bin vollkommen zufrieden", und sprach von sich selber zum erstenmal im Leben nicht mit dem Fürwort „wir", sondern mit „ich", denn er war vor Glück ein richtiger Mensch geworden. Und dann bewies er in der Schießbude, daß er wirklich etwas konnte, denn er traf stets ins Zentrum, gewann nun doch noch einen Korbstuhl und bat, man möge ihn morgen ins Schloß bringen, Eingang für Lieferanten. Und dann kam er an den Kraftmesser, und obwohl er wußte, daß er nicht stark war, glaubte er es dem Johannisfest doch schuldig zu sein, auch hierbei mitzumachen. Er zog mit beiden Händen an einem Griff, rote und grüne Lämpchen glühten auf, unter jedem stand eine Zahl, etwa 60 oder 70, und bedeutete, daß man sozusagen 60 oder 70 Pfund gestemmt hatte. Die Skala reichte bis 200. Wer diese Zahl erstemmte, sah sämtliche Lampen brennen und oben ein dämonisches Frauenantlitz mit der Umschrift: „Aufstieg zur Jungfrau." Der König erreichte nur die 90 und fragte betrübt, ob denn wirklich schon jemand bis 200 gekommen sei. Da hatte der Mann Erbarmen mit dem zarten Herrn, weil, wie er sich sagte, ja schließlich sogar ein König noch ein Mensch sei, und antwortete gegen die Wahrheit: „Noch nie, Majestät!" Und dann aß der König ein Solei mit Essig, Öl und Pfeffer, wurde durstig und trank ein Glas Buttermilch. Und dann kam das Feuerwerk, und dann ging er in die eigentliche Rummelstraße, und die Ausschreier, unter denen, ohne daß er es wußte, heute ein paar gutmaskierte Kriminalbeamte waren, brüllten aus vollem Halse. Einsam stand er auf der Tribüne vor den lustigen Röhren, und die Kellner und Kellnerinnen der leeren Bierzelte krochen hindurch, purzelten, verrenkten sich, zeigten lila Schlüpfer und gewaltige Formen. Und der König hielt sie für Angestellte, die dies Purzeln als Schauspiel darboten, und gab ihnen Geld, und dann lachte er herzlich über die durch Zentrifugalkraft vom Teufelsrad Geschleuderten und gab ihnen gleichfalls Geld, dann ging er in die Glasbläserei und schaute ins künstliche Bergwerk, war tief betroffen ob der Dame ohne Unterleib. Gerührt stand er vor Savitri, einer Inderin, die Flammen schluckte, und dann ritt er im Hippodrom und zeigte wieder einmal, was er konnte, und später auch auf einem Karussellpferd. Auch im Zeppelinkarussell fuhr er, Propeller surrten im Luftzug, Gefunkel flirrte gleißend im Kreise, und er war glücklich und sagte: „Ein Märchen, ein Märchen!" So war es in der Tat, und weil es wie ein Märchen war, fühlte sich der König zu Hause, denn wahrlich, Märchen ist Monarchie, oder Monarchie ist Märchen.

Und endlich stand er vor der Achterbahn, staunend, ergriffen, erschüttert. Die leeren Wagen sausten ihm zu Ehren trunken durch die Kurven, und als ein Mann in Frack und zuckerhutförmiger Kopfbedeckung wie ein Rasender schrie: „Immer ran, immer ran!" folgte der König wie ein Höriger. Und er wurde hochgeschraubt, sauste in ein Tal, erklomm einen Hügel, gewann neue Sturzkraft, schoß wieder hinab, klomm wieder, schoß hinab, und war er wieder ganz oben, konnte er das ganze glitzernde Festgelände überschauen und noch weit darüber hinaus über sein ganzes Reich, und er wünschte, sein ganzes Land könnte allnächtlich so illuminiert werden und die Finanzverhältnisse möchten es ihm gestatten, alle, alle seine Untertanen dauernd umsonst auf Achterbahnen fahren zu lassen.

Das Volk aber sah den einsamen Herrn, wenn er über die Gipfel fuhr, und jedesmal schrie es vor Wut, denn es dachte nicht anders, als daß er es verhöhne. So geschah der ungeheure Ausbruch. Die Truppe, die selber auch erbittert und neidvoll den königlichen Fahrten zusah, wurde mühelos überrannt, und mit rasendem Gejohl brach die Masse durch. „Schlagt ihn tot!" Der Achterbahnbremser stoppte den Wagen, der König taumelte, noch trunken von der Bewegung, in die Rummelstraße. Überall warf sich das grelle Licht der zwanzigtausend Glühlampen erbarmungslos gegen die einzelne Gestalt. Todesangst schüttelte ihn. Ein Kriminalbeamter riß ihn mit fort. „Zwischen die Wagen, zwischen die Wagen!" Und plötzlich befand sich der König hinter den Buden im Wagenpark der Schausteller, zwischen tristen, unbemalten und unbedichteten Wänden aus Holz und Leinwand. „Was ist denn?" flüsterte er. „Revolution, Majestät!" Das Volk war hinter dünner Wand. „Schlagt ihn tot!" Sie stürmten die Achterbahn, durchstöberten die Wagen, um den König zu suchen. Da ließ der Maschinist den Motor laufen, die Wagen stiegen, sausten, die Revolutionäre brüllten, fuchtelten, schließlich lachten sie. „Wir auch, wir auch!" riefen andere. „Jawoll", sagte der Maschinist, „der König hat alles bezahlt!" Und es sprach sich herum. Ein Jahrtausend lang hatte das Volk bezahlt, jetzt zahlte der König. Alle Karusselle drehten sich, das Teufelsrad schleuderte kreischende Mädchen, zeigte lachenden Männern die hübschen Beine; und Gurken, Soleier, Pfefferkuchen, geräucherte Aale, Bier und Schnaps, alles, alles war schon vom König bezahlt, und das Volk prüfte seine Lunge und kam bis zur 12 und prüfte seine Kraft und kam bis zur 200, wo die Jungfrau saß. Einer aber wollte eine zündende Rede halten und donnerte die Trunkenen an, die Revolution sei kein Johannisfest, aber man mißdeutete seine Worte, hielt ihn für einen Königstreuen und schlug ihn tot. Immer blieb unklar, ob es ein Arbeiter oder ein fremdstämmiger Intellektueller war, denn der Leichnam war schrecklich zugerichtet, nichts mehr war zu erkennen.

Und der König kletterte mit Hilfe des Kriminalbeamten über den Zaun und stand auf preußischem Boden. „Ich werde Ihnen Ihre Treue vergelten", sagte er über den Zaun zurück. Der Beamte antwortete nichts, doch er dachte: „Ja, wenn du kannst!" Dann mischte er sich unters Volk und trank und aß umsonst wie alle andern und konnte nach langem Warten auch in der Achterbahn mitfahren.

Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Zusammenfassend, meine Herren: Es muß gespart werden — und koste es was es wolle!"

Tempo in Bayern

Am Briefmarkenschalter einer Münchner Postanstalt stehen Leute. Zuerst sind es sechs, dann acht, dann zehn und schließlich ein Dutzend. Stehen und warten. Warum?
Der Beamte — es ist kurz vor Torschluß — zählt hinterm Schalter sein Tagesgeld. Zählt, sortiert und zählt.
Das Dutzend wird allmählich ungeduldig, Kopfschütteln, Hälserecken und halblautes Brummen setzt ein. Unbeirrt zählt der Beamte sein Geld. Endlich wird es dem Vordermann des Dutzends zu dumm.
„Ja, hörn Sie mal! Können Sie Ihr Geld nicht später zählen!" wagt er mit akademisch uneinheimischer Beherrschung zu sagen.
Drauf hebt der Beamte kurz sein gerötetes Dienstgesicht, hält kurz inne und mißt seinen Gegner.
„Sie zähln mir mei Geld net!" sagt er.
Der Akademiker ist etwas konsterniert.
„Dafür bin ich auch nicht da!" gibt er zurück.
„Aba i!" darauf der weiterzählende Beamte. Kleine brütende Pause.
„Sie mächtn aa zu rechta Zeit aus 'm Gschäft!" brummt plötzlich der Schaltergewaltige wiederum. Das Dutzend hat sich auf vierzehn vermehrt und murrt grollend. Der Vordermann ist völlig aufgebracht und schreit: „Zum Donnerwetter, wir haben doch unsere Zeit nicht gestohlen!"
„I aa net!" als Beamtenantwort.
Es wird rebellisch vor dem Schalter, was hinwiederum dem, allem Anschein nach norddeutschen, Vordermann neuen Mut gibt.
„Unverschämtheit sowas! Unerhört!" brüllt er und fuchtelt. Sein Hintermann drängt sich an den Schalter und knurrt: „In jedem Kramerladen wird man bedient wie sich's gehört, bloß auf der Post muß 's dem Herrn Beamten gnädig sein!"
„Jawohl! Sehr richtig! Überall wird auf die Kundschaft geachtet —", erdröhnt's aus dem Mund des Vordermannes etwas volkstümlich. Plötzlich aber wirft der Beamte seine Banknoten hin, erscheint bissig im Schalterrahmen, und mit einer Resolutheit, gegen die nicht aufzukommen ist, ruft er endlich dienstwillig: „Hier san S' aa koa Kundschaft — hier sind Sie bloß Publikum!"

O. M. Graf

Staat und Kirche in Italien

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Ich bin der Herr dein Gott — der Andere ist bloß Stellvertreter des Anderen."

Stuttgart, 14. Oktober 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 29

SIMPLICISSIMUS

Deutsch-radikale Parole

(Zeichnung von O. Gulbransson)



Frühjahr 1929
„Siegreich wolln wir Frankreich schlagen . . .“

Herbst 1929
„Zu Befehl, mon Capitaine — jeder Schuß ein Russ'!“

Ortsgruppenversammlung

(Zeichnung von E. Thöny)



„Unsere Politik ist derart verworren, daß sich keine Sau mehr auskennt — lesen Sie nur mal die Leitartikel unseres Verbandsblattes!"

A b s c h r e c k e n d e   S a c h e

Sie haben das Leben bejaht,
die Sklareks,
sie waren ff und Männer der Tat,
die Sklareks;
man faßt es in einen Satz zusamm:
Sie genossen Achtung am Kurfürsten-
damm ...
Rennstall, drei Villen — wer sagt was jejen?
Gottes Segen!
— ooch schon hin;
er blieb nur vorübergehend drin
und entfernte sich mit bösem Gekicher.
Die Tüchtigsten sind jetzt nicht mehr sicher.
Wehe! Betroffenheit greift Platz —
wenn man nun ... und es kommt die Chance —
Talent ist Talent, wer's hat der hat's —
da fällt ja der Mensch aus der Balance,
aus dem Kontakt,
aus Raum und Zeit . . .
soll er zurück in die olle Redlichkeit?!!

Von nichts als Bedenken wird er gepackt:
Die Sklareks ... na schön, die mußten rin...
aber w i e wirst du was und kommst n i c h t
dahin!?

Peter Scher

Simpl-Woche: Reichsaußenminister

(Zeichnungen von Th. Th. Heine)



Hugenberg-Amerika: „Schreiben Sie: Deutschland ist arm, was nach dem Kriege übrig blieb, habe ich in der Inflation mühsam zusammengekauft, nun geht es über meine Kraft! Bitte, bitte, liebe Amerikaner, schützt uns vor dem Bolschewismus."



Hitler-Italien: „Nein, eine Handvoll Tiroler Bauern dürfen selbstverständlich einer großen Idee nicht hinderlich sein."



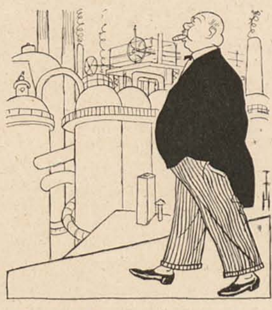
Breitscheid-England: „Wir könnten ja das Reichsbanner in freiwillige Feuerwehren umwandeln — als moralischen Druck auf die englischen Militaristen."



Klönne-Frankreich: „Abgemacht, Monsieur General, die Kriegsschuld fällt, bleiben für uns nur noch die Kriegsschulden — dafür aber dürfen wir mit Frankreich gemeinsam gegen Rußland."



Thälmann-Rußland: „Kriege sind unserem Unternehmen günstig, Genosse, aber nach außen nach wie vor: Nie wieder Krieg!"



Giftgas-Industrie-international: „Sei es, wie es wolle — der Bedarf wird gedeckt!"

Potsdamers Abendlied

Sei's wie es wolle — es fehlt mir doch
das kaiserliche Tahütata!
In meinem Leben ist ein Loch:
es ist nichts wahrhaft Großes mehr da ———
Tahütata — tahütata —
Man fühlte sich so gottesnah!

Und zog ER untern Linden ein,
wie dröhnte die Pauke, wie schlug man sie stark!
Man konnte begeistert Hurra schrein
und spürte Wollust im Rückenmark!
Bumbarabum — bumbarabum —
Wie schön war das Gottesgnadentum!

Und war ER auch menschlich nicht ganz intakt,
und wär ER vielleicht auch geisteskrank,
hat einen doch fröstelnder Schauer gepackt,
wenn „Heil DIR im Siegerkranz" erklank!
Tahütata und bumbarabum —
Man fühlte sich so klein und dumm ———

Kein Ideal mehr und kein Idol —
Kein Stamm, an dem man als Efeu klimmt!
Man fühlt sich nicht wohl, man fühlt sich so hohl,
wenn nichts ist, was einem den Rücken krümmt!
Die Welt ist klein, die Welt ist leer:
es gibt ja nicht einmal Orden mehr!

O Willem, o Schnürleib, o Tugend, o Dutt!
Was soll man da noch als echtdeutscher Mann —?
Die ganze Welt geht langsam kaputt,
weil man vor nichts mehr stramm stehen kann!
Kein Bumbarabum — kein Tahütata —:
der Weltuntergang rückt grausam nah —!

Karl Kinndt

Lieber Simplicissimus!

Bei meinem letzten Aufenthalt in München besuchte ich einen Jugendfreund, der es inzwischen bis zum Oberstudienrat gebracht hatte. Da ich schon seit Jahren in der Schweiz wohne, kamen wir natürlich auch auf dieses Land zu sprechen. Mit Begeisterung und wohl auch einiger Übertreibung schilderte ich die Naturschönheiten der Schweiz, ihren großartig organisierten Fremdenverkehr, ihre Hotelpaläste usw. Die Augen der Frau Oberstudienrat glänzten voll Sehnsucht nach dem gelobten Land, und sie rief ein- um das anderemal: „Herrlich, entzückend, großartig!" Dann kam ich auf die Sitten des Schweizervolkes zu sprechen, und ich erzählte, daß man in der Schweiz sich im Verkehr keinerlei Titel, sondern einfach des Familiennamens bediene. Hier verloren die Augen der Frau Oberstudienrat plötzlich ihren Glanz, und wie von Ekel geschüttelt stieß sie hervor: „Gräßlich, — und ich dachte, die Schweiz wäre auch eine Republik!"

•

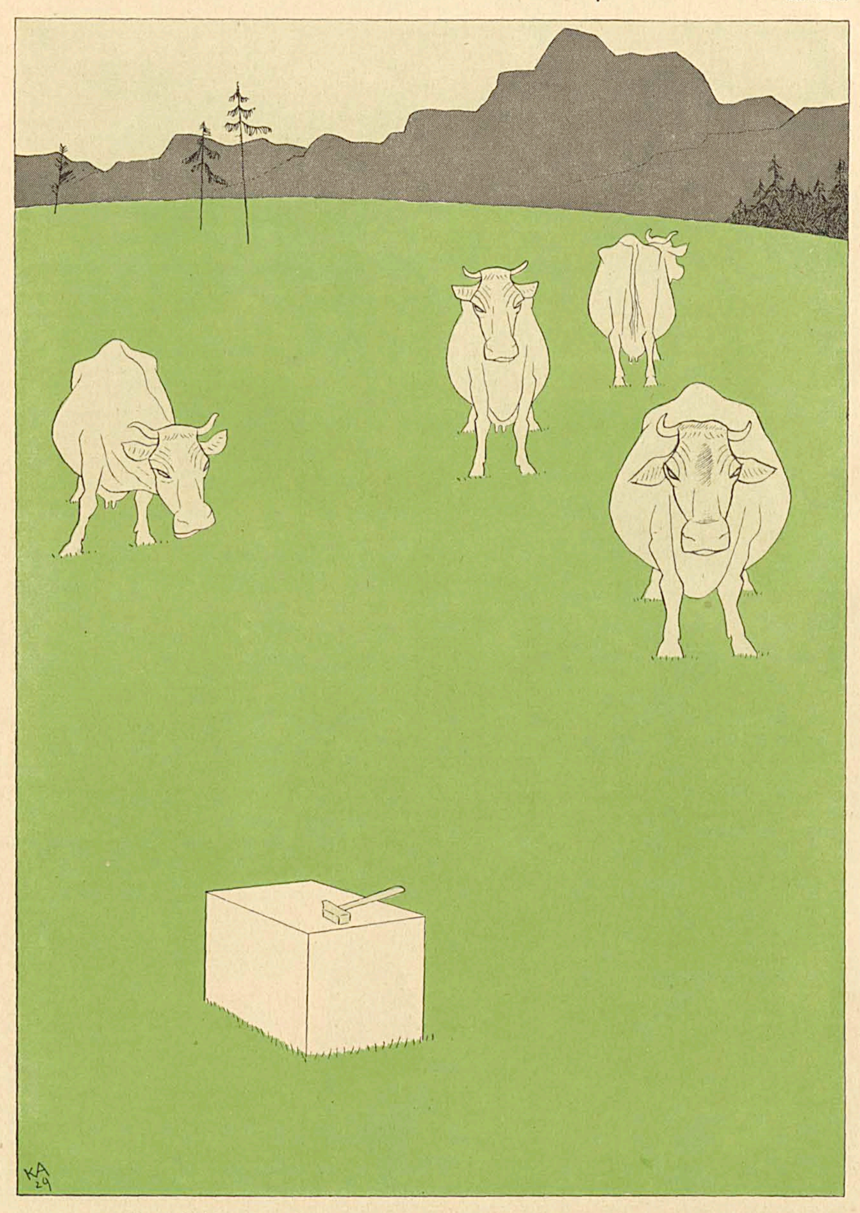
Auf einer Gesellschaftsreise nach Paris schlossen sich mir und meinem Mann zwei ältere Herren an, um ein „echtes" Pariser Vorstadtlokal zu besuchen. Ein Mädchen kommt an unsern Tisch, und nicht lange dauert es, sitzt sie auf dem Schoß des einen der beiden Herren. Der Arme ist ganz sprachlos, er geniert sich maßlos und stammelt, indem er auf mich deutet: „Notre Dame!"

•

Vor der Ruine Königstein im Taunus, die der Großherzogin von Luxemburg gehört, steht eine Tafel mit folgender Aufschrift: Die Besichtigung der Ruine Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Großherzogin, ist dem Publikum gestattet!

Grundstein zum Völkerbundspalast

(Karl Arnold)



„Das sieht schon besser aus — man sieht doch wo und wie!"

Noahs Tagebuch / Von André Dahl

Diese vom Vater Noah eigenhändig niedergeschriebene Urkunde — die zitterige Schrift des Alkoholikers ist unverkennbar — wurde achtmal der Akademie der Wissenschaften vorgelegt, die sich aber entschieden weigerte, eine Überprüfung vorzunehmen.
Man muß wohl annehmen, daß hinter dieser Weigerung kleinliche Eifersucht oder politische Gründe verborgen sind. (Anmerkung des Autors.)

Ich bin sehr zufrieden. Wenn das Wetter weiter so schön bleibt, werde ich wohl meine Weinernte um einen vollen Monat früher als voriges Jahr einbringen können.

Am nächsten Tag. — Gott hat mich für morgen bestellt. Das ist schon das achte Mal. Er läßt mich wegen jeder Kleinigkeit rufen. Unter solchen Umständen kann man nicht ruhig arbeiten.

Am folgenden Tag. — Gott hat mich empfangen. Er war reizend. Er ist jetzt nicht mehr so unnahbar wie früher. Er wird eben müde und alt. Er hat mich vertraulich beim Arm genommen und gesagt: „Mein lieber Noah, es wird regnen . . ."
„O Herr", antwortete ich, „dein Wille geschehe. Es ist sicher, daß ein bißchen Regen meinem Wein nicht schaden wird."
„Es handelt sich nicht um ein bißchen Regen, es wird durch vierzig Tage regnen. Das Wasser wird die Gipfel der Berge überfluten. Es wird eine schreckliche Katastrophe werden."
„Darf ich mich nach den Gründen dieser Sintflut erkundigen, o Herr?"
„Gewiß. Ich will das System von Ebbe und Flut einführen. Aber beim erstenmal wird alles noch nicht klappen. Auf der einen Seite wird zuviel Wasser und auf der anderen Seite nicht genügend Wasser sein. Ich muß also eine Sintflut veranstalten. Und dann, ich will auch etwas für meine lieben Fische tun. Diese Tiere sind zu reizend. Sie reden nichts und verlangen nichts von mir. Es wird also eine Sintflut geben. Aber du sollst nicht umkommen."
„Ich?"
„Du bist ein netter, gerechter und anständiger Mensch. Auch sehr anhänglich. Wohl kenne ich deine Fehler. Aber im Grunde hast du ein gutes Herz. Mache also, wie ich dir jetzt sage. Du wirst ein Schiff aus Baumstämmen, die du mit Pech zusammenfügen wirst, erbauen. Wenn du merkst, daß der Regen kommt, wirst du das Schiff mitsamt deiner Frau besteigen und durch vierzig Tage darauf bleiben . . ."
„Vierzig Tage mit meiner Frau? O Herr, das ist eine fürchterliche Strafe, wie ich sie nicht verdient habe. Da möchte ich lieber ertrinken. Du machst dir keine Vorstellung, was vierzig Tage in Gesellschaft meiner Frau bedeuten. Mit ihr verglichen ist der Plesiosaurus ein reines Lämmchen."
„Du mußt sie dennoch mitnehmen. Nichts kann eine Frau so sehr besänftigen wie das Leben an Bord eines Schiffes. Übrigens werdet ihr nicht allein sein. Du wirst auch deine drei Söhne und deren drei Frauen mitnehmen und weiters je ein Paar von allen unreinen Tieren und je sieben Paare von allen reinen Tieren aufs Schiff nehmen."
„Aber, o Herr, da brauche ich ja ein riesiges Schiff . . ."
„Und wenn schon. Ich will dir übrigens deine Aufgabe erleichtern. Ich will für dich einen Zypressenwald erschaffen. Es werde ein Zypressenwald!"
Augenblicklich erstand vor meinen Augen ein hundertjähriger Zypressenwald. Gott ist nun einmal so. Ich habe noch nie jemanden gesehen, der alles so kompliziert macht. Es wäre doch viel einfacher gewesen, wenn er sogleich die fertige Arche erschaffen hätte, damit ich mir die große Mühe erspare. Daran denkt er nicht. Er macht alles so im Handumdrehen.
„Hier ist der Wald", sagte er, indem er in einer Wolke entschwand. „Beeile dich jetzt. Ihr müßt euch alle in die Arche begeben. Wenn ihr noch heute abend mit der Arbeit beginnt, könnt ihr in hundert Jahren ganz gut fertig werden."

Einen Tag später. — Ich habe die Arche in Angriff genommen. Das Gerücht, daß eine Sintflut kommen wird, hat sich rasch verbreitet. Meine Frau konnte die Neuigkeit nicht bei sich behalten. Jetzt herrscht ein furchtbarer Andrang von Tieren, die alle Plätze belegen wollen. Da klopft mich zum Beispiel alle fünf Minuten so ein riesiger Kerl von einem Löwen auf die Schulter und bittet mich, ihn doch mitzunehmen. Das ist sehr peinlich. Schrecklich ist es, wie ungeduldig die Schnecken sich gebärden. Sie haben Angst, nicht zurecht zu kommen.

(Es verfließen hundert Jahre.)

Am Tage vor der Sintflut. — Also, die Arche ist fertig. Gott hat heute um drei Uhr die Arche feierlich besichtigt. Die Inneneinrichtung hat ihm gut gefallen. Wir haben vereinbart, daß sich jeder seinen Proviant selber mitnimmt. Die Einschiffung beginnt morgen früh. Ich ahne, daß es ein heilloses Durcheinander geben wird. Gott hat mir nach Schluß der Besichtigung die Hand geschüttelt, indem er sagte: „Sehr gut. Ich bin sehr zufrieden, Noah. Du erinnerst dich doch noch: Je ein Paar von den unreinen Tieren und je sieben Paare von den reinen Tieren. Ich verlasse mich darauf, daß du niemanden vergißt."
Und allsogleich fing es zu regnen an.

Am zweiten Tag. — Dieser Wolkenbruch hört nicht auf. Meine armen Weingärten sind schon ganz unter Wasser. Das Gedränge in der Arche ist abscheulich. Das Schiff hat sich in beunruhigender Weise zur Seite geneigt, als die sieben Paare Elefanten zugleich einstiegen. Unangenehm ist es, daß wir von den Raubtieren nur je ein Paar mitnehmen dürfen. Da sind acht Wespen gekommen. Die ganze Familie war vier Stunden lang damit beschäftigt, sechs von ihnen wegzujagen. Der Hirsch hat mit seinem Geweih die Türe eingestoßen. Mein Sohn Sem beschäftigt sich mit Lebensmittelgeschäften. Auch ich stehe vor einem unangenehmen Problem. Der Einsiedlerkrebs will durchaus allein mitfahren. Nun muß ich aber gemäß dem göttlichen Befehl ein Paar mitnehmen. Wenn ich aber ein Paar mitnehme, dann ist der Einsiedlerkrebs kein Einsiedlerkrebs mehr. Ich kenne mich nicht aus.

Am fünften Tag. — Der Regen fällt unaufhörlich. Die Aussicht ist unheilverkündend. Nur einige Baumwipfel ragen noch aus der Flut empor. Alles sondert sich voneinander ab. Wir mußten den Streptokokken und den anderen Bazillen ein besonderes Eckchen reservieren, da niemand sie in der Nähe haben wollte.
Eben hatte ich die Eingangstüre geschlossen, als ich wieder öffnen mußte. Es war die Schildkröte, die verzweifelte Zeichen von sich gab.
Mit der Riesenschlange lebe ich im besten Einvernehmen. Sie ist entzückend. Sie hat uns gerne ge-

(Schluß auf Seite 350

(Schluß von Seite 349)

stattet, sie am Plafond aufzuhängen, um die Wäsche trocknen zu können.

Am siebenten Tag. — Der Regen wird immer heftiger. Es ist kalt. Mein Sohn Sem hat einen kleinen Pelzhandel begonnen. Meine Frau beginnt zu schmollen. Mit einer Energie, die mir sonst fremd ist, habe ich die Türe geöffnet und ihr gesagt: „Wenn es dir nicht paßt, du brauchst nur zu gehen, bitte . . .", indem ich auf die unendliche Wasserfläche wies. Ich gab ihr eine Ohrfeige und verfrachtete sie in den Raum der wilden Tiere.

. . . . . igster Tag. — Ich habe mich heute sehr geärgert. Da habe ich an jedem Morgen, um die Tage zu zählen, in ein Stück Holz eine Kerbe gemacht. Jetzt hat der Tiger das Holz verwendet, um sich die Zähne damit zu putzen. Ich weiß nicht, wie viele Tage wir noch in der Arche verbringen müssen. Vielleicht nur mehr zwei, vielleicht auch zwanzig . . .
Es regnet. Der Ausblick ist schrecklich. Alles, was auf der Erde lebte, ist zugrunde gegangen. Glücklicherweise gab es noch nicht allzuviel Lebewesen auf der Erde. Gottes Weisheit ist unermeßlich. Wenn ich bedenke, daß er seine Sintflut um zehn Millionen Jahre später hätte veranstalten können . . .

. . . . . igster Tag. — Es gießt ununterbrochen. Bei den Tieren herrscht die größte Unordnung. Die Ruhe der ersten Tage ist einer begreiflichen Erregung gewichen. Die Katzen laufen den Mäusen nach, die Löwin hat ein halbes Lamm gefressen, und die Eule läßt niemanden ruhig schlafen. Die Giraffe hätte sich fast beim Aufstehen tödlich verletzt, denn der Plafond ist zu niedrig. Auch Geburten sind zu verzeichnen. Die Kuh hat ein Kalb bekommen. In der Dunkelheit hat sich das Känguruh geirrt und das Kalb in seine Brusttasche gesteckt. Noch weitere acht Tage, und ich werde verrückt . . .

. . . . . igster Tag. — Das ist kein Regen mehr. Das ist ein Wolkenbruch. Gott muß sich geirrt haben. Es regnet sicher schon länger als vierzig Tage. Oder vielleicht hat er vergessen? Die Lage ist keine tröstliche.
Ich habe versucht, die Taube wegzuschicken, um zu erkunden, ob irgendeine Aussicht auf besseres Wetter besteht. Ich öffnete die Türe und machte „Ruck . . . ruck . . ." Unbegreiflicherweise bezog der Elefant dies auf sich und fiel wie ein Idiot mit einem Verzweiflungsschrei ins Wasser. Dieses sein vorzeitiges Ende erfüllte die ganze Besatzung mit großem Schmerz.
Meine Schwiegertöchter machen mir fortwährend furchtbare Szenen.
Meine Söhne und ich, wir haben beschlossen, die Nacht zu benützen, um uns der Frauen zu entledigen. Der Feldzugsplan wurde in aller Verschwiegenheit durchgeführt. Aber bei Tagesanbruch waren die Frauen noch immer da. Wir hatten uns im Dunkel der Nacht geirrt und vier Affen ertränkt!

. . . . . igster Tag. — Mit aller Vorsicht ließ ich die Taube ausfliegen. Sie flog dreimal um die Arche und entfernte sich dann. Mein Sohn Sem nahm Wetten bezüglich des Zeitpunktes ihrer Rückkehr an. Sie kam schon nach einigen Minuten und hielt einen Ölzweig im Schnabel.
Dann fuhr die Arche am Gipfel eines Berges auf, den ich aufs Geratewohl Ararat taufte. Am Himmel erschien ein vielfarbiger Bogen. Ich faßte ihn als eine Offenbarung der göttlichen Güte auf, ließ aber dessenungeachtet für den Fall der Gefahr meine Frau zuerst aussteigen. Dann folgten wir anderen.
Am Land. — Ein schreckliches Leben. Man könnte fast taub werden. Man hört unablässig „Habtschi . . . Habtschi . . . Habtschi . . ."
Buchstäblich jedermann, die Ente, der Leopard, die Kröte, das Zebra, der Hase, der Bär, der Geier, die Spinne, der Orang-Utan und der Maikäfer, jedermann ohne Ausnahme hat Schnupfen!

(Berechtigte Übertragung aus dem Französischen von Leo Korten)

Lieber Simplicissimus!

Ich antichambriere bei einem mittelkräftigen Verleger. Im Vorzimmer des Gewaltigen sitzt ein kleiner, bebrillter Herr und fragt nach meinem Anliegen. Ich strecke die Fühler aus und spreche von Remarques Erfolgen. „Um Gottes willen", fährt der Kleine auf, „Sie haben doch nicht etwa Kriegsliteratur? Die Zeit ist vorüber, — jetzt gehn bloß noch große technische Sachen und kleinere Schweinereien!"

•

Gestern morgen begegnete ich Frau Werkmeister Loch. Sie kam gerade aus der Kirche, befand sich aber trotzdem in keineswegs rosiger Stimmung. Teilnahmsvoll frage ich nach dem Grunde ihrer Bewegtheit. Darauf Frau Loch in höchster Erregung: „Ach, man möchte verzweifeln! Da bet' ich und bet' ich, und kein Teifel erhört mich!"

Sklarek

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Es jeht nischt ieber unsre Beamten . . . selbst wenn se um zwölf Millionen beschummelt werden — se kommen doch dahinter!“

Land und Stadt

. . . Und als er in die Stadt kam, die verruchte,
Die man ihm sumpfig, grau geschildert hatte,
Verstopfte er die Ohren sich mit Watte.
Fand Unterkommen. Recht und schlecht. Und fluchte.
– So wie im Dorf daheim.

Anfangs lag Trauer noch in seinem Blick.
Kitschfilmromantik. (Etwa: „Schloß am See“)
. . . Doch bald fand er auch hier ne pralle Fee
Mit Muttersinn. Und Zopfgewürg im Genick . . .
– So wie im Dorf daheim.

Heut ist er eingelebt. Verheiratet. Und Vater.
Er weiß Bescheid: Es geht hier so wie überall!
– Sechs Tage schuftet man, – und sitzt dann im Theater,
Man wacht am Montag auf mit einem Kater,
– So wie im Dorf daheim!

John Förste

Lieber Simplicissimus!

Dr. S., Vorstandsmitglied einer mittleren Aktiengesellschaft, gab in seiner neubezogenen Vorstadtvilla eine abendliche Tafelfreude. Die vorgerückte Abendzeit bringt die zwanglose Gruppierung und die Unterhaltung aus dem Stegreif. Im Gefühl eines umständegebotenen Bedürfnisses der äußeren Teilnahme an Personen und Dingen, die den neugebackenen Grundeigentümer beschäftigen, stellt die Gattin eines Brauereidirektors an den gut gelaunten Hausherrn die Frage: „Und dieser Herr dort im Bild ist wohl Ihr seliger Vater?“

„Mein Großvater“, stellt der Hausherr mit leichtem Stolz richtig. Und setzt hinzu: „Er war zu seiner Zeit ein sehr einflußreicher Minenbesitzer in Mexiko.“

„Und was ist aus den Minen inzwischen geworden?“

Der Hausherr mit wehmütigem Anflug: „Schicksalswalten, gnädige Frau, alle versoffen.“

Darauf die ganz verdutzte Frau Direktor: „Den Eindruck macht der Herr aber gar nicht.“

h. s.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder**, Stuttgart

Post festum

Das bejammernswerte Leut
Resi Neumann, Konnersreuth,
das wir fast vergessen hatten,
tritt nun wieder aus dem Schatten.

Fritze Gerlich, Dr. phil.,
hochberühmt durch seinen Stil,
sucht mit zween beleibten Bänden
Licht in unsre Nacht zu senden.

Gerne lauschen wir und froh
Resis Impresario.
Trefflich macht er seine Sache
als Historiker vom Fache.

Eins nur bleibt uns ungeklärt:
warum er's erst jetzt beschert.
Sonst gibt's solche raren Gäste
doch schon zum Oktoberfeste.

Ratatöskr

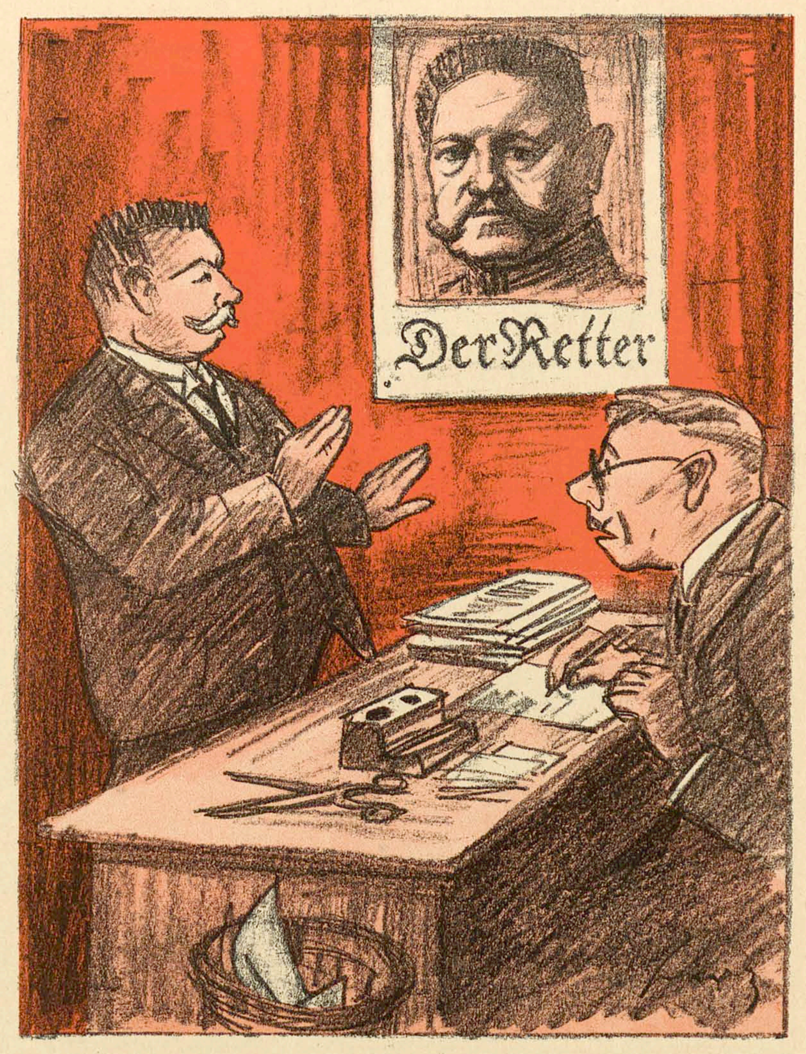
Bumm stört den Frieden

Von Bruno Manuel

Bumm, genannt der Kanonenkönig, saß in dem stolzen Privatkontor. Er sah wirklich harmlos aus. Sein unheimliches Doppelkinn wucherte verschämt aus einem Dornbuschkragen. Sein Blick war magisch an die Wand geheftet. Da baumelten, auf blauem Samt, die anmutigsten Medaillen. Verliehen von Herrschern, die dank Bumm verschiedentlich im Felde gesiegt haben.
Bumms Kanonen bildeten das Entzücken der zivilisierten Welt.
Vor ihm auf dem Schreibtisch ruhte das Modell des allerneusten Schnellfeuergeschützes — Bumms ganzer Stolz. Es gab hundert Schuß in der Minute ab. Derart hingerissen von seinem entzückenden Werk war Bumm, daß er eine kleine Notiz im Morgenblatt vollkommen übersah, welche besagte, daß ein gewisser Völkerbund die mit Recht so beliebte Abrüstung beschlossen habe.
Daß Bumm die Nachricht übersah, war Schuld der Redaktion. Sie stand, angesichts ihrer Wichtigkeit, noch weiter hinten, unter den Unglücksfällen vom Tage.
Beim zweiten Frühstück erst stieß Bumm darauf und schluckte, außer einem enormen Stück Roastbeef, eine ihm auf der Zunge schwebende Äußerung herunter. Dann streifte er den Harmlosen ab, schulterte sein Raffinement und erklomm unten am Portal den Achtzylinder, der ihn ohne Zaudern zum Kriegsminister brachte.
Den traf er liegend auf dem Sofa vor, holdem Nichtstun hingegeben.
„Verzeihung, ich komme wohl ungelegen?" fragte Bumm mit einem Bückling.
„Ganz im Gegenteil, mein lieber Bumm", schnaufte der Minister. „Hab' bloß etwas gedrusselt. Was kann ein Kriegsminister heutzutage anders tun?" Er gähnte und fuhr fort: „Jetzt verbieten sie uns auch das Rüsten. Wo soll das noch hinführen?"
„Herr Minister, Sie denken doch nicht im Ernst daran? Wir sind ein notleidendes Volk. Wir brauchen Kanonen."
„Ich bin entschieden auch der Ansicht. Aber was bleibt uns übrig?"
Bumm als schlichter Patriot kehrte das vaterländische Gemüt heraus und meinte: „Meiner Ansicht nach ist es Pflicht eines nationalen Mannes, auf die Abrüstung zu pfeifen."
„Gewiß", unterbrach der Minister. „Grundsätzlich bin ich auch dafür. Aber solange unsere Nachbarn mitmachen, können wir uns nicht gut ausschließen."
„Herr Minister, glauben Sie doch das nicht", fabelte Bumm. „Ich bin der Meinung, daß unsere Nachbarn nicht mitmachen."
Der Minister war platt. Sein Staunen nahm bedeutenden Umfang an.
„Das wäre natürlich eine andere Sache", versetzte er und strich sich über den Bart. „Wenn es so ist, würden wir auch . . ."
„Das nenne ich national", entfuhr es Bumm. „Nur durch eine starke Wehrmacht kann die schwer betroffene Wirtschaft genesen."
Als am andern Tag das fahrplanmäßige Flugzeug in der Hauptstadt des Nachbarlandes niederging, entstieg der Kabine Bumm. Die Brust gebläht, das Kinn an der Binde, so markierte er den Würdigen. Unverwandt suchte er den Herausgeber eines chauvinistischen Blattes auf.
„Sagen Sie, Bester — was halten Sie von Abrüstung?"
Der Herausgeber maß ihn mit grimmem Blick und brummte, abfällig wie noch nie: „Idiotisme!" was soviel wie Blödsinn heißt.
Bumm fiel vor Wonne fast vom Sessel. Der Mann war ihm auf Anhieb sympathisch. Und dem log er die Hucke voll.
„Ich komme direkt aus Ihrem Kriegsministerium. Es hat mir ohne weiteres tausend Schnellfeuergeschütze in Auftrag gegeben, Modell FZ (fürchterliche Zerstörung) und die doppelte Anzahl für demnächst in Aussicht gestellt. Ich weiß also positiv, daß Ihr Land nicht abrüstet. Wollen Sie darüber etwas bringen?"
Der Herausgeber, dessen einziger Mangel es war, nicht alles unbedingt zu glauben, fragte: „Mit wem habe ich denn das Vergnügen?"
„Bumm!" feuerte der Kanonenkönig seinen Namen ab.
Der Herausgeber schnappte plötzlich über. Er baggerte tonnenweise Begeisterung hoch. Ansätze von Veitstanz traten bedrohlich an die Oberfläche.
„Welch Glanz in meiner Hütte", deklamierte er. „Fabuleux, fabuleux! Wird selbstverständlich gedruckt, Herr Bumm."
Inbrünstiger Wonne voll trat Bumm den Rückweg an. Zu Hause wartete er das Echo ab.
Das war vorzüglich. Es hätte gar nicht besser sein können. Denn Bumm wurde zum Kriegsminister gebeten. Der Kriegsminister deutete auf das fremde Blatt, er deutete auf einen Artikel und sagte: „Da haben wir's: die rüsten weiter!"
Bumm las. Ein infames Schmunzeln spielte um seinen Mund. Aber was ein richtiger Kanonenkönig ist, läßt sich nicht verblüffen. Er rief in hehrem Zorn: „Das müßte uns zu denken geben!"
Sein vaterländisches Gemüt schlug hohe Wellen.
„Seien Sie ganz unbesorgt", beschwichtigte der Minister. „Wir rechnen auf Sie. Ihre neue Erfindung kommt da wie gerufen. Also bauen Sie uns mal schleunigst zweitausend FZ-Geschütze. Aber, bitten uns aus, dieses Wunderwerk der Technik wollen wir allein haben."
„Ehrensache", rief Bumm aus tiefer Überzeugung.
— — —
„Incroyable!" fluchte eine Woche später der Kriegsminister des Nachbarlandes. „Unerhörte Schweinerei! Wenn die rüsten, rüsten wir auch. Cela va sans dire."
Und er depeschierte an Bumm:
bestellen viertausend fz schnellfeuer stop wann lieferbar stop.
ehestens — antwortete Bumm.

§ 4

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Was soll das in der Redaktion einer deutschnationalen Zeitung?“ — „Verzeihung, Herr Hugenberg — das war unser Wahlplakat!“

Liebe

(Zeichnung von George Grosz)



„Doktorchen??“ — „Nee, mein Süßes!“ — „Na, denn nich, oller Kokskopp!“

Rückkehr eines Thüringers aus England

Nun war ich drüben überm Kanal
In London, fast eine Woche.
Nun fahre ich nach Schnepfental.
Für mich beginnt nun wieder einmal
Eine Epoche.

Muß ich auch für das letzte Stück
Einen Personenzug nehmen,
Nur in der Ferne liegt das Glück,
Durchaus nicht im Bequemen.

Anni ist Anni und immer ganz Ohr
Für Worte, wie ich sie wähle.
Nun stelle ich mir in Gedanken vor,
Wie ich ihr von London erzähle.

Ich habe studiert und photographiert —
Die Bilder kann ich auch zeigen.
Ich wollte nur, ich wäre blasiert.
Dann könnte ich unterwegs schweigen.

So aber bin ich zu mitteilsam,
Fast wie ein unmündiger Knabe.
Es ist beschämend und doch sehr heilsam,
Daß ich schreckliches Heimweh habe.

Joachim Ringelnatz

Die Tagung / Von Theobald Tiger

Nun, Mutter, bürst mir den Zylinder,
den guten Sonntags-Gehrock hol herbei;
gehab dich wohl — paß gut auf, auf die Kinder,
pack mir die Stullen ein und auch ein Ei ...
Heut fahr ich los, um neun Uhr, im Expreß ...
heut ist Kongreß!

Vom Reichsverband sind die Kollegen
schon alle in die ferne Stadt geeilt.
Man wird uns dort brillant verpflegen,
weil ein Minister bei uns weilt.
Die Hoteliers sind froh. Sie wissen es:
heut ist Kongreß.

Zu ernster Arbeit sind wir dort versammelt.
Der Herr Minister spricht — das ist der Clou
(da ist der Saal noch voll, voll wie gerammelt) —
er sagt uns seine Unterstützung zu ...
Das ist ein großes Wort. Ein amtliches —
heut ist Kongreß.

Dann wird man viele schönen Reden hören.
Jedweder bittet um des Wortes Gunst.
Da kann uns die Opposition nicht stören —
Abstimmen lassen ist auch eine Kunst.
Die Hände hoch! Und kurz ist der Prozeß ...
heut ist Kongreß.

Wir sprechen von den einfach ungeheuern
Unkosten in Fabrik und in Bureau
und von den viel zu hohen Steuern —
„Das, meine Herren, geht nicht weiter so!
Was hier geschieht, ist ein Exzeß!"
Heut ist Kongreß.

Im Saal ein Nickerchen ... die Uhr ist viere ...
Der Redner liest und liest und redet seins ...
Dann sitzen wir in Reihen froh beim Biere
und trinken, trinken immer noch eins.
Denn, Mutter, schon die ollen Germanen
versammelten sich mit allen Schikanen
rechts vom Rhein und links vom Rhein:
Deutsche Arbeit will beredet sein.
Weil selbe immer nur gedeiht
im Treibhaus unserer Wichtigkeit.
Leb wohl! Da pfeift schon der Expreß ...!
Heut ist Kongreß.

Obdachlos

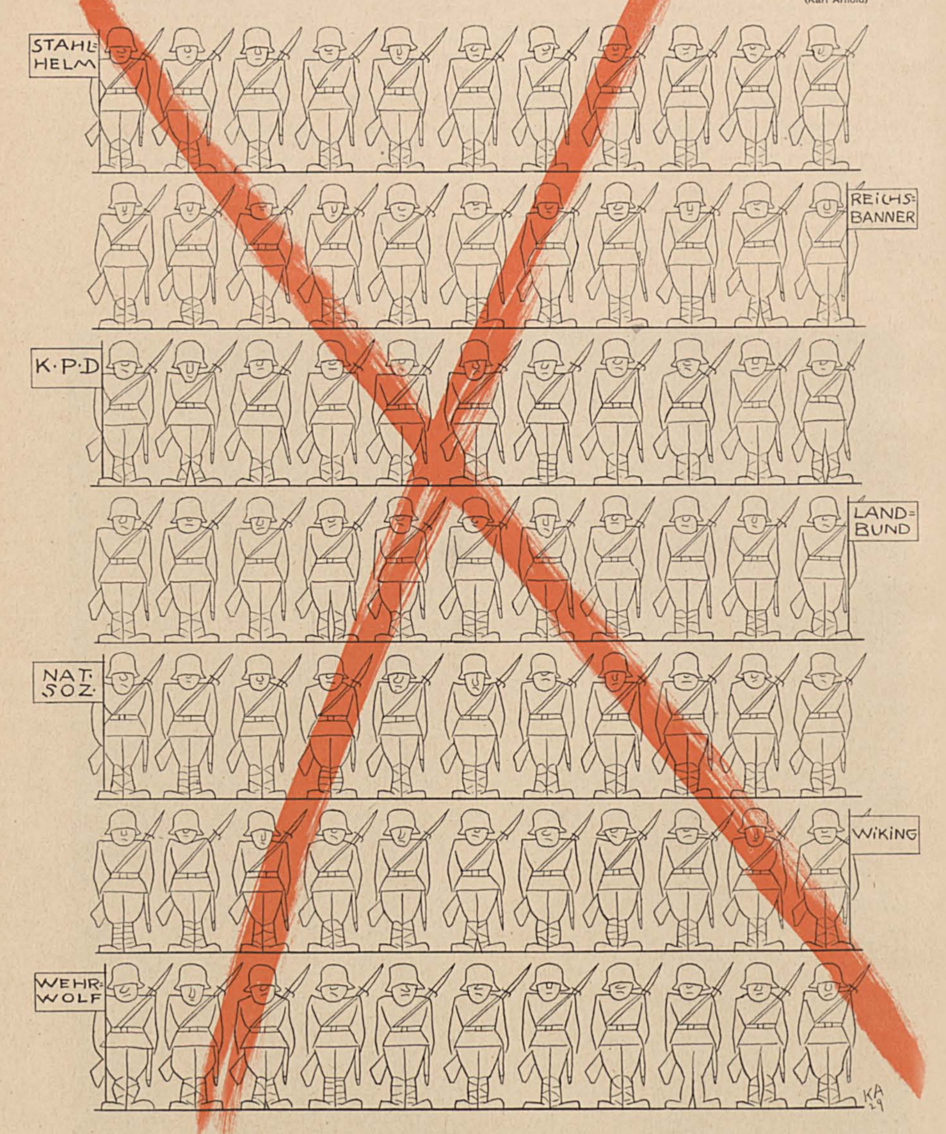
(Zeichnung von E. Schilling)



„Die Weltbank macht mir Sorge. Wenn die nur endlich ein Unterkommen hätte!"

Der Uniformdeutsche

(Karl Arnold)



Bei uns darf jeder nach seiner Fasson Unheil anrichten.

Stuttgart, 21. Oktober 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 30

SIMPLICISSIMUS



Stresemanns Erben

Alles war wie sich's gehört,
jeder hat ihm Gutes nachgerufen,
selbst die Büffel mit den plumpen Hufen
haben diesmal kaum gestört.

Und nun zählt er zu den Großen,
und zum erstenmal seit so viel Jahren
hat er es nun doch erfahren:
Wundervoll schläft sich's auf Rosen.

Leise, daß ihn keiner störe,
aber hoffnungsvoll und mit Genuß,
weil ja einer doch dran glauben muß,
proben die Parteitenöre.

Welches ist der rechte Ton?
Soll er schmetternd aus der Kehle dringen
oder soll er mehr betörend klingen?
Mancher hat die Lage schon.

Aber wird es Beifall geben?
(Stresemann hat ihn gehabt –
allen galt er ja so hoch begabt . . .)
doch die Frage ist: ob schon im Leben – – !

Peter Scher

Einigkeit macht stark / Von Hans Reiser

Das Städtchen Huancayo liegt am Ende der Oroyabahn, die innerhalb acht Stunden entsetzlich pfauchend und ratternd eine Höhe von fünftausend Metern erklettert und dann auf dem Osthang der Kordillere in eine flache Pampa hinabbraust. In der Sierra sind die Hütten der Indios aus lose aufeinandergeschichteten Steinen, dann sind sie aus Bambusstäben und schon manchmal mit Lehm verkleistert. Dann kommt ein Fluß, und dann sind wir in der stolzen, ganz aus Lehm gebauten Stadt Huancayo. Der Fluß ist das halbe Jahr ausgetrocknet, und die Indios haben Mühe, ihre ewigen grellfarbigen Wollröcke in den seichten Pfützen reinzukriegen und fummeln dafür um so wahnsinniger mit ihren Lumpen auf den Felsblöcken herum.
An diesem Fluß liegt hinter schlanken Eukalyptusbäumen die halbverfallene Brauerei von Herold. Sie sieht recht trostlos aus, seit sie stillsteht. Die Kessel sind verbeult, die Rohre und Räder verrostet. Man hat den Eindruck, daß über die herrliche europäische Einrichtung bald Gras wachsen wird, das Gras der alles überwuchernden Wildnis. Das Geschäft war immer gut gegangen, aber das Fieber oder welche seltsame Krankheit, die er hat, hat den alten Herold heruntergebracht. Er hat keine Energie mehr. Mit der europäischen Energie ist es hier so eine Sache; mit der Zeit hört das auf, und eines Tages ist jeder so weit, daß er alles verschlampen läßt und zu spinnen anfängt.
Aber Herold sagt, er macht schon wieder Bier. Nächste Woche will er anfangen.
Der Wurstmacher Neubert hat in der Hauptstraße einen kleinen Laden. Salchicheria alemana steht darüber. Da verkauft er Leberpressack und Schwarzwurst an die Mestizen und Cholos, und Flaschenbier an die Deutschen und anderen Weißen. Nur die reinblütigen Indianer kaufen ihm nichts ab, sie verstehen das Zeug nicht. Aber sonst könnte er dreimal soviel verkaufen, wenn er mehr herbeibrächte. Aber es ist so wahnsinnig heiß, und überhaupt, wozu denn, wenn es auch so geht.
Bier hat er immer zweierlei gehabt, das von Herold und das von der deutschen Brauerei in Cerro de Pasco. Aber Herold liefert ja nichts mehr. Auch behaupten gewisse Nörgler, sein Bier sei ein ganz gemeiner Sud, das reine Gift, von dem man den Durchfall bekommt. Und sie möchten bloß wissen, aus was der Kerl das Gesöff eigentlich macht.
In der Neubertbude stehen links hinter der Tür zwei runde gelbe Tische und vier eiserne Gartenstühle. Da sitzt von zwei Uhr ab der Maler Lehmann aus Hannover, der in München auf Kunstmaler studiert hat. Er schabloniert einen Fries in der Kirche, und weil es keine Schablonen gibt, hat er sie selbst gemacht. Seit er bei den Pfaffen ißt und wohnt, wird er jeden Tag katholischer. Bei der dritten Flasche fängt's an; entweder er kräht grausam falsch dazwischen, wenn die anderen anständig singen, oder er wird religiös. Man kann bald nicht mehr mit dem Kerl verkehren.
Dann sitzt da jeden Nachmittag ein Elektrotechniker, Ingenieur schimpft er sich natürlich, der bei einer amerikanischen Firma angestellt ist. Er redet sehr viel von Dynamos, Gleichstrom und Hochspannung, säuft, was hineingeht, und muß um neune einpassieren. Vor acht Tagen hat er eine Chola geheiratet, mit der er immer in die Kirche gehen muß. Wenn er sich verspätet, muß ihm Neubert einen Entschuldigungszettel mitgeben.
Dann sitzt noch der lange, schwerfällige Merdner da, der eine Flasche nach der andern hinunterstellt und gar nichts sagt außer seinem Lieblingssatz „Es ist alles beschissen". Ich hielt ihn für einen pommerschen oder niederbayrischen Bauern, aber er ist in Bolivien geboren und kugelt schon dreißig Jahre lang in Südamerika herum. Jetzt hilft er Neubert beim Wurstmachen.
Der Kaufmann Helmer, der schief vis-à-vis einen Laden hat, ist noch der strebsamste. Er kommt nur hin und wieder auf einen Schluck rüber, mehr wegen der Geschäftsbeziehung. Und der junge Lehrer mit seinem Zwicker kommt nur selten, und wenn er kommt, trinkt er überhaupt nichts. Dagegen ist der dicke Sprott, ein ganz verwahrlostes Mannsbild, ständiger Stammgast. Er hat einen spiegelblank gewetzten blauen Anzug von etwas ländlichem Zuschnitt an und immer noch seinen steifen Hut, den er nicht hergibt. Er tut gar nichts, tut aber auch nicht so, als ob er was täte, und wird jeden Tag dicker und phlegmatischer. Auch er lebt mit einer nicht mehr ganz jungen Mestizin, die einen Tuchladen hat, in dem sie wohnen, kochen, essen und schlafen. Auf den Tuchballen, weil sie kein Bett haben.
Und so hätten wir die deutsche Kolonie so ziemlich beieinander. Alle diese verdammten Mannsbilder hocken Tag für Tag beim Neubert, versaufen ihre paar Centavos und lassen aufschreiben und fluchen und jammern über das Klima und über Amerika und über Gott und die Welt.
Eines Tages sagte Neubert: „Señores, ich mache euch einen Vorschlag! Wir sind jetzt zwölf Deutsche, da ist es Zeit, daß wir einen deutschen Klub gründen. Es gibt einen amerikanischen Klub und einen peruanischen Klub, also warum soll es ausgerechnet keinen deutschen Klub geben, was? Infolgedessen, meine Herren, infolgedessen fehlt nur der deutsche Klub. Es gilt einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen. Die Sache kostet nicht viel, die paar Kröten kann jeder bringen. Ich habe es mir überlegt, das Lokal wäre beim Helmer im ersten Stock, Bier und Wurst besorge ich, die Bibliothek muß der Lehrer einrichten. Sind die anwesenden Herren einverstanden?"
„Ich bin nicht katholisch", sagte Lehmann, „aber das eine ist sicher, es muß ein höheres Wesen geben, es gibt einen Gott!"
„Also einstimmig angenommen", sagte Neubert, „die Gründung ist beschlossen! Señores, erheben wir uns von den Sitzen! Der deutsche Klub, er lebe hoch! Hoch! Hoch! Prost, gsuffa!"
Lehmanns Stuhl war umgefallen.
„Stimmen wir ein Lied an! Und du, Lehmann, hältst die Schnauze!"
Es stieg der Kantus: „Sei gegrüßt in wei—ter Feeer—ne, teure Heieieiei—mat, seieieih gegrüßt!"
Lehmann krähte greulich dazwischen.
Am Sonnabend fand die erste Zusammenkunft statt. Was bei Neubert war, marschierte geschlossen ins Vereinslokal hinüber, jeder schleppte ein paar Flaschen. Wurst und Gläser hatte Neubert schon vorausgeschickt. Später kam der Lehrer mit einem Indio, der einen Sack voll Bücher und deutschen peruanischen Zeitschriften ablud und auf einer leeren Kiste aufschichtete. An die verräucherte Wand wurde ein Bildnis von Kaiser Wilhelm aus der „Woche" genagelt. Es kam noch der Buchhalter Oberlein, ferner ein Bierbrauer aus Ulm im Lodenmantel, der auf einer Urlaubsreise war, und ein o-beiniger Sachse in Kniehosen und Wadenstrümpfen, als wären wir in Loschwitz. Zuletzt kam Herold, auf seinen Stock gestützt. Er sah recht hinfällig aus.
„Wir müssen alle Konkurrenzbier saufen", schrie der Ingenieur, er war schon voll, „warum kriegen wir nichts mehr von Ihnen?"
Der Bierbrauer ließ sich ächzend auf einen Stuhl fallen und schlappte den Hut auf den Tisch.
„Was habt ihr denn da für Zeug?"
„Feine Marke! Probieren Sie! Prost!"
„Und ich sage, das Heroldbier ist besser!"
„Mach doch keen Quatsch, Menschensgind!"
Die Meinungen schwirrten erregt durcheinander.
„Wat versteht denn ein Schwabe von Bier", sagte Lehmann. Der Ulmer fühlte sich doppelt gekränkt, sowohl als Landsmann wie als Bierkonsument. Er war schließlich vom Fach, er verstand doch auch etwas, und überhaupt.
„Paß auf, du großvotzeter Schnapspreiß", sagte er, „daß i dir koi Bierflasch auf dei Kartoffel naufrumpla laß!"
Der Sachse sprang vermittelnd ein. „Ginnersch, machd doch geene Merde!"
Auch Neubert mahnte maßvoll zur Ruhe. Heute, am Gründungstag des deutschen Klubs, welcher einem langjährigen Bedürfnis abhilft, sei die schönste Gelegenheit gegeben, die brüderliche Einigkeit der deutschen Stämme zu beweisen. „Bedenken wir das Ganze, jeder hat für sein Teil recht, und was mich betrifft, mir ist es gleich, was ich verkaufe, ich muß nehmen, was ich kriege."
„Das Heroldbier ist ein Seich, ein Sauzeuch!" schrie Lehmann. „Man kann sagen, was man will, es gibt eine höhere Macht —"
„So", sagte Herold ganz zerschmettert, stützte sich schwer auf seinen Stock aus Eukalyptusholz und stand auf, „dann machen Sie ein besseres!"
Und ging hinaus. Niemand hatte die

Geistesgegenwart, ihn zurückzuhalten. Keiner war mehr nüchtern, die verletzten Gemüter ließen sich nicht beruhigen, die Völkerschaften prallten aufeinander. Der nächste, der sich drückte, war der Buchhalter Oberlein. Als feiner Max in weißer Leinenhose mit Bügelfalte entschuldigte er sich formell, er müsse noch dringende Arbeiten erledigen. Mit einem strohtrockenen „Buenos noches, Señores!" empfahl er sich aus der ungemütlichen Atmosphäre der Trunkenbolde. Nicht eben ein gutes Beispiel, das er den anderen gab. Merdner, sonst mit dem dauerhaftesten Sitzfleisch begabt, schob ab, dann lief Helmer weg, dann wankte Lehmann hinaus; vielleicht war ihm schlecht.
„Religion muß sein —", faselte er.
Sprott war eingeschlafen, und zuletzt waren nur mehr Neubert und der Lehrer da.
„Was mache ich jetzt mit den Büchern?" fragte der.
„Die lassen Sie am besten wieder holen, hier fressen sie ja doch bloß die Mäuse."
Neubert trank noch einen Schnaps in der Helmerschen Tienda und sagte, daß Sprott noch oben sei. Helmer ging hinauf und holte die drei Kerzen, die er dem Klub gegen Verrechnung zur Verfügung gestellt hatte. Dann leuchtete er Sprott hinunter. Der stolperte auf die finstere Straße und schlug instinktiv die Richtung nach seinem Kattunladen ein. Und er wunderte sich nicht einmal, daß er auf einmal so allein war.

Parteipolitisches

Politische Diskussion. Man spricht über die Zukunft der Deutschen Demokratischen Partei. Im allgemeinen sind die Ansichten recht pessimistisch. Endlich kommt ein Optimist zu Wort. „Ach was", meint er, „da sagt man immer, es gäbe keine Demokraten mehr. Ich kann Ihnen sagen, es gibt noch Dutzende!"

•

Landtagswahl in Mecklenburg. Der alte Baron X auf Y, der wegen seines Geizes berühmt ist, hat seinen Leuten vor der Wahl versprochen, wenn auf dem ganzen Gute keine einzige „rote" Stimme abgegeben würde, solle jeder am Tage nach der Wahl einen fetten Hammel haben und außerdem werde er noch für das Erforderliche zum Begießen des Bratens sorgen. Am Abend des Wahltages ergibt sich, daß 174 Stimmen „rechts" und eine einzige „rote Stimme" abgegeben sind. Die stammte nämlich vom Herrn Baron selbst, der mit dieser einen, ungefährlichen „roten" Stimme 174 „Rechtsstimmen" erobert und 174 fette Hammel gespart hatte, von Bier und „Köhm" ganz zu schweigen!

•

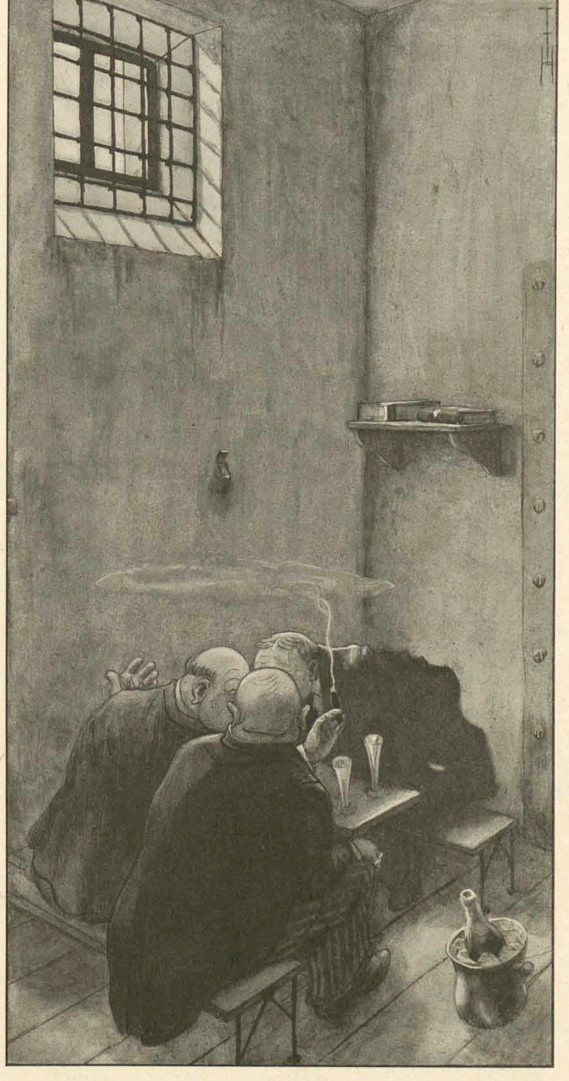
Am 8. November 1918 nahm ein Glasermeister des schwäbischen Städtchens H. einen Kistendeckel seiner Werkstatt, strich ihn mit weißem Kalk an, malte darauf: „Nieder mit der Monarchie!" und trug die Tafel an einer Stange im Revolutionsumzug mit. Fatalerweise begann es aber zu regnen; der Regen wusch den weißen Anstrich ab, so daß unter der Inschrift auf dem vormaligen Glaskistendeckel die Worte erschienen: „Vorsicht, nicht stürzen!"

•

Unser Herr Pfarrer, genannt der starke Mann von Tuntenhausen, sagt immer: „Die Dogmatik ist der Militarismus der Religion."

Gebrüder Sklarek

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Korrupte Zustände — jetzt waren wir mit allen Parteien befreundet und doch sitzen wir hier!"

Mondkonferenz in Sachen Raketenflug (Zeichnung von E. Schilling)



„Ich bin gegen Einreiseerlaubnis und für Aufstellung von Fliegerabwehrgeschützen!" — „Aber bedenken Sie, Exzellenz — der Fremdenverkehr."

Begegnung mit Unbekannt zwei Uhr nachts

Ein lichtloser Himmel hängt über toten Häusern. Ohne Ende dehnt sich vor mir die Straße in das nächtliche Dunkel; zu dieser Stunde brennen nur noch wenige Laternen. Zweihundertvierunddreißig Schritte sind es von einer zur anderen — zweihundertvierunddreißig Schritte Finsternis. Dann trete ich in den trübgrünlichen Lichtkreis, schreite hindurch, mein Schatten läuft mir unter den Füßen davon, und ich bin wieder allein. Zweihundertvierunddreißig Schritte — bis zur nächsten Laterne.

Aber auf einmal geht jemand neben mir her. Ich bin nicht gerade ängstlich — nein, das kann mir keiner nachsagen —, aber dieser ungebetene Begleiter beunruhigt mich. Ich verlangsame, ich beschleunige den Schritt, um ihn loszuwerden — er bleibt beharrlich an meiner Seite. Was zum Teufel will der Kerl von mir? Ist denn kein Schutzmann . . .

Und da beginnt der Unbekannte zu reden, mit einer sanften, friedfertigen und ein wenig traurigen Stimme.

„Rufen Sie nicht nach der Polizei, mein Herr. Sie bemühen sich umsonst. Vor zwei Stunden ist die letzte Patrouille durch diese Gegend gekommen; bis vier Uhr werden wir ungestört sein. Das sind noch volle zwei Stunden. Ich denke, es wird genügen für das, was wir vorhaben."

Mir ist sehr unbehaglich zumute; aber ich bemühe mich, es nicht merken zu lassen, und sage leichthin: „Wir? Ich wüßte nicht, daß wir gemeinsam irgend etwas . . ."

„Sie irren, mein Herr!" unterbricht er mich. „Wir haben gemeinsam etwas vor: wir werden zusammen sterben. Ich werde uns beide umbringen; zuerst mich, dann Sie."

„Sie wollten natürlich sagen: zuerst Sie, dann mich!" verbessere ich ihn und wundere mich über meine erstaunliche Kaltblütigkeit.

Er lächelt nachsichtig: „Oho! Sie halten auf Ordnung. Sind wahrscheinlich Staatsbeamter?"

„Jawohl. Postsekretär."

„Das freut mich ungemein. Auch mir war die mittlere Postbeamtenkarriere sozusagen an der Wiege gesungen; ich habe es aber nur bis zum Assistenten gebracht. Sonny boy qui mal y pense!"

Mir fällt ein Stein vom Herzen. Der Mann ist ja ganz harmlos, offenbar nur ein bißchen betrunken. Aber da packt er plötzlich meine Schulter und zwingt mich, stehen zu bleiben.

„Sie glauben, der Alkohol . . .? Nein, mein Bester! Ich bin nicht betrunken, wie Sie wohl gerne glauben möchten — ich bin verrückt. Bin so verrückt, daß ich sogar meinen mir ans Herz gewachsenen Beruf aufzugeben nicht umhin konnte."

„Das tut mir aber aufrichtig leid!" werfe ich ein.

„Ich danke Ihnen für dieses Zeichen Ihrer Teilnahme. Ich habe einen Mann gekannt, der zum Begräbnis seiner Frau sämtliche Orden anlegte; und als sie ihn fragten, weshalb er das täte, antwortete er: Ich muß repräsentieren, denn ich bin quasi doch der erste Leidtragende. Jawohl, mein Herr: Rangordnung und frühes Leid, das unterscheidet den Menschen vom Tier . . ."

„Vergessen Sie nicht das wichtigste Unterscheidungsmerkmal: das Denken!"

„Das Denken?" sagt er höhnisch und mit plötzlicher Schärfe. „Das Denken? Nein, lieber Herr. Da muß ich Ihnen leider auf das entschiedenste widersprechen. Denken dürfen nur wir Verrückten. Soll ich Ihnen erst beweisen, wie gerade das Denken mich in Konflikt brachte mit den Vorgesetzten und den übrigen Vertretern der menschlichen Ordnung? Muß ich Ihnen schildern, wie es mir erging, als ich Resultate eigenen Denkens verlautbarte. Als ich beispielsweise von der Möglichkeit, der keineswegs undenkbaren Möglichkeit sprach, daß eines Tages die Hundertfünfundsiebziger die Macht im Staate an sich reißen und unsere Gesetze dahin ändern könnten, daß künftighin das, was wir als normale Sexualbetätigung bezeichnen, unter Strafe gestellt wird? Wie, mein Herr? Sie schütteln den Kopf? Solche Gedanken erscheinen auch Ihnen abwegig?"

„Jawohl. Solche Gedanken scheinen nicht nur — sie sind abwegig. Ich als ein wenn auch geringer Diener eines Ordnungsstaates muß sie rundweg ablehnen."

„Das ist schade. Sehr schade. Aber ich hätte es mir ja gleich denken können: Sie sind für mich verloren, sind ein hoffnungslos normaler Mensch!"

„Gott sei Dank!" sage ich mit Nachdruck.

Er nickt traurig: „Leben Sie wohl. Versichern Sie auch Ihre werte Frau Gemahlin meiner anerkannt vorzüglichen Hochachtung!"

„Götz von Berlichingen!" schreie ich wütend, um mich für die ausgestandene Angst zu rächen. Da wendet er sich um und sagt mild: „An sich ganz gern. Aber Sie verstehen: Ich als ehemaliger Staatsbeamter, ich darf das nicht."

h. s.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Die vatikanische Bank

„Mein Reich", tat Christus kund,
„ist nicht von dieser Welt."
— Viel weniger ungesund
denkt man in Rom vom Geld.

Es geht denn doch nicht an,
nach Seelen bloß zu fahnden.
Drum ist beim Vatikan
jetzt eine Bank entstanden.

Hier wirkt und rechnet froh,
besorgt um das Liquide,
die Congregatio
de propaganda fide.

So bleibt sich Gott und Welt
quasi proportional:
die Zahl der Heiden fällt,
es steigt das Kapital.

Mehr Lohn fürwahr und Dank
winkt diesem Unterfangen
als der verruchten Bank,
auf der die Spötter prangen.

Ratatöskr

Übersetzer gesucht!

Im Vordruck KSSG 21 des Reichsentschädigungsamtes für Kriegsschäden heißt es unter anderem: „Die Eintragung in das Reichsschuldbuch wird vom Reichsentschädigungsamt veranlaßt werden, sobald der Schlußentschädigungsbescheid unanfechtbar geworden ist. Der Bescheid wird unanfechtbar, wenn der für den Geschädigten ausgestellte Schlußentschädigungsbescheid unanfechtbar geworden ist. Der für den Geschädigten ausgestellte Schlußentschädigungsbescheid wird unanfechtbar, wenn eine Beschwerde innerhalb der unten erwähnten Beschwerdefrist weder von dem Geschädigten noch von einem beschwerdeberechtigten Gläubiger gegen den ihnen zugestellten Bescheid eingelegt ist, oder schon vorher, wenn von sämtlichen Beschwerdeberechtigten auf die Beschwerde gegen den ihnen zugestellten Bescheid verzichtet wird."

Nord und Süd

Vormittag im Park von Sanssouci. Potsdamer Ehepaar, Kleinbürger mit ihrem etwa neunjährigen Sohne, der fortgesetzt quengelt: „Máma — Mamma — Mamm—á." — „Na, nu red' doch schon." — „Mámma, hat der alte Fritz auf den Rasen treten dürfen?"

•

In der Nummer 222 des „Boten vom Welzheimer Wald" findet sich folgende gemütvolle Anzeige!

Gegen die Kriegsschuldlüge!
Nächsten Sonntag nachmittag 2 Uhr
vaterländische Unterhaltung
im Gasthof z. „Rößle", Kaisersbach, mit Gesang, auch Heiteres. Jedermann, der für die Not des Vaterlandes Verständnis hat, ist freundlichst eingeladen. Der Einberufer.

Zweg'n der Gaudi.

Emil und Lisa

In der letzten Zeit traf ich Lisa mehrere Male in Begleitung eines Herrn in Vorkriegszivil und schloß daraus auf Verlobung.

„Es hätte nicht viel gefehlt", sagte sie sinnend, „aber er war doch nicht der Richtige für mich. Er hatte einige unangenehme Angewohnheiten. Er pflegte meine Briefe auf Orthographie hin zu untersuchen, und das wäre ja noch gegangen — — — aber neulich bin ich ihm weggelaufen. Denk' dir: ich hab' mich überreden lassen, bei ihm Tee zu trinken. Da wurde er nun dann allmählich zärtlich und fragte mich, ob ich ihn gern habe.
Ich sagte: „Ja, Emil."
Er zuckte zusammen: „Bitte, sag': ich liebe dich."
Ich sagte: „Ja, Emil, ich liebe dich."
„Darf ich dich meine Braut nennen?" fragte er.
Ich antwortete: „Ja — — —"
„Kannst du nicht im ganzen Satz antworten?!" schrie er mich an. Emil ist nämlich Lehrer." H. B.

Die Asphalt-Braut

(Zeichnung von M. Frischmann)

„Elli ist mein Pseudonym — ick bin aus juter Familie und tripple inkognito."

Das Aquarium

(Hilla Osswald)



Gas im Opernhaus / Von Eberhard Kuhlmann

I.

Der erste Brief blieb unbeantwortet und verschwand hinter dem Aktendeckel „Gesuche", nachdem er fast drei Monate auf verschiedenen Schreibtischen das Leben einer Kuriosität gefristet hatte. Der Generalintendant selbst hatte dieses Wort „kurios" daraufgekritzelt, dahinter setzte einige Wochen später der künstlerische Direktor sein „abgelehnt", und die zuständige Verwaltungsinstanz malte ein sauberes Fragezeichen neben den sauberen Namenszug. Fünf Wochen lag der Brief in der Mappe des Generalmusikdirektors. Dann entwarf dieser, der von Friedrich des Großen Neigung zu Randglossen etwas wußte, mit markiger Schrift einen höchstpersönlichen bissigen Zweizeiler, dem sich die Unterschriften der anderen Kapellmeister zustimmend und geziemend anreihten. Inzwischen waren wieder einige Wochen vergangen, die Dramaturgen hatten aus ihrem Schatzkästlein ein gemeinsames Schlagwort hinzugefügt, und als der erste Regisseur den Brief erhielt, hatte er Mühe, seine Anfangsbuchstaben in die letzte freie Ecke zu quetschen. Der zweite Regisseur, der zwar nicht berechtigt war, diesem Briefe Stimme und Unterschrift zu geben, ihn aber in die Hand bekommen hatte, wäre der einzige gewesen, der für diese „kuriose" Forderung gestimmt hätte, denn er war noch jung und wagemutig und noch nicht von der mächtigen Tradition dieses Instituts gefesselt worden. Was forderte man denn? — „Die für den Herbst geplante Uraufführung des ‚König in Thule' abzusetzen und an deren Stelle die aktuelle Volksoper ‚Gaskrieg' eines unbekannten Komponisten aufzuführen." — Abel, der zweite Regisseur, wußte, daß die Aufführung des „König in Thule", der neuesten Oper des berühmten neunzigjährigen Meisters, allein an Ausstattungskosten sechzigtausend Mark verschlingen würde; je älter der Meister, je schwächer seine Musikerfindung wurde, desto größer und phantastischer wurden die Ansprüche, die er an die äußeren Mittel der Bühne (Dekoration, Kostüm, Beleuchtung, Verwandlungstechnik, Film und Radio) stellte. Von den Tantièmesummen für das neue Werk, von den Stargagen der von weither zusammengeholten Sänger hatte Abel keine bestimmte Ahnung; aber er wußte aus jenem Briefe, der von einem Manne Sabot unterzeichnet war, daß man die Oper „Gaskrieg" kostenlos erwerben könne. Abel studierte die mitgesandte Partitur und das Textbuch und verglich beides mit Musik und Handlung des „König in Thule". Hier ein zeitfremdes Märchenspiel mit einem alten Rauschebart und blonden Königskindern, bestrebt, naiv Rührung zu erzielen und mit Geschick und vielem Aufwand an Zauberei und Verwandlungskünsten Effekt zu haschen. Und hier „Gaskrieg", ein gegenwärtiges Werk von musikalischem Wert, ein Werk, das alle anging, mit dem einzigen großen Bestreben (andere sagen Tendenz): Aufruf zu sein gegen die Gefahr der Giftgase, Mahnung zu sein zur Achtung eines in allen Ländern auf Vorrat hergestellten Kampfmittels, das, einmal angewandt, auch die märchenhafteste Träumerei des Königs von Thule in Trümmer und Verwesung vergehen lassen würde. Wie aber konnte ein Staatstheater, das durch Ruhm glanzvoller Namen und ehrwürdiger Tradition verdorrt über Jahrhunderte bestand, einer solchen „Tendenz" dienen? Mit dem „kurios" des greisen Generalintendanten und dem „abgelehnt" des Direktors — das wußte Abel — war das Thema erledigt.

II.

Kurz vor Beginn der Sommerferien, ehe man in alle Welt auseinanderflatterte mit Flugzeug, Auto, Schiff und Eisenbahn, traf ein zweiter Brief dieses unbekannten Sabot ein. Seine Forderung war diesmal noch „kurioser". Sabot schilderte anfangs breit und ausführlich die Not der Zeit. Eine Zeit voller Elend und Hunger. Eine Zeit der Wohnungskatastrophen. Über zwei Millionen Familien im Lande ohne Dach. Die Zahl der Arbeitslosen wächst. Die Löhne der Arbeitenden werden täglich im Vergleich zur zunehmenden Teuerung geringer. In solcher Epoche bestehen Luxusinstitute, die mit Glanz und Verschwendung Unsummen vergeuden. — „Riechen Sie nicht, Herr Baron, daß etwas nicht in Ordnung ist, wenn die Leistung Ihrer ersten Sängerin für drei Stunden Tätigkeit mit fünftausend Mark bezahlt wird, während die Leistung einer Arbeiterin für dieselbe Zeit nur mit drei Mark vergütet wird?" — Der Kampf gegen die Oper, gegen ihr in dieser Zeit der Not und des Hungers unsinniges herausforderndes Wesen ist eröffnet. Gewerkschaften und Organisationen stehen hinter Sabot, hinter seinen Forderungen. (Die geforderte Absetzung des „König in Thule" bleibt als erster Punkt.) — Bei der erstmaligen Lektüre des Briefes war die Miene des Generalintendanten von spöttischer Erwartung gespannt, aber später, als er ihn zum zweiten, dritten Male las, ja einmal nachts sogar zum vierten Male, kam eine leichte Nervosität über ihn, kleine Äderchen an den kahlen Schläfen zuckten auf, denn plötzlich schienen ihm die Zeilen von einer Bedeutung, ernst und schwer, der Brief sank ihm aus der zitternden Hand. — Man fordert Lösung der hochbezahlten Gastspielverträge, sowie Herabsetzung der Gehälter der fünfzehn ersten Sänger, deren bestbezahlter sechzigtausend Mark im Jahr hat, und führt mit merkwürdig genauer Kenntnis alle Namen und vollständige Berechnungen hinzu, als deren Ergebnis eine jährliche Ersparnis von fast sechsmalhunderttausend Mark eintritt. Wohin mit dieser Summe? Sabot gibt Antwort. Die erübrigten Gelder werden dem Innenministerium zur Verfügung gestellt mit dem persönlichen Hinweis des Generalintendanten, die Summen dem Fonds für den Bau von Siedlungskolonien zuzuwenden. „Belieben Sie zu erkennen", schließt Sabot, „daß es hier um eine Sache der Allgemeinheit geht, hunderttausend, fünfmalhunderttausend, wenn Sie Zahlen wollen. Tag für Tag werden diese Massen die Zeitungen aufschlagen, um von der Erfüllung ihrer Forderungen zu lesen. Ich gebe Ihnen vier Wochen Zeit. Ist uns dann nicht durch die Presse die restlose Sicherheit für Ihr Handeln in unserem Sinne gegeben, dürften Sie auf einen scharfen Endkampf gefaßt sein. Das Kampfmittel ist von Ihnen selbst durch die mit ‚bestem Dank' erfolgte Zurücksendung der Oper ‚Gaskrieg' bestimmt worden. Sie wollen gegen Herstellung und Verwendung von Giftgasen nicht kämpfen. Sie achten die Gefahr gering. Belieben Sie, Herr Baron, sich flüchtig zu erinnern an die im vorigen Jahre von ausgesperrten Arbeitern durch Giftgas erledigte Aufsichtsratsitzung der norddeutschen Farbwerke. Sie erinnern sich und empfinden Unbehagen. Lassen Sie es soweit nicht kommen, erledigen Sie, was zu erledigen ist, dann können Sie mit Ruhe und Genuß auf Ihre Nordlandreise gehen." — Der Generalintendant wußte nicht ein noch aus. Sollte er in das Lächeln und die Meinung seiner Beamten und Vorstände miteinstimmen, die hier die verrückte Tat eines verärgerten Sonderlings, vielleicht eines alten pensionierten oder jungen abgelehnten Künstlers witterten. Er versuchte, die Dezernenten des Ministeriums zu einer dringenden Sitzung zu berufen und sprach deshalb telephonisch mit der zuständigen Exzellenz. „Aber, bester Baron", krächzte man, „wollen Sie sich und uns lächerlich machen? Deswegen eine Extrasitzung? Sie meinen, man sollte versuchen, wenigstens den ‚König in Thule' um einige Zeit zu verschieben, ja, um Himmels willen, wollen Sie denn aus eigener Tasche die horrende Konventionalstrafe zahlen?!" — In acht Tagen begannen die Ferien. Der Generalintendant rüstete sich für seine Nordlandreise.

III.

Zwei Wochen später in Stockholm beim Morgenkaffee auf dem besonnten Hotelbalkon erlitt der Generalintendant einen Ohnmachtsanfall, ein kurzer Schwächezustand war vorausgegangen, Zurücksinken im Sessel und Atemnot. Eben noch hatte er mit seiner jungen Begleiterin gesprochen und die eingetroffenen Zeitungen gelesen. Nun lag er bewußtlos. Schon vor der Abreise hatte der Baron schlechte Nächte gehabt, Schwächen und Herz-

(Schluß auf Seite 366)

Bayern und die Biersteuer

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Pratzen weg — oder i mach' mi selbständig!"

(Schluß von Seite 364)
beklemmungen, und jetzt führte ihn die Zeitungsmeldung vom rätselhaften Verschwinden des Kammersängers Lindorf zum Zusammenbruch, oder es war vielmehr die blitzschnelle Ahnung, die ihm durch den Kopf ging — Lindorf sollte die Hauptpartie im „König in Thule" singen —, und die Kombination mit jener anderen Zeitungsnotiz aus Texas in Amerika, wo der Aufstand rebellischer Zuchthäusler mit Giftgasen erfolgreich niedergeschlagen worden war und gegen dreihundert Tote zurückgelassen hatte. Am nächsten Tage sandte der Generalintendant sein Rücktrittsgesuch ab.

IV.

Um diese Zeit begannen in den Zeitungen, meist unter den Rubriken „Sprechsaal" oder „Eingesandt", Stimmen laut zu werden, die sich in unzufriedener Weise mit Beschwerden und Forderungen gegen die Leitung der Oper wandten, obwohl man von der Wiedereröffnung noch einige Wochen entfernt war. Es waren die üblichen, stets vorgebrachten Wünsche aus dem Publikum, Klagen über zu hohe Preise, Spielplangestaltung, Vorstellungsbeginn, Verlangen nach modernen Werken, Morgenfeiern oder Extraaufführungen für Arbeitslose; aber die tägliche Fülle der Äußerungen, mit denen die Zeitungen so plötzlich überschwemmt wurden, war auffällig und untergrub das Ansehen des Theaters. Der Generalintendant, der im Süden Erholung suchte (sein Rücktrittsgesuch war zunächst in Form eines längeren Krankenurlaubs bewilligt worden), ahnte wiederum Zusammenhänge mit den Drohungen des unbekannten Sabot, aber er wagte es nicht, sich ein Bild vom Ziel dieses unterirdisch wühlenden Kampfes zu machen. Abel, der junge Regisseur, sah das Ziel, sah das Ende. Die letzte Gewißheit war ihm am Tage des Probenbeginns im Opernhaus geworden, wo plötzlich aufgetauchte rote Blätter von Hand zu Hand gingen, Warnungen vor den Gefahren des Giftgaskrieges, Aufzählung von hundert verschiedenen Giftgaszusammensetzungen, Aufruf zu Protest und Kundgebungen. Diese gewissermaßen letzten Warnungssignale, das Schüren in der Presse, das Verschwinden des Sängers, die Briefe Sabots, die Einreichung einer Oper „Gaskrieg", alle diese Momente — und vielleicht noch andere, unbekannte — mußten nun zu dem Endkampf führen, der angekündigt war. — Die Intendanz, deren Geschäfte jetzt von dem selbstbewußten Generalmusikdirektor vertretungsweise geführt wurden, nahm nichts für wichtig und machte mit großer Reklame die Uraufführung der Oper „König in Thule" bekannt. Da von dem verschwundenen Lindorf nicht die geringste Spur zu finden war, wurde ein anderer ebenso beliebter Sänger herbeigeholt, der nun in solch merkwürdiger Nachfolge die sensationelle Attraktion bildete.

V.

Die Wochen bis zur Premiere vergingen in Ruhe, keine Störung der Vorbereitungen von unbekannter Seite, keine Angriffe mehr in den Zeitungen, nichts, als ob alles Vorhergegangene nie gewesen wäre. Abel empfand dieses Aufgehobensein der feindlichen Maßnahmen als unheimlich, der übliche Vergleich einer Ruhe vor dem Sturm ließ sich nicht vermeiden. Auch die Generalprobe ging ungestört vonstatten und war das Ereignis, das sie ihrer Aufmachung nach werden sollte, mit geladenen Gästen, Empfang im Foyer, Orchestertusch dem Komponisten, Ansprachen und frenetischem Beifall. Koryphäen der Kunst und Wissenschaft, Erste Staatsbeamte, ja sogar Königliche Hoheiten waren hier zusammengeströmt, um die unendliche Produktivität des neunzigjährigen Meisters zu ehren, obwohl nach der Generalprobe unter den Verständigen die Meinung war, daß man sich um ein totes Kind bemüht habe, und somit Geld und Arbeit nutzlos vertan sei.

VI.

Am Abend dieses Tages telegraphiert Abel dem Generalintendanten: „Verhindert Aufführung unter allen Umständen." Er unterzeichnet mit Sabot, weil er sich sagt, daß jetzt nur dieser Name Wirkung hat. Telegramme hin und her, Baron an Intendanz, Intendanz zurück, Premiere nicht abzusagen, ausverkauftes Haus, Besucher aus dem ganzen Reiche, Skandal wäre sicher, gebt Gründe an. Der Baron drahtet zum zweiten Male, erinnert an Sabotbriefe und ihre Drohungen, Störung gefährlichster Art zu befürchten. Verwirrung bei der Intendanz. Der Generalmusikdirektor tritt energisch auf, erklärt öffentlich des Generalintendanten Besorgnisse für Produkte eines altersschwachen kranken Kopfes, besteht auf Premiere. Konferenz mit dem Minister, Telegramm an den Baron, Aufführung muß stattfinden, stärkstes Polizeiaufgebot gesichert, Schutzmaßnahmen getroffen.

VII.

Achthundert Privatwagen — ist eine große Sache, wie sie seit Gedenken nicht mehr erlebt wurde, stellt der Portier am Abend der Uraufführung des „König in Thule" fest. Entsprechend den Luxuspreisen füllt edelstes gediegenes Kapital das Haus, spürt mit dem Portier das Außergewöhnliche, über steifen Hemdbrüsten, Frauenarmen, Perlenketten und Pelzmänteln liegt Wohlbehagen. Neben jedem Logenschließer, an jeder Tür steht ein Schutzpolizist. „Unsertwegen", das verleiht Sicherheit. Bei wenig verdunkeltem Zuschauerraum beginnt das Spiel. Auch der Generalmusikdirektor hat seinen großen Tag, feuert mit Elan die Streicher an, ballt die Fäuste gegen die Bläser, kniet sich auf die Crescendi und läßt das Schlagzeug knallen. Der Vorhang fliegt auseinander, eine Märchenwelt! In diesem Moment poltert ein Körper von der obersten Galerie herab, Aufschreie im Parkett, Zischen um Ruhe. Auf der obersten Galerie bricht Tumult los, Schreie wie von Erstickenden, Flucht zu den Ausgängen, Zusammenbrechen, Röcheln, Würgen, nicht Atmenkönnen, und immer diese Schreie, nun auch von den anderen Galerien, den Rängen, den Logen; die Lichter trüben sich, die Luft wird dunstig, unaufhaltsam schweben von oben gelbliche Nebel nieder, überfluten die ahnungslosen Menschen, pressen sich in sie hinein, erst hundert, dann tausend, dann zweitausend und mehr brüllen und stoßen die letzte Kraft aus den Kehlen. — Alle im Lande, die an ihren Rundfunkgeräten sitzen, hören den heiseren Angstschrei, der sich dauernd fortsetzt: „Gaaaaas!" Abel in seinem Zimmer, der Baron in der Sanatoriumshalle brechen zusammen, mit ihnen Tausende, die Ohrenzeugen dieser Panik sind. — Das Orchester verstummt, nur der Schlagzeugmann paukt seinen dumpfen Takt weiter, plötzlich ist auch er stumm. Der eiserne Vorhang senkt sich langsam, fällt aus halber Höhe krachend wie das Messer einer Guillotine. Die obersten Galerien sind schon still, zwischen den Bänken liegen sie mit blauen Köpfen, an den Ausgängen zertreten, zerstampft; die wenigen, die entkamen, wurden in den Gängen von den giftigen Schwaden erreicht und erstickt. In den Logen noch Leben. Männer reißen sich die Hemdbrüste auf, Frauen umklammern sich stöhnend, ihre rotgeschminkten Lippen werden schwarz, aus manchen strömt Blut unaufhörlich. Einer wirft im Wahnsinnsanfall Sessel und Stühle über die Brüstung, andere springen hinab und zerbrechen sich auf den scharfen Kanten die Genicke. Das Licht verlöscht. Auf der Bühne liegt im phantastischen Thronsessel die große berühmte Sängerin, die einst fünftausend Mark pro Abend wert war, mit verbrannten Lungen, der Würgetod ließ ihr junggeschminktes Gesicht zur verzerrten Grimasse erstarren. Um sie herum in ihren bunten Kostümen Balletteusen und Choristen, geordnet in Gruppen, wie sie das Gas überrascht hatte, dem die kleinste Ritze des eisernen Vorhangs bequemer Zugang gewesen war. Hinter den Kulissen beleuchten blasse Notlampen die Leichenhaufen der Statisten, die an den Ausgängen zerquetscht liegen, sich in der Panik mit ihren Theaterschwertern gegenseitig umbrachten oder von stürzenden Dekorationswänden erschlagen wurden; am Auslösungshebel des eisernen Vorhangs der Inspizient, in den Gängen und Garderoben die großen Sänger, in der tiefsten Versenkung die namenlosen Maschinisten. Vom ersten Schrei bis zum letzten Menschenröcheln sind zehn Minuten vergangen.

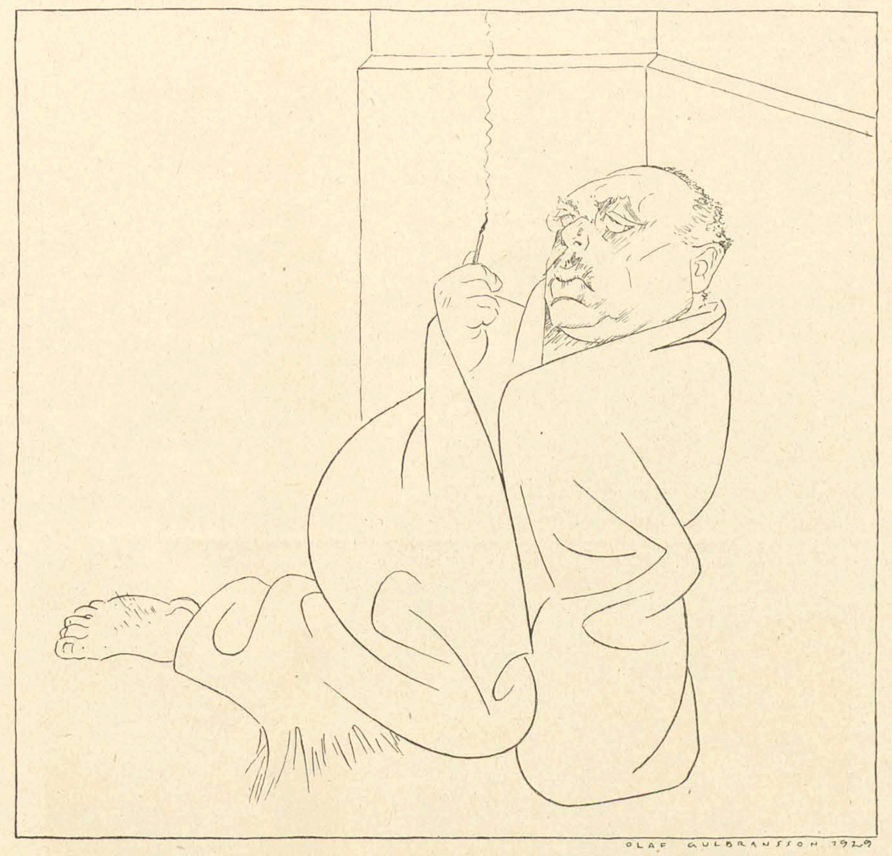
VIII.

Als der Generalintendant vor dem Lautsprecher umzusinken drohte, stützte ihn sofort einer der wenigen anwesenden Gäste und führte ihn in ein kleines Nebenzimmer, wo er zitternd und schluchzend in einen Sessel niederfiel. Durch die geschlossene Tür drangen noch immer grelle unheimliche Töne aus dem Lautsprecher ins Zimmer, anzuhören wie starke atmosphärische Störungen; verzweifelt hielt sich der Baron die Ohren zu, indes der fremde Gast ihm gegenüber still und unbeteiligt dasaß. Nach einem donnerartigen Getöse war plötzlich Ruhe, das Niederfallen des eisernen Vorhangs hatte die aufgestellten Mikrophone zerstört. Da zerriß die lastende Stille der Name Sabot. Der Baron richtete sich auf und starrte dem anderen mit unverständlichem Blick ins Gesicht, als hätte er nicht recht gehört; ein blasses, zerfurchtes Gesicht, strähnige Haar von derselben Farbe, Augen starr und nichtssagend, Mund ohne Lippen, vergrämt, von einem Kinn getragen, das keines war, der Unterkiefer schien zu fehlen, die Schultern verschoben schmal, der Mann war einarmig. „Was sagten Sie?" — „Sabot", entgegnete der andere eintönig, „ich bin Sabot." Minutenlanges Schweigen. Der Baron bewegte die Lippen, vermochte aber nicht zu sprechen, dann hob er die Hand zur fragenden Gebärde, schwer wie Blei sank ihm der Arm vom Sesselrand. „Es ist nicht viel zu sagen", antwortete Sabot auf die stumme Frage, „der Kampf ist in diesem Augenblick beendet." Apathisch nickte der Baron, Schweißperlen auf der Stirn, es machte ihm Mühe, dem anderen zu folgen, der immer eintönig, leise lispelnd sprach, manchmal sich in Flüstern verlor. Sabot rühmte sich, allein diesen Kampf geführt zu haben, von niemandem beauftragt oder gestützt. Gewissermaßen David gegen Goliath (er zeigte unwillkürlich auf den zusammengesunkenen Baron im Sessel gegenüber, der in den letzten Minuten, durch die er wider Willen geschleift worden war, greisenhaft gealtert war), dieser Goliath, vertrauend auf seine Stärke, hat es nicht für nötig gefunden, sich zur Wehr zu setzen und zu beachten, daß jeder Kampf mit schwachem Einsatz beginnt, allmählich in seinen Mitteln sich steigert, um zum Schluß seine gefährlichste Waffe einzusetzen. Schon im Kriege war das so, das Gas bedeutete immer einen kleinen Höhepunkt, Sabot weiß das. Durch die Einseitigkeit steht der Kampf beispiellos da. — Sabot selbst hat die Oper „Gaskrieg" geschrieben, er war vor dem Kriege Pianist und Klavierlehrer, nachher war es damit vorbei (er warf den leeren rechten Rockärmel hoch). Er selbst hat den Kammersänger entführt, besser gesagt gerettet, hält ihn versteckt, Lindorf ist ein begnadeter Künstler, der einzige; es bedurfte gar keiner Gewalt, nur Geld war nötig, eine Menge, mit Geld ist bei diesen Herren viel zu erreichen. Und was er sonst noch alles ohne jegliche Unterstützung getan hat, wenn man geahnt hätte, daß hinter allem nur ein einzelner Mann steckt, allerhand, wie? Nur die Gasbomben konnte er nicht selbst öffnen, sonst säße er jetzt nicht hier. Ein Arbeitsloser hat dran glauben müssen, in der Meinung, es sind Stinkbomben, kaum zwanzig Zentimeter lang, handlich, bequem zu transportieren, ja, die Industrie macht Fortschritte, sechs Stück haben genügt. Die Zusammenstellung ist die beste, die bisher erfunden wurde, die Giftgase im Kriege waren Edelgase dagegen. Woher? Sein Geheimnis, aber wer sich dahinterklemmt, bekommt sie, das ist heute nicht schwer, es sind ja Massenartikel. — Der Baron schloß die Augen, die Einzelheiten marterten ihn, schließlich raffte er sich zu einem zittrigen Ausschrei auf, „wofür das alles?", er fand in diesem Moment denselben Ton wieder, den er seinen Angestellten gegenüber manchmal anzuschlagen pflegte. Sabot trat vor ihn hin. „Der Erfolg der heutigen Katastrophe ist ungeheuer, die Lehre, die sie gab, unvergänglich und eindringlicher als alle gesprochene oder gedruckte Propaganda, denn der Blick in eine Zukunft wurde frei, die allzu nahe ist, Parole „Giftgas", das unmenschlichste Kampfmittel in jedes Menschen Hand. Bedenken Sie nun, wenn's beliebt, den Erfolg der Katastrophe." — „Zweitausend Tote!" sagte der Baron, so langsam, als ließe er die ganze Reihe an sich vorbeiziehen. Sabot winkte ab. „Es werden mehr sein, dreitausend, vielleicht viertausend, aber niemals starben Menschen in einem besseren Bruderdienst. Passen Sie auf. Ein Kind fragt seine Mutter, wo ist mein Vater? Dein Vater ward vergiftet! Womit? Mit Giftgas! — Das Wort prägt sich ein: Giftgas, mein Vater starb durch Giftgas. Das bleibt. So fragen tausend Kinder, tausend Enkel, tausend Urenkel, wo ist mein Vater, meine Mutter, meine Großmutter, woran starb mein Bruder, meine Schwester? Immer die gleiche Antwort: Giftgas. Durch Generationen zieht sich dieses Wort, ein unheimlicher Schrecken, man wird sein Gegner, man bekämpft es! — Das habe ich erreicht!" — „Viertausend Tote?" fragte tonlos der Baron. „Viertausend", erwiderte Sabot, „belasten mein Schuldkonto nicht mehr als die hundert, an denen ich im Kriege zum Mörder wurde, die ich mit eigner Hand umgebracht, mit Messern zerfleischt, in Fetzen geschossen habe, sie lasten auf meinem Gewissen seit der Zeit, diese hundert Brüder, denn ihr Sterben war zwecklos, das Elend der Welt ist darum nicht gemildert, der Hunger nie gestillt worden, der Obdachlose fand kein Dach, der Nackte kein Kleid, der Schuldlose kein Recht!" Sabot steigerte sich in Erregtheit. „Kampf gegen Reichtum, aufgespeichertes Kapital, gegen Luxus und Verschwendung war seither Lebenszweck, bis die Einsicht kam, was nützt gestillter Hunger dem Armen, was nutzt ein warmes Kleid, ein Dach überm Kopf, wenn er eines Tages in seiner Ahnungslosigkeit überfallen wird vom Giftgas, das man gegen ihn losläßt? Achtung vor dem Giftgas konnten die Menschen nur durch das Giftgas erlangen oder, wie man sagt, nur durch Schaden konnten sie klug werden! Der Schaden ist angerichtet, ungeheuer für menschliches Maß. Sie haben ihn nicht verhindert, sind mein Mitschuldiger und darum —", er hatte einen metallisch-blinkenden Gegenstand in der Hand und stieß ihn mit Wucht gegen den Tisch. Unaufhaltsam entströmte das Giftgas dem zersprengten Behälter.

Hilferding, der kleine Junge mit den Zündhölzchen

(Frei nach Andersens Märchen)

(Zeichnung von O. Gulbransson)



. . . Der Kleine sah gerade in die Stube hinein, wo der Tisch mit einem blendend weißen Tischtuch und feinem Porzellan gedeckt stand, und köstlich dampfte die mit Pflaumen und Äpfeln gefüllte, gebratene Gans darauf. Und was noch herrlicher war, die Gans sprang aus der Schüssel und watschelte mit Gabel und Messer im Rücken über den Fußboden hin; gerade die Richtung auf den armen Kleinen schlug sie ein. Da erlosch das Zündhölzchen, und nur die dicke kalte Mauer war zu sehen . . .

Die Wirkung

An der Ecke ein Kino, dessen zahllose grelle Lichter wie ein Fanal wirken. Hundert Schritt weiter ein bescheidenes Stundenhotel mit Mattglasscheiben und einem zahn- und zeitlosen Portier.
Schatten huschen durch die Dunkelheit — immer zwei Schatten gemeinsam. Aus dem Kino ins Stundenhotel und dann hinaus, bis sie der Nebel der großen Stadt verschluckt. Aber es sind merkwürdig viele Schatten, die in den letzten Tagen diesen ausgetretenen Weg gehen. Junge Burschen mit hastigen, impulsiven Bewegungen und junge Mädchen mit fliegenden Röcken . . .
„O mei . . .“, sagt der alte Portier auf meine erstaunte Frage nach der plötzlichen Frequenz, „seit's da am Eck dös neuche Stück geb'n, kennt ma si' vor Arbeit nimmer aus . . .“
Neugierig gehe ich an die Ecke und lese verblüfft das riesige Kinoplakat:
Heute und täglich das große Aufklärungsdrama „Eltern — schützet eure Kinder . . .“

Der Herr Ministerialrat

(Zeichnung von E. Thöny)



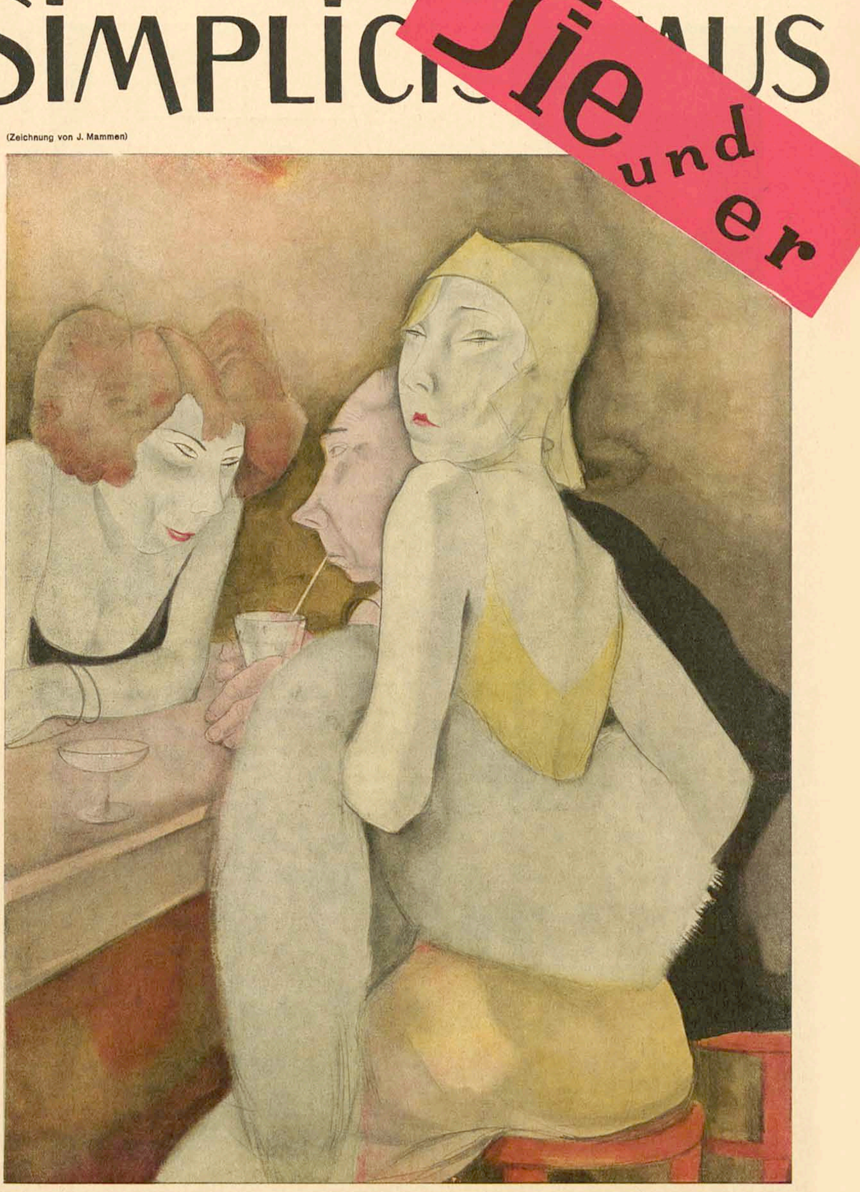
„Stresemann hätte sich mehr schonen müssen, dann hätte er auch das Letzte erreicht: Die Freuden des Pensionisten.“

Stuttgart, 28. Oktober 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 31

SIMPLICISSIMUS

Sie und er

(Zeichnung von J. Mammen)

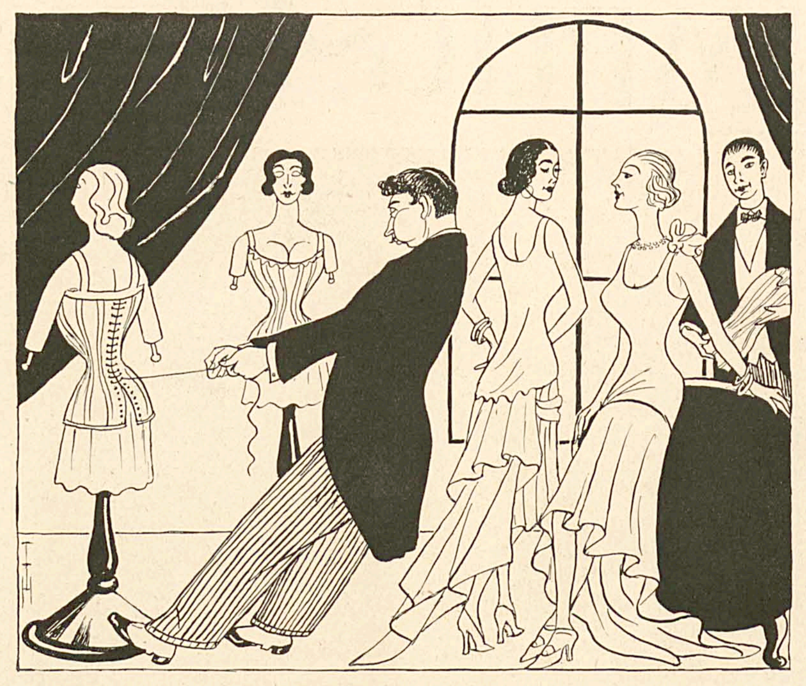


Er

„Ick weeß nich, bei Fiffi beißt keener mehr an — nu muß ick mir die Brieftaschen wieda persönlich hol'n."

Pariser Modediktatur

(Th. Th. Heine)



„Diese Rüstung wenigstens werden wir Europa erlauben!"

Das Ende des Dichters / Von Hans Kafka

Da die ganze Welt um keinen Preis davon abzubringen war, mondäner und immer mondäner zu werden und endlich an nichts anderem mehr Interesse fand als an der letzten Eleganz des Äußerlichsten, war der Dichter, der ehemals der innerliche Stolz Europas, man kann sagen: der ganzen Welt gewesen war, schließlich noch froh, in der Redaktion der „Eleganten Dame" ein Unterkommen zu finden. Das Blatt erschien dreimal täglich. Zweimal in der Woche hatte der Dichter die Verpflichtung, die Feuilleton-Rubrik mit einer Novelle anzufüllen. Die Zeit, dachte er, fordert ihr Recht. Und so fügte er sich, so gut es gehen wollte.

An einem schönen Freitag saß er wieder einmal über dem Redaktions-Schreibtisch (von der Firma Kahn & Co.) gebeugt, stützte den Kopf in die Hände und diktierte langsam sein letztes Prosa-Kleinkunstwerk, das schon im Abendblatt erscheinen sollte. Es hieß „Der Kleiderschrank"; der Titel paßte vortrefflich.

Aber dann begann eine Geschichte von grenzenloser Welteinsamkeit und ihrer bescheidenen Tröstung durch Phantasie . . . Albrecht van der Qualen hieß der Held; und so war auch alles andere. Weltverlassen stieg er, dem die Ärzte nunmehr wenig Zeit zu leben gaben, in einer unbestimmten, kleinen Stadt in Deutschland aus dem Zug, nahm irgendwo ein merkwürdiges Zimmer und ging sinnlos spazieren, bis der Abend da war. Dann bereitete er sich auf einen langen Schlaf vor und öffnete, behufs Aufbewahrung seiner Kleider, in eben jenem Zimmer den Kleiderschrank.

„. . . Der Kleiderschrank, dessen Türe nun weit offen stand, er war nicht leer, jemand stand darin, eine Gestalt, ein Wesen so hold, daß Albrecht van der Qualens Herz einen Augenblick stillstand und dann mit stillen, langsamen, sanften Schlägen zu arbeiten fortfuhr. Sie war ganz nackt und hielt einen ihrer schmalen zarten Arme empor, indem sie mit dem Zeigefinger einen Haken von der Decke des Schrankes umfaßte. Wellen ihres langen, braunen Haares ruhten auf ihren Kinderschultern, von welchen ein Liebreiz ausging, auf den man nur mit Schluchzen antworten kann. In ihren länglichen schwarzen Augen spiegelte sich der Schein der Kerze. Ihr Mund war ein wenig breit, aber von einem Ausdruck, so süß wie die Lippen des Schlafes . . . ‚Soll ich dir erzählen?' sagte sie plötzlich mit ruhiger, verschleierter Stimme. ‚Erzähle', antwortete er. Er war in sitzender Haltung auf den Bettrand gesunken. Sein Mund war ein wenig geöffnet, seine Augen halb geschlossen . . ."

Da klingelte gerade das Telephon (aus Veilchenthal-Porzellan). Der Dichter unterbrach, nahm den Hörer und unterhielt sich dann mit folgenden Worten: „Wie bitte? Ach, Inseratenabteilung? Ja, bitte, Moment mal, ich muß notieren. Wie bitte, im heutigen Abendblatt? Alle sieben? Wie bitte? In der Feuilleton-Rubrik? Unter allen Umständen? Aber das ist ja —. Natürlich, wenn es sein muß, selbstverständlich. — Bitte sehr, bitte."

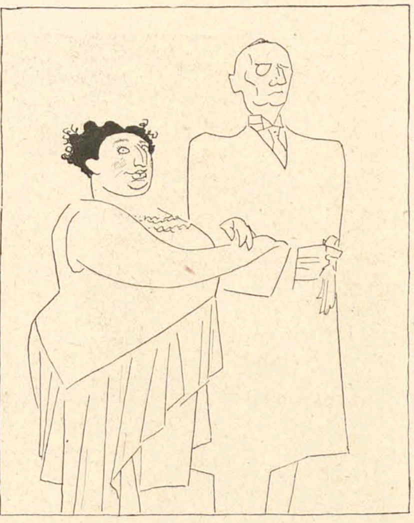
Und er legte die Liste, die er sich während des Telephongespräches notiert hatte, vor sich hin und wollte weiterdiktieren. Er konnte nicht. Er stand langsam auf und sagte zu der Stenotypistin: „Sie darf nicht ganz nackt sein. Sie muß Strümpfe aus Bembergseide und Leiserschuhe anhaben. Ferner eine Kombination, ein Kleid, einen Hut und einen Pelzmantel. Hier ist die Liste der Firmen, die inseriert haben. Machen Sie bitte damit die Novelle fertig. Der seltsamen Frau im Kleiderschrank legen Sie womöglich Handschuhe und einen Schirm in die Hände. Man muß doch ambitioniert sein und Fleißaufgaben machen. Ich besorge inzwischen nur eine Kleinigkeit. Albrecht van der Qualen hat unrecht, die Sache so hinzuziehen. Geben Sie die Novelle dann nur schleunigst in den Satz. Ich muß mich nämlich inzwischen rasch einmal aufhängen."

Liebe

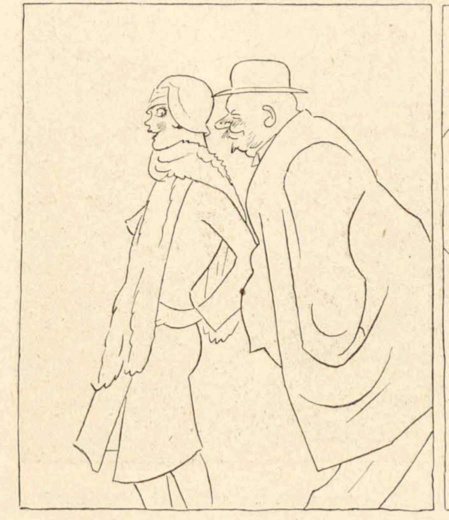
(Zeichnungen von O. Gulbransson)



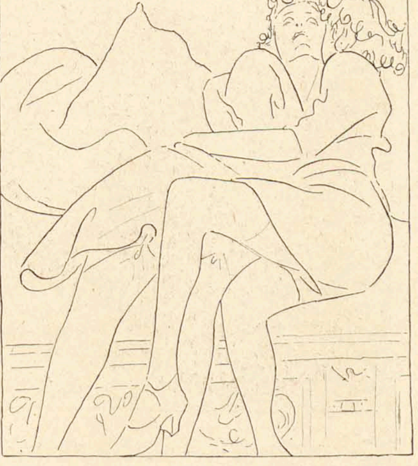
Pflicht



Vermögen



Beruf



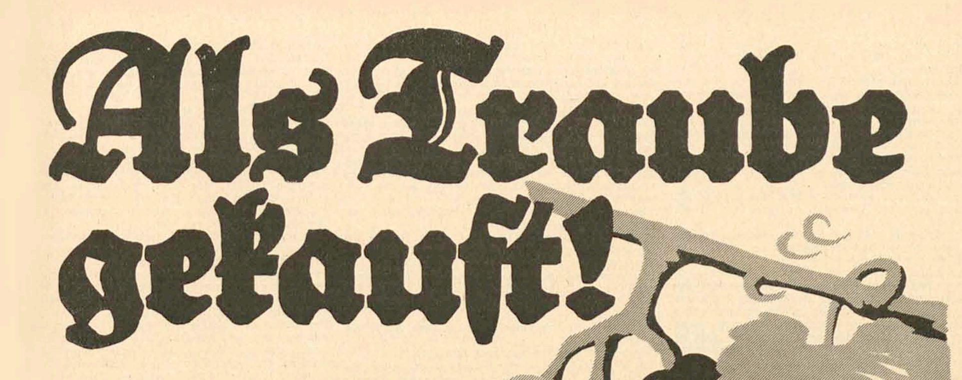
Vergnügen

Tanzbar „Silhouette“

(Zeichnung von L. Kainer)



„So ganz verachten darfst du die Männer nicht, Elli — wer sollte uns schließlich finanzieren?“



Beim Winzer erworbene
und selbstgekelterte Trauben
bedeuten denkbar besten
Einkauf.

Diese bei HENKELL
überlieferte Methode
lückenloser Überwachung
von der Traube zur Flasche
bedingt starke Organisa-
tion, bindet große Betriebs-
mittel und verbürgt Güte.

BERNHARD ROSEN



Besuch um Mitternacht / Von Johannes Brandt

Herbert lag schon im Bett und war eben daran, das Licht auszulöschen, als draußen die Entreeglocke läutete.
Wer konnte das sein?
Vermutlich hatte sich jemand in der Türe geirrt.
Es läutete nochmals, länger, dringender.
Herbert empfand den unverschämten Klang als persönliche Beleidigung. Seine Nachtruhe war ihm heilig, und er wußte, daß die geringste Nervosität ihn stundenlang am Einschlafen verhindern konnte.
In immer kürzeren Zwischenräumen, immer stürmischer lärmte die Glocke.
Mit einem Fluch sprang Herbert aus dem Bett. Wie ein gereiztes Tier stob er zur Türe, riß sie auf.
An der Schwelle stand eine Dame. Und ehe er sich noch von seiner Überraschung erholen konnte, taumelte sie ihm in die Arme.
Es war Lilly.
Vor wenigen Stunden hatten sie miteinander getanzt, wie gewöhnlich hatte er ihr heiße Worte ins Ohr geflüstert, vielleicht war er, ihre verschleierten Blicke für sich günstig deutend, heute sogar etwas kühner, zielbewußter gewesen als sonst, aber er hatte mit dem Gedanken des möglichen Endsieges bisher nur vorsichtig gespielt, hatte nicht zu hoffen gewagt, daß es so bald Wirklichkeit sein könnte...
Nun stand Lilly leibhaftig in seiner Wohnung, zu einer Stunde, die über die Bedeutung dieses Besuches keinen Zweifel aufkommen ließ.
Doch in seltsamem Zwiespalt der Empfindungen mußte Herbert sich eingestehen, daß die Verblüffung über das Plötzliche seine Freude über das Wesentliche stark beeinflußte. Irgendwie fühlte er sich der Situation nicht gewachsen, und das machte ihn befangen. Er war doch sonst im Empfang von Damenbesuchen nicht unerfahren, warum gerade heute? Zu allem Überfluß entdeckte er noch, daß es eigentlich recht stillos ist, im Schlafanzug einer Dame im Abendkleid gegenüberzustehen. Peinlich, sehr peinlich! Da er aber im Augenblick daran nichts ändern konnte, versuchte er, die unpassende Toilette durch gesteigerte Würde in Haltung und Ausdruck auszugleichen.
Korrekt verband er eine leichte Verbeugung mit einer einladenden Geste.
„Darf ich Sie bitten, gnädige Frau, näher zu treten?“
Lilly nickte, zufrieden, daß er überhaupt etwas sagte. Sie machte ein paar Schritte, dann blieb sie stehen und musterte ratlos drei Türen, die in unbekannte Regionen führten.
„Ach so, pardon!“ stotterte Herbert verlegen, sprang vorwärts und öffnete.
Im Herrenzimmer fühlte er sich schon wesentlich sicherer. Die Erinnerung an mancherlei ähnliche Erfolge nahm ihm völlig seine Befangenheit. Er näherte sich Lilly, küßte ihre beiden Hände, hob langsam die Augen und sagte mit leise vibrierendem Ton: „Ich bin ja so glücklich, daß Sie gekommen sind.“
So begann er immer. Und nun war er auch schon im richtigen Fahrwasser. Mühelos glitten ihm die Worte von den Lippen, schmeichlerisch, lockend, verführerisch.
Behutsam legte er den Arm um sie und fühlte, wie sie zitterte. Jetzt blieb er ganz still, um diese erste Berührung erst voll auswirken zu lassen.
Lilly schmiegte sich an ihn.
„Es ist wunderschön“, schwärmte sie, „so still dazuliegen und sich geborgen zu wissen . . .“
„Ja, Liebste“, sagte Herbert und bekundete seinen persönlichen Standpunkt in dieser Frage dadurch, daß er Lilly fester an sich zog und küssend die Meinungsverschiedenheit aus der Welt schaffte.
Als er wieder in ihre Augen sah, war ein seltsames Leuchten darin. Boshaft, schadenfroh verzog sich ihr Mund, und wie aus einem reichen Vorrat aufgespeicherten Hasses stieß sie hervor: „Das gönne ich meinem Mann!“
„Wir wollen doch jetzt nicht von deinem Mann sprechen, Liebste, sondern nur an uns beide denken — — —“
Aber Lilly ließ sich nicht ablenken.
„Er hat geglaubt, ich werde mir das ruhig gefallen lassen. Aber ich bin keine Frau, die Tränen vergießt und dann großmütig verzeiht. Gleiches Recht für alle!“
Herbert war durchaus geneigt, den Frauen das Recht auf Revanche zuzubilligen, wenn das Resultat ihm zugute kam.
„Ich habe schon längst so etwas geahnt“, polemisierte Lilly weiter. „Und ich habe es mir zugeschworen: an dem Tage, da ich den sicheren Beweis in der Hand halte, werde ich mich binnen einer Stunde rächen — wenn es sein muß, mit dem ersten besten!“
Herbert richtete sich kerzengerade auf.
„Mit dem ersten besten?“
„Nein, Herbert, das war nur eine Redensart. Sie sind mir wirklich recht sympathisch, sonst wäre ich nicht zu Ihnen gekommen.“
Herbert ließ sich gerne besänftigen.
„Ich darf also glauben, daß du mich lieb hast?“
Mit unverhohlenem Erstaunen sah sie ihn an.
„Aber, Herbert“, sagte sie vorwurfsvoll, „Sie wußten doch, daß ich nie in Sie verliebt war. Eigentlich sind Sie gar nicht mein Typ.“
Herbert fühlte in der Kehle einen Druck, als sei ihm ein Knochen im Schlund steckengeblieben. Er schluckte eifrig, und endlich gelang es ihm, ein paar Worte hervorzuquetschen.
„Warum — warum — — — sind Sie dann gekommen — — —?“
„Weil ich glaubte, Ihnen damit eine Freude zu machen“, erwiderte Lilly mit kindlichem Schmollen.
„Sie sagten doch, ich sei nicht Ihr Typ.“
„Das macht nichts, wenn ich mich nur an meinem Mann rächen kann. Und mit der Zeit würde ich mich bestimmt an Sie gewöhnen. Glauben Sie nicht?“
„Darüber kann ich Ihnen leider keinen Aufschluß geben.“
Lilly betrachtete Herbert und überlegte.
„Ich kann es mir ganz gut vorstellen“, sagte sie nachdenklich. „Sie sind ein netter Mensch, gerade in dem richtigen Alter und immer gut angezogen. Wie ich sehe, tragen Sie auch sehr geschmackvolle Pyjamas.“
Dann warf sie trotzig ihren Kopf zurück.
„Wenn Sie aber mit einem solchen Gesicht dasitzen, dann sind Sie ganz abscheulich. Am liebsten würde ich wieder fortgehen.“
Täte sie es doch! dachte Herbert. Alle Lust an diesem einst so ersehnten Abenteuer war ihm vergangen.
Seine Gedanken mußten in seinem Gesicht erkennbar geworden sein, denn Lilly wurde jetzt ernstlich böse.
„Sie sind ein Mensch, der sein Glück nicht verdient. Fred oder Kurt wäre an Ihrer Stelle sicherlich viel liebenswürdiger gewesen!“
„Ach so“, sagte Herbert, „Sie haben also auch die beiden in die engere Wahl gezogen?“
„Natürlich. Aber die Wahl war wirklich nicht leicht, das können Sie mir glauben. Jeder von euch hat seine Vorzüge, aber auch seine Fehler. Und wenn ich schon dachte, sicher zu sein, wurde ich immer wieder schwankend. Wenn mir Freds jungenhaftes Lachen gefiel, da sah Kurt mich mit seinen geheimnisvollen Augen so an, daß es mir heiß und kalt über den Rücken lief. Und wenn Sie mich durch Ihre liebkosenden Schmeichelworte beinahe berauscht hatten, kam wieder Fred mit einem so köstlichen Scherz dazwischen, daß ich ihm am liebsten einen Kuß gegeben hätte.“
„Sie sind von einer überwältigenden Aufrichtigkeit“, sagte Herbert verbissen.
„Ich mußte doch gegen mich aufrichtig sein, wenn ich keinen Mißgriff tun wollte.“
„Selbstverständlich.“
„Ich litt schrecklich unter diesen Zweifeln, aber ich konnte zu keinem Entschluß kommen. Da teilte ich jedem von euch abwechselnd einen Tag zu: Montag dem Fred, Dienstag dem Kurt, Mittwoch Ihnen, am Donnerstag kam wieder Fred an die Reihe und so weiter. Und derjenige, auf dessen Tag der Beweis für die Untreue meines Mannes fiel, der sollte die Rache mit mir teilen.“
Jetzt hatte Herbert genug.
„Gnädige Frau, ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, ich danke Ihnen auch, daß Sie so gütig waren, an mich zu denken, aber ich muß nun ebenso aufrichtig sein und Ihnen sagen, daß ich Schäferstunden nur als Geschenk, nicht sozusagen als Lotteriegewinst annehmen kann.“ Damit stand er auf und verneigte sich förmlich.
Lilly aber blieb sitzen und sah ihn ganz verblüfft an.
„Was soll das heißen?“
„Daß Sie jetzt hübsch brav sein und nach Hause gehen sollen!“
„Und mein Mann?“
„Sie können sich ja bei Gelegenheit ein anderes Mal rächen.“
„Aber er ist doch sicher unterdessen schon zu Hause und hat meinen Brief gelesen.“
„Welchen Brief?“ fragte Herbert mißtrauisch.
„Ich habe in seinem Schlafzimmer einen Abschiedsbrief gelassen, daß ich fortgehe, um mich zu rächen, und nie mehr zu ihm zurückzukehren...“
Ein lähmender Schreck fuhr Herbert in alle Glieder.
„Aber — Sie haben doch hoffentlich nicht geschrieben, daß Sie — hierher — zu mir — — —?“
„Doch“, sagte Lilly kleinlaut.
Einen Augenblick war Herbert sprachlos. Dann machte sich seine Empörung Luft.
„Wie kommen Sie dazu, einen harmlosen Menschen leichtfertig in eine Katastrophe hineinzuziehen? Was gehen mich die Seitensprünge Ihres Gatten an? Er hat das Vergnügen, und ich soll dafür büßen!“
„Schämen Sie sich!“ unterbrach Lilly, „haben Sie mich nicht dauernd mit Ihren Anträgen verfolgt und immer wieder geschworen, daß Sie mich lieben und sich in Sehnsucht nach mir verzehren?“
„Allerdings“, mußte er zögernd zugeben, „aber ich konnte doch nicht ahnen, daß Sie meine aufrichtigen Gefühle für Ihre egoistischen Zwecke mißbrauchen würden. Es wäre zumindest Ihre Pflicht gewesen, mich vorher zu warnen.“
Sie lachte höhnisch auf.
„Sie lassen sich also nur dann auf Abenteuer ein, wenn durch eine solide Rückversicherung alle Zwischenfälle ausgeschaltet sind?“
Er zog es vor, überhaupt nicht zu antworten.
Sie drehte ihm unwillig den Rücken zu.
Beide schwiegen, nur ihre Gedanken rumorten.
In die quälende Stille gellte das Telephon.
Die beiden erschraken und starrten auf den lebendig gewordenen Apparat, wie auf einen bösen Feind, der plötzlich in das Zimmer eingedrungen war, zu Mord und Totschlag entschlossen.
In unerbittlich regelmäßigen Intervallen tönten unheildrohend die heiseren Schreie der Glocke.
Endlich raffte Herbert sich auf. Mit zögernden Schritten näherte er sich dem Telephon. Zaghaft nahm er den Hörer ab.
„Hallo“, flüsterte er mit bebender Stimme.
„Hier ist Max“, dröhnte es ihm ins Ohr.
Rasch legte er die Hand auf die Sprechmuschel und raunte den verhängnisvollen Namen zu Lilly hinüber, die zitternd aufsprang und, wie ein verängstigtes Vögelchen Schutz suchend, sich dicht an ihn schmiegte. Herbert hob den Hörer ein wenig von seinem Ohre ab, und Lilly legte ihren Kopf an Herberts Wange. So lauschten beide mit wild klopfenden Herzen.
„Bist du's, Herbert?“ rief es aus dem Telephon, und es klang ihnen wie die Stimme Jehovas, die den Brudermörder Kain vor den Richterstuhl rief.
„Hier bin ich!“ antwortete Herbert, unwillkürlich in die biblische Redeweise verfallend.
Aber was die beiden nun hörten, war so grundverschieden von dem, was sie erwartet hatten, daß sie verblüfft Mund und Augen aufsperrten.
„Entschuldige“, sagte die Stimme am andern Ende der Leitung, und sie klang durchaus nicht drohend, sondern eher meckernd, unverkennbar unter alkoholischer Einwirkung, „entschuldige, daß ich dich so spät aus dem Schlaf reiße. Aber du mußt mir einen Gefallen tun. Ich habe nämlich eine kleine Besprechung — ha ha — du verstehst? — und möchte sie nicht gern unterbrechen, weil sie gerade jetzt besonders interessant wird . . . und da — sollst du meiner Frau sagen, daß wir beide die ganze Zeit zusammen waren — nicht wahr?“
„Jetzt mitten in der Nacht?“ warf Herbert ein.
„Natürlich nicht“, sagte Max und verschluckte sich fast vor polterndem Lachen. „Aber der kluge Mann baut vor. Sie ist in der letzten Zeit so mißtrauisch geworden, wie leicht könnte sie Verdacht schöpfen und dich anrufen oder fragen, bevor ich dich informiert hätte — — —“
„Sehr richtig!“ Herbert sah Lilly an, deren Hände sich zusammenkrampften, als wollte sie diesen Max erwürgen. Beruhigend legte er seinen Arm um sie und fühlte, wie sie unter der Berührung leise zuckte, ohne sich dagegen zu wehren.
„Du kannst dich ganz auf mich verlassen“, sprach er ins Telephon. „Deine Frau nehme ich auf mich.“
„Ich danke dir.“
„Bitte, es ist mir ein Vergnügen, dir einen Gefallen tun zu können. Du mußt mir nur noch sagen, wie lange wir eigentlich — ha ha — beisammenbleiben werden, darüber müssen wir uns noch verständigen.“
„Gut, daß du mich daran erinnerst. Sagen wir also, ungefähr bis drei Uhr.“
„Das lohnt sich nicht“, erwiderte Herbert, „einigen wir uns lieber auf fünf Uhr. Man muß die Gelegenheit ausnützen.“
„Großartig“, wieherte Max. „Und nochmals, besten Dank!“
Herbert legte den Hörer hin.
Langsam zog er Lilly an sich und sah ihr in die Augen. Alle Meinungsverschiedenheiten waren wie durch einen Zauber verschwunden.
Zärtlich bog er ihren Kopf zurück.
„Weißt du, Geliebte, du solltest zur Vorsicht bei dir zu Hause anrufen und den Brief aus Maxens Zimmer fortnehmen lassen — sicher ist sicher!“

(Hilla Osswald)



Anknüpfungen

Straße

Er: „Ein entzückendes Kerlchen, Ihr Hund, gnädige Frau! Fabelhaft rassig!"
Sie: „Züchten Sie auch Sky-Terrier?"
Er: „Nein. Aber wenn ich mich vorstellen darf . . ."

Bus

Er: „Verzeihung!"
Sie: „Warum . . .?"
Er: „Ich glaubte, ich hätte Ihren Fuß berührt!"
Sie: „Ich wüßte nicht . . ."
Er: „Dann verzeihen Sie, daß ich Sie belästigt habe! Es gibt doch Herren, die sich auf diese plumpe und unverschämte Art anzunähern versuchen! Ist Ihnen doch sicherlich auch schon passiert?"
Sie: „Leider . . ."
Er: „Ich verstehe gar nicht, wie man das bei einer fremden Dame wagen kann!"
Sie: „Aber jetzt haben Sie gerade . . .!"
Er: „Aber gnädige Frau —: jetzt kennen wir uns doch schon!"

Tanz

Er: „Ausgezeichnet tanzen Sie, Gnädigste!"
Sie: „Das Kompliment kann ich Ihnen zurückgeben."
Er: „Darf ich mir also erlauben, Sie zum nächsten Tango . . .?"
Sie: „Ich tanze meines Mannes wegen in öffentlichen Lokalen nie mehr als einmal mit einem Fremden! Rufen Sie lieber morgen um drei Hansa 1457 an."

Konzert

Er (aus lauschender Hingabe erwachend): „Himmlisch dieser letzte Satz!"
Sie (nickt wie im Traum).
Er: „Morgen bin ich leider vergeben, aber wenn Sie übermorgen abend können —?"

Kintopp

Er (berührt leicht ihr Knie).
Sie (zieht es unwillig zurück).
Er (streift ihren Arm).
Sie (rückt nach links).
Er (steckt ihr seine zusammengerollte Karte zu).
Sie (läßt sie achtlos fallen).
Er (pflanzt sich nach Schluß draußen breit vor ihr auf): „Eine Frage: Warum gehen Sie denn überhaupt ins Kino —?"

Warenhaus

Sie: „Der Herr wünschen?"
Er: „Sowas von rot-blond sieht man selten in echt! Scheinbar sogar Naturwellen — wie? Na, was ham Sie denn? Krawatten? Suchen Sie mir mal eine recht schöne aus!"
Sie: „Querbinder?"
Er: „Gemacht. Aber wissen Sie: selbst binden kann ich die Dinger nicht, da müßten Sie mir schon 'n bißchen helfen! Ham Sie heute abend Zeit? Acht Uhr Eingang Untergrund, Wittenbergplatz? Geht in Ordnung?"
Sie (nach dem Abteilungschef äugend): „Und welche Krawatte darf ich Ihnen . . ."
Er: „Glaubste, ich trag Warenhaus-Krawatten, Kleines? Nee. Dafür essen wir lieber Krebse bei Kempinsky." (Bemerkt den anschleichenden Chef:) „Also wooo is die Abteilung Perserteppiche, Fräulein?"

Boxkampf

Er: „Tolle Visagen haben die Kerls — wie?"
Sie (nach prüfendem Seitenblick): „Gott: wissen Sie: Ihr Gesicht würde ich schließlich auch noch in Kauf nehmen . . ."

Rennen

Er: „Gnädige Frau haben doch nicht etwa auf ‚Eierkuchen' gesetzt?"
Sie: „Ich? Nein."
Er: „Sehr richtig! Is nämlich ganz schwaches Pferd! Schlechte Hinterhand! Kommt nie vom Start weg! Gnädige Frau scheinen passionierte Besucherin des Grünen Rasens zu sein!"
Sie: „Woraus schließen Sie das?"
Er: „Wo Sie doch nich auf ‚Eierkuchen' gesetzt haben! Nicht mal 'n Platz holt der sich! Überhaupt keine Klasse! Na, was hab' ich gesagt? Kommt als vorletzter ein! Wenn ich Sie beim nächsten Rennen auch beraten darf —?"
Sie: „Ich setze nie."
Er: „Sehr richtig! Ich auch nicht! Na, dann können wir ja in der Pause eine Tasse Kaffee zusammen trinken —?"

Berg-und-Tal-Bahn, Lunapark

Er: „Da kriegt man Angst um sein gutes Abendessen — wie, Fräulein?"
Sie: „Ick nich. Woso ooch —: wo'ck doch noch jar nich zu Ahmd jejessen hab' —"
Er: „Ach so . . ." (Peinliches Schweigen. Unten angekommen entfernt er sich rasch.)

Kaki

Der Handkuß

(Th. Th. Heine)



„Ich küsse Ihre Hand, Madame!"



Der Kavalier macht die Sache aber gründlich.



„Hat ihm schon!"

DRP. 22187/8

I

Behutsam und zärtlich tropfte der English Waltz aus den silbernen Saxophonen der Yohimba-Band. Die riesige Facettenkugel in der Kuppel des Saales drehte sich langsam und ließ tausend Reflexe über Decke, Wände, Logen, Parkett und Menschenteppich wandern — ein lautloses Sternenheer über Dunst und lärmendem Gewirr. Dann begann das Zentralgestirn schneller zu kreisen, Trompeten und Posaunen schleuderten grelle Tonfetzen empor, das Schlagzeug peitschte zu wilderem Wirbel; man hörte keuchenden Atem, sah gläsern starre und wollüstig schwimmende Blicke sich ineinander saugen. Plötzlich brach mit schrillem Lustschrei die Musik ab, und in der weitgeöffneten Tür des Saales standen zwei Menschen: Sie und Er.

Bläuliches Scheinwerferlicht umfloß sie und folgte ihnen, als sie nun den Saal durchschritten, um in einer Loge Platz zu nehmen. Niemals hatte man schönere Gestalten gesehen, niemals Wuchs von solcher Vollendung, niemals solche regelmäßig gebildeten Züge: Schönheitsideal der Zeit war Wirklichkeit geworden. Untadelig saß der Frack um athletische Glieder des Mannes; aus breiten Schultern wuchs ein stolzer Hals und trug den rassigen Kopf mit dem scharfgeschnittenen Antlitz, das glatt zurückgestrichene Haare umrahmten. Der Körper der Frau schimmerte golden durch hauchdünne Gewebe; unsagbar schlank und fein waren die Fesseln, schmal die Hüften, klein und sanftgerundet die Brüste; im weißen Gesicht brannte der Mund wie eine blutrote Flamme . . .

II

Bald lag der Saal den beiden zu Füßen. Wilde Begehrlichkeit umbrandete sie und riß sie auseinander: um den Mann drängten sich Frauen mit Verlockung und hingebenden Gebärden; die Frau flog von Arm zu Arm und ließ verwegene Wünsche erwachen. Alle huldigten der Schönheit und unnachahmlichen Eleganz des Paares; als ein älterer Herr der Hochfinanz das Musikpodium betrat und spontan die beiden zu Königen des Festes vorschlug, tobte der Beifall wie ein Orkan. Man krönte sie und trug sie auf Händen durch den Saal; ein anwesender berühmter Dichter, dessen Werke Millionenauflagen erreichten, feierte sie in einer improvisierten, aber nichtsdestoweniger glänzenden Rede als „Reinkarnationen antiker und göttlicher Schönheit, als erfüllte geist-körperhafte Sehnsucht unserer Epoche, als menschgewordenes Mysterium und sublimiertesten Eros, als den neuen und vollkommenen Adel der westlichen Menschheit". Zwanzig Filmreporter kurbelten wie besessen die schönste Frau und den schönsten Mann, Dame und Herrn par excellence, Auslese Neunzehnhundertneunundzwanzig; Manager kamen, Theater- und Filmdirektoren, Interviewer der Weltpresse, Mundwasserfabrikanten, Zigarettenkönige, Religionsstifter und Modediktatoren. Musik brach herein wie Sturzflut und schwemmte die Massen der Namenlosen heran, der Männer und Frauen, die nicht Geschäft suchten, sondern Geschlecht und sinnliche Nähe. Über Taumel und Hingerissensein der vielen aber schwebte gebißentblößendes Lächeln der beiden Göttlichen.

III

Am späten Vormittag des folgenden Tages erwachte der gefeierte Filmschauspieler. Neben ihm im Bett lag eine Frau. Ihre Schultern schimmerten golden durch hauchdünne Gewebe; im weißen Gesicht brannte der Mund wie eine blutrote Flamme. Er betrachtete sie, und die Ereignisse der Nacht traten wieder in sein Gedächtnis: der lärmende Saal, das Menschengewühl — und dann sie, die schönste Frau, die, von allen begehrt, ihn allein erhört hatte, die nächtliche Autofahrt zu zweit, und endlich die Erfüllung aller seiner Wünsche . . .

Zärtlich berührte er ihre Schulter — sie war kalt wie Metall. Von Entsetzen gepackt warf er die seidene Decke zurück und legte das Ohr auf die kleine sanftgerundete Brust — kein Herz schlug darunter. Er rüttelte verzweifelnd die leblose Gestalt, um sie aufzuwecken —; plötzlich löste sich der Kopf vom Rumpfe und rollte auf den Fußboden, und aus dem Loch zwischen den schimmernden Schultern quoll ein wirres Durcheinander von Kupferdrähten, Zahnrädern und Federspiralen. Halb ohnmächtig vor Grauen sprang er aus dem Bett und hob den Kopf vom Boden auf. Er war hohl, und drinnen stand auf einem Metallschildchen eingraviert:

Motophon „Dernier cri". Lebende Schaufensterfigur. DRP. 22 187/8.
Alleinige Hersteller: General Opinon A.-G.

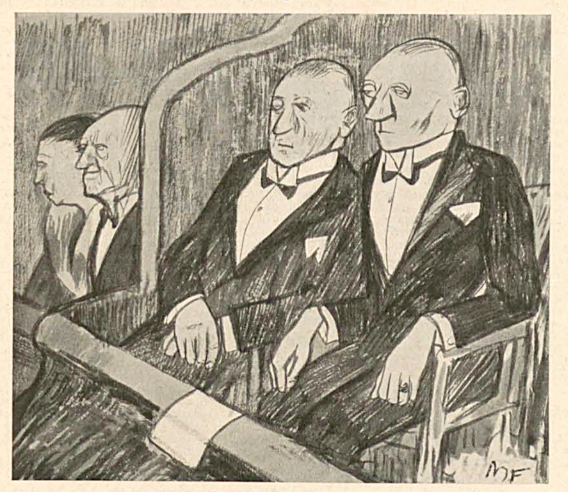
IV

Das männliche Exemplar des Motophon blieb längere Zeit verschollen, obwohl die Herstellerfirma eine hohe Belohnung für seine Wiederherbeischaffung ausgesetzt hatte. Viele Herren wurden wegen ihrer verblüffenden Ähnlichkeit mit dem verschwundenen Maschinenmenschen festgenommen, konnten aber stets überzeugend nachweisen, nicht der Gesuchte zu sein. Endlich fand man ihn, total unbrauchbar geworden, in einem zertrümmerten und halbverbrannten Auto auf der Straße Magdeburg-Berlin.

Hans Seiffert

Kommentar zum Theaterprogramm

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Bei der Gage braucht det Meechen doch keen Vahältnis." — „Nee, awa die Vahältnisse ihres Vahältnisses brauchen die Gage."

Ina

Er stand in der Nähe des Tribünenaufganges. Die linke Hand hielt eine Sportzeitung, die rechte umklammerte den silbernen Knopf eines sehr dicken Bambusstockes. Sein schlanker und, wie die Fachleute sagen, sportlich durchtrainierter Körper stak in einem silbergrauen Cut, er hatte silbergraue Augen, trug einen silbergrauen Zylinder, und unter den silbergrauen Hosen lugten silbergraue Gamaschen hervor, die aber um eine wohlberechnete Nuance weniger silbergrau waren.

Ein rotlackiertes, mit drei Schönheitspreisen ausgezeichnetes Auto rollte auf den Wagenhalteplatz. Eine kostbare Dame entstieg dem Gefährt, Ina, die Gattin eines Banklöwen. Von Masseurs, Friseurs, Coiffeurs und Parfumeurs auf fünfundzwanzig gearbeitet, schätzte niemand ihre siebenundvierzig Jährlein. Ina bewegte sich in ihrer wundervoll schlicht-vornehmen Aufmachung, deren Wert aber jeder Kundige auf zwölf- bis fünfzehntausend Mark taxieren konnte, dem Tribünenaufgang entgegen. Sie tippte den Herrn, der da mit der Sportzeitung und dem Bambusknüppel wie ein silbergrauer Gott stand, leicht an und sagte: „Ei-ei. Da ist ja mein Ausreißer!"

Ein jähes Erblassen flog über das sportlich gebräunte Antlitz des Herrn. Der Mund stand ihm halb offen, was recht dumm aussah und gar nicht zur silbergrauen Aufmachung passen wollte. Er nestelte nervös ein silbernes Bleistiftchen hervor und sagte: „Gestatte, liebe Ina — ich möchte mir eben die Pferde notieren." Ina guckte ihm über die Schulter, klatschte fröhlich in die Händchen und rief: „Aber Ferdi. Da läuft ja ein Pferd, das Ina heißt!"

„Na und?"

„Ferdi —", sagte die kostbare Dame mit sanftem Schmerz, „Ferdi — wenn ein Pferd liefe, das wie du Ferdi hieße — ich würde nur Ferdi wetten —!"

Ferdi dachte, die alte Dame wird romantisch, und sagte: „Scherze!"

„Du liebst mich nicht mehr", sagte die Dame und legte gramvoll die Augendeckel aufeinander, „du liebst mich nicht mehr. Du würdest sonst Ina setzen. Setz Ina — bitte, ja? Mir zuliebe — weil ich so heiße, ja?"

Der silbergraue Herr studierte die Form, die Ina, das Pferd, laut Sportzeitung hatte. Er las und lachte meckernd auf. Dann zog er seufzend einen Hundertmarkschein aus der Tasche und ging zum Toto, um das Pferd zu wetten.

Am Abend saß Ina allein in einer Hotelnische und speiste zu Nacht.

Nebenan sagte Ferdi: „Also, Lilly — was glaubst du — Ina gewinnt tatsächlich — zahlt einhundertachtzig für zehn — ich kriegte für den Spaß achtzehnhundert zurück — köstlich, was?"

Ina legte Messer und Gabel hin.

Nebenan fragte eine süße Stimme: „Sag, Ferdi — weshalb magst du sie eigentlich nicht mehr?"

Ferdi zog die Rennzeitung hervor und sagte: „Lies mal: Form Ina — — —"

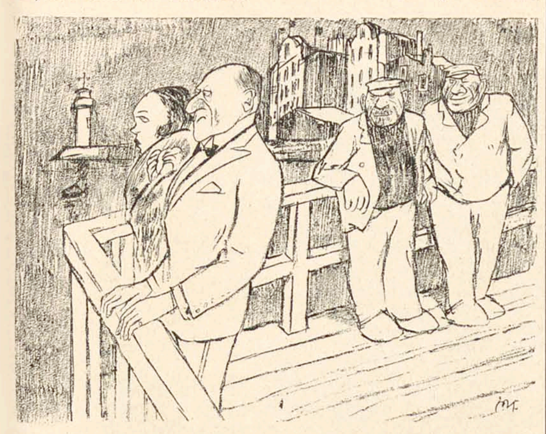
Die süße Stimme lachte kreischend, beinah bäurisch: „— — — Ina, einstmals recht nützliche Stute — sehr willig, aber viel zu alt — — —"

Ina, die Dame, ließ die Abendmahlzeit stehen, wankte in ihre Appartements, warf sich auf ein Liegebett und weinte zum erstenmal in ihrem langen Leben.

He.

Er, Sie und die Anderen

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Nee, Hinrich, dat wet ick — he is homo — de Dirn hät he blot för dat Renommee."

Das Schwein

Von Arnold Hahn

„Sie sind ein durchaus verständiges Weib. Nicht immer hat man das Glück, beim Tee von Frau Grünberger eine halbwegs zeitgemäße Tischdame kennenzulernen. Sie sprechen nicht über die p. t. Gäste. Sie sind vernünftig und wissen, daß der eine homo, die andere hetero aber manisch, die Drei ein Dreieck sind. Es ist ein stumpfsinniges Einerlei. Es ist Ihnen egal, ob man Ihre Knie sieht oder sonst etwas. Oder nicht sieht. Darum frage ich Sie: Wohin?"

„Man soupiert bei ‚Fuoco' nett. Aber nur in der ersten Etage."

„Gut."

„Also hier voici erste Etage Fuoco. Soll ich Souper zusammenstellen?"

„Sie fragen, warum ich Sie eingeladen? Welchen Zweck? Verfolge absolut keinen ‚Zweck'. Lächerlich. Ganze Erotik und Sexualität scheußliches Einerlei. Hab's bis daher."

„Sie haben recht."

„Es gibt kein Gebiet, wo weniger Mode möglich ist."

„Tapferes Wort ins Ohr eines Neuherausgebers der Welt. Absolut keine Variationsbreite. Alles sitzt ewig am alten Fleck, immer wieder muß man sich überzeugen, daß am Ende das Alte herauskommt. Eine simple, kindische Angelegenheit. Veraltete Technik, ohne jeden Ausblick auf Entwicklung. Alles pendelt um drei oder vier Kombinationsmöglichkeiten."

„Sie sprechen es aus: Sexualität wird langweilig."

„Läppisch die letzten Rettungsversuche. Nehmen Sie Kartoffeln zum Rebhuhn? Läppisch die letzten Rettungsversuche. Van de Velde — mon Dieu, welch sterile Phantasie! Wo bleibt Variationsbreite? Habe rot angestrichen, was alles längst Allgemeingut aller Gebildeten. Alles war rot angestrichen. Spärlicher Wissenschatz."

„Buch für puritanische Bräute."

„Ein ebenso verfehlter Rettungsversuch ist die moderne Sexualwissenschaft. Darf ich eingießen? Habe Kapitel für Kapitel genau nach Angabe und Beispiel praktisch durchgearbeitet. Natürlich mit Ausnahme von Lustmord. Glauben Sie es mir, diese Lehrbücher lehren nichts. Wo bleibt auch hier die Variationsbreite? Semper idem. Toute la même chose. Toujours perdrix. Männliches oder weibliches perdrix — ganz egal. Die Bücher verfehlen ihren Zweck."

„Wir sind in einer Sackgasse."

„Ich bin entzückt, eine Frau gefunden zu haben, die so weit ist wie ich. Endlich ein Mensch! Madame, wir gehören zusammen. Wir verstehen uns. Wir sind eine natürliche Partei. Kellner, zahlen!"

„So. Und nun, Madame, frage ich Sie wieder: Wohin? Mein Auto steht unten, ich wohne in der Fasanenstraße."

„Muß leider ablehnen. Sie sind ein Schwein."

„Das sagen — Sie?"

„Sie haben Kartoffeln mit dem Messer geschnitten und nicht mit der Gabel gebrochen. Adieu."

Bridgestuben

Meine ständigen Bridgepartner waren noch auf Urlaub. Also beschloß ich, es einmal mit einer der Bridgestuben zu versuchen, die — eine vornehmer als die andre — bei uns in Wien wie Pilze aus dem Boden schießen.

Eine der drei Leiterinnen — ich weiß nicht, ob es die Fürstin, die Baronin oder die simple „Frau von" war — empfing mich mit vornehm-gemessenem Kopfnicken. „Ich werde Sie bei Tisch Nr. 4 vorstellen, da ist eine reizende junge Frau, Ingenieursgattin, der Mann seit Monaten in England . . ."

„Pardon, Gnädigste", unterbrach ich, „ich bin eigentlich nur wegen des Bridgespieles hergekommen!"

Die Dame sah mich mit eisiger Verachtung von oben bis unten an und sagte: „Warum gehen Sie dann nicht einfach in irgendein Kaffeehaus?"

Aufstieg

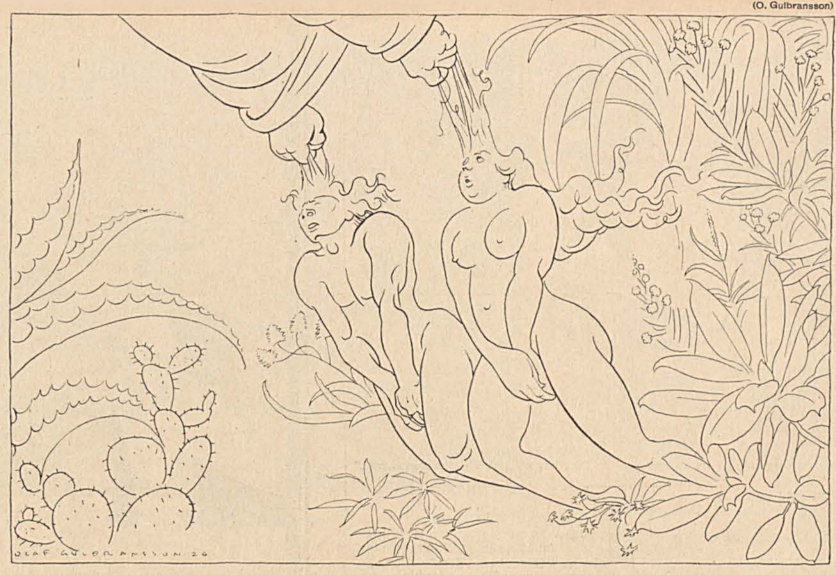
„Und wie geht's der Elli — Frau Kletschke?"

„Das Mächen macht sich. Voriges Jahr verkehrte sie noch mit so'n kleenen Ford. Heute poussiert sie schon mit einem Maybach —"

(Hilla Osswald)

H. O.

(O. Gulbransson)



Die erste Ehetragödie

Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.

Norden 4711

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Lotte, riech ma' bei Maxe, den hat Fräulein Mia, die Möblierte, anjespritzt."

Wenn Frauen denken / Von John Förste

Im Romanischen Café. Ein malendes Ehepaar, das Zeitungen durchblättert.

Plötzlich er: „Was gaffst du denn andauernd nach dem Weib drüben!?"

Sie: „Was soll das? Weshalb soll ich denn nicht? — Vielleicht kannte ich die schon vor dir . . .! Übrigens, — du gaffst ja auch nach ihr!"

Er: „Na, erlaube mal, bei mir ist das doch etwas ganz anderes, ich bin doch schließlich ein Mann!"

Sie: „Gestatte, ich — vielleicht auch!"

Er: „Wie? Und das sagst du mir heute, wo wir zehn Jahre verheiratet sind?"

Sie, die Pfeife gelangweilt abklopfend: „Ah, lassen wir das, — was verstehst du schon groß von Erotik! Ich gebe zu, du malst auch ganz anständige Bilder, — aber was ein genial gemaltes Frauenbein ist, das kapierst du nie, — das kann doch nur eine Frau!"

Er, vollständig benommen: „Versteh ich nicht. Was willst du damit sagen? Eine Frau? — Du tatest doch jetzt so, als ob du ein Mann wärst . . .!?"

Sie: „Na eben."

Er, nachdem er verschnauft hat: „Weshalb hast du mich eigentlich geheiratet, das möchte ich bloß wissen!" . . .

Sie: „Ganz einfach: Ich empfinde als Mann, bin aber von Hause aus passiv, — das Weibliche in dir genügte mir, so konnten wir heiraten!"

Er, sprachlos: „Aber ich bin doch absolut Mann!"

Sie: „Tangiert mich nicht. Ich sehe als Malerin alles so, wie ich es mir wünsche, — das andere wäre ja kitschiger Naturalismus! . . ."

Er, händeringend: „Sei still, du bist ja wahnsinnig, Weib!"

Sie: „Im Gegenteil, — du kannst sogar froh sein, daß mir noch die Möglichkeit eines Hinzudenkens blieb! Denn hättest du dich so gegeben, wie ich dich haben muß, — aus uns wäre nie ein Paar geworden! . . ."

Er, keuchend: „Schweig! Kein Wort mehr! Noch ein Wort, — und ich geb' dir hier, vor allen Leuten, eine Ohrfeige, wie du sie noch nicht erlebt hast!"

Sie, errötend: „Vielleicht wäre mir das nicht einmal unangenehm . . ."

Er, aufspringend, blödsinnig geworden: „Ooober, zaaaahlen!!!"

Retro-Metamorphose

Über dieses Lebens Bettelsuppe
flattert Sie als bunter Schmetterling.
Aus dem Schmetterling wird eine Puppe,
kaum daß Er Sie wahnbeduselt fing.

Dergestalt, wie andre Puppen leider,
will Sie immerfort gehätschelt sein,
und vor allem will Sie neue Kleider.
Peinlich wirkt das aufs Gemüte ein.

Ach, schon kriegt das Portemonnaie die Staupe.
Tag für Tag wird kritischer der Fall.
Aus der Puppe schält sich eine Raupe,
und die frißt Ihn sachte ratzenkahl.

— Freund, o laß die Schmetterlinge fliegen
(wähne nicht, du hättest was verpaßt!)
und dir an dem Raupennest genügen,
das du sowieso im Kopfe hast!

Ratatöskr

Problem des Eheglücks

Von Ossip Dymow

Walter saß in Gedanken versunken im Kaffeehaus, als eine bekannte Stimme ihn anrief: „Dich suche ich gerade, mein Lieber! Ich muß mich mit dir beraten!"

„Worum handelt es sich denn, Heinrich?" fragte Walter träge.

„Wir sind alte Freunde, und ich kann dir gegenüber aufrichtig sein. Ich glaube nämlich, daß meine Frau im Begriffe ist, Dummheiten zu machen."

„Deine Frau . . . Dummheiten . . .", murmelte Walter. „Wie sonderbar! . . ."

„Wir sind das vierte Jahr glücklich verheiratet. Seit einiger Zeit bemerke ich aber, daß sie sich für einen anderen interessiert. Das ist Dr. K. Vorläufig ist nichts Ernstes geschehen . . . aber wer garantiert mir, daß es nicht geschehen wird? Ich wollte dich also um Rat fragen: was soll ich machen? Soll ich so tun, als ob ich nichts bemerke, oder soll ich mich hineinmischen und gleich am Anfang Schluß machen? Was ist besser? Wie erhalte ich mir am sichersten mein Eheglück?"

Walter blickte seinen Freund traurig an: „Ich grüble hier eben über das gleiche Thema. Denke dir, bei mir ist genau dieselbe Geschichte. Meine Frau fängt an, auf die Einflüsterungen des Ingenieurs L. zu hören. Sie glaubt, daß ich nichts merke. Ich aber zerbreche mir den Kopf, was ich in diesem Fall tun soll? Soll ich ihr zu verstehen geben, daß ich alles weiß? . . ."

„Das hieße vielleicht, sie auf Gedanken bringen, die sie noch gar nicht hat . . ."

„Na eben! Beachtet man es aber nicht . . ."

„So wird man es später vielleicht bereuen! . . ."

Beide Freunde wurden nachdenklich. Es handelte sich um ein ernstes Problem, um einen entscheidenden Augenblick in ihrem Familienleben. Von dem Weg, den sie einschlagen würden, hing ihre Zukunft ab.

„Weißt du", sagte Walter, „ich neige doch zu der Ansicht, daß es besser ist, der Frau nichts zu sagen und so zu tun, als wäre alles in Ordnung. Und du? . . ."

„Ich nicht!" meinte Heinrich. „Ich werde noch heute abend Krach machen und das Übel an der Wurzel packen . . ."

„Na! Ich wünsche dir Glück dazu!"

„Ich dir auch. Leb wohl!"

Einige Wochen später trafen sich die Freunde auf der Straße. Sie hatten sich schon von weitem gesehen, und beide fühlten im selben Augenblick das Verlangen, seitwärts abzuschwenken. Aber es war zu spät, da jeder von ihnen wahrzunehmen glaubte, daß der andere ihn bereits bemerkt hatte.

„Siehst du, Heinrich, ich hatte damals recht", meinte Walter im Laufe des Gesprächs. „Ich habe meiner Frau nichts gesagt, und alles lief gut ab."

„Ich freue mich für dich", antwortete Heinrich. „Aber auch ich hatte mit meiner Methode recht. Die Geschichte ist zu Ende, und ich bin glücklich wie vorher."

Sie drückten sich die Hand und gingen auseinander.

Und jeder dachte vom andern: „Blinder Tor! Es stimmt schon, wenn es heißt: Der Gatte erfährt's immer zuletzt! . . ."

(Autorisierte Übersetzung von O. Gabrielli)

Der Trottel

Sie wußten es alle am Stammtisch: wenn Aktuar Mehlmann zum Skatabend kam, empfing seine Frau einen anderen Mann. Sie fanden alle, das sei eine Gemeinheit. Nur Brendel wagte eine Verteidigung. „Mehlmann ist ein Trottel", sagte er, „seine Frau ist jung und hübsch"; und dann: „was geht das uns an!" Aber sie überstimmten ihn. Heute, wenn Mehlmann kam, wollte man es ihm sagen.

Mehlmann kam. Er hängte Hut, Mantel und Schirm sorgfältig an den Haken und machte es sich am Tisch bequem. Aber er kam nicht recht zur Ruhe. Rat Neubert machte ihm die Mitteilung, bevor die Karten auf den Tisch kamen.

Mehlmann starrte ihn an. „Wahrhaftig?" Schweigendes Nicken. „Heute? Jetzt in dieser Stunde?" Die Köpfe senkten sich wieder. Da sprang Mehlmann auf, riß Hut und Mantel an sich und stürmte hinaus, ein rächender Gott.

„Er hat doch mehr Temperament, als ich dachte", meinte Brendel. Sie saßen nachdenklich. „Wollen wir anfangen?" Die Karten wurden verteilt. „Jetzt ist er etwa im Hause", sagte Brendel, „jetzt steigt er die Treppen . . .", und er brach düster ab.

Aber da ging die Tür auf, und herein kam Aktuar Mehlmann. Er nickte der Runde zu. „Es ist nur", hob er an, „ich habe meinen Schirm vergessen; es regnet zwar nicht, aber für morgen sind Niederschläge angesagt." Er nickte noch einmal und ging wieder.

Brendel stand auf. Er schritt in die Ecke, wo die Telephonzelle sich befand, und ließ sich mit der Wohnung Mehlmanns verbinden. Er sprach bei offener Tür. „Frau Mehlmann", sagte er, „Ihr Mann fühlt sich nicht gut und ist auf dem Wege nach Hause", und er hängte ab.

Als er wieder an den Tisch trat, empfing ihn kein Vorwurf.

Frank F. Braun

Verfehlter Beruf

Eine — sagen wir sehr lebhafte — Dame von Welt, deren Mann dafür bekannt ist, daß er sich mit der Rolle eines Sechzehnenders längst abgefunden hat, lernte kürzlich in Gesellschaft den berühmten Schauspieler B. kennen. Sie zog ihn in ein immer eindeutiger werdendes Gespräch, spielte all ihre Trümpfe aus und machte ihm sichtlich Avancen.

Endlich erkannte der Schauspieler, daß nun ein entscheidendes Wort fallen müsse. Einen andern Ausweg gab es nicht mehr. „Gnädige Frau", sagte er, ziemlich verlegen, „Sie sind reizend, — Sie sind entzückend . . ., aber — ehrlich gestanden — ich liebe meine Frau und war und bin und bleibe ihr treu."

Die roten Lippen der schönen Frau klafften vor Erstaunen weit auseinander. „Ja . . . aber . . . was haben Sie denn dann eigentlich von Ihrem ganzen Ruhm?!"

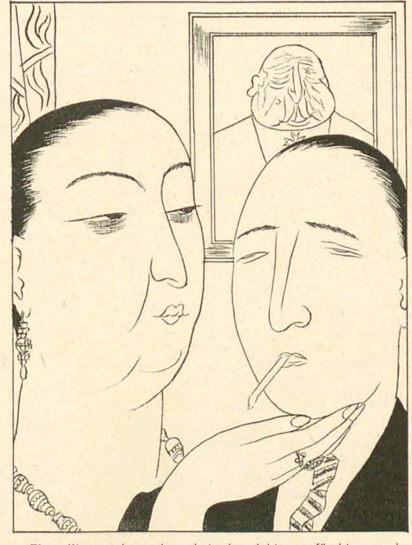
Geschäftliche Notizen

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Ehe

(Zeichnungen von E. Schilling)

Die Frau des Anderen



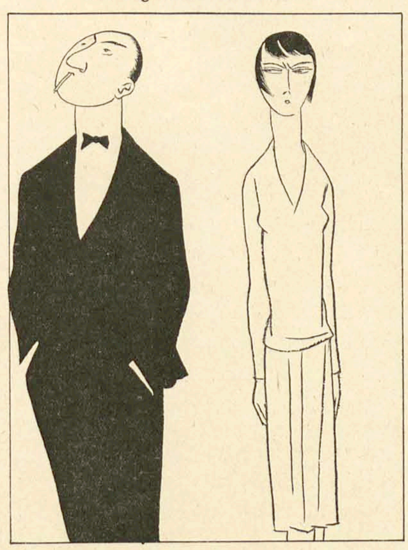
„Eine Überraschung brauchst du nicht zu fürchten, mein Junge, den Schlaganfall bekommt ja er."

Das Glück im Winkel



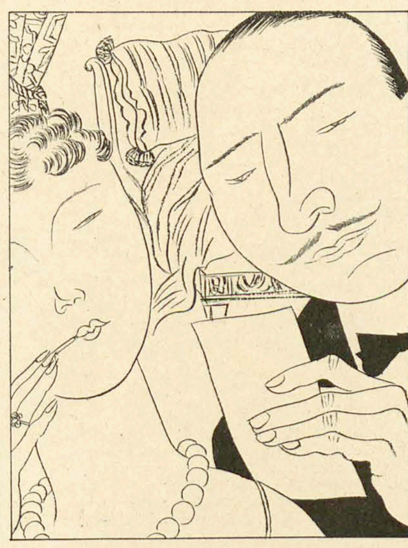
„Benimm dich nicht so antiquarisch, Paul — Giesecke ist Teilhaber der Firma, und zudem habe ich Vollmacht."

Der Jagdschein im Eheleben



„Treib's nicht zu bunt, sonst mache ich von meiner Sinnesverwirrung Gebrauch!"

Der Freund

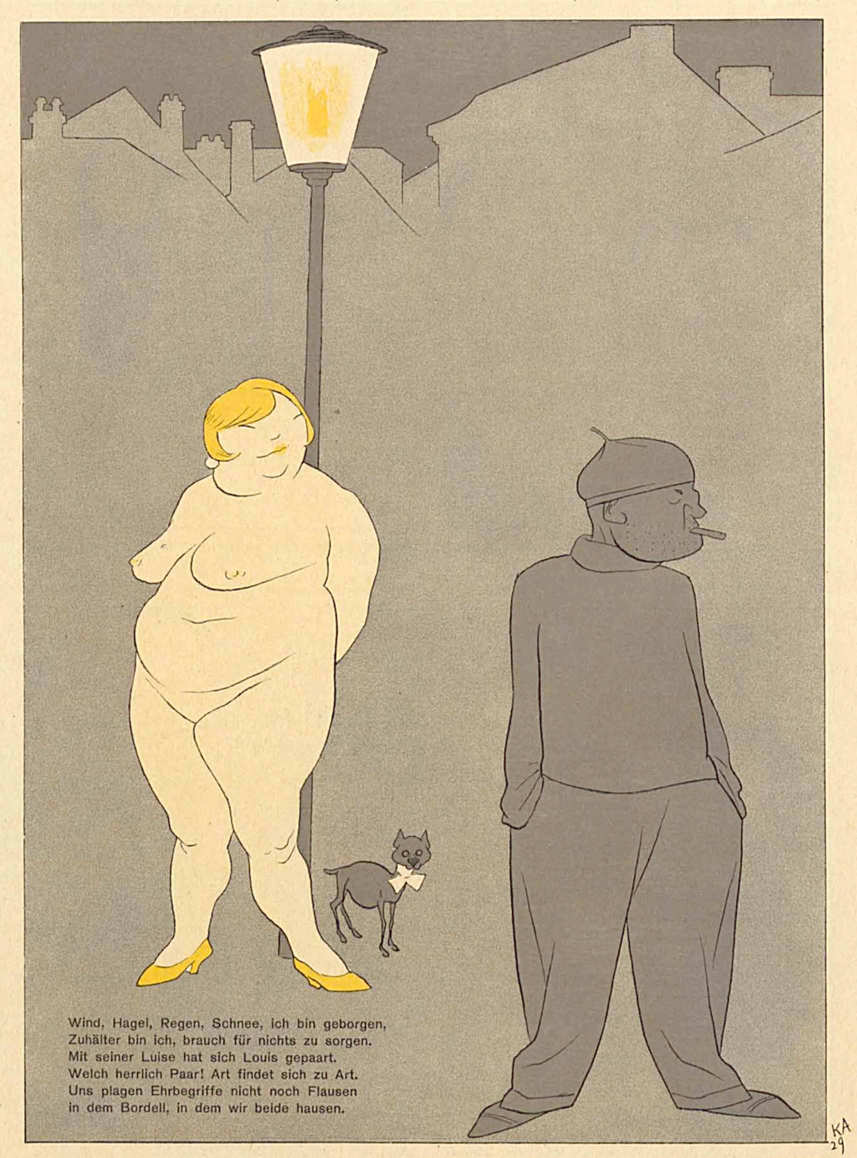


„Alles was recht ist, Süßes, aber Respekt vor Ehe muß gewahrt bleiben — diese Schneiderrechnung lassen wir deinen Mann bezahlen."

Ballade von Villon und der dicken Margot

(Von François Villon — übersetzt von K. L. Ammer)

(Karl Arnold)



Stuttgart, 4. November 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 32

SIMPLICISSIMUS



Absalom Hugenberg

„Halt — halt — ich wollte dich doch herrlichen Zeiten entgegenführen!"

Einigung der Besonnenen

„Besonnenheit“ als Losungswort
— das kann man gelten lassen.
Man kommt damit nicht übel fort
zuhaus und in den Gassen.

Wer sich besinnt, eh' er beginnt,
bringt oft das Rad ins Rollen . . .
Fragt sich, was das für Leute sind,
die sich besinnen wollen.

Der Herr von Kardorff meint's wohl gut.
Die aber zu ihm halten,
seh' ich mit hohem Glaubensmut
schon jetzt die Hände falten:

„Besonnenheit, Besonnenheit,
verlaß mich nicht bei Tische
und hilf mir, daß ich jederzeit
das größte Stück erwische!“

Ratatöskr

Der Herr Vorstand

Von Michail Kosyrew

Man hat's nicht leicht, heutzutage. Überhaupt unsereiner. Erst schindest du dich im Dienste bis aufs Blut, dann hat es mit der Auszahlung gute Weile. Und nichts als Steuern und Abgaben: für die Kinder, die Luftschiffahrt, die Kooperativen, für wichtige Tagesfragen . . . Da soll doch der Teufel dreinfahren.

Früher, zum Beispiel, war ich Kanzleileiter bei einem Inspektor. Da wußt' ich genau, was ich zu tun hatte. Gab es Familienzuwachs, bat man den Chef, die Patenschaft zu übernehmen und lud ihn zur Kindertaufe ein. Einfache Sache! Man kauft Schnaps, Weinbrand, Kaviar — die Frau bäckt Kuchen. Der Ehrengast erscheint, spricht dem Weinbrand zu. Den Schnaps verschmäht er: „Der ist mir zu stark. So was trink' ich nicht.“

Auch den Kaviar verschmäht er nicht, läßt aber sogar dir was übrig: „Nun, Jwan Nikodimitsch, Sie nehmen ja gar keinen Kaviar!“

Da tust du ihm die Liebe und ißt selbst.

Ach, waren das Zeiten! Damals kam ein Abgebautwerden gar nicht in Frage. Noch dazu, wenn man mit seinem Vorgesetzten auf solchem Fuße stand.

Aber, wie die Dinge jetzt stehen oder vielmehr liegen, kann man mir nichts dir nichts auf der Straße liegen. Jeden Monat wird abgebaut. Sparmaßnahmen . . . Dabei weiß man nicht, wie man so 'n hohes Tier für sich einnehmen soll . . .

Meine Freunde rieten mir: „Probier's nach der alten Methode. Familienzuwachs hast du auch nach wie vor in jedem Jahre. Lad' ihn zur Kindtaufe ein. Da wird er dich doch nicht entlassen!“

Das ließ ich mir durch den Kopf gehen und entschied: „Warum auch nicht. Den Kopf kann's nicht kosten. Ich lud ihn geziemend ein. Er war wider Erwarten sehr erfreut: „Aber mit größtem Vergnügen, gerne . . .“

Nachher kamen wir gar ein wenig ins Gespräch: „Was für fades Provinznest, man weiß nicht, was man mit den Abenden beginnt . . . Theater gibt es keines . . .“

„Es ist wahr“, sagte der Chef, „man kann nirgends hingehen. Welche Unkultur!“ Sein Gesicht wurde wieder ernst und ehrfurchtgebietend. Dann fuhr er fort: „Schrecklich, wie die Leute leben. Nichts als Schnaps saufen, Karten spielen und klatschen. Gar keine Kultur!“

So sprach er, mir aber wurde bänglich zumute. Wie wird das werden? Ohne Schnaps und ohne Karten? Nicht auszudenken! Ließ aber nichts durchblicken.

„Freilich“, sagte ich, „gar keine Kultur haben die Leute hier. In den Hauptstädten ist's natürlich anders. Da lesen sich die Genossen Kommissäre und Führer vermutlich am Abend ihre Referate und ihre neuen Thesen vor . . . Sie haben ein Leben . . .!“

„Nicht einmal die sollen ein Leben haben!“

Dann ging ich nach Hause und sagte zu meiner Frau: „Also mit der Taufe ist alles in Ordnung. Hab' schon die Gäste eingeladen . . . Das Essen ist Nebensache. Aber worauf es ankommt: Jeder muß eine Rede halten. Ich werd' mir was aus alten Leitartikeln zusammenstellen. Die Kollegen machen es ebenso. Bloß meinten sie: „Schnaps kaufe auf alle Fälle und daß Karten da sind! Er wird doch nicht bis zum Morgen dasitzen. Ist er einmal fort, dann kann's losgehen!“

Der große Tag kam. Alles war in schönster Ordnung. An der Wand prangte das Bildnis von Karl Marx — der Rahmen mit einem roten Bändchen geschmückt.

Der Samowar brodelt. Wir sitzen alle erwartungsvoll. Da erscheint er. Ganz fröhlich und leutselig. Ganz anders als im Dienste.

„Na“, fragt er, „wen feiern wir denn?“

In diesem Augenblick erhob ich mich und ließ meine Rede vom Stapel:

„Werte Genossen, sozusagen, wir haben gegenwärtig, gewissermaßen, den jahrhundertelangen Kampf mit den Überbleibseln der Vergangenheit hinter uns gebracht, und deshalb ist nun die Zeit für Feierstimmung im allgemeinen, Kindtaufen aber im besonderen gekommen. Wir feiern heute einen neuen Bürger . . .“ So sprach ich eine ganze halbe Stunde. Ich stehe — und rede, er steht und hört zu. Meine Alte indessen richtet den Tisch her. Stellt den Samowar auf. Ich mache Schluß. Er aber sagt: „Ich danke Ihnen für Ihre treffliche Gesinnung.“ Und geht schnurstracks zu Tisch.

Meine Frau wird ganz aufgeregt und bietet an: „Nehmen Sie Schinken, Würstchen.“

Er stochert mit der Gabel und blickt irgendwie verstohlen zur Seite. Die anderen stochern ebenfalls mit ihren Gabeln herum und essen nichts. Alle schweigen aus Angst, sich nicht als Männer von Kultur zu erweisen. Da rettete er abermals die Situation.

„Es ist nicht leicht“, sagte er, „sich heute Kinder zu leisten. Gebären ist schwer und sie aufzuziehen noch schwerer.“

Meine Gattin faßte das als Stichwort auf und begann ihre wohleinstudierte Rede: „Nur zu wahr“, führte sie aus, „ist es, daß das Gebären uns Frauen als Erbteil des alten Regimes noch immer obliegt, das Gebären von Bürgern und nützlichen Arbeitern der Republik. Aber schließlich wird das Proletariat auch diese Mängel und Schwierigkeiten beseitigen und unsere Technik die Vorkriegsleistung erreichen.“

Ich zupfe sie sachte am Kleide und flüstere ihr zu: „Du verwechselst meine und deine Rede. Über die Industrie wollte doch ich sprechen!“

Sie aber ist nicht aufzuhalten und fährt fort, unsere Reden zu verwechseln: „Wir sind keine Sozialverräter . . . Wir bleiben nicht auf dem halben Wege stehen.“

Schweigend ließ ich den Dingen ihren Lauf. Auch unser Ehrengast schwieg und hörte zu. Nur manchmal streifte er meine Frau mit einem ängstlich-fragenden Blicke, wie um sich zu vergewissern, ob er keine Irrsinnige vor sich habe. Doch er ließ nichts merken. Ein äußerst wohlerzogener Mensch! Na, endlich war sie fertig, und er antwortete kurz: „Das ist sehr lobenswert. Die Kinder sind die Blüten der Zukunft!“

Da erhob sich ein Kollege und hielt seinerseits eine Rede über die Kinder. Er sprach fließend; da war nichts auszusetzen. Der Chef saß da, ohne mit der Wimper zu zucken. Endlich griff er zum Teeglase. Aber der Tee war bereits ausgekühlt. Auch der Samowar war schon kalt. Da ist nichts zu machen. Wir standen vom Tische auf und gingen alle ins Nebenzimmer. Er sitzt und wir sitzen. Er schweigt und wir schweigen alle. Reden sind gehalten. Es gibt kein Thema mehr. Außer dem Klatsch. Nein, das war ausgeschlossen. Wir saßen und saßen. Er gähnte. Aus Höflichkeit gähnte ich auch. Und alle Kollegen gähnten.

So weit ging alles gut. Da packte einen der unreine Geist, und er sagte: „Na, wie wär's mit einem kleinen Jeu?“

Da legte ich los: „Das wäre noch schöner. Kartenspielen. Die Unsitten der Bourgeoisie.“

Lange eiferte ich gegen das Hasard. Ich sprach über Kultur, über Daseinsfragen.

Der Ehrengast schloß vor Vergnügen die Augen. So sehr gefiel's ihm, daß er nicht länger sitzen konnte . . .

„Jetzt muß ich leider aufbrechen“, sagte er, „ich muß noch einen langen Bericht verfassen. Also adieu. Besten Dank für die angenehme Gesellschaft!“

Wir geleiteten ihn hinaus, wie es sich gehört.

Kaum war er draußen, fielen wir über den Schnaps her, und schon zückte man Karten. Sofort war die schöne Unterhaltung im Gange. Alle sprachen durcheinander.

Auf einmal: was ist das? Es klopft. Wir öffnen. Da steht unser Chef in höchsteigener Person.

„Da bin ich schon wieder!“ sagte er. „Ich habe bloß meine Galoschen vergessen.“

Das war eine schöne Bescherung. Überall stehen Schnapsflaschen herum, wird Karten gespielt . . . Es ist aus . . . morgen werde ich abgebaut. Pech!

Ich zittere wie Espenlaub und stottere: „Ein Schnäpschen . . . habe ich . . . haben wir . . .“, sage ich. „Ein Gläschen hinter die Binde . . . Vielleicht . . . sozusagen ist auch Ihnen . . . wie wär's . . . eins gefällig?“

Das sagte ich alles in meiner Furcht. Ich wußte überhaupt nicht, was ich zusammenquatsche. Sprach's und erstarrte. Und auch die Kollegen erstarrten.

Er aber ging geradeaus zum Tisch, schenkt sich wortlos ein und trank das volle Glas auf einen Zug aus.

„Gesundheit!“ sagte er. „Karten spielt ihr?“ sagte er. „Das hab' ich sehr gern . . .“

So blieb er bis zum Morgen. Dann ging er weg: fröhlich, zufrieden. „Was soll man machen?“ sagte er. „Ein fades Provinznest, Theater gibt es keines, man kann nirgends hingehen.“

Dreimal wurde seither schon bei uns abgebaut. Ich jedoch sitze fest. Das kommt daher, weil ich es verstehe, mit meinen Vorgesetzten umzugehen.

(Deutsch von S. Borissoff)

Vom Tage

In einer Hochburg derer — man weiß schon . . . hörte ich, hinter zwei sehr stattlichen Damen gehend, folgenden Dialog:

„Haben Sie schon unterzeichnet?“

„Ich? Nein, das besorgt mein Testamentsvollstrecker!“

„Aber ich bitte Sie — das ist doch etwas ganz Persönliches . . .!“

„Nun — dann besorgt es mein Hausverwalter!“

Na also — einer von ihnen wird es Hugenberg schon besorgt haben.

•

Rosenbaum trifft Veilchenstern.

„Guten Tag! Nun, wie geht's?“

„Ich danke, ich suche einen Raum.“

„Einen Raum? Wozu denn?“

„Ich suche einen Raum, wo ich die Zahlungen einstellen kann.“

Übergänge

Die Blätter fallen wie die Bürgermeister
und müssen wech vons Trottoar;
gibt es ein Glück für überlegne Geister?
Auf Dauer scheint es ziemlich rar.

Da bilden sich die knuffigsten Konzerne —
dort fällt ein Häuptling in den Dreck —
wer dirigiert das alles aus der Ferne?
Wem bleibt da nicht die Spucke weg?

Selbst Hugenberg kann sich beim Volksbegehren —
ob ihm auch Adolf shakehands macht —
der dunklen Schicksalsfrage nicht erwehren:
Zu wessen Vorteil geht die Schlacht?

Minister reiben sich die frostigen Hände;
der kleine Mann sieht halb verrückt
teils bittere Menetekel von die Wände,
teils hofft er, daß nun mal was glückt.

Vom Vaterland kannst du nur Gutes sagen;
ob man auch allseits brüllt und tost —:
es hat der Liebe schon so viel ertragen —
es wird auch diesmal wieder . . . prost!

Peter Scher

Lieber Simplicissimus!

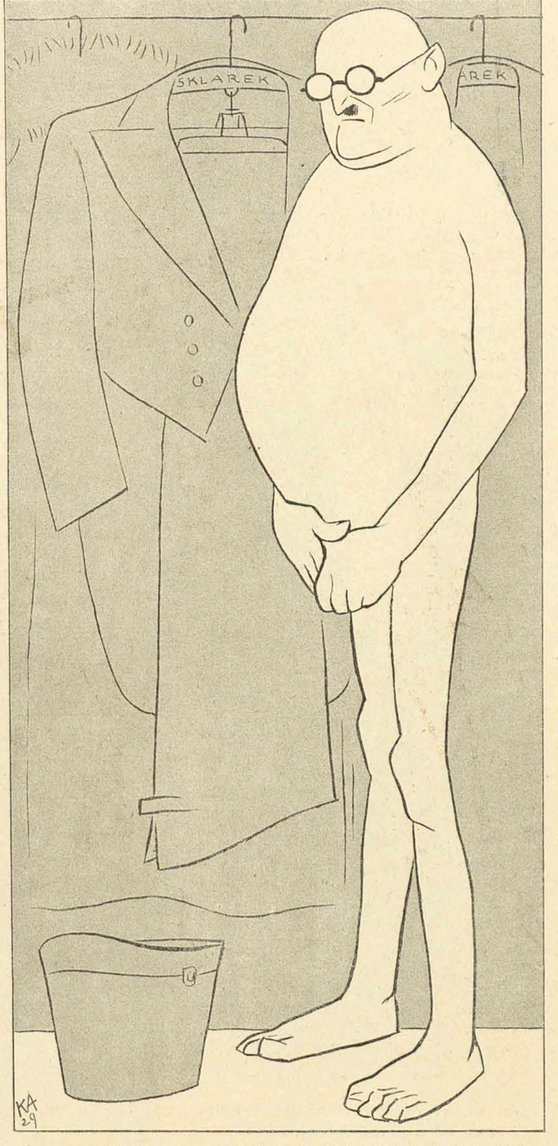
Im Osten unserer Stadt, wo die Felder und Schutthaufen beginnen, ist auf Veranlassung des Magistrats eine Siedlung entstanden. Die Häuschen waren der Not der Zeit entsprechend schon bewohnt, ehe noch der letzte Hammerschlag getan wurde. Straßen gibt es noch nicht. Der Siedlungskomplex liegt inmitten von Schlamm, Lehm und Morast, trotzdem die Anwohner schon Eingabe über Eingabe gemacht haben, doch endlich mit dem Straßenbau beginnen zu wollen. Nach Monaten und nach der fünfundsechzigsten Eingabe beginnt der Magistrat Regsamkeit zu zeigen. Eines Tages waten mehrere Männer durch die verschlammte Landschaft, schauen in die Gegend, messen hier, messen da und stecken drei an Pfähle genagelte Täfelchen in den quietschenden Dreck. Auf der ersten Tafel steht: Franz-Wilhelm-Straße, auf der zweiten Karl-Richard-Straße, auf der dritten Tafel steht: Verbotener Weg!

•

In einer bayrischen Kleinstadt läßt der Bund katholischer Frauen im Rahmen seiner Unterhaltungsabende auch eine Tänzerin auftreten. Daß sie nicht im Nonnenhabit tanzen konnte, darüber war man sich klar, also wurden ein paar Pfund Fleisch zugelassen. Darob saß die auch geladene Geistlichkeit mit gesenkten Häuptern in der ersten Reihe, nur ein alter Pfarrer, noch ein Stück urwüchsiges Waldlertum, riß Mund und Augen auf und ließ sich die Sache schmecken. Nach der ersten Nummer erhob sich die Geistlichkeit und ging, auch der alte Pfarrer. Aber er ging nur unten und kehrte oben zurück, auf die Galerie, und sah sich die Geschichte bis zum Schluß an. Als man ihn fragte, wie es ihm gefallen habe, meinte er: „No, daß bei die Frauenzimmer d' Haxen oben aa z'sammgwachsen san, dees hab' i scho g'wußt, aber daß ma' dees amal z' sehgn kriegat, dees hätt i net glaubt."

Böß in Sachen Sklarek

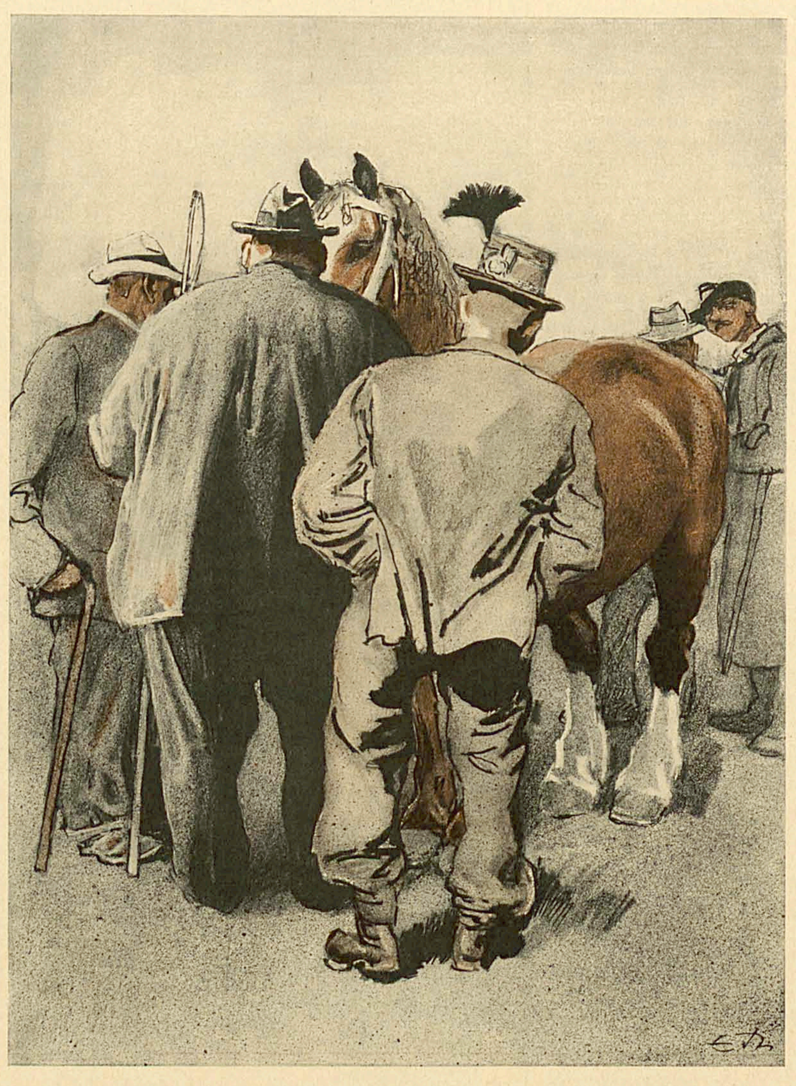
(Karl Arnold)



„. . . und was ist letzten Endes ein Oberbürgermeister ohne Konfektion?!"

Pferdekräfte

(Zeichnung von E. Thöny)



„An Automobui is in dem Alter erledigt, liaba Herr — aba von an Roß ham S' allwei no an Gullasch un a prima Salami!"

Schwingungen

„Sprich etwas lauter, Stadtradau!
Lautsprecher, Hupe, Schraube,
Seid nicht so leise, nicht so flau!"
Sagte der Taube.

Er ging durch Donner und Explosion,
Ohne daß ihn das störte.

In einem hessischen Städtchen
Saß er einmal. Und da hörte
Er plötzlich einen Ton,
Ein Tönchen, das war einem Mädchen
In Paris auf der Straße entflohn.

Und wie er das Mädchen sich dachte,
Verschwiegen arm und schamgeplagt,
Hat er ein leises Wort gesagt,
Ohne daß er lachte.

Kein Nachbar hörte dieses Wort,
Doch irgendwer im fernen Ort
Eines meergetrennten Landes
Hörte es. Und verstand es.

Joachim Ringelnatz

Der Almesch / Von Heinrich Zillich

Der Primaner Hans in einem kleinen Städtchen Siebenbürgens ist allein zu Hause — drei Wochen lang. Vater und Mutter sind im Bad. So ganz allein ist Hans nun nicht. Ein ungarisches Dienstmädchen sorgt für seine Bequemlichkeit. Es trägt ein rotes Mieder, es ist sehr jung, es ist hübsch.
Nach einigen Monaten kommt Hans zu mir, würgt etwas, fährt mit den Händen in der Luft herum. Er hat furchtbare Angst. Der alte Hans, sein Vater, ist vom sauren Jahrgang 1875.
Am Abend besuche ich den Alten: „Wie wär's, Hans-Onkel, wenn wir ein wenig ins Wirtshaus gingen?"
Er nimmt die Pfeife aus dem Mund: „Ich war im Sommer im Bad. Muß sparen!"
„Ich zahle!"
Als wir die erste Flasche hinter der Binde haben, blinzelt er: „Na?"
Ich bestelle die zweite Flasche. Der Wein beginnt leise in seinem Kopf zu summen. Er lacht und spricht zwischendurch vom Konsistorium. Da presche ich los: „Du, eure Marisch kriegt ein Kind."
Er lächelt bloß: „Dann fliegt sie zum Ersten."
„Aber dein Hans —"
Die Teller springen auf dem Tisch. Der Alte schlägt dreimal hintereinander auf die Platte. Weg ist das schöne Summen im Kopf.
„Onkel, hast du nicht in deiner Jugend? — Da, trink noch ein Gläschen!"
Der Wein ist ein guter Mittler. „Mach' keinen Krach", sage ich. „Der Hans geht dir sonst ins Wasser, und überhaupt — bei solchen Sachen ist man nobel."
„Nobel!" schreit er.
„Trink noch einmal."
Der Wein ist ein guter Mittler. „15 000 Lei!" sage ich.
„4000", sagt er.
Auf 8000 Lei einigen wir uns. Die soll ich dem Vater des Mädchens als Abfertigung antragen. Dann lege ich los mit tollen Geschichten, kitzele den Alten, bringe ihm bei, daß sein Junge doch schließlich, na und so weiter. Er verspricht, ihm keine Ohrfeigen zu geben. Er verspricht, ihn so weit als möglich zu schonen. Zuletzt singen wir „Ich winde dir den Jungfernkranz!"
Am Morgen nehme ich mir das Mädel vor. „Herr!" sagt sie, „der junge Herr hat so lange gebettelt, der Arme, bis ich nicht anders konnte!"
„Bravo!" antworte ich, „wo wohnt dein Vater?"
Der wohnt im Wald, ist Köhler. „Da fahren Sie erst mit der Bahn, dann gehen Sie über drei Berge, und dann ist es dort."
Gut, ich fahre, gehe über drei Berge und finde den Köhler beim Holzspalten.
„Schönes Wetter!" sage ich.
„Ja." Er hackt.
„Weit bis her."
„Ja."
„Wissen Sie das Neueste?"
Er hackt.
„Es ist eine Sache, die Sie interessieren wird."
Er hackt.
„Die Marisch wird nächstens nach Hause kommen — mit einem Kind."
Da saust die Axt in den nächsten Baumstamm. Er steht und rüttelt mit den Fäusten in der Luft. Aus seinem schwarzen Mund strömen Flüche. Ich warte eine Zeitlang.
„Ich bring' auch Geld."
Der Köhler reißt die Axt aus dem Baum, legt sie hübsch auf den Boden, streicht mit der Linken die Spänchen vom Spaltblock: „Bitte, nehmen Sie Platz!"
Ich setze mich und sage: „4000."
„15 000."
Schließlich reichen wir uns die Hände und sagen beide 8000. Am nächsten Dienstag soll er zur Unterschrift in die Stadt kommen. Ich spaziere ab über die drei Berge zur Bahn.
Mutter Frieda fuhr Dienstagmorgen zum Besuche einer Pfarrfrau in ein Dorf. Der Primaner Hans war den ganzen Tag unsichtbar. Der Onkel und ich saßen und warteten. In einem Päckchen lagen die 8000 vor ihm. Ich versuchte Witze zu machen. Er antwortete nicht. Nach einer Stunde hörten wir einen Karren vor dem Hause halten. Wir blickten durch das Fenster. Ein Kohlenwagen.
Im Flur stand der Mann. Seine Augen rollten weiß im schwarzen Gesicht. Ich sagte: „Na — da sind Sie ja!" und wollte ihn in die Küche führen.
„Nein", antwortete er, „wo ist die Marisch?"
Mit verweinten Augen stand sie vor ihm. Er blickte sie nicht an, er holte aus und pfiff ihr eins über die Backen, daß sich seine Finger schwarz darauf abzeichneten. Dann schritt er geradeswegs in den Salon. Das gefiel mir.
Die Peitsche in der Hand, saß er auf dem roten niederen Plüschstuhl, las das Dokument durch, unterschrieb es langsam, zählte die 8000 dreimal und steckte sie ein.
Ich sagte: „So — wir sind fertig!"
„O nein", knurrte er, „Almesch!"
Almesch, das ist der Kauftrunk.
Ich sperrte den Mund auf. Hans-Onkel aber erhob sich, ging ins Nebenzimmer und kehrte mit einer Flasche Weichsel zurück.
Wir tranken. Hans-Onkel sagte aus alter Gewohnheit heraus: „Wie stehen die Geschäfte?"
„Wie sie stehen!" antwortete der Köhler.
„Was setzen Sie täglich ab?"
Ich fand allmählich den Witz bei der Sache und füllte fleißig die Gläser. Auf einmal fragte der Köhler: „Wo ist mein Schwiegersohn?"
„Wer?"
„Na, der sogenannte —"
„In der Schule", kicherte ich.
„Ach, ein Studierter — ja, ja, die Marisch —"
Dann erhob er sich, rief seine Tochter heran und klopfte sie auf die Backe. „Du hast da ein hübsches Geld verdient", wieder zeichnete sich ein schwarzes Fleckchen auf die Wange ab.
„Und nun kommst du morgen nach Hause und gehst zum jungen János in den Dienst. Ein hübsches Mädel bist du, ein hübsches!" Er wandte sich schwerfällig zu uns: „Der János ist der reichste Bauer im Dorf. Ein Junggesell und scharf auf die Weiber. Da kann noch ein Stück Geld dazukommen." Er nahm seine Peitsche und ging.

Pech und Schwefel — — —

Es hat zu Anfang schon nicht gut gerochen,
als man die Sklarek-Beule aufgestochen —:
doch was sie nun im Inneren enthüllt,
gibt zwar ein Zeit-, jedoch kein schönes Bild!

Beim Stochern in dem Herd der Schweinereien
bekleckern selbst sich jegliche Parteien —:
kaum schmeißt man auf den Gegner einen Dreck,
schwabb! hat man selber ein paar Spritzer weg — — —

Man hat sogar zu Stadtbank-Direktoren
das kindlich-restlose Vertraun verloren —
Und selbst beim höchsten Oberhaupte Bös
zeigt eine Stelle sich, die infiziös —!

Egal, ob nun aus Nerz, aus Feh das Fell war —:
man hat den Eindruck, daß was nicht reell war —:
wer tausend Eier wohltätig spendiert,
fühlt irgendwo sich irgendwie geniert — — —

O hätte man doch vor des Stunks Präludien
in U. S. A. getrieben seine Studien,
dann wüßte man, wie man, wenn's zu sehr stinkt,
die Presse wenigstens zum Schweigen bringt!

So aber speit der Sklarek-Krater weiter
den Dreck auf unsrer Stadt erhabne Leiter,
und tief im Volke schwindet der Respekt
vor Westen, die statt weiß total verdreckt — — —

Seht: es genügt nicht, nur Moral-entkernt-sein:
auch Korruption will gut und brav gelernt sein!
und man verdient nicht mühelos und groß,
hat man den Kern der Sache noch nicht los!

Karl Kinndt

Lieber Simplicissimus!

In meiner Münchener Studentenzeit ging ich gern ins Residenztheater, das damals über ein glänzend eingespieltes Ensemble verfügte. Man gab gerade Bernard Shaws „Heilige Johanna". Die Plätze für die Studenten befanden sich in der letzten Reihe und waren — wie fast immer — ausverkauft, während die Logen noch große Lücken aufwiesen. Einige Reihen vor uns saß an diesem Abend eine ältere Dame. Sie hatte offenbar ein Abonnement. Nachdem sie uns eine Weile kritisch durch ihre Lorgnette betrachtet hatte, fragte sie kurz bevor der Vorhang in die Höhe ging den platzanweisenden Beamten, was denn das in der letzten Reihe für Leute seien. Worauf dieser in echt bayrischer Gemütlichkeit — der Vorhang ging soeben hoch, alles wurde still, so daß man jedes Wort deutlich vernahm — erklärte: „Dös san die Herrn zu den ermäßigten Preisen."

Hinterher

Hab' ich mich erst davon gemacht —
was wird dann aus den lieben Dingen,
die mich vom Morgen bis zur Nacht
als gute Freunde treu umringen?

Wer wird in meinen Büchern nasen?
Wer füllt die schlichten Blumenvasen?
Wer staubt mit ordnungsfroher Hand
die bunten Helgen an der Wand?
Wer rapst die Zigarettendose?
Wer schlüpft in meine Sonntagshose? . . .

Ja, Himmelherrgottsakrament,
was hilft das schönste Testament,
wenn nach dem notgedrung'nen Sterben
die wertgeschätzten Leibeserben
mit dem, was sie zum Schluß erhalten,
nach Willkür und Belieben schalten? . . .

Ein Trost bleibt immerhin versteckt:
es wahrt ja jegliches Objekt
— ob Buch, ob Bild, ob sonst — zum Glücke
die ihm von Gott verliehene Tücke . . .

So lassen wir's auf sich beruhn.
Wir haben Besseres zu tun.

Dr. Owlglaß

Der Besessene / Von Andreas Zeitler

Er hörte es hinter dem Schirm, wie sie sich küßten. Das Zimmer hatte zwei Fenster im rechten Winkel gegeneinander. An dem einen stand sein Tisch mit Büchern, Papieren, Zeitungen; das andere hatten die beiden. Dort stand ein Sofa mitten im Zimmer, auf dem sie saßen. Das Licht des Fensters warf ihre Schatten gegen den Stoff des Wandschirmes. Er sah den Kopf seiner Schwester, die scharf vorspringende, dreiste Nase, das verwirrte, leicht gelockte Haar, das weit abstand. Der Kopf näherte sich einem anderen, der groß, unförmig, verzerrt auf der Wand erschien, prallte mit ihm zusammen und verschmolz zu einem dunklen, über die ganze Wand taumelnden, drallen Klumpen.

Ekelhaft, nicht hinsehen, nicht den Kopf wenden!

Er versucht zwei, drei Minuten die Gedanken fest, unerweichlich auf den Schmöker Nationalökonomie zu lenken, der vor ihm aufgeschlagen liegt. Die roten, dick angestrichenen Stellen sind die Lehrsätze, die er beim Examen auswendig wissen muß. Das Examen soll im nächsten Semester stattfinden. Es ist höchste Zeit, daß er diese einfachen Grundlagen paukt. Aber es gelingt nicht, sie ins Gedächtnis zu prägen.

Den Schirm, der hinter ihm steht, so dicht, daß seine Schultern ihn streifen, kann er nicht ausschalten. Sein Körper spürt ihn und was dahinter vorgeht. Er möchte aufspringen, aber er kann es nicht. Der Raum, den seine Schwester und der Herr, mit dem sie hier zusammentrifft, ihm von seinem Zimmer gelassen haben, ist zu gering. Er möchte hinauslaufen, lieber unten auf der Straße im Regen und in der Herbstkälte stehen, als hier oben sitzen und alles mit hören und an ihren Schatten sehen, aber er kann nicht, die Tür nach der Treppe ist drüben bei den beiden, hinter dem Schirm.

Er gibt es auf, zu arbeiten. Jedesmal, wenn sie herkommen, setzt er sich an den Tisch, versucht zu lesen, und jedesmal mißlingt es. Er weiß, es ist von Anfang an eine Lüge. Immer kürzer wird die Lüge. Das nächste Mal wird er das Buch geschlossen liegen lassen und mit brennenden Fingern, zugekniffenen Augen, bebenden Lippen — ach, wie er sich selbst seine jämmerliche Erregung vorstellen kann! — dasitzen und durch die dünne Bespannung zu den beiden hinüberlauschen.

Er will nichts hören, er ist ganz angefüllt von dem Wunsche, taub zu sein. Dankbar atmet er auf, wenn sie ihn bitten, das Grammophon, das sie mitgebracht haben, in Gang zu setzen. Platte auf Platte legt er ein, unaufhörlich schmettert der Trichter eine grelle, verzerrte Musik ins Zimmer. Da ist er ruhiger, erträgt es, kann warten und zwei, drei Stunden hinter dem Schirm sitzen.

Aber heute ist das Grammophon nicht da. Sie haben es vergessen oder mögen die Platten nicht mehr, er weiß es nicht. Vorhin lärmte die Straße. Er möchte das Fenster öffnen. Er darf es nicht. Es ist zu kalt. Jetzt ist die Straße still. Kein Ausrufer, keine Drehorgel im Hof, keine rasselnde Bahn, kein Lastzug, von dem die Scheiben klirren. Am Sonnabendnachmittag wird um diese Zeit nicht mehr gearbeitet. Auch das Haus ist still, verhalten. Er hat das Gefühl, außer ihm, der sich nicht rührt, gibt es nur noch die beiden auf dem Sofa am anderen Fenster, und die Geräusche, die von dort ausgehen, sind die einzigen auf der ganzen Welt. Sie lachen, sie reden unterdrückt.

Dazwischen Rascheln, Knirschen von Seide und Wäsche, ein leises Singen und Kreischen in den alten rostigen Federn des wackligen Sofas.

Seine Schwester gibt ihm Geld dafür, daß er sie hier aufnimmt, zwei Nachmittage in der Woche mit ihrem Geliebten, ja, sie ist Verkäuferin, sie will ein gutes Leben führen, sie ist ein Mädchen, nicht häßlich, nicht dumm. Sie hat recht, ja, sie wohnt bei der Mutter, in einem Zimmer mit ihr, unter Dach, eng, bei einer Majorswitwe, dort ist es unmöglich, die Mutter ist ahnungslos, krank, kleinstädtisch, und ihre Anschauungen sind aus dem vorigen Jahrhundert, ja. Der Vater fiel im Krieg. Sie, die Kinder, wissen von ihm nichts. Auf Photographien hat er einen Vollbart und gute, erstaunte Augen. Es wird das Richtige für ihn sein, daß er in Frankreich oder in Flandern in einem Acker liegt, zerfetzt oder verfault, nie begraben, auf dem schon wieder seit Jahr und Tag dickes, feistes Korn wächst. Vielleicht war er zu klug, um sich wie die Mutter in überholte Ansichten zu retten, mit Erinnerungen zu leben, zu frieren, Gas und Kohlen zu sparen und dünn und frostig zu schlafen. Vielleicht hätten seine Augen einen scharfen, stechenden Glanz bekommen, vielleicht hätte er sich gewehrt, so zu leben.

Er schielt über die Schulter, die Schatten sind nicht mehr auf dem Schirm, die beiden liegen, sie flüstern, lachen, atmen schwer, keuchen. Plötzlich fliegt etwas hinter dem Schirm hervor, fällt neben ihn auf den Boden, rollt ein Stück: ein Strumpf. Er ist zusammengeschnurrt, sieht armselig aus, faltig, unsauber, ganz ohne Glanz.

Hinaus! denkt er. Er erträgt das nicht länger. Das ist Schmutz, Dreck, Gemeinheit, Leben ist das nicht, und er ist besessen von Leben. Nächtelang sitzt er, stößt sich vorwärts, trotzt dem bißchen Geld, das Mutter und Schwester ihm geben können, das Studium ab, will nach oben, aus dem Stumpfsinn und der Kraftverschwendung der Armut heraus, wo einem die Arbeit hingeworfen wird, zu einer Arbeit, die man sich selbst macht, wo man ein Mann ist, brauchbar, nicht unfähig, eine gesparte Ware, ein Prolet. Er will teilnehmen an dieser Zeit, in die er hineingeboren ist, und er ist so jung, so unverbraucht, so tätig, daß er sie groß findet.

Er haßt seine Schwester, die er nie liebte, weil sie das Geld hat, auf das er angewiesen ist, und wahrscheinlich viel mehr verdient, als er und die Mutter wissen. Er haßt den Mann, der sich mit ihr in seinem Zimmer trifft, sie auszieht, in seine Arme nimmt, und ein Lachen ausstößt, das er nicht mehr hören will.

Im Augenblick ist ihm das Geld gleichgültig. Er überlegt nicht, daß er davon leben muß, selbst nichts mehr besitzt. Es sind zwei Zehnmarkscheine, grüngrau, verschmiert, geknittert. Die Schwester legte sie vor ihn hin. Er greift danach, knüllt sie in den nassen, schweißigen Fingern, springt auf, der Stuhl kippt nach hinten, die Wand schlägt ihm aufs Gesicht, er schmeißt sie zurück, sie kracht gegen den Schrank und gleitet polternd ab. Die beiden fahren mit erstaunten Gesichtern vom Sofa in die Höhe, aber er läßt ihnen nicht Zeit zum Erstauntsein, Reden und Aufstehen.

„Hinaus!" schreit er. Immer wieder: „Hinaus!"

Dabei packt er den Mann an den Armen und reißt ihn hoch, auf die Füße. Er spürt ein weiches, nachgiebiges Fleisch, wo die Muskeln sind, und findet kaum Gegenwehr. Das Zetern des Mannes hört er nicht. Durch seinen Kopf saust nur das eine: „Aus meinem Zimmer! Ich ertrage das nicht mehr! Ich bin kein Tier!" Und er fängt an zu schreien, weil er das Schreien der beiden hört: „Ich bin kein Tier!"

Er läßt den Mann nicht los, zerrt ihn zur Tür, schließt die Tür auf, stößt den Flügel mit dem Absatz herum, und will den Mann auf die Treppe werfen. Es gelingt nicht. Der Mann schreit: „Hilfe!" Die Schwester hängt sich an seinen Arm und zerrt ihn ins Zimmer zurück, die Tür fliegt wieder ins Schloß.

Alle keuchen.

Die Schwester beschimpft ihn, während der Mann sich wortlos anzieht.

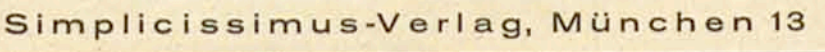
Er sitzt auf dem Rand des Sofas. Ihm ist plötzlich nicht gut, ein Gefühl von Fieber steckt in seinen Gelenken, er atmet tief, gehetzt, und sieht stumpf nach dem anderen, der sich die Hose über die Schenkel zieht. Langsam begreift er, was die Schwester sagt, und langsam beginnt er zu lachen. Es ist nicht lustig, was sie sagt. Er könnte ohne sie verhungern, sagt sie zum Beispiel. Aber er lacht, und in dem Lachen zeigt sich zum ersten Male seine Angst, seine Unsicherheit, seine Furcht, zu verlieren, abzurutschen, irgendwo als kleiner Angestellter Zahlen an Zahlen zu reihen, jämmerlich im Geschäft eines wildfremden Menschen zu versauern. —

Die Angst war da, sie versteckte sich noch in einem Lachen, das wie Kraft, Übermut und Gewißheit schien, aber das alles nicht war. Dann, ein paar Wochen später, nach dem Tode der Mutter, dem Durchfall durchs Examen, lag sie offen und übermannte ihn.

Die Mutter starb wenige Tage nach dem erregenden Auftritt in seinem Zimmer. Als er oben, auf dem Rande des Sofas in sein falsches, irreführendes Lachen verfiel, kam sie mühsam und beschwerlich die Treppe herauf. Sie hatte eine Mahnung vom Finanzamt in der Hand, die mit der Nachmittagspost gekommen war und die sie sich nicht erklären konnte. Sie wollte den Sohn fragen, was zu tun sei. Noch in der geöffneten Tür erriet sie schon alles ohne zu fragen, was heute und im Laufe der Wochen vorher bereits hier geschehen war. Sie war zart, dem Leben fremd und gewohnt, die Menschen nicht zu sehen, wie sie waren. Wirklichkeit war ihr ein Grauen, und die Jungmädchenvorstellungen, die sie sich gemacht hatte, waren

(Schluß auf Seite 392)







Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

(Schluß von Seite 391)

ihr, je älter sie wurde, näher als ihre leiblichen Kinder selbst. Sie verwand nicht, was sie sah.
Man bettete sie auf das Sofa, eine Sterbende, das eben noch der Schauplatz widerlich unverletzbaren Lebens gewesen war, und brachte sie später in bewußtlosem Zustande nach Hause.
Ihr plötzlicher Tod und das jähe Zerwürfnis mit seiner Schwester drohten sein Leben zu verändern. Es fehlte an Geld, das Studium fortzusetzen und die Prüfung zu dem in Auss'cht genommenen Termin zu machen. Das verwirrte se'ne Gedanken völlig. Er war keiner klaren Überlegung mehr fähig und meldete sich wenige Tage nach dem Begräbnis zu dem gerade stattfindenden Examen unter Umgehung des üblichen, umständlichen Weges. Begründungen hatte er reichlich, es wurde genehmigt, und er begann fünf Tage und fünf Nächte ein irrsinniges Lernen, Büffeln, Einpauken. Es war vergeblich. Er fiel durch.
Sein Kopf war nicht klar, und sein Körper litt unter einer nervösen, aufhetzenden Spannung. Er vergaß die Szene nicht, d e sich in seinem Zimmer abgespielt hatte, sah das nackte Mädchen, seine Schwester, von der er nichts mehr wußte, hörte das Küssen, Lachen, Entkle'den, Umarmen, F üstern, hörte das Kreischen des Grammophons und sah vor sich den stumpfen, toten, leblosen Strumpf am Boden.
Er glaubte nicht mehr an die Gültigkeit dessen, was er ein männliches Leben nannte. Das Geistige, zu dem er sich durchgebissen hatte unter Aufgabe dessen, was sonst im Leben eines jungen Menschen eine Rolle spielt: Sport, Tabak, Frauen, Alkohol, war ihm fragwürdig geworden. Gerade jetzt, d'cht vor der Prüfung, erlahmte der Trieb, begann der Zweifel, ließ ihn sinnen, grübeln, fragen und zerstörte die Stetigke't des Lernens. Er tat es nicht mehr mit Freude.
Da, wohin er sich bewegte, war nicht mehr das Leben, schien es ihm, d eses heutige, wilde, mit aller Kraft vorwärtsdrängende Sattsein, nach dem er sich sehnte. In den Nächten, die er fieberheiß von Arbeit, mit geröteten Augen und zitternden Händen vor den Büchern verbrachte, entstand in ihm mehr und mehr der Wunsch, ein We'b zu sein, die unklare, verwirrte Begierde, wie die dralle, lachende Schwester sich hinzugeben und nehmen zu lassen, ein Leib zu se'n, dieses feuchte, tief aus der Kehle aufquirlende Lachen, Wärme von Haut, von Haar, diese Leidenschaft und das Sichersein aus der Gewißheit eines schönen Körpers.
Er konnte es nicht mit Worten, kaum mit Gedanken fassen, was er meinte. Aber das Gefühl bestimmte ihn: das war die Zeit, das war das Leben, dahin mußte, wer es erfüllen wollte, wer besessen war vom Drang, ihm gerecht zu werden, und nicht ertrug, nur da zu sein in einem düstern, wenn auch gesicherten Ablauf gleichförmiger Tage.
Der Mißerfolg beim Examen drückte ihn nicht so sehr wie dieses Gefühl. Er wußte, es war entscheidend für sein Leben. Daß ihm jetzt nichts anderes blieb, als ein Angestellter zu werden, ein Anfänger mit knappem Gehalt, ein verantwortungsloser, handlangender Arbeiter wie alle, vergaß er fast.
Er traf seine Schwester.
Eine Stunde nach dem Examen Unter den Linden.
Sie fuhr im Auto an ihm vorüber, am Steuer, er hatte nicht gewußt, daß sie steuern konnte, lachend, hell, elegant. Ihr Gesicht zeigte einen gesunden, freien Glanz. Neben ihr saß ein Herr mit einer gelben Sportmütze. Mehr sah er nicht.
Dann war das Auto vorüber, sie hatte ihn wohl nicht bemerkt.
Er trottete in das Zimmer seiner Mutter. Es gab noch aufzuräumen. Kleider, Wäsche, Briefe, den trüben, sentimentalen Rest eines achtundvierzigjährigen, umständlichen Lebens zu verpacken und zu verbrennen.
In einem Karton, fest verschnürt, und innen noch mit blauen Wäschebändchen und Seidenpapier umgeben, fand er ein seidenes Gesellschaftskleid. Taub, leer, mit einem verlegenen blödsinnigen Lächeln zog er es über. Vorher verschloß er leise die Tür. Sein Kopf war rot vor Scham. Er fühlte das Brennen der Haut, noch ehe er sein Gesicht im Spiegel sah. B tter, angeekelt betrachtete er sein Bild, zog e'nen Stuhl mit dem Fuße heran, setzte sich, nicht ohne das Kle'd vorher glatt zu ziehen, mit aufgestützten Armen dicht vor den anderen, der ihm gleich, spöttisch, erbärmlich aus dem Glas entgegenstarrte. Das war nun so ein Leben, ein geistiges, was er da betrachtete, sagte er zu sich, und seine Lippen verfielen. Ein Wesen wie ein verstümmelter, zerhackter, gerupfter Wildvogel, die Augen groß, dunkel, verhetzt, begegnete ihm da, die tolle, zum Bersten komische Karikatur eines Weibes. Er riß die vertrocknete Seide, die wie Zunder verging, in Fetzen von sich, stopfte den Nachlaß seiner Mutter in eine Kiste und ging.
Dann legte er sich schlafen. In dieser Nacht schlief er, erschöpft, ununterbrochen und gewalttätig.
Er öffnete nicht den Gashahn, nahm kein Messer, um es sich in das Herz zu stoßen, kaufte keinen Revolver von seinem letzten Gelde, sprang nicht in das träge, verschlafene Wasser der Spree. Was schlimmer war, er unternahm nichts. Satt, ausgelöscht, zufrieden von Bitterkeit und Enttäuschung ließ er seinem Leben freien Lauf.
Am nächsten Morgen suchte er Arbeit. Er fand sie in einer Automobilfabrik, und sie bestand aus zweitausendsechshundertsiebenundfünfzig gleichförmigen Handgriffen am Tage.
Dafür war er reif. —

Wien

Literaturcafé in Wien. Es ist Sommer, man sitzt im Freien. Plötzlich steuert mit besorgtem Gesicht der Zahlkellner auf den Tisch des Verlegers T. zu. Ob die Dame, die noch eben hier gesessen sei, bereits endgültig das Café verlassen habe. Sie habe — vermutlich in großer Eile — zu zahlen vergessen. „Ja, leider vergessen", wiederholt der Marqueur. „Mein Gott, kann ja geschehen, Herr von T., kann vorkommen . . . natürlich . . . oh, bitte sehr . . . ein Schilling zwanzig . . . Brot auch? . . . danke ergebenst . . . Natürlich . . . manche Herrschaften sind halt a bisserl pressiert. Hat nichts zu sagen. Ich kenn' ja alle die Herren . . ."
Ob das denn öfter vorkäme?
„Oft . . . Öfter . . . O ja, gewiß, bitte sehr. Das kommt schon manches Mal vor. Hat nichts zu sagen, wie gesagt . . . Sehen, Herr von T., da neulich gleich drüben, am Siebenertisch. Vier Damen auf einmal: zwei Schalen Weiß mit Doppelschlag, ein kleiner Aufschnitt, ein Joghurt ... Ich schau hin: weg waren s'! Ohne zu zahlen, bitte!" — Dann aber plötzlich, mit einer verstehenden und milde verzeihenden Handbewegung, indem er seinen Tonfall zu sanfter Trauer herabsenkt, fügt er hinzu: „No ja, es war halt an dem Abend, an dem der Herr von Hofmannsthal g'storben is . . ."

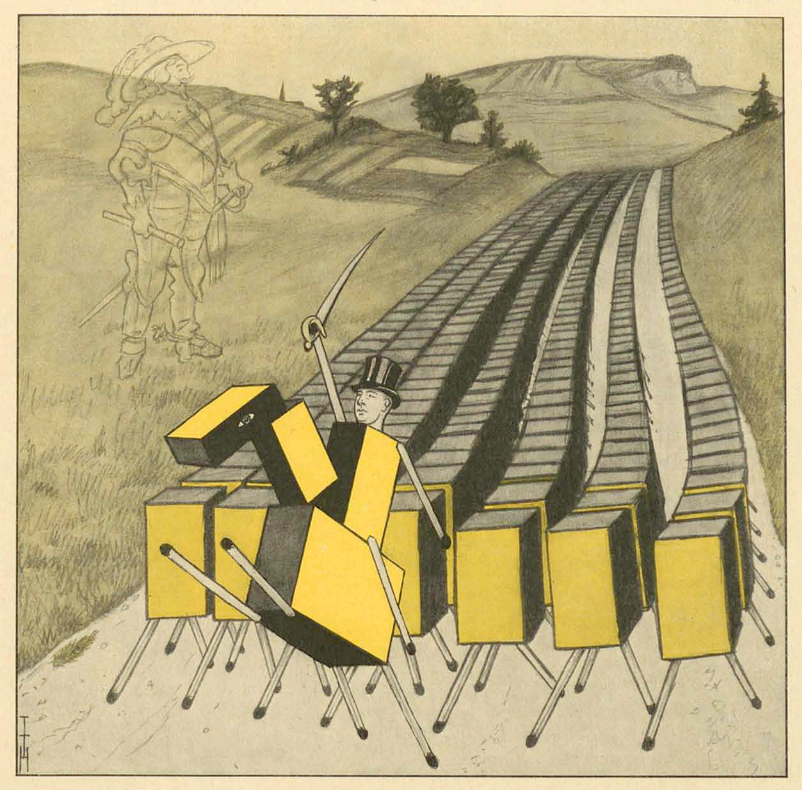
•

Das Schaufenster einer pompösen Feinkosthandlung. Üppige Geschenkkörbe, über deren Rand Fasanen, Schnepfen, Ananas, Heidsieckflaschen, Kiebitzeier und spanische Trauben überquellen. Monstreschinken, mit Bändern und Blumen geschmückt. Verzuckerte Früchte in allen Farben, zu gigantischen Pyramiden gehäuft. Das Ganze im Schein eines magisch verdeckten Rampenlichts, versammelt zu rasender Verlockung. Nachts.
Vor der mächtigen Spiegelscheibe des Schaufensters stehen einsam die beiden Dichter Galberg und Sonka. Nichts als ihre Dichterherzen nennen sie ihr eigen.
Tiefes Schweigen. Schamlos wollüstig dehnen sich im Schaufenster die rosigen Schinken, Gänselebern schwellen in zitterndem Verlangen Zahlungskräftigeren entgegen.
Ein langer Seufzer. Dann sagt Galberg leise: „Sonka, ich bitte dich, wann wirst du endlich etwas zu arbeiten anfangen . . ?"

R. W.

Feuer breitet sich nicht aus hast du kein Defizit im Haus —

(Th. Th. Heine)



Nach Gustav Adolph bringt uns Ivar Kreuger die zweite schwedische Invasion.

Selige Fahrt

Morgen wird endlich mein glühender Wunsch in Erfüllung gehen. Ich werde mit dem großen Luftschiff fahren. Mein Traum, meine Sehnsucht. Der uralte Traum, die uralte Sehnsucht der Menschheit. Erfüllung winkt mir. Ich werde mir Taschentücher und Papier einstecken, damit ich die Tränen der Ergriffenheit trocknen und meine erhabenen Eindrücke festhalten kann. In der Nacht finde ich keinen Schlaf. Am Morgen strahlt die Sonne. Ich besteige die Fahrgondel, meine Beine schlottern vor Erregung. Ich stürze an ein Fenster. Die Erde läuft weg. Eine massive Dame mit blödem Gesichtsausdruck sagt: „Von unten müssen wir jetzt direkt majestätisch wirken, nöch, Albert?“ Albert, der träumerisch und unbeweglich in die sonnendurchflutete Welt schaut, hebt den Blick und sagt: „Natürlich, wenn du im Fenster liegst — übrigens, wann jibt's hier Frühstück?“ Ich setze mich traurig und angeekelt in einen Sessel. Drei Passagiere kleben an einem runden Tischchen. Einer sagt: „Meyer! Sie wolln Skat spielen können? Flaschen spülen können Sie vielleicht — — —“ Ich gehe fort. Die Fenster sind besetzt. Jemand berichtet: „Also sag ick zu Egon, Mensch, sag ick, wie soll ick bloß det Weib los wern? Sagt Egon zu mir — schenk ihr 'n Auto und lasse laufen — — —“ Die massive Dame wendet sich vertrauensvoll an mich und erzählt: „Ich fühl' mich direkt wie eine Lerche. Aber mein Mann hat gar kein Verständnis für sowas!“ Albert sitzt in einer Schreibkabine und diktiert in die Maschine: „Auf Ihr Geehrtes vom 26. ds. beeilen wir uns zu erwidern, daß die gelieferten zehntausend Stück Kartoffelschälmaschinen eine wahre Affenschande sind — — —“ Die massive Dame eilt herbei und schreit: „Albert — das Meer! Entzückend!“ „Is jut“, sagt Albert, „eine wahre Affenschande sind — — —“ Beim Diner stellt Albert sich vor: „Birnbaum — meine Frau — Kartoffelschälmaschinen en gros!“ Es fängt an zu regnen. Das Schiff wackelt. Der Aal, den ich gegessen, krümmt sich in meinem Leib. Die Schiffskapelle spielt: „Mir ist so kaliklora, ich sehn mich nach der Dora — — —“ Die Birnbaum sagt zu mir: „Wolln wir mal? Es ist doch direkt romantisch. Tango tausend Meter über dem schauerlich brausenden Meeresspiegel, nöch?“ Der Aal in meinem Inneren wurmt mich schrecklich. Ich sage: „Zerplatz!“ — stürze hinaus und frage den Kapitän, der mit einem Operglas durch die Regenmassen sticht: „Trostlos! Herr Kapitän — gibt es hier keine Notbremse?“

H.

Stadtbankmoral

(Zeichnung von George Grosz)



„Awa bitte, die Sklareks haben 14 Millionen vadient — da ist doch 'n Pelz von 4000 Em 'n lächerliches Äquivalent.“

Idylle

Welch sanftes Glück den Raum durchschwingt!
Im Zahnputzbecher blüht der Flieder,
Am Fenster auf dem Plättbrett singt
Das heiße Eisen Schlummerlieder.

Du stehst auf einem Stuhl vorm Schrank
Und malst des Honigtöpfchens Ecken
Sorgfältig mit dem Finger blank,
Um ihn mit Andacht abzuschlecken.

O Seligkeit, dem zuzuschaun!
Am Fenster unterm Bügeleisen
Wird deine Bluse langsam braun,
Und Opferrauch will dich umkreisen.

Hans Alfred Kihn

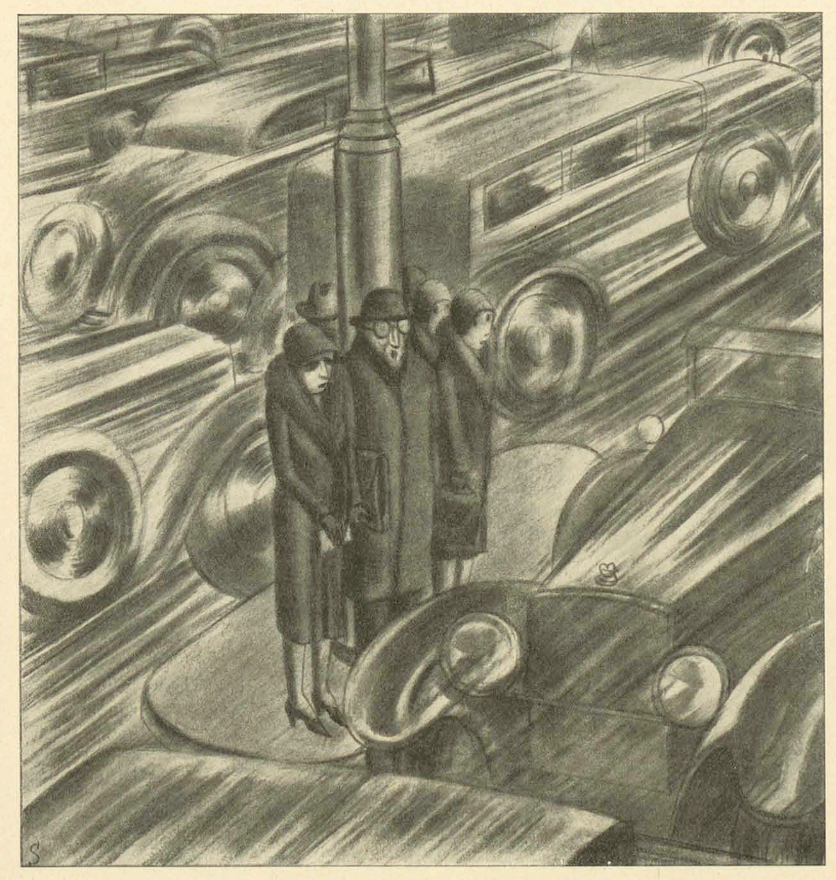
Mord

Ich habe ein Hühnerauge. Es ist mein Stolz.
Dieser dicke Herr hat mich darauf getreten.
Ich beschließe, ihn zu ermorden.
Ich werde ihn verhungern lassen! Doch nein, das dauert bei seinem Leibesumfang zu lange.
Ich werde ihn erschießen! Doch nein, das geht zu schnell. Er soll wissen, daß er stirbt.
Ich hab's.
Langsam, vorsichtig schleiche ich mich an ihn heran, werfe mich zu Boden und schneide ihm mit einem kleinen Messer beide Fußsehnen durch.
Er plumpst zu Boden. Mit viehischem Gebrüll.
Er versucht sich aufzurichten. Es geht nicht.
Man kommt.
Masse steht um ihn.
Ich sage: „Gehen Sie weiter. Ich bin eben dabei, diesen Herrn zu töten. Er hat mich auf mein Hühnerauge getreten."
Man kopfnickt beifällig und entschwindet.
Ich schleppe den dicken Herrn auf den Eisenbahndamm.
Dieser Mensch ist fürchterlich schwer. Außerdem schreit er fortwährend.
Denkt er vielleicht, es ist für mich ein Vergnügen, ihn zu töten?
Hätte ich nur gar nicht mit der blöden Sache angefangen.
Uff! Er liegt über den Schienen.
Ein D-Zug braust heran.. bremst... hält!
Der Führer steigt ab und sagt: „Hier liegt ein Mann!"
Ich sage: „Ja!"
„Nehmen Sie ihn weg!"
Ich sage: „Nein, denn ich habe ihn erst hergelegt!"
„Wozu?"
Ich sage: „Er hat mich auf mein Hühnerauge getreten; ich will ihn überfahren lassen."
Der Führer kopfnickt beifällig, besteigt die Lokomotive, hebelt an: . . . Krach! . . . Knack! . . . Knirsch! . . . Erledigt!
Wohlgemerkt! Der Mann läuft noch immer dort vor mir. Ich habe ihn ermordet. Trotzdem läuft er noch. Ich habe ihn in Gedanken ermordet.
Ich . . . bin . . . ein . . . Mörder!
Oh!
Ah!
Befreiung!!!

Al Snyder

Der natürliche Tod in Berlin

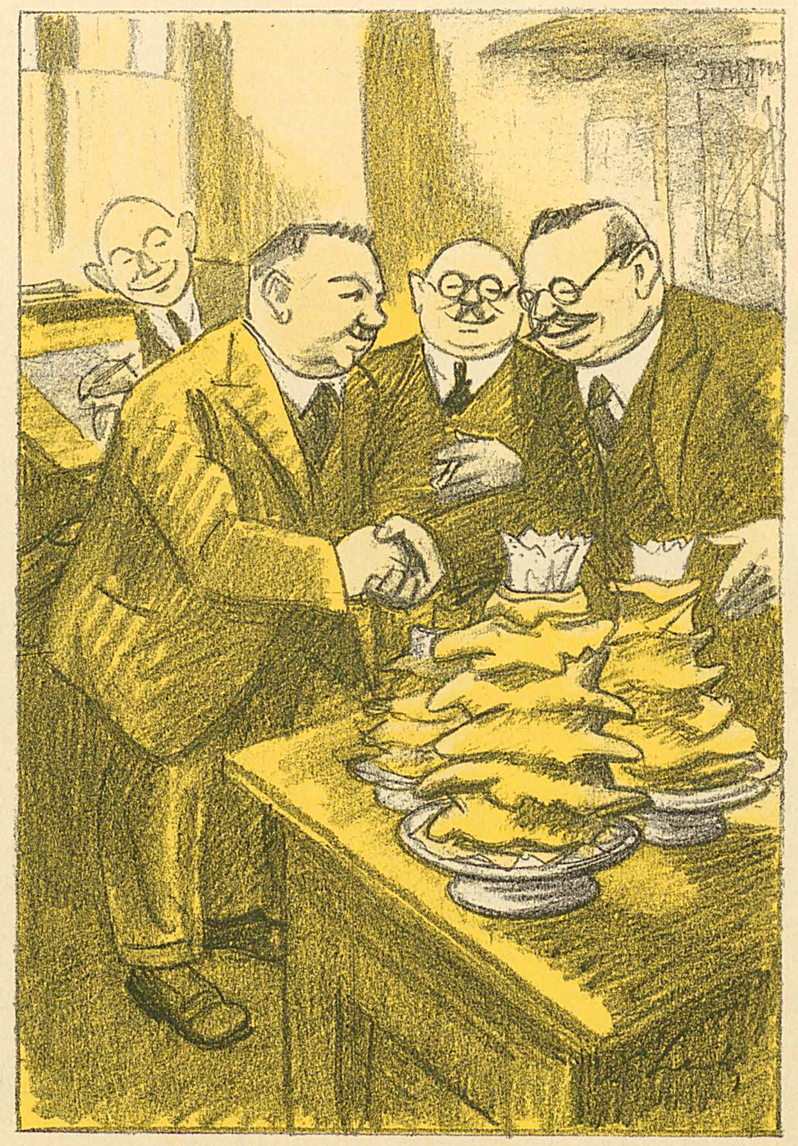
(Zeichnung von E. Schilling)



„Nee, nee, nischt von Kranksein — er starb Ecke Kurfürstendamm und Uhlandstraße unter einem Mercedes."

Berliner Magistratsbeamte

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Also jemacht — Sie kriejen wöchentlich Ihre Baumkuchen, un' ick iebanehme det Schrippenmonopol."

Stuttgart, 11. November 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 33

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Berliner Ungeziefer

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Tempo, Tempo — eines Tages gibt's nichts mehr zu holen!"

Ach ja — —

Träumt man von Völkern ohne Sklavenketten,
denkt man an Sowjet-Rußland allenfalls —
Und plötzlich liest man dann in den Gazetten:
da knallt's!

Da wird noch immer fröhlich hingerichtet,
und eines Hirnes Wollen ist Gebot —:
das Freiheitslicht, das man im Osten sichtet,
ist rot — — —

Auch Mussolini feiert Jubiläen,
und was er redet, riecht nach warmem Blut — — —
Der Mensch ist, wo wir ihn betätigt sehen,
nicht gut — — —

Bei uns wird nur begaunert und beschissen,
und wer nicht mitkann, sucht mit Gas die Ruh —
Doch willst du selber einen fetten Bissen:
hau zu!

— — Betrachte diese Welt als Zeit-Erscheinung:
mal ist es Tag, mal ist es wieder Nacht —
Und abseits von Bejahung und Verneinung
gibt es ein gutes Mittelding: man lacht!

Karl Kinndt

Fünf Minuten Berliner Straßen-Ecke

Von Martin Proskauer

Es ist etwas los, immer mehr Menschen sammeln sich an. Alles guckt angeregt in die Mitte der Gruppe. Die Außenstehenden wollen informiert sein.
„Was is denn hier los?"
„Zweie haben Krach."
„Nich doch, der eine soll wat geklaut ha'm."
„Unsinn, zusammengerannt sind se, und nu is dem einen sein Stoßdämpfer verbogen!"
„Was is 'n los?"
„Der Kleine will den Großen da fressen!"
„Das könnten Sie doch viel besser — mit Ihrer großen Klappe, Herr!"
„Sie — bei mir Oberbürgermeister — bloß weg!"
„Ruhe, was soll 'n das — man versteht ja keen Wort von die beeden da!"
Die „beeden", ein kleiner dürrer und ein großer dicker Mann, sind aus einer nicht mehr festzustellenden Ursache in Streit geraten, der, immer heftigere Formen annimmt. Der Dicke spricht urwüchsig Berlinisch, während sein Gegner bemüht ist, feinstes Hochdeutsch zu erzeugen. Daher ist die allgemeine Stimmung mehr für den Dicken, außerdem ist er der Stärkere. Immer lauter werden die Stimmen der beiden.
„Mensch", sagte der Dicke mit dem rosigen Speckgesicht, „Sie wissen ja jar nich, wovon Sie ei'ntlich reden. In Ihre Nuckelflasche hat man aus Versehen Schmieröl ringetan, und det hat woll Ihr bißken Jehirn vaölt —!"
„Es ist mir allerdings versagt", ruft der kleine Mann mit hoher Piepstimme, „Sie auf diesem Platoh gesellschaftlicher Unbildung zu folgen, Herr! Meine gute Erziehung verbietet mich — mir, unglückliche Menschen zu beschimpfen, wo geistig zurückgeblieben sin!"
„Zurückjeblie'm?" schreit der andere, „— seit Sie aus'n Zoo entwischt sind, Herr, atmet der olle Heck or'ntlich uff!"
Beifälliges Gelächter der Umstehenden; man beschließt, sich diesen ausgezeichneten Hieb für passende Fälle zu merken.
Der Kleine ruft dagegen: „Mein Herr, die Herrschaften hier wollen Ihnen nur nich merken lassen, wie man Ihnen bemitleidet."
„Ick wer' Ihnen jleich bemitleiden — ick telephoniere einfach an 'n Tierschutzverein, und der kommt und schießt Ihn' dot — Sie!"
Der kleine Mann rückt mit vornehmer Geste sein Hütchen gerade.
„Ich breche die Diskussion ab — falls Sie ein solches Fremdwort übahaupt vastehen. Ich habe nämlich Ihre Pöbeleien satt."
„Wat, Pöbelei? Det mir? — Sie schief jezogene Jummipuppe — Männeken, Ihre unjlückliche Mutter hat sich ja dotjeschämt, wie Sie jeboren waren — so hat sie dat nich jemeint! Passen Sie bloß uff, wenn ick jleich nich mehr fein bin!"
„Wenn Sie mir mit Handgreiflichkeiten drohen wollen, weil Sie mich geistig nich gewachsen sind — — —"
Das feine Gerede geht der Menge auf die Nerven; man hetzt zum Kampf.
„Dicker, hau zu — wir sammeln fürs Begräbnis!"
Die Sympathien der Zuhörer sind nicht bei dem Kleinen. Der Dicke ist inzwischen in Weißglut geraten; er zieht seine Jacke aus und hängt sie an das Schutzgitter eines Bäumchens am Straßenrand.
„Du, jetzt jeht's los, dir huste ick aus die Bembergstrümpfe!"
Der Kleine wirft ebenfalls seinen Rock ab und ruft: „Ich verbitte mir das Duzen ganz energisch!"
Die Menge drängt entzückt zurück, um Platz für den Kampf zu schaffen.
Der Dicke zieht schnaufend an seinem Schlips, um den Knoten zu lösen: „Momang, bloß 'n Momang — ich mach bloß 'n Kragen ab, und denn sind Sie hin, Herr, und Ihre Frau schickt mir 'n Danktelegramm!"
Der Kleine steht, den Rock über dem Arm, spöttisch lächelnd da. Plötzlich macht er große Kulleraugen.
„Pardong, mein Herr", sagt er in ganz verändertem Tonfall, „Sie plagen sich da mit Ihrem werten Schlips, wie ich sehe — machen Sie da etwa jeden Morgen einen frischen Knoten rein?"
Der Dicke läßt erstaunt die Hände sinken.
„Jawoll, wat'n sonst?"
Die Menge starrt und staunt verständnislos.
„Oh, wie kann man nur?" ruft der Kleine leidenschaftlich, „das ist ja altmodisch, das ist ja rückständig, wenn ich so sagen darf. Kennen Sie etwa den neuen Krawattenhalter ‚Dauerkavalier' nich?"
„Nee", sagt der Gegner ganz bedrückt, „den kenne ich ja nu leider noch nicht."
Der Kleine wendet sich gestikulierend an die Zuschauer: „Meine werten Herrschaften, Jüngelinge und Wandervögel, jetzt ist mir die schlechte Laune von diesem geschätzten Herrn klar, er kennt ja den ‚Dauerkavalier' nich — und jetzt gestatten Sie —"
Er spricht rasend schnell, der Dicke hat plötzlich einen Handkoffer da, den er öffnet —
„— gestatten Sie mir, Ihnen das neueste Weltpatent, den neuesten Modeschlager für Herren vorzuführen, Harry Liedtke hat zehn Stück 'von gekauft, Pola Negri hat ein Dutzend telegraphisch für Ihren Liebsten bestellt, wenn Sie's nich glauben, fragen Sie mal an, sie gibt gerne Auskunft, hat sie mir gesagt — das ist der wunderbare, Zeit und Geld sparende Krawattenhalter — — —"
Jetzt läuft dem Kleinen die Rede wie ein geölter Faden aus dem Hals —
„— kein Binden und Zerren des Morgens mehr, kein Aufknoten des Abends mehr, glückliches Familienleben und innige Liebe bei Tag und Nacht, weil die Männer nich mehr nervös sind — immer elejant ist der Schlippes, immer wie neu — und dieses Wunderwerk aus echt Zelluloid kostet heute für Sie nur drei Groschen, nur dreißig Pfennige, einführungshalber in dieser geschätzten Gegend!"
Verlegen lachend bröckelt die Menge schnell auseinander, e'n'ge, die zunächst stehen, kaufen den Schlipshalter.
Eine halbe Stunde später kann man auf einem andern Platz eine piepsige und eine fette Männerstimme hören.
„Sie ha'm mir anjerempelt, Sie olle Käserinde!"
„Sie haben zuerst angestoßen, mein Herr — — —"

Lieber Simplicissimus!

Der „alte Dörr" hat wieder einmal nachhaltig „geläppert" und äußert entsprechend seinem Zustand Selbstmordgedanken: „Lieber tot als leben ohne Geld."
Sein Freund Dieter meint, da solle er doch seinen Leichnam beizeiten der Anatomie verkaufen.
Darauf der alte Dörr: „Die nehmen heute auch keine Leiche mehr ohne Abitur."

•

Ein als Feinschmecker bekannter Filmschauspieler hatte in einer Szene Kaviar zu essen. Indigniert stocherte er in den gewichsten Graupen herum. Der Regisseur tobte. Aber der Star erklärte: „Ich bin realistischer Darsteller. Wenn das kein echter Kaviar ist, kann ich die Szene nicht spielen."
„Gut", sagte der Regisseur, „im siebenundneunzigsten Bild sollen Sie erschossen werden. Wir werden die Szene realistisch spielen."

•

Die Frau eines plötzlich reich gewordenen Geschäftsmannes geht mit ihren Freundinnen am Kurfürstendamm spazieren. Ein elegantes Auto fährt an ihnen vorüber. In seinen Kissen ruht eine stark geschminkte Dame mit grell gefärbten roten Haaren.
„Seht mal hin! Schnell!" ruft die Frau des Neureichen stolz. „Das ist unsere Mätresse!"

Abendlied

Hallelujamädchen singen
Mit der Harfe auf dem Platz,
Wo die Bogenlampen schwingen,
Singen von dem Seelenschatz.

Aus dem allerhöchsten Stock
Stürzt sich eine alte Frau.
Knochen — Schuhe — blut'ger Rock,
Sonst erkennt man nichts genau.

Irgendwo in dunklen Gassen,
Weil man ihn gestochen hat,
Schreit ein Mensch, total verlassen.
Morgen steht's im Tageblatt.

Auf dem Dache weint ein Kater,
Denn er fühlt wie du den Schmerz.
Irgendein Familienvater
Schießt sich mitten in das Herz.

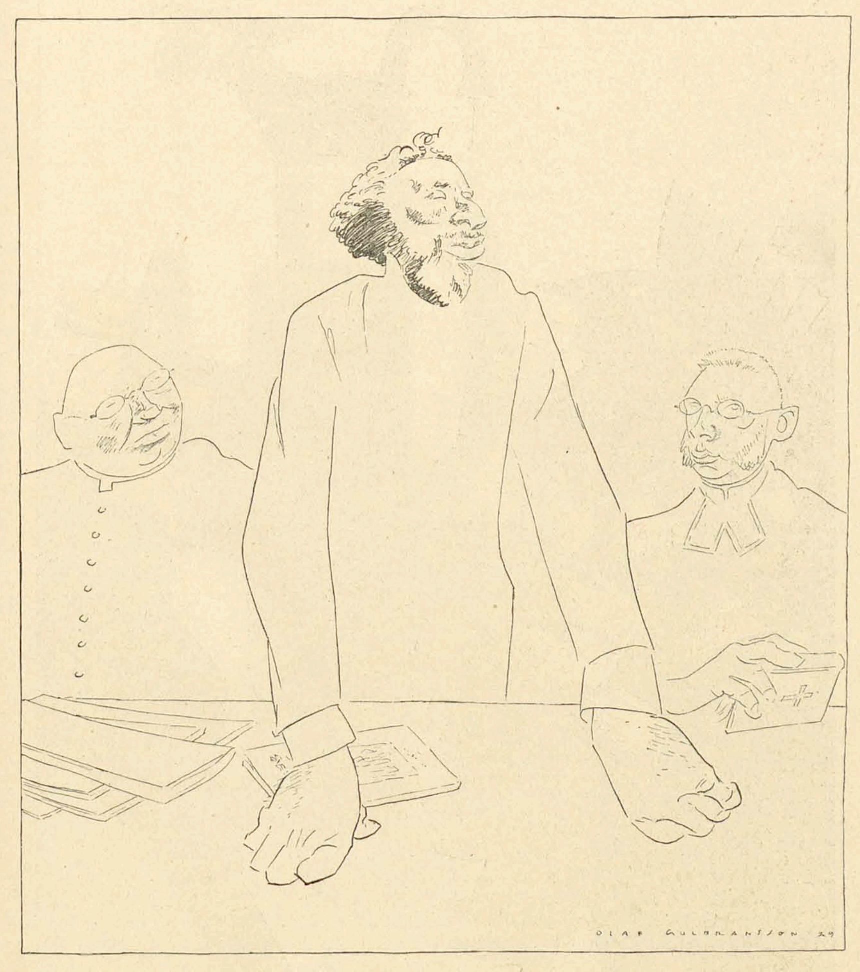
Dieses nennt man Abendfrieden,
Gashahn? — Gift? — Revolverknacks?
Die Geschmäcker sind verschieden.
Ruhet sanft. Vobiscum pax.

Lieber Gott. Du bist im Hafen,
Und wir rufen Deinen Namen.
Kannst Du heute nacht gut schlafen?
Halleluja! Amen! Amen!

J. K. H.

Fusion der Konfessionen

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Die Religion ist in Gefahr! Legen wir zusammen — dann haben wir das Welt-Glaubens-Monopol."

Böse Enttäuschung

Als Hugenberg sich mit dem Hitler verbunden,
glaubte der Gute sicherlich,
er habe die rechte Ergänzung gefunden,
um selbst zu erstarken und zu gesunden,
denn ganz ohne Grund tut man sowas nich!

Nun kamen leider die badischen Wahlen,
wobei sich Herr Hitler sechs Sitze erschrie —
und der große Vater der Deutsch-Nationalen
mußte für Adolf die Zeche bezahlen,
denn selbige gingen ihm perdu — —

Ach ja, so geht das oft in der Ehe:
man glaubt, man hätte was Feines erwischt,
und besieht man den Schaden sich dann in der Nähe,
setzte man selbst in den Pelz sich die Flöhe,
und sie hat sich nur einen Dummen gefischt — — —

Benedikt

Goldmacher Tausend

(Zeichnung von E. Schilling)



„Durchhalten, Herr General — Sie befinden sich in Gesellschaft der besten Finanzköpfe!"

Tanzverbot in Bayern

Daß nur niemand sich erdreiste
und behaupte: blöder Spaß!
Nein, es ist der allerneu'ste
Ministerialerlaß.

Alle Bären, welche tanzen
nach des Dudelsackes Takt
und von Dorf zu Dorfe wanzen,
sind von nun ab untersagt.

Nur dem „Saubär" bleibt gestattet,
daß er weiter wirkt und schafft
und sich mit der „Loas" begattet,
weil sonst eine Lücke klafft.

Tanzen, wenn ich recht begreife,
tanzen darf in alter Treu'
nach des Herrn Ministers Pfeife
bloß grad noch der Bayernleu.

Ratatöskr

Berliner Brief

Langsam wird es kalt, und man bedauert, früher keine Beziehungen zu den Sklareks gehabt zu haben. Was nützt einem das reinste Gewissen, wenn man ewig Schnupfen und Katarrh hat? Hätte man seinen Pelz ins trockene gebracht, könnte man sich auch lebhafter darüber entrüsten, daß man den armen drei unheiligen Königen von Berlin nicht einmal einen kleinen Kognak gönnt. Und ganz falsch ist es, sie zu verhindern, im Gefängnis nachträglich noch ein paar Quittungen auszuschreiben, die kompromittierte Beamte decken sollen —: woher will man — wenn alles herauskommt — neues geschultes Personal in so riesiger Menge hernehmen? Wenn Bös zurückkommt, wird's einen netten Krach geben!

Ernst ist Leben, heiter sei die Kunst: zur rechten Zeit ist da endlich die „Frau im Mond" herausgekommen. Warum dieser Großfilm so heißt, weiß keiner. Vielleicht wurde er so benannt, weil das Weltraumschiff nach einer Frau „Friede" heißt und sich bei der Ankunft so tief mit dem Hinterteil in den Mond einbohrt, daß der herausschauende Rest aussieht wie eine neuzeitliche Bedürfnisanstalt —? Thea von Harbou hielt in der Lessing-Hochschule einen Vortrag und sagte: „Der Film ist mehr als ein Kunstwerk, er ist der komprimierte Ausdruck unserer Zeit!" Damit hat sie recht: wir leben in einer Zeit, in der Dummheit, Talentlosigkeit und Anmaßung, Kitsch und Geschmacklosigkeit Orgien feiern — und die „Frau im Mond" ist deren komprimierter Ausdruck. Gerda Maurus, die Darstellerin der „FiM", arbeitet — wie es eine gute Filmerin tun soll — mit sparsamsten Mitteln. Da anzunehmen ist, daß der „liebe Gott von Neu-Babelsberg" (wie Fritz Lang sich im Programm von der „FiM" nennen läßt) sie wegen ihrer reichen schauspielerischen Mittel engagiert hat, muß sie sehr viel eingespart haben — — —
Von den übrigen Darstellern ist die zahme Maus Josefine zu loben: sie spielt natürlich und ist wenigstens während der Mondfahrt ein bißchen aufgeregt. Hier feiert Langs Regiekunst ihre größten Triumphe! Die sonstigen Vorgänge sind weniger verständlich. Eine Stunde lang glaubt man, aus Versehen in ein Vorstadtkino geraten zu sein, wo man einen Detektivfilm à la Nic Carter spielt —: ein genialer Trick, um die Spannung ins Maßlose zu steigern. (Und nachher bedauert man, daß man sich nicht geirrt hat.) Das Ehepaar Lang-Harbou hält dies Werk für letzte Vollendung. Hoffen wir, daß es die letzte ist. Jedenfalls ist „Metropolis" dagegen ein kleiner Kitsch!
Die Nachricht von der bevorstehenden Aufhebung des § 175 hat hier keine großen Wellen geschlagen, da schon lange und in weiten Kreisen eher die nicht anormale Liebe verpönt war. Man empfindet lediglich eine gewisse Genugtuung, daß nun auch in diesem Punkt die Gleichberechtigung von Mann und Frau offiziell festgelegt ist.

Die Verhandlungen wegen des Zündholzmonopols sind zu gutem Ende geführt worden, und es herrscht eitel Jubel, daß die Preiserhöhung für das Paket nur fünf Pfennige beträgt. Da die Presse vorher voll Entrüstung verkündet hatte, daß die Erhöhung zehn Pfennige betragen solle, wird dies als großer Erfolg dem Ausland gegenüber gewertet — — —
Der Kampf, der im „Theater am Nollendorfplatz" so lange um die Frage tobte, ob Klopfer mit Piscator Pleite gehen muß oder ob er's alleine darf, scheint zugunsten Klopfers entschieden: er darf allein Pleite gehen. Jetzt spielt Reinhardt an dieser Stätte echt proletarischen Klassenkampfes eine Weile seine „Fledermaus" weiter, die der „Kaiser von Amerika" verdrängt hat. So hat Klopfer Zeit, zum letzten Schlag auszuholen, und erlebt ein paar Tage als Theaterdirektor, wo er nicht zuzahlt oder sogar ein gutes Abendessen verdient.
Der Streit um das Alter der Massary ist noch nicht entschieden. Inzwischen ist sie zur Sprechbühne übergegangen und hat gezeigt, daß es beim Theater eigentlich weniger auf das Alter als aufs Können ankommt. Ein Beweis, der mir schlagender erscheint als ein Geburtsschein.
Was das Volksbegehren angeht, so dürfte es dank der rührigen Propaganda der linksgerichteten Blätter knapp durchkommen. Die täglichen Erwähnungen dieser Blätter, daß bei weitem noch nicht genug Stimmen vorhanden seien, dürften auch die Vorsichtig-Schwankenden und Passiv-Zurückhaltenden angefeuert haben, sich in letzter Minute noch einzutragen. Die dann einsetzende Propaganda für die sichere Ablehnung des Volksentscheids plündert die ohnedies spärlichen Parteikassen der Linken —: Erfolg für rechts.
Zu eben dieser Zeit spielt man im Deutschen Theater den „Kaiser von Amerika" —: nicht gerade ein Propagandastück für Demokratie und Liberalismus — — — Und die Pariser Mode-Diktatoren befehlen langen Rock und — Korsett — — — Nachtigall, ick hör dir trapsen —: bald sind wir wieder so weit!

Kakl

Intellektuelles Seemannsliedchen

Ein stämmig Frauenzimmer,
Ein Glas, mit Schnaps gefüllt,
Hat mir, verflucht, noch immer
Den großen Brand gestillt!

Und klirrt die Ankerkette,
Sind Land und Leute flöten,
Alsdann hilft nachts im Bette
Mir auch kein Buch von Goethen.

John Förste

Die Operation

Ein Rechtsfall, äußerst interessant für Ärzte wie Juristen, hat sich in Budapest zugetragen:

Zu Dr. Ludwig Pesti, dem Laryngologen, kam ein Mann in zerschlissenem Gewand, gab seinen Namen an, Ernst Kirschner, und jammerte: „Bei allem Unglück auch das noch, Herr Professor! Meine arme Frau muß operiert werden, am Kehlkopf."

Der Arzt fühlte Mitleid und ließ die Frau kommen, operierte sie und schickte sie von dannen — ohne einen Pfennig zu fordern. Ohne einen Pfennig zu fordern — man ist doch Mensch.

Hintennach erfuhr der Arzt, was dieser Kirschner für ein Bursche ist: bezieht als abgebauter Beamter ein erkleckliches Ruhegehalt, besitzt ein drei Stock hohes Haus in der Stadt und treibt einträglichen Holzhandel.

Da forderte Dr. Pesti dreihundert Pengö für die Operation — und als Herr Kirschner nicht berappte, verklagte er ihn.

Bis hierher ist der Fall durchaus nicht ungewöhnlich: Sich zu verkleiden, ehe man aufs Steueramt oder zum Arzt geht, ist bei wohlhabenden Leuten Sitte — und Rechnungen von Arzt und Schneider schuldig zu bleiben, ist zwar nicht Ehrenpflicht, doch Gewohnheit.

Der Richter aber, dem Dr. Pesti die Sache vorgelegt hatte – der weise Richter begnügte sich nicht, Herrn Kirschner zur Zahlung zu verurteilen; vielmehr leitete er den Akt an die Staatsanwaltschaft, damit sie den schlauen Gatten, Pensionisten, Hausbesitzer und Holzhändler wegen Betrugs verfolge. Denn hier ist, sagen wir es offen heraus, ein Exempel zu statuieren. Es liegt doppelter Betrug vor: Kirschner hat sich, indem er Bettlerkleider über den Purpur des Holzhändlers streifte, nicht nur unentgeltliche Behandlung erschlichen; unentgeltliche Behandlung steht jedem armen Kassenmitglied zu. Doch Kirschner wußte sich — vielmehr seiner Frau — gratis jenes Vollmaß an Sorgfalt zu sichern, das der Arzt sonst nur bemittelten Patienten der Privatpraxis zuzuwenden pflegt. Und dafür gebührt ihm ausgiebige Strafe.

Roda Roda

Der Mensch ist gut

Von Bruno Wolfgang

„In der Au liegt ein Reh. Es kann nicht laufen. Es ist schon halb erfroren", berichtete ein kleiner Junge.
Sofort bildete sich eine Hilfsexpedition, bestehend aus einem kräftigen Fußballer, Sohn des Gastwirtes, einem Straßenarbeiter, einem holzsammelnden alten Weib, der dienstfreien Postmeisterin, einem zufällig des Weges kommenden Geschäftsreisenden und einigen müßigen Schulkindern beiderlei Geschlechts.
„Das arme Viecherl erfriert ja", seufzte das alte Weib.
„Ich hab' schon vier aus der Au geholt", bemerkte der Bursche, „in der Wärme erholen sie sich rasch."
„Hoffentlich kommen wir noch zurecht. Ich kann Tiere nicht leiden sehn", flüsterte die Postmeisterin und zog den aus zahlreichen Kaninchenfellen zusammengesetzten Pelz über dem leicht bewegten, kärglichen Busen zusammen.
Alle beschleunigten den Schritt. —

•

In der weiß glitzernden Au lag das Reh, einige Schritte abseits vom Holzwege in einer kleinen Schneegrube. Rings standen einige kahle Bäume, unbeweglich und glashart. Dahinter weiter, schweigender Schnee bis in die Unendlichkeit. Das Reh erhob den Kopf, machte eine vergebliche Anstrengung, sich aufzurichten und sank wieder zurück. Das dunkle Auge war rund und groß, voll unaussprechlicher Angst. Der Arbeiter hielt ihm den Kopf, der Bursche grub den Schnee zur Seite und stellte fest, daß sich das Tier mit einem Bein zwischen zwei zähen Wurzeln festgeklemmt hatte. Er durchschnitt die Wurzel mit dem Taschenmesser. Viele Hände hielten das Reh fest. Aber es machte keinen Versuch zu entfliehen. Die Weiber seufzten gerührt, und ihre Augen füllten sich mit Feuchtigkeit. Die Kinder streichelten das Tier, die Männer betasteten es fürsorglich, ob nichts gebrochen sei. Das Reh schien keinen Anteil daran zu nehmen, als gehörte es nicht mehr diesem Leben an. Es hatte sich bereits in den unerbittlichen Kreislauf des Daseins eingefügt, es hatte sich in die weißen Arme der schweigenden Natur geschmiegt, um hier zu sterben, lautlos, wie die Tiere zu sterben wissen.
„Wird es sich erholen?" fragte die Postmeisterin bang.
„Na und ob", erwiderte der Bursche sachverständig.
„Wäre es nicht das beste, es jetzt freizulassen?" meinte der Reisende.
Die anderen schüttelten die Köpfe ob solcher Herzlosigkeit.

•

Vorsichtig hob der Bursche das Reh auf und nahm es in die Arme. Zur Sicherheit, damit es nicht in seiner Unwissenheit in die Schneewüste entfliehe, band ihm der Arbeiter die Hinterbeine mit einer Schnur zusammen. Die Alte putzte ihm den Schnee von der braunen Flanke, die Postmeisterin hielt ihm ein Stückchen Schokolade vor den Mund. Das Tier hielt die Lippen fest zusammengepreßt und wandte den Kopf ab.
„Man hat keinen Dank nicht", murmelte die Frau gekränkt. Das alte Weib wischte sich die Nase vor Rührung, die Kinder jubelten. Die Retter zogen freudig in den Ort ein. Sie gingen geradewegs zum Hause des rundlichen Zuckerbäckers Berstel, der in der Au dort die Jagdberechtigung besaß. Er war schon benachrichtigt worden, wischte sich die süßen Hände ab und öffnete die Tür. Er streichelte das Reh, das sich schon ziemlich erholt hatte. Die Retter umstanden es im Kreise und sahen es mit gerührten Augen an.
„Na also", sprach der Zuckerbäcker, zog aus der hinteren Hosentasche ein Messer, klappte die lange Klinge auf und wetzte sie am Rand eines irdenen Topfes. Erwartungsvoll sahen die andern zu.
„Schwer war es", pustete der Bursche und wischte sich die Stirn, um seine Leistung hervorzuheben.
Die beiden Weiber flüsterten eifrig.
„Am besten ist es mit Knödeln", sagte die eine.
„Und mit Preiselbeeren", ergänzte die andere verständig.
Das Reh war wieder zu Kräften gekommen. Es zuckte mit den Beinen, und in seinen Augen erwachte noch einmal der Wille zum Leben. Es spähte umher mit seinem großen, einsamen Blick. Nein, durch diesen Kreis der Hilfreichen führte kein Weg mehr in das schöne Leben, keiner in den schönen, weißen Tod. Alle schwiegen. Nur der Reisende fragte: „Haben Sie die Jagdberechtigung?"
„Natürlich", erwiderte der Weidmann verächtlich.
„Nun, dann ist alles in Ordnung", murmelte der andere.

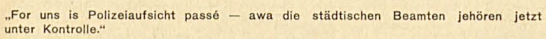
•

Alles war in Ordnung. Der Jagdherr tötete das Reh nach den Regeln des edlen Weidwerks. Der Bursche und der Arbeiter erhielten je eine Mark. Den beiden Frauen versprach er die Eingeweide. Den Kindern schenkte er je ein Bonbon und befestigte dadurch aufs neue seinen dem Geschäfte überaus förderlichen Ruf eines guten Menschen.
Von der Nase des alten Weibes fiel ein glitzernder Tropfen nieder. Vielleicht war es eine Träne der Rührung über so viel Herzensgüte.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder**, Stuttgart

Thema Sklarek

(Zeichnung von E. v. Kreibig)



„For uns is Polizeiaufsicht passé — awa die städtischen Beamten jehören jetzt unter Kontrolle."

Emil erzählt

„Jewohnheit is Jewohnheit", bemerkte Emil scharfsinnig, und Paul, der die auf zahllosen Seefahrten erhärtete Weltanschauung seines Freundes bewunderte, wagte keinen Einspruch. Emil fuhr fort:

„Da sejeln wa mal neulich links um det Kap der Juten Hoffnung rum. Uff eenmal looft uns een ausjewachsna junga Aal zu. Wa holn also jleich ne Wanne mit Meerwassa und packen fors erste mal den Kerl da rin, und, wat meen Freund Otto is, der kommt uff die scheniale Idee, dem Biest langsam det Salzwassa zu entziehn und pöhapöh durch janz jeweehnlichet Trinkwassa zu asetzn. Na, erst hat det doofe Aas ejal jenießt und die Oojen vadreht, aba mit de Zeit hata doch uff die olle Salzlake vazichtn jelernt. Det brachte mir nu uff den piekfeinen Jedanken, ihm mit Jeduld und Spucke det deemliche Wassa ibahaupt abzujeweehn und ihn uff Luftatmung zu dressiern. — Na, wat soll ick dir saren, Mensch, nach drei Monaten krabbelte die Kreete quietschfidel in unsan Karnickelstall rum und wedelte vajniejt mit die Schwanzflosse, wenna mir bloß von weitem kommen sah. — Eenes scheenen Tages läßt die Rotzneese, der Schiffsjunge, die Stalltüre uff. — Meen Aal bejibt sich uff Entdeckungsreisen, jlitscht uff die Kajütentreppe aus, plumpst ausjerechnet in eenen vollen Spüleimer, der da rumsteht, macht noch 'n bißjen Heckmeck und — vasauft!"

Nachdenklich stierte Emil in sein Bierglas. Paul betrachtete seinen Freund teilnahmsvoll und schlug ihn dann nieder.

Felix Leydenius

Fabrikstadt im Herbst

Im Rinnstein kahnt das letzte
Verschlammte grüne Blatt.
Der Regen kommt gegossen.
Ein Schupo steht verdrossen,
Der keinen Gummimantel hat.

Die Häuser — kahle Greise —
Triefäugig, klotzen dumm.
Rings von den nassen Dächern,
Aus Fenstern und Gemächern
Schaut sich die blöde Trübsal um.

In einer Haustürecke
Ein räud'ger Köter pennt.
Durch grauer Straßen Gähnen
Aufheulen Dampfsirenen,
Was man das Hohelied der Arbeit nennt.

Halloh! In feuchten Winkeln
Betrunkne gröhlend stehn,
Glücksucher — die in Jammer,
In Qualm und Folterkammer
Den lieben Himmel offen sehn.

J. K. Hesse

Alter Adel

(Zeichnung von E. Thöny)



„Wer ist denn der Dicke auf Hella?“ — „Bloß bürgerlich — aber königlicher Kommerzienrat mit Vorkriegskapital!“

Schwestern / Von Hermann Münzel

Hela hatte von ihrer Geburt her eine verkrüppelte rechte Hand. Ihr Vater war freireligiöser Pfarrer und leitete ein kleines Fürsorgeheim, das in der Nähe eines einsamen, langgestreckten, holsteinischen Dorfs lag. Die Anstalt bestand aus zwei einstöckigen, viereckigen, roten Backsteinhäusern, an die sich ein großer, baumloser, sandiger Garten anschloß, in dem Spargeln wuchsen. Hela saß als Kind am liebsten in der Nordwestecke des Gartens, in der Schutt und ausgerissenes Unkraut abgeladen wurden. Ihr Vater hatte dort auf einem steifen, hölzernen Gerüst eine Kürbiszucht angelegt. Sie träumte unter den großen, rauhen Kürbisblättern von Märchenschlössern, verwunschenen Prinzessinnen und Königssöhnen und hatte vor den Hummeln Angst, die in den großen, breiten, gelben Blüten herumkrochen. Wenn ihre jüngere, lebhafte Schwester Mali sie in ihrer Ecke störte und mit ihr spielen wollte, heulte sie.
Mali war untersetzt, rundlich, gutmütig und jähzornig. Sie konnte nicht leiden, daß sich ihre lange, dürre Schwester hinter die Kürbisse in der Schuttecke verkroch. Wenn Hela heulte, wurde sie ärgerlich und prügelte sich mit ihr.
Der Pfarrer unterrichtete seine beiden Kinder selbst. Die Schulstunden fanden in dem dunkelgrün tapezierten Wohnzimmer statt, in dem die Pfarrfrau für die Anstaltskinder auf der Nähmaschine nähte und sich mit dem Dienstmädchen über das Anstaltsessen zankte. Der Pfarrer war von dem Lärm und den Ungezogenheiten der Anstaltskinder abgespannt und müde und hatte nur wenig Zeit. Seine Hauptsorge war, daß die Schwestern pünktlich mit frischgewaschenen Händen zu Tisch kamen. Sie durften mit den Anstaltskindern nicht sprechen und hatten keine Freundinnen.
Als sie älter wurden, ließen sie sich auf Malis Veranlassung abends heimlich von den Altonaer Mädchen in der Anstalt erzählen, wie sie ihren Eltern fortgelaufen und in Kinos und verqualmte Tanzlokale gegangen waren und nachher in den nebligen Nächten auf den Bänken in den Anlagen um das Bismarckdenkmal im Hamburger Hafen geschlafen und gefroren hatten. Sie konnten die Erzählungen der Mädchen nicht recht verstehen und hatten große Sehnsucht nach der seltsamen und geheimnisvollen Welt, die aus rohen, breitbrüstigen Matrosen, dünnen Ziehharmonikatönen und gelben Gaslampen zu bestehen schien.
Sie hatten während des ganzen Kriegs stets reichlich Milch zu trinken und haßten die Steckrüben, die es zuletzt jeden zweiten Tag gab. Als Hela vierzehn Jahre alt war, kam die Revolution. Das Erziehungsheim wurde aufgelöst. Der Pfarrer erhielt eine Abfindung und zog mit seiner Familie nach Kiel. Sie wohnten in einem altersschwachen, gelbangestrichenen einstöckigen Haus am Innenhafen. Wenn nicht gestreikt wurde, brummte von der anderen Seite der Föhrde Tag und Nacht das Hämmern, Stampfen und Hacken der Werften herüber. Die Schwestern kamen in Kiel nicht mehr in die Schule. Sie lagen im Sommer den ganzen Tag in der Badeanstalt, lachten verächtlich über die blassen, unterernährten Stadtmädchen, machten Kopfsprünge und balgten sich mit den Gymnasiasten. Nach einigen Monaten konnten sie länger tauchen als alle Jungens.
Der Sommer war heiß und drückend. Die Föhrde lag glucksend und schläfrig in der Hitze. Die Schwestern lasen in einem dicken, roteingebundenen Buch, das Indianergeschichten und plumpe, grellrote, wunderschöne Bilder enthielt. Die Geschichten begeisterten sie. Sie bildeten mit den Gymnasiasten eine rauhbeinige, schreiende Horde, plünderten Schrebergärten, jagten Katzen, malten spätabends Totenköpfe und Hakenkreuze auf Mauerwände und Haustüren in unbeleuchteten Straßen und fühlten sich ganz als Jungens. Mali rollte der Horde mit ihrer kleinen, runden Person listig und pfiffig voran und machte ein harmloses, treuherziges Gesicht, wenn ein Erwachsener vorbeikam. Hela folgte dünn und hochaufgeschossen als letzte, lächelte krampfhaft und hatte Herzklopfen und große Angst um Mali.
Während der Inflation wurde die Pfarrfrau herzkrank. Sie hatte sich in dem Fürsorgeheim während des Kriegs überarbeitet. Sie jammerte viel. Der Pfarrer rauchte verbissen auf einer kurzen Holzpfeife. Seine Abfindungssumme wurde wertlos. Das Dienstmädchen wurde entlassen. Der Pfarrer kochte morgens im Nachthemd frierend das Kaffeewasser und machte die beiden qualmenden eisernen Öfen zurecht. Der Winter war eisig kalt. Der Ostwind schrie. Der Pfarrer konnte keine neue Pfarrstelle bekommen. Er saß tagelang im Keller, hackte Holz und starrte durch die Kellerluke auf die nassen, schwarzen Stiefel der Leute, die auf dem Bürgersteig am Haus entlanghasteten. Dann entschloß er sich, Vertretungen zu übernehmen, und fuhr mit einem abgeschabten, grauen Koffer vierter Klasse in Holstein umher. Seine Frau ging mit einem Staubtuch stöhnend und seufzend in der Wohnung umher. Der Pfarrer hatte in allen Zimmern Warenproben, Rechnungen und Briefschaften ausgebreitet und wurde zornig, wenn er etwas nicht gleich fand.
Sobald es warm wurde, gingen die Schwestern wieder baden. Sie waren froh, wenn sie aus der Wohnung fortkamen. In der Badeanstalt saß Mali auf dem Sprungbrett mitten unter lauter Primanern, baumelte mit den Beinen, schwatzte drauflos und ließ sich den Hof machen. Hela lag im Sand, stützte den Kopf in die Arme und bewunderte ihre Schwester.
Sie mußten auf dem Weg zur Badeanstalt an eingegitterten, sonnigen Klubplätzen vorbei, auf denen weißangezogene junge Leute Tennis spielten. Hela sah ihnen von der Straße her durch das Drahtgitter zu. Sie hätte brennend gern Tennisstunden gehabt. Aber sie waren viel zu teuer. Ihr Vater frug sie verächtlich, wie sie mit ihrer verkrüppelten Hand denn überhaupt einen Tennisschläger halten wolle. Sie träumte heimlich davon, Tennismeisterin zu werden, schickte Mali allein zum Baden, besorgte die gesamte Hausarbeit und versuchte, ihrer Mutter das Staubtuch aus der Hand zu nehmen und sie durch Vorlesen und durch Streicheln und Zärtlichkeiten zu beruhigen.
Mali kümmerte sich nicht um den Haushalt. Um zu sparen, kaufte Hela heimlich Pferdefleisch. Mali und die Eltern aßen es mehrere Monate lang, ohne es zu merken. Im Wintersemester vermietete sie das Wohnzimmer an einen älteren, ausländischen Studenten, der abends sehr spät heimkam und bis gegen elf Uhr mittags schlief. Er puderte sich und räumte sein Zimmer niemals auf. Mali fand ihn sehr interessant. Sie schlief mit Hela in einem Zimmer und erzählte ihr abends aufgeregt und mit vielen Wiederholungen von den Primanern, mit denen sie jeden Nachmittag lange Spaziergänge machte und endlose Gespräche führte.
Als Hela im Sommer 1923 neunzehn Jahre alt wurde, sah sie blaß, alt und bleichsüchtig aus und hatte müde Falten im Gesicht. Sie rannte morgens von einem Laden zum andern, um zu sehen, wo es die billigste Margarine gab. Sie stand Schlange vor den Bäckerläden, und die Arbeiterfrauen schimpften, weil sie besser gekleidet war. Sie trug einen kleinen, billigen, braunen Hut und war scheu und niedergedrückt.
Ihr Leben kam ihr inhaltslos und leer vor. Es verrann in Kleinigkeiten. Die Hausarbeit wurde ihr gräßlich. Sie wollte einen Beruf haben, selbständig sein und Geld verdienen. Sie beneidete die Verkäuferinnen, die am Sonnabend nach Geschäftsschluß in dicken, kreischenden Klumpen frisch gewaschen und gepudert aus den Warenhäusern herausströmten und schwatzten, lachten und Pralinen kauten.
Sie sprach beim Abendessen davon, daß eine von ihnen dem Vater allmählich helfen müsse, Geld zu verdienen. Die Pfarrfrau jammerte müde, daß sie die Hausarbeit nicht allein machen könne. Mali war sofort Feuer und Flamme. Sie wollte am nächsten Tag mit einem Primaner und dessen Eltern eine Autofahrt nach Lübeck machen. Der Vater des Primaners war Werftdirektor und hatte ihr schon einmal halb im Scherz angeboten, bei ihm Tippfräulein zu werden. Sie fiel Hela glückstrahlend um den Hals und rechnete übermütig aus, wieviel sie verdienen würde. Der Pfarrer nickte ihr stolz und erleichtert zu. Es war ganz selbstverständlich, daß Hela zu Haus blieb und den Haushalt weiterführte.
Hela starrte die andern ganz entsetzt an und sagte gar nichts. Nachher beim Spülen hatte sie rotgeweinte Augen und ging früh schlafen. In der Nacht träumte sie, an ihrem Haus würde ein langer, endloser Zug eintönig grau angezogener Mädchen vorbeigetrieben, die nach Sibirien geschleppt werden sollten. Die Leute auf der Straße durften sich ein Mädchen herausholen, wenn sie es bei sich zu Hause brauchen konnten. Hela wollte sich sofort ein großes, blondes, müdes Mädchen herausholen. Im letzten Augenblick fiel ihr ein, daß sie die ganze Hausarbeit ja allein machte und kein Dienstmädchen brauchte. Das gefangene Mädchen hatte große, hungrige, braune Augen, die unter den Straßenlampen nach Sonne und Luft bettelten. Da riß sie Hela kurz entschlossen in ihre Haustür und ließ sich selbst in den Zug hineinstoßen.
Am nächsten Morgen beschloß sie, auf das Bürogehn zu verzichten und den Haushalt weiterzuführen. Sie weckte Mali, half ihr beim Anziehen, bespritzte sie mit Parfüm und winkte ihr mit dem Taschentuch aus dem Fenster heraus nach. Sie war den ganzen Tag über ungeduldig und aufgeregt. Als Mali am Abend freudestrahlend nach Hause kam und als Tippfräulein angenommen war, lief sie ihr auf die Straße entgegen, fiel ihr um den Hals und küßte sie lachend und weinend auf die Backen.

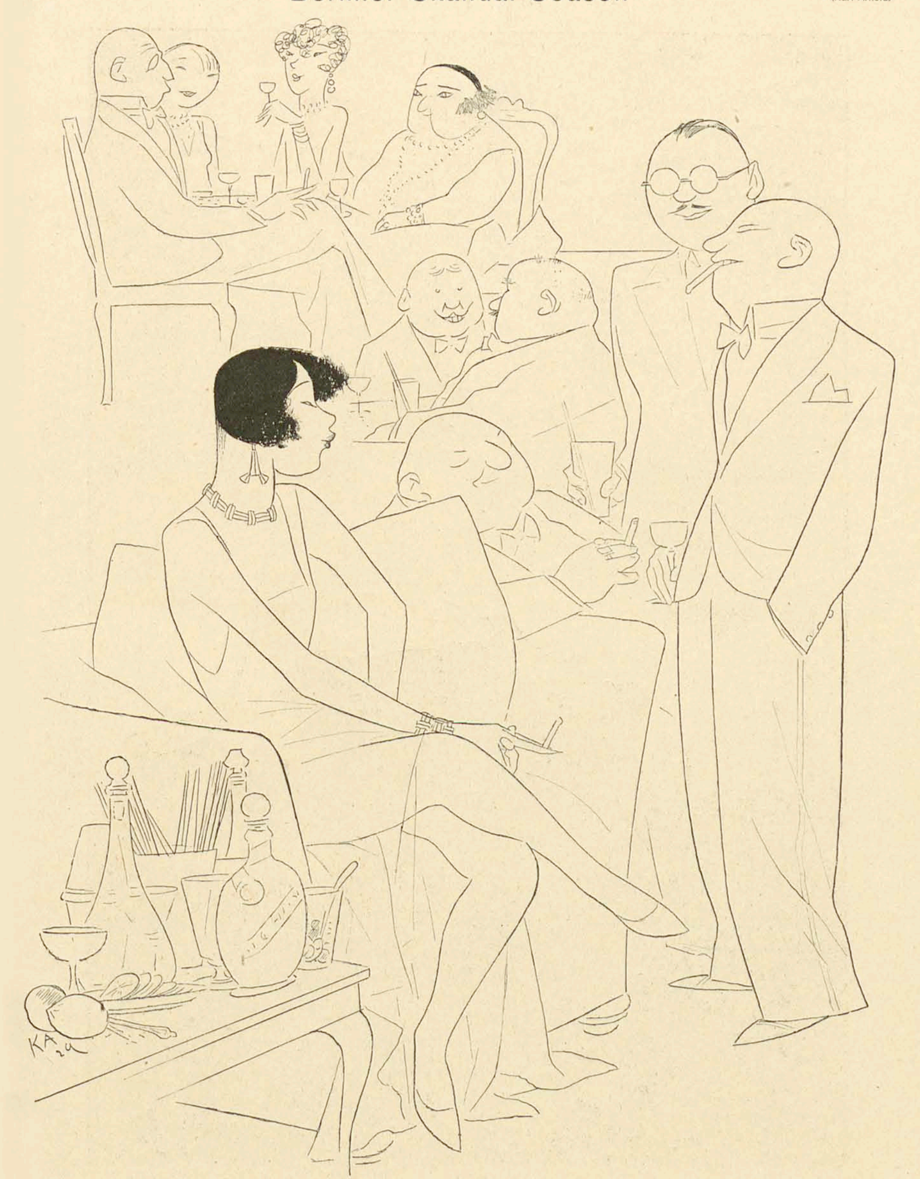
Fakultät fertigt Gutachten

Professoren. Geheime Medizinalräte. Dekan. Ein Mensch.
Trüber Tag. Konferenz-Zimmer.
„Wir stehen nicht als Richter hier, sondern als Männer der medizinischen Wissenschaft, die berufen ist, mit dem ungeheuren Rüstzeug der modernen Methoden und Erkenntnisse auf dem Gebiet der Patho-Psychologie jegliches Dunkel aufzuhellen, das dieser Fall der ungeschulten Laienbeobachtung bietet."
„Sehr richtig!"
„Ich danke Ihnen, meine Herren. Und nun zu Ihnen, Herr Angeklagter. Erinnern Sie sich an Ihre vorjährige Sommerreise?"
„Jawohl."
„Wohin fuhren Sie zunächst von Berlin aus?"
„Nach Wien."
„Gut. Jetzt erzählen Sie uns, bitte, mit möglichster Genauigkeit die Vorgänge unmittelbar nach Ihrer Ankunft in Wien."
„Ich verließ den Bahnhof, nahm ein Taxi . . ."
„Welche Nummer hatte das Taxi?"
„Welche Nummer? Mein Gott — das weiß ich nicht mehr. Es war, soviel ich mich erinnere, eine ziemlich hohe Nummer und — warten Sie: mir ist, als wäre es eine Zahl mit 73 gewesen. Vielleicht 473 oder 573."
„Schön. Trug der Chauffeur eine Lederjacke?"
„Ja. Sicher. Wie alle Chauffeure."
„Und wohin fuhren Sie nun?"
„Zum Hotel ‚Großherzog von Toskana'."
„Wie lange dauerte die Fahrt?"
„Nicht sehr lange. Fünf bis sechs Minuten."
„Fiel Ihnen während der Fahrt etwas Besonderes auf im Wiener Straßenbild?"
„Nein."
„So. Nun wird es Sie vielleicht interessieren, daß wir in der Lage sind, Ihre Angaben samt und sonders zu widerlegen. Zunächst die Nummer des Taxis. Da die Wiener Kraftdroschken nicht durchnumeriert sind, gab es keine Nummer über 240. Außerdem ist aber die Kraftdroschke ermittelt worden, die von Ihnen benutzt wurde: es war die 26. Der Chauffeur dieser Droschke trug damals keine Lederjacke, hat, wie er glaubwürdig beweisen konnte, auch niemals eine solche besessen. Die Fahrt vom Bahnhof bis zum Hotel dauert, nach achtundsechzig von uns angestellten Proben, mindestens elf Minuten. Nicht fünf bis sechs, wie Sie angeben. Aber eine besonders schwerwiegende Ungenauigkeit in Ihren Aussagen besteht darin, daß Sie im Wiener Straßenbild nichts Besonderes bemerkt haben wollen. Gerade an dem Tag Ihrer Ankunft war nämlich infolge Kabelbrandes im Elektrizitätswerk der gesamte Straßenbahnverkehr stillgelegt. Sie sind nicht geisteskrank. Auch ein Dämmerzustand kommt nach dem psychiatrischen Untersuchungsergebnis nicht in Frage. Es ist also nicht anzunehmen, daß Sie eine lückenhafte Erinnerung an die Vorgänge hatten und diese Lücken durch Phantasieprodukte ergänzten. Derartige Erinnerungsstörungen sind bei einem geistig gesunden Menschen ausgeschlossen. Sie haben also bewußt die Unwahrheit gesagt, anders sind Ihre den Tatsachen widersprechenden Aussagen nicht zu erklären. Die Wissenschaft muß deshalb über Sie den Stab brechen, wie die Justiz ihrerseits es nachher auch tun wird."

h. e.

Berliner Skandal-Season

(Karl Arnold)



„Generaldirektor Türmler hat abjesagt — is leider verhindert.“ — „Ah . . . mit wieviel?“

Saargebiet

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Und wenn auch alle für Deutschland stimmen — mein Schrei nach der Kohle muß siegen!“

Stuttgart, 18. November 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 34

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Made in Germany for America

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



Fusion: Deutsche Arbeit — amerikanisches Kapital.

Nach dem Sieg —

Herr Hugenberg hat seine Schlacht gewonnen,
wenn auch nur mit acht Zehntelchen Prozent —
doch leider ist ihm dabei rasch verronnen,
was er die nationale Einheit nennt — — —

Denn Hitlers Adolf, der mit ihm begehrte,
treibt plötzlich eine neue Politik:
die Monarchie erscheint ihm als verkehrte
Staatsform und richtiger die Republik!

Wer kann auch solche Temp'ramente zügeln?!
Ausbrechend bockt das edle Zwei-Gespann,
und morgen werden sich die Brüder prügeln,
denn jeder ist der einz'ge deutsche Mann!

Dann schrein sie beide Mordio und Zeter,
und jeder öffnet weit den Presse-Mund:
der eine nennt den anderen „Verräter!",
der andre nennt den einen „Schweinehund!"

Der Wähler weiß nicht mehr, was er „begehrt",
und wo des echten Teutschtums hehre Horte — — —
Und mancher „Wirklich-Freie" ist bekehrt
und murmelt nun vier häßlich-harte Worte — — —

Karl Kinndt

H e l l a

Von H a n s F r a n c k

An einem fahlen Februarmorgen des Jahres 1887 fuhr der Schlachtermeister Samuel Serrahn aus Crivitz in Mecklenburg wie tagtäglich mit seinem gelbgestrichenen Einkaufwagen über Land. In der Deichsel des properen Gefährtes lief Hella.

Das war eine siebenjährige Goldfuchsstute, die der Crivitzer Schlachtermeister selber gezogen hatte. Kopf und Fesseln untadelig wie bei einem Vollblut. Wäre sie hinten nicht ein ganz klein wenig abgefallen, so wenig, daß nur ein gewiegter Kenner es gewahrte — Hella hätte von allen landwirtschaftlichen Ausstellungen Norddeutschlands den ersten Preis heimgebracht und sich nicht bei einer mit dem zweiten begnügen müssen. Obendrein war sie nicht etwa eine sanfte Schönheit, sondern klug wie keines der vielen hundert Pferde, die durch den Stall Samuel Serrahns zum Verkauf gewechselt oder darin zu eigenem Gebrauch gestanden hatten. Zaum und Zügel für Hella, genau betrachtet, eine überflüssige Erfindung. Ein Wort, ein Schnalzen mit der Zunge, ein Kopfnicken — Hella verstand. Ja, oftmals genügte ein Gedanke, daß sie tat, was ihr Herr wollte. So spannte denn auch während der achtziger Jahre Samuel Serrahn allmorgenlich Hella selber vor seinen Wagen. Die anderen Pferde mochten Geselle oder Lehrling aus dem Stall holen, in den Stall bringen und versorgen — — — Hella strängte Samuel Serrahn selber an und ab. Hella striegelte und wiemerte Samuel Serrahn selber. Hella maß Samuel Serrahn Hafer und Heu und Wasser selber zu. Er würde das auch dann getan haben, wenn Hella nicht jeden andern, der sich im Stall ihr auf mehr als Meterlänge zu nahen wagte, mit Keilen bedroht hätte, auch seine Tochter und seinen Sohn; obwohl die Stute zu ihm selber fromm war wie eine Schnucke. Denn Hella war nicht nur ein besseres Pferd als alle andern Pferde. Hella war ein wissendes Wesen!

Wie ungezählte Tage vordem durchjagte der Schlachtermeister Samuel Serrahn auch an dem fahlen Februarmorgen des Jahres 1887 mit Hella den Bahlenhüschener Forst, trabte an der Rebenwiese, dem Hirschtanz, der Triangel, der Twehle vorüber, querte bei der Kreuzschleuse den Störkanal und ließ Hella auch im Friedrichsmoorer Forst nicht zum Schritt abstoppen. Denn er hatte noch eine weite Rundfahrt durch die Dörfer am Rande der Lewitz vor sich.

Als Samuel Serrahn zum Wulfshorst kam, stand ein Handwerksbursche in der linken Wagenspur. Der bat mit gezogenem Hut: „Bißchen mitfahren!" Samuel Serrahn sagte in solchem Fall niemals nein. Es war langweilig, Tag für Tag von früh bis spät allein auf dem Bock zu sitzen. Auch konnte man im Gespräch mit den Leuten beiläufig vieles erkunden, was einem später zu Nutzen wurde. Besonders dann, wenn der Mitfahrende kein Mecklenburger war, sondern ihn der Weg weither ins Land führte. An diesem Morgen aber schüttelte Samuel Serrahn seinen Kopf, wollte Hella zurufen: „Rechts raus!", das Radgleise verlassen und an dem Bettler vorüberjagen. Doch der trat zwischen die beiden Wagenspuren, stellte sich unmittelbar vor die Deichsel hin, daß er von dem Schlachtermeister überfahren worden wäre, wenn Hella nicht, ehe ihr Herr an der Leine ruckte, auf eigenes Geheiß gestanden hätte. „Weiter! Über mich weg!" rief der Handwerksbursche zum Bock hinauf. „Füße kaputt. Kann nicht mehr tippeln. Bißchen mitfahren!" Samuel Serrahn dachte: „Peitsche quer durch die Fratze! Dann springt der krächzende Kerl schon beiseit." Aber der Crivitzer Schlachtermeister folgte nicht der Stimme seines Herzens, sondern dem Anruf seines Verstandes. Der höhnte: „Bist du ein altes Weib, das sich vor einem humpelnden Handwerksburschen fürchtet?" Er nickte also dem ums Mitfahren Bettelnden Gewähr zu.

Der Handwerksbursche wollte an Samuel Serrahn vorbeigehen, um hinten aufzusteigen. „Nein!" rief der Schlachtermeister ihn an. „Hier!" Und er knöpfte den Knieschlag des Wagensitzes auf. Denn so viele Wanderer Samuel Serrahn auch von der Landstraße zum Mitfahren durch die meilenweiten Wälder aufsammelte — alle mußten neben ihm sitzen. Daß einer hinter ihm auf dem Kälberkasten hockte, duldete er um keinen Preis. War der Platz an seiner Seite schon besetzt, dann war Samuel Serrahn den Wegbettlern gegenüber ebenso hartherzig im Abweisen, wie andernfalls gutmütig im Jasagen. Der Handwerksbursche begann von neuem zu bitten: „Im Stroh liegen. Schlafen. Müde. Sehr müde. Sauber dahinten. Sauberer als manches Herbergsbett." Das stimmte. Jeden Abend wurde das Innere des Wagens gewaschen, daß nicht ein Krümel des Tierschmutzes zurückblieb. Jeden Morgen wurde ein frisches Bund Stroh auf seinem Boden ausgebreitet, als ob es Zweibeine statt Vierbeine zu fahren gelte. Der arme Bursche hat recht, dachte Samuel Serrahn. Also denn in Gottes Namen hinten! Er rief dem Handwerksburschen zu: „Einen Augenblick Geduld!" und knöpfte den Knieschlag seines Sitzes wieder zu.

In diesem Augenblick sah Hella nach ihrem Herrn um. Sie bat: Nicht! Samuel Serrahn verstand. Aber er schüttelte den Kopf und antwortete ihrem bittenden Blick mit seinen Blicken: „Keine Sorge, Hella, ich paß schon auf!"

Dann öffnete Samuel Serrahn das Vorhängeschloß des Deckelgatters über dem Kälberkasten, klappte den Hinterwagen auf, kommandierte: „Hopp!", und erstaunlich: Der müde Handwerksbursche hatte im Nu das Innere des Wagens erklettert. Der Schlachtermeister klappte das Deckelgatter über seinem Weggenossen zu und schob das Vorhängeschloß sorgsam wieder durch die Krampe. Der Handwerksbursche kümmerte sich nicht darum. Er schnallte sein blauschwarzes Bündel vom Rücken und streckte alle viere in das saubere Stroh des Wagens aus. Hat offenbar nur den einen Wunsch: auszuschlafen, stellte Samuel Serrahn fest und steckte den Schlüssel in das Vorhängeschloß, um den Kälberkasten über dem Handwerksburschen abzuschließen. Schalt sich aber im nächsten Augenblick: „Waschweib! Vieh einschließen — ja! Einen Menschen, einen schlafenden Menschen — nein!" Samuel Serrahn zog also, ohne ihn umgedreht zu haben, den Schlüssel aus dem Vorhängeschloß, schob ihn in die Tasche, und weiter ging die Fahrt durch den Wald. Immer wieder wollte Hella vom Trab in den Galopp hinüberspringen. Der Schlachtermeister mußte sie mit Gewalt zum Trab zurückreißen. „Ruhig, Hella!" mahnte er. „Beim Galopp kann selbst der da hinten nicht schlafen." Einmal konnte der Dahinjagende trotz seines erneuten: „Waschweib!" der Versuchung nicht widerstehen, nach dem im Stroh Ausgestreckten umzublicken. Der lag — offenbar todmüde — im Kälberkasten und schlief.

Plötzlich aber — neben dem Gansacker, der ehedem freies Feld gewesen sein mochte, nun aber dicht bewaldet war wie der Wulfshorst — plötzlich — der Handwerksbursche mußte heimlich seine Finger durch das Gatter geschoben und das unverschlossene Vorhängeschloß aus der Krampe entfernt haben — plötzlich klappte der Deckel des Kälberkastens auf, und ehe Samuel Serrahn sich herumreißen konnte, um die Peitsche zur Abwehr zu heben, sauste ein Hammer in seinen Schädel.

Als der Schlachtermeister Samuel Serrahn wieder zu sehen vermochte, erkannte er: Wagen noch auf der Stelle, wo der Halunke heimtückisch zugeschlagen hatte. Geld fort. Ununterbrochen rann Blut. Über sein Gesicht, seinen Hals, seine Gewandung. Was tun? Nach Crivitz zurückjagen? Ehe er dort ankam, war es aus mit ihm. Nach Friedrichsmoor weiterjagen? War näher, viel näher. Vielleicht erreichte er es noch lebend. Aber selbst wenn er atmend dort ankam, würde er den Dörflern unter den Händen verbluten. Einen Arzt! Doch wie einen Arzt in den Wald schaffen?

Hella blickte ihren Herrn an.

Ja, einen Arzt! Und Ruhe! Ruhe die einzige Rettung. Und der Arzt! Aber wie einen Arzt wissen lassen: Im Friedrichsmoorer Forst, wenige Meilen hinter dem Wulfshorst, ist ein überfallener Mann am Verbluten!? Wer soll dem Arzt sagen: Kommen, sonst stirbt der Schlachtermeister Samuel Serrahn!?

Ich! gab Hella ihrem Herrn zur Antwort.

Und Samuel Serrahn verstand.

Er kletterte vom Wagen herunter, zog seinen blutbesudelten Mantel aus und legte ihn auf den Rücken seines Pferdes. Damit der Mantel unterwegs nicht herunterfiel, schob er den Ring, in welchen der Aufsatzzügel eingehakt war, durch eines der Knopflöcher. Dann wollte er die Hand erheben und, was er noch niemals Hella angetan hatte, in diesem Augenblick doch tun: der Stute einen Schlag hintendraufklatschen. Aber dazu reichte die Kraft des Blutenden nicht mehr. Nur noch zum Wort langte es. Zum: „Galopp, Hella!" Schon sprang der Fuchs mit einem mächtigen Satz an. „Falsch!" schrie Samuel Serrahn. „Nicht nach Friedrichsmoor! Nach Haus! Umdrehn!! Nach Haus!!" Das war Frevel. Denn Hella bog bereits aus dem Weg. Sie umkreiste den Wankenden und rannte gestreckten Galopps davon, rannte nach Haus. „Hella — — —" bat Samuel Serrahn ihr seinen Frevel ab und schleppte sich in den Weggraben. Dort hatte er nur noch soviel Kraft, beim Hinfallen zu verhüten, daß sein blutender Kopf nach unten zu liegen kam.

In Bahlenhüschen wollte ein Tagelöhner Hella in den Zügel fallen. Sie riß ihn um, daß er die Fäuste hinter ihr ballte und, statt in den Wald zum Holzschlagen zu gehen, nach Hause humpelte. In Göhren lief ein halbes Dutzend Männer zusammen,

um Hella, die offenbar scheu geworden und ihren Herrn aus dem Wagen geworfen hatte, anzuhalten. Sie raste in die Menschen hinein, daß sie fluchend auseinanderstoben. In Settin schob man einen Wagen quer über die Straße und brachte sich im letzten Augenblick hinter die Häuser in Sicherheit. Hella sprang über die Deichsel hinweg. Der Schlachterwagen zerschellte an dem klobigen Gutswagen. Hella fiel. Aber ehe die Leute herbeigelaufen kamen, war sie aufgesprungen. Nur noch zwei Deichselstümpfe hinter sich, rannte Hella weiter. Rannte in einer halben Stunde die anderthalb Meilen nach Crivitz zurück. Vor dem Schlachterhause stand Hella, wieherte, schrie, daß die Menschen aus den Häusern stürzten.
Die Frau des Schlachtermeisters erkannte an dem blutigen Mantel, was geschehen war. Sie spannte Hella vor einen andern Wagen und jagte bald darauf — der Arzt zur Seite — durch Settin, Göhren, Bahlenhüschen, durch den Bahlenhüschener Forst, an der Rebenwiese, dem Hirschtanz, der Triangel, der Twehle vorbei über die Kreuzschleuse in den Friedrichsmoorer Forst. Nicht nötig, am Zügel zu rucken, mit der Zunge zu schnalzen. Hella rannte, was ihre Kräfte hergaben. Als man am Wulfshorst vorbei zu der Stelle neben dem Gansacker gekommen war, wo eine Blutlache am Wege schrie: „Hier!", stand Hella ohne Anruf still.
Man fand Samuel Serrahn unter Gebüsch im Weggraben. Er war noch am Leben. Und der Arzt tat an ihm, was nur er tun konnte.
Oft und oft hatte der Crivitzer Doktor dem genesenen Crivitzer Schlachtermeister geschworen: „Zehn Minuten später, ein anderer Mensch als ein Arzt — vorbei! Aus für immer! Verblutet!" Rief der Doktor ihn mit solchen Worten an, gedachte Samuel Serrahn ohne Anruf des tückischen Handwerksburschen, dessen man trotz alles Suchens nicht habhaft geworden war, dann trat er — gleichviel wo immer er sich befand, im Stall, im Wald, auf der Landstraße, unter Menschen — zu Hella hin, legte seinen Kopf an ihren Kopf und streichelte sie wie eine Geliebte.

Lieber Simplicissimus!

Auf der Wiener Universität war eine Professur freigeworden. Ein Dozent mit Namen Dr. Nötiger bewarb sich darum und sprach beim Unterrichtsminister vor.
Dort erfuhr er die traurige Kunde: er habe keine Aussichten — er sei, mit seinen Sechsunddreißig, noch zu jung.
Da seufzte Dr. Nötiger: „Zwischen dreißig und vierzig ist man für eine Berufung zu jung; zwischen fünfzig und sechzig zu alt; und dazwischen ist man ein Jud. Man hat's nicht schön als Gelehrter in Österreich."

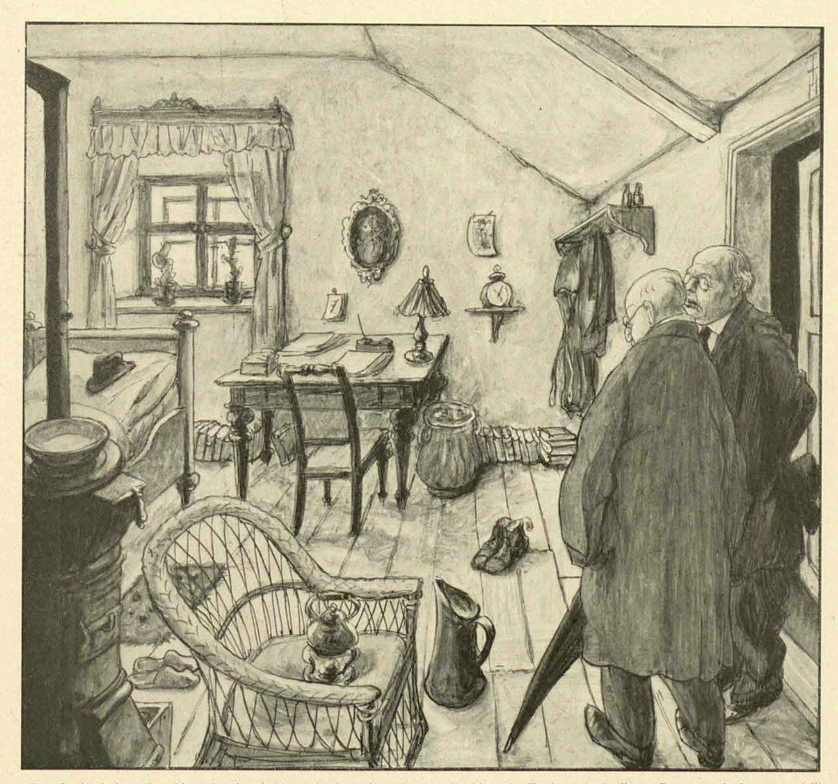
•

Unlängst in Budapest redeten wir von einer Soubrette, wie alt sie sei, und konnten uns nicht einigen.
Da sagte der Rittmeister: „Schad, daß es das beim Theater net gibt — aber bei uns, bei Husaren, brennt man den Remonten das Assentjahr auf die rechte Hinterbacke — kann es jeder gleich sehen . . ."

Roda Roda

Der deutsche Dichter Arno Holz †

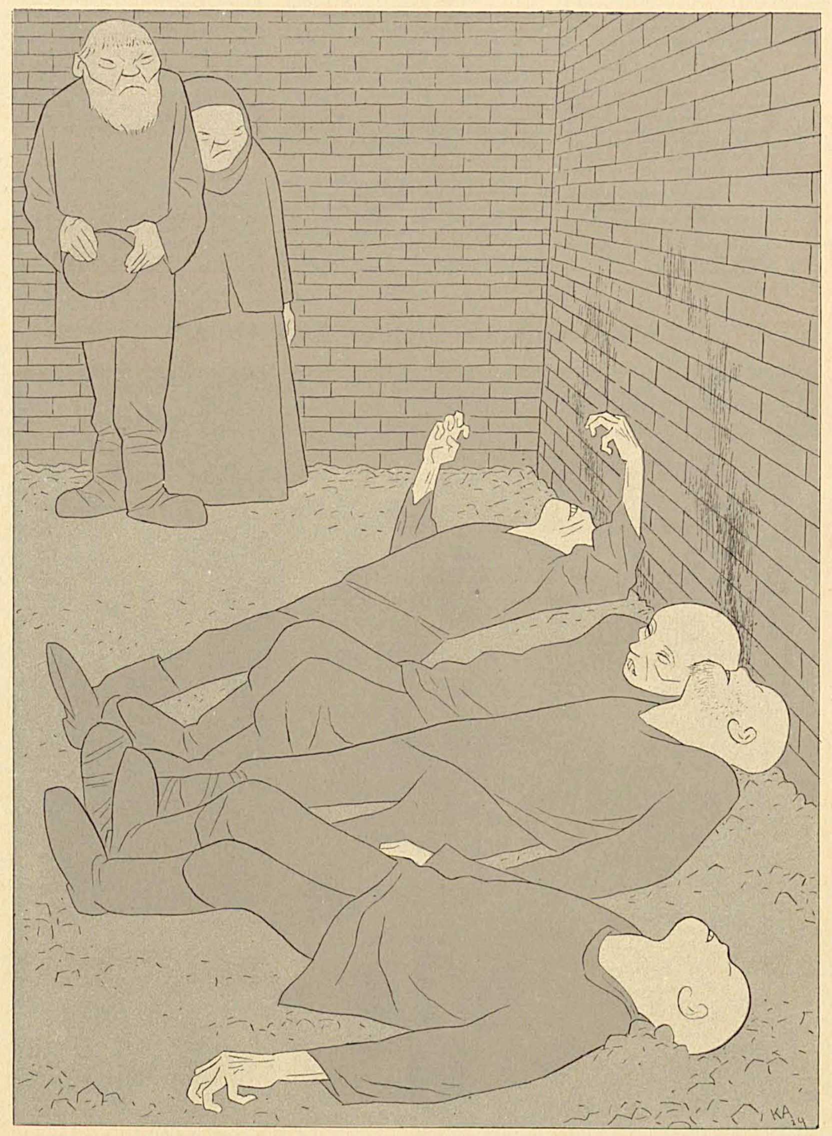
(Th. Th. Heine)



„Tragisch, daß er den Nobelpreis nicht erlebt hat, dann hätte alle Not ein Ende gehabt!" — „Das hat sie ja so auch!"

Todesurteile in Sowjetrußland

(Karl Arnold)



„Es waren doch Russen, Brüder, Menschen wie wir." — „Ja, aber die Politik, Mütterchen, die Politik war anders!"

Der Vampir / Von Bruno Wolfgang

Vampir nannte man den Steuerinspektor Muck, den bösartigsten Steuerquetscher im Kreise. In seiner Jugend war auch er ein harmloser Mensch gewesen. Wie der junge Nero unter seinem Lehrer Seneca, so hatte auch der junge Muck unter seinem Oberlehrer Wokurka keinen außergewöhnlichen Hang zum Bösen gezeigt. Erst der Besitz der staatlichen Machtfülle hatte die in diesen beiden Männern schlummernden Grausamkeitsinstinkte geweckt und sie zu Genießern menschlicher Qualen gemacht.

Herr Muck schwebte wie ein Damoklesschwert über der Stadt. Er beobachtete die Einkäufe der Frauen, musterte ihre Kleidung und kontrollierte ihre Konditoreibesuche. Er notierte den Aufwand der Männer für Getränke, Tabak und heimliche Liebe. Wenn er mit jemandem sprach, zählte er ihm die Goldplomben im Mund oder schätzte den Wert des künstlichen Gebisses. Er war außerordentlich tüchtig, aber unbeliebt.

Und nun denke man sich in die Lage des pensionierten Gutsverwalters Hocke. Er bezog eine bescheidene Pension, die kaum zur Bezahlung der Steuer ausreichte. Da erkrankte der alte Graf lebensgefährlich und beschloß, seinem alten Verwalter ein ansehnliches Legat zuzuwenden. Der Gedanke an die Erbschaftssteuer verbitterte ihm die letzten Stunden. Denn er hatte einen großen Teil seines Vermögens mit vollendeter Technik jahrzehntelang vor der Steuerbehörde behütet. Deshalb also und weil Tribut jeder Art dem Edlen verhaßt ist, überreichte er kurz vor seinem Tode Herrn Hocke ein Päckchen Banknoten, jedoch mit der unerläßlichen Bedingung, daß er niemals eine Steuer dafür bezahle. Herr Hocke versprach es ehrenwörtlich, und der Graf starb in Frieden, ein verklärtes Lächeln auf den Lippen.

Herr Hocke hätte nun ein behagliches Rentnerdasein führen und seiner Familie die alte Sehnsucht nach einem Leben über die Verhältnisse erfüllen können. Er hätte sein Glück genießen können, wenn der Vampir nicht gewesen wäre. Da ihn zwingende Gründe an der Verlegung seines Wohnsitzes hinderten, blieb er der Herrschaft des Vampirs untertan. Beim leisesten Ansatz zur Behaglichkeit witterte der Vampir sofort sträflichen Luxus und blähte wachsam die Nüstern. Mißtrauisch umschlich er das Dasein Hockes und hinderte mit eisigem Hauch die Blüte an der Entfaltung. Zähneknirschend mußte Herr Hocke nach wie vor ein spartanisches Leben führen, in stetem Kampf mit sich selbst und seiner Familie, die es nicht ertragen konnte, das gelobte Land so nah zu sehn und nicht zu betreten.

Die Zeit verging. Sie hatten nichts vom Leben. Herr Hocke wurde durch die beständige Knickerei allmählich ein verdrossener Geizhals, der vom Leben nichts mehr erwartete.

Aber dennoch war auch diesem verkrüppelten Dasein noch ein Lichtstrahl beschieden. Das kam so: Herr Muck machte einen großen Treffer in der Lotterie. Aber in einer ausländischen, die streng verboten war, da es heilige Pflicht der Bürger ist, ihr Geld an den eigenen Staat zu verlieren. In finsterer Nacht schwebte der Vampir lautlos über die Grenze und brachte seine Beute in Sicherheit. Streng hütete er sein Geheimnis und zählte bei verschlossenen Türen die Geldnoten, im Vorgeschmack der Genüsse, die er nun vorsichtig, in allmählicher Steigerung in sein Leben einzuführen gedachte.

Aber das Schicksal wollte es anders. Durch einen teuflischen Zufall erfuhr Herr Hocke die Sache. In diesem Moment war ihm zumute, als hätte nicht Herr Muck, sondern er selbst den Treffer gemacht. Lange konnte er nicht sprechen. Über seine mageren Wangen liefen zwei große Tränen. Ja, es gab doch ein Glück. Nur ausharren mußte man, zäh und geduldig. Nun galt es, dieses Köstliche richtig zu genießen. Einen solchen Schatz durfte man nicht leichtsinnig vergeuden. Er beschloß, den Vampir nicht mit Blitz und Donner zu zerschmettern, sondern ihn langsam zu braten, wie einen Truthahn, braun, knusprig, immer wieder gewendet und begossen mit eigenem Fett. Jahrelang.

„Kellner!“ rief Herr Muck, als er zum erstenmal den Kreis der Genüsse durch ein zweites Bier erweitern wollte. „Kellner, ich möchte . . .“ Ein sonderbares Gefühl ließ ihn innehalten. Er fühlte sich von glühenden Augen wie von Scheinwerfern bestrichen. Er wandte sich um. Dort saß Herr Hocke, scharf spähend und satanisch lächelnd, ein dämonischer Bierzähler. Herr Muck bestellte nichts mehr und verließ das Lokal.

Beim Kürschner hätte er sich gerne eine Pelzmütze für den Winter gekauft. Er unterließ es aber, als er im Spiegel des Schaufensters Herrn Hocke erblickte, der auf etwas zu warten schien. Herr Muck verzichtete auf die Mütze.

So bildeten die beiden Feinde ein Zwillingsgestirn, bei dem schwer zu unterscheiden war, welches sich um das andere drehe. Sobald einer nur im geringsten die Nase über Wasser steckte, tunkte ihn der andere sofort wieder hinab. Sie haßten einander grimmig, waren aber unzertrennlich wie die besten Freunde. Jahre vergingen. Beide wurden alt und trocken wie geräucherte Heringe. Ihr Leben versickerte allmählich im dürren Sand. Und schließlich ging auch ihr Geld zugrunde. Die Banknoten Herrn Hockes wurden von Mäusen gefressen. Und dem Geld des Herrn Muck erging es noch schlimmer. Es fiel, als er ohne Erben starb, an den Staat, den Vampir der Vampire, der mit seinen riesenhaften Schwingen Menschen, Städte und Länder überschattet und den Bürgern in väterlicher Güte die Last des ewig Unheil stiftenden Geldes abnimmt.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Klein-Dummdeifi

Klein-Dummdeifi ging vorüber,
Leichthin wie ein Nasenstüber.
Doch ihr schnippisches Geschau
Spielte Hochmut und verneinte,
Ungefragt, was ich nicht meinte,
Sah in mir nur „Kerl zur Frau".

Daß ich beinah um sie weinte,
Ahnt sie nicht. Ihr eignes, scheues,
Proletarisch, tierisch treues
Abwehr-Notgesicht
Kennt sie nicht.

Hab' mit ihr nicht angebandelt,
Liebte, schwieg und ging.

Klein-Dummdeifi, junges Ding!
Du und ich! — Die Zeit verwandelt.

Ob auch mir jemals jemand begegnete,
Der mich dumm fand und doch segnete? —

Joachim Ringelnatz

Lieber Simplicissimus!

Der alte Huberbauer in Anger hat zum drittenmal geheiratet und, wie man uns sagte, wieder eine junge, saubere Person. Als wir ihm gratulierten und ihn bewunderten, daß er sich wieder so was Junges, Hübsches ausgesucht habe, sagte er in Seelenruhe: „I wer do koa Schiache nemma — a Schöne frißt a net mehra!"

•

Schöffengericht. Frau Piesecke benimmt sich als Zeugin sehr aufgeregt und wird sehr ausfällig gegen den Beklagten. Der Amtsrichter weist sie gehörig zurecht. Frau Piesecke aber begehrt auf: „Das müssen Sie doch verstehn, wenn man so erregt ist." — „Ach was", schmettert der Amtsrichter, „hier wird gar nichts verstanden — hier wird die nackte Wahrheit erfaßt!"

•

Im Gasthofsfremdenbuch eines Tiroler Gebirgsdorfs las ich die Eintragung: B., Königlich Preußischer Major a. D. Obwohl hiernach jede peinliche Verwechslung mit einem nur von der Republik zum Major beförderten Mitmenschen zweifelsfrei ausgeschlossen scheinen mußte, hatte dennoch jemand ergänzend hinzugefügt: und republikanischer Pensionsempfänger.

•

Das war in der Zeit des Münchner Oktoberfests. Der Gang vor dem Sitzungssaal zur Ableistung des Offenbarungseides war von harrenden Schuldnern überfüllt. Ich wollte den Sitzungssaal verlassen, da kam ein richtiger Münchner auf mich zu und brummt mich also an: „Sie, Herr Wachtmeister, san S' so guat und sag'n S' an Herrn Amtsrichter, er soll mi schnell schwörn lass'n, mir pressiert's, weil i nacha glei auf d' Wies'n außi möcht."

•

Wie das „Buchhändler-Börsenblatt" mitteilt, sind auf Veranlassung des Reichskuratoriums für Wirtschaftlichkeit soeben

„Richtlinien für wirtschaftliche Schmierung"

herausgekommen.
Das rechte Buch zur rechten Zeit.

Kolossal praktisch

Der Tag erwacht in goldnem Glanz.
Ich seh vom Bett mit süßem Sinnen,
Wie du dich wäschst. Da stehst du ganz
Kallipygos im Becken drinnen;

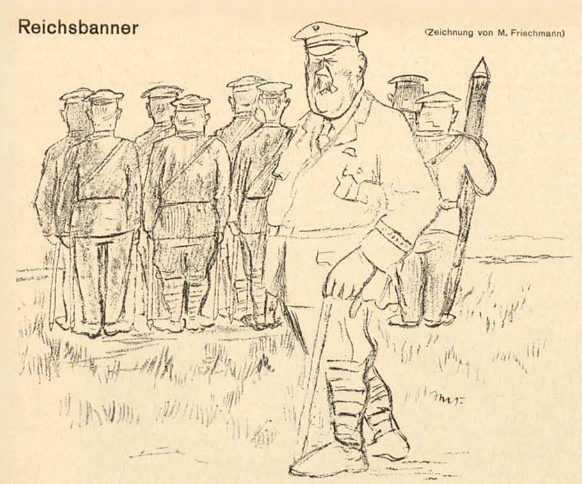
Die Kanne brach dir längst kaput.
Du aber hebst mit weiser Miene,
Zu füllen ihn mit warmer Flut,
Den Deckel von der Schreibmaschine.

Du seifst darin dein Haar und nimmst
Ein Sitzbad in dem Heiligtume,
Dann kippst du damit um und schwimmst
Im weiten Teich, o Lotosblume!

Hans Alfred Kihn

Reichsbanner

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Alt geworden im Kampf gegen den Militarismus und nu ist man Kompagnieführer."

Das Hirschgeweih / Von Kahe

„Guten Morgen!"
„Guten Morgen!"
Der Gerichtsvollzieher steht in der Tür und sagt guten Morgen. Das hat etwas zu bedeuten. „Ich muß", sagt er, „falls Sie nicht fünfundfünfzig Mark und fünfzig Pfennig zahlen, pfänden."
„Bitte", sage ich, „dem steht nichts im Wege —"
„Nein", sagt er, „hier steht überhaupt nichts!"
„O bitte, da hätten wir zuerst mal den Regulator. Er hat zwar keinen Zeiger mehr, aber wenn man ihn etwas schief hängt, läuft er manchmal noch sehr schnell!"
„Kann ich nicht brauchen", sagt der Beamte mürrisch.
„Schön", sage ich, „ich darf ihn also behalten? Es ist ein Erbstück, wissen Sie —"
„Was haben Sie sonst noch?"
„Dieses Hirschgeweih hier. Sehen Sie mal her. Prachtvoller Schmuck für ein Jagdzimmer."
Der Beamte klebt eine Marke hinter das Hirschgeweih.
Ich sage: „Aber leider gehört das Hirschgeweih eigentlich meiner Wirtin. Ich hänge nur immer abends meine Hosen dran!"
Der Beamte sieht tückisch drein und reißt die Marke wieder ab.
„Allerdings hat sie einmal gesagt, wenn mir das Geweih so gut gefiele, dann möchte sie ès mir wohl schenken!"
„Gehört es Ihnen oder gehört es Ihnen nicht?"
„Ja — was soll ich da sagen? Wollen wir mal die Kostfrau rufen?"
Frau Bielietzka, meine Wirtin, kommt.
Der Beamte fragt: „Haben Sie dem Herrn das Hirschgeweih geschenkt?"
„Ja", sagt Frau Bielietzka und reibt sich die Hände an der Schürze trocken, „das Ding hab' ich ihm geschenkt!"
Der Beamte klebt eine Marke hinter das Hirschgeweih. Frau Bielietzka geht, kommt aber gleich zurück und sagt: „Hörn Se mal. Geschenkt hab' ich ihm das Ding, jawoll, aber eigentlich gehört es Beisels!"
Der Beamte stößt ein dumpfes Knurren aus und reißt die Marke wieder ab.
Beisels hätten ihr das Ding hingehängt, sagt Frau Bielietzka, weil Beisels keinen Platz dafür gehabt hätten. Nachher hätten Beisels gesagt, sie könnte das Hirschgeweih ruhig behalten.
„Es ist ja auch wie man so sagt beinah verjährt", sage ich, „ich habe schon unendlich lange abends immer meine Hosen dran aufgehängt!"
Der Beamte achtet gar nicht auf mich, sondern schnaubt Frau Bielietzka an: „Herrgottnochmal — gehört das Geweih nun Ihnen, oder gehört es Ihnen nicht?"
Die arme Frau Bielietzka reibt sich die Hände und sagt: „Ja — wenn ich mal eben die Beisel rufen könnte?" Frau Beisel erscheint, ich sage: „Frau Beisel, dieser Herr da hat Interesse für das Hirschgeweih. Haben Sie das der Frau Bielietzka geschenkt?"
„Ja!" sagt Frau Beisel. Der Beamte fliegt wie der Blitz und klebt eine Marke hinter das Geweih. Kaum aber hat er so gehandelt, kommt Frau Beisel mit der Bielietzka zurück, und Frau Beisel sagt: „Wenn ich es mir noch mal richtig durch den Kopf gehen lasse, dann gehört das Geweih eigentlich dem Herrn Kaffka!"
Der Beamte sagt: „Verflucht und zugenäht!"
„Ja", sagt Frau Beisel, „der war früher mal Zimmerherr bei mir, der Kaffka. Er sagte, als er wegzog, er wollte es mal holen, oder ich sollte es nur behalten!"
„Dann müßt' man mal den Kaffka fragen", sagt Frau Bielietzka.
„Wo wohnt denn dieser Kaffka jetzt?" fragt der Beamte.
„Der? Der wohnt bei seinem Onkel!"
„Und wo wohnt der Onkel?"
„Der? Der wohnt in Brasilien!"
Der Beamte stürzt sich wie der Donner auf das arme Hirschgeweih, reißt die Marke runter und fährt ab wie der Teufel durch den Kamin. Er tut mir furchtbar leid. Ich beuge mich aus dem Fenster und rufe ihm nach: „Und wie ist es mit dem Regulator — kein Interesse?"

Geschäftliche Notiz



Wie ein Nußknacker als Sektöffner

dienen kann und viele andere nützliche Hinweise zur Behandlung von Sekt finden sich in einem netten kleinen Buche „Sektkunde aus dem Kupferberg", welches die altbekannte Sektkellerei Kupferberg in Mainz H 10 soeben herausgegeben hat. Es enthält 38 Abbildungen und zahlreiche fachkundige Aufklärungen. Die Firma sendet es Lesern des „Simplicissimus" gern kostenlos gegen Einsendung von 15 Pfg. in Marken für Porto und Verpackung

Ein Modell

Von Robert Storm Petersen

„Sie werden entschuldigen . . . is das hier, wo sie ein Modell suchen? . . .
Ich habe nämlich als kleiner Junge Modell gestanden — zum Christuskind in der Versöhnungskirche . . . aber seitdem habe ich nie richtig Arbeit kriegen können . . .
Wassisslos? . . . Wenn Sie mir feste Arbeit verschaffen könnten? . . . tja — das wäre ja nich so günstig . . . aber so rumsteh'n und gemalt werden — das is grade sowas für mich . . . ich kann nämlich sozusagen stundenlang aufrecht steh'n, kann ich Ihnen sagen — ich habe nämlich Plattfüße . . .
Trinker? . . . neeh! — ich rühre nie ein Schnapsglas an — ich trinke egal aus der Flasche . . . direkt . . .
Uh! . . . wenn ich bloß singen könnte — und einen Schleifstein hätte! . . . Aber tun wir nicht so schneidig, Herr Kunstmaler! . . . Wissen Sie, was Sie haben? . . . Sie haben 's Maul zu halten! . . .
Das muß sozusagen also geradezu herrlich sein, Vegetarianer zu sein — denn die dürfen nämlich nur Kornbranntwein trinken . . .
Künstlerschnute! . . .
Uh! Wenn ich bloß einmal richtig nüchtern sein könnte — so einen Affen, wie ich habe . . . Gottverdimmich! . . .
Gehen? . . . neeh — ich bleib hier — vorläufig — solang es regnet . . . es is doch kein Spaß, naß zu werden . . . außenwendig . . .
Wassisslos? . . . aufhören Spiritus zu trinken? . . . ja aber das tu ich ja — jeden Abend . . . Aber kommen wir zur Sache! — Herr Kunstmaler . . . soll ich ausgestreckt daliegen . . . wie ein geräucherter Aal im April . . . oder soll ich am Rand von einem Blumentopp sitzen und wild übers Meer spähen . . . was? . . .
Ich habe einmal einen Kujonen gekannt . . . der hat Modell zu einem Skelett gestanden . . . aber das is bei einem Röntgenphotographen gewesen — das war ein Komischer! . . . dem is es mörderlich schief gegangen . . . der hat aufgehört zu trinken . . . es is nie was aus ihm geworden . . . er hat feste Arbeit gekriegt . . . und nu is er Appelsinenpacker auf Rügen . . .
Ooch ja . . . die Zeit vergeht . . . regelmäßig — ganz im Gegentum zur Reichsbahn . . .
Tjawoll! . . .
Voll? . . . neeh, ich bin nich voll, ich bin bloß ein bißchen nerviös — und ich will Ihnen sagen, warum . . . weil ich nämlich gesehen habe, wie ein Pferd mit einem Bierwagen durchgegangen is . . .
Aber zur Sache! . . . is das hier, wo sie ein Modell suchen? . . . Naah — nu klingelt's — nu will ich aufmachen . . . Naah ja, wenn Sie selber wollen — bitteschön, bitteschön! Herr Künstlerschnute! . . .“

(Deutsch von Adolf Kobitzsch)

Sieh, die Nacht . . .

(Zeichnung von R. Sieck)



Sieh, die Nacht trägt an der Stirne
Funkelndes Geschmeide.
Weiße Horizonte flammen
Licht an ihrem Kleide.

Alle Uhren bleiben stehen,
Alle Winde ruhen.
Die Verstorbenen singen leise
In den dunklen Truhen.

Doch die da am Leben hangen
Nippen an den Krügen,
Und es schwingen ihre Lippen
Sich zu hohen Flügen.

Bis sie in der Feierstunde
Glühendem Versinken
Lautlos von den Klippen stürzen,
Um das Meer zu trinken . . .

Emmy Hennings

Freie Bahn dem Tüchtigen

(Zeichnung von E. Thöny)



„Freu' dir, Else, ick avanciere, alle meine Vordermänner sin' in die Sklareksache verwickelt!" — „Na, denn komm' ick ja ooch noch zu meinem Pelz!"

Wenn . . .?

Kaum ist der Kanzler abgeschieden,
der Bernhard sich von Bülow schrieb,
da stört man schon den Grabesfrieden
durch regen Diskussionsbetrieb.

Man wägt Eventualitäten:
Was hätte Bernhard wohl erreicht,
wenn er . . .? Wie stünd's um die Moneten,
wär' er . . .? Und falls etwa . . . vielleicht . . .?

So dreht man grübelnd sich im Kreise
mit wenn, vielleicht, hätt', wär' und falls
und sitzt dabei tief in der Scheiße
und hoch hinauf bis an den Hals.

Ratatöskr

Isidor Reitzbaum

Von Heinrich Zillich

Isidor Reitzbaum dachte über die Welträtsel nach, wenn er, was selten genug geschah, nichts zu tun hatte. Er zermarterte sein Hirn: Wozu? Weshalb? Wieso? —

Und eines Tages zog er den Wintermantel an. Die Qual war unerträglich geworden. Er mußte sich Ruhe verschaffen. Vor einem Prachtbau hielt er an und schlug den Schnee von den Schuhen. Zweimal griff er nach der Türe und bebte zurück. Schon der schmale Streifen der halbgeöffneten Pforte erregte ihn. Nun, — als das Schloß hinter ihm zuschnappte, erstarrte sein Fuß in weichen Laufteppichen. Gelbe Treppengeländer spiegelten schwach ein vornehmes Licht. Vor Milchscheiben ebbte ferne der Tag. Lautlos stiegen die Stufen empor.

Es wartet alles, sagte sich der Jude, immer wartet alles, wo der große Mann lebt, weil alles von ihm geschaffen wurde — Stein auf Stein, bis das Haus stand. Und die gelben Bretter an die Wände geschlagen wurden. Selbst erbaut? — Oh, das klingt, als hätte er Ziegel und Mörtel gemischt. Wie? Gesagt hat er: — was, gesagt! Gewinkt hat er! Mit den Augen geblinzelt, und man ist geflogen. Man hat gebaut. Die Wagen sind gefahren. Die Tischler sind gekommen. Man hat gemalt und hat Möbel getragen. Und der große Mann hat gesagt: „Gut." — Gesagt? Genickt hat er und ein klein wenig geschmunzelt. Und ist über die Schwelle getreten und hat die Börse gezogen und gezahlt. Bar. Und ist ins Zimmer getreten — in die Zimmerflucht — und hat telephoniert, nach allen Seiten: „Ich wohne hier, Aaron Schön!" Und hat abgehängt. Aber drüben schrien sie noch alle ins Sprachrohr: „Jawohl, Herr Schön. Was haben Sie gesagt? Natürlich. Herr Direktor. Jawohl. Sie wohnen dort. Entzückende Gegend! Wir danken und werden kommen. Und wie wir werden kommen! Herr Schön. Herr Direktor." — Und sie sind gekommen, haben gesucht, versprochen, gebeten — nach seinem Befehl, denn ein Wunsch, hinter dem fünfzig Millionen stehen, ist ein Befehl. Und der Isidor Reitzbaum kommt auch. Warum auch nicht? Mit meinen Hosenträgern! „Guten Tag, Herr Schön, Herr Direktor. Ich offeriere Ihnen —" Was wird er sagen? „Wer sind Sie?" — „Reitzbaum, Hosenträgerfabrikant Reitzbaum, ein kleiner Mann, Gartenstraße 11, kein Umgang für Sie, nur ein Geschäft, Herr Schön; das Dutzend zu —" — „Gut, Reitzbaum", wird er sagen, „ich sehe erste Qualität; legen Sie hin." Denn wozu braucht ein Genie wie er die Ware zu prüfen; er sieht sie. „Aber, Herr Schön", werd' ich sagen, „es ist nicht bloß der Ware wegen. Die ist gut. Es ist noch etwas da —" Ja, wie soll ich ihm sagen? Wie kann ich ihm, der ein Nichts war, ein Fellcheshändler, ein kleiner Fabrikant, dann ein großer, jetzt ein gewaltiger, ein Genie? — Nun, ich werde fragen: „Herr Schön, lassen Sie mich wissen, ob — na — ob Sie meinen, daß man soll, wenn man Geld macht, ob man allein nur daraufdenken soll, oder ob man — Sehen Sie, Herr Schön, man ist Mensch. Herr Direktor — wie? Wenn ich Geld hab', ein schönes Geld, zu essen, zu trinken, zum Geschäft, für die Kinder — aber man ist Mensch und ist dies alles, was man machen kann? Sehen Sie — dies ist nicht ein Problem, wie: ob man soll geben mehr Lohn oder weniger, ob man soll tragen den Spazierstock, die Krücke nach vorn oder nach rückwärts — dies ist tief. Was haben wir getan — zweitausend Jahre lang? Geschrien, gesucht und gekreischt! Lauter kleine Leute. Händler, Wirte und Schnorrer. Man hat uns geschlagen, und die Hiebe, die der Großvater bekam, schmerzen den Enkel noch. In Galizien, in Rußland, in Polen, in Palästina. Wie? Warum geprügelt und doch geschrien nach Ruhe und Erlösung dreitausend Jahre lang? Waren wir glücklich? In unsern Stuben? In unserm Tempel? Im Ghetto oder Palast? — Mein Bruder, der Rabbi, meint: Gold, aber — Aber sagt er. Hören Sie?: Aber! — Und wird einer groß und gewaltig wie eine Tanne unter Sträuchern, wie Sie, Herr Schön, — sagen Sie, hat der erreicht? Oder schreit es aus Säcken Gold noch immer wie von einem Ertrinkenden? Das sagen Sie mir, Herr Schön. Das müssen Sie wissen! Denn — wenn es bleibt, wie es ist — wozu sich anstrengen und laufen und springen? Wo ist da ein Profit? — Aber, wenn man groß ist wie Sie, und die Leute vor einem nicht mehr lachen und die Achseln schupfen, sondern höchstens hinter dem Rücken grinsen und, dreht man sich um, eine Verbeugung machen — antworten Sie: ist dann alles gut? Und brennt nichts mehr? Und schreit nichts mehr? Und ist Fröhlichkeit? Und Ruhe?" — So werd' ich ihn fragen!

Er schlich die Treppe hoch. Er läutete. Der Diener öffnete.

Im Vorzimmer standen Stühle herum. Isidor Reitzbaum saß fiebernd der Türe zugestemmt, an der ein Schild hing. Er las es: Aaron Schön — und dachte: Bloß Aaron Schön. Kein „Direktor". Kein Titel. Nichts davor. Wozu braucht er auch? Es kennt ihn ein jeder. Aaron Schön ist wie fünfzig Millionen, wie eine Bürgschaft, wie ein Wechsel, den jeder auf sich indossieren läßt und dabei lacht. Aaron Schön? Wenn man aber genauer hinsieht: ein Mensch. Was denn sonst? Ein Mensch wie ich. Ein Mensch Aaron Schön.

Der Sekretär trat heran: „Sie wünschen?"

„Die Hosenträger. Isidor Reitzbaum, Hosenträgerfabrikant, kleine Firma. Angebot für Ihre Wohlfahrtseinrichtungen, ganz billige Ware. Wollen Sie sehen?"

„Bitte schriftlich mit Warenprobe einreichen."

„Nu, — wenn schon! Aber darf ich sprechen mit Herrn Schön? Diskret. Ich habe ihn zu fragen um einen Rat, eine billige Auskunft."

Der Sekretär wandte sich ab: „Bedaure — Herr Schön arbeitet."

„Nu — wird er nicht arbeiten! Sagen Sie ihm. Bitte, sagen Sie ihm; ich will bloß fragen — nichts Geschäftliches. Dafür sind doch Sie da mit Ihrem feinen Gehalt. Eine Frage, wissen Sie — nu: ob er auch so wie ich schreit?"

„Wie Sie schreit?"

„Bei Gott. Geschrien hat! Möglicherweise geschrien hat. Wie kann ich denn wissen? Aber hören möchte ich! Bitte, gehen Sie, Herr Sekretär, Herr Obersekretär — sagen Sie ihm, er soll mich einlassen. Der Isidor Reitzbaum möchte auch wissen, ob er schreit. Gerade so sagen Sie ihm. Da läßt er mich herein. Das interessiert ihn."

Der Sekretär ging ins Nebenzimmer.

Reitzbaum faßte einen Stuhl und setzte sich plötzlich: Was wird er sagen? Ein Gelächter wird sein. Ein Gekreisch. „Herr", werd' ich entgegnen, „der Sturm lacht auch über dem Meere —" Aber wenn er darauf antwortet: „Sind Sie ein Meer?" Welches Gelächter! — Nu, und was wird sein? Ich werde auch mitlachen. Was hab' ich schon gelacht, wenn man uns schlug!

Der Sekretär stand vor ihm: „Bitte, zu Herrn Schön."

„Na — hab' ich gesagt?"

Ermutigt schlich er ab. Schwer rollte sich ihm der Körper des Fabrikanten entgegen: „Sie sind ein Philosoph, wie ich höre. Was wollen Sie mir sagen?"

„Isidor Reitzbaum, Herr Direktor, Herr Schön."

Der Fabrikant lächelte: „Weiß schon. Bitte kurz."

Er seufzte gewohnheitsgemäß: „Sie wissen — die Zeit —"

Isidor erblühte: „Was hab' ich zu sagen! Zeit! — Zeit, hab' ich zu sagen! Denn — wenn man nachdenkt — nun — dann ist nichts von heute und alles von gestern, und von heute nur die Verpackung. Aber ist die genug? Wenn Sie herstellen ein Fabrikat mit geringen Unkosten — Gott, Sie bei Ihrem Genie haben doch geringe Unkosten — nu, und wenn es hergestellt ist und fix und fertig und im Katalog zu lesen oder offeriert ist und Sie gerade buchen: Kassa- und Warenkonto und schon die Hände reiben beim Gedanken an Ihre verschleierte Bilanz und an den Reingewinn plus Unternehmerlohn und -risiko — so sagen Sie, ist das Fabrikat fertig, dies Fabrikat, in das Sie Dividende und Ansehen, Profit und Abschreibung einkalkulieren — nun — ist dieses Fabrikat wirklich fertig?"

Aaron Schön suchte den Kneifer, setzte ihn auf: „Was wollen Sie damit sagen?"

„Was ich sagen will? Oh, Sie wissen schon; bei Ihrem Genie werden Sie schon wissen, was ich meine. Aber Sie sind ein höflicher Mann, Herr Direktor. Sie denken, lassen wir den Isidor reden — man muß ihn reden lassen, denn manchmal sitzen Goldkäfer auch auf dem Mist. — Also was ich meine? Ich will Sie fragen, weil Sie schon ein großer Mann geworden sind — um Gottes willen, man wird ein großer Mann aus Not, um etwas zu verdecken oder aus Sehnsucht nach etwas zu erreichen — ob Sie nun, wo Sie erreicht haben, ob Sie da auch noch schreien vor Durst und Qual, ob Sie noch unbefriedigt oder schon glücklich sind? Denn — wenn nicht — besser, man nimmt seine Hosenträger und schmeißt sie auf die Straße und legt sich zum Sterben."

Schön sah sich Reitzbaum an; lauter vergessene knoblauchduftende Dinge überfielen ihn plötzlich: lange Dreckstraßen in Galizien, Rauch aus Winterhütten und kalte Tage an hohen Häusern vorbei, schmutzige Stuben und viele Gebete — maßlose Gebete aus asketischem Leben nach Lust und Schlemmerei.

Er sagte nicht unfreundlich zu Isidor: „Wozu wollen Sie wissen?"

„Wozu? — Herr Direktor, man ist ein Mensch."

„Sie?" Er betrachtete den kleinen Mann noch eingehender. Die Kleidung schien sauber zu sein; das Gesicht zerlief von Falten und Rinnen. — Die füllen sich auf, dachte Schön, wenn das Dasein günstiger wird. — Doch der Mund. — So ist mein Mund, fühlte Schön, gepflegter, rasierter, gewählter und doch gleich. Nur die Etikette ist anders, die Verpackung. Was will der Mensch von mir?

Er sagte abweisend: „Bedaure — ich kann über meine persönlichen Verhältnisse keinen Aufschluß geben."

„Verhältnisse ist gut", erwiderte Reitzbaum, erschrak aber: „Mein Gott, Herr Direktor, wer will von Ihnen wissen? Nur von einem Manne, der so viel erlebt und geleistet hat wie Sie, der so groß ist wie Sie, der — nu also, ob man in Ihrer Stellung am Ziele jedes Wunsches steht und Ruhe hat?"

Schön begann zu lachen. Die Zähigkeit des Gegenübers verstand er. Er sagte: „Reitzbaum, wie ist es mit der Ware, die Sie beziehen? — Sie müßten zufrieden sein und verlangen doch mehr. So ist es eben."

„Falsch, Herr Direktor. Ich bekomme wenig und muß zufrieden sein —"

Schön lachte lauter: „Auch gut! Sie sehen: Hauptsache, zufrieden sein."

Reitzbaum wiegte den Kopf, verbeugte sich und lächelte wehmütig: „Sie haben geantwortet wie ein großer Herr. Und doch haben Sie geantwortet."

Er ging die Treppe hinunter und über die Straße. Es schneite weiß und emsig. Er dachte: ein Witz ist das Erträgnis. Warum denn nicht — ein Witz? Man möchte schreien und lacht. In dieser Bilanz ist Gewinn und Verlust egal. Nur der Weg verschieden.

In seinem Büro fand er einen großen Bestellungsbrief vor.

Soll ich liefern, überlegte er, oder soll ich die Hosenträger hinschmeißen?

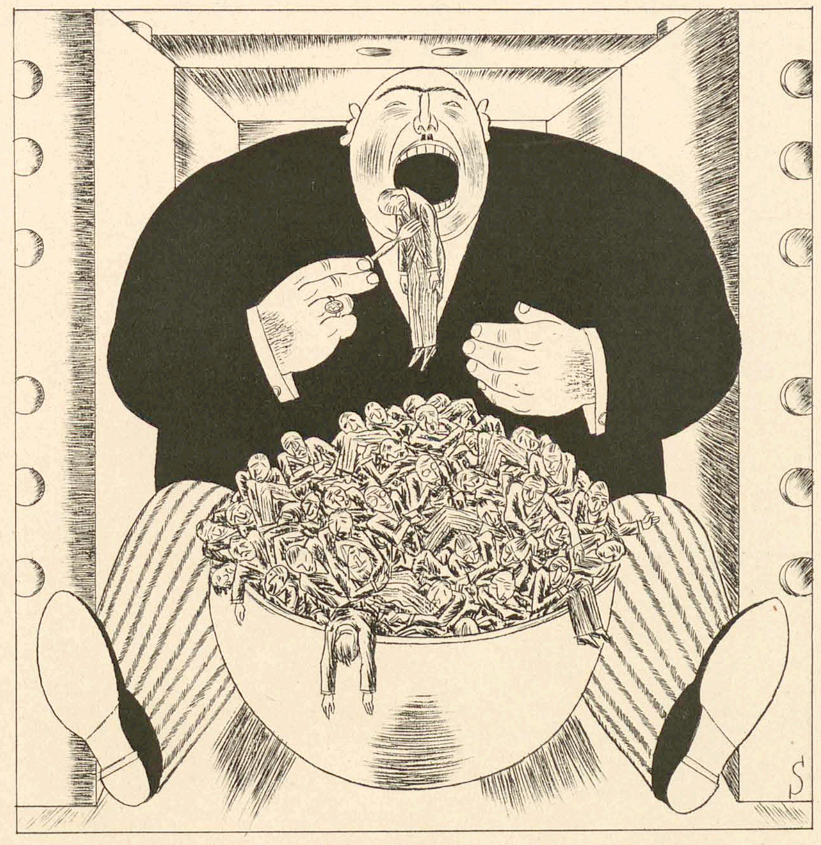
Da fiel ihm sein Sohn ein, und er dachte: Jakob heißt er. Es ist ein vielversprechender Name, ein fruchtbarer. Soll er überlegen! Wozu überleg' denn ich! Hundert solcher Aufträge im Jahr und *ich* mach' die Witz'!

Isidor Reitzbaum stellte die Ware zusammen und schrieb die Rechnung.

Der Riese Dedi

(Fusion Deutsche Bank — Diskontogesellschaft)

(Zeichnung von E. Schilling)



„Besser, es geht dem Einen gut als Vielen schlecht!"

Gottes Finger —?

Es gibt nicht viel, was einem dieses Sein versüßt — — —
Und dann die Nachricht: dreißig Milliarden hat Amerika
durch einen Börsensturz an Nationalvermögen eingebüßt!
Warum? Wieso? Wer weiß, wie das geschah?

Wohin sind nun die guten Dollars jählings weggeschwommen?
Die Währung dieses Landes ist doch grausam-stark?
Mißernte, Krieg und Pestilenz sind nicht gekommen —:
eiskalt läuft dir ein Schauder durch das Mark — — —

— — — Bei uns gab's dermaleinst Papier-Billionen
und plötzlich ward die Rentenmark gemacht!
Da starben manches Mannes Illusionen,
und mancher hat sehr viele Nächte nachgedacht — — —

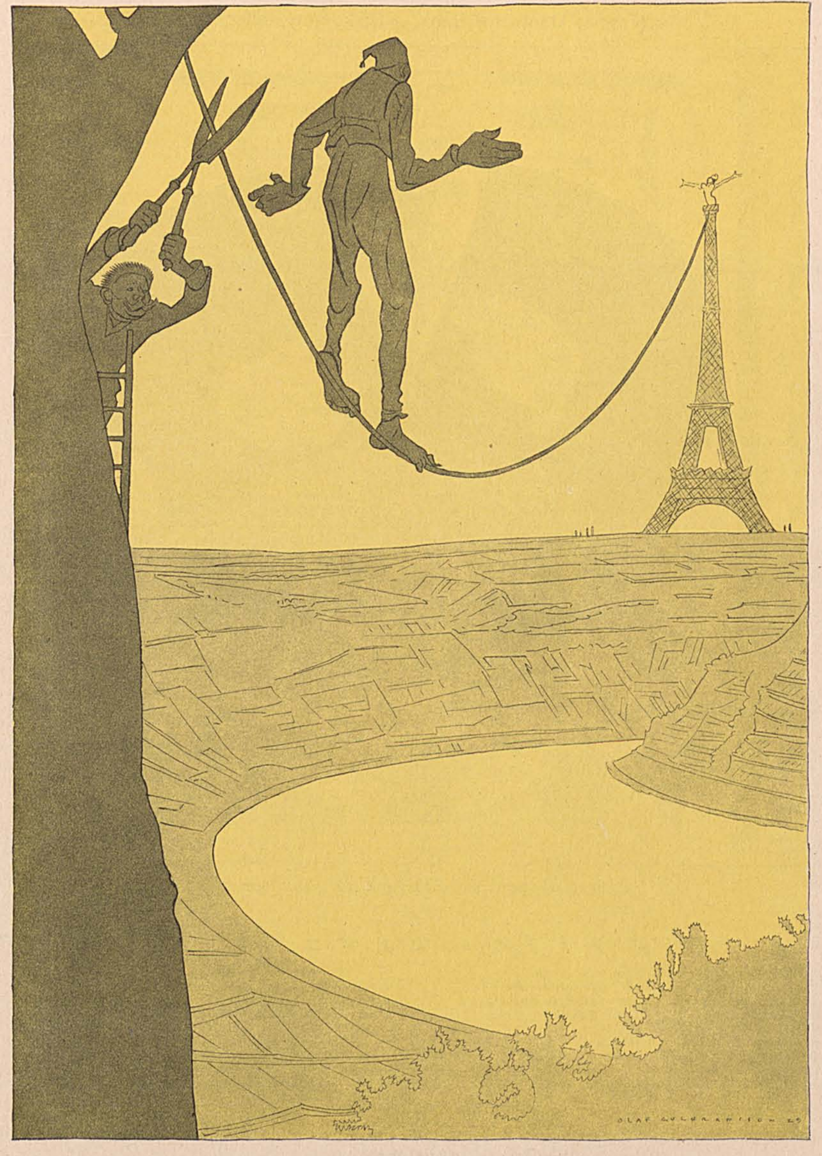
Nun sieht man drüben dreißig Milliarden Volksvermögen
von heut auf morgen und wie Großstadtschnee zu Dreck vergehn:
liegt auf dem Geld an sich vielleicht doch nicht der rechte Segen?
Will Gott mal hin und wieder nach dem Rechten sehn —?

Vor SEINEM Auge wäre Kapital Chimäre —
vor IHM wär'n tausend Dollar wie ein Cent —?
Wenn nun die Börse SEINE große Mühle wäre —??
Wie schade, daß man Gott so wenig kennt!

Benedikt

Der unermüdliche Hugenberg

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Lieber eine Katastrophe als eine Annäherung!“

Stuttgart, 25. November 1929 — Preis 60 Pfennig — 34. Jahrgang Nr. 35

SIMPLICISSIMUS

S. M. Adolf I.

(Karl Arnold)

> Ich weiß, daß man Menschen weniger durch das geschriebene Wort als vielmehr durch das gesprochene zu gewinnen vermag, daß jede große Bewegung auf dieser Erde ihr Wachsen den großen Rednern und nicht den großen Schreibern verdankt.
>
> Aus Adolf Hitler, „Mein Kampf“



Und so sitzt der Nachfolger Scherls im Schatten des Nachfolgers Wilhelm II.

Die Insel der verlogenen Seelen / Tonfilm-Ballade von Karl Schnog

Eiskalt die Nacht. Am Nordseestrand
wütet ein Sturm über See und Sand.
Mit schwellenden Adern, brutal und mondän,
auf schwankender Brücke: Der Kapitän!
Menjou-Bärtchen streichend, verwegen und keck,
die Herrn Offiziere betreten das Deck.
Im Spielsaal des Schiffes, von Licht überglänzt,
sitzen die Damen, brillanten-gekränzt.
Sprechend von Fütterer, Forster und Fritsch
spielen sie Rommé, Patience oder Bridge.
Zweihundert andre, ge-leichnert und frisch,
scharen sich um den Ecarté-Tisch.
Sie schaun auf die Karten, sie sehn nicht zurück.
Es geht in die Zukunft, sie fahren ins Glück! — — —
Zwei Treppen tiefer, wo's schmucklos und kalt,
die Ärmsten der Armen, von Nöten umkrallt.
Aus Hornbrillenaugen aufflattert das Weh:
„Oh, romanische Länder! Oh, romanisch Kaffee!"
Menschen von über und unter dem Strich.
Stempel-Pennäler, wie du und ich. —
Doch tiefer noch führt uns der bebende Fuß.
In den Bauch des Kolosses, in Flammen und Ruß.
Dort schuften sie mannhaft, von Schweiß überströmt,
wie von Rudolf geherzogt, wie von Walter gebloemt.
Von Kohlen umprasselt, von Feuern umbraust
heizen sie Kessel und lesen den „Faust".
Schaufelnd bei Tage, büffelnd bei Nacht:
Werkstudenten im schwimmenden Schacht!
Wißt, dieser Schiffsleib im brausenden Gischt,
von Wellen und Wogen und Wettern umzischt,
trägt durch die donnernde, tobende Flut
vierhundert Nutten nach Hollywood!! — — —
Kaum ist das Weibsschiff in rasender Fahrt,
da nahen — zur Großaufnahme gepaart —
in weltmännisch-lächelnder Konversation:
Liedtke, der Vater, und Conny, der Sohn.
Sie haben sich kaum an die Reling gepirscht,
Conny hat flüchtig dämonisch geknirscht,
Harry hat kaum mit den Grübchen gezuckt,
da naht schon (vertraglich am größten gedruckt!)
metropolisierend, alraun-maniriert:
Brigitte Helmdietrich, auf Garbo frisiert. —
Natürlich verliebt sich in sie der Compère,
natürlich ist auch der Sohn hinterhère,
natürlich folgt sie den beiden ins Camp.
(Denn schließlich: Wozu ist Brigitte ein „Vamp"?)
Doch ehe du Zeuge des Dreieckes wirst,
naht promptest ein Eisberg! — Der Schiffsrumpf zerbirst!!
Und war bis jetzt die Begleitung synchron,
von nun ab riskieren die Spieler 'nen Ton.
Dieweil nun der Kampf um die Boote entbrennt
und jeder in jedem die Bestie erkennt,
sprechen — im Splittern und Wellengewog —
die Filmstars gepflegtesten Dialog!
Selbst die Statisten in Panik und Hast
reden. Und man versteht sie auch fast.
Ein Riesenkerl — lispelt, ein Elfenweib — brummt.
Die Natur nur ist gnädig. Indem sie verstummt. — — —

Übergeblendet zum zweiten Teil:
Die pappige Insel ragt schrecklich und steil.
Komparsen sind halbnackt dagegen geklebt.
Nur alles, was solo beschäftigt ist, lebt.
Noch schläft Brigitte. Das Männervolk stiert.
Man ist gerettet und — schön onduliert.
Doch siehe: Die vorhin wie Marmor dalag,
Brigittchen erwacht zum Brigittentag!
Und nun erwacht auch das Mädchenschiff.
Sie steigen hernieder aus Felsen und Riff.
Und Harry, der Vater, und Conny, der Suhn,
haben ab jetzt eine Menge zu tun.
Brigitte aber, mit lockendem Mund,
spielt sich gemach in den Vordergrund.
In Liedtken erwacht der Johannistrieb,
er säuselt wie Tauber „Ich hab' dich so lieb!"
Doch Conny entgegnet mit Seelenruh:
„Mein ist die Helm und mir gehört sie zu!"
Worauf Brigitte, zerrissen, zerstört,
überhaupt nicht mehr we'ß, wohin sie gehört.
Bald ist ihr Harry, bald Conny zu viel.
Kurzum: Ein „seltsames Zwischenspiel".
Sie finden nicht mehr zurück zur Natur.
Es sei denn mit Hilfe der Filmzensur!

Bis Rudolf Mosse per Mosse-Code codst
und Bancroft sie alle ins Heimatland lotst.
Doch ehe der Kiel noch berühret den Grund,
legt Harry die Hand an den lächelnden Mund
und ruft im lautesten Movieton:
„Mutti, ich bring ihn, 's ist Conny, dein Sohn!"

Nächtliches Duell

Von Ernst Handschuh

Als ich Semper Johannterwage traf, tauchte der Mond gerade über dem Turm der Stadtkirche auf, und eine Eule strich leisen Fluges aus einem Fenster.
Johannterwage lächelte mich an, nickte noch freundlicher, faßte mich unterm Arm und zog stumm mit mir fort. — Einmal sprach er; dies geschah, als wir uns einem Ladenumbau näherten, und es waren gescheite, vernünftige Worte. „Merk dir das", so sagte er, „wo ein Bauzaun ist, wirst du auch Mädchen finden" — und seine Behauptung ward bewiesen, da wir, um die Ecke biegend, ein Mädchen fanden, welches wartend in das trübselige Licht der Warnungslampe am Zaune starrte.
Semper lächelte inniger noch, umschlang mich stark und bestimmt und landete mit mir in der Bierstube „Zum kleinen Ferdinand", an dem Ort, wo die Schuld beginnt, wegen welcher der alte Johannterwage mir den Nabel herausschrauben will, sobald er mich in seine dicken Fleischerfinger bekommen wird. Dabei steht es heute noch nicht fest, ob ich am Büfett stehen blieb oder Semper. Aber das läßt der alte Johannterwage schon insofern nicht gelten, als er behauptet, das Ganze sei ein Duell gewesen und einzig und allein ich hätte seine beiden Söhne dazu gebracht, daß sie sich duellierten.
Solcher Umstände hatte es jedoch gar nicht bedurft. — Wir standen am Büfett, und Semper, dessen Antlitz nunmehr verklärt war, blickte leuchtenden Auges über das blanke Kupfer, die weißglänzenden Hähne aus Nickel, denen das köstliche Naß entströmte. Schließlich blieb sein wandernder Blick an einem versenkten Metallkorb, der links im Büfett eisgekühlt eingelassen war, und aus dessen Fächern sich die Hälse von Flaschen und Krügen jeglicher Form reckten, haften. Und hier war es, wo er zum zweiten Male sprach; doch dieses Mal waren seine Worte weniger weise und vernünftig. „Merk dir das", so sagte er, „merk dir das gut; denn ich werde heute von jeder dieser Flaschen und Krüge trinken. Das ist eine Idee." Weil nun aber kein Mädchen hinter dem Büfett stand, welches wartete, sondern der Wirt, ein hagerer Mann mit Spitzbart und listigen Augen, der die Worte Sempers gleich auffing, ergab sich ein Zwiegespräch, das jedoch von dem Wirt allein nur geführt wurde. — Er wage es füglich zu bezweifeln, daß Herrn Johannterwage dies gelänge, sagte er unter anderem; denn es seien immerhin zweiundzwanzig Flaschen, die hier ständen, und gar gute Qualitäten darunter. Da hörte Semper zu lächeln auf, deutete stumm und betont auf die Flaschen und begann, langsam und bedächtig, in sich hineinzuschütten. Er fing mit Pfefferminz an, dies kann ich mich noch erinnern, und sank, als ich mein siebtes Glas Bier leerte, nach einem Alasch unter der allgemeinen und schadenfrohen Aufmerksamkeit der Gäste glucksend auf einen Stuhl, den ich ihm schnell untergeschoben. Er hatte gesiegt und aus allen zweiundzwanzig Flaschen getrunken. Doch er lächelte nicht mehr, sondern sein starkes Gesicht glänzte jetzt fettig, die Äuglein (und es waren nur noch Äuglein) hörten mit einem Male auf zu stieren und fielen zu, dafür aber öffneten sich die Lippen, zwischen denen zum Überfluß noch Speichel floß, und verliehen seinem Antlitz eine unendlich hilflose Gebärde. — Weil Johannterwage Metzgersohn und als solcher an Volumen das Doppelte wie ich hat, blieb ich sitzen bis zu jener Stunde, die sonst nur allzubald zu kommen pflegt. So unternahm ich es dann, nolens volens, bohrte mich gleich einem Stützbalken in seine Seite und schob und stieß ihn gen sein väterlich Haus. War der Weg auch nicht weit gewesen, so war mein Hemd doch naß geworden und wurde nässer noch, als ich Semper nun über die Stufen hinauf in das Mansardenzimmer schaffte, wo er mit seinem Bruder gemeinsam schlief.
Der schwierigste Teil war die Wendeltreppe, die nach der letzten Etage begann, und zu deren Überwindung ich ihm meine Hosenträger anschnallen mußte. Denn sein Bruder (und hier taucht eine neue Schuldfrage auf) schlief den Schlaf eines allzu Gerechten und war durch nichts zu wecken, was sich gleich in der Folge an ihm rächen sollte. — Als ich nach langem Suchen den Schlüssel fand, er lag in einer kleinen Nische, nahm die eigentliche Tragödie ihren Anfang. Wohl brachte ich es noch fertig, Johannterwage bis aufs Hemd zu entkleiden, aber über seinen schlafenden Bruder hinweg vermochte ich ihn nicht zu heben. So lag er denn schwer und keuchend auf dem Bettrand und machte von Zeit zu Zeit, wenn es ihm gar zu kalt wurde, wilde Bewegungen, um in das Bett, das hinter dem seines Bruders stand, zu gelangen. Er mußte gehört haben, wie es zwei schlug; denn gerade in diesem Augenblick tat er jene Bewegung, die die eines Fisches im Netz war, und es gelang ihm tatsächlich, über seinen Bruder hinwegzukommen. Doch in der gleichen Sekunde fuhr dieser mit einem wehen Schrei aus seinem tiefen Schlafe, sich die rechte Wange haltend, vo der Blut floß. Semper, der milde Semper, war ihm mit seiner großen Fußzehe, die einen noch größeren Nagel haben mußte, über den Backen gefahren und hatte diesen in seiner ganzen Breite aufgeschnitten.
Das Kissen ward befleckt und die Zudecke. Während ich tupfte und klebte, rötete sich das Waschwasser. So blieb ich noch lange. Aber es hätte nicht lange genug dauern können; denn als ich mich entfernt hatte, geschah der Tragödie zweiter Teil. Semper, den das Bedürfnis überkam, den Inhalt jener finsteren Flaschen wieder von sich zu geben, über-

Nanu?

Was ist nur los? Wie kommt denn das?
Bedenklich gärt der Zentrums-Kaas.
Ihn stören sehr die laxen, schlaffen,
die Ehescheidungsparagraffen.

Erleichterungen diesbetreffs
sind nicht im Sinn des hohen Chefs.
Er müsse sich drum vorbehalten,
sich von der Linken abzuspalten.

Hurrjeh — Gewitterstürme drohn
der heil'gen Koalition,
in welcher Röte sich und Schwärze
vom Kopf verbanden bis zum Sterze.

Bedenke doch, katholischer Christ,
daß dies auch eine Ehe ist.
Und nun willst du sie leichthin trennen?
Inkonsequent müßt' ich das nennen.

Ratatöskr

kletterte seinen Bruder zum zweiten Male, fand auch in seinem Drange das Dachfenster, durch das er sich opfernd zwängte. — Sei es, daß diese Opferung zu heftig war oder daß ihm der ohnehin nicht feste Stand genommen wurde, indem der Stuhl umfiel, er rutschte ab, zum Fenster hinaus, bis zum Schneefänger, der ihn aufhielt. Als sein Bruder gegen Morgengrauen mit brennender Wange erwachte, erblickte er mit Entsetzen zwei riesige Füße (die nur seinem Bruder gehören konnten und von denen einer ihn so sehr mißhandelt hatte), die in die dämmerige Stube hereinragten.

Mit einem einzigen Sprunge war er am Fenster und riß und zog an der schweren Masse seines Bruders, bis daß er den Bewußtlosen endlich geborgen hatte. Aber sein Schrecken verdoppelte sich, als er sah, daß Semper die Nasenspitze fehlte. Er hatte sie ihm, als er den schweren Körper keuchend über die kantigen, wetterzerrissenen Schiefer heraufzog, glatt abgehobelt.

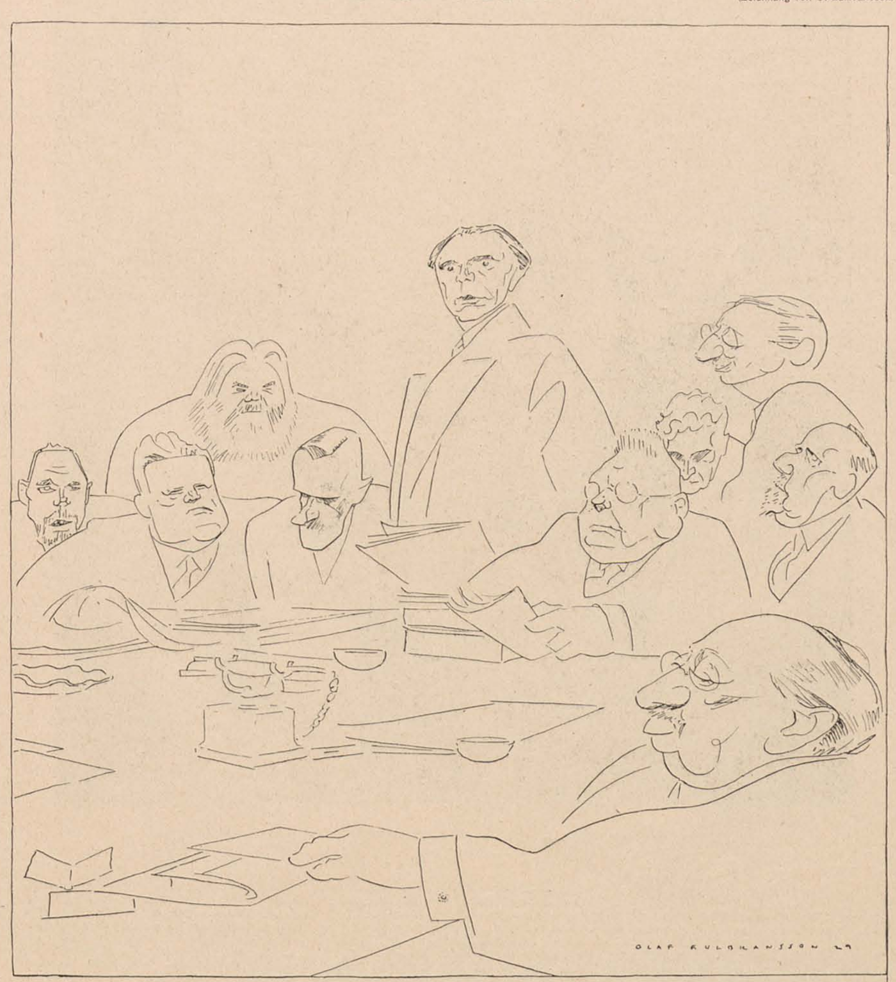
So ward es mir berichtet von einem Dienstmädchen, das gegenüber wohnt; denn die jungen Johannterwage beachten mich seit jener Nacht nicht mehr, lassen mich jedoch sonst in Frieden.

Während Johannterwage, der Vater, von einer düsteren Wut gepackt wird, so ich ihm ins Gesichtsfeld komme; und nur seinem Bauch, der ihn am Laufen hindert, verdanke ich es, daß er mir noch nicht „den Nabel herausgeschraubt" hat. Denn ich soll es gewesen sein, der seine Buben veranlaßt habe, sich zu duellieren, so daß das ganze Städtchen und die Umgegend für Wochen Stoff zum Lachen hatte.

Und die Wahrheit meiner angewandten tätigen Nächstenliebe wird von niemandem geglaubt. Das Widerspiel der Zufälle hat sie grausam verwirrt und mich darinnen aufgeknüpft.

Dichter-Akademie

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Verehrte Kollegen! Die Öffentlichkeit interessiert sich zunehmend für uns — so werden wieder von zwei Tageszeitungen, einer Schreibmaschinenfabrik und dem Verlag des Buches ‚Rhythmik des Tanzes' Gutachten eingefordert."

Schlager der Saison

(Zeichnung von L. Kainer)



„Kinder, sing' wa det Lied: Mein Jeld is im Ausland, die Stadtbank is leer."

Lieber Simplicissimus!

In der alten österreichischen Armee mußten die Offiziere zu allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten „Beichtzettel", das ist die Bestätigung, daß sie gebeichtet haben, beibringen. Leutnant Gustl wollte nicht beichten. Leutnant Gustl sollte...
„Weißt was", riet sein Freund Toni, „geh zu den Karmelitern. Im zweiten Beichtstuhl links sitzt ein Pfarrer, der ist tärrisch (taub). Dem singst den Radetzkymarsch vor, und er gibt dir den Wisch."
Leutnant Gustl geht. Leutnant Gustl kniet nieder, bekreuzigt sich, singt: „Tatratrataratararatara, taratara, taratata . . ."
Aus dem Beichtstuhl klingt es zurück: „Ratara, ratara, der Tärrische is heut net da, ratara, ratattera . . ."

•

Ein Kind aus alteingesessener israelitischer Familie, das einzige Judenmädchen in der Klasse, antwortet auf die Frage des Lehrers nach der Religion, es sei protestantisch. Zu Hause wird sie zur Rede gestellt: „Wie kannst du so eine Unwahrheit sagen!" Darauf sie: „Alle Kinder sagten, sie wären protestantisch, und da wollte ich auch nicht protzen!"

Die Geschichte vom guten Boxer Gottfried Knocke / Von Karl Kinndt

Gottfried Knocke, der einst weltbekannte, dann aber in Vergessenheit geratene Boxer, war der Sohn armer aber rechtschaffener Eltern, und in seiner frühen Jugend ein stiller verträumter Knabe. Sein Großvater war Pastor in einem kleinen mecklenburgischen Landstädtchen gewesen und hatte als solcher elf Kinder mit Schmerzen erzeugt und großgezogen: davon als zweites und kräftigstes Gottfried Knockes Vater, der ebenfalls Gottfried benannt wurde und das Schmiedehandwerk erlernte, da nur der Erstgeborene studieren konnte. Und wurde ebenso stark an Leib wie sein älterer Bruder Pastor an Seele — beide in und durch hingebungsvolle Ausübung ihres Berufs. Trotzdem barst Gottfrieds Vater Gottfried allsonntäglich vor Neid, wenn er seinen Bruder Melchior Caspar Balthasar predigen hörte — besonders wenn dieser ziemlich verächtlich vom schwachen Fleische sprach. Und die Nägel seiner Schmiedefäuste bohrten sich derart von unten in das Holz des Betpults, daß oft lange Splitter herausbrachen.
Gottfrieds Mutter dagegen war nur rechtschaffen zu nennen in ihrer Eigenschaft als Vater Gottfrieds ehrsame Ehefrau, denn was ihre Abstammung betraf, so gehörte sie zum fahrenden Volk. Ihr Vater war Inhaber jenes bekannten Kräfte-Meß-Apparats, den man im Volksmunde „Haut ihm, den Lukas!" nennt, und bot diesen auf Jahrmärkten zur Benutzung feil. Wenn auch nicht so ehrsam, so ist diese Tätigkeit dennoch dem Schmiedehandwerk nicht unähnlich. Man weiß, wie dieser Apparat benutzt wird: der sich daran Betätigende beziehungsweise der seine Kräfte messen Wollende schlägt mit einem schweren Holzhammer auf einen in einem Holzblock befindlichen Stift, welch letzterer dann ein Gewicht an der großen Kraftskala hochgleiten läßt — im besten Fall bis zu jenem Punkt, wo sich ein am Gewicht angebrachtes Pulverblättchen entzündet und es knallt. Drei Schläge für einen Groschen. Der Besitzer jedoch darf nicht müßig danebenstehen und warten, bis starke und schlagfreudige Menschen kommen, sondern er muß zu Propagandazwecken immer selbst den Hammer schwingen und den Leuten zeigen, wie man es macht, daß es knallt, weil dies viele lockt, es ihm gleich tun zu wollen. Er muß folglich ein sehr kräftiger Mann sein, der — und darin ähnelt er dem Schmiede — in Ausübung seiner Pflicht immer stärker wird.
Dieser Mann, Gottfried Knockes Großvater mütterlicherseits, hieß einfach Schmidt und starb elend im siebenundvierzigsten Jahr seines Lebens, weil er viel soff und in diesem Zustand in einen Mühlteich fiel und ertrank. Dieser Unfall geschah nun, als er gerade in jenem mecklenburgischen Landstädtchen weilte, in dem Gottfrieds Vater Gottfried das Schmiedehandwerk ausübte, und da er Witwer war, ließ er seine Tochter, die Emilia hieß und nicht wie sonst üblich schlicht und einfach Emilie, als Waise zurück. Es gibt Schriftsteller, die in diesem Fall die Bezeichnung „Vollwaise" oder „Doppelwaise" gebrauchen, was ich jedoch ablehne, denn eine Waise ist meiner Meinung ein Kind nur dann zu nennen, wenn es beide Eltern verloren hat, weshalb es, um „Doppelwaise" zu sein, vier Eltern verloren haben müßte, was selten vorkommt.
Emilia war damals neunzehn Jahre alt und hatte nichts gelernt, als Leuten, bei denen es dreimal geknallt hatte, ein Ehrenabzeichen aus Silberpapier ins Knopfloch zu heften. Aber sie war kräftig entwickelt, hatte tiefschwarze Augen und Haare, die beide Feuer zu sprühen schienen — kurzum, sie hatte es, wie man zu sagen pflegt, in sich. Darum erbarmte sich Gottfrieds Vater ihrer, und als das Kind sechs Monate alt war, heiratete er sie sozusagen vom Fleck weg. Dies bereute er nie, denn sie war eine treue und angenehme Frau, die selbst gelegentlich den Schmiedehammer zu schwingen vermochte, wenn der Altgeselle am Montag unpäßlich war.
Dieser guten Ehe entsproß Gottfried Knocke als einziges Kind. Die gewaltige Kraft des Vaters und der Mutter hätte letzterer beinahe das Leben gekostet, denn Gottfried Knocke wog bei seiner Geburt bereits elfeinhalb Pfund. Es ist jedoch bekannt, daß Kinder nicht nur die Eigenschaften ihrer Eltern erben, was in vorliegendem Fall enorme Körperkraft bedeutete, sondern daß auch der Großvater in geheimnisvoller Weise an der Formung des Enkels mitarbeitet —; und so erbte Gottfried Knocke zugleich des mecklenburgischen Landpastors mildes, nächstenliebendes und gütiges Gemüt!
Ich sagte schon, daß Gottfried Knocke — was jetzt erklärlich erscheint — ein stiller, verträumter Knabe war. Stille, verträumte Knaben aber werden leider von ihren Kameraden gern gehänselt. Was auch bei Gottfried Knocke zutraf. Lange ließ er es sich duldsam gefallen — dann jedoch erwachte die zweite Natur in ihm, und er hieb so schrecklich auf seine Feinde ein, daß er im dreizehnten Jahre wegen schwerer Körperverletzung mit Todesfolge vor das Jugendgericht kam und der Zwangserziehung anheimfiel. Da man ihm auch hier das stille Träumen nicht gestattete, schlug er eines Tages den Hausvater k. o., steckte den Schlafsaal in Brand und brach aus. Nie hat man erfahren, was er zwischen seinem dreizehneinhalbten und achtzehnten Lebensjahr getrieben und wo er sich aufgehalten hat. Vielleicht erfährt man es später, wenn er seine Memoiren schreiben läßt — aber ich glaube auch das nicht, denn wer sagt in seinen Memoiren die Wahrheit?
Da es dem seiner Veranlagung nach eigentlich sehr hoffnungsvollen Knaben nun nicht vergönnt gewesen war, das großväterliche Erbteil zum Wohle der Menschheit auszubauen und zu pflegen, versuchte er mit elterlichem Pfunde zu wuchern und gesellte sich einem Wanderzirkus zu, wo er als unbesiegbarer Ringer auftrat. Als er bei dieser Tätigkeit einem Herausforderer sieben Rippen eingedrückt hatte, wurde im Gerichtssaal ein Box-Manager auf ihn aufmerksam, der ihm einen tüchtigen Rechtsanwalt besorgte und ihn nach seiner Freisprechung zum Boxer ausbilden ließ.
Kurz darauf begann Gottfried Knockes weltbekannte Siegeslaufbahn, die ihn schon mit zwanzig Jahren in die Seile führte, in denen der Kampf um die Europameisterschaft ausgetragen werden sollte. Der gewaltige Kanadier Jimmy Mills war sein Gegner — aber die Wetten standen 5 : 1 für Gottfried und dies mit Recht, denn eifrige Boxsportler erinnern sich noch, daß sein rechter Uppercut glattweg tödlich war. Bisher aber hat keiner sich zu erklären vermocht, warum Gottfried Knocke in diesem Kampf, der ihm trotzdem eine Börse von

(Schluß auf Seite 426)

(Schluß von Seite 425)

sechzigtausend Mark brachte, so überaus kläglich versagte!

Gute Kenner der menschlichen Seele und der Mendelschen Vererbungstheorie mögen es ahnen — Gottfried Knocke kannte seinen Gegner vor dem Kampf nur aus illustrierten Zeitungen, und in diesen sah er brutal und gemein aus. Als er aber seinen gefürchteten rechten Uppercut in der vierten Runde gelandet hatte und Jimmy Mills nun still und mit geschlossenen Augen auf den Brettern lag, sah Gottfried Knocke plötzlich visionär seinen geliebten Großvater väterlicherseits, den mecklenburgischen Landpastor, vor sich, wie er auf dem Totenbette lag — und dies Bild wich nicht mehr aus seiner Seele. Darum brachte er es nicht über sich, Jimmy Mills, der sich bei „acht" taumelnd erhob, den leicht anzubringenden Kinnhaken zu versetzen —: er tätschelte ihn nur ein bißchen an Nase und Kinn und atmete auf, als der Gong erschallte. Erscheint Ihnen dies nicht menschlich verständlich, mein Herr? Würden Sie Ihrem verehrten Großvater auf dem Totenbett gern einen krachenden Kinnhaken versetzen? Ich hoffe, nein!

„Ich will Prediger werden — — —", flüsterte Gottfried Knocke seinem Manager ins Ohr, der ihm ein paar gute Ratschläge geben wollte, und der Manager glaubte, Gottfried müsse einen unbemerkten Tiefschlag eingesteckt haben, denn was weiß ein Box-Manager von den Regungen der menschlichen Seele —??

Die folgende Runde, zu der Jimmy Mills total groggy antrat, ähnelte in der Tat mehr einer Bibelstunde als einem Kampf um die Europameisterschaft im Schwergewicht! Das Publikum tobte und pfiff, aber Gottfried Knocke lächelte gütig-nachsichtig und kümmerte sich nicht darum. Nur als Jimmy Mills ihm kurz vor dem Gong einen Leberhaken versetzte und dazu in seiner gotteslästerlichen Art „Goddam" zischte, hob Gottfried Knocke warnend und vermahnend die Hand, so daß er nochmals bis sechs auf die Bretter mußte — — —

Auch wer dem Kampf seinerzeit nicht beigewohnt hat, kann sich vorstellen, welch grauenhaftes Pfeifkonzert nach dem Schiedsspruch „Unentschieden" ausbrach, da doch die ersten fünf Runden klar und haushoch für Gottfried Knocke gewesen waren! Der Manager verlangte fristlose Lösung des Kontrakts — und Gottfried Knocke willigte freudig ein. Alle noch bestehenden Verträge löste er und begann mit dem Geld, das ihm verblieb, Theologie zu studieren.

Die Welt vergaß ihn. Kaum einer wußte, daß der Pastor Gottfried Knocke, der zehn Jahre später in einem mecklenburgischen Dorf seine erste Predigt hielt und dabei mit einem fürchterlichen Faustschlag die halbe Kanzel zertrümmerte, früher einmal ein weltberühmter Boxer gewesen war! Und er wäre ein glücklicher Mensch geworden, wenn es keine amerikanischen Journalisten gäbe. Ein solcher hatte es nämlich herausgebracht und wollte ihn interviewen. Da wachte noch einmal das Weltliche in Gottfried Knocke auf, und er warf ihn so heftig hinaus, daß er sanft verschied. Um einen amerikanischen Journalisten ist es, weiß Gott, nicht schade — aber um Gottfried Knocke war es schade: er bekam drei Jahre Gefängnis und durfte nie mehr predigen! Um eines Journalisten willen — und dazu noch eines amerikanischen!! Als ob es davon nicht genug gäbe!! Prediger aber von der Inbrunst eines Gottfried Knocke gibt es wenige — — —

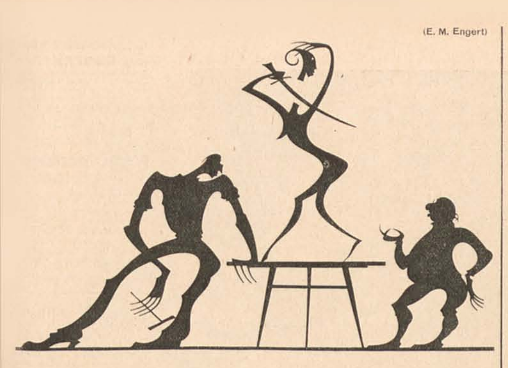
Gottfried Knocke endete elend im Suff. Wie sein Großvater mütterlicherseits. Das ist die Mendelsche Vererbungstheorie. Trostlos. Tja, tja, tja, oft fällt es einem verdammt schwer, angesichts dieser Welt an die göttliche Güte und Gerechtigkeit zu glauben — — —

Lieber Simplicissimus!

Aus der Türe eines Bauzaunes kommen in kurzem Abstande hintereinander zwei jüngere kräftige Männer. Anscheinend Zimmerleute. Merkwürdig ist an ihnen, daß sie je einen Arm rechtwinklig gebeugt erhoben tragen. Eine Frau betrachtet die beiden mitleidig, faßt sich ein Herz und fragt den ersten: „Ach, entschuldijen Se man, junger Mann, ick wollte bloß ma fragen, haben Se det mit den Arm von eener Vawundung?"

Der Zimmermann guckt sich die Frau an, guckt sich den Arm an, dann dreht er sich um zu seinem Kollegen und ruft: „Menschenskind, Maxe, jetzt hamwa ja den Balken vajessen!"

W. K.



(E. M. Engert)

Aussichten

Einmal wird man wieder ein
biederer Zeitgenosse sein;
einmal wird man wieder lesen:
Gestern ist kein einziger Stunk gewesen —
gut war alles, was geschah.

Wie dann, bitte, stehn wir da?

Läuternd wirkt der Reinheit Flamme —
doch wer liest nun Telegramme?
Wessen Herz erfreut und trifft
nun die fette Überschrift?

Ja, es wird an allen Ecken
nottun, kräftig umzustecken . . .
Doch vielleicht vollzieht sich alles glatt,
wenn die Biederkeit erst mal Rekorde aufzuweisen hat.

Trim

Ein Mustergatte

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Das Angenehmste an der Ehe ist der Scheidungsgrund.“

Zum Wohl!

In einer galizischen Stadt wohnte ein Wunderrabbi, der im Ruf stand, Tote zum Leben erwecken zu können.
Da stirbt ein alter Mann. Der Sohn eilt zum Rabbi und bittet, den Vater wieder lebendig zu machen. Der Rabbi geht mit ihm, und im Hause des Verstorbenen angekommen, fordert er zunächst ein Glas Wein. Trinkt es aus und spricht zu dem Toten: „Abraham, steh auf und leb'!“ Der Tote bleibt still und steif liegen. Da sagt der Rabbi: „Der Wein war zu schwach, hol' aus dem Keller eine Flasche Tokaier.“ Der Rabbi leert ein Glas nach dem andern und fordert jedesmal den Toten auf, zu leben. Der Tote bleibt still und steif liegen. Wieder wendet sich der Rabbi zum Sohn: „Der Wein war zu schwach, hol' eine Flasche Bordeaux!“ Der Rabbi leert ein Glas nach dem andern; der Tote bleibt still und steif liegen. Schließlich muß der Sohn noch eine Flasche Champagner holen. Der Rabbi leert ein Glas nach dem andern, ruft jedesmal: „Abraham, steh auf und leb'!“
Als aber nach dem letzten Glas immer noch kein Erfolg zu sehen ist, sagt der Rabbi kopfschüttelnd: „Das heiß ich wahrhaftig tot sein!“

Lieber Simplicissimus!

In Bad Neuenahr war ein Herr geröntgt worden und hatte dafür sechsundzwanzig Reichsmark zu bezahlen gehabt. Als sich herausstellte, daß sämtliche geröntgten Organe in Ordnung waren, schimpfte der Mann wie ein Rohrspatz, daß er das Geld für nichts und wieder nichts ausgegeben habe. Das wurde einem Göttinger Herrn, der dabei stand, etwas zu bunt, und er sagte zu dem andern: „Was regen Se sich auf — hätten Se für die sechsundzwanzig Reichsmark lieber en kleinen Krebs gehabt?“



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Moabit stellt sich auf Herrschaften um

(Zeichnung von E. Schilling)



„Bankdirektor Dr. Erwin Wumke — 800 000 Mark.“ — „Danke bestens! Den Herrn bitte auf Zimmer 402.“

Iwan der Schreckliche erlöst sich

Eine Legende

Von Oskar Maria Graf

Es geht die Legende, Iwan der Schreckliche habe einen riesenhaft starken Tataren als Leibwächter gehabt. Dieser stumpfe, dicke Mensch lebte wie ein Tier, führte unbedenklich jeden Befehl aus und lag Nacht für Nacht wie ein wachsamer Hund vor dem Schlafgemach seines Herrn. Er stand keineswegs in der Gunst des Zaren, führte keinen Titel und hatte keine Würde inne. Es schien aber auch, als sei ihm dies alles gleichgültig, als trachte er nicht darnach, und all die Jahre hindurch blieb er unverändert. Er lachte nie, sprach nur, wenn er gefragt wurde, und sonst war er nichts als — treu ergeben. Sonderbar aber, jeder Mensch fürchtete ihn, haßte ihn und mied ihn. Das mochte vielleicht daher kommen, weil der Tatar meist jene grausamen Exekutionen, die Iwan in seinem Blutwahn ersann, auszuführen hatte, wenngleich er dies nicht mit besonderer Liebe, mit sichtbarer Lust oder aus einem bösen Hang tat. Unschwer sah man das. Der Leibwächter vollzog all diese Befehle scheinbar ohne jede Empfindung, ganz ruhig und ernst, so etwa wie ein Metzger, der das Vieh abschlägt, ausweidet, enthäutet und die Fleischstücke zurechthackt.

In den letzten Jahren seines Lebens kam es immer öfter vor, daß Iwan die Reue über seine Bluttaten überkam. Er verfiel alsdann in tiefe Melancholie und begann mit Selbstkasteiungen, die bis zur Raserei ausarteten. Er sperrte sich in eine kahle Kammer mit Kreuz und Heiligenbildern an der Wand, mit einer harten Holzpritsche und einem Betstuhl. Der allmächtige Zar schrie tagelang inbrünstige Gebete, rannte hin und her und klagte sich an, warf sich auf den harten Boden und schluchzte zerknirscht, bis er endlich erschöpft einschlief. Und wie immer lag der schweigsame, finstere Tatar vor der Türe des Gemaches. Er lag da mit seinem feisten Körper, auseinandergelaufen wie Teig; seine großen kugeligen Augen waren herausgequollen und glotzten wie abwesend ins Leere — es sah aus, als liege hier eine unheimliche Qualle. Nichts an ihr bewegte sich, nur am leicht keuchenden Atmen merkte man, daß das Ding lebte. Weitum in den langen gewölbten Gängen, in jeder Nische und in jedem Raum des riesigen Kremls herrschte stockende Stille, und grausig gellte das Geschrei des kranken Zaren durch die Wände, zerrann zu einem zerstoßenen Weinen und ward zuletzt nur noch ein langhingezogenes, schreckliches Wimmern, so fast, als stöhne und ächze eine absterbende Kreatur. Nichts rührte den Tataren vor der Tür. Er verharrte wie immer auf seinem Platze und schien taub gegen all diesen Jammer. Sein Gesicht, seine Augen und sein Atmen waren wie immer. —

An einem Tage — es war ungefähr eine Woche vor seinem Tode — ließ der mißtrauische Zar vierundachtzig Menschen auf Grund einer Einflüsterung einkerkern und in ihren Zellen anschmieden. Adelige, Offiziere, Kutscher, Soldaten und Arbeiter waren darunter. Mittags noch speiste der Zar mit vollstem Behagen, sprang ab und zu vom Tische auf, rannte wie tanzend durch den großen Saal und jubilierte mit schallendem Gelächter: „Ha! Ha!! Den Zaren wollten sie umbringen, ha! . . . Ha!! Mich! Mich!! . . . Ich werde jedem stückweis die Haut abziehen lassen . . . Ha! Und Sergej . . . Sergej!! Serjoscha! Wo bist du?"

Der Tatar rannte durch die Tür und warf sich ihm zu Füßen.

„Serjoscha, du wirst sie mit kochendem Blei übergießen, wenn sie geschält sind! . . . Und laufen müssen sie! Trapp-trapp, trapp über nagelgespickte Bretter . . . Ha! Ha! . . . Und wir werden ihnen die Zungen drinnen lassen, daß ich sie schreien höre, verstehst du! Du! Serjoscha! Sergej, hörst du!" Er riß übermütig an buschigen Haarschopf des Leibwächters und zog ihn in die Höhe, sah ihn an und grinste teuflisch: „Ja, hörst du, was Väterchen Zar sagt? . . . Dummkopf, verstehst du! . . . Kochendes Blei! . . . Erst die Haut ab, dann Fett drüber, damit das heiße Blei gut rinnt, du Tölpel!" Der Tatar glotzte schweigend drein, schnaubte und antwortete endlich kurz: „Sehr wohl, Väterchen! Sehr wohl!"

„Und gehe zum Kerkermeister! Gleich, geh! . . . Und laß sie gut füttern und starken Tee trinken und Wein . . . Hörst du! . . . Sie sollen uns nicht so schnell krepieren! Ich will was haben von ihnen, verstehst du, Dummkopf! Geh! . . . Mach sie kräftig für die Vorstellung! Trapp-trapp! Marsch! Geh!" befahl der Zar kreischend. Der Leibwächter lief. Die Tür klappte. Es war still im Raum. Die späte Sonne stand vor den Fenstern. Ein Vogel huschte vorüber draußen und krächzte seltsam. Plötzlich zerfiel Iwans Gesicht, ein Zucken lief über seinen ganzen Körper, sein Mund brach auf, er rang wie erstickend nach Luft, die Glut seiner Augen verlosch, und er fiel wie abbrechend vornüber, mit einem dumpfen Schlag auf den Boden. Er schlug mit Händen und Füßen um sich und schrie furchtbar. Als Sergej zurückkam, war der Zar bereits in seiner Bußkammer und betete fanatisch. Der Tatar legte sich ohne weiteres vor die Türe. Die Stunden verliefen, Grauen ging im Kreml um, Nacht wurde es, der Zar schrie und schrie. Er wurde heiser, krächzte nur mehr, raufte sich die Haare, zerkratzte sich das Gesicht, keuchte — der Morgen graute schon und da ereignete sich etwas sehr Merkwürdiges. Der Zar riß auf einmal die Türe seiner Bußkammer auf, stürzte wie hilfesuchend auf den liegenden Leibwächter zu, warf sich vor ihm nieder, küßte das unbewegliche Gesicht fort und fort und weinte in vollster Verzweiflung: „Se-ergej! Se-erjoscha! Serjoscha!! Liebling! Ich bin ein Bluthund, ein Mörder, ein Teufel, Serjoscha! Verzeih mir, Sergej! Spei mich an! Schlag mich tot! Zerstampfe mich, Serjoscha! . . . Bi-bitte, Sergej, bi-bitte, bring mich um und zerhacke mich, a-a-a-ber bete, bee-eete für mich! Bete für meine verfluchte Seele, beeeete, Serjoscha! . . . U-und geh! Geh! Lauf zum Kerkermeister, lauf! Marsch! Trapp-trapp! . . . Er soll alle vierundachtzig freilassen! . . . Laufen lassen, Serjoscha, freilassen . . . Ich will nie wieder Menschen umbringen, nie wieder! . . . Nie-ie-ie wieder!" Dieses lange i lief hinter Sergej her, durch alle Gänge, Wände, Türen und Räume. Eine Stunde darauf betraten die Freigelassenen den dämmerigen Platz und atmeten erschüttert die frische Morgenluft ein. Viele von ihnen weinten wie zerbrochen. Sie begriffen immer noch nicht, wie ihnen geschehen war. Ein Hauptmann aber fand alsbald seine Fassung wieder, formierte den Trupp zu einem Zuge, und alle marschierten vor den Kreml. Dort stimmten sie ein donnerndes „Hoch" auf den barmherzigen Zaren an und warfen vor Freude und Dankbarkeit die Mützen in die Luft.

Iwan aber — als er dies hörte — verfiel noch viel ärger in Zerknirschung und rannte wie irr in seiner Bußkammer auf und ab. Er rang flehend die Hände und hob den verstörten Blick gen Himmel. „Nie! Nie-ie wieder, nie! Nie-ie wieder!" hörte der unbewegliche Tatar ihn fort und fort wimmern, und da auf einmal fing der stumpfe Mensch zu weinen an, weinte erst ganz leise, mit jedem Atemzuge aber wurde dieses Weinen lauter, und zuletzt klang es wie ein tierisches Heulen, das durch Mark und Bein ging. So außer allem Sinn und aller Fassung plärrte der Tatar, daß Iwan in der Kammer Furcht bekam, jäh verstummte und gespannt aufhorchte. Er trat an die Türe und öffnete sie zögernd. Da kniete der dicke Mensch und starrte verloren auf den Zaren, streckte die Arme nach ihm aus und stammelte vernichtet: „Nie-nie wieder umbringen, nie wieder! . . . Das ist der Tod, Väterchen, das ist der Tod! . . . Nie-nie! Sergej ist nichts mehr u-und Väterchen ist auch nichts mehr . . . Da-da-das ist der Tod, Vä-Väterchen!"

„Teufel!" schrie Iwan plötzlich und spie ihm ins Gesicht. Er hatte seine ganze Kraft wieder. Gefaßt schritt er den Gang entlang und verschwand in seinem Arbeitszimmer. Noch am selben Tage ließ er den Tataren enthaupten. Ganz still und verborgen ging diese Exekution vonstatten, und man sagt, sie sei Iwans letzte gewesen.

Die Zeitung

Ich hatte dem Wiener Anzeiger einen Aufsatz eingereicht und bekam ihn zurück.

Tag darauf traf ich Herrn Birnbaum selbst, den Herausgeber. Er entschuldigte sich ausführlich: aber eine Satire, die sich gegen das Bankwesen richtet, sagte er, könne er unmöglich bringen.

„Ich wußte nicht, daß Sie so engherzig sind, Herr Birnbaum", erwiderte ich. „Unlängst — meine Geschichte ‚Begegnung mit dem Herrn' war viel schärfer — und Sie haben sie gedruckt."

„Jaa", sprach Birnbaum, „Ihre Geschichte da zielte auf den lieben Herrgott — da hatte ich natürlich keine Bedenken . . . Aber gegen eine Bank? Nein. — Wissen Sie: Gott inseriert nicht."

Roda Roda

Die Diva

„Ich bin Kinoschauspielerin."

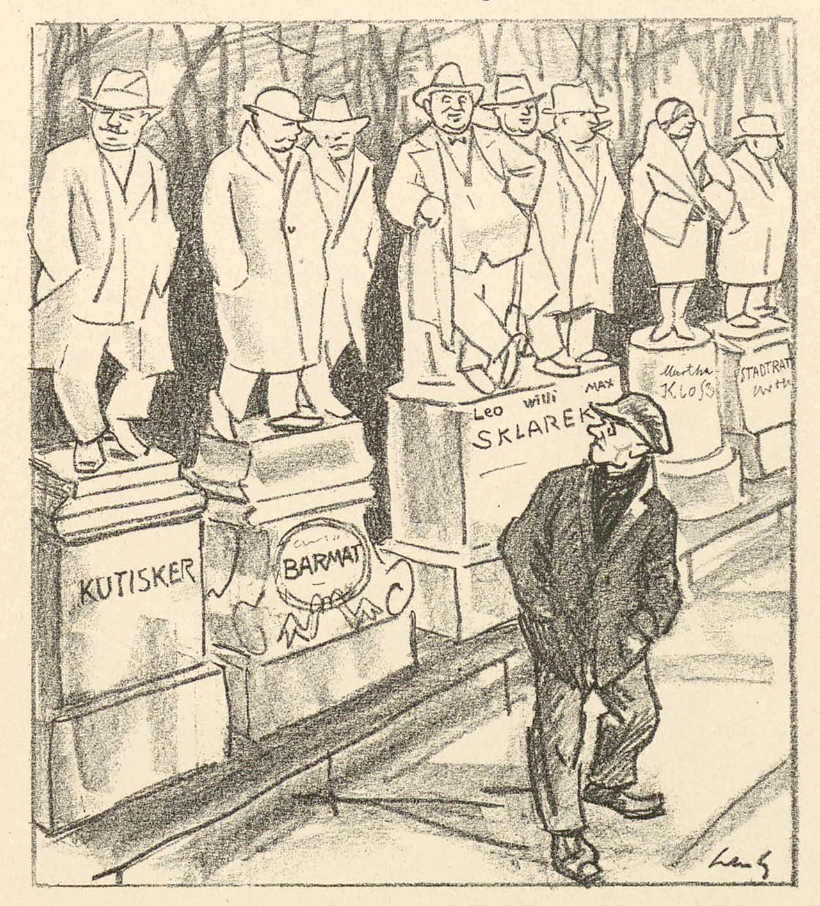
„Und haben Sie auch schon große Rollen gespielt . . .?"

„Einmal sogar die erste. Kennen Sie den Film ‚Bauchoperation' — mit Professor Sauerbruch? Also die Operierte — das bin ich."

R. R.

Neue Berliner Siegesallee

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



Ambrosius Kahns seltsame Geschichte

Es gibt Psychologen, die glauben, daß die Psychologie die Windungen der menschlichen Seele tatsächlich erforscht hätte. Das ist natürlich purer Unsinn, denn was zum Beispiel sagen die Psychologen zu der Geschichte, die neulich Ambrosius Kahn passiert ist.

Am Sonnabend schon hatte Ambrosius ein leichtes Hungergefühl. Am Sonntag erwog er einen teuflisch verwegenen Plan. Er wollte, angetan mit seinem besten Anzug, in das feinste Restaurant gehen und dann — — — Am Montag hatte sich der Plan, reiflich durchgrübelt und in allen Konsequenzen bedacht, zum Entschluß verdichtet, und abends um sieben Uhr ging Ambrosius tatsächlich in die Weinstube von Winkelmann.

Der Ober kam. Und Ambrosius bestellte: Kaviar auf Toast, brasilianische Suppe, Seezungenfilet in Chablis, Kapaun, Welsh Rabbits. Und dazu an Weinen, was der Ober diskret empfahl: ein Glas Sekt, einen wundervollen Mosel und einen 1911er Chateau Iquen.

Ambrosius aß und trank und schwelgte in Seligkeiten. Beim Mokka erst dachte er wieder an seinen Plan, riß sich zusammen und bestellte eine Zigarre. Der Ober ging. Ambrosius stand auf, ein Blick nach der Tür — aber zu spät. Der Geschäftsführer und der Wirt selbst kamen auf seinen Tisch zu.

„Mein Herr", sagte der Wirt und machte ein feierliches Gesicht, „mein Herr, ich habe das Vergnügen, Sie sowohl wie mich selbst zu einem außerordentlichen Jubiläum zu beglückwünschen. Sie sind der hunderttausendste Gast, der meiner Weinstube die Ehre seines Besuches geschenkt hat. Ich bitte Sie deshalb, heute abend in einem ganz besonderen Sinne mein Gast zu sein, und ich bitte Sie weiter, mit mir noch eine Flasche Sekt zu trinken."

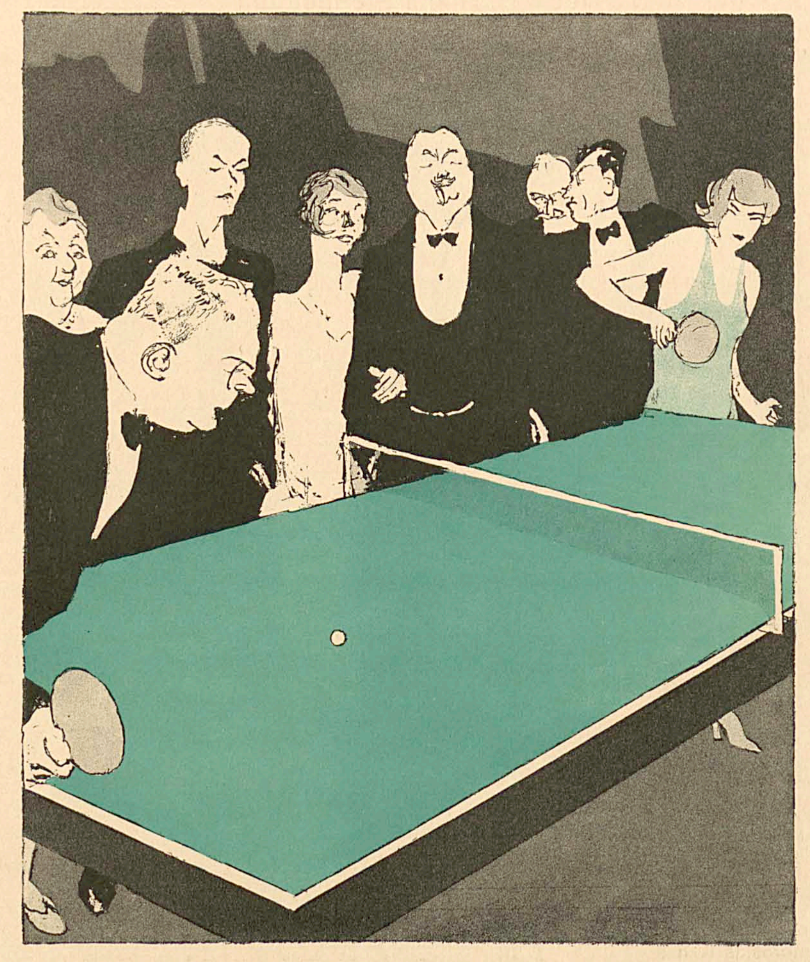
Ambrosius nickte, trank noch eine Flasche Sekt mit dem Wirt. Zu bezahlen brauchte er nichts.

Als er wieder auf der Straße war, blieb er einen Augenblick stehen. Dann ging er ins Café Josty, trank ein Glas Pilsener. Der Kellner dieses Lokals erwischte ihn noch gerade am Ausgang, und heute sitzt Ambrosius Kahn in Moabit. Vierzehn Tage wegen Zechprellerei.

Hans Riebau

Wintersport

(Zeichnung von E. Thöny)



„Is doch 'n furchtbarer Stumpfsinn — im Nebenzimmer Bridge und hier Tennis . . . in Zukunft bring' ich meinen Punktroller mit!"

Lieber Simplicissimus!

Ein Nationalsozialist betritt ein jüdisches Geschäft und verlangt, um den Kaufmann zu ärgern, Briefpapier mit Hakenkreuzaufdruck.
„Bedaure", sagt der Kaufmann, „Juxartikel führen wir nicht."

•

Ich sitze auf der Terrasse des Glocknerhauses. Blendende Sonne auf den Schneefeldern. Die Fremden drängen sich um das an der Franz-Joseph-Hütte aufgestellte Fernrohr. Ein mikriger kleiner Mann, Fahrraddreß, Modell 1900, schmeißt einen Groschen, die Blende tut sich auf, und in seinen Gesichtskreis tritt eine Bergsteigergruppe. Der kleine Mann winkt heftig einer hochbusigen Dame, die gebannt am Objektiv stehen bleibt und schließlich in den begeisterten Ruf ausbricht: „Wie de Flehe uff'n Blimoh hubben se rum, die Ludersch!"

•

Es war im Krieg; wir sprachen von Gefahren.
Da sagte Oberleutnant Bofinger: „Man darf nicht alles in einen Topf werfen, man muß da einen Unterschied machen. Im Schützengraben, im Trommelfeuer ist der Mensch in Lebensgefahr; im Divisionslazarett ist er in Todesgefahr."

•

Aus einem Brief an das Vormundschaftsgericht: „Durch die Verwahrlosung meiner Tochter Paula bin ich bisher ein älteres Fräulein geblieben; was ich aber hiermit sehr bereue. Meine Tochter Paula hat einen starken Hinterhalt an Frau Müller, die sie als Werkzeug für ihre Untermieter braucht."

Stuttgart, 2. Dezember 1929 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 36

SIMPLICISSIMUS

Stahlhelmbesuch bei den Faschisten

(Zeichnung von E. Schilling)



„Na mal los, Tiroler — als Dolmetscher darfst du deutsch reden!“

(R. Spemann)



Die Weltbank

Das Leben bietet mancherlei,
und es ist törichtes Gefasel,
daß es schwer zu bewältigen sei.
Da braucht die neue Bank in Basel
ein Viertelhundert Direktoren —
auf! Hin! Es ist noch nichts verloren.

Es winkt in jeglicher Gestalt
dem tüchtigen Menschen ein Gehalt;
wenn er sich nur beizeiten regt,
wird es ihm freudig hingelegt,
und wenn sie sich nur selbst vertrauten —
das wär' was für die Abgebauten!

Es wächst noch Kaviar genug . . .
Doch setzt sich Einer in den Zug
und braust, gestärkt mit etwas Sekt
und auf die Polster hingestreckt
mit Gottvertraun zum fetten Posten?
Nein, jeder Feigling scheut die Kosten.

So sieht man rings und überall
den gleichen hoffnungslosen Fall:
daß die nichts haben träg und blind,
doch kräftige Esser fähig sind
dem Leben Werte zu bescheinigen. —
Wird das die neue Bank bereinigen?

Peter Scher

Verkehrte Welt

Von Michail Kosyrew

Also, liebe Freunde, es ist eine verkehrte Welt. Man weiß nicht mehr, wo einem der Kopf steht. Dinge ereignen sich, Dinge!... Wie gesagt, neulich war ich in der Stadt. Mit einem Gesuch. Ich gehe in die Kanzlei.
„Wo kann man hier ein Gesuch einreichen?"
„Dort", gibt man mir zur Antwort, „dort sitzt der Sekretär."
Ich schaue nach allen Seiten, kann aber keinen Sekretär entdecken. Daraufhin zeigt man mir ihn.
„Das", sage ich, „soll der Sekretär sein? Wieso denn, das ist doch ein Fräulein."
„Halt' den Mund, Alter! Was hast du zu melden?"
Ich sag' ihr alles, wie es ist. Sie hört zu und kennt sich nicht aus.
„Damit", sagt sie, „mußt du dich an den Vorsitzenden wenden."
„Auch gut! Da hab' ich wenigstens mit einem Manne zu tun, hab' ohnedies keine Ahnung, wie man mit diesem Weibervolk umgeht."
Man führt mich in das Zimmer des Vorsitzenden. Ich blicke in alle Ecken. Er muß wahrscheinlich gerade nicht anwesend sein, denk' ich. Aber so ein Frauenzimmer sitzt da.
„Ah", sag' ich, „der Vorsitzende ist wohl fortgegangen?"
„Ich", sagt sie, „bin der Vorsitzende. Womit kann ich dienen?"
Da hielt ich es nicht mehr aus. Ich konnte das Lachen nicht länger verbeißen und platzte los.
„Haha", schüttle ich mich, „ein schöner Vorsitzender, wo du doch ein Weibsbild bist!"
„Ich", sagte sie, „verbitte mir eine solche Ausdrucksweise. Keine Beleidigungen", schreit sie. „Warum schimpfst du da?"
„Wieso hab' ich geschimpft? Ich rede einfach so, wie ich es von zu Hause gewohnt bin!"
Sie aber ist beleidigt.
„Hauswart", ruft sie, „Hauswart!"
Nun denk' ich, jetzt kommt endlich ein Mann, mit dem werd' ich schon reden.
Wiederum ein Frauenzimmer!
„Ist es die Möglichkeit? Du bist der Hauswart?"
„Tun Sie sich nur nicht äußern, sonst führe ich Sie ab!"
„Ich bin doch nicht besoffen. Ich gehe von alleine."
Werd' doch nicht mit einem Weibsbild raufen. Einem Manne hätt' ich's ordentlich gezeigt. Aber so . . .
Ich ging friedlich meiner Wege. Jetzt geh' ich mal zu Mittag essen, denk' ich, und dann — nach Hause. Ich komm' in ein Wirtshaus. Ein Sowjetwirtshaus, eins von den billigen.
„He", ruf' ich, „Kellner!"
Und was glaubt ihr, wer kommt. Wieder ein Weibsbild.
„Jetzt", sagt sie, „haben wir keine Kellner mehr. Wir sind Ausspeisungsbeamte und Bürger."
„Alles eins", sag' ich, „gib' was zum Essen her!"
Ich esse. Dabei schau' ich. Lauter Frauenzimmer. Am Büfett ein Weib, in der Küche ein Weib, und Geld nimmt auch ein Weib.
„Kann man nicht", frag' ich, „den Leiter sprechen?"
„Wozu?"
„Ich möchte ihn um eine Anstellung bitten."
„Dort", sagt sie, „ist er."
„Aber das ist doch kein Leiter, sondern wieder ein Frauenzimmer."
Ich lache, daß mir die Tränen über die Backen kollern.
„Wieso", sag' ich, „könnt ihr euch da ohne Männer behelfen? Wollt ihr mich nicht anstellen?"
„Für welchen Posten könntest du taugen?"
„Ich", sag' ich, „war zehn Jahre lang Küchenjunge bei einem Wirt. Und ihr habt keinen."
„Der Posten ist besetzt. Dort, siehst du auf der Gasse, eben hackt er Holz."
„Wirklich, dort schwingt wer die Axt, aber durchaus kein Mann, sondern ein kräftiges Mädel, mit einer großen Schürze."
Vielleicht träum' ich das alles bloß? Vielleicht ist der unreine Geist in mich gefahren und trübt mir die Augen?
Jetzt geh' ich zum Popen.
„Wo wohnt bei euch der Pope?"
„Dort in dem Häuschen!"
Ich klopfe an. „Kann man Väterchen sprechen?"
Die Köchin öffnet die Türe und zittert am ganzen Leib.
„Ausgeschlossen", sagt sie, „Väterchen ist gerade von den Wehen überfallen worden."
„Was", sag' ich, „Väterchen kriegt ein Kind?"
„Einfache Sache, wir haben einen weiblichen Popen. Hörst du sie brüllen? Und niemand ist da, um Geburtshilfe zu leisten. Ich kann nicht fort, um jemanden zu holen."
„Ich laufe rasch zur Hebamme, wo ist das?"
„Am Ende der Straße."
Ich komm außer Atem hin und klopfe ans Fenster. Ein Gesicht mit langem schwarzem Vollbarte zeigt sich.
„Mach rasch", ruf ich, „verständige die Madame. Der Pope kriegt 'n Kind."
„'s ist gut", meint er, „ich bin Accoucheur. Gleich komm' ich."
Da hatt' ich meine helle Freude. Das ist fein, denk' ich, hab' am Ende doch einen Mann getroffen.
„Es freut mich ungemein, Madame", sag' ich, „daß du ein Mann bist."
Ich wünschte ihm alles Gute und machte mich auf den Heimweg.
Die Sache der Männer, glaub' ich, ist doch noch nicht verloren. Wenn's so weiter geht, kann ich auf meine alten Tage noch Tippmamsell werden.
Aber immerhin, liebe Freunde, Wunder über Wunder. Eine verkehrte Welt.

(Deutsch von S. Borisoff)

Aus der Berliner Gesellschaft

Frau Generaldirektor trifft einen berühmten Mann. Sie springt auf ihn zu und gratuliert ihm heftig. Er fragt erstaunt, wozu man ihn beglückwünsche? Die Dame ruft: „Ich habe doch gestern so etwas Fabelhaftes über Sie gelesen. Sind Sie nicht fünfzig Jahr alt geworden?" Kopfschütteln des Gefragten. „Dann haben Sie eine kolossale Wahlrede gehalten?" Wieder Kopfschütteln. „Ach — richtig —", die Dame atmet befreit auf —, „jetzt fällt mir's ein — entschuldigen Sie tausendmal — eine Verwechslung — das war ja unser verehrter Professor Y., der gestern so eindrucksvoll beigesetzt wurde!" B.

Berliner Wahlen

Diesmal waren alle einig,
unterschiedlich nur im Ton:
jeder war durchaus für Reinig-
ung und gegen Korruption.

Ob man selber mitgeschoben,
galt in diesem Fall nicht viel,
denn der Wille ist zu loben
und den Wähler lockt das Ziel!

Wer am süßesten geflötet,
hat die meisten eingeweicht —:
und Berlin ist so errötet,
daß der Bürger jäh erbleicht.

Goebbels thront auf dreizehn Sitzen,
die er Hugenberg entsteißt —
Demokraten-Tränen spritzen,
weil ihr Karren schwer entgleist —

Einzig die Extreme haben
sich als Wahl-Magnet gezeigt:
ob nun zu den Hitlerknaben
Thälmann sich herüberneigt??

Erst wird man sich schwer verprügeln
und dann mit vereintem Blut
einen neuen Pakt besiegeln,
wie man was gemeinsam tut.

Leer der Beutel, leer der Magen,
voll allein das Maul, das brüllt:
Siegreich wolln wir . . . schlagen!
(Was, wird später ausgefüllt.)

Tiefbedrückt von dem Probleme
denkt sich mancher: „Gottsverdammt,
es berühr'n sich auch Extreme,
wolltet ihr mich allesamt . . .“

Karl Kinndt

Umarbeiter

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Ich habe Offenbachs Schöne Helena neu eingerichtet — mal ganz ohne Musik.“

Ein Bankgeheimnis

(Zeichnung von E. Thöny)



„Tut mir leid, meine Herren, daß Sie sich umsonst bemüht haben. Ich bitte um strengste Diskretion — sonst bin ich ruiniert!"

Der Mann, der sein Leben eskomptierte / Von Robert Peiper

Eusebius Buschwind war ein großer Pedant. Und außerdem Junggeselle. Er war Alleinmieter einer Schlafstelle und nahm seine Mahlzeiten „außer dem Hause“. Geld trug er nie bei sich, denn er hatte keines. Aber er hatte eine „Einteilung“. An jedem Monatsersten zahlte er pünktlich seine Miete und am gleichen Tage beim Bäcker 120 Brötchen (für jeden Tag 4), ging in sein kleines Café und in seine ebenso kleine Gastwirtschaft und beglich dort seine Abonnements. Er leistete auch pünktlich am Ersten eine Abzahlung an das Kaufhaus, von dem er alles bezog, vom Anzug bis zur Zahnpaste. Ins Theater ging er niemals, ins Kino jede Woche einmal. Die Karten bezahlte er im voraus. Seine kleinste Ausgabe, für Pfeifentabak, machte ihm keine Sorge. Denn beim Zigarrenhändler erlegte er stets einen Betrag, der für seine Tabakmengen ausreichte. So lebte Eusebius Buschwind ein Dasein, das man sicherlich als geregelt bezeichnen darf.

Doch eines Tages ging mit ihm etwas vor. Er kaufte eine — Zeitung. Er, der sich bisher begnügt hatte, die von seinen wohlwollenden Kollegen bereits gelesenen Zeitungen als Geschenk anzunehmen.

Die Sache mit der Zeitung sprach sich herum. Die einen meinten, er sei des Junggesellenlebens überdrüssig und suche eine Frau, die andern, er werde durch Selbstmord enden, wenn er auf diesem Wege fortfahren würde, seinen „Etat“ zu überschreiten.

Alle hatten geglaubt, seine Lebensweise ganz genau zu kennen, und doch blieb ihnen schließlich nichts anderes übrig, als sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, Eusebius habe ein Geheimnis.

Und er hatte eins. Im vergangenen Monat hatte er nur 80 Brötchen bestellt und bezahlt und für das ersparte Geld ein Los gekauft.

Und dieses Los wurde gezogen!

Dieses Los war der Haupttreffer!!

Eusebius war ein reicher Mann!!!

Er saß auf seiner Schlafstelle und grübelte. Was sollte nun werden? Seine Augen funkelten, seine Hände zitterten, während er die bunten Scheine zählte, zählte . . .

Er ging in sein kleines Café, trank das abonnierte Kännchen, steckte seine Pfeife an und rechnete . . .

Plötzlich gab es ihm einen Ruck. „Was für ein Glückskind bin ich doch“, sprach er zu sich, „ich habe ja heute Geburtstag!“

Nun begann sein Grübeln wieder. 40 Jahre war er alt. Da sein Vater mit 80, seine Mutter mit 70 Jahren starb, rechnete er 75 Jahre alt zu werden, also noch 35 Jahre zu leben.

Er erschrak. 35 Jahre! Das ist eine lange Zeit. Die kostet viel Geld. Und er rechnete.

Am nächsten Morgen, er war der Letzte des Monats, kündigte er fristlos seine Stellung.

Dann ging er auf Wohnungssuche, — seine Schlafstelle hatte er aufgegeben, — nahm eine geräumige Wohnung, kaufte alles Inventar und engagierte eine Wirtschafterin.

Diese hielt ihn natürlich für wahnsinnig, als er ihr — sie war 60 Jahre alt — für 35 Jahre den Lohn vorauszahlte.

Er rechnete, daß er jetzt auch für diese Wirtschafterin täglich 4 Brötchen haben müsse, und gab in einer Brotfabrik den Auftrag, ihm die nächsten 35 Jahre täglich 8 Brötchen zu liefern und bezahlte sofort 100 864 Brötchen.

Beim Milch-, Gemüse- und Fleischhändler hatte er natürlich auch sehr große Summen zu bezahlen. Auch ein Zeitungsabonnement vergaß er nicht, als er die Beträge für Anzüge, Mäntel, Schuhe, Wäsche, Krawatten und Haushaltungsgegenstände beglichen hatte. Der Oberkellner eines großen Cafés lehnte die Empfangnahme einer Vorauszahlung der Kännchen für 35 Jahre mit der Begründung ab, daß er demnächst seine Stellung wechsle. Doch Eusebius entgegnete ihm: „Dann folge ich Ihnen eben in Ihr neues Tätigkeitsfeld.“

Als er auch Sarg und Aufbahrung vorausbezahlt hatte, stellte er fest, daß ihm noch sehr viel Geld übriggeblieben sei.

Da fiel ihm ein, daß er noch gar nicht an die Möglichkeit gedacht hatte, sich zu verheiraten. Wer konnte es wissen, vielleicht fand er doch eine Frau!? In den nächsten 5 Jahren wollte er noch allein sein. Aber mit 45 Jahren wollte er es doch versuchen . . .

Wieder begann er zu zählen und zu rechnen. Dann ging er in alle Geschäfte und zahlte nach. Denn er wollte alles eingeteilt wissen: Also nach 5 Jahren weitere 4 Brötchen täglich mehr usw. Auch ein Damenmodengeschäft erhielt von ihm große Aufträge.

Eusebius bestellte also Damenschuhe Nr. 34, denn da er selbst klein war, mußte seine Frau noch kleiner sein, und ließ im Modehaus nach der Figur einer Vorführerin die Garderobe seiner künftigen Gattin vorbereiten.

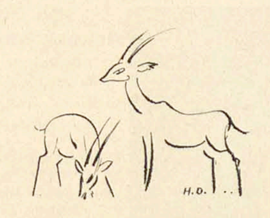
Die letzten 80 000 Mark verwendete er für den Kauf des Brautschmucks. Die Lieferzeiten waren vereinbart. Eusebius Buschwind konnte wieder ruhig schlafen, denn er hatte kein Geld mehr.

Die 5 Jahre — bis zur geplanten Hochzeit — vergingen rasch und eintönig. Nur die Wirtschafterin starb, der er für 35jährige treue Dienste den Lohn vorausgezahlt hatte. Er wirtschaftete wieder selbst, denn keine Frau wollte einen Mann, der nichts besaß. Die hartgewordenen Brötchen häuften sich. 12 Stück erhielt er täglich, und nur 4 aß er. Die Schränke waren angefüllt mit Kleidern, Damenwäsche, Schuhen; Kannen mit sauer gewordener Milch verpesteten die Luft.

Als Eusebius Buschwind starb — er hatte sich verrechnet —, er wurde 80 Jahre alt, war auch sein Häuschen nichts anderes als ein Magazin für verdorbene Lebensmittel und unmoderne Damengarderobe.

Die Lebensmittel vermachte er testamentarisch dem Zoologischen Garten, die Damengarderobe dem kleinen Girl einer großen Revue, das er in seinem 79. Lebensjahre kennengelernt hatte.

Das Girl hat heute einen Laden für alte Kleider.



Inge

(Zeichnung von H. Marxen)



„Ach, Tedje, verheirat' mut schön sein — wenn man blot eenen Besoopenen um sick hett."

Revolte im Säuglingsheim

Hans aß eine sächsische Bemme.
Fritz hatte wenig Geld.
Hans rief: „Du mutige Memme!"
Fritz fauchte: „Du feiger Held!"

Es wurde vom Zweikampf gesprochen.
Hans sagte: „Ich schlage nur links."
Fritz dachte an sämtliche Knochen,
Und er bestellte zwei drinks.

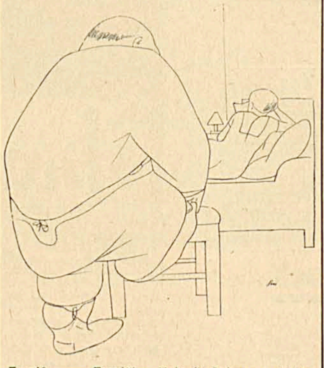
Sie tranken Steinhäger Schlichte
Und fanden ihn beide sehr gut.
Fritz stammelte: „Ich verzichte
Freiwillig auf sächsisches Blut."

Hans sagte: „Und ich bezahle
Die Schnäpse, die du bestellt."
So schafften sie die fatale
Affäre still aus der Welt.

Joachim Ringelnatz

Marlitt-Roman

(Zeichnung von H. Marxen)



„Emmi? — — — Emmi!" — „Halt die Schnauze, ick bewege mir jerade in besseren Jesellschaftskreisen!"

Aberglaube in Berlin

Schornsteinfeger bedeuten Glück, allerdings nur dann, wenn man bei ihrem Anblick einen Jackenknopf (im Winter sind auch Mantelknöpfe gestattet) in die Hand nimmt und so lange hält, bis irgendwo ein weißes Pferd auftaucht. Nonnen bringen Pech; hier hilft nur die Zahlenreihe von eins bis acht, bei letzterem beginnend, in umgekehrter Reihenfolge ohne Stocken herzusagen. Dann hat man Ruhe bis zur nächsten Nonne.

In Berlin hat man, wie alles, auch den Aberglauben organisiert. Traumdeuter, Hand- und Kaffeesatz-Leser, Verkäufer von Parfüms, die genau zum Horoskop passen — sie alle brauchen jetzt Gewerbescheine. Es war vorauszusehen, daß auch vor Nonnen und Schornsteinfegern die Organisation nicht haltmachen werde.

Zunächst liegt die Eingabe eines Mannes vor, der in Berlin eine großzügige Aktiengesellschaft gründen will. An jedem Morgen soll ein Heer von Schornsteinfegern durch die Stadt geschickt werden, die jedem, der ein kleines Douceur riskieren will, gleich vor dem Haustor begegnen. Um ganz sicher zu gehen und um den P. T.-Kunden das lange Knopfhalten zu ersparen, wird jeder Schornsteinfeger an einer Leine ein entzückendes weißes Pferd hinter sich herziehen.

In einer anderen Eingabe hingegen liegt eine Petition der Nonnen um die ausgiebige Vermehrung ihres Standes vor. Es gibt nämlich derzeit so viel Pech in Berlin, daß sie in ihrer jetzigen Anzahl beim besten Willen mit dem Begegnen nicht nachkommen können.

Hans Kafka

Lieber Simplicissimus!

Erstes Semester. Kommt nach München vom äußersten Nordostzipfel Deutschlands. Sehr wohlerzogen, stets korrekt und hilfsbereit, wie es heutzutage recht selten geworden ist. Hinterläßt seiner Hausfrau einen Zettel folgenden Inhalts:

Verehrtes Frl. X.!

Wenn es Ihnen angenehm ist und Sie heute nachmittag zu Hause sind, beziehen wir vielleicht mitsammen das Bett. Ich werde um 14 Uhr hier sein.

Ihr ergebenster G.

Und da sagt man dem Norden nach, er sei kalt und herzlos!

•

In unserem großen Betrieb finden schon seit längerer Zeit Arbeiterentlassungen statt. Der Abbauminister hat eben wieder einer größeren Anzahl Angestellter den Blauen Brief aushändigen lassen. Auf seinem Gang durch den Betrieb trifft er einen Arbeiter, der die Treppe kehrt, und zwar die untersten Stufen. Er brüllt ihn an: „Man kehrt doch die Treppe von oben nach unten." Worauf prompt die Antwort: „Wisse Sie, Herr Müller, ich mach's egal so wie Sie: Sie fange jo aach vun unne an."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Abbau der Kleinen

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Alles besetzt, sagte der Betriebsleiter. Na, sagte ich, dann gehe ich gleich zur Direktion — die braucht sicher noch einige Kräfte zum Dividendenausschütten."

Sterben Sie nicht im Fahrstuhl! / Von Heinz Liepmann

Ich wünsche es Ihnen ja nicht, zu sterben, aber ich beschwöre Sie: sterben Sie auf keinen Fall in einem Fahrstuhl. Vergrößern Sie nicht Ihre große Hilflosigkeit —, wie das ein Herr mit der seinen tat, — jener Herr, der Ende des vergangenen Jahres in einem der zweiunddreißig Fahrstühle des Woolworth Building, New York, zu sterben begann. Jenen Fahrstuhl bediente — und bedient auch wohl jetzt, während Sie dies lesen, falls es nicht nach acht Uhr abends ist, — Anne; sie steht da, von morgens sieben bis zwölf Uhr mittags und von zwei bis acht Uhr, in einer knapp sitzenden, graugrünen Uniform, — — — aber ob die Uniform auch knapp sitzt, ob Anne lächelt oder von Jahr zu Jahr blasser, grauer, älter, gleichgültiger wird — und manchmal trotzdem lächelt —, das alles hat gar keinen Zweck, das ist lächerlich, es heiratet sie doch keiner, und niemand spürt Lust, sich ihr ehrerbietig als Freund anzubieten. Abgesehen davon, daß die Fahrstuhlführerinnen des Woolworth Building häßlich sein müssen, um engagiert zu werden — hübsche Mädchen verlieren Zeit —, ist Anne von einer besonders trostlosen Häßlichkeit, und auch ihr Charakter ist — wie man zu sagen pflegt — nicht gut. „Aufwärts!" schreit sie morgens um sieben Uhr; um zehn Uhr flüstert sie es. Sie schließt die Tür, drückt die blanken Knöpfe, die Wand fliegt weg, graue Wand, rote Wand, Augen geschlossen, — wie Regen das Gemurmel der Stimmen, die Hitze der Menschen, die mit ihr fliegen, — — — dies Dasein ist ein Traum ohne Leidenschaft, in ihm murmeln graue Stimmen, die man nicht wiedererkennt: er macht müde. Ein Jubiläum hat sie hinter sich: fünfzehn Jahre beim Fahrstuhl Woolworth Building, seit der Eröffnung 1913. Älter wird sie, — mein Gott! — eines Nachts steht sie aus dem Schlaf auf, rennt zum Licht, im langen Nachthemd, das ist weiß, — Licht blitzt auf, da ist ein Spiegel im Schrank, und sie sieht sich darin, aufgeschreckt, es glüht das Gesicht, die Hände hängen herab wie Stricke —, vorbei, es ist alles vorbei! schreit sie, — ich bin alt!
Ende vorigen Jahres fährt sie den Expreß, der nur jeden fünften Stock vom zwanzigsten an aufwärts hält. Sie hat nur einen Fahrgast, zur dreißigsten Etage. Es ist vier Uhr nachmittags; da weiß man von nichts als von der großen Müdigkeit, denn die gelben Leuchtbirnen brennen immer gleich. Da geschieht etwas.
Sie reißt die Augen auf; der Mann, der mit ihr saust, hat geseufzt, sich an die Brust gegriffen und ist lautlos zusammengesackt. Er liegt da, quer, das Gesicht leer, erschöpft, blaß, der Mund geschlossen, die Augen schräg, schrecklich verdreht, weiß, offen nach oben. Sie begreift noch nichts, — ein Griff, — der Fahrstuhl zuckt wie aus Gummi in sich zusammen, steht, — steht auf der Strecke, zwischen den Etagen.
Der Mann rührt sich nicht, sicherlich ist er tot. Sie beugt sich ratlos zu ihm hinab, — heiß und mit trockenem Mund, wie wenn sie aus dem müdesten aller Schlafe hochschrecke — denkt noch nichts, da fühlt sie plötzlich die Ruhe, die Stille. Kein Laut! Der Fahrstuhl steht zwischen den Etagen wie auf dem Mond, so fern, — so still! Sie ist allein auf der Welt.
Ist er tot? Ein heftiger, fast neidischer Schreck durchfährt sie: ja, er ist tot! — denkt sie. Und sie läßt sich auf die Kniee nieder; ihr Rock schiebt sich hoch, sie sieht die silbernen Tupfen ihrer weichen runden Kniee an, — das Blut schießt ihr zum Herzen; sie rückt näher zu ihm, — sie beugt sich zu ihm, da spürt sie seinen Duft, des Manns, — sie zögert; — nun zuckt sie nach seiner Hand, — sie schreckt zurück, — — — da, da hat sie sie! — da hält sie sie! — sie ist kühl und weich, — — — sie stellt fest und ihr Herz schlägt, hämmert, wühlt: sein Puls bewegt sich deutlich: er lebt!
Sie rückt näher, beugt sich über ihn, sie atmet den Geruch eines Mannes, seines Anzugs, der Haare, seiner Haut, — wird erregt, — sie rückt — immer auf den Knieen — ganz nahe an ihn heran, daß sie schon spürt, wie er da ist, — sie erbebt, — eine Entzückung kommt über sie wie noch nie, — sie schließt die Augen, — beugt sich zurück, — — — da besinnt sie sich, ihr Kopf ist heiß und nicht klar, wie wenn sie sehr viel Fieber habe, — sie legt ihren rechten Arm hinter seinen Rücken und hebt ihn hoch, der Kopf fällt zurück; mit der Linken faßt sie den Kopf am Kinn, spürt die halbe Wärme der Wangen; er lebt, er ist reglos. Sie hält ihn so, fest, in ihren Armen, sie hält ihn fest, — nie wird sie ihn lassen! — denn sie hält ihn, und das Leben ist gut, und sie hat nun jemand —! Sie starrt, glühend und berauscht, — und auch berauscht von Demut und Dankbarkeit, — auf dies Gesicht, die Linien der Stirn, — — — Sorgen hast du! — ihr stürzen Tränen aus den Augen, ihr Gesicht ist ganz feucht — Armer! Lieber! — da sieht sie seinen Mund, der ist hellrot, die weichen Gefühle erblassen, ihre Augen werden starr, — — — der Mund! der Mund! — noch zögert sie, — da hält sie nichts mehr, und während neue, andere Tränen aus ihr hervorbrechen wie Erlösung von einem Leben nächtlicher Quälerei, — ihr Herz zuckt wie zitternd, seufzend, als begehre es zu schreien, da reißt sie sich zu ihm und küßt ihn, beißt ihn vor Küssen, der erste Kuß ihres Lebens, seine Lippen bluten, — sie ist wie toll.
Da erwacht er. Sie merkt: er rührt sich, es ist eine langsame, schwere Bewegung; sie spürt sie, als verlange man jetzt Rechenschaft von ihr nach einer furchtbaren Tat, sie fährt zurück, erblaßt tödlich vor Scham, läßt ihn los, starrt ihn an, immer noch auf den Knieen vor ihm liegend, — da verschieben sich seine Augen, die Schatten der Stirn zerfallen, die Augen schließen sich und werden verwundert und hilflos offen, — suchen, bleiben auf dem Gesicht der Frau hängen, er spürt wohl noch den Kuß auf seinen Lippen, warme, heiße Liebe, etwas Glück — — —, — ihm fällt etwas ein, er lächelt, denkt an irgend etwas, vielleicht Kindheit oder so, er öffnet den Mund, lächelt wieder, ganz schwach, vergehend, hilflos, glücklich, wie um Verzeihung bittend — wofür? — denkt sie — wofür? —: „Mutter!"
Sein Lächeln bricht ab, — ein schriller Ton, — er faßt sich an die Stirn, — als begriffe er etwas durchaus nicht, — sein Gesicht verzerrt sich unaufhörlich und wild, — er atmet tief auf, — fällt zusammen wie ein leerer Sack. Jetzt ist er wirklich tot — — —.
„Mutter!" — hat er gesagt. — — —
Anne drückt auf einen Knopf, der Fahrstuhl saust unter den Füßen weg, der Tote wird ausgeladen. Anne fährt aufwärts, — Anne hält, — Anne fährt, Anne hält, — Anne lebt und fährt abwärts.

Bankkrach

(Zeichnung von Th. Th. Heine)



„Unglücksfall oder Mord?" — „Nein — kleiner Sparer!"

Das Sammelversteck

Diese Geschichte ist eigentlich nicht recht für den Druck geeignet. Brendel hat sie auf St. Pauli erlebt, und die rote Tilly aus dem Hammonia-Hippodrom spielte die Hauptrolle darin. Oder nicht einmal! Als die eigentliche Geschichte anfing, schlief Tilly bereits; diesmal wirklich. Vorher hatte sie nur so getan, hatte die Augen geschlossen und still gelegen, damit Brendel eher einschlafen sollte. Aber Brendel schlief nicht; er hatte auch nur so getan als ob, um Tilly nicht zu stören.
Dies ist nun der sonderbare Vorgang. Als Brendel so still lag und den Anschein erwecken mußte, als sei er eingeschlafen, erhob sich die rote Tilly und zog aus seinem Jackett, das über einem Stuhl hing, die Brieftasche. Durch einen winzigen Augenspalt erkannte er: sie nahm Banknoten an sich und versteckte sie. In ihrem Kleiderschrank stand eine Hutschachtel: da hinein tat sie das Geld. Dann stieg sie wieder in das Bett, und bald verkündeten ihm ihre tiefen Atemzüge, daß sie jetzt wirklich schlief. Da stand nun Brendel auf, ging denselben Weg, fand die Hutschachtel, griff seine Scheine und steckte sie wieder in seine Brieftasche. Dann legte er sich beruhigt nieder und entschlief.
Hier ist die Geschichte zu Ende. Sie hat noch eine Pointe; aber die spielt erst am andern Morgen, als Brendel im Hause sein Geld nachzählt und feststellt, daß er statt der fünf oder sechs Zehnmarkscheine, die er noch besessen hatte, jetzt beinahe das Dreifache in der Brieftasche hat.

Frank F. Braun

Lieber Simplicissimus!

Neulich komme ich in Berlin auf ein Polizeirevier, um mich anzumelden. Leider hatte ich mich verspätet und finde das Amt geschlossen. Der Beamte, schon im Mantel, ist gerade im Begriff, wegzugehen. Ich wende mich an ihn, um zu erfahren, zu welcher Zeit das Amt am nächsten Tag geöffnet ist. Der Beamte nimmt seine Dienstmiene an: „Außerhalb der Amtsstunden wird keine Auskunft erteilt." Schließt das Amtszimmer zu und geht.

Tumult im Hotel / Von Joseph Adler

Im Hotel Saxonia, dem vornehmsten der Stadt, verlangte eines Tags ein junger Mann, bevor er dem Auto entstieg, das beste Zimmer. Da es frei war, bewillkommnete man ihn mit den tiefsten Bücklingen, obgleich er nicht gerade den Eindruck eines sehr vornehmen Kerls machte. Seine Kleidung war wohl gut, aber nicht besser als die tausend anderer, und auch die Haltung unterschied sich durch nichts von etwa der eines Handlungsreisenden. Es genügte, daß einer das teuerste Zimmer verlangte, um sofort als ein hohes Tier angesehen zu werden. Begierig, zu erfahren, welch große Ehre dem Hotel widerfahren sei, und welche Verdienstchancen ihm winkten, ließ man dem Gast kaum Zeit, sich zu restaurieren, und schickte ihm voreilig einen Pagen mit einem Block auf das Zimmer.

„Die Hotelleitung", rotznäselte der Junge untertänigst, „bittet den gnädigen Herren, seine Personalien niederzuschreiben."

„Ich schreibe sehr unleserlich", sagte der Gast, „und sehr fehlerhaft obendrein. Meinen Namen kann ich ja richtig schreiben, aber nicht viel mehr als das. Ich habe nur wenige Klassen einer Dorfschule besucht und bis heute nichts hinzugelernt. Aber diktieren kann ich sehr gut. Das ist ja auch leichter als schreiben. Ich heiße Valentin Ohm."

Einen Augenblick zitterte die Hand des Pagen, dann aber kritzelte sie mit großen und eckigen Buchstaben den Namen auf das Blatt.

„Bist du fertig?" fragte der Gast.

„Jawohl, mein Herr", antwortete der Page, dessen devote Haltung schon einen Knax bekommen hatte.

„Von Beruf bin ich", sagte der Gast, „Chausseearbeiter."

„Habe ich richtig gehört", fragte der Page. „Herr Ohm sind Chausseearbeiter?"

„Jawoll, Kleener", lachte der Gast. „Nu staunst du Bauklötzer."

Der rotbäckige Page, mehlsuppenfarbig erbleichend, ließ den Block fallen und lief davon. Der Gast fand das ungezogen, bewahrte aber seine Ruhe und lächelte sogar. Er bückte sich nach dem Block und betrachtete die Schriftzüge. „Na", sagte er, „so gut schreibe ich auch. Wenn nicht gar besser", und warf den Block wieder hin. Dann begann er ein bißchen auf und ab zu gehen, was sonst gar nicht seine Art war. Es machte ihm Vergnügen, auf dem kostbaren Teppich zu „tippeln", und er hatte, das war ein Zeichen seiner guten Laune, die Hände ganz tief in die Hosentaschen gesteckt. In der linken hielt er eine Art Taschentuch, und in der rechten, als ob das ein unentbehrlicher Gegenstand sei, ein großes Taschenmesser. Nach einigen Minuten des Hinundherschaukelns ließ er sich, so schwerfällig wie möglich, in einen der wunderbaren Sessel gleiten. Als er gerade die Sohlen seiner braunen Halbschuhe in eine parallele Linie zu dem Deckengemälde gebracht hatte, einer antiken Tanzszene, klopfte es, und in das Zimmer trat ein Herr aus der Office des Hotels.

„Verzeihn Sie, mein Herr", begann er mit einer süßlichen Grimasse, „Sie haben sich sicherlich einen Scherz erlaubt mit dem Pagen. Er hat vor Schreck fast die Sprache verloren. Diese Bengels sind zu dumm. Darf ich Sie nun um Angabe Ihrer Personalien bitten?"

Er bückte sich nach dem Block, führte ihn dicht an die Augen und setzte den Füllhalter an. Der Gast verstand von Malerei herzlich wenig, aber das Gemälde schien ihm gut zu sein, und eine der nackten Tänzerinnen betrachtete er mit besonderem Interesse.

„Ihr werter Name", sagte der Beamte, „ist bereits niedergeschrieben. Valentin Ohm. Ihr Beruf, gnädiger Herr?"

„Ich habe ihn in der Zwischenzeit nicht geändert", antwortete der Gast, ohne ein Auge von der schönen Tänzerin zu lassen, „Chausseearbeiter."

„Sie belieben auch mit mir zu scherzen, mein Herr. Bedenken Sie aber, bitte, daß die Polizei keine Scherze gelten läßt. Sie verlangt wahrheitsgetreue Angaben, und ich darf wohl schreiben — Generaldirektor oder etwas Ähnliches."

„Sie dürfen", sagte der Gast unwillig, „nur wahrheitsgetreue Angaben machen. Ich bin hier nicht abgestiegen, um Scherze zu machen. Verstanden? Ich und Generaldirektor! Da muß ich denn doch lachen."

„Gut", sagte der Beamte, gerne bereit, mit sich reden zu lassen, „dann schreibe ich — Schriftsteller. Das besagt gar nichts und klingt doch nach etwas. Und übrigens gibt es ja auch sehr vornehme Schriftsteller. Also ich schreibe Schriftsteller."

„Ich lasse mich nicht zu falschen Angaben verleiten", schrie der Gast und strampelte mit den Füßen.

„Sie haben mit einem Chausseearbeiter so wenig Ähnlichkeit", schmeichelte ihm der Beamte, „wie unser Hotel mit einem Absteigequartier. In unserem Hotel hat noch nie ein Arbeiter logiert. Noch nie! Sein guter Ruf geht uns über alles. Mehr noch. Er ist uns heilig! Entweder Sie verleugnen Ihren Beruf oder ich muß den Fall dem Herrn Direktor melden. Wir können den guten Ruf unseres Hotels um Ihretwillen nicht aufs Spiel setzen. Unser gesamtes Personal, bis zur Toilettenfrau herunter, würde sich gegen die Beherbergung eines gewöhnlichen Arbeiters auflehnen. Ich schreibe einfach, und das ist ein glänzender Ausweg — ohne Beruf."

Der Gast sprang aus dem Fauteuil und drohte dem Beamten. „Ich habe", schrie er, „einen ehrlichen Beruf und keine Ursache, ihn zu verleugnen. Ich werde Sie bei der Polizei anzeigen, wenn Sie falsche Angaben machen. Schon die Absicht ist strafbar."

„Und wenn Sie mich totschlagen", sagte der Beamte mit zitternder Stimme, „als Chausseearbeiter werden Sie in der Fremdenliste als unser Gast nicht figurieren."

Der Beamte floh aus dem Zimmer, und der Gast schoß ihm eine Lachsalve in den ein wenig gekrümmten Rücken. Dann ließ er sich wieder in den Sessel gleiten, der nach einem köstlichen Parfüm roch, und betrachtete von neuem die Tanzgruppe an der Decke. „Herrgott", sagte er ganz laut, „wär' das schön, wenn mein Stubenmädchen Ähnlichkeit hätte mit einer von die Tänzerinnen da oben. Bis jetzt habe ich sie noch nicht zu Gesicht bekommen. Für das teuerste Zimmer wird man doch sicherlich die Tadelloseste parat halten. Ein Druck auf den Knopf — und man wird ja sehn."

Er räkelte sich aus der Vertiefung, ging auf ein schwarzes Brettchen zu, drückte einmal auf einen weißen Knopf und wartete. Es rührte sich nichts. Er drückte ein zweites Mal auf den Knopf, und es rührte sich abermals nichts. Gerade als ob das Hotel plötzlich ausgestorben wär'. Das Warten wurde ihm zu dumm, und er läutete Sturm. Der Boykott war bereits über ihn verhängt. „Hier bin ich", sagte er mißmutig, „in den richtigen Stall hereingeraten. Es genügt nicht, daß man mal Geld genug hat, um einen Tag in so'n vornehmen Dreckhotel zu wohnen, man muß sich auch als vornehmen Pinkel ausgeben. Ich werde so lange klingeln, bis alle verrückt werden. Die Gäste und das ganze Personal. Vom Direktor bis zur Klosettfrau. Die wissen noch nicht, was das heißt, einem Chausseearbeiter vor'n Kopf zu stoßen."

Als er das letzte Wort ausgesprochen hatte, wurde die Tür von einem Pagen aufgerissen, und der Herr Direktor trat schnell in das entweihte Zimmer. Ein Globus auf zwei Beinen und mit einer Billardkugel als Kopf. Aus seinem Munde platzte das Wort: „Direktor."

„Ich wünsche das Stubenmädchen zu sprechen", sagte der Gast, gegen den Bauch des Direktors prallend, „und nicht Sie."

„Für einen Chausseearbeiter", schrie ihm der Direktor ins Gesicht, „gibt es in unserem Hotel weder ein Zimmer, noch Bedienung. Vor wenigen Tagen hat in diesem Raum eine anhaltische Prinzessin gewohnt, und in den nächsten Tagen wird es ein General a. D. bewohnen. Ich fordere Sie auf, unser Hotel sofort zu verlassen. Chausseearbeiter steigen in unserer Stadt in der Herberge ab, nicht aber im erstklassigsten Hotel. Sie machen sich wegen Geschäftsschädigung und Hausfriedensbruch strafbar."

Der Gast nahm den Wutausbruch des Direktors nicht sehr ernst, und bat ihn, das Zimmer zu verlassen. „Mit einem Chausseearbeiter", fügte er noch hinzu, „werden auch Sie so leicht nicht fertig werden."

Der Direktor verschränkte die Arme und nahm eine napoleonische Haltung an. Ein solcher Fall hatte sich noch nicht ereignet, seitdem es ein Hotelwesen gibt.

„Sie wagen es, mich aus dem Zimmer zu weisen", lachte der Direktor. „Sie? Ich kriege ja den Lachkrampf. Sofort werden Sie sehen, wie man sich einen dahergelaufenen Landstreicher vom Halse schafft. Wer das Renommee unseres Hotels schädigen will, muß über meine Leiche gehn."

Daraufhin stürzte er aus dem Zimmer und wurde draußen mit lauten Beifallsrufen empfangen. Nun sah sich der Gast verloren, und er war es auch. Noch einmal warf er sich in den wohlriechenden Sessel und einen letzten melancholischen Blick nach den Mädchen oben mit dem höheren Beruf, und er rührte sich gar nicht, als die Tür wieder aufgerissen wurde und ein Trupp männlicher Hotelbediensteter in das Zimmer trat.

„Packt ihn", kommandierte eine Stimme. Sie war das einzige, was in diesem feudalen Hotel dem Beamten aus der Office gehörte. Die Leute stürzten sich auf den Gast, als ob sie einen Tobsüchtigen zu bewältigen hätten. Sie schleppten ihn hinaus und die Treppe hinunter ins Vestibül. Dort wurden er und sein Koffer zwei Sicherheitsbeamten übergeben. Das ging, obgleich er sich zur Wehr setzte, wie am Schnürchen. Die Beamten schubsten ihn in eine Autodroschke, das Hotel hatte sie zur Verfügung gestellt, und brachten ihn nach der nächsten Polizeistube. Dort wurde er sofort dem diensthabenden Beamten vorgeführt.

„Aha, da sind Sie ja", begrüßte ihn dieser. „Man hat mir schon telephoniert, was Sie für ein Vogel sind. Haben Sie Ihre Papiere bei sich?"

„Bedaure, Herr Vorsteher", lächelte der junge Mann, „ich habe auch heute meine Papiere nicht bei mir, heiße aber Valentin Ohm und bin von Beruf Chausseearbeiter. Daran ist nichts zu ändern. Es ist sehr bedauerlich, daß ein Chausseearbeiter nicht auch mal in einem anständigen Hotel absteigen kann. Wozu haben wir denn die sozialistische Republik?"

„Sie haben hier nichts zu bedauern", schnauzte der Beamte ihn an, „und ich verbitte mir jede politische Anspielung. Sie haben hier nur auf Fragen zu antworten. Nichts weiter! Verstanden? Das hat die zivilisierte Welt noch nicht erlebt, daß ein Chausseearbeiter in einem Hotel absteigt, wo nur für Fürsten und Grafen da ist. Sie haben sich wegen groben Unfugs strafbar gemacht. Verstanden? Wenn Sie ein anständiger Mensch wären, hätten Sie Ihre Papiere bei sich. Ein Hund läuft auch nicht ohne Marke herum. Vorläufig bleiben Sie hier, bis wir Ihre Angaben nachgeprüft haben. Im übrigen haben Sie ja wohl ganz besondere Absichten im Hotel gehabt!"

„Ich?" fragte der Arbeiter erstaunt.

„Jawoll! Wir wissen alles. Sie wollten das Stubenmädchen vergewaltigen, Sie Schweinekerl. Bedanken Sie sich bei den beiden Beamten, daß man Sie nicht gelyncht hat."

„Seh ich so aus, als ob man mich lynchen könnte?"

„Stellen Sie hier keine so frechen Fragen", schrie der Beamte und schlug mit der Faust auf eine tintenbekleckste Schreibunterlage. „Zum Fragen bin nur ich hier. Und Haltung haben Sie auch nicht für einen Sechser. Wie ein Fragezeichen stehn Sie hier. Wo wohnen Sie?"

„Ich hatte in der letzten Zeit keinen festen Wohnsitz."

„Das habe ich mir gedacht. Na, wir werden Ihnen schon hinter Ihre Schliche kommen. Das mit dem Stubenmädchen übersteigt ja alles."

„Da ist kein wahres Wort dran", protestierte der Arbeiter.

Der Oberrevierbulle gab den beiden Beamten einen Wink, und sie brachten den Wüstling hinaus und in eine Zelle. Nahmen ihm den mühsam zusammengesparten Geldbetrag, die Hosenträger und das Taschenmesser ab und ließen ihn allein. Das Mobiliar der Zelle bestand nur aus einer Pritsche und über der hing eine Inventartafel. „Das ist zum Staunen", sagte Ohm, sich hinstreckend, „wie schnell die Polizei arbeitet. Vor wenigen Minuten noch war ich in dem feinen Hotel, und jetzt bin ich schon hier. Wenn sich unsereiner mal einen guten Tag machen will, kann ihm das verflucht schlecht bekommen. Aber ich bin ja nicht verwöhnt und werde auch hier schlafen können. Gute Nacht, Gesindel!"

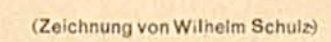
Ein Sachverständiger

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Da klatscht eener solo." — „Ja, erste Reihe links der Finanzminister Hilferding!"

Deutsche Flüchtlinge aus Rußland



„In Rußland kein Brot, in Deutschland kein Raum!"

Stuttgart,
9. Dezember 1929

WEIHNACHTSWÜNSCHE

Preis 60 Pfennig
34. Jahrgang Nr. 37

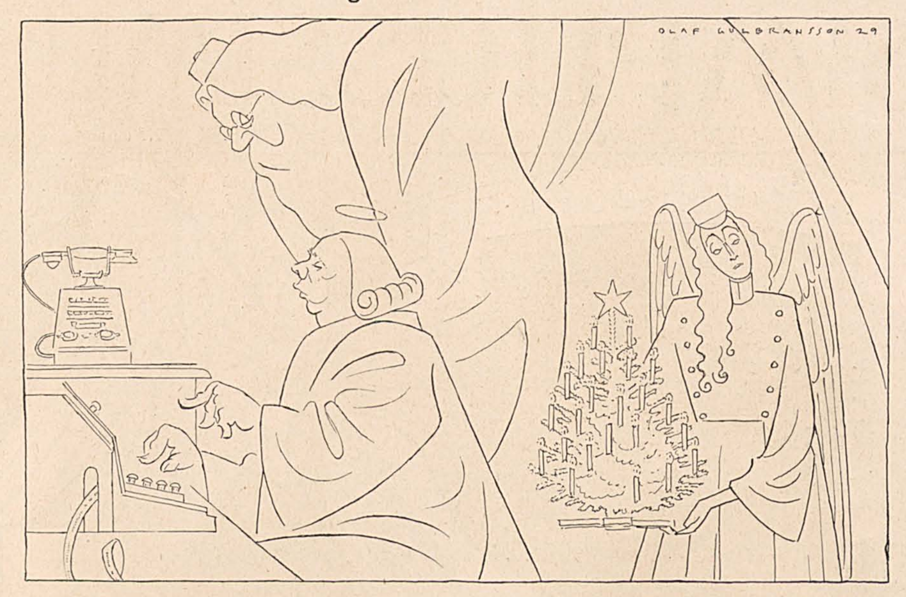
SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart



Der gute alte liebe Gott

(Zeichnung von O. Gulbransson)



„Liebes Christkind! Heuer gibt es keine Arbeit für dich. Die oberen Zehntausend sind Selbstversorger und allen andern vergeht das Festefeiern."

An das liebe Krippenkind

Wir sind die kleinen Leute,
Wir überreichen Dir heute
An Deinem Wiegenfeste schon
Eine dringende Petition.

Wir wünschen uns keine Villen
Und keine Automobillen.
Wir möchten von dem großen Glück
Das allerkleinste Stück.

Erlöse uns aus dem Dreck,
Gib uns Kartoffeln und Speck,
Etwas weniger Not,
Mehr Kohlen, Fleisch und Brot.

Ein Dach über unserem Kopf,
Eine Suppe in unseren Topf,
Frieden bis zum Ende
Und Arbeit für unsere Hände.

Wir wollen voll Vertrauen
Auf Deine Hilfe bauen;
Vielleicht, daß Du, Herr Jesus Christ,
Für dies Gesuch zuständig bist.

J. K. H.

Berliner Adventsbrief

Die Abnormität des sonstigen Verkehrs hat scheinbar auf die Atmosphäre abgefärbt —: auch das Winterwetter ist warm geworden. Besonders in der Gegend Kleist-Lutherstraße ist es abends sommerlich-schwul. Die Stimmung unter den Rauchwarenhändlern ist noch verzweifelter als im Vorjahr, da selbst die erhoffte Kälteperiode kaum Wandel schaffen wird, denn Pelze werden von allen, die den bösen Schein meiden wollen, ungern getragen.
Der Bußtag brachte dreizehn Selbstmordversuche, die nicht glückten. Dagegen scheint der Versuch des Herrn Zörgiebel, sich selbst zu beseitigen, unter besseren Sternen zu stehen: das Tanzverbot am Totensonntag, das in charakterfestem Wechsel binnen vierundzwanzig Stunden erlassen, aufgehoben und wieder erlassen wurde, worauf dann unter stillschweigender Genehmigung der Polizei doch überall getanzt und klamaukt wurde, dürfte ihm die seit dem ersten Mai wohlverdiente Ruhe bringen. Allerdings verdanken wir ihm die musterhaft-strenge, geradezu sowjetisch-wilhelminische Schulung der Schupos, die neuerdings jeden, der ein bißchen schief über die Straße geht und der sich nicht durch Paß oder alte Militärpapiere (diese gelten vor allem) legitimieren kann, auf die Wache schleppen und ein paar Stunden einsperren. Wenn das auch Elisabeth Pinajew geschah, so braucht sie sich weiß Gott nicht zu beklagen: eine Filmdiva, die zu Fuß geht, macht sich verdächtig.
Rehfisch und Wilhelm Herzog streiten sich, wer unter dem gemeinsamen Pseudonym den Löwenanteil am Dreyfuß-Drama geschrieben habe. Nach der Premiere wird vermutlich jeder dem anderen das ganze Stück in die literarischen Schuhe schieben wollen.
Wilde Empörung herrscht unter jenen standhaften Mädchen der Tauentzienstraße, die seit Jahren zu klarer Kenntlichmachung ihrer Spezial-Liebestätigkeit hohe, enganliegende, schwarze Stiefel tragen, denn da jetzt alle Damen Russenstiefel tragen, kennt sich kein Schwein mehr aus!
In der Tonfilmbranche scheint eine Einigung zustande gekommen zu sein. Wenigstens bemühen sich jetzt deutsche und amerikanische Firmen gemeinsam, zu beweisen, daß es völlig unnötig ist, die Filme in verschiedenen Sprachen zu drehen: man versteht von dem Gekrächze ohnehin nichts. An kommenden stummen Filmen zeigte die B. Z. vor einigen Tagen an: „Die Herrin und ihr Knecht", „.... mit Küchenbenutzung", „Das Haus der Freude", „Es gibt eine Frau, die dich niemals vergißt", „Alimente", „Dirnenleid". Leider ein unerfüllbarer Wunsch, diese Werke in dieser sachlichen Reihenfolge alle an einem Abend sehen zu können.
Peter Martin Lampel ist frei. Sein Fall hat eine gründliche Revision der öffentlichen Meinung erwirkt: jetzt sind endlich auch die linksstehenden Zeitungen zu der Überzeugung gekommen, daß ein Fememördchen eigentlich eine recht harmlose und entschuldbare Sache ist — — —

Kaki

Alles für die Andern

Ich fragte einen führenden Mann:
Was schaffen Sie sich zu Weihnachten an?
Für Sie sind tausend Gaben
doch spielend leicht zu haben!

Er sagte leuchtenden Gesichts:
Für meine Wenigkeit wünsch' ich mir nichts —
Sie kennen mein Bestreben,
mich andern hinzugeben!

Ich fand in seiner gütigen Art
das reinste Glück geoffenbart
und dankte für die Segnung
der festlichen Begegnung.

Bei Gott: im Anfang war das Wort! —
Ein stolzer Wagen führte ihn fort
zu höheren Bezirken,
zur Tat,
zum selbstvergessenen Wirken
als Aufsichtsrat.

Peter Scher

An Polen $2^1/_2$ Milliarden! Noch wer da?

(Zeichnung von E. Thöny)



„Bitte, nichts mehr wünschen — ich kann höchstens noch meinen Geist aufgeben!“

„Oh, käme eine Sintflut über euch!“

(Karl Arnold)



„Da hast das Zölibat — jetz' hab'n ma in der Eil' auf d' Weiber vergess'n!“

Die Pelzhandschuhe

Es war kalt, Schnee war gefallen, die kläglich verfrorenen Gestalten der Arbeitslosen schippten eifrig, und manchmal sah man einen vergeblich bemüht, durch wilde Armverrenkungen Wärme zu erzeugen.
Auf der hinteren Plattform der Trambahn stand unter dicken blauroten Männern, die Zigarren in die kalte Luft pafften, ein eleganter junger Herr, dem es beschieden war, die allgemeine Unzufriedenheit auf sich zu lenken.
Er trug ein übermütiges Wesen zur Schau; die schwere Verbiesterung der Zeit schien ihn nicht im geringsten zu bekümmern. Seine selbstgefällige Heiterkeit grenzte an Frivolität und schrie nach Bestrafung. Die Männer mit den Zigarren und andere kleine Leute fühlten sich beeinträchtigt — um nicht zu sagen belästigt.
Der elegante Herr schien von alledem nichts zu bemerken. „Püh“, sagte er und zog einen seiner dicken Pelzhandschuhe ab, wobei man sah, daß er zu allem noch einen klotzigen Ring trug. Es war offenkundig, daß die Handschuhe durch und durch mit kostbarem Pelz gefüttert waren; dem Kavalier wurde sichtlich zu heiß darin.
Ein frierender armer Teufel, der die Handschuhe ununterbrochen gierig anstarrte, formulierte die allgemeine Auffassung: „Wer hat, der hat — und so ein armer Schneeräumer darf sich die Pfoten erfrieren!“
Aller Augen durchbohrten die Pelzhandschuhe des übermütigen jungen Herrn, und das Mitgefühl mit den frierenden Schneeräumern kannte keine Grenzen.
Da, als die Bahn gerade langsam an einem Trupp jener Bedauernswerten vorüberfuhr, zog der junge Herr plötzlich auch den zweiten Handschuh ab und warf beide lächelnd, als ob weiter nichts dabei wäre, unter die Leute, die erst gar nicht wußten, was das bedeuten solle.
Schon war die Bahn vorüber; man konnte zurückblickend gerade noch erkennen, daß ein junger Bursch das Geschenk freudestrahlend in Besitz nahm.
Einen Augenblick waren alle Gegner des übermütigen Herrn starr; aber als sie begriffen hatten, gab es nur eine Stimme der Empörung. Und wieder formulierte der Sprecher von vorhin die allgemeine Ansicht in den Ausruf: „Da hört sich alles auf — so was Nobles unter das Gesindel zu werfen!“

T.

Christnacht

In der Küche steht der Christbaum
dunkel schon und ausgebrannt.
Friedenssinnbild! Man vermißt kaum,
daß er ohne Schmuck und Tand.

Auf dem Feldbett in der Ecke
liegen zweie enggepaart,
und die dünn-zerrißne Decke
ihres Glücks Geheimnis wahrt.

Lächelnd noch in ihrem Schlummer
ruhen beide Hand in Hand —:
ausgelöscht ist aller Kummer,
der auf ihren Stirnen stand.

Und es dringt nicht in ihr Ohr mehr,
daß das Leben weitergeht,
denn die Klugen haben vorher
ihren Gashahn aufgedreht.

Karl Kinndt

Der Mantel

„Der Aloys", sagt Frau Konopka, „der Aloys, der redet immerzu von einem Mantel, den er zu Weihnachten sich wünschen täte — — —"
„Der Junge is verrückt", sagt Konopka, „ham wir denn Geld?"
„Nee", sagt Frau Konopka bekümmert, „das is es ja grade, daß wir keins ham, sonst, wo der Junge doch grade auf Weihnachten so einen Mantel so gerne daliegen haben möchte — — —"
„Wo kein Geld nich is, da is auch kein Mantel!"
„Recht haste. Aber wenn der Junge mir Weihnachten fragt: Mutta, wo is er denn nu? Und er kiekt hier und er kiekt da, und er liegt hier nich und er liegt da nich und überhaupt nich, denn weiß ich nich, was ich da machen soll. Ich weiß schon, weshalb der absolut son Mantel haben will. Der wird schon stolz. Der schämt sich, wenn die anderen Jungens kieken, wie er herumläuft. Man möchte doch so gerne, und wenn man dann nich kann — — — tu das Pochtemanneh in den Schub, Konopka!"
„Nur fuffzehn Fennje für einen Schnaps!"
„Tu das Pochtemanneh weg, sag ich dir. So seid ihr Männer. Das willste nich hören, daß der Junge einen Mantel sich wünscht, wo er doch keinen hat. Das is dir unangenehm, da möchste dir die Ohren verstoppen, weil du keinen kaufen kannst. Feiges Aasstücke. Da rennste in die Wirtschaft und versäufst deinen Schmerz. Da hörste nix, wenn ich stöhne, machst es dir gemütlich, und ich sitze hier in der Küche und zerbrech mir den Kopp. Tu das Pochtemanneh weg!"
„Nur fuffzehn Fennje!" sagt Konopka und ist zur Tür hinaus.
Am nächsten Morgen packt Frau Konopka einen Trauring, eine alte Taschenuhr und vier Löffel in eine Zeitung und sucht das Leihhaus auf. Der Taxator klemmt sich ein rundes Glas in das Auge und sagt: „Doublé — Nickel — Alpaka — können wir nischt für geben!"
Konopka wartet draußen, er geht nicht gerne in das muffige Haus, hat er gesagt. In Wirklichkeit aber ist er nur schüchtern und etwas bange, obwohl er zu Hause manchmal tut, als könnte er den Teufel auffressen. Er steht da mit hochgeschlagenem Rockkragen und bläulich-kalter Nase. Seine graue Schirmmütze ist ganz feucht von dem dicken Nebel. Die Frau schiebt sich wie ein kleiner, runder Ball durch die trübe Morgenfinsternis zu ihm hin und sagt: „Haste Worte? Keine Mark — nich eine einzige!"
„Denn kann ich ja nach Hause gehn, nich?" Konopka schlurft betrübt hinweg. In seiner Rocktasche klappern Ring, Uhr und die vier Alpakalöffel. Er ist sehr niedergeschlagen. Er denkt an den Mantel, den der Junge nicht kriegt. Heimlich hat er auch gehofft, bei dem Geschäft könnte wohl auch ein molliger Schnaps zu fuffzehn mit daran sitzen, wenn alles gut ging. Mit zehn Mark für die Anzahlung hatte die Frau gerechnet. Nicht eine hat sie gekriegt. Junge, Junge!
Am späten Nachmittag kommt Frau Konopka zurück. Sie hat tagsüber eine Putzstelle bei Leuten in der Mittelstadt. Konopka sitzt bei ihrer Rückkehr in der dunklen Küche und schläft auf dem Stuhl. Der Junge steht am Fenster und drückt die Nase gegen die Scheibe. Man ißt Bratkartoffeln, und dann wird Aloys ins Bett gesteckt. „Ich bin auf dem Wohlfahrtsamt gewesen", sagt Frau Konopka, „ich habe da eine Karte gekriegt mit einer Nummer. Wenn wir an der Reihe sind, können wir möglicherweise einen Mantel kriegen für den Jungen, weil er keinen hat. Der täte lachen, der Junge!"
Konopka schmunzelt und freut sich über diesen Hoffnungsstrahl und redet so eifrig und so gut über diese Sache, daß die Frau ganz weich wird und ihm sagt, wo das Portemonnaie versteckt ist. Er nimmt sich fünfzehn Pfennig, Frau Konopka trennt alte Socken auf und wartet auf seine Rückkehr. Es ist ein glücklicher Abend.
Die Tage gehen hin. Den Mantel vom Amt aber kriegen Konopkas nicht. Sie werden vertröstet. Man sagt immer, sie müßten warten. Es lägen noch viele und dringendere Fälle vor. Genaues könnte man nicht sagen. Frau Konopka läuft sich die Beine ab, aber ihre flehenden Blicke und die zitternden Hände, die die Karte mit der Nummer halten, können keine Entscheidung herbeiführen.
Zwei Tage vor dem Fest kommt sie spät nach Hause. Sie steckt den Kopf durch die Tür und späht in alle Ecken. „Ist der Junge schon zu Bett?"
„Ja!" sagt Konopka.
„Ich hab' den Mantel. Frau Riedinger, wo ich putze, hat ihn mir geschenkt, weil ihr Junge dreie hat!" Konopka macht Licht und betastet schmunzelnd das Gewebe. Die kleine, runde Frau steht in der Mitte der Küche und zittert vor Aufregung.
„Nun sei doch man still", sagt Konopka und fährt ihr beinah zärtlich über den Dutt, „nu is es ja gut — nu haste ja deinen Willen, nu sei man still!"
Als Frau Konopka einige Tage hinterher wieder putzen geht, sagt Frau Riedinger: „Denken Sie sich bloß, Frau Konopka, da hat man mir doch einen Mantel von unserem Erich direkt vom Garderobenhaken runter gestohlen. Mein Mann hat geschimpft, weil die Haustür wieder offen gewesen ist, wo sich doch die Hausierer und die Bettler vor Weihnachten so breit machen, hat mein Mann gesagt — — —." Frau Konopka wringt einen nassen Aufnehmer so heftig aus, daß sie ganz blutrot im Gesicht wird. „Jaja", sagt sie dabei, „jaja — Frau Riedinger — die Menschen sind schlecht — — —" Und dann stürzt sie sich auf den Staub und auf den Dreck und wischt und fegt und rennt und fuhrwerkt, als ob sie vier Beine und vier Arme hätte. Am Abend aber gibt sie dem Konopka dreißig Pfennig, daß er länger ausbleibt. Wenn er später kommt und von dem Schnaps und dem Qualm und dem Räsonieren müde und duselig ist, dann merkt er nicht, daß sie im Bett geweint hat.

H.



Mein Wunschzettel

Wünschen ist erlaubt und kostet keinen Pfennig.
Zum Beispiel, wenn ich
mir wünschte, einen echten Van Gogh zu malen
oder bei den nächsten Wahlen
ein Mandat zu ergattern,
Minister zu werden und mit den Jahren völlig zu vertattern,
so kann mir das niemand verwehren.
Aber ich bin zu bescheiden.
Mich locken keinerlei Ehren:
Ich mag kein Amt, auch nicht das des Oberbürgermeisters von Berlin, bekleiden.
Ja, was soll man sich wünschen? Den Nobelpreis?
Wer weiß . . .
Eine Villa am Luganer See
mit allen Finessen,
prima Zypressen,
Pariser Mätressen,
Zentralheizung und W. C.?
Nein, mich lockt nicht so ein zypressenumstandenes Haus:
es sieht mir zu sehr nach Böcklins Toteninsel, Hain der Seligen aus.
Und mit Leichen und Seligen weiß ich verdammt wenig anzufangen.

Mein Verlangen,
mein Weihnachtswunsch
ist viel primitiverer Natur.
Ich wünsche mir nur
einen Punsch, aber einen sehr, sehr starken Kognak- und Arrakpunsch,
eine gewaltige Schüssel voll,
und kein Tröpfchen Wasser soll
in dem Gesöffe sein,
und ein Glas, für mich ganz allein,
(man muß sich zuweilen von seiner Familie trennen!)
und einen Kamin mit einem Feuer
ganz ungeheuer, —
um alle unbezahlten Rechnungen dieses Jahres zu verbrennen,
verbrennen, verbrennen . . .

Siegfried von Vegesack

Lieber Weihnachtsmann No. 238651

Abteilung Atheistenkinder, literarisch belastet, Höchstgabe: M. 2,50

Wenn Du mir auch was schenken willst, so lies, bitte, diese kleine Wunschliste geneigtest durch. Ich nehme es auch mit Zahlungserleichterung. Zwölf Raten bis nächste Weihnachten.

1. Flüstere doch einem von Geschäftslust geschwellten Oberarrangeur zu, er möge eine „Reichsauspuffwoche" veranstalten. Es gibt doch jetzt Sauregurkenwochen, Schuhcremewochen, Reichsstrohhutwochen. Also warum nicht auch eine Reichsauspuffwoche? In dieser Woche hat jeder Deutsche das Recht, einen Dolch bei sich zu tragen. Mit dieser Waffe darf er jedem Auto, das sich mit seinem Auspuff unanständig benimmt, die Pneumas aufschlitzen. Das würde mir eine große Freude machen.

2. Lasse doch in der himmlischen Spielwarenfabrik eine Piscatorbühne herstellen. Aber, bitte, ganz genau, wenn auch tausendfach verkleinert. Ich habe zwei Neffen von sechs und acht Jahren, die werden an den Flaschenzügen, Rollen, laufenden Bändern und den anderen mechanischen Wundern ebensoviel Freude haben wie Piscator selbst. Was darauf gespielt wird, ist bekanntlich Nebensache. Auch mein Großvater, der schon bißchen senil und kindisch ist, sich aber viel mit Literatur befaßt, freut sich schon auf das Spielzeug. Er will es die „Neue Bühne" nennen.

3. Verschaffe mir ein geheimes tête-à-tête mit der liebenswerten Dichterin Colette. Aber, bitte, ganz geheim. Colette war unlängst hier und war hocherfreut, daß so viele Damen zu ihrer Begrüßung erschienen waren. „Es war die vornehmste Gesellschaft", sagte sie einem Ausfrager, „denn alle, alle trugen lange Kleider." Ich möchte mal in dem geheimen tête-à-tête die Colette fragen, ob die französischen Modehäuser zu allen Schriftstellern nett sind.

4. Schenke mal dem Düsseldorfer Vampir ein Freibillett zu einer Kortner-Aufführung. Ich möchte die sachverständige Meinung dieses Mannes über Kortners Spiel hören, was für alle späteren Literaturhistoriker wichtig ist. Ist es nun richtig oder falsch, wenn man als Lustmörder oder sonstiger Sexualerich mit den Nasenflügeln bibbert?

5. Schenk mir eine Rolle Zauberklosettpapier. Man ißt es als Dessert nach dem Diner. Und alles, was der Organismus von der Mahlzeit nicht brauchen kann, verläßt ihn hinterdrein fein säuberlich in das Zauberpapier verpackt. Ich habe als Ästhet schon lange darüber nachgedacht, wie man in wohlgefälliger und einwandfreier Weise auf die ganze Welt pfeifen kann.

Arnold Hahn

Wunsch-Tage

I

Als in den frühen Nachmittagsstunden des silbernen Sonntags die Menschenmassen aus den Wohngegenden in die City zu strömen begannen, stießen sie auf ein Heer von Flugblattverteilern. Jedem Vorbeipassierenden drückten sie mit höflicher Bestimmtheit einen grünen Zettel in die Hand. Die meisten, in dem Glauben, es handle sich um irgendeine Wahl- oder Volksentscheidspropaganda, warfen die Zettel ungelesen fort, und erschwerten durch so unbedachte Handlungsweise die in dieser Jahreszeit ohnehin anstrengende Arbeit der Städtischen Straßenreinigung; andere überflogen den Text, stutzten, schüttelten den Kopf, lasen nnoch einmal und fingen an — je nach Temperament —, zu lachen, Witze zu reißen oder auf die Reklametollheit zu schimpfen. Natürlich nahm keiner für bare Münze, was da in einer zierlichen Antiqua gedruckt stand:

> Achtung! Weihnachts-Sensation! Achtung!
> Wunsch-Tage!
> Jeder, der von heute bis einschließlich Sonntag, den 22. Dezember, bei uns Waren im Werte von mindestens 3.— (drei) Reichsmark entnimmt, hat einen Wunsch frei und werden wir alle Wünsche unserer geehrten Kundschaft restlos und promptest erfüllen. Wir erwarten Sie! Welt-Kaufhaus A.-G.
> Nikolsplatz 6.

Wie gesagt: niemand glaubte im Ernst an diese Ankündigung. Aber bereits gegen dreiviertel drei Uhr konnte der am Nikolsplatz diensttuende Verkehrsschutzmann Hampel II eine außerordentlich starke Zunahme des Fußgänger- und Wagenverkehrs konstatieren: Menschenströme ergossen sich in das Welt-Kaufhaus, das heute zum ersten Male seine Pforten öffnete.

II

Wer erwartet hatte, in dem Welt-Kaufhaus gleich beim Eintritt irgendwelche Sensationen zu erleben, sah sich zunächst allerdings enttäuscht. Es war ein großstädtisches Kaufhaus wie jedes andere: in siebzehn ausgedehnten Stockwerken lag geschmackvoll hingebreitet, was der Mensch zum Leben braucht, vom Hosenknopf bis zum zweischläfrigen Sportflugzeug, vom Sardellenbrötchen bis zum Wochenendhaus. Man schlenderte durch die einzelnen Abteilungen, besah dies und jenes, warf einen Blick in den riesigen Erfrischungsraum, wo sechs mächtige Weihnachtsbäume bis an die Opalglasdecke ragten und die Hawaiian Syncopators den Blues von der „Stillen Nacht" exekutierten: man trank eine ausgezeichnete Tasse Kaffee mit Doppelschlag, aß dazu ein Stück Rosinenstolle — — — und auf einmal entstand eine Bewegung in der Nähe: eine ältere Frau hatte 1,25 Meter Crêpe de Chine im Werte von 3,13 Reichsmark gekauft und schritt zur Kasse 74. Sie bezahlte, bekam auf ihre vier Mark abgezählte siebenundachtzig Pfennige zurück, und dann fragte die Dame an der Kasse: „Und welchen Wunsch darf ich gnädiger Frau erfüllen?"

Die Käuferin errötete ein bißchen — sie war augenscheinlich nicht gewöhnt, mit „gnädige Frau" angeredet zu werden — dann lächelte sie verschämt und sagte schüchtern: „Wenn ich bitten dürfte: einen flüsternden Ullbachschnitt, bitte."

„Sehr wohl."

Eine Minute später war der Ullbachschnitt zur Stelle, und die Käuferin ging beglückt zum Fahrstuhl. Man sah ihr nach. Sollte man . . .? Man würde ja sehen. Und allmählich kam das Dreimark- und Wunschgeschäft in Schwung; an den Kassen bildeten sich Menschenschlangen . . .

III

Da die Sache überall ähnlich verlief, können wir uns darauf beschränken, die Vorgänge an der oben erwähnten Kasse Nummer 74 zu schildern, wie sie sich in der nächsten Stunde abspielten.

Die Leute wünschten und erhielten: Füllbleistifte, Taschenmesser, Briefpapier, Hosenträger, Nudelrollen, Ölsardinen, Taschenlampenbatterien, Manicurebestecks; ein Witzbold erbat eine Rolle Klosettpapier und eine Bartbinde, nahm aber, als ihm von der Kassiererin und den Umstehenden vorgehalten wurde, daß nur ein Wunsch frei sei, von der Bartbinde Abstand. Als ein älterer Herr statt eines materiellen Geschenkes einen Kuß von der hübschen Kassiererin erbeten und erhalten hatte, setzte etwa zehn Minuten lang ein Ansturm kußlustiger Männlichkeit auf das weibliche Personal ein; für Zuschauer wie für unmittelbar Beteiligte ein erheiterndes Spiel.

Plötzlich aber stand ein Mensch vor der Kasse und sagte auf die stereotype Frage „Welchen Wunsch darf ich dem Herrn erfüllen?" ganz einfach: „Ein Auto."

Den Leuten in der Nähe gefror das Herz. Um Gottes willen! Ein Verrückter! Und sie wichen ein paar Schritte zurück. Nur die Kassiererin blieb ruhig. „Sehr wohl. Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, sich mit diesem Gutschein ins Erdgeschoß, Abteilung Kraftfahrzeuge, zu bemühen!"

Alles stürzte dem Mann nach, der gleichmütig zum Lift ging, ins Erdgeschoß hinunterfuhr und zehn Minuten darauf in einer siebensitzigen Innensteuerlimousine das Welt-Kaufhaus verließ. War das möglich? Aber man hatte ja mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört, wie er diesen Wagen auswählte! Da gab es keinen Zweifel!

Nun riß die Kette der Wagen nicht mehr ab, die auf den Nikolsplatz hinausrollten und in dem Gewirr der umliegenden Straßen lebensgefährliche Stockungen verursachten. Gleichzeitig drängten ungeheure Menschenmassen nach dem Welt-Kaufhaus, das vorübergehend sogar polizeilich abgesperrt werden mußte; in den siebzehn Stockwerken tobten entfesselte Wunschleidenschaften. Frauen wünschten Perlenhalsbänder, Zobelpelze, unfehlbare Liebestränke, Luxuswagen, Kinder, keine Kinder; Männer wünschten treue Gattinnen, bezaubernd schöne Mätressen; Beamte den Tod ihrer Vordermänner; Professoren Hochhaltung des humanistischen Bildungsideals; Generäle Waffen und einen frischfröhlichen Krieg; Minister das ewige Leben; Redner einen in den Kehlkopf eingebauten Lautsprecher; Monarchisten das Kaiserreich; Kommunisten die Diktatur des Proletariats; Ärzte eine Epidemie . . .

Alle Wünsche wurden erfüllt. Eine ungeheure Glückswoge rollte über die Stadt und vernichtete alles Lebendige.

Am Abend mußte das Welt-Kaufhaus wegen Gefährdung der öffentlichen Sicherheit geschlossen werden; die Inhaber wurden in das Polizeigefängnis eingeliefert und werden sich wegen Aufruhrs zu verantworten haben. h. s.

Sein letzter Wille

(A. Kubin)



Sterben und sterben lassen

Von der Kanalbrücke war ein Mann in das Wasser gesprungen. Sofort sammelte sich eine Menschenmenge, gestikulierte und erwog Rettungsmaßnahmen. Schließlich durchbrach ein junger Mensch den Kreis, warf seine Jacke ab und sprang dem Selbstmörder nach. Er erreichte ihn, gerade als jener — schon bewußtlos — noch einmal auftauchte, und brachte ihn an Land. Hier kam der aus dem Wasser gezogene Mann wieder zu sich. Die Menge umstand die beiden triefenden Gestalten. Gleich würde ein Auto kommen und sie fortbringen. Inzwischen trat ein älterer wertvoller Herr an den Retter heran. „Brav, junger Freund, sehr brav; ich werde dafür sorgen, daß Sie die Rettungsmedaille bekommen."

„Die besitze ich schon", sagte der junge Mann.

„Nun, dann wird Ihnen der Staat ein Geldgeschenk überweisen."

„O danke, ich bin pekuniär gesichert."

„So, — nun dann . . .", der alte Herr zögerte, welche Steigerung konnte er noch bringen? Da drängte sich der Gerettete zwischen die beiden, und ehe jemand es hätte hindern können, hatte er seinem Retter die geballte Faust mitten in das Gesicht geschlagen. Dann — das geschah alles in der Sekunde der Erstarrung — schwang er sich nochmals über das Brückengeländer.

Diesmal sprang ihm niemand wieder nach. Sie hatten wohl alle begriffen.

Frank F. Braun

Salvator.

War im März gen Judica
Wiederum der Frühling nah,
Kam zu ehren alte Sitten,
Der Herr Kurfürst selbst geritten
Auf die Neudeck ob der Au
Zum Paulaner-Klosterbau.
Dort empfing den Landesvater
Barnabas, der Bräuhausfrater,
Jhm beglückt und freudeglänzend
Einen Humpen Bier kredenzend,
Mit dem Gruss – der bis zur Stunde
Sich erhielt im Volkesmunde:–
„Salve pater patriae!
Bibas, princeps optime!"

Der **Salvatorversand** *im Faß und in Flaschen nach außerhalb Bayern beginnt Anfang* **Dezember.** *Ab 24. Dezember ist der Salvator außerhalb Bayern überall im Ausschank.*

Wir unterhalten Niederlagen fast in allen Städten des In- und Auslandes. Bestellungen auf dieses weltberühmte Bier bitten wir, wenn möglich, an diese zu richten.

Der Versand des Salvatorbieres an die bayerische Kundschaft beginnt Ende **Februar 1930.**

Der Ausschank des Salvatorbieres in München findet, wie alle Jahre, im **März** *um Josefi statt.*

Um vor Nachahmungen sicher zu sein, achte man auf die nebenstehende Schutzmarke, die auf jedem Fass und jeder Flasche angebracht ist.



Gegr. 1651

A. G. Paulanerbräu Salvatorbrauerei
und Thomasbräu München.

Wünsche

Was wir in kläglicher Naivität
Uns wünschen, das greift unverschämt
zurück,
Und kommt zu spät.

Wer erntet jemals wohl ein Glück,
Das er nur fett gedüngt, doch nie gesät.

Es treiben hohle Wünsche leeres Spiel.
Es finden dumme Wünsche dummes Ziel.
Es wünscht sich Müdigkeit ins Ungefähre:
„Ach wenn es doch nun bald zu Ende wäre."
Und Rührendes, was niemals ausge-
sprochen,
Vermodert unerkannt in Fleisch und
Knochen.

Jetzt — (da ein Abendessen sich vollzieht) —
Wünsch ich den andern „guten Appetit"!

Joachim Ringelnatz

Der Wunsch des österreichischen Menschen

Der österreichische Mensch saß in seiner hochgelegenen, immerhin noch reinlichen Zelle, bemüht, das Wort „Kultur" in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. An seinem Steiß ergötzten sich die Blutegel der Steuer. Drunten in den Schächten der Gassen kämpften die roten und schwarzen Teufel wild um die Seele des Staates, die nur deshalb nicht gen Himmel fahren konnte, weil sie nicht wußte, bei welchem Loch heraus. Auf dem Tisch lag sein Abendbrot in Form der österreichischen Knackwurst, die ob ihrer Fleischlosigkeit auch Vegetarianern erlaubt ist.
Da trat der österreichische Weihnachtsengel ein und sagte: „No, was wintschertens Ihnen denn halt?"
Der österreichische Mensch legte den Griffel fort und antwortete: „Für mich wünsche ich nichts. Aber im Interesse der Allgemeinheit — genau betrachtet aber mehr aus Neugierde — wünsche ich, daß jedem, der wissentlich zum Schaden der andern wirkt, vom Knackwurstverfälscher bis zum mehr oder weniger leitenden Staatsmann, jedem, der seinen Wanst zum fremden Nachteil anschoppt, jedem, der Haß säet, um Geld zu ernten, daß jedem dieser Mitbürger, so wünsche ich, die Nase unaufhaltsam wachse und sich verlängere nach dem Maße seiner Bosheit. Sonst nichts."
„Dein Wunsch wird erfüllt werden", sprach der Engel und verschwand.
Und nun, o Mensch, hub an ein Wachstum, nicht geringer als in den ersten Schöpfungstagen. Gewaltig vermehrte sich das Volk, nicht an Zahl, doch an Masse. Es verödeten die Straßen und Plätze, die Gärten und Rednertribünen, leer gähnten die Stätten des Vergnügens, ja selbst die des Lasters und der Politik. Kleine Krämer schoben ihre Nasen in Karren vor sich her, Bankdirektoren bedurften eines zweiten, vorausfahrenden Autos. Hohe und höchste Persönlichkeiten konnten sich nur mehr in Bahnhofshallen bewegen, ein großer Politiker füllte sogar den Arlbergtunnel und bedrohte die Schweiz. Unendlich wenigen war es noch möglich, ihre Nase selbst zu schneuzen. Gasmasken wurden nötiger als Hüte. Ein Prälat mit natürlicher Krümmung der Nase konnte nun mit ihr Rhönrad fahren. Ein ehemaliger Finanzminister, der es meisterhaft verstanden hatte, den Nachteil des Staates mit dem Vorteil einer Großbank zu vereinigen, wurde, als er schlief, mit dem Stefansturm verwechselt. Die Nase des Bankpräsidenten wurde größer als seine Großbank vor dem Krach.
Auf den Universitäten wurden die völkischen Mannen für Juden gehalten. Es brachen Unruhen aus. Da die Parteien sich auf Nasenlänge gegenüberstanden, waren sie sich ferner denn je. Die Verfassung mußte geändert werden. Die Nasen wuchsen weiter und mit ihnen die Verwirrung.
Es gab nur eine Rettung: Anschluß an Deutschland. Oder wenigstens an Berlin, wo gleichfalls schon manche Nasen über den Rand der kostbaren Pelze hinauszuwachsen beginnen.

Bruno Wolfgang

Flucht nach Ägypten

Überall erschallt das fromme Lied
Vom Zimmermann, der Palästina mied.
Auf Bildern folgt er gehend,
Dienstbeflissen Spuren
Eines Eselchens,
Das eine Mutter und ihr Kind ertrug,
Während rings anbetend Engel niederfuhren.

Wer Ostens Menschen weiß
Und riecht, wie sich Kamelmist
In Wunderweihrauch der Legenden wandelt,
Sieht Staubgestalten anders walten.
Denn der schwere Jussuf ritt den wunden Esel,
Die Ehesklavin Mirjam folgt
Im Wüstensande wankend,
Den andern Wandermännern schwarzverschleiert.

Säugling auf ihrem müdgebeugten Buckel
Schläft in eine Zukunft,
Wo ihn, aussätziger Bettler Hirten,
Sterngelehrig Ochs und Esel
Und, gesalbt mit allen Salben,
Könige grüßen.

Albert Ehrenstein

Schöne Bescherung

Die Wiener Steuerämter sind schon längst darauf gekommen, daß sich der Heilige Abend für Steuereintreibungen besonders eignet. Denn an diesem Abend findet man in den Wohnungen der säumigen Zahler oft ungeahnte Schätze.
So geschah es auch dem bedauernswerten Kaufmann Adolf Schuhberger, daß ein Exekutionsbeamter in das festlich geschmückte Wohnzimmer stürmte, während die Familie eben mit dem Anzünden der Christbaumkerzen beschäftigt war.
Die Verzweiflung des Kaufmanns war groß, die ganze Weihe des Augenblicks schien gefährdet. Aber — er hatte nicht mit dem wahrhaft goldenen Herzen gerechnet, über das in Wien sogar ein Exekutionsbeamter verfügt.
Der brave Mann störte nämlich das Fest keineswegs. Im Gegenteil — entblößten Hauptes begann er selbst das trauliche Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ zu intonieren und sang Strophe für Strophe, bis daß der letzte Ton verklungen war.
Dann erst klebte er das Siegel auf Christbaum, Weihnachtsschinken und Geschenke, und entfernte sich mit einem freundlichen: „Gute Nacht!“

Lieber Simplicissimus!

Ein Bankgeschäft versandte in diesen Tagen ein Reklameschreiben, das neben einer eindrucksvollen Illustration unter anderem folgende schönen Sätze enthielt: Wozu unnötige Ausgaben zum Fest? Verschenkt Sparbücher; ihr hoher, erzieherischer Wert liegt auf der Hand.
Jeder Angestellte der Bank hatte schon vor Wochen den Segen dieser Einrichtung verspürt. Es war ihnen allen ein Sparbuch mit Einlage überreicht worden, und um das Praktische mit dem Zeitgemäßen zu verbinden, war einigen der — blaue Brief beigelegt worden.

•

Weihnachtsabend im Gängeviertel. Nachdem die Frau den kleinen Baum aufgeputzt, nimmt sie die Kinder, deren Augen vor Erwartung glänzen, bei der Hand: „So, nu wolln wa erst mal den Ollen suchen gehn. Aber dat a nich heult in de Kneipe, sonst jeht er jar nicht erst mit!“

Strich-Lotte spricht

Schon imma hab' ick det so jemacht:
Am Weihnachtsabend wird uff die Nacht
so janz wat Vahungertes mitjebracht.

So Eena, der keen Zuhause hat,
valassen und fremd in der großen Stadt,
den jreif ick mir uff und den mach' ick satt.

Ick weeß, die Kollejinnen aus'm Café,
die lachen mir aus, und ick hätt' ja 'nen Dreh. —
Der Blonde vom Vorjahr stand schon vor der Spree . . .

Lene Voigt

Kinder

1927 hat Willy einen kleinen Pferdeschuppen zu Weihnachten bekommen.
1928 hat Willy denselben Pferdeschuppen noch einmal zu Weihnachten bekommen, frisch angepinselt, in der Hoffnung, daß er es nicht bemerken würde.
In diesem Jahr denselben Pferdestall, frisch angestrichen, in der Hoffnung usw.
Willy sieht sich das Ding mit merkwürdig großen Augen an.
Dann äußert er: „Wenn ihr ihn mir mal wieder schenkt, arbeitet ihn wenigstens auf Autogarage um.“

•

„Wen liebst du mehr“, wird Fritz gefragt, „deinen Papa oder deine Mama?“
Fritz zieht die Stirn in ernste Denkerfalten und antwortet: „Frag mich nach Weihnachten noch mal, Onkel.“

•

„Nun, Richard, was wünschst du dir denn zu Weihnachten?“ fragt die Mama. Richard sagt unverzüglich, was er sich schenken lassen möchte: „'n kleenen Kintoppapparat und 'nen Aufklärungsfilm dazu . . .“

Bei Diogenes

„Verehrter Eremit, nun zieh' bloß keinen Flunsch!
Laß von der Selbstbeschau und äuß're einen Wunsch!"

... Da kroch aus seinem Faß der tugendreiche Mann
und kratzte sich den Kopf und blinzelte mich an.

Er sprach nicht einen Ton. Er glotzte lang und stad.
Hernach so dreht' er sich um hundertachtzig Grad.

Um neunzig Grad sodann bog er die Wirbelsaul'
und hielt, wie schon zuvor, unausgesetzt das Maul.

Hob stumm nur das Gewand und ließ mich etwas sehn,
was sich nicht sagen läßt ... Wie soll ich das verstehn?

Ratatöskr

Gerechtigkeit um die Weihnachtszeit

Von Leo Korten

Alljährlich, wenn es ernstlich kalt zu werden begann, fing auch Sebastian Schütz an, sich nach Ruhe, Ordnung und Häuslichkeit zu sehnen. Zwar war er wegen Landstreicherei aus Niederösterreich abgeschafft; doch er wunderte sich gar nicht über die sonderbare Weltordnung, kraft derer ihm mitten im verbotenen Gebiete die sicherste Zufluchtsstätte vorbestimmt erschien. So sah man alljährlich bei Kälteeinbruch eine zerlumpte Gestalt mit unendlich heiterem und gutmütigem Gesichtsausdruck durch die Straßen von Floridsdorf scheinbar ganz ziellos wandern. In Wirklichkeit aber strebte Herr Sebastian Schütz einem ganz bestimmten Ziele zu ...

Floridsdorf war damals noch eine selbständige Ortsgemeinde, und jeder von den Polizisten, nach denen Schütz eifrige Umschau hielt, kannte den alljährlich wiederkehrenden Mann nur von der besten Seite. So vollzog sich seine Verhaftung stets wie ein freudiges Wiedersehen. Denn auch im Bezirksgerichte von Floridsdorf war Schütz bekannt und beliebt, und man wußte wohl, daß im Gerichtsgebäude nie bessere Ordnung herrschte als dann, wenn Sebastian Schütz in seinen Mauern zu Gaste weilte. Grinsend wurde er jedesmal dem alten Landesgerichtsrat vorgeführt, der über den treuen Helfer, der sich reinen Herzens der strafenden Gerechtigkeit darbot, die gewohnte dreimonatige Arreststrafe verhängte, und der Gefangenhausaufseher atmete erleichtert auf, da ihm wiederum die wertvolle Arbeitskraft des Sebastian Schütz gesichert war. Das Essen war gar nicht schlecht, die Zelle warm, und ein Zigarettenstummel fand sich für ihn immer wieder in den Verhandlungszimmern oder auf den Korridoren, die seiner Pflege anvertraut waren. Kein Wunder, daß der sonst so arg vom Leben gehetzte Sebastian Schütz sich hier erholte und in der geregelten und fast liebgewordenen Arbeit die heimlichst tief ersehnte Ordnung und Ruhe fand.

Aber für den Sebastian Schütz und seinesgleichen hat die staatliche Ordnung Ruhe und Geborgenheit auf die Dauer nicht vorgesehen. Jahre vergingen im gewohnten Ablauf. Alljährlich wurde Sebastian Schütz wegen verbotener Rückkehr verhaftet und bestraft, und dem vom Leben arg Gehetzten öffnete sich die gastliche Zufluchtsstätte des Bezirksgerichtes.

Plötzlich änderte sich Altgewohntes. Floridsdorf hörte auf, eine selbständige Ortsgemeinde zu sein und wurde als 21. Bezirk dem aufstrebenden Wien angegliedert. In seinen Straßen mußten die im Dienste ergrauten Gemeindepolizisten den pickelhaubenbekleideten Wachmännern der Wiener Polizeidirektion weichen.

So schlenderte eines Tages Herr Schütz über den Floridsdorfer Spitz und fand niemanden, der ihn erkannt und verhaftet hätte. An der Ecke stand beschaulich ein Wachmann und achtete auf den alten Landstreicher nicht. Schütz, an einem Trödlerladen vorbeikommend, packte eine abgetragene Hose, legte sie fein säuberlich auf die rechte Schulter und lief im müden Trab, der ein schlechtes Gewissen vortäuschen sollte, an dem Wachmann vorbei. Der aber schien anderen Dienstesaufgaben zu obliegen. Keine Hand legte sich auf seine Schulter, keine Stimme wollte die erlösenden Worte "Sie sind verhaftet" sprechen ... Da ging Schütz traurig und an der Weltordnung verzweifelnd zu seinem Trödler zurück und legte die Hose ordentlich auf ihren alten Platz. Schon glaubte er die kalte Nacht unter der Brücke verbringen zu müssen, als sich Erlösung in der Gestalt eines pensionierten Ortspolizisten nahte und Herr Schütz endlich verhaftet wurde.

Aber auch im Bezirksgerichte hatte die Zeit Wandel geschaffen. An der Stelle des freundlichen Landesgerichtsrates saß ein junger Strafrichter. Der kannte Herrn Schütz nicht, sondern studierte nur eifrig seinen Akt. Was nützte es, daß der alte Gefangenhausaufseher ihm zuflüsterte: „Dös is der Schütz, unser bester Arbeiter, der kriegt immer seine drei Monat", was nützte es, daß Sebastian Schütz selbst die Aufklärung des Ahnungslosen in die Hand nahm? Der junge Richter war milde gestimmt; er glaubte auch noch, durch Strafen bessern zu können, wollte dem zum zehnten Male der verbotenen Rückkehr Schuldigen die Möglichkeit, nährende Arbeit zu finden — Weihnachten stand vor der Türe! — nicht verkümmern, kurz und gut, er verhängte über den Sebastian Schütz die milde Strafe von acht Tagen Arrest, verschärft durch ein hartes Lager. Als Sebastian Schütz gegen die Strafe zu berufen erklärte, weil a Woch'n z'wenig is, wurde ihm geziemend die Belehrung zuteil, daß ihm ein Rechtsmittel wegen zu geringer Bestrafung nicht zustehe.

So wurde denn Sebastian Schütz endgültig aus der Bahn der Ruhe und Ordnung geworfen. Wie Meister Anton verstand er die Welt nicht mehr. „In dem Floridsdorf is ka Sicherheit mehr und ka Gerechtigkeit nicht", sagte er zu seinem alten Freund, dem Gefangenhausaufseher, der ihm beipflichten mußte. Die ungewohnte Freiheit bekam Herrn Schütz ganz und gar nicht. Die Straßen waren des strengen Frostes wegen fast menschenleer, und die wenigen Passanten eilten mit aufgeschlagenen Rockkragen ihrer Behausung zu. Sebastian Schütz hatte keine Behausung. Das Bezirksgericht hatte sich vor ihm abgeschlossen.

Am zweiten Weihnachtstage gegen Morgen fanden Spaziergänger unter der Floridsdorfer Brücke einen in eine Pferdedecke eingehüllten alten Mann — erfroren. Es waren seit Jahren die kältesten Weihnachten.

Der steinalte Landesgerichtsrat, ein gütiger und weltkluger Mann, verhehlte nicht seine Erbitterung, wenn er die Geschichte des Herrn Schütz erzählte. Mit einem grimmigen Lächeln, das vielleicht aufsteigende Tränen zu verbergen bestimmt war, setzte er hinzu, wenn er des Richters gedachte, der seinen Schützling zu acht Tagen Arrest verurteilt hatte: „Bessern hat er ihn wollen, den Herrn Schütz. Wegen fahrlässiger Tötung sollt' man ihn anzeigen, den jungen Herrn Kollegen ..."

Berolina nach den Wahlen

(Zeichnung von E. Schilling)

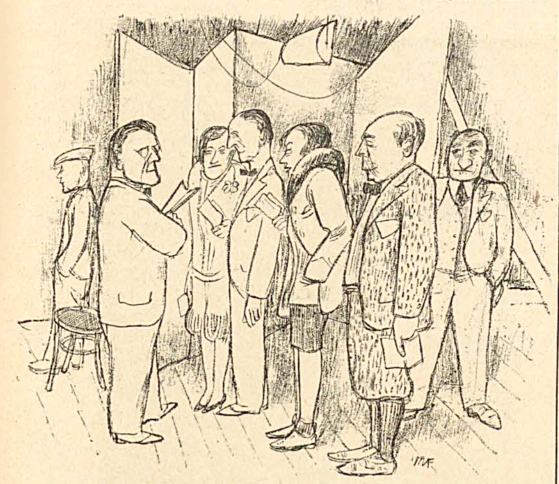


Seht mir doch mein süßes Kind! / Fetter als ein fettes Schneckchen, / Süßer als ein Zuckerweckchen!
Leutchen, habt ihr auch so eins? / Leutchen, nein, ihr habet keins!

(G. A. Bürger)

Statisten

(Zeichnung von M. Frischmann)



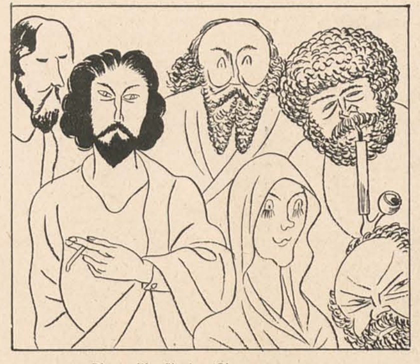
„Gericke, für Sie habe ich übrigens noch ein Privatengagement — Generaldirektor Levi sucht für seine Kinder einen begabten Weihnachtsmann.“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

München 1930

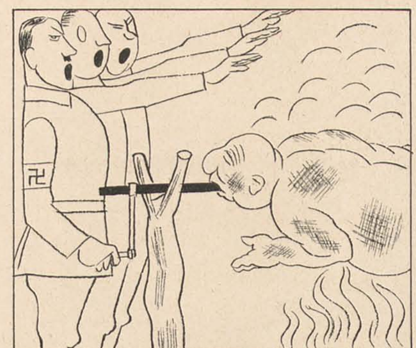
Was ihr wollt! Wie es euch gefällt! Hereinspaziert!

(Zeichnungen von E. Schilling)



Die weltberühmten Oberammergauer.

Handgemalte Bilder in Öl.



Juden am Spieß.



Richard Wagners Germanenmusik.



Max Reinhardt persönlich.



Ein Königstraum.

Schon damals in Bethlehem —

(Zeichnung von Wilhelm Schulz)



„Leichtsinniges Pack! Heiraten, Kinder kriegen und kein Geld zum Übernachten — schert euch zum Teufel!"

Stuttgart, 16. Dezember 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 38

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Stille Nacht, heilige Nacht — —

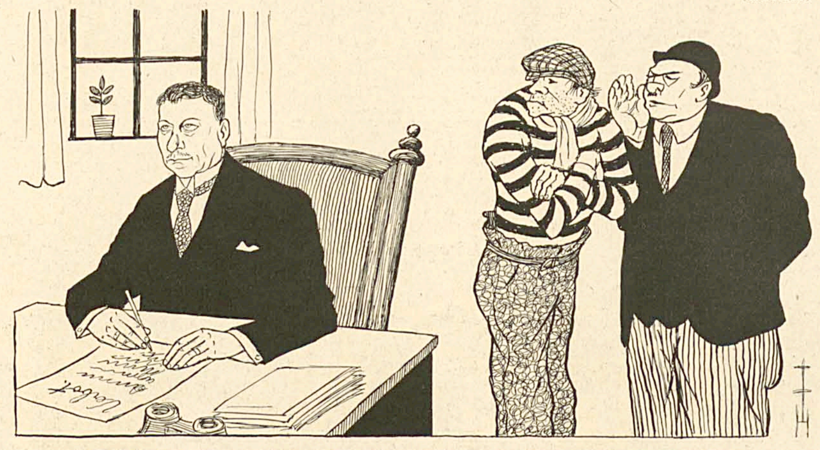
(Wilhelm Schulz)



„O welche Pracht — da bin ich wirklich überflüssig!“

Bruckners „Verbrecher" in München verboten

(Th. Th. Heine)



„I sag' dir, Schorsche, der Minister hat recht: d' Justiz muaß scho' a Theater für sich blei'm!"

Schwabinger Herrschaftsweihnachten

Um endlich einmal einem uralten Vorurteil entgegenzutreten und weil im feindlichen Ausland andauernd behauptet wird, Schwabing bestehe bloß aus Malerateliers, Versatzämtern und mehrschläfrigen Divans, — möchte ich hier gleich eingangs feststellen, daß es da auch richtiggehende Herrschaftshäuser gibt. Jawohl! Mit Vakuum und Extraaufgang für Minderbemittelte und feine Leute, die ihre Steuern zahlen und das Klosett im Badezimmer haben!

In so einem Herrschaftshaus war ich für den Weihnachtsabend eingeladen. Das heißt, was man so eingeladen nennt, war ich eigentlich nicht. Aber ein Freund, der schon seit Dezennien in Schwabing lebt, versicherte mir, das sei total überflüssig. Wenn man gerade nichts Besseres vorhat, läutet man nachts an irgendeiner Hausklingel und mischt sich unter die Familie.

Es fällt bestimmt keinem auf . . .

Ich kam ein wenig verspätet. Die Feier war bereits in vollem Gang. Ein gepflegtes Dienstmädchen öffnete mir und schob mich in irgendeine Tür, aus der mir ein infernalisches Rot entgegenbrü'llte. Die Wände, der Plafond, alles war mit rotem Stanniol ausgepflastert. Der Fußboden mit Krapplack tätowiert. Von der Zimmerdecke baumelten Riesenlampions und degenerierte Papierschmetterlinge. Überall sprangen einen verdächtige Silhouetten aus Goldpappe an — ich getraute mich gar nicht hinzuschauen! Erst später erfuhr ich, daß es gar nichts Unanständiges war, sondern bloß die Flucht aus Ägypten — auf Neoimpressionistisch . . .!

In einem Winkel kauerte verschreckt ein rachitisches Christbäumchen. Irgend jemand hatte total vergessen, die vier Kerzchen anzuzünden . . .

Es waren etwa dreißig Leute da. Der Hauptverkehr ballte sich um eine Dame mit Monokel und gelbem Schnittlauchkopf, dem man ansah, daß er so ziemlich alle Farbnüancen und Bubischnitte standhaft überdauert hatte. Sie hatte eine blendende Figur und schien mit allen Herren ziemlich gleichmäßig befreundet zu sein. Denn sie schenkte jedem eine kunstseidene Krawatte und einen flotten Akt von sich in Rötel mit der Einheitswidmung: „Zum Gedenken an schöne Stunden. Deine treue Jo!"

Es war die Dame des Hauses . . .

Wegen der Aktporträts brach unter den Herren eine Meinungsverschiedenheit aus. Einige behaupteten, Frau Jo habe in Wirklichkeit bedeutend längere Oberschenkel — Gott sei Dank! —, und mit den „Verhältnissen" sei auch nicht alles in Ordnung. Und sie wandten sich entrüstet an einen kleinen, saloppen Herren mit dicken Brillantringen und wollten absolut seine Meinung hören. Aber der Herr meinte ziemlich betreten, er könne da leider nicht mitreden, er sei nicht mehr auf dem laufenden. Aber die Gesichtszüge fände er doch recht ähnlich.

Es war der Herr des Hauses.

Effy, die Haustochter, ein bildhübscher Fratz von Sechzehn mit Lululächeln und sturmfreien Röcken, knutschte sich im Hintergrund mit einem mageren Jüngling, der sich erst im Laufe des Abends als Dame herausstellte.

Eine halbe Stunde später war alles verkleidet. Einige legten zu diesem Zweck bloß ein paar überflüssige Kleidungsstücke ab. Andere ergänzten das schon Vorhandene wirksam und originell durch Divandecken, Lampenschirme und andere Einrichtungsgegenstände. Frau Jo hatte ein Kostüm gewählt, das den Freunden des Hauses ausgiebig Gelegenheit bot, die kleine Unstimmigkeit von vorhin durch gemeinsame Inaugenscheinnahme ins reine zu bringen. Wonach die etwas getrübte Feierstimmung bald wiederhergestellt war. Jeder bot sein Bestes, um zum Gelingen des Abends beizutragen. Ein junger Mann in einem giftgrünen Seidenpyjama der Hausfrau jonglierte wahrhaft rastellisch mit Anisplätzchen und italienischem Salat und gurgelte dabei mit Whisky. Er hatte rauschenden Applaus. Das Grammophon spielte inzwischen bis zur Erschöpfung „Stille Nacht . . ."

Ganz spät noch schrillte die Hausglocke, und ein Mensch mit aufgestelltem Rockkragen kam hereingestürmt. Er sagte, er sei furchtbar eilig, und er wolle nur ganz schnell mal sein Drama vorlesen. Er schien keinen besonderen Wert darauf zu legen, daß jemand zuhörte, denn die meisten tanzten dabei ungeniert weiter oder waren sonst intensiv miteinander beschäftigt. Als er zu Ende war, sagte er mit starker Überzeugung: „Wuchtig — was?" Und knöpfte im Hinauseilen eine Flasche Cordial Médoc unter den Mantel. Niemand wunderte sich . . .

Gegen zwei entschloß sich Fräulein Effy spontan zu einer improvisierten Darbietung. Mit erstaunlichem Instinkt für unmittelbare Wirkung entkleidete sie sich bis auf ein paar exotische Armreifen und tanzte einen Salometanz. Sie mußte ihn dreimal wiederholen. Frau Jo lächelte in mütterlicher Verklärung . . .

Abseits in einer Ecke war der Hausherr damit beschäftigt, mit seinem neuen Luftgewehr von dem vermickerten Bäumchen die Kerzen herunterzuschießen. Alle vier nacheinander . . .

Ich bahnte mir mit einiger Hast einen Weg zur Tür. Aber der Gastgeber hielt mich bestürzt am Rockärmel fest. Ob ich mich denn nicht unterhalten hätte, weil ich so früh schon . . .?

„O doch, famos", beschwichtigte ich ihn. „Aber wissen Sie, ich wollte eigentlich schon zum Heiligen Abend kommen. Und muß mich im Datum vertan haben. Und jetzt fällt mir eben siedendheiß ein, daß ich ja zum — Faschingsdienstag ganz wo anders eingeladen bin . . .!"

Caren

Weihnachten in Togo

Der Negerhäuptling Wantu Wantu in Togo war zum Christentum übergetreten. Um ihm den Wert seines Übertritts begreiflicher zu machen, benutzte der deutsche Missionar Petersen das Weihnachtsfest.
Am 25. Dezember begab er sich zu dem Herrscher, holte eine fünfzehn Meter lange Kette aus Glasperlen hervor und wickelte sie Wantu Wantu um den Hals.
„Was verschafft mir die Ehre dieses Geschenkes?" fragte der Neger erstaunt.
„Sollten Eure erhabene Majestät das heilige Christfest übersehen haben?" erkundigte sich Petersen.
„Ach richtig! Natürlich!" rief Wantu Wantu, „das hatte ich ja ganz vergessen. Besten Dank für die Kette. Ist ja wundervoll!"
Petersen verabschiedete sich, und unterwegs schon holte ihn der Bote des Königs Wantu Wantu ein, der das Gegengeschenk, ein Ziegenpaar, überbrachte.
„Dies sendet dir mein Herr Wantu Wantu", sagte der Bote, „und bittet, es anzunehmen. Die Kette gefällt ihm sehr gut. Er hat sie sich viermal um den Bauch gewickelt. Jetzt tanzt er in seinem Zelte vor Freude umher. Und dann läßt dir Wantu Wantu, mein Herr, ausrichten, er feire das Christfest von nun an jeden Donnerstag . . ."

K. M.

Lieber Simplicissimus!

Ich schlendere durch die Budenreihen des Weihnachtsmarktes. An der Schießbude bleibe ich stehen und wechsle mit dem hübschen „Schützenliesl" einige Worte. Das paßt aber scheinbar dem Besitzer nicht: „Wolln Se schießen oder nicht, Herr? Mal keene Korrupschon hier!"

•

Ich frage den Orje, ob er ein gutes Weihnachtsfest gefeiert hat. „Nee", sagt Orje, „noch nicht. Wir feiern nämlich immer ne Woche später, weil wir von Müllers den abgelegten Baum kriegen — — —"

Clemenceau †

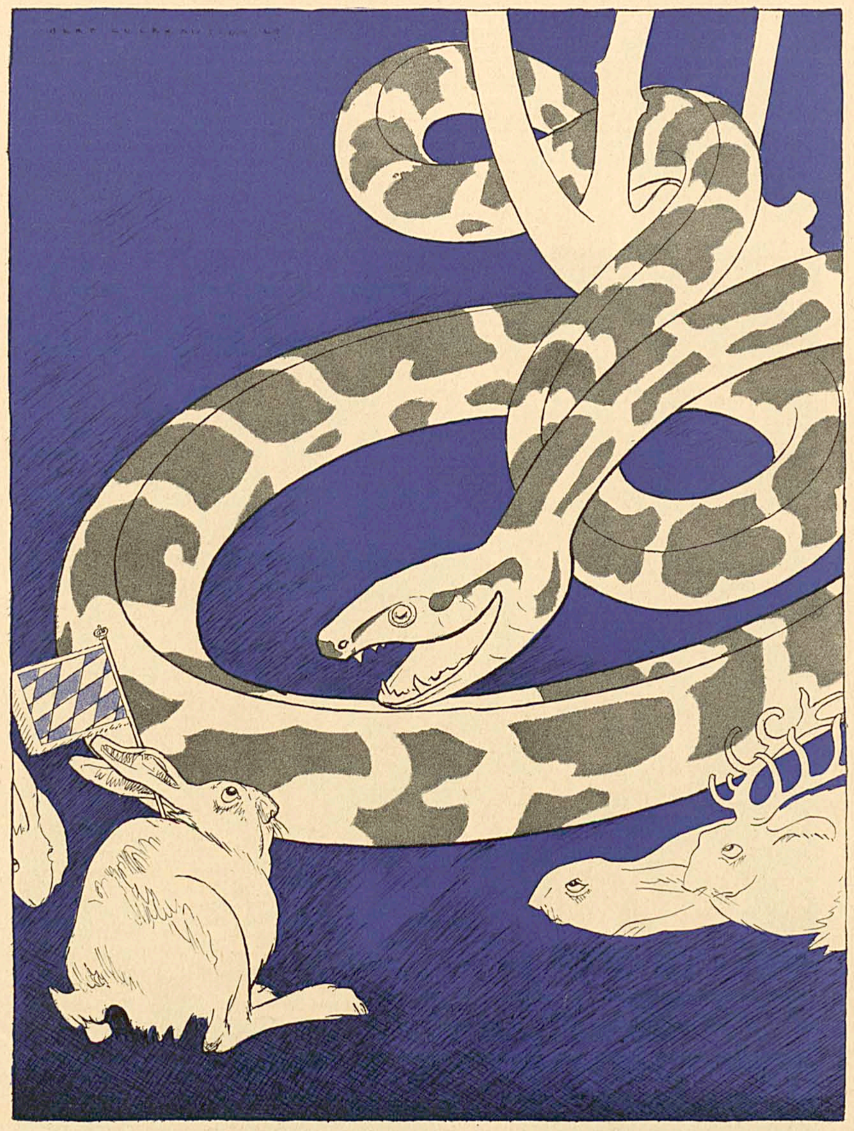
(E. Schilling)



„Millionen unbekannter Soldaten brauchtest du, um deinen Namen so groß zu machen!"

Berliner Zoo

(O. Gulbransson)



„Da kann man nichts machen — Zentralisation ist einmal der Zug der Zeit!"

Der Affe Josias Duderlein

Von Martin Proskauer

Das Wesen des Porzellanmalers Josias Duderlein war schon immer merkwürdig gewesen. Er saß in der Handmalereiabteilung der großen Porzellanfabrik, wo er die Künstlermuster zu kopieren hatte. Das machte er so geschickt, daß ihn die Fabrikleitung hoch schätzte und weit über Tarif bezahlte. Josias Duderlein steckte jede Woche sein schönes Geld ein und fuhr in die Kolonie im Osten, wo er ein kleines Haus besaß. Im Maleratelier sprach er nur das Notwendigste; die Arbeitskollegen hatten längst aufgehört, über den kleinen dürren Mann ihre Witze zu machen, sie ließen ihn in Ruhe und übergingen ihn, wenn sie die Blechbüchse mit Schnupftabak herumreichten. Duderlein saß an seinem Tisch, malte seine Vorlagen ab und stand nur auf, um zum Brennofen zu gehen.

Er hatte einen merkwürdigen Gang, gebeugte Schultern und lange Schlenkerarme, kurze, etwas krumme Beine und einen schaukelnden, trappelnden und doch schnellen Schritt, bei dem er die Stiefelspitzen komisch nach oben bog.

In seinem Häuschen lebte Josias Duderlein ganz für sich; er las viel in dicken naturwissenschaftlichen Büchern und arbeitete bis in die Nacht in seinem Garten. Hier hatte jede Pflanze ihr sauber geharktes Beetchen, in dem kein Stein lag; und vor jeder Rabatte, vor jedem Pflanzenstengel lag wie eine Visitenkarte aus Porzellan schräg gestellt ein Täfelchen, das mit schwarzer Schrift den lateinischen und deutschen Namen angab. In der linken Ecke der Täfelchen hatte Duderlein in peinlichster Miniaturmalerei die Pflanze in natürlichen Farben abgemalt. Er machte das zum eigenen Vergnügen, denn niemals besuchte ihn jemand, nie sprach er freiwillig mit einem Nachbarn. Still und gebückt trabte er in seinem Bezirk umher, putzte und kratzte in seinem Garten und registrierte eines Tages sogar die Tiere, die sein Grundstück bewohnten. An dem Lindenbaum, in dem eine Amsel nistete, machte er ein sauberes Porzellanschild an „Turdus merula“, und er brachte in einem Holzkistchen ein Meerschweinchen mit, das unter der Verandatreppe Wohnung und Porzellanschild „Cavia cobaya“ bekam.

Da erhielt er von einem auswärtigen Gericht einen Brief, daß in dem Dorf Klein-Bröcklitz, zum Gerichtsbezirk gehörig, eine Frau Anna, verwitwete Glatzel, geborene Duderlein verstorben sei, die ihn, Herrn Josias Duderlein, als einzig lebenden Verwandten angegeben hätte; er möge zwecks Erklärung zur Erbschaft sich mit dem Gericht in Verbindung setzen.

Duderlein überlegte eine Weile, dann fragte er an, worin die Hinterlassenschaft bestände, und ob es denn die ganze Schererei lohne. Doch als er die Antwort erhielt, die verstorbene Glatzel, geborene Duderlein, sei als wandernde Schaustellerin im dortigen Bezirk umhergezogen und hätte, in Klein-Bröcklitz von tödlicher Krankheit überrascht, außer alten Kostümen einen ganz großen zahmen Affen hinterlassen, fuhr er sofort hin.

In einem leeren Zimmer des Gasthauses in Klein-Bröcklitz fand er eine Kiste mit alten schäbigen Flitterkostümen und Bühnenrequisiten und auf einem Holztisch sitzend einen großen langhaarigen Schimpansen. Dieser hob langsam den Kopf, als Josias Duderlein eintrat, beschnupperte ihn und legte ihm mit weicher Bewegung die schwarzen Arme um den Hals. Da mußte sich Josias, in den Knieen plötzlich ganz schwach werdend, auf den Tisch setzen und weinen. —

Er ordnete die Hinterlassenschaft der Witwe Glatzel, ließ ihr einen schönen Grabstein machen, nahm den Schimpansen und fuhr ab. Wie selbstverständlich hatte er auf dem Bahnhof von Klein-Bröcklitz zwei Fahrkarten Dritter gelöst und sofort Zank mit dem Bahnschaffner bekommen, der den Schimpansen im Personenabteil nicht dulden wollte. Josias sah seinen Affen ganz erstaunt an, nicht ins Abteil, ja wohin sollte er denn, etwa ins Hundeabteil, er denke gar nicht daran, sein „Bobbik“ sei doch kein Hund! —

Der kleine dürre Mann regte sich auf wie nie zuvor in seinem Leben; und als der Schaffner, um Ruhe zu haben, die beiden in einem ganz leeren Abteil untergebracht hatte, umarmte Josias seinen Affen und sagte leise: „Bobbik, mein Bobbik, nein, mein Bobbik ist kein Hund!“

In seinem Häuschen in der Kolonie richtete er dem Affen eine Ecke in seinem Wohnzimmer ein und konnte den Augenblick nicht erwarten, bis die Dampfpfeife der Porzellanfabrik Arbeitsschluß gellte und er nach Hause eilen konnte. Er deckte den Tisch sauber für zwei Personen, bediente Bobbik und sah beglückt, wie manierlich der Schimpanse mit Löffel und Gabel aß. Nach dem Essen ging er mit ihm im Garten auf und ab und plauderte mit dem Tier, das zufrieden vor sich hin plapperte.

Einmal kam ein Mann und sagte, er wäre Schausteller und hätte vom bedauerlichen Hinscheiden der werten Kollegin Witwe Glatzel gehört, und da er ihren Affen als besonders gut dressiertes Tier gekannt habe, wolle er nur fragen, was der Affe kosten solle.

Da lachte Josias Duderlein kurz auf, ein so komisches hustendes Bellen lachte er, daß der Schausteller verblüfft zur Seite sah, wo Bobbik artig am Fenster hockte; er hatte geglaubt, der Affe habe den Ton von sich gegeben. Aber Duderlein lachte wieder und warf dem Mann die Tür vor der Nase zu.

Fortan lebte er noch abgeschlossener; aber die Nachbarn waren auf das Treiben in dem kleinen Haus aufmerksam geworden. Beim Fleischer trafen sich die Frauen der Kolonie und erzählten, der alte Porzellanmaler sei immer schon komisch gewesen, aber jetzt sei er ganz verrückt geworden und lebte mit seinem gräßlichen großen Affen wie mit einem Menschen zusammen. Und Frau Werkmeister Flaske, die das Zweifamilienhaus gegenüber bewohnte, wußte zu berichten, daß abends, wenn es schon dunkel sei, sich leise die Haustür bei Duderlein öffne, der Affe herausgehüpft käme und mit Herrn Duderlein Fangen durch den Garten spiele, beide auf allen vieren immer rundum, und dann klettere der Affe auf den Baum, und Herr Duderlein folge ganz behende hinterher. Da schüttelten die Frauen die Köpfe und meinten, das sei eines Christenmenschen unwürdig und könnte ja wohl auch kein gutes Ende nehmen.

Frau Werkmeister Flaske hatte recht gesehen; auf dem Lindenbaum, aus dem die Amsel Turdus merula längst entflohen war, hockten in der warmen Abendluft Josias und Bobbik, hielten sich umschlungen und kraulten sich gegenseitig die Köpfe.

Eines Morgens begab sich ein großes Geschrei und ein lauter Aufruhr im Hause Duderlein. Der Gasmann war gekommen, um in der Ecke neben der Küche den Gasmesser abzulesen; Bobbik hatte eine Bewegung von ihm falsch verstanden und war auf ihn losgesprungen. Mit Mühe konnte der kräftige Mann sich des wütenden Tieres erwehren. Als er es endlich losgeworden war, lief der Beamte empört sofort zur Polizei; auf die Frage, wo denn der Besitzer des Affen gewesen sei, erzählte der Angefallene: „Der war ja dabei, der stand in der Küche und guckte zu. Aber denken Sie, der hätte mir geholfen, nein — der ist auf den Küchentisch gehopst, selber wie ein Affe, und hat sich halbtot gefreut!“

Die Gasgesellschaft zeigte Herrn Josias Duderlein an, und es kam zu einem Gerichtsverfahren, in dessen Verlauf der Beklagte aus verschiedenen Paragraphen zu insgesamt hundert Mark Geldstrafe oder fünf Tagen Haft verurteilt wurde.

(Schluß auf Seite 466)

(Schluß von Seite 465)

Duderlein verließ den Gerichtssaal empört, bezahlte die Strafe nicht und ließ auch alle Mahnungen unbeachtet. Als ein Gerichtsvollzieher kam, um ihn zur Haft abzuholen, war das Haus fest verschlossen.

An den kleinen Fenstern des Oberstocks tauchten abwechselnd zwei Köpfe auf, wild, ungekämmt und mit gefletschten Zähnen, die so geschwind auf und nieder sprangen, daß die Leute unten auf der Straße, die sich mittlerweile angesammelt hatten, zu raten anfingen, welches der Porzellanmaler und welches der Affe gewesen sei. Aber geöffnet wurde nicht, auch der Polizei nicht, die der Gerichtsbeamte zu Hilfe geholt hatte und die nun mit amtlicher Faust an die Tür pochte. An dieser war übrigens unter dem ovalen Schild „Josias Duderlein, Porzellanmaler" ein anderes Namensschild befestigt „Bobbik, Schimpanse (Simia Troglodytes)".

Plötzlich wurde ein Fenster des Oberstocks geöffnet, und vier haarige Arme schleuderten Bücher auf die Vertreter der staatlichen Macht, wobei ein Wachtmeister von der dicken ledergebundenen „Allgemeinen Einführung in die Zoologie" auf die Nase getroffen wurde, so daß sie heftig blutete. Der Polizist lief wütend davon und holte die Feuerwehr.

Diese kam mit Wasserschlauch und Leiter an, und als ein Feuerwehrmann vorsichtig in ein eingedrücktes Fenster des Oberstocks einstieg, fand er nur den ganz friedlichen und sichtlich durstigen Affen Bobbik vor; Josias Duderlein hielt sich versteckt oder war nach rückwärts unbemerkt entwichen. Man fand ihn nicht.

Der Affe wurde in den Zoologischen Garten gebracht, dessen Direktion ihn gern aufnahm, da gerade kein Schimpanse da war, und er somit den großen sonnigen Käfig auf das angenehmste beleben konnte.

Acht Tage vergingen; da schlich sich eines Abends, als schon alles im Zoologischen Garten zur Ruhe gegangen war, ein kleiner zerlumpter Mann, dem lange Haare wirr um den Kopf hingen, zwischen den Büschen zu dem Affenhaus.

Am andern Morgen fand der Wärter den Schimpansen Bobbik außerhalb seines Geheges in einem Baum sitzend und vor Kälte schnatternd. Im Käfig hockte klein und zusammengeduckt ein Wesen, das sich zuerst auf alles Rufen nicht rührte. Doch als der Wärter eine Stange ergriff, kam es auf allen vieren galoppierend angesprungen und stellte sich als ein kleiner verwilderter Mann mit lodernden schwarzen Augen dar. Geschickt wie ein Affe erstieg er vor den Augen des sprachlosen Wärters den Kletterbaum, hing mit langen Armen schaukelnd daran und sprang dann auf das Sitzbrett, auf dem es sich sonst die Schimpansen behaglich zu machen pflegten.

Inzwischen war auch der Tierinspektor dazugekommen, und dieser entdeckte, mit Bindfaden am Gitter festgemacht, ein sauber geschriebenes Porzellanschild, auf dem mit zierlichen Buchstaben stand:

Josias Duderlein (Pithecanthropus erectus)
Geschenk des Schimpansen Bobbik.

Mein Wunschzettel 1929

Möge Weihnachten aus einem Mitte November beginnenden Fest der Reklame wieder zu einem auf drei Tage beschränkten Fest der Liebe werden.

Möge endgültig die Meinung aufhören, daß das Maß der Liebe des Schenkenden direkt proportional ist dem (halb ausradierten) Einkaufspreis des Geschenkes.

Möge ein frommer Sabotageakt alle elektrisch beleuchteten Christbäume des Jahres 1929 mit nicht zu behebendem Kurzschluß bedenken.

Mögen die der Massenstimmungserzeugung dienenden Musikmechanismen für einen Abend außer Dienst gesetzt werden zugunsten einer hausgemachten Musik, die — wie in alten Zeiten — durch das ungleichmäßige Zusammenwirken von Fingern und Füßen des jüngsten Töchterleins individuell hervorgebracht wird.

Möge der posaunenblasende Engel, dessen Popochen schon vor fünfzehn Jahren durch eine Kerze dahingerafft wurde, seinen Ehrenplatz am untersten Christbaumzweig wieder einnehmen.

Möge am Heiligen Abend einer von den fünfundzwanzigtausend Tauentzien-Flappers, Modell Creta Garbo, drei heilige Minuten lang die gleichen Empfindungen hegen wie die Gütlerstochter Bavaria Stoißlechner aus Niederaudorf.

Möge kein Kind an diesem Abend weinen — es sei denn wegen eines marzipanüberfüllten Magens.

Und möge jeder jedem ein ganz klein wenig abbitten.

Das wären die Wünsche.

N. D.

Überholt

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Was heißt individuell? In Amerika machen se ooch das Individuelle längst mit Maschinen!"

Legende, nicht ganz stubenrein

Von Erich Kästner

Weihnachten vergangenen Jahres
(also 1928) war es:
daß der liebe Gott nicht, wie gewöhnlich,
den Vertreter Rupprecht runterschickte.
Sondern er besuchte uns persönlich!
Und erschrak, als er die Welt erblickte.

Er beschloß dann doch, sich aufzuraffen.
Schließlich hatte er uns ja geschaffen!
Und er ging — bewacht von Detektiven
des bewährten Argus-Institutes,
die, wo er auch hintrat, mit ihm liefen —
durch die Städte und tat nichts als Gutes.

Gott war nobel, sah nicht auf die Preise,
und er schenkte (dies nur beispielsweise)
den Ministersöhnen Dampfmaschinen
und den Kindern derer, die im Jahre
mehr als sechzigtausend Mark verdienen,
Autos, Kaufmannsläden, prima Ware!

Derart reichten Gottes Geld und Kasse
abwärts bis zur zwölften Steuerklasse.
Doch dann folgte eine große Leere.
Und die Deutsche Bank gab zu bedenken,
daß sein Konto überzogen wäre.
Deshalb konnte er nichts weiter schenken.

Gott ist gut. Und weiß das. Und wahrscheinlich
war ihm die Geschichte äußerst peinlich.
Selbst bei Göttern reiche Geld nur selten.
Und er sprach darüber zehn Minuten
zu drei sozialistisch eingestelten
Journalisten, die ihn interviewten.

Und die Armen müßten nichts entbehren,
wenn es bloß nicht so sehr viele wären . . .
Die Reporter nickten auf und nieder.
Und Gott brachte sie bis ans Portal.
Und sie meinten: „Kommen Sie bald wieder!"
Wird er kommen? Der kommt nicht noch mal.

Lieber Simplicissimus!

Zeschnick trifft seinen Freund, den berühmten Schnelläufer, im Café. Totenbleich sitzt der berühmte Mann in einer Ecke.
„Um Gottes willen, was ist Ihnen denn zugestoßen!" ruft Zeschnick. „Ist etwa Ihr Weltrekord gebrochen? Haben Sie übertrainiert?"
„Nein", flüstert kaum hörbar der Sportsmann, „ich habe bloß meine Frau bei den Weihnachtseinkäufen begleitet . . ."

Lieber Simplicissimus!

Als der Neffe des Generaldirektors um einen Posten bei der Gesellschaft bat, hielt ihm der hohe Herr eine lange Rede: Gegner jeder Form von Protektion — Fortkommen nur durch persönliche Tüchtigkeit — je größer die Schwierigkeiten, um so stärker die Tatkraft usw.
Der Neffe nickte ergeben und schob ab. Bewerbungsschreiben und Zeugnisse blieben versehentlich auf dem Tisch Sr. Hoheit zurück.
Der Generaldirektor wollte seinem Neffen aber — natürlich — doch helfen, und als er im Fachblatt ein geeignetes Inserat sah, ließ er ein eigenhändiges Bewerbungsschreiben los unter dem Namen des Jungen. Die Zeugnisse kamen umgehend zurück.
Nanu?
Eines Tages, als der Generaldirektor die Firma besuchte, erkundigte er sich beim Personalchef nach der Sache. Es wurde nachgesehen. Die Aufklärung war einfach. Das graphologische Gutachten über die bewußte Handschrift lautete: Unfähig, faul, Eigendünkel, Streber.
Der Herr Generaldirektor stellt bald darauf — ungeachtet seiner Grundsätze — den Neffen selber ein.

D i e   A k t i o n

Von Karl Lerbs

Man berichtet, daß in den tollen Tagen, da im westdeutschen Industriegebiet die phantastisch zusammengewürfelten Truppen der Berliner Regierung gegen die wilden Freischaren der Kommunisten kämpften, die Schauspieler eines großen rheinischen Theaters bei einer nächtlichen Zusammenkunft nach der Vorstellung unversehens in Brand gerieten. Aus der leidenschaftlichen Gepflogenheit des Mimen, die Flamme heldischen Spiels in die Bezirke des Alltagstuns hinüberschlagen zu lassen, aus der prachtvoll naiven Freude an heroischer Gebärde, aus der herrlichen und tragischen Auflehnung des Künstlers gegen alles, was nach nüchterner Ordnung aussieht, aus — aber lassen wir das; aus alledem also ballte sich in dieser Stunde eine hinreißende Rütliszene. Brennende Reden schlugen zur Decke empor, geschulte Stimmen einten sich zu klirrendem Schrei — und man faßte den Beschluß, den todesmutigen Brüdern an der roten Front, den blutenden Opfern verräterischer Tyrannei zu Hilfe zu eilen. Man hätte diesen Beschluß einstimmig gefaßt, wenn nicht ein bescheidener Chargenspieler sich zu zwar freiheitlicher, aber in der Praxis friedfertiger Gesinnung bekannt und vorsichtig eine unblutige, eine sozusagen moralische Unterstützung der Bedrängten vorgeschlagen hätte. Er fand sich unverzüglich, von einer Sturzwoge des Hohnes und der Entrüstung weggeschwemmt, in einer Ecke des Saales wieder: und die Szene schloß mit der begeistert aufgenommenen Verkündigung, daß alle Teilnehmer der Versammlung sich am anderen Morgen um fünf Uhr kampfbereit zum Abmarsch an der Rheinbrücke einzufinden hätten.

Am anderen Morgen um fünf Uhr und in der darauf folgenden Zeit stand an der Rheinbrücke kampfbereit zum Abmarsch ein einzelner Mann: der Chargenspieler, der in der Nacht so gründlich überstimmt worden war und aus dieser Tatsache in schlichter genossenschaftlicher Gesinnung die geschäftsordnungsmäßige Folgerung gezogen hatte.

Die verehrlichen Leser werden gebeten, sich bei Bestellungen auf den „Simplicissimus“ beziehen zu wollen.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Der Retter

(L. Kainer)



„Deutschland braucht ein Finanzgenie, um wieder hochzukommen — na, vielleicht find' ich jetzt Zeit nach der Fusionierung!"

Heroenkampf

„Ein bestimmter Mann", rief Doktor Held,
„der sich Bayern als Asyl gewählt,
hört nicht auf, uns fort und fort zu kränken . . ."
Bravo! klang's erregt von allen Bänken.

„Dies Benehmen haben wir jetzt satt!
Jeder weiß, wieviel's geschlagen hat.
Länger dulden wir das keinesfalles!
Darum: Weltanschauung über alles!"

Aber nach dem nämlichen Prinzip
fährt auch Erich fort mit Stich und Hieb.
Traut sich wer, ihm das Logis zu kündigen?
Und sich selbst wird er schon nicht entmündigen.

Munter geht es hin und her und hin.
Still erwägt der Weise mittendrin,
während saftige Wurfgeschosse fliegen:
Wird der Heros, wird der Held obsiegen?

Ratatöskr

Anton Achtelmeiers seliges Ende / Von Hanswolf Herbst

Der herzogliche Kammerdiener Anton Achtelmeier stand seit einer Viertelstunde vor dem hohen zum Schloßinventar gehörigen Spiegel seiner Dienstwohnung und machte ein Gesicht wie ein Leichenbitter. Melancholisch glitt sein Blick von den Fangschnüren auf seiner linken Schulter über den blauen silbergestickten Galarock und von dort hinab über die schwarzseidenen Kniehöschen und weißen Wadenstrümpfe auf die weit ausgeschnittenen Lackschuhe, um sich hoffnungslos auf die vorn aufgehefteten breiten schwarzen Atlasrosetten zu senken. Dann ließ er seine Augen wieder von unten nach oben spazieren, liebkoste jede Falte, jeden Silberknopf, auf dem ihm die Krone seines ehemaligen Herrn grüßte, um dann wehmütig auf seiner Ordensspange, an der nicht weniger als neun Orden und Medaillen glänzten, hängen zu bleiben. Zärtlich streichelte seine linke Hand diese Erinnerungen einstigen Glücks.

Sein Herr hatte abgedankt. Der herzogliche Kammerdiener Anton Achtelmeier war gewesen. Dreißig Jahre lang hatte er den Herzog auf Schritt und Tritt begleitet. Dreißig Jahre jeden Morgen nach dem Auftragen des Frühstücks immer mit demselben ausdruckslosen Gesicht gefragt: „Haben Eure Hoheit noch Befehle?" Der Herzog sah seinen Kammerdiener dann schmunzelnd und listig an, und dieser mußte sich über manches im Kabinettsrat behandelte Problem äußern mit dem Erfolg, daß er meist hinterher ausgelacht wurde. Aber Achtelmeier hatte Witz und Verstand, und allmählich kam es nicht selten vor, daß der Herzog seinen Minister auslachte und Achtelmeiers Rat folgte.

Das blieb natürlich kein Geheimnis, und der Kammerdiener war bald die umschmeichelteste Person des ganzen Hofes. Der Herr Kammerpräsident gratulierte ihm jedes Jahr zum Geburtstag, und selbst der Herr Minister sagte, wenn es niemand hörte, „Lieber Freund" zu ihm. Selbstverständlich war er Ehrenmitglied in allen Vereinen. Der Hofmetzgermeister, der die Lieferungen für das Schloß hatte, rechnete die Übersendung delikater Schinken an Achtelmeier sich zur Ehre, ihre Kosten natürlich dem Herzog an. Was aber der Hofmetzgermeister konnte, das konnte der Hofweinhändler nicht minder. Das muß man aber Anton Achtelmeier zugestehn, er blieb unbestechlich. Sobald einer von der Bürgerkaste auf Grund des für ihn angelegten Privatkontos etwa glaubte vertraulich werden zu dürfen, sagte er nur: „Das verstehen Sie nicht, Verehrtester" und drehte ihm stramm seinen breiten Rücken zu. So hatte er es einmal vom Herzog selbst gesehen, und er hielt diese Art, den Unterschied zwischen sich und dem Volk zu betonen, für äußerst wirkungsvoll.

Das war nun alles vorbei. Im Arbeitszimmer seines Herrn saßen die Revolutionsmänner. Mit ihren groben Stiefeln mißhandelten sie das spiegelblanke Parkett, flegelten sich auf den grünseidenen Polstern und entwürdigten mit ihrem Pfeifengestank die herzogliche Atmosphäre.

Hier unten aber stand der Freund seiner Hoheit und rüstete sein Begräbnis. Er kam soeben vom Photographen. Vorsichtshalber war er im geschlossenen Mietwagen hin und zurück gefahren. Diese Freiheitsbrüder sollten ihn nicht in Hofgala sehn, und außerdem war von den Kerls nichts Gutes zu erwarten. Eigentlich fühlte sich Achtelmeier verpflichtet, sein Bild im alten Glanze lebensgroß auf die Nachwelt zu bringen. Der Photograph konnte aber nur Aufnahmen in Kabinettformat liefern. Achtelmeier, dem die Rolle des kleinen Souveräns viel zu tief im Blute steckte, um in drei Tagen umzulernen, sagte sehr ungnädig: „Verehrtester, Sie werden das schleunigst ändern." Aber da kam er schön an. Der Mann sagte trocken: „Verehrtester, wenn Sie in Lebensgröße baumeln wollen, so hängen wir Sie an den nächsten Laternenpfahl."

Unerhört! Das mit dem Laternenpfahl war natürlich Unsinn. Aber „Verehrtester" hatte er zu ihm gesagt, ganz respektlos „Verehrtester", wo ihn doch dreißig Jahre lang die ganze Stadt, selbst der Herr Oberbürgermeister mit „Herr Kammerdiener" angeredet hatte.

Anton Achtelmeier seufzte schwer und tief. Es half nichts. Er mußte den Kammerdiener begraben. Der Sarg in Gestalt einer zwei Meter langen und ein Meter breiten Kiste stand neben ihm. Langsam legte er Stück für Stück seiner Insignien hinein. Ganz oben hin die Ordensschnalle und über diese das Bild seines Herzogs, das er ihm zum fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum mit eigenhändiger Unterschrift geschenkt hatte. Dann nagelte er den Sarg mit dicken sechszölligen Nägeln zu und hämmerte dabei mit einer Wut, als wolle er sämtlichen Revolutionären den Schädel einschlagen.

Am nächsten Morgen ging er das erstemal in Zivil aus. Niemand grüßte ihn mehr. Nicht ein einziges „Guten Tag, Herr Kammerdiener", „Servus, Euer Gnaden". Die Leute erkennen mich nicht, dachte Achtelmeier. Aber er irrte sich.

Langsam bog er in die Hauptstraße, die zu dem ehemaligen herzoglichen Hof- und Residenztheater führt. Hier war die Hauptgeschäftsgegend und hier wohnten seine besten Freunde. Aber auch diese Freundschaft war zusammengebrochen. Über dem Laden des Hofmetzgermeisters wehte eine lange blutrote Fahne. Der Drogist Pillentupf, der sich immer so lächerlich viel auf seine Bildung zugute tat, grüßte seine Kunden auf einem großen Transparente mit den Worten: Liberté! Egalité! Fraternité! Achtelmeier verstand es nicht, aber er fühlte ganz deutlich, daß es etwas Gemeines war. Indigniert wandte er den Kopf nach der andern Seite. Zu seinem Unglück. Denn nun mußte er sehen, daß der Schirmhändler Bakelmann sich als ein ganz gewöhnlicher Mensch entpuppte. Jahrelang hatte er ihm in den Ohren gelegen, seine Ernennung zum Hoflieferanten bei Seiner Hoheit zu befürworten. Genau acht Tage vor Ausbruch der Revolution ließ Bakelmann hochbeglückt an seiner Ladentür und an jedem Schaufenster das herzogliche Wappen anbringen. Und nun mußte Achtelmeier erleben, wie dieser Undankbare die goldenen Honigbären mit schwarzrotgoldenem Fahnentuch eigenhändig fortdrapierte. „Gesinnungslump", zischte er, reckte seine dicke Kulpsnase noch ein paar Zentimeter höher in die Luft und würdigte den Mann auf der Leiter keines Blicks.

Als er vor dem Säulenportal des Theaters stand, überkam ihn stille Wehmut. Das kleine Theater enthielt neben dem Parkett nur einen einzigen Rang, in dessen Mitte die Herzogsloge lag, tief eingebaut, so daß der Besucher vor neugierigen Blicken geschützt war. Achtelmeier gedachte der jährlichen Musikfeste, der Galaopern und der großen Auffahrten. Da lag die große Freitreppe. Schmutzige Kinder spielten lärmend auf ihr. Wie oft hatte er seinen Herren da hinaufgeleitet, genau fünf Schritte vor ihm, wie es das Zeremoniell vorschrieb. An der Türe zur Hofloge erwartete er ihn dann in kerzengerader Haltung und nahm die weißen Handschuhe Seiner Hoheit in Empfang. Während dieser und sein Adjutant sich noch im Vorraum aufhielten, trat Achtelmeier an die Brüstung des Ranges und legte dort mit todernstem Gesichte die Handschuhe nieder. Und das war das Zeichen. Denn sobald sie aus dem dunkelroten Samt blütenweiß in den Zuschauerraum schimmerten, wußten die getreuen Untertanen, daß ihr geliebter Landesvater erschienen war. Alles verstummte in Ehrerbietung, das Stimmen der Instrumente brach ab, das Haus erhob sich und nahm Front zur Herzogsloge. Alle Blicke konzentrierten sich untertänigst auf jenen weißen Punkt, den Achtelmeier auf die Brüstung gemalt hatte. Das waren noch Zeiten gewesen.

Achtelmeier trat in das Vestibül und steckte seinen roten Kopf durch das Kassenfenster.

„Gott segne den Herzog."

„Seien Sie still", rief der Kassierer, „oder Sie sitzen noch heute als Hochverräter im Loch."

Achtelmeier rang nach Luft, taumelte und wurde von dem schnell zuspringenden Kassierer aufgefangen, der ihn in den Kassenraum zum Sofa führte. Die verhaltene Erregung der letzten drei Tage kam mit einem Male zum Ausbruch. Das alte, etwas verkalkte Rotsponherz rebellierte.

„Ihr werdet bald zumachen, wenn der Herzog nicht mehr zahlt."

„Das Geld ist knapp geworden. Doch die zwanzig Plätze der Herzogsloge, die wir jetzt verkaufen sollen, werden wenigstens etwas einbringen. Den Platz für fünfzig Mark."

Achtelmeier schauderte. Seinem monarchischen Gefühl erschien es als schwere Beleidigung des ganzen herzoglichen Hauses, daß der Stuhl seines Herrn vom andersfarbigen Körperteil einer simplen Bürgerkanaille gedrückt werden sollte.

Er richtete sich mühsam auf und ging kopfschüttelnd und mit sich selbst redend schwerfällig nach Hause. Aber er fand auch im Bett keine Ruhe. Seine Gedanken jagten im Kreise. Der Herzog. Die Loge. Die Proleten. Wenn man nur eine Guillotine hätte.

Sein Entschluß war gefaßt. Wenn schon der herzogliche Sessel profaniert werden sollte, so wollte er doch wenigstens der erste sein, der ihn einnahm. Fünfzig Mark waren ja viel Geld. Aber er hatte manchen guten alten echten Taler auf die hohe Kante legen können.

Als der Abend kam, zog Achtelmeier seinen Frack an, nicht den mit den silbernen Fangschnüren, der ruhte ja im Sarge, sondern seinen Kavaliersfrack mit den seidengefütterten Schwalbenschwänzen. Das wenigstens glaubte er dem Genius loci schuldig zu sein. Fünf Minuten vor acht Uhr hatte er seine Eintrittskarte in der Hand. Langsam ging er die breite Freitreppe hinauf, von der man direkt in die Herzogsloge gelangte. Oben angekommen, mußte er sich an das Geländer lehnen. Da war es wieder, dieses Schwächegefühl, das ganz heimlich von unten her an den Beinen heraufkrabbelte. Mit zitternden Händen griff er nach seiner Eintrittskarte und seinen weißen Handschuhen. Denn weiße Handschuhe, das wußte er ganz genau vom Herzog, gehörten zum Theaterbesuch.

Da schlug die Uhr acht. Jede Sekunde konnte die Vorstellung beginnen. Türenklappen, Gemurmel, erstes Klingelzeichen. Als er den Türgriff der Loge losließ, schwankte er. Die Loge war leer. Er zog den Frack zurecht, faßte nach der weißen Binde und nahm die weißen Handschuhe in die Hand. Er war wieder in Amt und Würden. Die letzten drei Tage existierten nicht mehr. Wucht und Würde einer ganzen Dynastie wurden in ihm wach. So trat er an die Brüstung und legte zelebrierend die weißen Handschuhe nieder, wie er es in treuer Pflichterfüllung dreißig Jahre lang getan hatte. In diesem Augenblick erlosch der Kronleuchter. Rampen- und Seitenlicht ließen nur undeutlich die Umrisse im Halbdunkel erkennen, in einem Halbdunkel, aus dem die Handschuhe als altbekanntes Signal wieder hoheitsvoll herausleuchteten. Und nun geschah das Unfaßbare. Kaum hatte Anton Achtelmeier seines Amtes gewaltet, als Hunderte von Sitzen klappten, und ein paar hundert Beine exakt die bewußte Kehrtwendung machten. Der Kapellmeister legte den Taktstock wieder hin. Schwirrendem Lärm folgte andächtige Ruhe. Alles nahm wieder gehorsam Front zur Herzogsloge und alles verbeugte sich tief und feierlich vor der hohen Gestalt hinter den weißen Handschuhen. So nahm der herzogliche Kammerdiener Anton Achtelmeier die Huldigung seines Volkes entgegen. Über einem Meer gebeugter Rücken hob er leutselig den Arm, um herabzuwinken. Aber es war zu viel. Die gewaltige Manifestation monarchischer Treue überwältigte ihn. Der Arm fiel herab.

Als man zur Loge hinaufeilte, saß Anton Achtelmeier auf dem Stuhle des Herzogs mit selig verklärtem Lächeln. Es lag noch auf seinem Gesicht, als man den Sargdeckel nun auch über ihn selbst deckte.

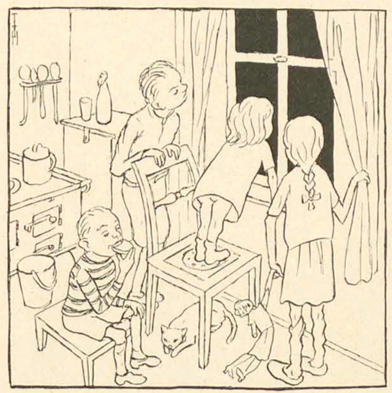
Ewiges Arkadien

Das macht ja die Kindheit so schön,
daß sie an morgen nie denkt
und sie nimmt, was sich ihr schenkt
so als müßt es bestehn.
Ach sie weiß nichts vom Verfall —
Glauben, der Berge versetzt,
Graues für Silber schätzt
und Menschen für Gold und Kristall!
Das macht ja die Jugend so weit,
daß sie das Später nie blickt,
Nimmt noch das Schwerste für Glück
und die Welt für Unsterblichkeit — —

Jakob Haringer

Düsseldorf

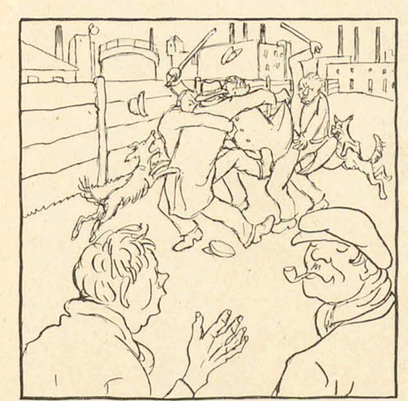
(Th. Th. Heine)



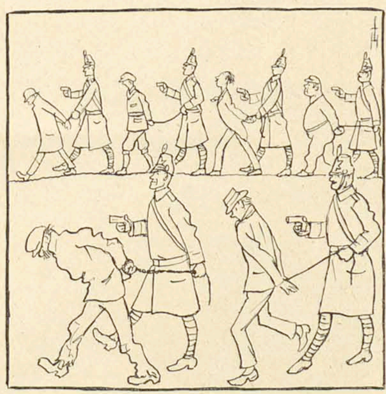
„Hoffentlich hat er das Christkind nicht erwischt!"



„Nur Ruhe! Mein Name ist Wallace — in meinem nächsten Buch werde ich auch diesen Fall restlos aufklären!"



„Was — schon wieder ein Mord?!" — „Nein, die feindlichen Kriminalbeamten prügeln sich bloß!"



„Jetzt haben wir erst sechs Mörder verhaftet — da hat's noch weit hin, bis wir für jedes Opfer einen haben!"

Weihnacht in der „Blauen Maus"

Treibt's dich dennoch aus dem fremden Haus —?
Fühlst du heute deines Lebens Mängel —?
„Junggesellen-Weihnacht: Blaue Maus!
Zwölf Uhr: Einzug knorker Weihnachts-Engel!"

— — — An der Bar die grau-verheulten Huren
sind nicht sehr erfreulich anzusehn —
sie, die schon in viele Höllen fuhren,
müssen oft zur Toilette gehn — — —

Manche siehst du sich zu schaffen machen
am elektrisch-kalten Weihnachtsbaum —
und ihr sinnlos ausgespie'nes Lachen
klirrt wie Fall von Scherben durch den Raum.

Nur ein Herr von kernigster Kompaktheit
amüsiert sich und betrachtet froh
zweier Nuttchen dürftig weiße Nackheit
hinter blauer Gaze als „tableaux".

Stimmung schaffend raucht des Hauses fette
Chefin — vollschlank, wasserstoffgelockt —
eine „Weihnachts-Zauber-Zigarette",
deren Asche weiß wie Schnee zerflockt —

Mancher greift verspielt nach diesen Flocken,
die als Dreck ihm in der Hand zergehn —
In den Jazz-Lärm dröhnen schwere Glocken — — —
Und du denkst dir: Gott läßt viel geschehn!

Sieh: die Kleine da am Séparétisch
starrt ins Sektglas hundeelend-stier —:
wäre sie nicht offenbar luetisch,
nähmst du sie heut abend mit zu dir — — —

Karl Kinndt

Lieber Simplicissimus!

Der Missionar Belling, der die christliche Religion unter den Eskimos verbreiten sollte, ließ sich aus Island zwei kleine Tannenbäume kommen. Einen brauchte er für sich, und den andern spendierte er dem Stammesältesten Trulli.
Als er am ersten Weihnachtsfeiertag bei Trulli einen Besuch machte, fragte er: „Ich sehe den Weihnachtsbaum ja gar nicht. Wo habt ihr ihn denn?"
„Gut, daß er alle ist", erwiderte Trulli. „Er roch sehr gut, aber im Halse hat er doch ziemlich gekitzelt . . ."
Es stellte sich heraus, daß der Eskimostamm den Weihnachtsbaum aufgegessen hatte.

•

„Was liesd du denn da für ä digges Buch, Hans?"
„Ach, das had mei Babba zu Weihnachdn gegrichd, von dr Mamma."
„So. Wie heißdns?"
„Erziehungsbrobleme der Gächenward."
„Awwer das is doch nichds für dich! Du brauchsd dir doch noch nich iwer Erziehungsbrobleme den Gopp zu zerbrechen!"
„Das du'ch ooch gar nich. Ich sähe bloß mal nach, ob ich sälwer richdch erzoochn wordn bin . . ."

Gebrüder Sklarek

(E. Thöny)



„Wer macht wohl diesmal beim Berliner Magistrat das Christkind?"

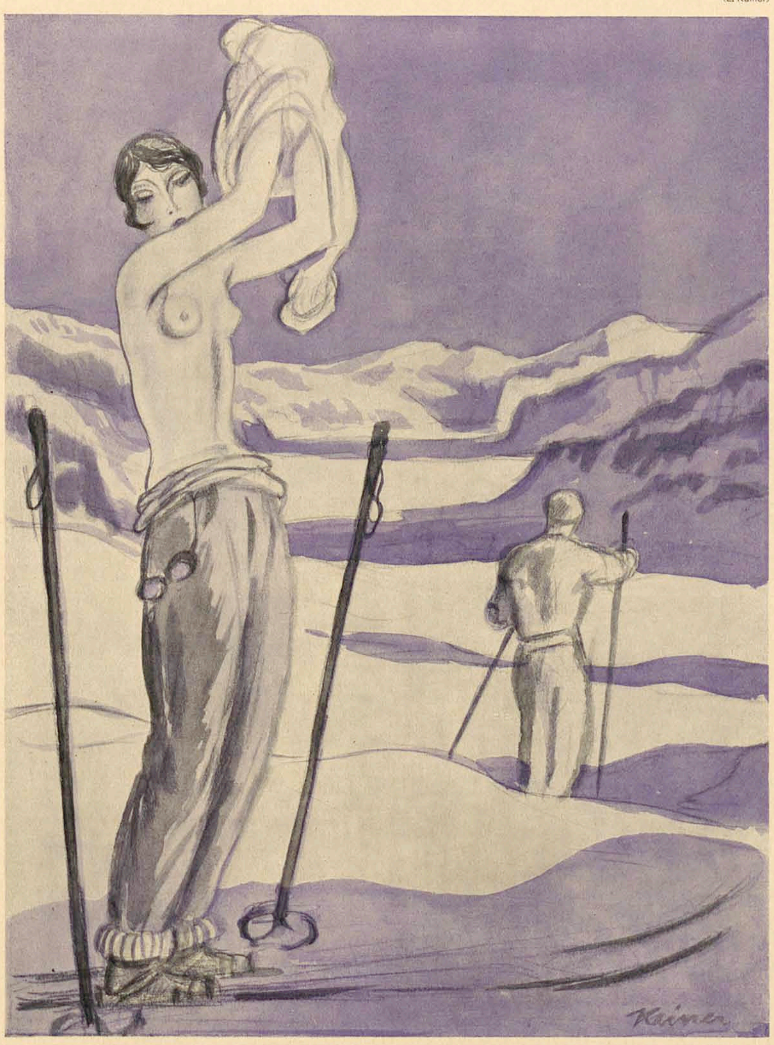
Stuttgart, 23. Dezember 1929 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 39

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Hab' Höhensonne im Herzen — —

(L. Kainer)



„Herrlich, wie einem die ultravioletten Strahlen die Hormone aufkitzeln!"

(Hilla Osswald)



Politische Komödie

Von Friedrich Eisenlohr

Zwei Schriftsteller trafen sich im Kaffeehaus.

„Schauerliche Zeiten!" knurrte der Realist. „So geht es nicht weiter. Es muß etwas geschehen. Es wird geschehen! Ich bin entschlossen!"

Er hatte vor kurzem einen sozialen Roman veröffentlicht und war von allen Seiten aufs heftigste angegriffen worden. Der Verkauf des Buches stockte, und die Verbitterung des Autors hatte einen Grad erreicht, der jedermann von ihm fernhielt. Der Idealist war der einzige, der ihm seit Jahren in treuer Freundschaft nah geblieben war und die exzentrischsten Schroffheiten übersah, da er gemäß seiner künstlerischen Überzeugung Wirklichkeiten keine ausschlaggebende Bedeutung zumaß.

„Was wird geschehen?" fragte der Idealist in nachlässiger Neugier.

„Hast du die Mittagsblätter gelesen?"

„Natürlich!"

„So weißt du, daß dieser Schurke von Finanzmann nächstens Minister wird. Daß dieser Faustschlag ins Gesicht aller, die sich einen Rest von Gesinnung bewahrt haben, nur noch eine Frage von Tagen ist. Und du zerspringst nicht vor Wut und Abscheu?! Und du suchst nicht verzweifelt nach dem äußersten Mittel, um das zu verhindern?! Du trinkst in Seelenruhe deinen Kaffee! Du verdientest, daß diese Ernennung Tatsache würde!"

„Nanntest du selbst sie nicht soeben nur noch eine Frage von Tagen? Kannst du sie verhindern?"

„Ja! Und ich werde es! Hier lies!"

Er zog ein Manuskript von drei eng beschriebenen Blättern aus der Brusttasche, reichte es dem Freunde über den Tisch und wartete in finsterem Schweigen, bis jener mit Lesen zu Ende war.

Der Idealist ließ das Manuskript sinken und fragte mit vor Erregung völlig veränderter Stimme: „Was wirst du mit diesem gefährlichen Schriftstück anfangen? Du hast es mit deinem vollen Namen gezeichnet!"

„Morgen in aller Frühe werde ich mich bei dem Finanzmann melden lassen. Ich werde bis in sein Privatkabinett vordringen über alle Drahtverhaue von Wartezimmern und Sekretärinnen hinweg. Darauf kannst du dich verlassen. Mit diesem Schriftstück in der Tasche. Kopie natürlich! Das Original beim Anwalt. Wortlos werde ich es ihm auf den Schreibtisch knallen — dicht vor die Nase! Er wird es lesen! Und dann werde ich meine Forderungen stellen. Entweder er erfüllt sie auf der Stelle, oder am Abend steht es in allen Zeitungen!"

„Erpressung . . .!"

„Vielleicht! Ich kenne keine bürgerlichen Hemmungen mehr!"

„Was wirst du verlangen?"

„Definitives Dementi und Rücktritt!"

„Er wird es nicht tun!"

„Er wird! Glaubst du, daß er nach solchen Veröffentlichungen Minister wird? Niemals! Das weiß er so gut wie ich. Ich könnte viel mehr erzwingen. Und ich werde es! Er hat nichts anderes verdient!"

„Kannst du beweisen, was du hier anführst? Werden die Blätter es bringen?"

„Ein Skandal wie dieser war seit Jahren nicht da. Und er hat schlimme Feinde! Sie werden sich darauf stürzen wie hungrige Wölfe! Für jede meiner Behauptungen habe ich unwiderlegbare Beweise. Ich selbst war während des Krieges in Belgien ganz dicht neben ihm. Als er ganz klein anfing! Sein Gedächtnis wird aufwachen, wenn ich es jetzt an der richtigen Stelle fasse!"

„Laß deine Finger davon, ich warne dich mit allem freundschaftlichen Ernst!" sagte der Idealist nach einer schweren Pause. „Es bleibt eine schmutzige Affäre wie alle Politik! Auf jeden Fall ist sie lebensgefährlich für dich!"

Der Realist gab keine Antwort.

Da sprang der Idealist plötzlich auf, lief um den Tisch und setzte sich dicht neben den Freund, packte ihn am Arm und sprach wie gehetzt auf ihn ein: „Hör' zu! Ein glänzender Einfall, der dich und die ganze Situation retten kann. Wir werden ein Stück machen, eine politische Komödie. Aus diesem Stoff. Wir brauchen kaum etwas zu ändern oder zu erfinden. Aber ich brauche dich dazu. Deinen Dialog, deine Bühnenerfahrung und deine Theaterverbindungen, damit das Stück gleich hier gespielt wird!"

Der Realist schüttelte mißtrauisch und verwundert den Kopf, hörte jedoch immer interessierter zu.

„Das ist Überspanntheit, was du vorhast, romantische Überspanntheit! Und das bei dir, dem konsequenten Realisten! Paradox! Lächerlich! Wir werden ein Stück daraus machen. Im ersten Akt ist die Situation ganz wie in Wirklichkeit: Der Finanzmann ist dicht vor der Erfüllung seines brennendsten Ehrgeizes, Minister zu werden. Ein Journalist aus dem Lager der schärfsten Opposition war seinerzeit mit ihm Soldat im Felde, im besetzten Belgien, und kennt einige Tatsachen, deren Veröffentlichung in diesem Augenblick der politischen Karriere des Finanzmannes ein jähes Ende bereiten würde. Wir brauchen dabei nicht so weit zu gehen wie du in deinem Schriftstück. Die Figur des Finanzmannes muß etwas Sympathisches behalten, weißt du, aus Ökonomie für den zweiten und dritten Akt. Der Journalist, ein feuriger junger Mensch mit Humor, nicht so verbittert wie du, dringt mit seiner Drohung bei dem Finanzmann ein. Aber er will gar nicht verhindern, daß jener Minister wird, da er genau weiß: wird es dieser nicht, dann ein anderer, der keineswegs besser ist. Er ist eben viel zynischer, menschlicher, als du in diesem Augenblick! Er will sich seine Kenntnisse abkaufen lassen und endlich seine absolute Unabhängigkeit herausschlagen. Er erpreßt mit Grazie und Humor. Nicht geistig-politisch wie du, sondern mit wirklicher Überlegenheit. Er erreicht sein Ziel. Der Finanzmann kauft ihm seine gefährlichen Kenntnisse ab für eine auskömmliche Lebensrente, sagen wir zweitausend Mark monatlich. Der Junge ist einverstanden und schlägt noch als Aktschluß vor, die Zuwendung an ihn nach außen hin so zu frisieren, daß er dem Finanzmann bei einem fingierten Autounfall durch seine Geistesgegenwart das Leben gerettet habe, wofür er aus ewiger Dankbarkeit . . . usw. usw.!"

„Hübscher Aktschluß!" murmelte der Realist.

„Zweiter Akt spielt in St. Moritz. Mondänstes Milieu. Der Finanzmann ist da mit seiner hübschen einundzwanzigjährigen

(Schluß auf Seite 483)

Sparen!

Man hat jetzt lang genug geschlampt.
Ein Mahnruf gellt von Amt zu Amt
mit hochgesträubten Haaren:
Wir müssen sparen!

Was wird des Rufs Ergebnis sein?
Sie stellen Sparbeamte ein,
gleich eine ganze Innung,
zwecks Selbstbesinnung.

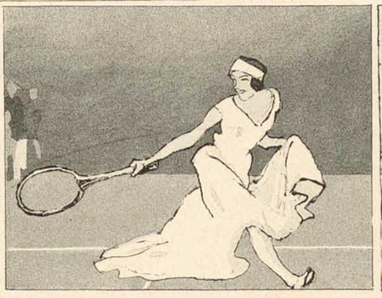
Das Grübeln ist ein teurer Sport.
Die Bürokrätze wuchert fort
und juckt wie spitze Spelzen
in unsren Pelzen.

O Staat, fang deinen Schöpfungsplan
doch mal bei diesem Übel an!
. . . Wir lernten, wie man spare,
auch ohne Kommissare.

Ratatöskr

Sportprophezeiungen

(E. Thöny)



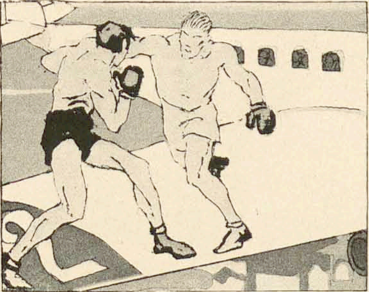
Die Tennis-Weltmeisterin spielt zum erstenmal in langen Kleidern.



Torleif Erikson springt so weit, daß er erst nach Schluß der Sprungkonkurrenz herunterkommt.



Die Oberammergauer veranstalten in ihrer freien Zeit Fußballmatches.



Um die Boxkämpfe zugkräftiger zu gestalten, wird der Kampf um die Weltmeisterschaft auf einem Flugzeug ausgetragen.



Zwischen den Friedensverhandlungen werden immer neue Kriegsschiffe gebaut — zu Sportzwecken.



Automobilisten weihen das Grabmahl des unbekannten Fußgängers ein.

Diktator Hugenberg am Ende

(E. Schilling)



„Für's neue Jahr begehre ich nichts als einen sauren Hering!"

„Verbrecher" in München / Von N. Dymion

Im November 1929 hatten die obersten bayerischen Behörden entschieden, daß das von einer Münchner Bühne zur Aufführung vorgesehene Brucknersche Schauspiel „Die Verbrecher" ein Machwerk sei, das lediglich die so mißliebigen niederen Instinkte zu kitzeln geeignet wäre. Zudem — so war die Ansicht der Behörden — seien „Verbrechen" der bayerischen Psyche überhaupt fremd, da diese sich, wenn sie einmal ihre Bande sprengte, höchstens eines „Vergehens", einer Überschreitung oder schlimmstenfalls eines „Deliktes" schuldig machen könne. Da aber die durch das Aufführungsverbot schwer geschädigte Bühne sich in fortwährenden, jahrelangen Verhandlungen zu immer weitergehenden Milderungen des Stückes bereit erklärte, und da die bayerische Regierung andererseits eine von früheren Königen überkommene Kunstfreudigkeit beweisen wollte, gelang es endlich im Februar 1938, das bislang verbotene Stück in einer für alle Bevölkerungskreise und Altersstufen freigegebenen Münchner Erstaufführung herauszubringen. In seiner pasteurisierten, das bayerische Volksgemüt schonenden Umgestaltung hieß das Stück nunmehr

„Die Vergeher"
Volksschauspiel mit Gesang und Tanz von
Ferdinand Bruckner und Oberregierungsrat
Alois Weinbeerl

Der erste Akt der von Weinbeerl mit glücklicher Hand geänderten Fassung des einst staatsgefährlichen Stückes zeigte die Oktoberwiese und deren Umgebung — die Bühne war, wie im ursprünglichen Stück, in Ober- und Unterbühne geteilt. Die Oberbühne stellte die Schwanthalerhöh dar, die Unterbühne die eigentliche „Wies'n" mit dem Inneren ihrer Bierbuden —, die einzelnen Schauplätze waren durch weiß-blaue, mit bayerischen Ornamenten gezierte Wände voneinander getrennt. Die Vergehen, die auf besagtem populärem Schauplatz zu kriminellem Einschreiten Anlaß geben sollten, führten nun im ersten Akt zu den folgenden dramatischen Höhepunkten:

Fall I, Unterbühne links: Der landeshauptstädtische Kanaloberräumer Mooseder und der Erwerbslosenunterstützungsempfänger Franz Huber aus Giesing, genannt der „bluatige Franzl", sitzen bei der siebenundzwanzigsten Maß im Bierzelt einer Ochsenbraterei und gehen nach Absingung von „Trink, Brüderlein, trink . . ." zu familiären Gesprächen über. Bei den Worten des Kanaloberräumers Mooseder: „Neuli hat sich a Nichten von mir nach Pfaffenhofen verheirat'" springt der bluatige Franzl auf und stößt mit den Worten „Saubazi, Dreckhammi, Landesverräter" dem Mooseder sein Griffestes, das bisher in einem Radi steckte, durch den linken Lungenflügel. Mooseder verröchelt. Licht aus.

Fall II, Oberbühne rechts: Atelier an der Schwanthalerhöh. Kunstmaler Loichl und die bei ihm wohnende Barbara Wimpflinger begehen ein Atelieroktoberfest en deux. Als das Fest seinen Höhepunkt erreicht, klopft es an der Tür, und die Stimme der Aftervermieterin Witwe Schmidt wird hörbar: „Wann S' no lang mit dem nackat'n Saumensch umanandfuhrwerken, na hol i d' Polizei!" Licht aus.

Fall III, Oberbühne Mitte: Frau Parzellierungssekretär Obermair mit ihrem Dackel Bürschi geht an dem Bavariastandbild vorüber. Am Sockel desselben sucht Bürschi seine Notdurft zu verrichten. Der an der gußeisernen Hintertür der Bavaria stationierte Aufsichtsbeamte versetzt Bürschi einen Fußtritt und droht Frau Obermair mit heftigen Worten, sie wegen Nichtachtung bayerischer Traditionen anzuzeigen. Licht aus.

Fall IV, Unterbühne rechts: Schankknecht Enzensrieder schenkt in einer Bierbude Maßkrüge voll. Sie sind aber nur zu elf Zwölftel voll. Zwei Polizeibeamte, geführt vom stellvertretenden Obmann der „Nationalliga gegen schlechtes Einschenken", betreten den Raum und legen Enzensrieder in Ketten. Licht aus.

Fall V, Oberbühne links: Von der Isar her rückt Agilolf Krittler mit seinen Truppen an, um gelegentlich des Oktoberfestes ein kleines Putscherl zu veranstalten. Er führt ein Panzerauto, siebenundzwanzig Feldgeschütze und hundertachtundachtzig Maschinengewehre mit sich. Die Truppen singen:

„Tschowinezza, Tschowinezza,
Jatz genga d' Sozi all' in Fetza!"

Als unten auf der Wiese einer den Lukas haut und der Knall des Anschlags hörbar wird, fliehen die bewaffneten Jünglinge auseinander, ihr Führer Agilolf wird verhaftet. Licht aus.

Der zweite Akt der „Vergeher" zeigte die Verhandlungen vor bayerischen Gerichten und deren Urteilsfällung: Der wegen Mordes angeklagte bluatige Franzl des Falles I wird freigesprochen, da er zu seiner Entschuldigung geltend macht, er hätte geglaubt, Pfaffenhofen läge in Preußen. Desgleichen wird freigesprochen der Kunstmaler Loichl vom Fall II, weil er nachweist, daß er die Barbara Wimpflinger nicht als Konkubine, sondern als Modell zu dem von der Ackerbauakademie Erding bestellten Kolossalgemälde „Die Fruchtbarkeit" benötigt. Fall III endet mit einem Vergleich: Frau Parzellierungssekretär Obermair macht sich anheischig, ihrem Dackel Bürschi in der Nähe historischer Bau- und Kunstwerke einen Tropfenfänger anzulegen, die Reinigung des Denkmalssockels soll dagegen auf Staatskosten übernommen werden. Im Falle IV macht der Staatsanwalt geltend, daß Enzensrieder sich ein Delikt gegen Volkskraft und Moral habe zuschulden kommen lassen, das nahe an ein Verbrechen grenze. Enzensrieder wird wegen Verletzung staatsbürgerlicher Belange zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Im Falle V wird Agilolf Krittler, der in seiner Verteidigungsrede Wotan und die Propheten anruft, wegen unbefugten Waffentragens zu einer Geldbuße von fünfzehn Mark, im Nichtbeitreibungsfalle zu zwei Tagen Haft verurteilt.

Schauplatz des dritten Aktes war eine allegorische Landschaft in bajuvarischem Stil: Bayerische Löwen tummeln sich mit preußischen Adlern, denen sie in

(Schluß auf Seite 478)

(Schluß von Seite 477)

neckendem Spiel die letzten Schwanzfedern ausrupfen. Auf der Bühne singt der „Chor der seligen Trambahnschaffner":

„Am Ziel der Fahrt den alten Schein
Ins Kästchen bei der Tür wirf ein!",

dem der „Chor der normalen Staatsbürger" respondierend folgt:

„Die Polizeivorschrift bewahrt uns vor dem Bösen.
Wer sich um sie bemüht, den können wir erlösen!"

In der Höhe erscheint schuhplattelnd der „Chorus Innenministericus" mit dem orphischen Schlußgesang:

„Dulli, dulli dulli dulli dulli
Dulli dulli dilliadulliahö
Dulli dulliahö
Dulliahöh dulliahöh" (ad infinitum).

In der eben beschriebenen Fassung fanden „Die Vergeher" im Jahre 1938 bei Publikum und Behörden jubelnde Zustimmung, und Oberregierungsrat Weinbeerl, als Purifikator Ferdinand Bruckners, wurde stürmisch gefeiert.

Heilige Nacht

Sie lärmen und sie rennen.
Es fiebern die Antennen.
Viel tausend grelle Lichter schrei'n . . .
Die alten Sterne blitzen.
Lern' wieder stille sitzen
und lausche du in dich hinein!

Die Nacht, wer kann sie töten,
wenn sie aus Abendröten
so samten-schwer und schaurig quillt?
Mit brüllenden Sirenen
ihr Schweigen überdröhnen,
das mütterlich die Unrast stillt?

Laß sausen und laß brausen!
Das Heil kommt nicht von draußen.
Ertaube d u der gellen Gier,
der wirren Hast! Erblinde
dem irren Glast und finde
in dunkler Nacht den Pfad zu dir!

Dr. Owglaß

Lieber Simplicissimus!

Juden, die in der Sphäre des Talmud leben, schwelgen in sinnerfüllten Metaphern. Zwei solche Juden stehen eines Tages vor der Werkstatt eines Faßbinders und sehen versunken seiner Arbeit zu. Da sagt der eine, aus tiefem Sinnen erwachend: „Ja, ja. Der Mensch is wie a Faßbinder." Pause. Dann fragt der andere: „Wieso?" Und da fällt die weise Antwort: „Heut lebt er, morgen stirbt er."

•

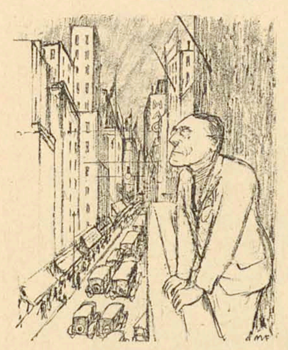
Am Wochenende kriecht Herr Krause bei feenhaft elektrischer Beleuchtung mit seinem schönen, hellen Überzieher im Straßenkot herum. Ein Fremder kommt des Weges, sieht dem rätselhaften Beginnen zu und fragt: „Was machen Sie 'n da eigentlich?" Krause lallt: „Ich suche meinen Hausschlüssel!" — „Na — warten Sie, ich suche mit", sagt der Fremde und begibt sich gleichfalls auf die Tour. Nach einer halben Stunde konstatiert der Helfer: „Hier isse nich; wo ham Se 'n denn verlorn?" — „Da drüben!" antwortet Krause und deutet auf eine zwanzig Meter entfernte dunkle Ecke. „Un denn suchen Se hier, Sie Affe?" fragt sein neuer Freund. „Ja", sagt Krause, „hier isses so scheene helle!"

•

Beim Bühnentürl steht der berühmte Schauspiel-Star, von autogrammhungrigen kleinen Mädchen umdrängt. Das gibt's immer noch. Unermüdlich arbeitet die Füllfeder des Lieblings. Da tritt der Direktor dazu. Ein Backfisch erkennt ihn und will auch von ihm ein Autogramm. Die Kunstbegeisterung wächst — andere wollen auch.
Der Direktor ist entzückt, daß auch er mal eine Rolle spielt, und unterschreibt.
Am nächsten Tag telephoniert die Kassiererin heftig: „Um Gottes willen, sind Sie verrückt, Herr Direktor! Bei einem so zugkräftigen Stück so viele Freikarten auszustellen?!"

Die Zeit ist aus den Fugen –

(Zeichnung von M. Frischmann)



„Mein alter Herr hat sein Vermögen mit Pleitemachen verdient, und bei mir: Kleener Bankrot und schon aus —!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13**, Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder**, Stuttgart

Salvator.

War im März gen Judica
Wiederum der Frühling nah,
Kam zu ehren alte Sitten,
Der Herr Kurfürst selbst geritten
Auf die Neudeck ob der Au
Zum Paulaner-Klosterbau.
Dort empfing den Landesvater
Barnabas, der Bräuhausfrater,
Jhm beglückt und freudeglänzend
Einen Humpen Bier kredenzend,
Mit dem Gruss – der bis zur Stunde
Sich erhielt' im Volkesmunde:–
„Salve pater patriae!
"Bibas, princeps optime!"



Gegr. 1651

Der **Salvatorversand** im Faß und in Flaschen nach außerhalb Bayern beginnt Anfang **Dezember.** Ab 24. Dezember ist der Salvator außerhalb Bayern überall im Ausschank.

Wir unterhalten Niederlagen fast in allen Städten des In- und Auslandes. Bestellungen auf dieses weltberühmte Bier bitten wir, wenn möglich, an diese zu richten.

Der Versand des Salvatorbieres an die bayerische Kundschaft beginnt Ende **Februar 1930.**

Der Ausschank des Salvatorbieres in München findet, wie alle Jahre, im **März** um Josefi statt.

Um vor Nachahmungen sicher zu sein, achte man auf die nebenstehende Schutzmarke, die auf jedem Fass und jeder Flasche angebracht ist.

A. G. Paulanerbräu Salvatorbrauerei und Thomasbräu München.

Nanu?!

(Wilhelm Schulz)



„Zwei Reichsgerichtsräte wegen Schriftstellerbeleidigung verurteilt . . . sollten wir am Ende gar in einer Republik leben?!"

Wiener Banken

Mit den Wiener Banken kennt man sich schon bald nicht mehr aus. Die eine Bank schließt, die andere Bank macht Pleite und die dritte wird von einer vierten übernommen. Wenn man nun aber gar in Wien auf einer Bank ein Guthabenkonto hat — — —

Sauerwein aus Salzburg hat so ein Konto. Aus dem Jahre 1926. Bei der Defraudittenkasse in der Linzer Straße. Eines Tages will er es abheben.

„Wir bedauern", erklärt ihm eine in den ehemaligen Bankräumen untergebrachte Maschinenvertretung, „die Defraudittenkasse ist schon vor Jahren von der Petite-Bank übernommen worden. Sie wollen sich bitte dorthin wegen Ihres Guthabens wenden."

Schön. Sauerwein schiebt zur Petite-Bank. Aber dort ist jetzt eine wilde Wechselstube.

„Die Petite-Bank ist bereits im Vorjahre von dem Bankhaus Wechsel & Reiterer übernommen worden", erzählt man ihm.

Sauerwein geht zum Bankhaus Wechsel & Reiterer. Dort werden gerade zum letzten Male die Fenster geputzt. Ein zurückgelassener Beamter gibt billige Auskunft.

„Unsere Bank", sagt er, „ist gestern von der Notenkreditanstalt übernommen worden. Wenden Sie sich bitte dorthin."

Todmüde schleppt sich Sauerwein vor das Prunkportal der Notenkreditanstalt. Vor der Drehtür protzt der Portier.

Sauerwein fragt ihn: „Jetzt laufe ich von Bank zu Bank, jede ist von einer anderen übernommen worden. Sind Sie etwa auch schon übernommen worden?"

„Na, na, des net", kratzt sich der Portier durch die Mütze, „aober i glaub, mir ham uns desmal selber übernommen."

Jo Hanns Rösler

Lieber Simplicissimus!

Bei den badischen Landtagswahlen kam in Bühl eine biedere Bauersfrau in das Wahllokal und erkundigte sich: „Verzeihung, isch des hier, wo man Zentrum wählt?"

•

Ich hatte vor ein paar Tagen einige Gäste zum Tee zu mir gebeten. Darunter waren ein Graf P. und Monsieur Louis St. aus Genf, der, als französischer Schweizer, kein Wort Deutsch spricht.

Ich stellte dem Grafen meinen Freund Louis vor und sagte: „Sie sprechen doch französisch, Graf?" Worauf der Graf sich würdevoll und nicht ohne Stolz und Freude, ein guter Deutscher und angenehmer Gast zu sein, aufreckte und mit Nachdruck dem Genfer ins Gesicht sagte: „Nein, ich bin Stahlhelmer."

Kuro

Der Mann am Asphaltmeißel

Es ist wahrhaftig kein Vergnügen, hier im Regen zu stehn
Und mit dem mechanischen Meißel die Straße aufzureißen . . .
Man sollte mit dem Ding versuchsweise an die Geldschränke gehn
Oder man könnte sie praktischer mit Sauerstoff aufschweißen:
Da hätte man den Dreck mal vor sich, mit dem sie einen niederhalten,
Das papierne Gold, aus dem sie zum Beispiel auch ihre Gesetze machen —
Verdammt, das ist schon nicht mehr zum Lachen!
Wenn wenigstens hin und wieder ein paar Maschinengewehre durch die Straßen knallten,
Daß denen in ihren Autos der Schiß aus dem Hintern ginge! . . .
Unsereins guckt immer nur von außen an die schönen Dinge.
Wenn man mal mit einem Genossen Lastwagen fährt,
Fühlt man sich schon einen halben Tag lang hochgeehrt . . .
Na, abwarten, abwarten! Zähne zusammen!
So, wie jetzt der Meißel einen Brocken nach dem andern krallt,
So, wie wir jetzt die Asphaltdecke zerrammen:
So machen wir mal den ganzen Kapitalismus kalt.

Lierke

Lieber Simplicissimus!

Frau Mix erscheint mit einem Säugling bewaffnet in einem Geschäft. Man zeigt ihr Kinderbetten, solche und so'ne. Und jedesmal legt sie den Säugling hinein und beginnt abzuschätzen. Schließlich meint sie enttäuscht: „Haben Sie keine breiteren?" Der Verkäufer, erstaunt: „Noch breiter? Für das kleine Wurm?" Frau Mix ist beleidigt: „Was geht denn Sie das an? Es sind doch Drillinge!"

(Schluß von Seite 474)
Tochter. Sie ist der Prototyp des modernen Mädchens, mutig, selbständig, sachlich und hemmungslos. Auch der junge Journalist ist da. Jetzt als unabhängiger Genießer. Natürlich haben sich die beiden längst gefunden. Sie präsentiert dem Vater ihren Erwählten. „Jeden — nur den nicht!" ruft der im Tiefsten getroffene Minister. Warum? In der Zwischenzeit ist ihm zu vollem Bewußtsein gekommen, daß dieser der einzige Mensch auf der Welt ist, für dessen lebenslängliche unantastbare Faulheit er, der große Finanzmann und Minister, arbeiten muß von früh bis spät, genau so wie die Tausende von Angestellten und Arbeitern seiner Betriebe für ihn selbst arbeiten. Darum ist er der einzige Mensch, den er haßt, wie man ein Symbol haßt. Zweiter Aktschluß für den jungen Helden: Er bleibt auf der Szene in banalem Gespräch mit einer alten Tante der Geliebten, während hinter der Szene, — um die Wiederholung zu vermeiden — der Minister seine Tochter aufklärt über den wahren Sachverhalt jener Lebensrettung. Angst und letzte Spannung bei dem Jungen, die sich in seinen verkehrten Antworten und sinnlosen Fragen an die banale Tante Luft machen! — Verstehst du, was für eine Szene für einen unserer großen Schauspieler wir daraus machen können! — Dann die Lösung: Der Vater hat bei der Tochter gerade das Gegenteil seiner Absicht erreicht. Die Tochter fliegt dem aus den Fugen geratenen Helden lachend und noch verliebter aus dem Nebenzimmer an den Hals. Vorhang."

„Damit ist die Komödie aus! Der Stoff erschöpft!"

„Durchaus nicht! Eine gute Idee wie diese läuft ganz von selbst weiter und wächst in den dritten Akt. Jetzt Phantasie und romantische Ironie. Der Minister erkennt endlich die Sinnlosigkeit, Gefährlichkeit und Abscheulichkeit der kapitalistischen Lebensformen, seiner bisherigen Überzeugung, und entschließt sich, ein reinigendes Generalbekenntnis vor aller Öffentlichkeit abzulegen und damit für immer von der politischen und wirtschaftlichen Tribüne zu verschwinden in ein neues, einfaches, menschliches Dasein!

Jetzt kommt die Umdrehung des Ganzen! Der junge Held, glücklich verheiratet, ist längst ein bequemer Bourgois geworden und zittert vor diesem Schlag, der ihn aller Annehmlichkeiten seines Lebens berauben würde. Er bittet, fleht den Minister auf den Knien an, um Gottes willen nichts zu bekennen, solche greisenhaften Sentimentalitäten zu unterlassen, und Minister, Finanzmann zu bleiben zum Wohle des Volkes und aller Beteiligten. Der Minister resigniert wirklich. Als Stückschluß ein alle befriedigendes Kompromiß, eine grotesk-triumphale Koalition aller bürgerlichen Begriffe!" —

Der Realist äußerte seine Bedenken. Aber sie wurden immer schwächer, sein Gesicht hellte sich mehr und mehr auf, und gegen Abend verließen sie das Kaffeehaus mit dem heiteren Entschluß zu gemeinsamer Arbeit. Der Idealist nahm das Schriftstück an sich, das jetzt zum Exposé der Komödie aufgerückt war, doppelt befriedigt, daß es ihm gelungen war, des Freundes verzweifelten und gefährlichen Elan in sinnvolle, überlegene und, wie sie beide erwarteten, ergebnisreiche geistige Produktion umzuwandeln. —

Die Komödie wurde fertig, ging über die Bretter der Hauptstadt und — fiel durch.

„Warum? Warum nur?" fragte der Idealist gebrochen im Kaffeehaus bei der Lektüre der schlechtesten Kritiken den Realisten, seinen Mitarbeiter.

„Weil du dich von der Wirklichkeit immer weiter entferntest — von Akt zu Akt! Es fing sehr gut an, solange du dich an meine Tatsachen hieltest, und löste sich im dritten Akt einfach in Luft auf! Du allein hast die Schuld! Warum hast du mich damals verhindert, zu handeln? Das hätte einen ganz anderen, den richtigen dritten Akt ergeben. Aus Fleisch und Blut! Ganz von selbst. Wie bei allen guten Handlungen! Dann hätte das wirkliche Leben die wirkliche Komödie geschrieben, und wir stünden am Anfang einer neuen Epoche im Leben wie in der Literatur! Zum Teufel mit deinem idiotischen Idealismus!"

„Dein maniaker Realismus gehört ins Gefängnis oder ins Narrenhaus, aber nicht in die Kunst! Es war der erste und größte Fehler, von dir auch nur eine Zeile zu übernehmen!" schrie der Idealist und schlug mit der Faust auf die Tischplatte.

Sie stopften die Zeitungen in die Taschen und trennten sich grußlos für immer.

Bei Chemieprofessors

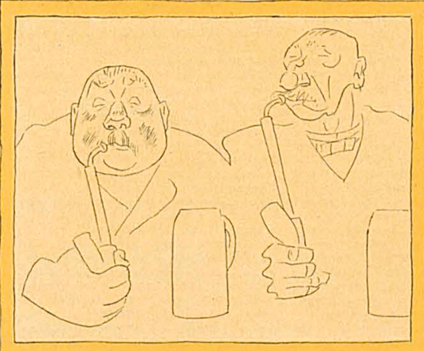
(Th. Th. Heine)



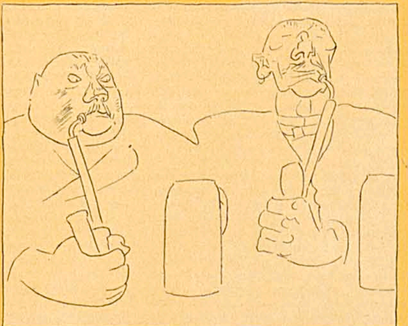
„Und mein Mann hat Jahre gebraucht, um ein einziges Atom zu zertrümmern!"

Stammtisch in Gefahr!

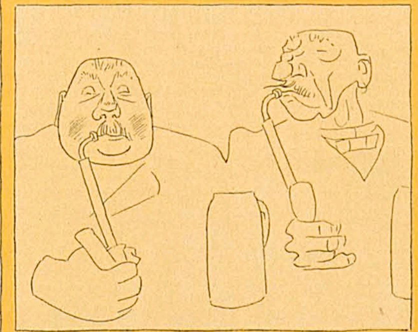
(O. Gulbransson)



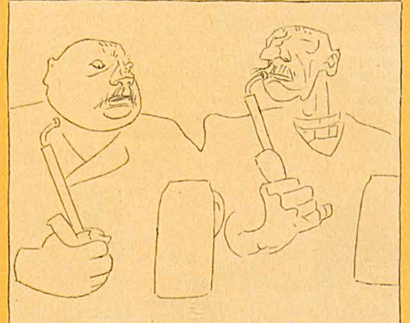
„Zuständ' san bei uns — wia in da Revolution!"



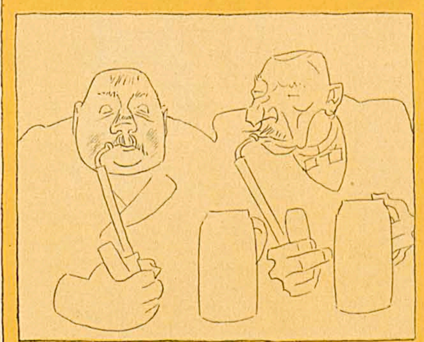
„An starken Mann brauchat ma halt — an recht an stark'n!"



„— — — an Bismarck!"



„Geh, was vasteht a Preiß von inserne Sach'n!"



„Von welchene Sach'n?"



„Rindviech — von da Biersteuer moan i!"

Stuttgart, 30. Dezember 1929 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 40

SIMPLICISSIMUS

1930

ZEICHNUNG VON OLAF GULBRANSSON 29



„FÜRCHTE DICH NICHT, ES ÆNDERT SICH NICHTS IM NEUEN JAHR — DER ZUSTAND BLEIBT!"

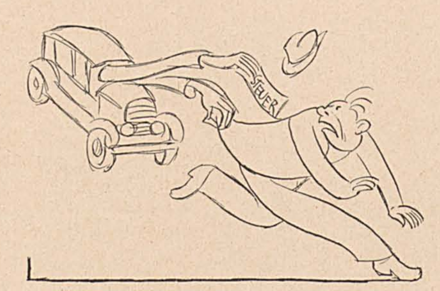
Neue Steuern —



Traumsteuer.



Bestechungssteuer.



Fußgängersteuer.



Liebessteuer.

Silvester-Gedanken

Zu Anfang kotzt es einen wirklich an,
sich immer wieder „Prost Neujahr!“ zu sagen —
Doch hat man erst viel heißen Punsch im Magen,
ermannt man sich und glaubt daran.

Und grad Silvester hat man sich doch oft
was angelächelt und 'ne Frau geangelt,
der nichts als nur das bißchen Herz gemangelt,
und hat auf was gehofft —

Ein andres Mal da war es ein Verleger,
von dem man wußte, der hat's knüppeldick —:
man dachte träumerisch an spätes Glück,
und das Intresse wurde reger — — —

Und pulste purer Arrak durch das Blut,
und war man glücklich wieder stinkbesoffen,
sah irgendwo das Aug' den Himmel offen,
und alles schien nun restlos gut — — —

Man labte sich an feuchten Frauenküssen
und hat Konfetti sich ins Maul gestopft —
Still ist der Rotwein auf den Schlips getropft —
man hat sich kindlich-froh mit Senf beschmissen — — —

Am andren Morgen freilich — Jahr für Jahr —
hat dich der Hauswirt böse angemeckert —
und du warst pleite — und total bekleckert —
und dieses Dasein schien dir sonderbar — — —

— — — Hinwiederum: wenn man bei diesem Fest
— sei's nur aus Trotz — sich einmal nicht besöffe —:
wie da die Träne aus dem Auge tröffe!
Weil Hoffnungslosigkeit sich schwer ertragen läßt — — —

Karl Kinndt

Ich glaube, ich hab' einen Vogel

Mir geht es immer so. Ich kann mich nicht beherrschen. Neulich sitze ich ganz friedlich in der Wirtschaft an einem Tisch — so recht für mich allein. Ich sitze am liebsten allein am Tisch. Wenn jemand kommt und vom Wetter redet, kann ich sehr böse werden. Es dauert diesmal leider nicht lange; drei Personen setzen sich zu mir und reden abwechselnd vom Wetter, von Mussolini und was sie gestern zu Mittag gegessen haben. Einer fragt: „Darf ich um Feuer bitten?“ Der Grimm würgt mich schon, und ich sage: „Nein!“
Die drei sehen sich an und werden ganz grün im Gesicht. Der eine Herr, der eine Brille hat, rückt einen ganzen Meter vom Tisch weg. Ich spüre eine sonderbare Erregung im Innern, mir geht das immer so. Wir schauen uns feindselig an. Ich sage zu dem Wirt: „Gustav — bring mir ein Glas Bier mit dem Schaum nach unten, einen toten Rollmops, ein aufgewärmtes Solei und die Zeitung von morgen früh!“
Der Herr mit der Brille guckt mich an, als wäre er Trichinenbeschauer. Ich sage lächelnd: „Verzeihung — haben Sie schon die neuen Streichhölzer von dem Kreuger gesehen?“ — „Nein“, sagt der Herr zögernd. „Sehen Sie her“, sage ich, „das sind die neuen Hölzer — die Köpfchen sitzen bei diesen nämlich am verkehrten Ende!“ Der Herr mit der Brille erhebt sich und schreitet zur Toilette, die anderen scharren mit den Stühlen. Als er zurückkommt, bemerkt er mit einem bedeutungsvollen Blick: „Jaja. Mit den Wölfen muß man heulen — — —!“ — „Sehr richtig“, sage ich, „wer am längsten lebt, lacht am besten. Mittagsstunde hat einen Zahnstocher im Munde. Ramona ist der beste Schwan im Blauband. Ein Floh in der Hand ist besser als zwei unter dem Chemisettchen. Wer andern eine Grube gräbt, ist Totengräber!“
Die Gäste wackeln mißmutig mit den Köpfen. Der Herr mit Brille rückt nervös an diesem Instrument herum, beugt sich vor und fragt süß lächelnd: „Mein Herr — Verzeihung — ich bin Arzt. Fehlt Ihnen etwas?“
Wie mich dieser dumme Quatsch ergrimmt! Wie ich diese Brille hasse. Ich ersticke. Zwinge mich aber mit aller Kraft, höflich zu bleiben und sage: „Mir fehlen zwanzig Mark, ein Backzahn und ein Knopf an der Weste. Mein Augapfel ist wurmstichig, mein

im neuen Jahr

(Th. Th. Heine)



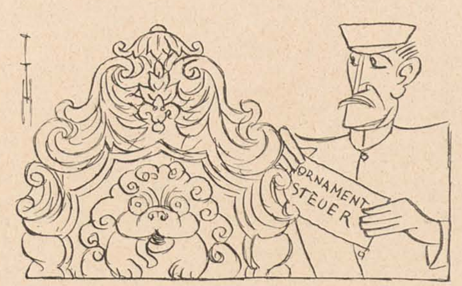
Muttermilchsteuer.



Gespenstersteuer.



Rednersteuer.



Ornamentsteuer.

Kehlkopf läßt sich die Haare schneiden, mein Blinddarm schielt, und von meiner Kniescheibe können Sie sich ein Stück abschneiden!"

Der Herr mit der Brille putzt sich umständlich und aufreizend die Nase. Er legt das Taschentuch zeremoniell zusammen und steckt es langsam und feierlich in die Hosentasche. Oh, wie ich ihn verachte und hasse. Wie er das mit dem Taschentuch macht, diese Bewegung, und dabei in die Runde blickt — das empört mich, das heizt mir ein, das macht mich rasend. Er blickt in die Runde und sagt: „Gehen wir — meine Herren — gehen wir!" Dieser Ton in der Stimme, dieser ölige Hohn! Diese Brille — dieser Kerl — dieses Taschentuch — dieser Rundblick! Redet vom Wetter und von Mussolini und daß er gerne warmes Eisbein ißt. Ich schwinge einen Stapel Bierfilze und rufe: „Raus!" Einer der Begleiter des Brillenträgers öffnet sachte ein Fenster. Der andere sagt: „Das ist denn doch stark!" — „Allerdings!" sagt der Brillenmensch. „Raus oder ich zerschmettere euch!" Der Herr mit der Brille tritt einen Schritt näher, hebt den Zeigefinger warnend starr und steif wie einen Bleistift und sagt: „Herr!!!" Ich sehe rote und weiße und blaue Flammen vor meinen Augen, erhebe den Bierfilzstapel und brülle: „Raus! Treten Sie raus aus meinem Milieu! Begeben Sie sich in den Abgrund Ihrer Pofeligkeit! Armseliger Mops! Sie kläglicher Kaktus! Sie Dünnbier! Kalter Kaffee Sie! Armleuchter! Ausgebrannte Warze! Sie Trittbrett!"

Die Bierfilze fliegen. Ich fliege auch. Durch das Fenster. In eine Pfütze. Das geht mir immer so. Ich kann mich nicht beherrschen. Ich glaube, ich hab' einen Vogel — — —.

J. K. Hesse

ER

Er litt an diesem und jenem.

Beispielsweise an der unheilbaren Vorstellung, wie schön das wäre, im Theater zu sitzen, hoch oben auf höchstem Balkone und plötzlich — während der Ouvertüre oder der großen Arie — das schwere Zeißglas ins Parkett fallen zu lassen.

Als gesitteter Mensch blieb er von Stund an dem Theater fern oder nahm einen Sitzplatz auf der soliden Basis des Parterres, ohne die Sehnsucht nach dem Sitzen auf der Galerie je ertöten zu können.

Neues und Böses in sich nahm er wahr auf der Fahrt ins Gebirge, da er alleine in dem Abteil saß und den Hebel der Notbremse über sich anstierte mit lüsternen Augen.

Mehr als zweimal legte er frevelnd Hand an den Griff, klopfenden Herzens und surrenden Schädels.

Doch war er stark und vermied für die Zukunft das Alleinsein nach Kräften, und hielt es trotzdem nicht aus.

Also litt er.

Doch dem Zuge der Zeit, in dem es zwar keine Notbremsen gibt, wohl aber den hübschen Reklamevers: „Hast du Leid — geh zu Freud!" . . . diesem anmutigen Zuge folgend ging er, da er welches hatte, zu Freud und erfuhr, was er leise schon ahnte.

Er hörte, daß das eine auf einen Kastrationskomplex zurückzuführen sei, der durchsetzt von gewissen Mutterleibsphantasien in ihm das Gefühl einer psychischen und moralischen Verwahrlosung wachgerufen habe, . . . wohingegen der Komplex mit der Notbremse einer esotherischen Angstreaktion vollauf entspräche und ihn mit Abwehrtendenzen erfülle.

Mit dieser Erklärung versehen fuhr er ins Gebirge, mied die Gesellschaft, um über sein mediceisches Schicksal nachzudenken, und zog zwischen Miesbach und Schliersee die Notbremse.

Da nichts darob geschah, der Zug nicht hielt, niemand ihn rügte und alles beim alten blieb, warf er drei Tage später von der Galerie des städtischen Opernhauses seinen Feldstecher in das Parkett; er verhängte sich während des Fallens mit Hilfe des Riemens am ragenden Arm eines Leuchters im zweiten Rang und tat dem Duett keinen Abbruch. Dies erschütterte ihn dumpf, nahm ihm den Glauben an vieles und lenkte ihn jählings zurück in die romantische Öde seines Innenlebens.

Arnold Weiß-Rüthel

S.O.S. Deutschnational!

(Karl Arnold)



„Man spielt nicht ungestraft mit dem Parteifeuer!"

Lieber Simplicissimus!

Unter den üblichen Neujahrsmahnungen brachte sich auch ein Leichenverbrennungsverein wie folgt in Erinnerung:
„Wertes Mitglied! Sie sind seit vier Monaten mit dem Beitrag rückständig. Wir ersuchen Sie, Ihre Schuld bald zu begleichen, da Sie sonst im Absterbungsfalle nicht genußberechtigt sind."

•

Ich erhielt eine Glückwunschkarte, die allen sparsamen Leuten als Muster zur Nachahmung empfohlen sei: Herzliche Glückwünsche zum Jahreswechsel für die Jahre 1930—35.

•

Nach der Silvesterkneipe sitzt der Fuchs mit dem Leibbursch ziemlich verblödet beim Frühschoppen. „Weißte, Fuchs", sagt der Bursch mit einem tiefen Seufzer nach langem Schweigen: „So darf das nicht weitergehn!" — „Recht haste, Mensch", sagt beistimmend der Fuchs, „aber n o c h mehr saufen kann ich nicht!"

•

In meinem thüringischen Heimatstädtchen hatten wir lange Zeit eine treue Waschfrau, die nicht nur auf Wäsche ging, sondern abends auch die Gaslaternen anzündete, die sie natürlich morgens auch wieder löschte. Dann trug sie aus und so fort — also ein vielgeplagtes Arbeitstier. Dabei schenkte sie noch Jahr auf Jahr einem Kindchen das Leben. Auf meine Frage, ob sie denn das aushalte, bei der vielen Arbeit, antwortete sie strahlend: „Das is jedes Jahr meine scheenste Zeit — unter zweeundzwanzich Taachen geh ich nich aus'n Bätte!"

Wiedersehen mit einem alten Mantel

Von Richard Gerlach

Ich weiß noch genau, wie ich ihn auszog, nein, herunterriß, und dann lag er irgendwie hingeworfen über einem Stuhl. Kleider nehmen viel von Erlebnissen an. Einer der Hornknöpfe kollerte herunter. Dolly legte das schwere Ungetüm über ihre Knie, hielt den Flüchtling in spitzen Fingern, zog einen viel zu langen Faden durch die Nadel und stellte sich so ungeschickt.

Zusammenfassend: es war ein geerbter Überzieher, schwarz von Hause aus, aber allmählich etwas ins Grünliche schillernd. Um die Hüften prallte er sich und markierte auf unvorteilhafte Weise den Bauch; schick war er nicht, aber warm, und ich trug ihn noch fünf Jahre, obgleich er schon mindestens ebenso lange gegen Schnee und Regen standgehalten hatte, als Onkel Willy starb. Und nun sind es schon wieder ganze fünf Jahre her, daß ich ihn ins Leihhaus brachte und nicht wieder abholte. Ich erhielt bare sieben Mark fünfzig.

Gestern wartete ich an der Haltestelle, da schwippte mir plötzlich ein Straßenfeger eine Ladung Kot über die Schuhe. Ich blickte wütend über die Bosheit empor — und erkannte meinen Mantel. Grün, sehr grün auf den Schultern, einen gut gestopften Dreiangel schon von Onkel Willy her auf dem Rücken, unverschämt prall um die Hüften, durchgestoßen der Samtkragen, ausgefranst die Ärmel, — kein Zweifel, er war es.

Der Mann, der ihn trug, schien auch bessere Tage gekannt zu haben. Auf seiner Nase ritt ein Zwicker, das rote Apfelgesicht glühte. Ich hatte einmal einen Rechtsanwalt zum Freund, der glich ihm, etwas gedunsen, etwas verschlafen, und er sang mit seinem gefühlvollen Tenor so ausdauernd sanfte Lieder vom grünen Wald. Ach, er war eine zarte Seele, ein verspäteter Romantiker, weiß Gott, wie es ihm in diesen harten Zeiten gehen mag.

Es tat mir leid, daß ich gemeint hatte, der Gelegenheitsarbeiter, der nicht einmal eine städtische Mütze auf dem Kopfe hatte, und der vielleicht morgen wieder entlassen werden konnte, habe mir aus Niedertracht die Schuhe bespritzt. Er war wohl nur in Gedanken gewesen. Wahrscheinlich empfindet einer, der die Straße säubern muß, kein besonderes Wohlwollen für die Müßigen, die den Weg sperren. Nun machte mein Nachfolger im Mantel eine Pause, stützte sich auf den Stiel, kramte dann in den Taschen, wahrhaftig, er kramte in den Taschen, aber er fand anscheinend nicht, was er suchte.

Die Taschen, was hatte ich nicht alles darin gehabt. Einmal einen halberfrorenen Spatzen. Wir setzten ihn in die Küche, er wärmte sich auf und wurde schließlich das zahmste Haustier. Und dann unzählige Bibliotheksbände. Noch war die Tasche vom Oktavformat eckig ausgeweitet, aber es saß freilich kein Buch mehr darin. Bei Ausflügen staken die Taschen voll Orangen, hartgekochter Eier und Brot. Nachts lag er immer über dem Fußende des Oberbettes. Wer konnte damals heizen? Dieser Paletot hat die ganze Inflation mitgemacht. Brotmarken. Volksküche. Erste Gedichte. Wir haben zu zweit darauf gelegen draußen, im Vorfrühling. Auf ihn brauchte man keine Rücksicht zu nehmen, er war nichts wert, verschossen, verschlissen.

Endlich trennte ich mich von ihm und gab ihn ins Leihhaus. Das war, als Dolly mir erklärte, sie wollte ihren Freund in diesem Aufzug nicht mehr kennen. Man müßte sich schämen. Ich kaufte mir auf Abzahlung einen völlig kavaliermäßigen Ulster. Aber ich sagte Dolly Lebewohl und fuhr nach Bulgarien.

Da wandert der Mantel hin, wechselt seine Besitzer, wechselt seine Schicksale. Ich hätte ihm gern noch einmal durch die Knopflöcher gegriffen, ihn gestreichelt. Aber ich fürchte, der Herr mit dem Zwicker möchte mich für verrückt halten.

Verfassungsreform

Kampf um die Verfassungsreform in Österreich. Täglich begegne ich einem der Staatsmänner. Mürrische Miene, nervöse Bewegungen. Man sieht ihm den Kampf an — schließlich kein Wunder — denn es geht ums Ganze.

Endlich scheint mir sein Gesicht etwas erhellt, ich schöpfe neue Hoffnung. Wir grüßen uns zwar nur stumm, aber der alte Herr scheint glänzender Laune — da kann ich mir's nicht verkneifen, ihn anzusprechen.

„Also, Exzellenz . . . die Zeitungen schreiben . . .“

„Lieber Freund . . .“ Seine Exzellenz lächelt mild. „Die Zeitungen wissen halt nix. Aber im Vertrauen — es geht . . .“

„Wirklich, Exzellenz? Ist demnach Hoffnung vorhanden?“

„Hoffnung? Ich sag' Ihnen, alles ist in Ordnung. Wie meinen Sie? Stellung der Stadt Wien? Steuerkontrolle? Das sind ja Kleinigkeiten . . . aber in den großen Sachen haben die Sozis nachgeben — die rote Bagage . . . denn wissen S', die Hauptsach hab'n mir heut abg'macht . . . ja, die Hauptsach . . . Sie werden schaun, was wir für Staatsmänner sind: Jeden Sonntag darf jetzt die Heimwehr durch Favoriten marschieren und den Radetzkymarsch spieln . . .“

Vom Tage

In einer Wahlversammlung der bayrischen Volkspartei sprach der Redner, ein hoher Beamter, folgendes:

„Meine Damen und Herren! An selber Stelle sprach vor einigen Tagen ein Prominenter der Wissenschaft über die menschlichen Hormone und deren Funktionen. Wollen wir hoffen, daß durch Ihre rege Wahlbeteiligung die bayrische Volkspartei auch solch ein Hormon werde, zum Besten unsres Vaterlandes!“

Alles blieb still und lauschte andachtsvoll.

Silvester

Was tut der Mensch beim Jahreswechsel?
Er hackt des Geistes Stroh zu Häcksel
und formt draus einen hübschen Toast.
Meist endigt selbiger mit: Prost!

Worauf bei Herren und auch Damen,
die dieserhalb zusammenkamen,
bald heißer Punsch, bald kühler Sekt
ein Harmoniegefühl erweckt.

Kein Mensch spielt mehr den Eckensteher.
Man schließt sich auf, man tritt sich näher.
Und dieser goldene Humor
hält manchmal bis zum Morgen vor.

Dann freilich zeigen sich Symptome
in dem noch eben frohen Home
der Wahrheit, die man oft vergißt,
daß alles zwiegespalten ist.

Die Wonne wandelt sich zum Kater,
Don Juan zum Familienvater.
Und dann ist's wieder, wie es war . . .
Man nennt den Zustand: Neues Jahr.

Ratatöskr

Lieber Simplicissimus!

In Österreich haben wir jetzt ein funkelnagelneues Preßgesetz, das nicht nur fast jede kritische Äußerung eines Journalisten unter Strafe stellt, sondern sogar eine — für Österreich völlig neue — Verhängung von Geld- und Freiheitsstrafen nebeneinander vorsieht.
Bei einem Festbankett traf Schober mit einem uralten Wiener Redakteur zusammen und benützte die Gelegenheit, die Ansicht des erfahrenen Publizisten über das neue Preßgesetz zu hören.
„Meine Ansicht?“ sagte der Journalist — und nahm gleichzeitig eine Banknote aus der Brieftasche, — „bitte, verehrter Herr Kanzler, nehmen Sie die hundert Schilling und ersparen Sie mir auf meine alten Tage den Kerker!“

•

Ein Taucher aus Hamburg wird am Gericht einer größeren Stadt als Zeuge vernommen. Nach der Verhandlung fragt ihn der Richter wegen Festsetzung der Zeugengebühren: „Was verdienen Sie die Stunde?“ — „Je nachdem, sechzig bis hundert Mark!“ — „Was, so viel! Das verdient ja nicht einmal unser Oberbürgermeister!“ Worauf jener erwidert: „Der taucht aber auch nicht!“

Der Tod im Zug

Von Arnold Ulitz

Der Berliner Geologe, Professor S., fuhr am Pfingstsonnabend 1928 nach Breslau, um seinen dort verheirateten jüngeren Bruder, einen Mathematiker, zu besuchen. Beide Brüder kannten nur streng wissenschaftliche Belange, und nicht einmal zu Kunst und Dichtung, die doch inzwischen sachlich geworden waren, hatten sie je das loseste Verhältnis. Um so erstaunlicher das dunkle Abenteuer, das dem älteren Bruder zustieß.

Am 17. Mai verließ er Breslau mit dem D-Zug 8 Uhr 22. Als er durch den schwachbesetzten Zug ging, mußte er an einem elegant gekleideten Herrn vorüber, dem er erst in der letzten Sekunde ins Gesicht sah. Er stierte entsetzt, denn dieser Herr, der ihn übrigens nicht zu sehen schien, hatte einen Totenkopf, und zwar nicht etwa nur einen von tödlicher Krankheit entfleischten Kopf, sondern wörtlich und wahrlich einen Totenkopf, auf dem lästerlich grotesk ein steifer, schwarzer Hut saß. Gräßlicher fast war es, daß die linke Hand, eine Totenhand, mit koketter Lässigkeit zwischen zweitem und drittem Knochenfinger eine Zigarette hielt.

Der Professor wankte auf einen Sitzplatz im nächsten Abteil und saß erschüttert und wie betäubt. Dann revoltierte aber sein wissenschaftliches Gewissen, er sprang auf, eilte die wenigen Schritte zurück, durchwanderte den ganzen Zug, forschte in jedes Abteil, aber den reisenden Tod fand er nicht mehr. Professor S. sagte sich: „Ich habe halluziniert!", und war, echt gelehrtenhaft, mit dieser klaren Feststellung vorerst zufrieden, als sei die Sache aufgeklärt und abgetan, und erst, als er eine geraume Weile wieder auf seinem Platz gesessen hatte, fragte er sich: „Warum habe ich halluziniert? Zweifellos bin ich fieberfrei!" Kaum war die Frage gestellt, als ihn auch schon dolchscharf die Antwort durchstieß: „Eine Ahnung! Ein einwandfreier Fall von Voraussehen!"

Vergeblich kämpfte sein kalter, bis dahin unbescholtener Verstand: aus der Ahnung wurde etwas anderes, Stärkeres, gegen das die Vernunft ohnmächtig anlief: aus der Ahnung wurde Angst, unerhörte, drosselnde, schweißtreibende Todesangst. Er sah die Augen der Mitreisenden beileidig und erschrocken auf sich gerichtet, er schämte sich, aber diese Scham vermochte keine Röte in sein todfarbenes Gesicht zu gießen, und als der Zug 9 Uhr 20 in Liegnitz zum ersten Male hielt, lallte er, als habe er es nötig, sich vor Fremden zu entschuldigen, ein paar Worte von plötzlichem Unwohlsein, stieg aus und war entschlossen, erst mit dem Mittags-D-Zug weiterzureisen.

Kaum stand er auf dem Bahnsteig, als ihn ein nie zuvor so heiß gespürtes Glücksgefühl durchschoß: Gerettet! Er lachte vor sich hin und ging in den Wartesaal. Da befiehl ihn eine sonderbare Unruhe: „Gesetzt den Fall", sagte er sich grüblerisch, „dem Zug widerfahre in der Tat ein Unglück und ich gäbe meine Ahnung oder Halluzination jetzt sofort zu Protokoll, dann wäre für das vielumstrittene Problem endlich einmal ein dokumentarischer Beweis vorhanden, und ich hätte der Wissenschaft einen grundlegenden Dienst erwiesen!" Über die anfängliche Furcht, sich bloßzustellen, errang nach einiger Zeit das Pflichtgefühl des Wissenschaftlers den Sieg, und er suchte den Bahnhofsvorsteher im Dienstraum auf und trug ihm die merkwürdige Angelegenheit vor. Der Beamte, dem bei seinem verantwortungsvollen Posten okkulte Neigungen wirklich schlecht angestanden hätten, fuhr ihn recht unfreundlich an, er habe für dergleichen Fisimatenten keine Zeit, und knallte, da ihn die Pflicht auf den Bahnsteig rief, an dem beschämten Gelehrten vorüber und hinaus.

Ein subalterner Beamter jedoch, vegetarisch unterernährt und schon aus diesem Grunde allem Geheimnisvollen holder gesinnt, erklärte sich geradezu begeistert bereit, die Mitteilung des Professors zu protokollieren. Sie unterschrieben, und der Gelehrte spürte zum zweitenmal an diesem Tage jenes heiße Glücksgefühl.

12 Uhr 19 fuhr er nach Berlin weiter und traf wohlbehalten ein. Am Schalter fragte er, ob der 8 Uhr 22 von Breslau abgegangene D-Zug fahrplanmäßig eingetroffen sei, und als der Beamte gleichgültig bejahte, war er nicht ohne weiteres zufrieden, sondern fragte eindringlich weiter: „Wirklich? Ist wirklich nichts passiert?" Da antwortete der Beamte wütend: „Bei Ihnen piept's wohl? Halten Sie den Verkehr nicht auf!"

Lieber Simplicissimus!

Im Zug Marburg—Frankfurt a. M. hat mir gerade eine gesprächige junge Dame die interessante Tatsache mitgeteilt, daß sie von der Beerdigung ihrer Tante kommt.

„Jo — 's isch halt arch traurich. Sie is an der Diagnose g'schtorwe."

Ich: ??!!

„Die Operation hot schrecklich lang gedauert, un mir hawwe als gewart't un gewart't, un dann hot der Arzt g'sat, sie wär in der Diagnose gebliwwe."

Nun war mir die Sache klar.



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Peter Scher, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Guter Rat

(E. Thöny)

„Wofür heiraten — büst du op See, slept se doch bi'n annern — kommst du to Hus, wartet blots ümmer desülbige Deern op di."

Anzeigenpreis für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile 1.25 Reichsmark • Alleinige Anzeigen-Annahme durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse.

Berliner Ballspießer

(E. Thöny)



„Blendend — die Henny Porten erinnerte sich, daß wir schon mal zusammen waren.“ — „Ja, und wie charmant von Conny Veidt, uns einen Stuhl zu überlassen!“

Am Südpol

(A. Kubin)



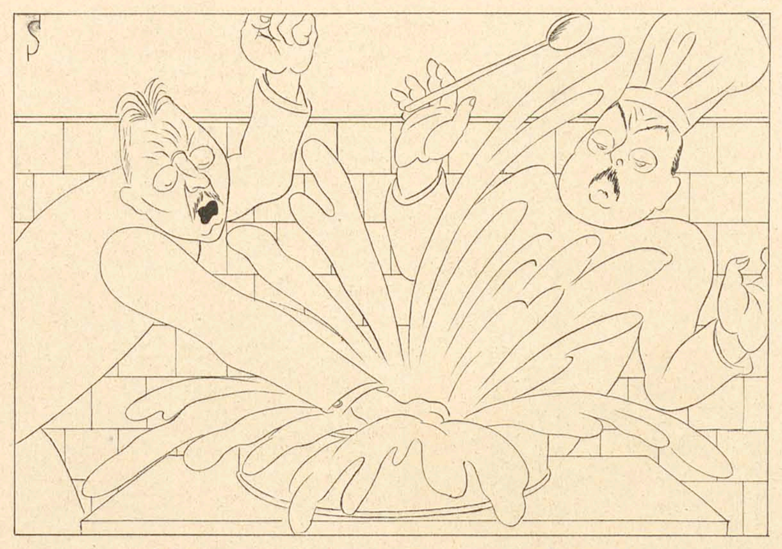
Die Hänse

Der kleine, glückliche Hans begann einmal geradeaus zu gehn. Und weil er es so schön fand, die Wegschau so reich war, Bäume und Tiere, Wasser und Berge so voll der Harmonie ihrer Formen, ging er immer weiter. Immer geleiteten ihn die Sternbilder, die er von Kind auf kannte, und sie sagten: Heimat, Heimat ist, wo du wanderst.
Da kam er endlich an einen Schlagbaum mit bewaffneten Leuten, die sprachen ein Lautgemisch von andrer Zusammensetzung und hielten ihn im Geradeauswandern an. Er hatte viele Mühe, ihnen mit Gesten zu erklären, daß er nichts wolle als hindurchgehn, immer geradeaus. Als einen Narren ließen sie ihn lachend laufen; er lachte mit ihnen, und er fand, es seien doch sehr freundliche Menschen.
Nur wunderte er sich, daß bis auf Menschenlaut sich nichts hinter dem Schlagbaum änderte. Weder waren die Bäume, Felder, Tiere anders, noch sagten die Sterne je andres als: Heimat — Heimat ist, wo du wanderst! Die Menschen selbst waren, bis auf die fremden Laute, die sie sich zum Denken und zur Verständigung erdacht hatten, im wesentlichen die gleichen. Er sah blonde, braune, große, kurze, fette, schmale, heitere, ernste Menschen. Sie taten auch alle dasselbe: Sie bauten ein Dach für Weib und Kind, sie schafften um Brot, sie lachten mit ihren Kindern, sie weinten um ein Grab.
Dazwischen lag wohl, das sah er von seinem Wege aus, eine andre Färbung des Lebens, wie auch das Korn wechselte und wie diese oder jene Pflanze üppiger oder karger geriet. Doch was bedeutete das vor der großen Gleichheit, die ihr Leben richtete?
Der kleine, glückliche Hans kam zu seinem Erstaunen wieder an einen Schlagbaum; da half noch ein Strom der Sperre nach. Hüben sprachen sie hell, drüben sprachen sie scharf und wieder mit neuen Lauten. Ihre Antlitze, ihre Freude, ihr Kummer, ihre Sehnsucht waren die gleichen. Die Wälder waren dort wie hier, die Hunde bellten, die Pferde zogen, die Kühe sagten muh, unbekümmert um alle Schlagbäume.
„Wie", rief der Hans, „ist es möglich, daß man mich wieder nicht geradeaus wandern läßt? Ich bin doch immer noch zu Haus!"
Aber sie verstanden ihn nicht, und nur, weil er nichts hatte als seine erstaunten Augen und sein Ränzel, ließen sie ihn weiter.
So zog Hans querein, gradaus, von Grenze zu Grenze. Allmählich hatten sich ihm andre Hänse angeschlossen, so dumm wie er, und die staunten mit ihm, daß immer eine Grenze war, wo doch die Natur nirgends Halt sagte.
Wurden für Hans die Büsche, die Erdformen, die Tiere etwas anders, so daß er meinte: „Nun ist es doch die Fremde, in der ich wandre, nur die Sterne kenne ich noch!" dann riefen die andern Hänse, die später dazugekommen waren: „Nein, wir kennen alle diese Formen. Uns sind sie nicht fremd — — —"
Es floß die ganze Welt von Form zu Form in weichen Übergängen. Und je mehr Hänse dem Zuge folgten, hinter dem blonden, blauäugigen Führer die dunkleren, die Rundköpfe, die Krausköpfe, die Breitgesichter, um so stärker scholl der Ruf ihrer Verwunderung: „Warum die Schlagbäume? Drüben scheint ja noch die Sonne unserer Heimat!"
Und so liefen sie, ein mächtiger Zug, glücklich im Entdecken, glücklich im Gradauswandern, um die Welt und nannten sie: Heimat!
Die andern aber, die hinter den Grenzbäumen sitzen blieben, sagten geringschätzig: „Das ist heimatloses Gesindel!"

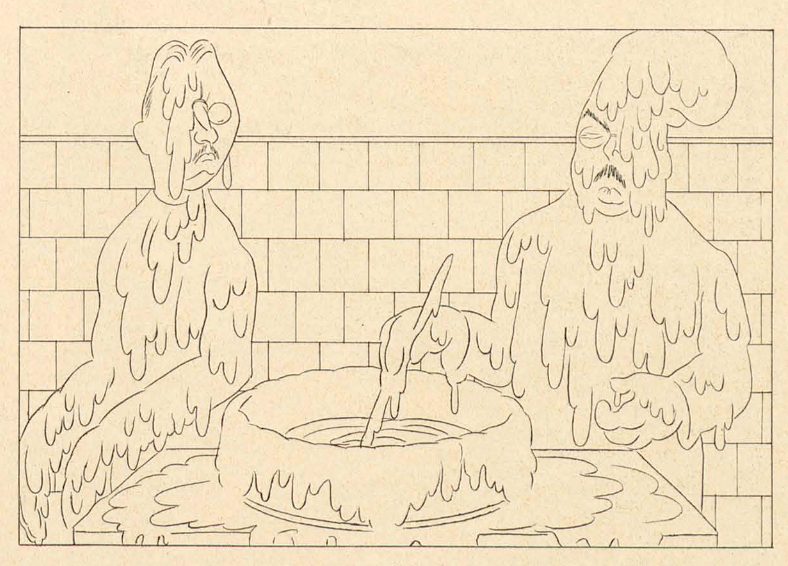
Elsa Maria Bud

Finanzreform zum Young-Plan

(E. Schilling)



„Schneller, schneller, Sie rühren ja viel zu langsam, Herr Hilferding!“



„Ja, Herr Schacht — der Meinung waren wir ja alle!“

Curtius vor der Reise nach dem Haag

(Wilhelm Schulz)



„Wenn man nur zu Hause keine Dummheiten macht, sobald ich auswärts zu tun habe!“

Stuttgart, 6. Januar 1930 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 41

SIMPLICISSIMUS

(Erich Schilling)

Wettfliegen der Pleitegeier

Schacht, Hilferding und Müller — jeder behauptet, daß seiner den Rekord schlagen wird.

(Rudolf Speemann)



„Mir scheint, der Wintersport ist doch nicht so gesund, wie man immer behauptet!"

Alm zur schönen Aussicht / Original-Schallplattenaufnahme. Von Hans Reisiger

Szene: Ich sitze auf der offenen Veranda der Almwirtschaft „Zur schönen Aussicht" bei Partenkirchen in einem Korbstuhl, die Beine ausgestreckt, das Gesicht mit geschlossenen Augen zur Wintersonne erhoben, die sich hier warm verfängt. Ich „köchtle", wie man hierzulande sagt, das heißt ich lasse mich bis in die Eingeweide von dem rötlichgelben Wärmeglanz durchstrahlen und denke nichts als: Gott sei Dank, daß ich hier bin. Öffne ich einmal blinzelnd einen Spalt meiner Lider, so hängt mir Wettersteinkette, Dreitorspitz, Alpspitz, Zugspitz, Waxenstein, weißblaue Strahlen schießend, an den Wimpern. Keine Menschenstimme weit und breit. Nur sauberer klarer Hall der frosterstarrten Welt.

Plötzlich von draußen her ein animalisch beunruhigendes knasterndes Geräusch, wie wenn eine Schallplatte zu laufen anfängt. Kein Zweifel, das geht von einem Lebewesen aus. Ich öffne die Augen nicht. Aber über die Reinheit um mich her läuft sozusagen eine Gänsehaut. Die Laute werden deutlicher, artikulierter. Kleine Piepstöne dazwischen. Das Gastzimmer neben der Veranda öffnet sich dem Unheil. Heiser-männlich erfüllt das Wort „Fräulein" den Raum. Das akustische Phänomen ist nicht mehr aufzuhalten. Es entfaltet sich in einer unbefangenen Deutlichkeit und Fülle, wie sie dem Beobachter nur selten zu erlauschen vergönnt ist. — „Fräulein! — Also, Fräulein, nun zu allernächst mal — welches ist denn hier die Zugspitze? Da drüben die hohe Kuppe, nicht wahr? Das muß sie ja doch sein, wie? Die mächtige Kuppe, die man da sieht, da gradeaus meine ich, wo ich hinzeige. Nicht? Ja wieso denn, ich meine die Kuppe dort neben der ganz spitzen? Kuppe ist vielleicht nicht ganz richtig gesagt, ich meine den Bergrücken, der da aufsteigt. Das muß sie doch — wie? Ja, wo denn? Noch mal runter? Ja, das ist doch aber der Waxenstein? Vor dem Waxenstein? Also vor dem Waxenstein. Eh's so runter geht? Da geht's doch so runter, Fräulein. Sei ruhig, Bubi. Also eh's da so runter geht. Aber da kommt doch wieder noch mal so ein — vorher schon? Also zwischen der hohen Kuppe oder wie ich es nennen soll und dem da, dem Dings da, dem Zacken da, der dann kommt? Was schon eigentlich ganz nach hinten zu liegt? Gleich wo 's so runter geht — das? Das ist die Zugspitze? Die sieht ja aber viel niedriger aus wie — natürlich, sie sieht natürlich niedriger aus von hier, wegen der Perspektive. Na natürlich, siehst du, Bubi, die sieht von hier viel niedriger aus. Bubi! Wo steckst du denn? Bubi!" — (Bubi hat die Veranda betreten. Ich öffne die Augen nicht, reagiere nur akustisch, auch als der Erzeuger nachfolgt.) — „Also, Bubi, jetzt — hier wollen wir uns hinsetzen, hier vorn in die Ecke, da ist's schön warm, Bubi, die Beine sind allerdings im Schatten — also, Bubi, jetzt weiß ich doch endlich, welches die Zugspitze ist. Sieh mal, Bubi, kannst du da sehen, wo ich jetzt hinzeige, da ist doch so eine ganz spitze Kuppe, die kannst du doch sehen —" Freudige Piepsstimme: „Jaa!" — „Na ja, das is sie nich! Und dann geht's da doch weiter, und da kommt so eine andere Kuppe oder Erhöhung oder wie du's nennen willst —" — „Jaa!" — „Da würde man denken, das is sie, aber das is sie auch nich'. Da habe ich auch zuerst gedacht, das is sie, aber das is sie nich'. Wie? Was sagst du? Wer? Der Herr da? Siehst du, Bubi, und jetzt, wo 's da gleich runter geht, aber noch eh's runter geht, eh' das Dings, der Zacken, da kommt, bei dem Einschnitt da vor dem Waxenstein, siehst du —" — „Jaa-a!" — „Also vor dem Einschnitt, wo man schon denkt, daß es runter geht, wo's eigentlich niedriger aussieht wie vorher — da, siehst du?" — „Jaa!" — „Das ist die Zugspitze!" — „Jaaa!" — „Na siehst du. Bubi, jetzt wissen wir doch, welches die Zugspitze is. Tja, Fräulein, also was nehmen wir denn? Was möchst du denn, Bubi, Limonade? — Was haben Sie denn für Limonade, Fräulein? — Zitronen, Himbeer, Orange. Also, Bubi, Zitronen, Himbeer —" — „Himbäa!!" — „Also Himbeer, Fräulein. Und was kostet so eine Himbeerlimonade? Dreißig Pfennig, na schön. Eine Himbeer. Und ich — na was nehm' ich denn. Milch — haben Sie Milch? Frische Alpenmilch? Warm oder kalt — ja — also warm meinetwegen. Wie servieren Sie denn so die Milch? Na, in Portion mein' ich oder Gläsern oder Tassen — ein Milchglas halt? Ja, ich hab' noch nie so 'n Milchglas gesehen — wieviel ist das denn — ein Liter, mein' ich — ein halber Liter — ein viertel Liter —? Halber Liter, schön, und das kostet? Vierzig, schön. Also ein' halben Liter, Fräulein. Siehst du sie jetzt, Bubi? Kannst du sie jetzt sehen? Also wir wollen uns das jetzt mal aufzeichnen. Papier — Bleistift — so, Bubi — jetzt schau mal her. Also hier bei der ganz spitzen Kuppe fangen wir an — so — siehst du, das ist die spitze Kuppe — und jetzt geht es hier weiter — so rauf — zu der hohen Kuppe oder Bergrücken meinetwegen — so — siehst du — und jetzt — jetzt geht das hier so runter, und da kommt das Dings da, zwischen dem Waxenstein — der kommt dann hier, verstehst du — mit dem Einschnitt vorher und — ah, da ist die Himbeerlimonade! Eiii fein, Bubi! Das wird aber schmecken! Ah, jetzt is es schon ganz dunkelrot, siehst du. Immer schütt' nur rein. Immer alles raus. Da is noch ne Menge drin. Zehn Tropfen mindestens noch, Bubi. Woll'n wir mal zählen, ob's zehn sind — eins!" — „Zh-wei!" — „Drr-ei!" — „Via-a!" — „Fünff!" — — — „Zehn!! — El-fff!! — Elf sogar, Bubi! Elf Tropfen noch, denk' mal an. Herrgott, hab' ich Eisfüße. Bubi — schauderhafte Eisfüße hab' ich. Zehn Minuten nach zwölf ist's jetzt — bis halb eins bleiben wir noch hier, dann gehen wir wieder." — Kurze Pause (die Schallplatte wird umgedreht). — „Was wir da drüben sehen, Bubi, das ist der Gudiberg. Weißt du: wo die große Sprungschanze is, wo wir sie haben springen sehn, am Gudiberg." — „Die Sprungschanze is am Kochelberg." — „Unsinn, Bubi, was redest du denn da. Am Kochelberg is vielleicht auch eine Sprungschanze, das mag ja sein, das geht mich nichts an, von der rede ich nicht. Da sind vielleicht noch viele Sprungschanzen hier, das kann ich ja nicht wissen, interessiert mich auch nicht. Ich rede vom Gudiberg, und da ist eine Sprungschanze, da haben wir sie doch springen sehen am Sportplatz da drüben, das ist doch der Sportplatz, da geht doch die Bahn vorbei." — „Die Bahn geht da hinten vorbei." — „Bubi, die Bahn geht doch da unten vorbei, man kann sie von hier bloß nicht sehen. Rede doch keinen Unsinn, Bubi. Da geht die Bahn vorbei, und da is der Gudiberg, und da is die Sprungschanze." — „Die Sprung-

Vom Rauchen

Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag gelegentlich der Tabaksteuer-Erhöhung

Zigarren wachsen nicht wie Spargeln.
Man muß gewisse Blätter wargeln,
nachdem man sie zuvor gebeizt,
worauf das Dings die Nerven reizt.

Alkaloïdische Substanzen
bewirken dies im großen Ganzen . . .
Wer hätte nicht schon gramverstört
von jenem Nikotin gehört?

Ein Gift! Und leider ein verschämtes:
erst regt es an, dann aber lähmt es
— ganz ohne jeden Warn-Alarm —
Hirn, Atmung, Pulsfrequenz und Darm.

Sogar Arteriosklerose
entsteigt oft der Zigarrendose.
Drum, wer die schlimmen Folgen kennt,
wird zweckentsprechend Abstinent.

Nur selbstverständlich Charaktere
(zum Beispiel ich) ziehn draus die
Lehre:
Mensch, halte Maß! et cetera . . .
Darf ich um Feuer bitten — ja?

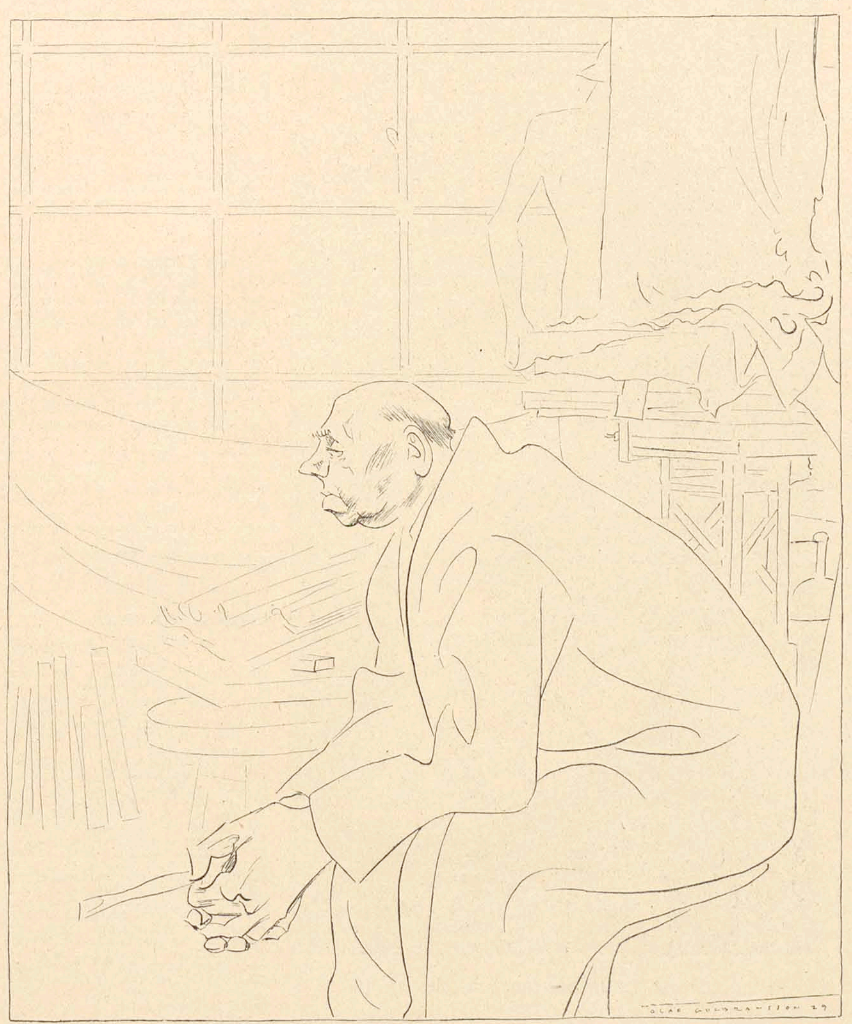
Ratatöskr

schanze is am Kochelberg." — „Herrgott, Bubi, ich sag' dir ja, am Kochelberg is vielleicht auch eine Sprungschanze — hier sind vielleicht noch viele Sprungschanzen — aber das is mir doch ganz egal, das geht mich doch gar nichts an, davon rede ich doch gar nicht — wir haben sie doch selber da springen sehen am Gudiberg an der großen Sprungschanze, wo die Bahn vorbeigeht —" — „Die Bahn geht da hinten vorbei." — „Also — Fräulein! — Kommen Sie doch mal her, Fräulein. Kommen Sie mal her. Also sagen Sie mal, Fräulein, wo geht denn hier — — —"

Im rötlichen Licht meiner geschlossenen Lider steigt furchtbar eine Vision auf: die Vision, ich wäre genötigt, in einer Welt, wo endlich alle Menschen Brüder wären, mit diesem Manne nicht nur über Kuppen, Bergrücken, Sprungschanzen, sondern auch über die sonstigen Erscheinungen und Probleme dieser Erde mich in ewig-friedevoller Zwiesprache zu verständigen. Ich erhebe mich behutsam, immer noch mit geschlossenen Augen, die ich nur eben so weit blinzelnd öffne, daß ich unbeschädigt an dem Ecktisch vorbei und hinaus gelange.

Keine Titel mehr! — Eine bayerische Tragödie

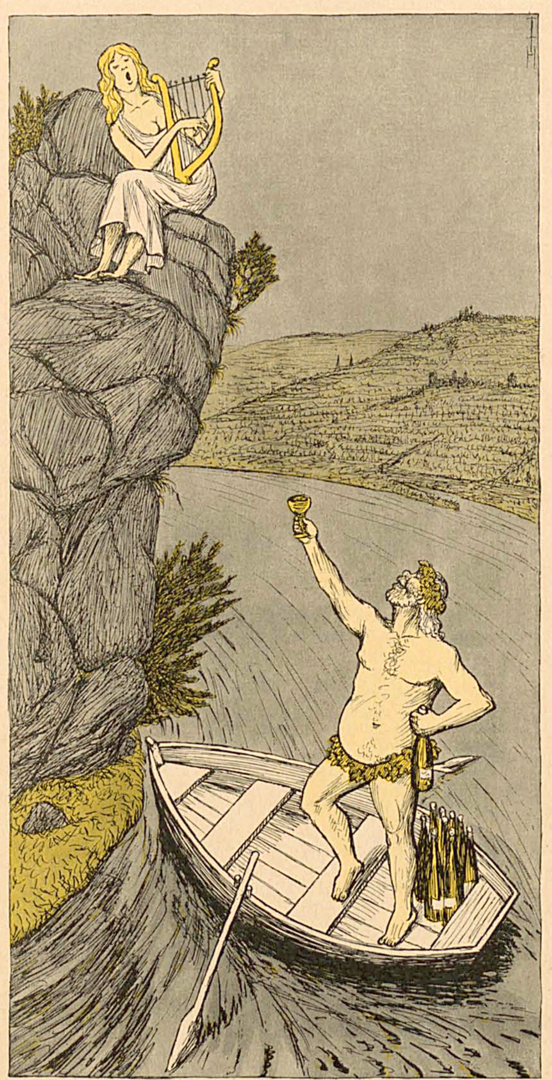
(O. Gulbransson)



„Weil jetzt mein Mäzen nicht Kommerzienrat geworden ist, hat er sich seine 100 000 Mark vom Ministerium wieder abgeholt — und ich kann jetzt mein Kriegerdenkmal selbst behalten!"

Der befreite Rhein

(Th. Th. Heine)



„Prost, Lorelei — endlich allein!"

Die Hand

Gestern abend fand ich sie. In einem Kaffeehaus. Die Hand. Eine weibliche Hand. Die Hand. Die Hand, die ich gesucht hatte seit meiner Kindheit, unbewußt. Hier war sie. Der infantile, ins Unterbewußtsein verdrängt gewesene Wunsch kehrte ins Bewußtsein zurück und fand seine Erfüllung. Meine Seele schluchzte vor Glück.
Die Hand hielt eine Zeitung. „Le Figaro." Der Daumen ruhte auf dem Leitartikel: „La mort de Clemenceau". Die übrigen Finger auf einem Inserat: „Pour développer votre sein".
Die Hand bezahlte. Der Schmutz des Geldes vermochte nichts wider ihre hehre Reinheit.
Die Hand ging hinaus. Ich ihr nach. Dem See entlang. Ich ihr näher und näher. Jetzt war ich bei ihr. Jetzt oder nie! Deine Hand, meine Hand. Fass' dir ein Herz! Es sei!

— — — — — —

Den Rest der Nacht verbrachte ich auf meinem Zimmer. Rittlings saß ich auf dem Stuhl. Vor dem Spiegel. Ich schaute die Hand — — — auf meiner linken Wange.

O. W.

Sächsisches

An einer Straßenecke steht eine Gruppe Männer beisammen; man unterhält sich über Politik, Technik und allem möglichen. Schließlich wird der Name Knut Hamsun genannt.
Da fällt plötzlich einer, der nur mit halbem Ohre zugehört hat, ein: „Wen hamm se?"
„Ich saachde, Knut Hamsun."
„Was hadd dnn där vrbrochn?"
„Där hadd nischd vrbrochn, där is doch ä Dichdr."
„Ach, da is där woh bei Ihn in Loschie?"
„I geene Ahnunk, där is nisch bei uns inn Loschie, där hadde doch vrgang sein siebzischsdn Geburdsdaach."
„So, so! — Ich hawwe nähmlich ooch enn Dichdr inn Loschie. Awwr där scheint mr garnischd zu vrgoofn, där is uns noch dän gansn Mohnad Miede schuldij, unn nuh will r midd Obsd handln, vielleichd, daß r da mähr vrdiend."
„Nu, ich glowwe, das brauchd Knut Hamsun nich."

Letztes Argument in Österreich

Hie und da wird in Österreich geschossen. Zu diesem Zwecke gibt es auf der einen Seite die „Heimwehr", auf der anderen Seite den „Schutzbund". Für Schießereien werden mit Vorliebe Sonntage gewählt, an Wochentagen spricht man über die innere Abrüstung.
Wieder einmal stehen am Sonntag „Heimwehr" und „Schutzbund" in einem kleinen Marktflecken einander gegenüber, und weil man ja die Feste feiern soll, wie sie fallen, — schon wird auch geschossen. Aber da ist ein Gemeinderat, der freut sich gar nicht darüber, läuft hin und her, jammert: „Leutln, seids g'scheit!" Es wird weiter geschossen. „Denkts an Weiber und Kinder!" Es wird weiter geschossen. „Habts im Krieg no alleweil net g'nua g'habt?!" Es wird weiter geschossen. „Schmeißts net so blöd Leben und G'sundheit weg!" Es wird weiter geschossen. Da richtet sich der verzweifelte Gemeinderat stramm auf und schmettert: „Denkts an den Fremdenverkehr!" Fremdenverkehr? Mit einem Schlage hat das Gefecht aufgehört, und die Leute sind gleich ruhig nach Hause gegangen.

Kat

Erfahrung

(M. Frischmann)



„Fürs Materielle hat se reichlich viel Interesse — aber Idealistinnen kommen oft noch teuerer."

Rettet den Wisent!

„Ein überaus schwerer Schlag hat den Schönbrunner Tiergarten getroffen. Er hat beide Wisentstiere verloren. Glücklicherweise sind die beiden Kühe verblieben.
Derzeit leben nur mehr ca. 30 Wisentkühe und annähernd ebenso viele Bullen! Der ganze Bestand der Art!
Jeder, der für Naturschutz Sinn hat, jeder Naturfreund und Weidmann, der dieses größte Säugetier und hervorragende Jagdtier Europas bewundert hat, wird mitfühlen, was dieser Verlust bedeutet! Hier tut baldige Hilfe dringendst not!
Es bedarf eines jungen, reinblütigen Wisentstieres, der im Ausland auch erhältlich wäre. Sein Preis ist 50000 S (30000 M).
Eine Gleichgültigkeit des Publikums müßte als schwere Ehrenschuld der Gegenwart gegenüber der Nachwelt gebucht werden.
Die österr. Landesgruppe der Internationalen Gesellschaft zur Erhaltung des Wisents gibt mit behördlicher Bewilligung Wisentscheine a 1 S in 5 Serien aus, deren jede ein anderes Originalbild von Wisenten bringt. Dieselben sind auch in jeder Tabaktrafik erhältlich.

Die Landesgruppe Österreich der I. G. z. E. d. W., Wien I."

Sehr geehrte Landesgruppe!

Aus Ihrem Aufrufe erfahre ich, daß Schönbrunn Wisente besessen und verloren hat. Ich bin erschüttert. Wenn Ihnen mit meinem innigsten Beileid gedient ist, bitte nehmen Sie es. Ich bin bloß ein Freund der Natur, kein Weidmann, ich verstehe also nicht viel davon. Aber es scheint mir, daß Sie die 50000 S ausschließlich von den Herren Weidmännern hereinzubringen hätten, denen der Wisent in erster Linie sein Aussterben verdankt.
Dabei möchte ich bitten, zu erwägen, ob das Aussterben überhaupt als Nachteil anzusehen ist. Die Menschen, zumindest die weiße Rasse, sind seit Jahren eifrigst bemüht, dieses Ziel zu erreichen, das ich im Hinblick auf das vollgerüttelte Maß der Sünden dieser Rasse für durchaus erstrebenswert halte.
Ferner bitte ich zu bedenken, daß die Wisente selbst vielleicht nicht den gleichen Wert auf ihr Dasein als hervorragendes Jagdtier legen wie die Internationale Gesellschaft zu ihrer Erhaltung, und daß die 50000 S vielleicht noch wohltätigeren Zwecken zugeführt werden könnten. 50000 S sind viel Geld. So kostbares Rindvieh sind wir in Österreich gar nicht gewöhnt, wiewohl wir das unsere teuer genug bezahlen. Wir sind arm, und ein ehrfürchtiger Schauer rinnt durch unser Gebein, wenn wir uns auch nur vorzustellen wagen, was in einem Wiener Stadtrestaurant ein paniertes Wisentschnitzel mit Salat kosten würde.
Ja, die Wisente sollen leben! Aber müssen wir den Bullen kaufen? Legen wir zusammen auf eine Fahrkarte erster Klasse von seinem ausländischen Wohnort bis nach Schönbrunn. Vielleicht gewähren ihm die Bundesbahnen sogar freie Fahrt. Die Herren Abgeordneten, von denen viel mehr als dreißig vorhanden sind, fahren ja auch umsonst. Und wenn der Bulle das Seinige getan hat, kann er wieder gehn. Muß auch eine Wisentehe in Österreich untrennbar sein?
Aber noch besser wäre es, den günstigen Wisentkurs auszunützen und unser Paket von Wisentkühen auf den Markt zu werfen. Etwa zum Kurse von 45000. Da käme sogar Geld ins Land, und die Handelsbilanz würde aktiv.
Für uns Überlebende genügt es, wenn unsere beiden Kühe photographisch, phonographisch, kinematographisch und tonfilmisch aufgenommen werden, und wenn die Zeitungen nach wie vor berichten: wir haben Wisente. — Dann hat sich für 99,99% der Bürger an der bisherigen Sachlage nicht das mindeste geändert. Dem Menschen von heute wird sein Weltbild fast restlos durch ein Medium von Hartgummi, Zellulose und Papier vermittelt. Wir halten uns an die Erscheinung, das Ding an sich ist belanglos. Mit dem realen Wisent plage sich, wer mag.

(Schluß auf Seite 502)

(Schluß von Seite 501)

Von Ehrenschuld hingegen wollen wir lieber nicht sprechen. Die Gegenwart hat so viel Ehrenschulden gegenüber der Vor- und Nachwelt, daß da einige Millionen Wisente nur wie ein Stäubchen wären.

Und — verzeihen Sie, meine Damen und Herren, daß ich von mir spreche — ich möchte mich lieber selbst fortpflanzen. Wenn nur irgendwer die große Güte hätte, für diesen Zweck 50 000 S aufzuwenden. Hebt mich nur in den Sattel. Reiten werde ich schon können. Mir wäre sogar mit 500 S gedient. Sogar mit 50 oder selbst mit 5, damit ich in der Lage wäre, 5 Wisentscheine zu erwerben.

Ich fürchte, viele Mitbürger dürften in der gleichen Lage sein, und möchte mir daher wenigstens den Rat erlauben, in dieser Sache keinesfalls ein Volksbegehren zu veranstalten, da die meisten Staatsbürger bisher ohne Wisente zu leben gewohnt waren und ihr Horizont durch die Begriffe: Kohle, Holz, wollene Socken, Steuern und dergleichen zu provinzieller Enge eingedämmt ist.

Und wenn ich mir noch eine Bitte erlauben dürfte: Lassen Sie uns alle ruhig aussterben. Versuchen Sie nicht, das rollende Rad aufzuhalten. Die Sache wird Ihnen über den Kopf wachsen. Und wenn Sie sich in einigen Jahren bemühen werden, einen der letzten 30 Walfischbullen in Schönbrunn zu verheiraten, werden Sie, ganz abgesehen vom Einfuhrzoll, die größten Schwierigkeiten haben.

In Ergebenheit Bruno Wolfgang.

NB. Ich habe auf Grund Ihres Aufrufes in mehreren Tabaktrafiken nachgefragt, aber nirgends Wisente bekommen. Es muß ein Irrtum sein. Bruno Wolfgang

Lieber Simplicissimus!

In einem Berliner Literatencafé. Es geht auf zwei Uhr nachts. Ein Journalist mittleren Alters, trotz ansehnlicher Glatze voll jugendlichem Enthusiasmus, spricht eifrig auf einen jungen Dichter mit großer Hornbrille ein.

„Mein Lieber! Ich las deine neue Dichtung. Ich bin betrübt. Die Verse sind schwer, die Reime gezwungen, die Bilder unplastisch und farblos. Wo ist deine frühere Leichtigkeit geblieben? Sie ist nicht mehr da. Sie ist verschwunden. Da erkannte ich, daß dich irgend etwas bedrückt. Etwas zieht mit der Schwere eines Bleigewichts den Flug deiner Phantasie hinunter. Deine Seele ist beengt, du leidest. Ich weiß, was dich bedrängt und die Entfaltung deines Talentes hindert."

„Was denn?"

„Das ist der Gedanke an jene fünfzig Mark, die du im Sommer bei mir nahmst und bis heute noch nicht wiedergabst. Diese Belastung deines Gewissens raubt dir die Freiheit."

„Keine Spur! Ich denke nicht einmal an diese Schuld!"

„Sag' das nicht! Es scheint dir nur so, als hättest du es vergessen. Im Unterbewußtsein erinnerst du dich an sie und wirst dich immer erinnern. Du hast kein anderes Mittel, um dich von diesem quälenden Zustand zu befreien, als seine Ursache zu beseitigen. Dann wird dein Talent wieder aufblühen, deine Kunst in neuen Farben erstrahlen. Du wirst innerlich wiedergeboren sein und dich seelisch erneuern."

Und nach einer kurzen Pause: „Wenn es dir auf einmal zu schwer fällt, so kannst du auch ratenweise wiedergeboren werden."

Skepsis

(Paul Schondorff)



„Da ham S' an ganz an neuen Glückspfennig!" — „An a Fünferl tat' i aber no mehr glaub'n."

Elli schafft an ...

Hochjeehrte Wohlfart.

Eine tiefgebeuchte Mutter schreibt an Ihnen mein Sohn Emil neunzehn Jar kommt zu Hause ißt steht auf und sacht lebe wohl Mutter ich geh nach England. Lieber Herr Wohlfart helfen sie mir schmerzgebeucht fie leicht wälzt er sich schon dot in Wüstensand.

Frau Knieste Rüdersdorferstraße 273 Hof 3 Treppen.

Nach Empfang dieses Briefes machte ich mich auf, Frau Knieste einen Besuch abzustatten. Zweiter Hof, Quergebäude, drei Treppen, eine muffige Küche und kleine Kammer. In der Küche saß Frau Knieste mit einem Sohn am Tisch bei Kaffee und einem großen Napfkuchen: ein zweiter jüngerer Sohn saß im Hintergrund.

„Nanu", sagte ich, „Frau Knieste, es scheint ja nicht so schlimm zu sein."

„Ach, von wejen den Kuchen", sagte Frau Knieste, „der is von unsre Elli, Herr Inspekter."

„Elli is knorke!" rief der Junge aus der Ecke dazwischen.

„Na gut", sagte ich, „nun erzählen Sie mal, was ist denn nun mit Ihrem Emil?"

Frau Knieste fing prompt an zu weinen. „Ach Jott, Herr Inspekter, det is doch mein Ältester un nu faleicht schon dot."

„Also was ist mit Emil, erzählen Sie mal ordentlich."

Frau Knieste hörte ebenso schnell zu weinen auf wie sie begonnen hatte: „Denken Se sich, vor en paar Dage kommt Emil zu Hause, stellt sich vor mir hin un sacht: ‚Mutter, ick wer Vater.' — ‚Nee', sare ick, ‚mein Junge, du wirst nich Vater, det müßte ick doch jesehn haben', ick schlafe nämlich mit Elli da oben uff'n Hängeboden. ‚Ja, Mutter', sacht Emil, ‚ick wer Vater un muß bezahlen.' Un nu is er nach England un ick hier mit die drei Unmündijen."

„Was sind denn Ihre anderen Kinder?" fragte ich.

„Ach, der Paule da, det is nich der richtije Jahrjang, wissen Se, der kann zu nischt kommen."

„Was heißt das?" fragte ich wieder.

„Na ja, der is siebzehn, ick sare ja, det is nich der richtije Jahrjang, na, und der Maxe da der is Radfahrer, aber wat denken Se, ewig mit die verfrorne Finger uff de Lenkstange. ‚Nee, mein Junge', sare ick, ‚det lass' man, det machste nich.'"

„Na, und die Tochter?"

„Ach, unse Elli? Det Mächen is jut, die is man erst fufzehn, aber det is ne Frühentwickelte, sare ick Ihn.

„Elli is knorke", sagte die Stimme aus dem Hintergrunde.

„Ja, wissen Se", fuhr Frau Knieste fort, „Sie jloben janich, wie de Männer hinter det Mächen her sind, ick sare ja, die is entwickelt, aber jut, sare ick, die bringt Jeld ins Haus."

„Jestern hat se neun Emm vadient", rief Maxe aus der Ecke.

„Mensch, halt doch bloß deine demliche Schnauze", sagte hier Paule und stand drohend auf.

„Also", sagte ich schnell, „Frau Knieste, nu mal raus mit der Wahrheit, wo ist der Emil?"

„Ach Jotte doch, Herr Inspekter, denn wer ick Ihn man de Wahrheit saren, den Emil, den ha'k erst mal nach Cottbus jeschickt zu meine Schwester, die Sache hier mit det Vaterwerden die wer 'k schon in Ordnung kriejen, ick kenn doch det Mächen, da sind noch ne janze Menge andre mit mang jewesen, von mein Emil kann 'k ma so wat janich denken, meine Kinder sind jut, un Sonntags jehn wa och mal zum Tisch des Herrn, det könn' Se ma jloben." Frau Knieste weinte schon wieder.

„Laß man, Mutter", meldete sich Maxe im Hintergrund wieder. „Elli is knorke, die schafft schon an."

Paule stand langsam auf, ich empfahl mich einstweilen, alles Weitere für die nächste Zeit in Aussicht stellend.

Max Marschall

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7 gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Thomas Theodor Heine, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder**, Stuttgart

Mißverständnis

(George Grosz)



„Siehst du, Minna, bei mir suchen die Männer nur immer die Seele!“ — „Jeben Se die Hoffnung nich uff, Madame, vielleicht kommt doch noch 'n anderer!“

Gerichtssaal sensationell ...

Mordverhandlung! Riesensensation!
Vater tötet eignen Sohn.
Sohn hebt Waffe gegen Vater.
Sturm auf Presse-Telefon.
Schwester sagt aus.
Tiefverschleiert. Bleich.
Dunkle Hintergründe werden aufgelichtet.
Hat sie was mit Onkel Karl gehabt?
Und wenn ja — weswegen?
Und weshalb — wenn ja —
war die Mutter nicht dagegen?
War sie etwa selber . . .?
War sie eigentlich befriedigt
in der Ehe?
Antwort!!
Zwölf Millionen Leser wollen Wahrheit!
Zeugin schwankt.
Will ein Glas Wasser haben.
Sturm auf Presse-Telefon:
„Achtung! Stenogramm-Aufnahme!
Schreiben Sie: Zeugin schwankt.
Will Wasser haben. Ist sehr bleich.
Ging nicht gern mit ihrem Mann zu Bett.
Haben Sie?
Letzte Zeile fett!“
Neue Zeugen.
War eventuell
Mörders Urahn homosexuell?
Und wenn ja — weswegen?
Und weshalb — wenn ja —
war der Zeuge nicht dagegen?
War er etwa selber . . .?
Und wie hältst du's mit dem Ödipus-Komplex?
Weshalb hast du als Student
nie bei Wirten, nur bei Wirtinnen gewohnt?
Fühlst du Naseputzen lustbetont?
Antwort, Zeuge!!
Zwölf Millionen Leser wolln erotisierte Wahrheit!
Zeuge flüstert . . .
Sturm auf Presse-Telefon:
„Schreiben Sie:
Zeugen bestätigen Ödipus-Komplex bei Sohn.
Schildern Sexualskandal in Mittelstadt.
Überschrift, siebenspaltig,
möglichst noch im Abendblatt:
Neue unerhörte Sensation!“

Hans Seiffert

Jus, juris . . .

Zum Termin vor dem Landgericht erscheint ein Mann, dessen Anwalt sein Mandat niedergelegt hat. Er wird darauf hingewiesen, daß vor dem Landgericht Anwaltszwang herrsche; also, er müsse sich einen neuen Anwalt besorgen.
„Wat“, sagt der Mann —: „'n Anwalt — in det kleene Zimmer? — Det mach' ick alleene!“

•

Man sucht, Kläger zu einem Vergleich zu bewegen. „Auf keinen Fall, Herr Richter“, sagt Kläger, „auf keinen Fall —: schon aus Prinzip nicht . . .!“
„Ach was, Prinzip, was heißt hier Prinzip“, sagt der Vorsitzende, jovial lächelnd: „Bei uns gehen die Prinzipien nur bis zu fuffzich Pfennje — darüber hinaus entscheidet die Zweckmäßigkeit!“

•

Strafprozeß, Bagatellsache, Anklage wegen Unterschlagung. Staatsanwalt, Typ Jena, Bonn, Erlangen, sehr jung, schneidig, funktioniert gut. Angeklagte: Typ „einfache Frau aus dem Volke, äh . . .“ Der Staatsanwalt entschließt sich zu dem Antrag auf Freisprechung. Der Vorsitzende sagt zu der Frau: „Haben Sie noch etwas zu sagen? Sie haben ein letztes Wort!“ Nichts, Schweigen, ängstliches Blicken bei der Frau. „Der Herr Staatsanwalt hat Ihre Freisprechung beantragt, gute Frau . . .“ Nichts, dumpfes Blicken, Beengung durch die Atmosphäre, den Ton, die Umgebung und so . . . „Der Herr Staatsanwalt, hier, dieser Herr da, hat Ihre Freisprechung beantragt, beste Frau . . .“, schon ungeduldig. Da kommt es: „Wat, der da? De Konfirmand — dat is 'n Stootsanwalt? — Oohaa!“

•

Der Präsident liebt es, an den Verhandlungen einzelner Kammern als Zaungast teilzunehmen. Mit Würde begibt er sich in den Saal und setzt sich coram publico auf eine der Bänke zwischen Gerichtstisch und Publikumsschranke. Solches macht ihn unbeliebt. Der Vorsitzende sagt liebenswürdig: „Pardon, Herr Präsident, darf ich Sie bitten, sich auf die andere Bank setzen zu wollen. Die Bank, auf der Herr Präsident Platz genommen haben, ist für die Sachverständigen freizuhalten!“

Bruno Nelissen Haken

Lieber Simplicissimus!

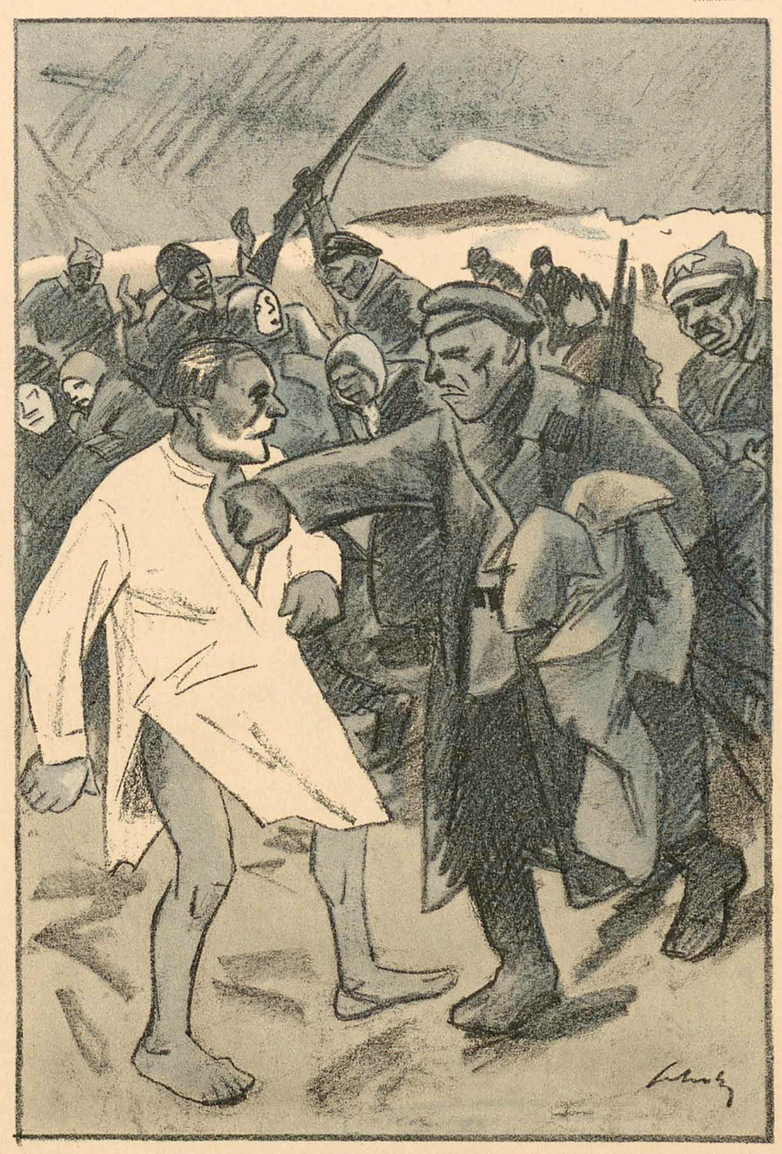
Der möblierte Herr klopft an die Küchentür seiner Wirtin: „Gennden Se mer nich ä Gennchen Wasser gähm?“
„Nu freilich, das genn Se kriechen.“
„Oder ä Dobb voll?“
„Se genn ooch ä Dobb voll kriechen.“
„Oder vielleicht den Eimer da, halb voll?“
„Meinswäjen ooch den Eimer halb voll.“
„Wie wärschd'n, wenn S' nu ganz voll machden?“
„Das is doch ganz wurschd! Ich machen ooch ganz voll. Woderzu wolln S' das Wasser?“
„Mei Bedde brennd!“

•

Kurt und Emmi wollen heiraten. Da gerade ein gebrauchter Hausstand zu verkaufen ist, besichtigen sie die Sachen. Emmi schüttelt den Kopf: „Das scheint mir alles nicht stabil genug.“ Worauf der Verkäufer: „Nicht stabil genug? Verehrtes Fräulein, in den Sachen werd' ich jetzt schon zum drittenmal geschieden!“

Auswanderer an der russischen Grenze

(Wilhelm Schulz)



„Alles gehört Allen — also uns!"

(R. Sieck)



Lieber Simplicissimus!

Mein Freund, ein Journalist, schreibt mir nach längerer Pause aus Amerika, daß es ihm endlich gelungen sei, eine feste Arbeit zu bekommen, die längere Zeit in Anspruch nehmen und ihm so viel einbringen wird, daß er imstande ist, jene verrückten Summen für Wein und Kognak zu bezahlen, die die Spirituosen-Schmuggler (bootlegger) verlangen. Der Auftrag wurde ihm von der Regierung erteilt und liege ihm außerordentlich.

Ich beeilte mich, meinem Freund zu der interessanten Arbeit zu gratulieren, und erkundigte mich nach der Art des Werkes.

Er antwortete: „Es ist eine wissenschaftliche Abhandlung über die Schädlichkeit des Alkohols, in drei Bänden."

Stille Winterstraße

Es heben sich vernebelt braun
Die Berge aus dem klaren Weiß,
Und aus dem Weiß ragt braun ein Zaun,
Steht eine Stange wie ein Steiß.

Ein Rabe fliegt, so schwarz und scharf,
Wie ihn kein Maler malen darf,
Wenn er's nicht etwa kann.
Ich stapse einsam durch den Schnee.
Vielleicht steht links im Busch ein Reh
Und denkt: Dort geht ein Mann.

Joachim Ringelnatz

Lieber Simplicissimus!

Kurz vor Schluß der Lehrzeit erkundigte sich der Vater des Stifts beim Chef, wie und was der Junge gelernt habe.

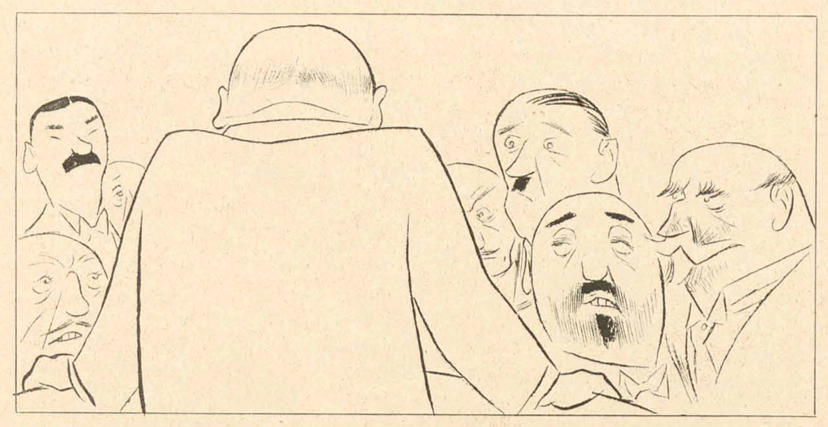
Der Chef sagte: „Alles, was ein Kaufmann braucht. Als er zu mir kam, hatte ich mich gerade etabliert, und so lernte er den ersten Einkauf, die Kundenwerbung, den Verkauf, die Korrespondenz und so weiter."

„Na, das ist ja schön", sagte der erfreute Vater. Aber der Chef war noch nicht zu Ende.

„Nächste Woche", sagte er und faßte den wißbegierigen Vater beim Rockknopf, „nächste Woche muß ich Konkurs anmelden. Das lernt er also auch noch. Wenn er dann nicht ein perfekter Kaufmann ist, liegt's wirklich nicht an mir!"

Angst in Frankreich — Not in Deutschland

(Karl Arnold)



In der französischen Kammer: „Seien wir auf der Hut! Deutschland trifft Vorbereitungen für den chemischen Krieg!“

In deutschen Küchen: Gas.

Lebenserfahrung

(Eduard Thöny)



„Sixt, Mizzl, mit den Bindungen ist's a grad wia mit de Maderln: so lang probierst s' aus, bis dir koane mehr paßt."

Stuttgart, 13. Januar 1930 | Preis 60 Pfennig | 34. Jahrgang Nr. 42

SIMPLICISSIMUS

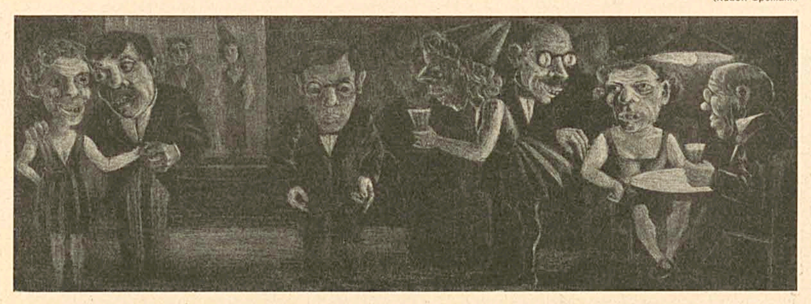
Herausgabe: München | BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE | Postversand: Stuttgart

Fasching

(Karl Arnold)

„Da muaß ma mitmacha, dös is dös oanzige, wo ins Berlin nix dreinredt!"

(Rudolf Spemann)



Es geht los!

Nun naht die Zeit, wo Münchens Ruf als Kunststadt
sich wieder und für weite Kreise hebt:
es finden Feste voll erhab'ner Brunst statt,
und alles ist von Künstlerhand belebt.
Man fühlt sich frisch und frei und frech-frivol,
denn Karneval heißt hier nicht „Fleisch-lebwohl" —

Und wer zehn Monat lustlos hingedämmert
und wen der Pleitegeier bös zerhackt,
der rafft sich auf: die Welt ist ja belämmert,
wenn man nicht einmal sich das Leben packt!
Ins Pfandhaus wandert, was noch wandern kann,
und dann zieht man die Divandecke an.

So angetan — als Römer, Nubier, Grieche —
empfängt uns Schwabings alte Brauerei.
Man atmet van de Veldesche Gerüche
und macht sich rasch von jeder Hemmung frei.
Bis man sich selig in die Arme sinkt,
wenn früh um zwei die erste Weißwurst winkt!

Mit Evoe- und Dulliöh-Geräuschen
vollzieht bacchantisch sich die Schluß-„Frassäh":
da ist man völlig Fleisch nur unter Fleischen —
vergessen Weib und Kind und Portemonnaie.
Und in der Morgenlüfte eis'gem Wehen
hört knackend man den Bruch unzähl'ger Ehen — — —

Der letzte Rest von Demi-Jungfernschaften
wird hingeopfert auf des Baal Altar —:
wenn das die Münchner alle Tage schafften,
wär' diese Stadt bewohn- und wunderbar!
Nach Faschings-Schluß scheint mir jedoch Berlin
als Stadt der Dauer-Unzucht vorzuziehn.

Karl Kinndt

Büro: Erfüllung der Wünsche / Von Robert Anton

„Tür dreizehn", sagte der kleine Groom. Er trug eine lila Uniform mit goldenen Knöpfen und hatte glücklich lächelnde grüne Augen.

„Danke."

Sebastian ging durch einen langen Korridor an vielen Türen vorbei. Auf der dreizehnten war ein Schild angebracht: „Erfüllung der Wünsche. Eintritt verboten." Also öffnete er, ohne anzuklopfen. Eine ältere Dame mit sehr korrektem Gesicht stand vor ihm. Stand so, daß sie ihm den Eingang versperrte.

„Sie wünschen?" fragte sie.

„Ich wünsche nichts", sagte Sebastian. „Ich bin Reporter. Unser Blatt wünscht einen Zyklus über die Realitäten des Lebens. Ich wurde beauftragt, über Erfüllung der Wünsche zu schreiben. Man sagte mir: ‚Tür dreizehn'. Ich will Sie nicht lange aufhalten, sondern nur um ein paar sachliche Informationen bitten. Den nötigen Schmus", er machte eine großzügige Handbewegung, „den gebe ich schon dazu. Und", bemerkte er weiter, „es ist auch für Sie nicht von Nachteil. Die Menschen schimpfen ohnedies schon so viel über die Nichterfüllung ihrer Wünsche."

„Lange aufhalten dürfen Sie mich wirklich nicht", sagte die Dame, „denn wir sind stark im Rückstand. Also kommen Sie."

Es war ein Büro mit vielen Regalen. Zwei Türen führten in andere Zimmer, in denen Stöße von Akten auf verschiedenen Tischen von mehr oder minder jungen Damen gesichtet wurden.

„Das ist die Sammelstelle. Hier laufen alle menschlichen Wünsche ein. Sie werden da alphabetisch geordnet. Nach Namen der Wünschenden und nach Art der Wünsche. Die ‚dringlichen' werden nach Möglichkeit und Tunlichkeit sofort erledigt. Die anderen müssen ein wenig warten. Die Wünsche werden vor allem nach ihrer Wirkung hin behandelt. Das ist besonders wichtig für die erotischen Wünsche. Da werden oft von verschiedenen Personen die krassesten Widersprüche ausgesandt. Wir müssen also kompensieren, subtrahieren . . ."

Sebastian machte ein verständnisloses Gesicht.

„Warten Sie mal", sagte die Dame. „Sie werden das, an einem praktischen Beispiel erläutert, besser verstehen. Wie war doch Ihr Name?"

„Schwach. Sebastian Schwach."

„Schön. Da ist die Rubrik ‚S'. Salomon, Schall, Schieber, ach nein, Schubert, da, Schwach! Alois, Katharina, Sebastian, ja, Sebastian Schwach, da sind Sie schon ... Sie wünschen sehr viel", die Dame lächelte. „Aber Ihre Wünsche werden fast immer erfüllt. Da —"

Auf einem Blatt stand: „15. Februar 1913. Im Park öffentlich Zigarren rauchen." Darunter mit roter Tinte: „Wunsch wird wiederholt am 13. Mai 1913, am 27. Juli 1913, am 25. Jänner 1914, 11. August 1918, da . . . e r f ü l l t am 24. Juli 1919. Nach der Matura. Ordnungsgemäß erledigt."

„Hm", bestätigte Sebastian.

„Schaun Sie", die Dame blätterte weiter, „die dringlichen Wünsche . . ."

„5. April 1919. Mit der Sängerin Hanna R. einen Abend verbringen. Dringlich! Wunsch wird wiederholt täglich vom 6. April bis 18. Juni. Dann jeden zweiten Tag bis zum 29. August. Dann wieder täglich bis 30. Oktober. Dann durchschnittlich dreimal wöchentlich bis 18. April 1921. Dann am 12. Mai 1921, am 18. Juni, 9. Juli, 23. August, schließlich am 7. Jänner 1922.

(Im Faszikel ‚Hanna R.' erscheint der Name Sebastian Schwach nur einmal, und zwar am 24. Oktober 1920: ‚Der überspannte Bub soll mich in Ruhe lassen.')

E r l e d i g t mittels Erfüllung am 13. März 1928."

„Ja", sagte Sebastian, „so ist das. Ich habe diese Frau vor Jahren irrsinnig geliebt. Damals war sie für mich unerreichbar. Jetzt, wo sie mir gleichgültig ist..."

„Bitte", die Stimme der Beamtin klang gekränkt, „für Ihre Inkonsequenz können Sie doch uns nicht verantwortlich machen. Da haben Sie zum Beispiel am 17. April 1914 dringlichst gewünscht, Ihren Lateinprofessor möge der Schlag treffen, weil Sie für die Schularbeit nicht vorbereitet waren. Als der Wunsch ordnungsgemäß am 28. Februar 1917 erledigt wurde, wünschten Sie plötzlich, Ihr Professor möge wieder lebendig werden, was ein Blödsinn ist. Wir beschäftigen uns ununterbrochen mit Euren Wünschen, aber wir kommen nicht nach. Denn erstens ist da der Amtsweg, und zweitens . . ."

„Das Ganze wäre viel hübscher und einfacher", schlug Sebastian vor, „wenn jeder Wunsch sofort erfüllt würde ohne viel Amtswegigkeiten."

„So?" rief die Dame. „Meinen Sie? Aber was geschieht mit den einander widersprechenden Wünschen? Und" — ein liebevoller Blick streifte die Amtsräume — „was fangen wir dann mit unseren vielen gut eingearbeiteten Beamtinnen und schönen Archiven an?"

Vorschlag zur Lösung der Titelfrage in Bayern

Die kürzlich erfolgte Entscheidung des Staatsgerichtshofes hat den Streit um die bayrischen Titel in einer Weise entschieden, die ganz zweifellos nicht befriedigen kann. Man kann billigerweise keinem Menschen zumuten, sich ohne jede äußere Anerkennung in den Dienst der Wohltätigkeit zu stellen. Die verfassungsmäßigen Schwierigkeiten, die sich einer solchen Anerkennung in den Weg stellen, sind aber verhältnismäßig leicht zu beseitigen. Die Reichsverfassung verbietet ja nicht, solche Titel zu verleihen, die ein Amt oder einen Beruf bezeichnen. Nach den kürzlich durch die Münchner Presse gegangenen Erörterungen ist es nun wohl nicht zu bestreiten, daß es zum Berufe der von der erwähnten Entscheidung betroffenen Männer gehört, sich wohltätig zu erweisen. Warum verleiht die bayrische Staatsregierung diesen Leuten nicht einfach den Titel „Wohltäter"? Wer es vorzieht die Wohltätigkeit im geheimen auszuüben, könnte dann vielleicht die Auszeichnung „Geheimer Wohltäter" bekommen, ohne daß dagegen verfassungsrechtlich etwas einzuwenden wäre. Die Schwierigkeit bestände im letzteren Falle jedenfalls nur darin, diese Kategorie von Leuten ausfindig zu machen.
Es wäre außerordentlich zu begrüßen, wenn auf diese Weise verhindert werden könnte, daß die Quellen privater Wohltätigkeit in Bayern zu versiegen beginnen.

Lieber Simplicissimus!

Vor einiger Zeit komme ich an den Postschalter einer kleinen Stadt in Nassau. Ich überreiche einen Brief „An Seine Magnifizenz den Rektor der Universität zu B." Lange schaut der Schalterbeamte die Aufschrift an. Dann gibt er mir den Brief zurück und sagt mit undurchdringlichem Ernst: „Nä, Männeken, dat ‚Magnifizenz' streichen Se man ruhig wieder durch — wir ham keine Monarchie mehr!"

Nicht gleich meckern!

Hilferding
ging — gering
ist die Trauer.
Jeder fragt
bang-verzagt:
was wird nun mit Moldenhauer??

Wird er — wie er müßte — tanzen
nach der Pfeife der Industriellen,
oder lauscht er auch nach links?
Wird das Bild der staatlichen Finanzen
sich erhellen?
Noch ist Moldenhauer eine Sphinx.

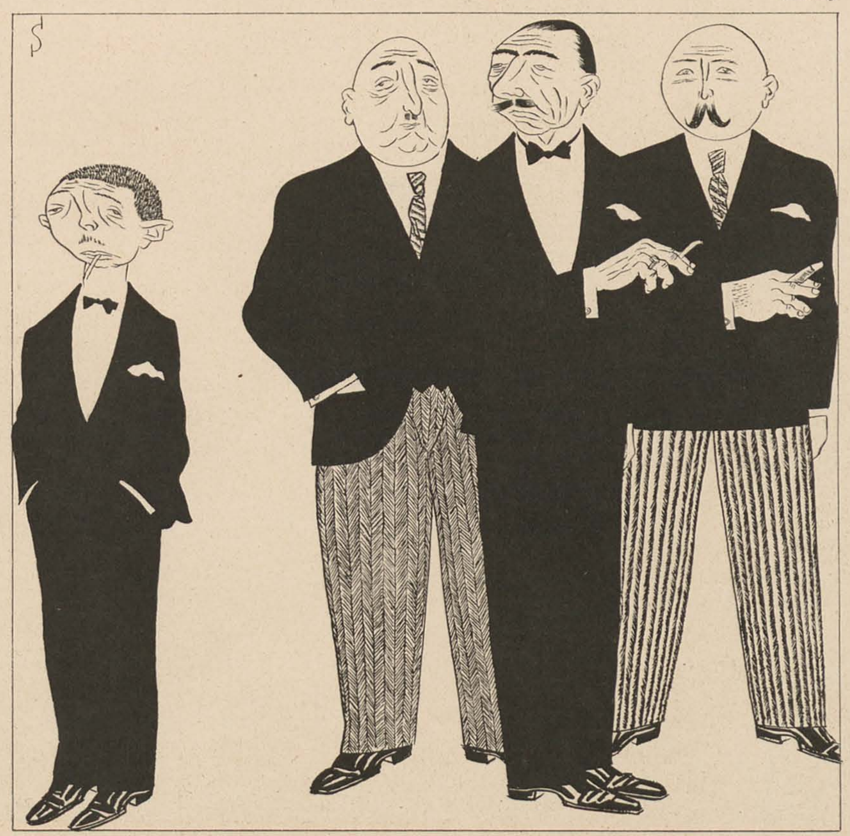
Schafft er Rätsel oder löst er welche?
Macht er uns das Leben wieder schön?
Eins ist sicher: viele bittre Kelche
werden nicht an ihm vorüber gehn— — —

Statt zu unken und zu prophezeien
geben wir ihm eine Galgenfrist!
Und inzwischen soll sich jeder freuen,
daß er nicht Finanzminister ist!

Benedikt

Aufstieg der Begabten

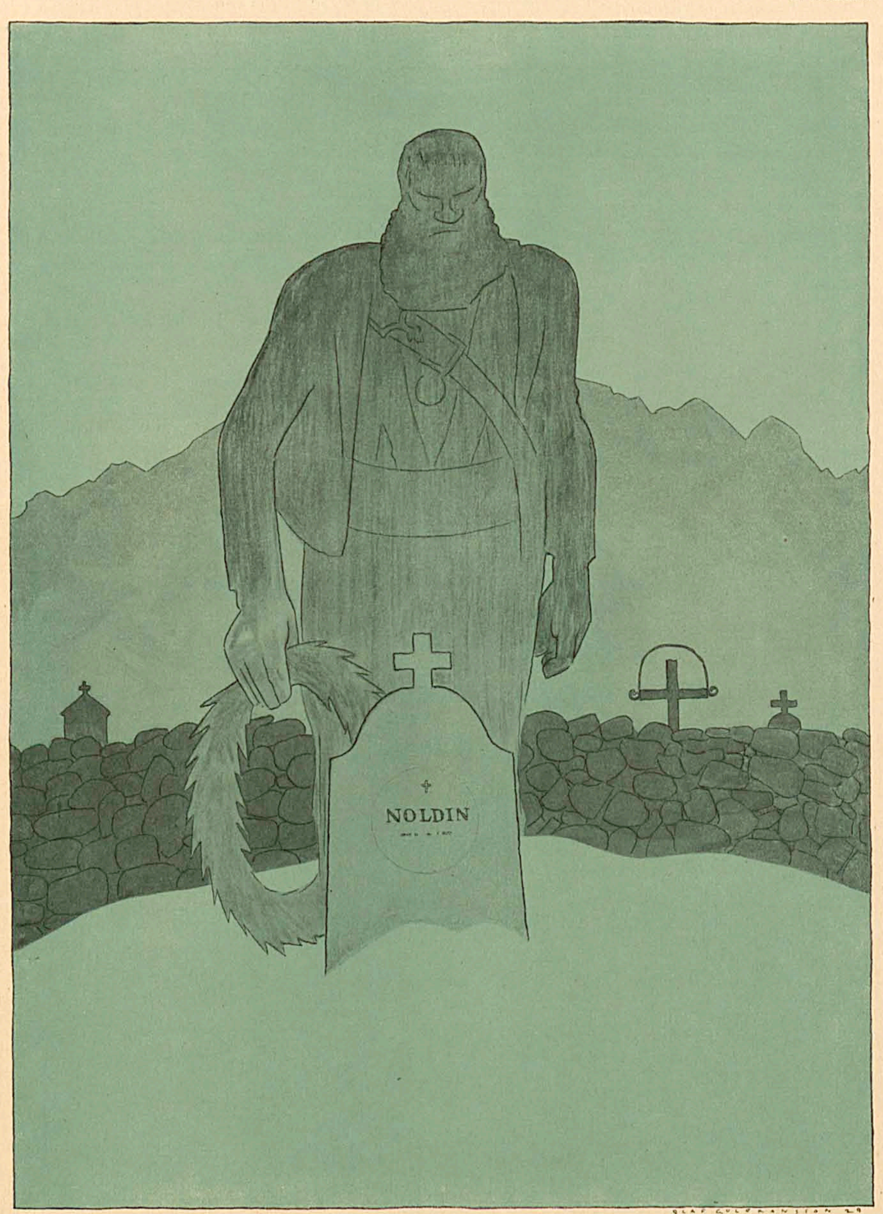
(E. Schilling)



„Unserm Paul kann nix passieren! Er is zweimal geimpft und hat die Mitgliedskarte der Zentrumspartei!"

Andreas Hofer an Noldins Grab

(O. Gulbransson)



Die Unterdrücker wechseln — aber Tirol bleibt!

Die Jakumeit

Von Eberhard Kuhlmann

Die Jakumeit kommt aus dem Nähverein. Sie ist guter Stimmung. Ihre Lippen sind geöffnet, denn sie lächelt, nein, sie singt. Ganz leise vor sich hin. Das Lied vom „alten Krokodil“, die Pastorin hat es eben vorgesungen, herrje, das ist lustig, überhaupt, denkt die Jakumeit, alles ist lustig, das ganze Leben, wer kann's besser haben? Gestern war der Frantek da, und die Herrschaft hat die beiden ins Kino gesetzt, da gab's zwei Stunden zu lachen, und nachher gab's noch so allerhand im Stadtpark, der Frantek ist doch ihr Bräutigam, und der Vater hat nichts dagegen. Er ist ein schöner Mann, aber er kommt zu selten in die Stadt.

Die Jakumeit ist in die dunkle Lindenstraße eingebogen. Da wohnt ihre Herrschaft, da ist sie zu Hause. Die Jakumeit denkt an den fünfzehnjährigen Robert. Wie kommt sie nur plötzlich darauf? Ja, richtig, hier war ja die Ecke, da sah ich ihn neulich stehn mit dem Mädel vom Kaufmann. Robert kam dann in die Küche zu mir. Nichts den Eltern sagen, hörst du, Jakumeit? Und er nahm mich am Arm, und mit der andern Hand faßte er mich am Kinn. Für sein Alter ist der Junge groß und stämmig, er ist sicher schon ein Mann. Nein, ich werde der Herrschaft nichts verraten. Aber das Mädel vom Kaufmann trägt ja noch halbe Strümpfe, ob die beiden? Die Jakumeit sieht das Zimmer, wo Robert jetzt schläft, und ihre roten Backen werden noch röter. Noch zwei Laternen, dann ist sie zu Hause. Ob er sie hört, wenn sie durch den Flur geht? Die Jakumeit hat Herzklopfen.

Sie drückt die Klinke des Vorgartengitters nieder, da steht jemand in der Haustür. Jeses, die Jakumeit erschrickt, läßt die Klinke aus der Hand und tritt schnell auf die Straße zurück. Der Oskar! Den will ich ja gar nicht mehr sehen. Sie lehnt an einem Baum. Das ist schon so lange her, mal beim Tanz im Schützengarten. Die Jakumeit und der Kellner mit der weißen Schürze, der Oskar, und die Freundinnen lachen, und wie sie vom Tanz an den Tisch zurückkommt, sind die Freundinnen fort, und sie allein in der Nacht im Schützengarten hinterm Kanal. Bietet sich der Kellner ergebenst als Begleiter an, na, er war ein hübscher Kerl, so mit gebrannten Haaren, und sie sollte indes in sein Zimmer eintreten, neben der Küche, er müsse erst mit dem Tischeabdecken fertig werden; er wurde auch bald fertig, und in seinem Zimmer wartete die Jakumeit. Und dann nahm er sie einfach in die Arme.

Die Jakumeit hat Angst. Die Herrschaft will nicht, daß die Mädchen mit ihren Herren in der Haustür stehen. Überhaupt mag ich ihn gar nicht mehr sehen. Da schlägt die Gittertür zu, und der Oskar steht neben ihr. „Gehn Sie nur Ihrer Wege“, sagt die Jakumeit und sieht gerade noch seine gelben Handschuhe, dann ist sie schon durch die Gittertür. Er hat gelbe Handschuhe, aber hat nicht einmal einen Mantel. Die Jakumeit beeilt sich, sucht in ihrer Tasche den Hausschlüssel. „Ach so“, sagt der Oskar übers Gitter rüber, „bin im Bilde“, und dann, der dumme Schlüssel hat sich verkramt, erzählt er was von „Gesehenhaben mit dem andern“ und ist wieder im Vorgarten, kommt auf sie zu. Die Jakumeit hat den Schlüssel im Loch, schnell, schnell, schließt und will rein und will gar nicht sein Gefasel hören. Was, er will es dem andern stecken, dem andern soll ein Licht aufgehn? Gemeiner Kerl, der Frantek ist schon so eifersüchtig. Und da sind wieder die gelben Handschuhe, legen sich auf ihre Schultern. Die Jakumeit wehrt sich. „Nein, nein, mit Ihnen is' nich' mehr“; aber der Kerl läßt sich nicht stören, und die gelben Handschuhe gleiten ihr über Brust und Hüften. „Loslassen“, sie stößt ihn mit den Armen fort, dann wie der Blitz durch die Haustür und die Vorstufen hinauf. Dieser gemeine Kerl will es dem Frantek sagen, weil er mich einmal nach Hause gebracht hat; sicher hat er uns gestern beobachtet: der Frantek ist mein Bräutigam, schon bevor ich den Oskar überhaupt kannte.

Sie ist oben angelangt. Da hört sie Schritte. Jeses, die Haustür, der Schlüssel steckt ja noch, es scheint jemand heraufzukommen. Die Jakumeit hat plötzlich namenlose Angst, sie meint, jeden Augenblick müßte es sie von hinten packen, sie zittert am ganzen Körper. Indes hat sie aufgeschlossen, leise zugeschlossen, Kette vorgelegt und schleicht durch den Flur zur Küche. Die Haustür offen, und immer näher die Schritte, aufwärts, aufwärts, er wird die Scheibe zerschlagen, er wird Krach machen, — oder ganz leise wie ein Gespenst wird er kommen. Die Jakumeit glaubt an Gespenster. In der Küche macht sie kein Licht: zähneklappernd lauscht sie, nichts, er steht wohl schon vor der Flurtür. Frantek, Frantek, und dann kriecht sie in ihren Bretterverschlag, aber der geht nicht zu verriegeln. Die Jakumeit zieht das Kleid über den Kopf; ob ich den Robert wecke, er schläft nebenan. Sie gesteht sich, daß sie ihn liebt. Dazwischen lauscht sie, tritt aus ihrem Verschlag, geht bis zur Küchentür, auch die hat keinen Riegel. Da rüttelt draußen die Flurtür, die Scheiben klirren. (Ein Lastauto fuhr vorbei.) Nun weiß die Jakumeit nicht mehr, was sie tut, denn jetzt kommt er, mein Gott, er tut mir was an, und die Herrschaft und der Frantek. Die Jakumeit rennt herum wie im Käfig, verbeißt sich in den Fenstervorhang, schluchzt und schlägt mit geballten Fäusten in die Luft, hört ganz deutlich Schritte, lacht, kichert und hängt sich eine Tischdecke um die bloßen Schultern. Er kommt! Die Jakumeit reißt den Gasschlauch von der Wand, es soll ausströmen, er soll es einatmen; guter Gedanke, er soll es einatmen. Sie rennt schnell in ihren Verschlag und zieht die Tür hinter sich zu; hier ist sie sicher. Sie beginnt sich auszukleiden und ist nun schon ruhiger. Müde fällt sie aufs Bett, schläft schnell ein, ihr letzter Gedanke: morgen öffne ich alle Fenster.

Und am Morgen kommt Frau Schacher, Roberts Mutter, und spürt schon im Flur den Gasgeruch. Die Küche leer. Jakumeit? Kein Frühstück bereitet. Robert muß in die Schule, der Mann ins Geschäft. Alles voller Gas; Fenster auf. An der Wand der Gasschlauch ist abgerissen. Der Mann stellt den Haupthahn ab, indes Robert die Tür zum Verschlag öffnet. Da liegt ja die Jakumeit. Die Mutter zerrt ihn fort, dann wird sie ohnmächtig. Die vergaste Luft. Vater und Sohn tragen sie hinüber ins Schlafzimmer. Robert muß zum Arzt nebenan. Frau Schacher erholt sich. Was aber ist mit der Jakumeit? Robert späht noch einmal durch die Bretter-

(Fortsetzung auf Seite 514)

Reichskanzler Müller beim Wintersport

(Herbert Marxen)



„Der gewandte Bogenfahrer weiß mit Grazie auszuweichen.“

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse,** • **Für die Redaktion verantwortlich: Thomas Theodor Heine, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

(Fortsetzung von Seite 513)

tür; wie leblos liegt das Mädchen. Die lustige Person, denkt er, ist sie betäubt oder ist sie tot? „Sie ist tot“, sagte der Arzt, nachdem er sie untersucht hat. Ein Schnitt in die Ellenbogenbeuge hat gezeigt, daß kein Blutkreislauf mehr vorhanden ist. „Die Jakumeit ist tot“, sagt Robert unten an der Ecke zu der blonden Kaufmannstochter, „sie hat zuviel Gas geschluckt.“
Die Staatsanwaltschaft gibt die Leiche frei; es liegen keine Verdachtsmomente vor. Unglücksfall. Selbstmord halten alle für ausgeschlossen. Dieser lebensfreudige Mensch. Am späten Nachmittag kommt auf einem alten Bretterwagen der Vater Jakumeit mit dem Frantek; Schacher hatte ihn sofort benachrichtigt. Sie bringen einen Sarg mit, einen Dorfsarg, meint Robert, sargen die Tote ein und rattern ohne viele Worte davon. Acht Stunden haben sie zu fahren bis ins Heimatdorf. Aber von Bahntransport will der Alte nichts wissen. Acht Stunden durch die endlose ostpreußische Landschaft.
Der Frantek hat hin und wieder eine Frage an den Alten, aber der antwortet nur durch Kopfbewegungen; die Stille ist dem Frantek schrecklich, und das Wagengeräusch rädert sich schmerzhaft ein. „Vater, warum hat sie einen Verband am Arm?“ Der Alte blickt ihn an, was meinst du? Der Frantek wiederholt, ja, einen frischen Verband, er hat es genau gesehen. Der Alte denkt nach.

Dann hält er das Pferd an und springt vom Sitz. Der Frantek hilft, sie heben den Deckel beiseite, schlagen das Tuch zurück. Ein frischer Verband am Arm. Der Frantek macht sich daran, ihn zu lösen, doch der Alte schüttelt den Kopf und rückt den Deckel wieder zurecht. Es hat ja keinen Zweck mehr, heißt das, und sie fahren weiter. Man sollte aber doch nachsehen, denkt der Frantek, vorgestern war da noch nichts, ich habe sie ja am Arm gehabt.
Es graut schon, da sind sie angelangt, tragen den Sarg ins Haus. Der Frantek hält die Wache. Am frühen Morgen, bevor alles zur Arbeit muß, kommen sie, die Jakumeit noch einmal zu sehen. Es wird nicht gesprochen, es wird nicht geweint, man freut sich über den sanften Ausdruck in ihrem Gesicht. Dann wird das Haus abgeschlossen, auch der Alte und Frantek müssen zur Arbeit. So geht das drei Tage. Vom Gastwirt borgt man sich den guten Wagen und fährt zwei Stunden, um den Pastor abzuholen. Am Grabe nur alte Leute, und der Pastor verkündet den Psalm: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten“. Aber aus diesen Augen fließt keine Träne mehr.
Die Jakumeit ist begraben. Glückliche Jakumeit, du sollst noch das Wunder deiner Auferstehung erleben. Weinte man auch keine Träne, du wirst sehen, wie wertvoll du ihnen bist, gilt es ein feines Geschäft zu betreiben. Denn noch am selben Tage kommt der junge Herr und spricht mit dem Frantek.

(Schluß auf Seite 515)

Razzia

(M. Frischmann)



„Ick gratuliere, Herr Wachtmeester — wenn Se nur 'n janz klein bisken Jlück in Ihrem Berufe haben, is zufällig der Düsseldorfer Mörder unter uns!"

(Schluß von Seite 514)

Dem Vater des jungen Herrn gehört das Dorf, ihm gehören die umliegenden Dörfer, die Wälder, die Seen, das Vieh und die Menschen, auch die toten. Fragt der junge Herr: „War deine Braut nicht bei Juden im Dienst?" — „Ja, Herr", worauf will er hinaus, denkt der Frantek. Der junge Herr lacht, weil die Bauern so dumm sind, ihre Weiber bei Juden dienen zu lassen. „Du glaubst an den abgerissenen Gasschlauch?" Es dauert nicht lange, und der Frantek weiß Bescheid. „Ja, sie war sehr blaß." — „Und wie ausgeblutet, was?" Der Frantek erzählt von dem frischen Verband. „Dummkopf", schreit der junge Herr, „warum hast du ihn nicht abgemacht?" Dem Frantek wird unheimlich, mein Gott, ja, ja, ich habe es getan, gleich als wir sie hergeschafft hatten, als der Alte schlief, „es waren Stiche oder Schnitte an ihrem Arm". Da lacht der junge Herr wie ein Besessener, schlägt die Reitgerte kreuz und quer über den Frantek. „Idiot", brüllt er, „Idiot! Läßt sich seine Braut von Juden abstechen, ja weißt du denn nicht, daß die Juden Christenblut saufen?" Der Frantek heult auf und hebt bittend die Hände, denn der junge Herr ist furchtbar aufgebracht, und die Schläge schmerzen im Gesicht. „Schöne Schweinerei, das wollen deutsche Bauern sein, Mistzeug!" und schmeißt die Tür zu.

Schneller konnte sich kein Gerücht verbreiten. Die Jakumeit ist von den Juden abgeschlachtet worden, das drang in die entferntesten Grenzdörfer, in die einsamsten Hütten am Rande der Seen. Und so kam es, daß nach Wochen wildester Hetze die Jakumeit wieder ausgegraben wurde, der Alte, zornig und empört, leitete selbst die Auferstehung seiner Tochter, und der Frantek bekam noch einmal ihr Gesicht zu sehen und war damit zufrieden. Die anderen aber waren nicht zufrieden, denn die Auferstandene trat nicht den Beweis an, der von ihr gefordert wurde. Ein Märchen war beendet, als man die Jakumeit zum zweiten Male in die Grube legte.

Gewissenssache

Von Ossip Dymow

Die Beweisaufnahme im Scheidungsprozeß des Ehepaars Jackson war beendet. Der Richter, ein stattlicher, wohlgenährter Mann von vierzig Jahren, ordnete eine Pause an, um in Ruhe alle Einzelheiten des Falles zu überdenken und sein unparteiisches Urteil zu fällen. Ein Teil des Publikums ging fort, ein anderer unterhielt sich laut, tauschte Meinungen und Eindrücke aus. Im übrigen zweifelte niemand, daß die Scheidung erfolgen würde. Die Untreue der Frau war erwiesen, durch Zeugen einwandfrei festgestellt und bekräftigt — übrigens auch von keiner Partei bestritten.

Beide Ehegatten schienen von dem bevorstehenden Ausgang recht befriedigt zu sein. Er war gegen achtunddreißig Jahre alt, sie zwei Jahre jünger. Eine volle Brünette, mit großen, temperamentvollen, etwas hervorstehenden Augen und dem leichten Anflug eines Schnurrbarts. Man betrachtete sie im Zuschauerraum durch Ferngläser und fand sie dämonisch. Jetzt stand sie lässig an die Barriere gelehnt und unterhielt sich mit ihren Bekannten.

„Man kann Ihnen gratulieren", sagten die Bekannten. „In einigen Minuten werden Sie frei sein. Sie Glückliche!"

„Abwarten!" erwiderte sie lächelnd. „Die Hauptsache ist, ob der Richter an die Tatsache der Untreue glaubt. Mein Anwalt sagte mir . . ."

„Aber warum sollte er nicht daran glauben? Sie haben ja die Beweise beigebracht: die Stunde, den Ort und den Namen Ihres Partners. Übrigens, wer ist dieser Apotheker?"

„Das ist ein guter Bekannter von uns. Das heißt — mein Bekannter", sagte Frau Jackson. „Ein sehr erfahrener Mann. Er interessiert sich außerdem noch für Philosophie."

In diesem Augenblick trat der Richter wieder ein, und alle verstummten, um dem Wortlaut des Urteils begierig zu lauschen. Aber als es verkündet wurde, war es, als ob das Publikum wie ein Mann aufstöhne — so verwunderlich war das Urteil:

„Das Gericht erachtet die Tatsache der Untreue als nicht genügend erwiesen. Die Ehe bleibt in Kraft . . . Ich bitte das Publikum, sich ruhig zu entfernen."

Aber das Publikum konnte sich lange nicht beruhigen und gab seinem Erstaunen beim Auseinandergehen aufgeregt Ausdruck.

Der Richter verließ das Gerichtsgebäude durch einen Hinterausgang. Aber es gelang ihm nicht, sich unbemerkt zu entfernen. Die Frau mit den temperamentvollen, vorstehenden Augen und dem dunklen Anflug eines Schnurrbarts holte ihn ein und sagte rasch: „John! Was bedeutet das? Warum hast du mich nicht geschieden?"

„Aber meine Liebe" — antwortete der Richter mit gesenkter Stimme, indem er sich ängstlich umsah. „Ich kann unmöglich an irgendeinen philosophierenden Apotheker glauben! Das ist doch Unsinn! Dem Gericht genügt das nicht. Ich muß nach bestem Wissen und Gewissen urteilen, und wenn ich begründeten Verdacht habe, daß der Zeuge falsch ist, so . . ."

Frau Jackson unterbrach ihn scharf: „Was redest du da vom Gewissen? Ich verstehe ganz gut, worum es sich handelt . . ."

„Worum denn? Schrei doch nicht so — ich bitte dich!"

„Du hast Angst, daß du mich heiraten mußt, wenn ich frei werde. Das ist Unsinn — ich brauch' dich absolut nicht, du Pavian . . .!"

„Wenn ich das bestimmt gewußt hätte . . .!" murmelte der Richter und beschleunigte seine energischen Juristenschritte.

(Autorisierte Übersetzung von O. Gabrielli)

Morgenstunde

Die Glocke tönt nach alter Weise
Vom Wecker auf dem Nachttisch in den Schlaf:
Steh auf und stell dich in dieselben Gleise,
Die du tagtäglich rollst, gesetzt und brav! —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Zuerst das Waschen, dieses Unbehagen!
Warum ist Wasser immer wieder naß?
Es könnte auch mal Abwechslung ins Leben tragen.—
Emilie, auf dich ist kein Verlaß:

Wo ist das Frühstück, ist es noch nicht fertig?
Du weißt, ich muß Punkt neune ins Büro.
Die Zeitung fehlt! — Das war ich schon gewärtig.
Man wird doch seines Lebens nicht mehr froh.

Na red' doch was! Du hast auch ewig Mucken.
Wir solln heut abend bei Krojankers sein.
Dem möcht' ich auch nicht in die Karten gucken.
Wenn der so weiter macht: — Saust der mal rein!!

Die krummen Wechsel und die Lombard-Chosen! —
Ich bin doch froh, daß ich Beamter bin.
Krojankers Wohlstand soll mich nicht erbosen —
Geht unser Leben nicht wie Samt dahin.

Emilie? Nun sag' mal selber — wie? . . .
Ich glaube fast, die Butter schmeckt schon ranzig.
Ob ich den Regenmantel überzieh?
Die Untergrundbahn fährt um acht Uhr zwanzig.

Lierke

Philosophie des Chauffeurs

(Karl Holtz)



„Siehste, Karl, mit so 'ner Taxe is et jenau so wie mit dem Leben." — „Nanu, wieso denn?" — „Det weeß ick natürlich ooch nich."

Lieber Simplicissimus!

Man sprach über die eigentümliche Position des Grazer Advokaten Dr. E., der einerseits als sozialdemokratischer Abgeordneter im Nationalrat und andererseits als Rechtsanwalt und Intimus der steirischen Großindustriellen in der Verwaltung eines hochreaktionären steirischen Industrieunternehmens sitzt.
„Was wollts ihr?" meinte der alte Mendel Singer tolerant, „dieser Mensch hat eben an ausgesprochenen Januspopo!"

•

In B. war die Kirche zur Einweihung nahezu fertig. Nur zu einem einzigen Fenstergemälde fehlten noch die Mittel. Da im letzten Augenblick findet sich ein edler Spender. Das Fenster soll bis zum Tag der Einweihung noch fertiggestellt werden. Der Herr Pfarrer wird vom Kirchenrat beauftragt, das Weitere in der Stadt schleunig zu veranlassen. Er notiert die Maße des Fensters sowie den Text des Spruches, der auf dem Fenster prangen soll, und fährt zur Stadt. Dort angekommen merkt er zu seinem Schreck, daß er den Zettel mit den Notizen daheim gelassen hat. Eiligst telegraphiert er an die Köchin Marianne, sie möge ihm alles sofort telegraphisch mitteilen. Das Anworttelegramm lautete wie folgt:
„Heute wurde uns ein Kindlein geboren. 1 Meter breit, 4 Meter lang. Marianne."

Im „Eldorado" zu singen:

Ich bin eine Zwischenstufe
und als solche höchst intressant:
ich werde in meinem Berufe
teils weiblich, teils männlich verwandt.

Man nennt mich in meinem Ballhaus:
„p'tit en-tout-cas de l'amour" —
Es schlachteten mich schon als „Fall" aus
Medizin und Literatur!

Herr Hirschfeld ließ es modellieren
und hat's ins „Museum" gestellt —:
so mußte ich arrivieren
und verdiene jetzt klotzig viel Geld!

Mich einmal geliebt zu haben
gehört zum guten Ton:
ich bin für Mädchen und Knaben
die erotische Sensation!

Karl Kinndt

Pferde

Von J. K. Hesse

Pet saß am Fenster und guckte in den Abend. Die Schneeflocken tanzten um die Laterne auf dem Bürgersteig und wurden sacht durchleuchtet, ehe sie langsam verschwebten. Vor dem Nebenhaus, einer Wirtschaft, stand ein großer Wagen, der mit zwei Pferden bespannt war. Die schweren Zugtiere hatten straffe Leiber und mächtige Mähnen, die wie gelöste Fahnentuche fast bis zum Boden hingen. Auf ihren festen, starken Beinen standen sie unbeweglich im dünnen Schnee. Manchmal hoben sie langsam die Köpfe, bliesen sich ihren dampfenden Atem zu und rieben die Nüstern gegeneinander, grade so, als ob sie sich etwas zu erzählen hätten oder als ob sie sich gegenseitig trösten und ermuntern wollten. Pet wurde von der Erscheinung der einsamen schönen Tiere merkwürdig ergriffen. Je länger er sie betrachtete, desto mehr wuchs ein Gefühl von warmer, herzlichkräftiger Freundschaft in seinem Herzen auf, und dieses Gefühl durchrieselte ihn wie ein sanft strömender Glücksquell. Wie im Traum erhob er sich, betrat die Gasse und sagte: „Kameraden — guten Abend — wie geht es euch?"
„Wenn wir ziehen könnten, wäre uns wohler!"
Die Pferde hoben langsam drehend die Köpfe; die langen Mähnen fielen etwas zurück, und große, brave Augen schauten den Frager an. Ein Fuchs und Rappe waren an den Wagen gebunden.
„Er spielt Skat!" sagt der Schwarze, und sein glänzendes, reines Fell vibrierte leise. Die Ohren der Tiere richteten sich hoch, der Fuchs schnappte mit den fleischigen warmen Lippen nach dem Hals seines Kameraden. Pet klapperte mit den Schlüsseln, lockerte Eisen und Leder und sagte zaghaft: „Werte Freunde — dürfte ich Sie einladen, mittlerweile ein wenig in meine Wohnung zu kommen?" Ketten und Zäumung klirrten in den Schnee, und die Pferde folgten ihrem Gastgeber. Der Hausflur hallte dröhnend von den Hufen und füllte sich mit warmen Dämpfen. Pet lachte herzhaft, als die Tiere ihre breiten Hinterbacken in die geschwungenen Ledersessel klemmten. „Wie im Zirkus!" lachte Pet.
„Ich habe eine Schwester beim Zirkus", sagte der Fuchs. „Ein unnatürliches Leben ist es — aber sie verdient guten Hafer. Im Programm heißt sie: Erna — die belgische Riesenstute. Tanzt Jazz und trottet fox. Ich möchte nicht!"
„Ich bin doppelter Buchhalter bei Seligmann Nachfolger", sagte Pet. „Aber obwohl ich nur doppelter Buchhalter bin — immer — wenn ich eure Brüder an meinem Kontorfenster vorbeitraben sehe, muß ich ihnen nachschauen. Und es kommen so wenig Pferde — zumeist Automobile!"
„Zuerst sind die Menschen auf Pferden gesessen und sind geritten. Die Welt wird älter und kälter und greisenhaft. Einst packten die kleinsten Knaben schon in unsere Mähnen — kaum konnten sie laufen. Und sie schrieen vor Jubel, wenn sie ihre Beinchen auf unseren breiten Rücken spreizen durften. Im Blut lag es. Heute drücken lackierte Babys auf eine Gummihupe, und das lackierte Pferd fährt ab — — —!"
„Manchmal", sagte Pet leise, „manchmal bleibt ein Mensch, ein Mensch bleibt manchmal auf der Straße wie traumverloren stehen. Mitten im Gewühl, in dem prächtig randalierenden Verkehr bleibt er traumverloren stehen. In dem wichtigen Verkehrsstrudel eine armselige, kleine Blase. Er, der traumverlorene Mensch. Mitten im Betrieb, der Schmierseife, Börsenjobber, grüne Heringe, Schutzleute, allerlei unnötige Produkte, Zeitungspapier, Aufsichtsratsmitglieder, Schieber, Spitzbuben, Lebemänner, Straßenbahnwagen, arme und reiche Teufel, Handlungsreisende, geschwollene Kaufleute und dünne Ladenschwengel mit Bräuten durcheinander wirbelt. Mitten im Gewühl bleibt ein Mensch stehen und spitzt die Sinne. Ein Schupo sagt: ‚Männeken — sind Se noch nich hopp? Wolln sich wohl dotfahrn lassen?' Und der Träumer rettet sich auf den Bürgersteig und denkt: ‚Ein Pferd zeigt sich zwischen den vierräderigen Maschinen. Was glotze ich da so?'"
Der Rappe wieherte leise.
Der Fuchs sagte: „Das macht — manchmal kommt einem Menschen ein tiefer, lockender Ruf entgegen. Ein sehnsüchtiger Wind aus einem verlorenen Land. Und ein schmerzlich süßer Duft bezwingt sein Herz und fragt: ‚Kennst du deine Heimat noch? Weißt du, woher ich komme und wer dich mahnt? Einmal warst du ganz bei mir. Du bist fortgegangen. Aber manchmal, wenn ich dich rufe, manchmal träumst du dich mit Schauder und Verlangen zurück zu mir!'"
„Deshalb schaut manchmal ein Mensch für eine Weile uns Pferden nach", sagte der Rappe, „er will darüber sinnen, wie es war, als die Erde noch jung war. Wie es war, wie herrlich es wohl war, als er noch über unsere Hälse gebogen, auf unseren Rücken festgewachsen die Freiheit der Welt durchmaß. Der Welt, die noch nicht

(Schluß auf Seite 518)

Abstieg

(M. Frischmann)



„Und wenn det Jeschäft jar nich mehr lohnt, lege ick meinen aufrichtigen Charakter ab und jehe jlatt zur Bourgeoisie über!"

Faschings-Ökonomie

(E. Thöny



„I hab' bloß oa Bett zu versetzen — aber im Fasching schlaft ma doch net dahoam!"

Der Bär

(Alfred Kubin)



(Schluß von Seite 516)
in Quadratmeter eingeteilt war. Und wenn einer so träumt, dann schießt das Gras aus dem Asphaltboden hoch, und Bäume schütteln sich — Donner rollen über den Himmel, Gewässer platzen auf, und Tiere springen aus dem Schlaf. Aber er träumt nicht lange, der Mensch. Ein Schupo stößt ihn an, und der Traumwandler flüchtet und geht ein Glas Bier trinken — — —!"

„Wir sind alt geworden", sagte der Fuchs. „Alt sind wir geworden — alt. Die überreife Frucht fällt vom Baum. Wir sind alt geworden. Alt wie unsere Kameraden, die Menschen. Bald werden wir alle verwelken und sterben — — —."

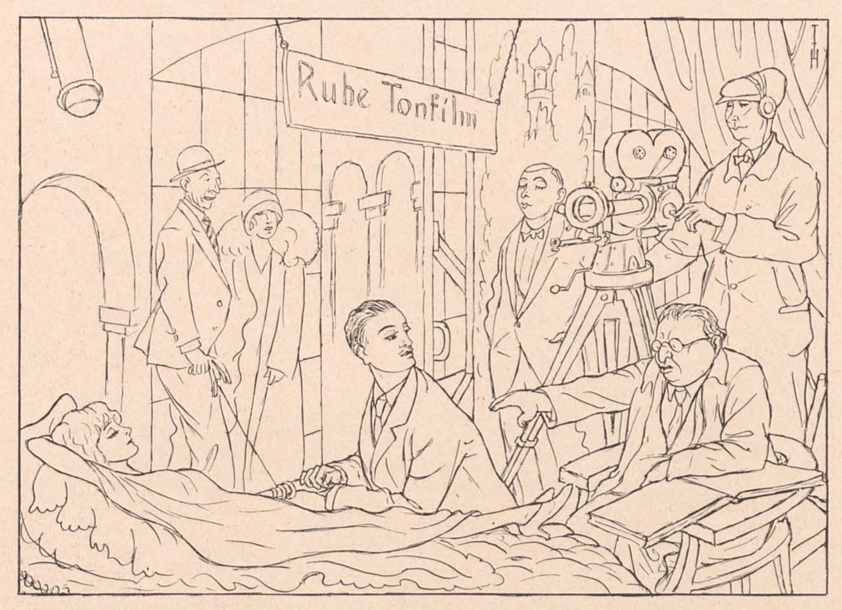
Der Rappe mit dem reinen, glänzenden Fell stand auf allen vieren und wieherte. „Vielleicht aber wird die Welt neu. Die Steinbaukästen purzeln zusammen — die Straßenlabyrinthe zerschmelzen — Drähte und Kabelnetze zerspringen und vermorschen, Warenhäuser, Banken, Schienenstränge, muffige Kontore, Keller, Betonhöhlen und Hochspannungsleitungen gehen zum Teufel. Tinte versackt und verzischt im Sand, und Federhalter zerbrechen vor Altersschwäche. Wind bricht über die Erde — Wälder wachsen, Pferde traben über die Heide und schreien in die Morgenluft!"

Pet erwachte in seinem Sessel am Fenster. Die Schneeflocken wirbelten noch durch die Luft. Der Kutscher kam aus der Kneipe und schmitzte mit der Peitsche. „Jüh!" sagte er. Die Pferde zogen an.

Etwas später kam Pets Schwiegermutter nebst Braut. Sie wollten ihn zum Kino abholen. Pet erzählte den Traum von den Pferden. Die Braut gähnte heimtückisch. Die Schwiegerdame aber sagte beleidigt: „Aber Pet — denkst du denn gar nicht an das liebe Kind? Was soll das geben, wenn Warenhäuser und Federhalter einstürzen, wo du doch doppelter Buchhalter bist — — —?"

Im Tonfilm-Atelier

(Th. Th. Heine)



„Die ganze Aufnahme haben Sie uns verpatzt! Sie haben immer noch weitergequatscht, als Sie schon lange tot waren!" — „Macht nichts! Dann nennen Sie den Film eben einfach ‚Der lebende Leichnam, frei nach Tolstoi'."

Politische Anekdoten

Auf den Spuren Lessings

Als kürzlich in Berlin die Erinnerung an Moses Mendelssohn festlich begangen wurde, hielt auch der preußische Innenminister Severing eine große Rede über die religiöse Toleranz, die in den Worten gipfelte: „Mehr Natan!"
Unter den Zuhörern befand sich ein bekannter Berliner Lessingforscher. Kopfschüttelnd wandte er sich zu seinem Nachbarn und sagte: „Der echte Severing vermutlich ging verloren."

Der Diplomat

Graf Brockdorff-Ranzau war in Moskau, wo er dem Deutschen Reiche außerordentliche Dienste erwies, ungewöhnlich beliebt. Seiner Menschenkenntnis und seiner weiten Weltanschauung war es gelungen, für unversöhnlich gehaltene Differenzen gänzlich auszugleichen.
Einmal fragte ihn ein deutscher Journalist, der Rußland besuchte, wie er es fertig brächte, bei so verschiedener Grundanschauung in solcher Freundschaft mit den Leitern der russischen Regierung zu leben. Brockdorff wehrte ruhig ab: „In der Politik gibt es praktisch keine Weltanschauungsfragen, sie ist eine technische Angelegenheit, die Kunst sich so zu verstehen, daß man sich verstehen kann!"

Jedem das Seine

Der spanische Gesandte in Paris, Graf d'Aran, wurde eines Tages von einer Dame gefragt, wie eigentlich die politischen Ereignisse zustande kämen. Nach einigen Minuten des Nachdenkens antwortete er: „Ach, sie setzen sich aus sehr vielen Tätigkeiten zusammen! Das Ja oder Nein gibt der Minister, das Was und Wie liefert der Regierungsrat, das Büro und das Papier kommen von der Nation, und der König gibt dazu Tinte und Feder."

Die Bibel sagt es

Beim Kampfe um das Sozialistengesetz wurde in den beteiligten Kreisen viel darüber gesprochen, daß der junge Kaiser sich sehr gegen das Gesetz sträube, für das Bismarck mit seiner ganzen Persönlichkeit eintrete. Der junge Kaiser wolle vielmehr seine Regierung immer demokratischer gestalten und keine Schranke zwischen sich und dem Volke haben. Als nun das Sozialistengesetz doch kam, wurde der damalige Ministerialrat von Bötticher gefragt, wo denn die demokratischen Absichten des Herrschers dabei geblieben seien. Bötticher legte den Finger auf den Mund: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn darf nicht genannt werden!"

Die kostbare Uniform

Als der Marschall Foch zum Oberkommandierenden der gesamten Streitkräfte ernannt worden war, ließ er, trotz seiner sonst berüchtigten Sparsamkeit, sich eine neue kostbare Uniform schneidern. Der englische Kollege Haig, der gegen die Ernennung Fochs gearbeitet hatte, bemerkte bei ihrer ersten Zusammenkunft ironisch: „Sie haben sich sehr verändert, Marschall! Was für eine kostbare Uniform tragen Sie!"
„Ich will es meinen, Marschall", antwortete Foch. „Ich habe aber auch vierzig Jahre an ihr gearbeitet!"

Das Bleibende

Als in Paris nach dem Kriege 1870/71 alle Erinnerungen an das Kaiserreich verschwinden sollten, wurde auch in der Pariser Oper eine Untersuchung über die politischen Überzeugungen der Orchestermitglieder eingeleitet. Gambetta, der sich für das Theater lebhaft interessierte, leitete die Befragung persönlich. Er wandte sich an den ersten Geiger: „Was war Ihre Überzeugung während des Kaiserreiches?"
„Ich geigte."
„Und während des Krieges?"
„Ich geigte."
„Und welches ist Ihre Stellung zur Republik?"
„Ich werde weiter geigen!"

Durch!

Zieh' nur schnell die Stulpenstiebel an
mit den Doppelsohlen ohne Leck
und verfüg' dich auf die Pilgerbahn:
links, rechts, vorn und hinten — eitel Dreck!

Keiner, keiner auf der weiten Welt
hilft dir aus dem peinlichen Malhör,
das dich rings wie ein Morast umstellt —
nicht einmal dein Leibblattredaktör.

Dieser nämlich schlängelt wetterwend'sch
durch den Sumpf sich als bewährter Lurch.
Aber du bist leider bloß ein Mensch,
und du mußt ersticken oder — durch!

Ratatöskr

Die Partei über alles!

(Wilhelm Schulz)



„Sone Mistrejierung! Dem kleenen Mann das Bier zu verteuern!" — „Sachte, Mensch, det war ja noch Genosse Hilferding!"



„Also, Paule! Noch 'ne Runde!"

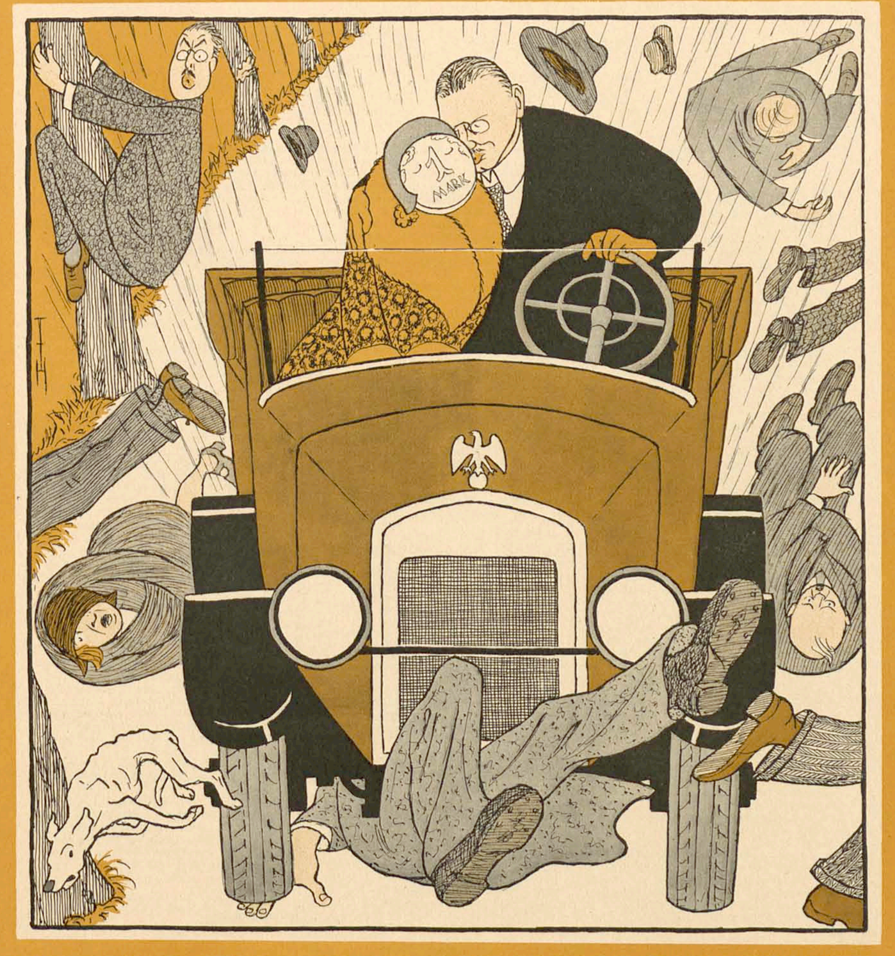
Stuttgart, 20. Januar 1930 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 43

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Der Reichsbankdirektor

(Th. Th. Heine)



„Ich führe euch herrlichen Zeiten entgegen!" (Wilhelm II.) — „Blut muß ja doch fließen, früher oder später!" (Hjalmar I.)

(Hilla Osswald)



Berliner Brief

Die Feste sind verrauscht. „Ruhiger Verlauf der Weihnachtstage", meldete das „B. T." und berichtete darunter von acht gelungenen und achtzehn versuchten Selbstmorden am Heiligen Abend. Nicht ganz so ruhig ist die Silvesternacht verlaufen —: immerhin brauchten, da die Schupo angewiesen war, nur in schweren Fällen zuzugreifen, nur 382 Personen verhaftet zu werden.

Beim Nachhausefahren spürte man die Segnungen der Schachtschen Weihnachtsüberraschung: die Tariferhöhung bei Bussen und Bahnen. Wenn diese Maßregel auch vornehmlich die minderbemittelten Kreise trifft, so wird doch überall dankbar anerkannt, daß dafür die Verteuerung des Lichtes eine starke Belastung der Reichen bedeutet, da ohne weiteres erhellt, daß ein Dahlemer Villenbesitzer, der abends zwölf Zimmer strahlend beleuchten muß, ungleich mehr zur Finanzierung der Stadt beiträgt als die zehnköpfige Arbeitslosenfamilie, die um eine einzige schwache Birne geschart ist. Von der Erhöhung des Gaspreises verspricht man sich in hygienischen Kreisen sogar eine Hebung der Volksgesundung, da sich vermutlich weite Schichten entschließen werden, zu der bekömmlicheren Rohkost überzugehen. Strittig ist nur, ob das Problem der Verkehrsverteuerung richtig gelöst wurde. Eine Sonderversteuerung von Luxuswagen zum Beispiel hätte allerdings lähmend auf den Verkehr wirken können: aber auch die nun zwangsläufig eintretende Vermehrung von Fußgängern — und zwar gerade von solchen, die infolge von Unterernährung weder sprungkräftig noch geistesgegenwärtig sind — dürfte dem Verkehr, dem wir doch schließlich alle dienen, abträglich sein!

Gut nur, daß wenigstens die Taxi nicht teurer geworden sind! Sonst würden sich die Fälle, in denen die Fahrgäste, am Ziel angekommen, den Chauffeur einfach von hinten erschießen statt zu bezahlen, in erschreckender Weise mehren! Die Arbeitsgemeinschaft der Chauffeure verlangt ohnedies schon geeignete Schutzmaßnahmen.

Dem Generalintendanten Jeßner ist es nach viermonatiger, durch Vertragsabschluß hervorgerufener Erschöpfungspause am Silvesterabend gelungen, gleich zwei Premierendurchfälle zu starten — und zwar ohne Zuhilfenahme der sonst bei ihm üblichen genialen Fehlbesetzungen. Im großen Haus huldigte man dem Geist der Zeit durch Aufführung eines Boxerstücks, das zwar amerikanischer Provenienz ist, aber durch Brecht gemildert sein soll und außerdem klassisch langweilig. Pfiffe und Johlen belohnten die unermüdliche Arbeit dieses wertvollen Kulturfaktors. „So und so, so geht der Wind" auch im Schillertheater vermutlich nicht lange. Dies Stück behandelt jedoch nicht, wie es nach dem Titel scheinen könnte, die Zustände an der „ersten Bühne Deutschlands" (womit platterdings das Berliner Staatstheater gemeint ist), sondern ein anderes provinzielles Thema. Den in eingeweihten Kreisen kursierenden Gerüchten, der auf fünf Jahre abgeschlossene Jeßnervertrag sei noch in der Silvesternacht auf Lebenszeit verlängert worden, ist nach meinen Informationen wenig Glauben zu schenken.

Not und Geldsorgen auch unter den Prominenten! Mit letzter Kraft wechselt die Bergner, von Dr. Klein in abgründiger Weise um ihr Abendbrot betrogen, weiter unzählige Male im „Seltsamen Zwischenspiel" die Kleider, um wenigstens ihre trockene Limousine zu haben! Es ist nicht alles Gold, was glänzt! Die kleinste Stenotypistin hat doch wenigstens den Abend frei!

Gut geht es einzig den Hunden —; da sich bei ihnen weder Star- noch Papageienkrankheit feststellen läßt, dürfen sie wieder ohne Maulkorb und Leine herumlaufen. Was zu begrüßen ist, da doch auch die Schweinehunde in überwiegender Mehrzahl frei herumlaufen.

Kaki

Berliner „broadway-melody"

Am Berliner „broadway" kracht es,
aber nicht von Freudenschüssen —
Außen siehst du voller Pracht es,
innen geht's Berlin beschissen!

Außen gleißt's von tausend Lichtern —
Jazz, Klamauk, Träträ, Bummbumm —:
im Büroraum fleht man schüchtern
um ein Moratorium.

Wundervolle Wagen jagen —
doch die Frau, die toll bemalte,
ist das einz'ge Stück im Wagen,
das man vor Verbrauch bezahlte —

Märchenhafte Abendkleider
siehst entzückt du — und voll Neid —:
dafür leistet man dem Schneider
einen Offenbarungseid — — —

Gier, die Konkurrenz zu schlagen,
bringt den Sieger in Bedrängnis,
und man muß Konkurs ansagen
oder endet im Gefängnis — — —

Ist man nirgends auch gevivter
in Vergnügungs-Industrie:
Pleite bleibt das Leitmotiv der
deutschen „broadway-melody" — — —

Karl Kinndt

Der Krach

„Ich habe noch Hunger", sagte der Architekt Joachim Acker kurz vor dem Zubettgehen zu seiner jungen Frau. „Ich bin nicht satt geworden."

„Gut", seufzte sie, „ich werde sofort hinausgehn und nachsehn, ob noch etwas im Hause ist." Als sie ein Kapitel in einem Buch von Wallace zu Ende gelesen und ihre Zigarette bis zum Mundstück heruntergeraucht hatte, erhob sie sich langsam und ging hinaus. Acker verdiente wenig, und es war nie etwas Übriges im Hause. Schon halb entkleidet, setzte er sich an den Eßtisch und wartete. Die Gattin trat sehr bald wieder in das Zimmer. „Ich habe", sagte sie, „in der Speisekammer zwei Eier entdeckt, aber das Mädchen will gerade zu Bett gehen und weigert sich, die Eier zu kochen."

„Dann koch' du sie doch, bitte", sagte Acker.

„Mutest du mir das wirklich zu", fragte die junge Frau erstaunt. „Wozu habe ich denn das Mädchen? Geh hinaus und schnauze es an."

„Hinausgehn werde ich schon", sagte der Architekt, „aber nur um die Eier selber zu kochen."

„Das wirst du nicht tun", schrie sie erregt. „Du darfst dich nicht so tief erniedrigen. Droh' der Kreatur mit fristloser Entlassung, und du wirst sehn, daß sie die Eier sofort kochen wird."

„Ach geh", sagte der Architekt beschwichtigend — „eher koch' ich die Eier selber."

„Joachim", sagte sie bittend, „wenn du mich noch ein bißchen lieb hast, dann tust du mir die Schande nicht an. Sei ein Mann und schnauze das Mädchen an."

„Vergiß nicht, daß wir ihr seit drei Monaten den Lohn schulden!"

„Na und wenn schon! Wenn sie ihre Pflicht nicht tut, muß sie entsprechend behandelt werden!"

Kopfschüttelnd ging er hinaus. Die unglückliche Gattin sank auf den Diwan und verharrte in leidender Haltung, bis Acker wieder hereinkam. Lächelnd, mit einem Teller in der Hand, auf dem zwei Eier lagen, trat er über die Schwelle und sagte: „Schade, daß kein Brötchen im Hause ist."

„Wer hat die Eier gekocht", fragte sie, „du oder sie?"

„Ich", sagte er.

„Du!" Sie riß Mund und Augen auf. „Und die hat wahrscheinlich dabeigestanden und hat sich amüsiert!"

„Ich habe sie ins Bett geschickt", sagte er begütigend. „Sie war ja halb nackt und fror."

Knautsch! schlug ihm die Gattin den Teller aus der Hand. Alles ging kaputt. Sie erschrak selbst, als sie die Scherben und den gelben Brei zu seinen Füßen sah; aber sie blieb furchtlos stehn.

„Warum hast du das getan?" fragte er verblüfft. „Womit soll ich jetzt meinen Hunger stillen?"

„Du bist ja gegen das Mädchen rücksichtsvoller als gegen mich!" schrie sie ihn an. „Du läßt die Maske fallen. Du bist ein ganz gemeiner Marxist!"

Fort war sie. Ein Weilchen betrachtete der Architekt das malerische Gemisch von Weiß und Gelb auf dem rötlichen Teppich. Dann kratzte er es mit einem kleinen Lineal zusammen. Das Mädchen hatte an der Türe alles mit angehört. Sie beklagte den armen Ehemann und das sinnlose Ende der schönen Eier. Und sie hätte, obgleich sie nichts besaß, sonst was darum gegeben, auf der Stelle zu erfahren, was ein Marxist ist.

Joseph Adler

Stunde der Frau

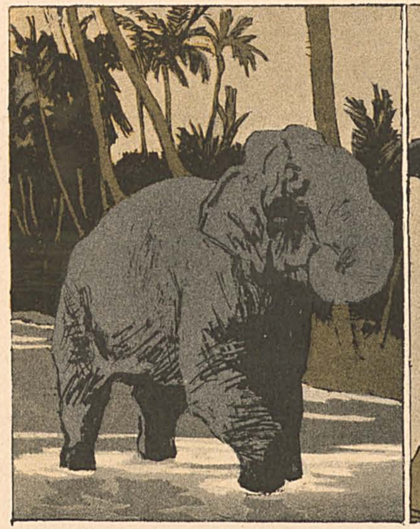
(Olaf Gulbransson)



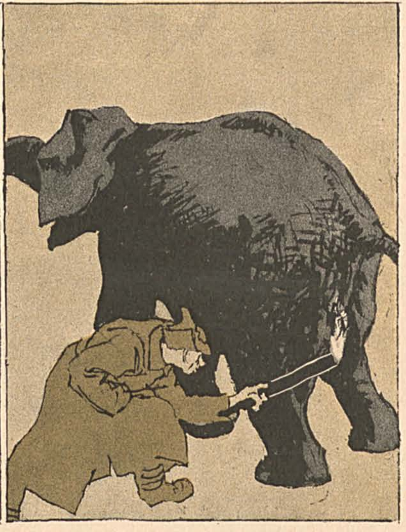
„Kinder, macht nicht solchen Krach, ich kann sonst kein Wort von dem Vortrag über moderne Kindererziehung verstehen."

Wie sich England die Entwicklung in Indien vorstellt

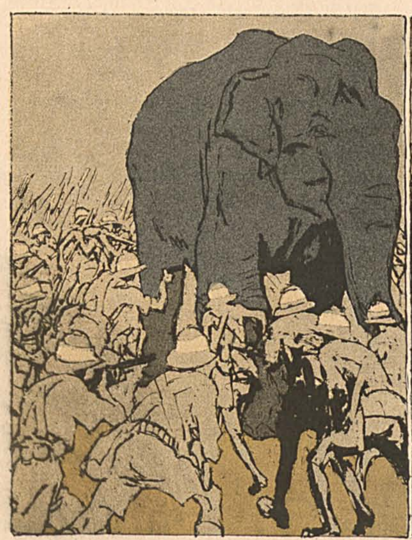
(E. Thöny)



Friedlich wandelt das gute Tier an den Ufern des Ganges —



bis der böse Bolschewik die Flamme des Aufruhrs hinterrücks entzündet.



Die friedliebenden Engländer müssen mit sanfter Gewalt die Aufregung dämpfen.



All right!

Die Einverleibung / Von Bruno Manuel

In der kleinen Gemeinde, wo die altmodischen Leute wohnen, kenne ich einen Herrn. Er hat ein Haus, mehrere Hühner und ein öffentliches Amt. Drei Gründe, um vergnügt zu sein.

Als ich einmal zu ihm kam, war er aber wütend. Er stand vor dem Spiegel. Im Begriff, sich eine feierliche Krawatte umzubinden. Und sein Gehrock hatte die ernste Aufgabe, ihm das Aussehen eines würdigen Mannes zu geben.

„Sie entschuldigen", bat er, „ich habe große Sachen vor."

Ich fragte, welche. Er seufzte: „Man will uns einverleiben."

Es war nicht recht ersichtlich, was er damit meinte. Da ich es für ein großartiges Ereignis hielt, sagte ich in meiner schlichten Art: „Dann darf man wohl gratulieren." Was er sich verbat.

„Man will uns eingemeinden", rief er in hehrem Zorn. „Ihre Stadt gelüstet es, uns aufzusaugen mit Haut und Haaren. Eine solche Unverschämtheit ist noch nicht dagewesen!"

Ich war der Meinung, daß von allen Schlägen, die eine Gemeinde treffen können, die Einverleibung der harmloseste ist, und sagte: „Das kann doch nur von Vorteil sein. Dann bekommen Sie endlich besseres Pflaster und eine Autobusverbindung."

„Das wäre eine Katastrophe", behauptete er. „Übrigens ist es auch kommunalpolitisch und verwaltungstechnisch eine Schande. Wir können es auf keinen Fall erlauben. Lieber sterben!"

„Soviel ich weiß", sagte ich, „geht es einem Ort um so besser, je weniger Bürgermeister und Gemeinderäte er hat."

Einer derart anarchistischen Äußerung hat er mich nicht für fähig gehalten. Er rang die Hände und erwiderte, daß ein gebildeter Mensch eigentlich wissen müßte, wie wichtig derartige Ämter sind.

Aber er weigerte sich, es mir klarzumachen, weil ich nicht das genügende Verständnis für kommunalpolitische Dinge besaß. Er stülpte sich den Zylinder auf, nahm seinen Regenschirm und sagte mit siegessicherer Gebärde: „Jedenfalls treten wir jetzt in den Abwehrkampf."

Ich ließ ihn ruhig treten und ging. Draußen schollen die Klänge einer Musikkapelle, die sich Mühe gab, „Auf in den Kampf, Torero!" glaubhaft anzustimmen.

Ich fuhr nach Hause und arbeitete mehrere Tage. Dann legte ich mich mit einer Erkältung ins Bett und stand erst eine Woche später auf. Am nächsten Sonntag fuhr ich zu ihm.

Wieder sah ich Männer mit Zylinderhüten und hörte eine Musikkapelle, die sich Mühe gab, „Nun danket alle Gott!" zu spielen.

Als sie auseinander gegangen waren, traf ich ihn. Er hatte wieder das Aussehen eines würdigen Mannes. Nur saß sein Gehrock nicht mehr ganz so tadellos. Auch der Zylinderhut hatte an Glätte eingebüßt.

Ich sagte unverblümt: „Es scheint nicht, als ob Ihr siegen werdet. Außerdem wäre ich bestimmt nicht gekommen, wenn ich gewußt hätte, daß der Abwehrkampf noch immer tobt."

Er griff sich an den Schlips und sagte mit gewölbter Brust: „Wir haben bereits gesiegt. Heute feiern wir."

Ich fragte, was. Und fügte mit dem Ausdruck ehrlicher Teilnahme hinzu: „Demnach findet die Einverleibung also nicht statt?"

„Im Gegenteil. Sie hat stattgefunden. Und das ist auch der Grund, weshalb wir feiern."

Ich sah ihn staunend an.

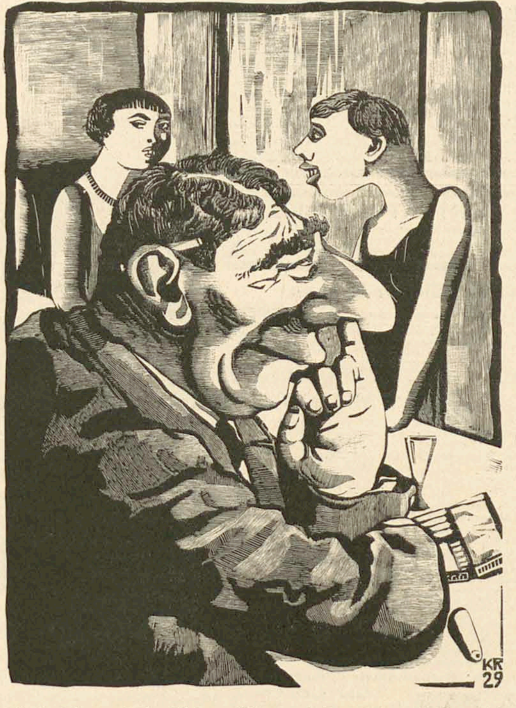
„Verstehe ich recht: die Einverleibung wird gefeiert?"

Er beeilte sich, mir ihre besonderen Vorzüge verständlich zu machen. Und rief begeistert: „Sie können sich denken, wie glücklich wir sind. Aus wirtschaftlichen, staatspolitischen Gründen ist sie seit langem eine Notwendigkeit. Der heutige Tag ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte unserer Gemeinde."

(Schluß auf Seite 526)

Dilemma

(Karl Rössing)



„So is et immer mit den Mä'chens: Jibt man nischt aus, denn wird man nich jeliebt, und jibt man aus, denn wird man jeliebt, aber man hat nischt mehr zum Ausjeben."

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Thomas Theodor Heine, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

(Schluß von Seite 525)

Ich unterbrach seine hymnischen Erklärungen und meinte treuherzig: „Aber, du lieber Gott, das ist doch ausgeschlossen. Ich bin der Meinung, daß die Einverleibung eine Schmach, eine Schande und wer weiß was noch ist. Das hätte man auf keinen Fall erlauben dürfen, zumal kommunalpolitisch und verwaltungstechnisch die schlimmsten . . ."

„Nicht doch, nicht doch", fiel er mir beschwichtigend ins Wort. „Da sind Sie aber schwer im Irrtum. Uns kann kommunalpolitisch und verwaltungstechnisch gar nichts Gescheiteres passieren."

„Und die Tradition", wagte ich einzuwerfen, „ist Ihnen die nicht heilig?"

„Wird ja berücksichtigt. Alles geht in Ordnung. Auch die öffentlichen Ämter bleiben. Und wir werden sogar nach einer höheren Tarifzone bezahlt."

Kritik

(Eduard Braun)



„Na, Hein, jefällt dir det Mä'chen nich?" — „Wenn ick besoffen wär, und det Mä'chen wär 'n andres Mä'chen, würde ick sagen, hm —."

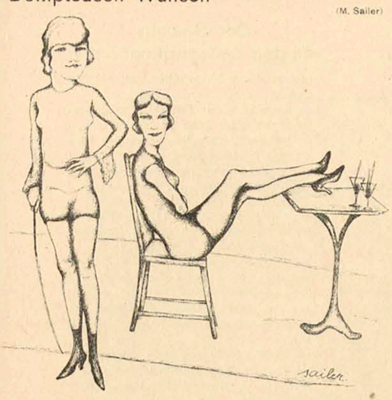
Die Filmstatistin knurrt:

Um fünf Uhr geh ich stets zur Flimmerbörse
im echten Seidenkleid und falschem Schmuck.
Die ganze liebe Konkurrenz ist da, ich hör' se
und trinke meinen miesen Muckefuck.
Weil ich Talent hab', stell' ich mir alleene,
wenn auch die ganze Bande drüber quatscht.
Damals bei Lubitsch in der Massenszene
hat mir Herr Jannings auf den Arm gepatscht!
Hab' ich die Bluse an, die halb kaputte,
schwebt um mich rum ein lasterhafter Hauch.
Und — unter uns geflüstert — soviel Nutte
wie Lissy Arna kann ich schließlich auch.
Und überhaupt, Sie können alle fragen,
daß jeder Regisseur mich gern begreift.
Und letzten Endes hat's doch was zu sagen,
daß Richard Eichberg mir in Hintern kneift.
Trotzdem, es ist nicht schön „Viel Volk" zu mimen,
so: Klosterschwester oder Ehrenmaid.
Man will doch auch 'nen Happen mang die Kiemen,
und meine Kleine braucht ein warmes Kleid!
Man will doch essen, trinken, schlafen, wohnen.
Ich weiß wahrhaftig nicht mehr aus noch ein.
Ein Massenfilm hat heute fünf Personen:
ein Kammerspiel nimmt Veidt für sich allein.
Ob ich gezwungen bin, mich umzukrempeln?
Es riecht so sauer in der Welt des Scheins.
Selbst Asta Nielsen geht doch heute stempeln.
Was da noch übrigbleibt für unsereins?!
Die „Frau im Mond" hätt' ich ja spielen sollen,
ich hätt' auch bald auf dem Plakat geprangt,
doch wie es losging, war mein Zahn geschwollen.
Da hat der Lang 'ne andre sich gelangt.
Ja, eines Tags konnt ich vor Freude hupfen:
Da kam ein Tonfilm-Regisseur zu mir.
Doch als ich rankam, hatte ich den Schnupfen,
und meine Stimme klang wie Sandpapier.
Wenn ich nur wieder gut mit Harry Piel wär'!
und hätte Lubitsch nicht auf mich 'ne Wut,
und überhaupt, wenn ich nicht so'n Schlemihl wär',
dann säß' ich heute fein in Hollywood. —
Ich geh zur Börse, lege mir die Karten
und sage mir, Beharrlichkeit, die siegt!
So will ich denn auf meinen Glücksstern warten,
bis Greta Garbo es mal über kriegt.

Karl Schnog

Dompteusen-Wunsch

(M. Sailer)



„Det eene möcht ick mal erleben: 'nen masochistisch veranlagten Tiger!"

Dienst am Kunden

Als Hermann Riebensahm zum Ankauf eines in der Farbe zu seinem Winterulster passenden Hutes sich entschloß, stand er im zweiundvierzigsten Lebensjahre, war leidlich gesund, mehrmals mit Erfolg geimpft, nicht vorbestraft, gern zu einem kleinen Spaß aufgelegt und beliebt bei allen, die ihn kannten — kurz: er war ein Mensch wie du und ich. Man hatte ihm für den Hutkauf das Herrenartikelgeschäft von Timm & Co. (ältestes und größtes Haus am Platze) empfohlen: dort kaufe man gut und preiswert, und vor allem werde man äußerst zuvorkommend und liebenswürdig bedient.

Hermann Riebensahm durchschritt also eines Tages die Glastür, die ein imposanter Portier salutierend vor ihm aufriß, und betrat das Geschäft von Timm & Co. Zwei Empfangschefs stürzten ihm entgegen: „Was steht dem Herrn zu Diensten?"

„Ich möchte einen Filzhut kaufen."

„Sehr wohl. Filzhüte erstes Zwischengeschoß. Wenn der Herr sich bitte zum Fahrstuhl bemühen wollen . . ."

Und während der jüngere der beiden Empfangschefs zu einer Schalttafel eilte und mittels eines sinnreichen Systems von Licht- und Läutesignalen die Hutabteilung in höchste Alarmbereitschaft versetzte, geleitete der ältere Herrn Riebensahm zum Fahrstuhl. Auf dem zehn Meter langen Weg dorthin erkundigten sich die Rayonchefs der Sportkrawatten-, Sockenhalter- und Wildlederhandschuhabteilungen mit aufmunternden Blicken und freundlich teilnehmenden Worten, ob der Herr bereits bedient werde, ließen sich aber durch den Empfangschef beschwichtigen und versanken wieder in aufreibendes Nasebohren. Inzwischen hatte man den Aufzug erreicht. Ein sanft aufglühendes Lämpchen gab zu erkennen, daß das Vehikel in Abwärtsfahrt begriffen war und gerade im ersten Stock hielt. Aufgeregt telefonierte der Empfangschef dem Führer, er möge die Abfahrt tunlichst beschleunigen, und entschuldigte sich gleichzeitig bei Herrn Riebensahm wegen der äußerst peinlichen Verzögerung, die gewiß des Herrn geschätzte Geduld auf eine überaus harte Probe stelle. Drei Sekunden später langte der Fahrstuhl an; Herr Riebensahm wurde hineinkomplimentiert, und der Empfangschef schärfte dem Führer strengstens ein, ja nicht das erste Zwischengeschoß zu verfehlen und den Herrn dort gewissenhaft abzugeben. Ein Glöckchen ertönte; bewegt sah Herr Riebensahm den in devoter Verbeugung verharrenden Empfangschef versinken — und wurde eine Sekunde darauf von den vier rangältesten Rayonchefs der Hutabteilung feierlich in Empfang genommen und nach seinen Wünschen befragt.

„Ich hätte gern einen Filzhut, zu dem Mantel passend, den ich anhabe."

„Ausgezeichnet! Prächtig! Hut und Mantel zueinander passend ist äußerst vornehm!" jubelten die vier. „Dürften wir um die geehrte Kopfweite des Herrn bitten? So — verbindlichsten Dank!"

Und nun brachen aus allen Ecken Scharen von Verkäufern; auf der riesigen Ladentafel wuchsen die Hüte bergehoch; neue Rayonchefs kamen, würdige Greise, wie emeritierte Ministerialdirektoren anzusehen, dazu Lagerchefs, Einkaufschefs, Betriebschefs, Oberchefs, der Großonkel des Inhabers — und alle wachten mit Argusaugen darüber, daß hier wahrer Dienst am Kunden geübt wurde. Herrn Riebensahm brach kalter Schweiß aus allen Poren. Er stülpte sich einen Hut aufs Haupt, ging, von siebzehn Männern umringt, zum Spiegel — und fand die Farbe etwas zu rötlich.

„Gewiß. Zu rötlich. Paßt keineswegs. Aber bitte sehr, wir legen dem Herrn sofort etwas anderes vor. Mit dem allergrößten Vergnügen."

(Schluß auf Seite 528)

Kunstkritik

(Dugo)



„Meisterhafte Komposition, was?" — „Leise, Fritz, du verwechselst das mit der Musik."

(Schluß von Seite 527)

Neue Verkäufer. Neue Chefs. Neue Hüte. Neuer Gang zum Spiegel.
„Paßt fabelhaft in der Farbe!" hauchte ein jüngerer Verkäufer.
„Vielleicht eine Kleinigkeit zu blau?" sagte Herr Riebensahm schüchtern.
Der junge Verkäufer mußte Abbitte tun und wurde furchtbar heruntergemacht, weil er gewagt hatte, anderer Meinung zu sein als der Kunde. Herrn Riebensahm war der Auftritt sehr peinlich; er legte ein gutes Wort ein für den jungen Mann und rettete ihn dadurch vor der Entlassung.
Neue Hüte kamen aus dem Lager, und während alles fieberhaft tätig war, sie herbeizuschleppen, konnte Riebensahm einen Augenblick aufatmen. Aber nur einen Augenblick! Denn plötzlich stand wieder ein Herr im Cut da und rief entsetzt: „Ja, aber warum bedient denn hier niemand, zum Donnerwetter!" — und zu Herrn Riebensahm gewendet, mit überströmender Höflichkeit: „Womit kann ich dem Herrn dienen?" Achtzig Verkäufer preschten heran, der Linoleumbelag des Fußbodens geriet in Weißglut und warf Blasen; Riebensahm sank kraftlos zusammen und stammelte: „Nur einen Hut, bitte, zu diesem Mantel . . ."
Ein paar Kognaks, von der Firma großzügigerweise gratis verabreicht, brachten ihn wieder so weit zu Kräften, daß er weiteren Anstürmen kundendienstbeflissener Höflichkeit gewachsen war. Man setzte ihm mit äußerster Vorsicht einen neuen Hut auf, ließ ihn von zwei geprüften Pflegerinnen in einem Krankenfahrstuhl vor den Spiegel rollen — und siehe: der Hut paßte einwandfrei zur Farbe des Mantels!
„Sitzt er dem Herrn nicht etwas zu knapp?" fragte einer der Chefs.
„Ach, das gibt sich!" lächelte Herr Riebensahm schwach. „Meine Haare sind nämlich ein bißchen lang geworden, und wenn ich sie schneiden lasse . . ."
Ein Chor von Männern schrie: „Aber das werden wir doch selbstverständlich gleich hier im Haus in unserem Frisiersalon besorgen lassen! Kostenlos!"
Riebensahm wollte dankend ablehnen; aber man ließ seine Einwände gar nicht gelten. Er wurde wütend und wollte protestieren — da drückte man ihm eine Chloroformmaske ins Gesicht . . .
Als er wieder zu sich kam, lag er in einem prachtvollen Zimmer, fühlte sich frisiert, rasiert, manikürt, pedikürt, photographiert; ein Diener erschien und brachte ihm Anzug und Mantel, entstaubt und gebügelt, half ihm beim Ankleiden und geleitete ihn zurück in die Verkaufsräume. Im Triumph wurde er empfangen; durch spalierbildendes Personal schritt er hinaus; die herzlichsten Wiedersehenswünsche des Sockenhalterabteilungschefs hallten ihm noch nach, als er die große Glastür schon hinter sich gelassen hatte. Tief aufatmend schritt er dahin, ein freier Mann . . .
Auf einmal fiel ihm ein, daß er ja ganz vergessen hatte, den neugekauften Hut mitzunehmen. Aber er kehrte nicht um. Er wagte sich nicht noch einmal zu Timm & Co.

H. Seiffert

Der Gesang von den Zeitschriftendamen

Es leben in den Zeitschriften, ach, so viele Damen.
Zum Beispiel in der Zeitschrift Vogue als Reklame: Kauft Dobbs Blazers Hut
Eine meerhelle, kühle, morgenschöne Frau, Cheney Tohusion mit Namen.
Diese Cheney ist photographiert, lebt also, ist richtiges Fleisch und Blut.

Sie lebt vielleicht in New York in der fünften Avenue allein als Mannequin oder als Ehefrau,
Steigt vielleicht soeben in den Lift mit weißem Hut, den weißen Schal voll schwarzer Streifen.
Oder sie fährt in einer Luxusjacht den Mississippi hinauf und lächelt heiß und blau.
Der Buchhalter aber aus Zeulenroda möchte, vor ihrem Bild, aus Mannsbegier sich ins schmerzende, reißende Herz wild greifen.

Vor ihr sitzen die kleinen Neger und trommeln zähnebleckend auf ihren Pauken,
Derweil der Urwald am Ufer grünt und das Flußwasser am Jachtbug schäumt.
Mir mag dieses zwischen Büchern, Konferenzen, Kontoren verbrachte Leben nichts mehr taugen;
Denn Miß Cheney hat vielleicht soeben, aus magischer Intuition heraus, von mir Mitteleuropäer geträumt.

So gibt es Tausend und aber Tausende, die Jahr für Jahr in den Zeitschriften serviert werden,
Blonde und braune, schlanke, halbnackte, lächelnde und verwegen schöne Amazonen,
Mit Tennisschlägern ausgestattet, in Badezimmern, an Autos stehend oder reitend auf Pferden,
Frauen von überallher, Frauen, die sind, die gehen, die küssen, die lächeln, die wohnen.

Da habe ich zum Beispiel noch ein Bild von der Sängerin Alexandra Eckström. (Fabelhaft!)
Tolldreist im Pelz. Nackter Rücken wie Gletscher. Mit Verwegenheit von d'Ora photographiert.
Das lächelnde Weib ist nichts als glühende, verborgene, schwelende Leidenschaft,
Alles an ihr lebt, gedeiht, blüht, lockt, atmet und giert.

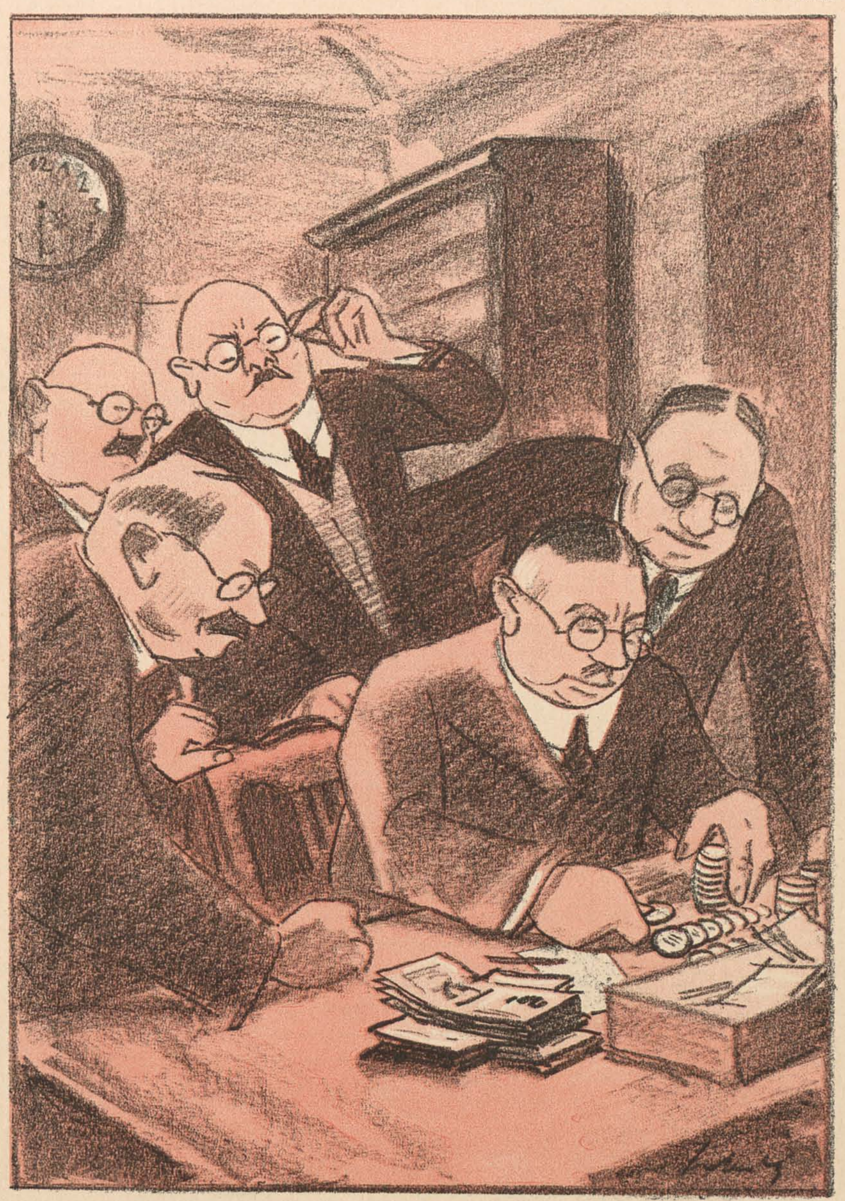
Die Pariser akrobatische Tänzerin Claire Luce lebt auch da seit vielen Monaten,
Ein Bein von ihr steht in den Himmel, ihr Haar gleißt weiß, als sei es mit Silber gepudert,
Sie lenkt den Bankstift vom Kassabuch ab, den Lehrer vom Unterricht, den Pianisten von seinen Sonaten.
Und ihretwegen sind zwei niedliche kleine Mädchen verludert.

Jeder stellt sich die Frage: Wen beglücken sie? Wo? Wann? Weswegen?
Sind sie Engel mit Trauer? Oder Tiere, die Qualen bereiten?
Sind sie kühl, klug, gnädig? Sind sie schweigend, segnend, tollkühn, verlegen?
Ach, wie viele sind wir, die, sie sehend, tief leiden . . .

Anton Schnack

Berlin unter Geschäftsaufsicht

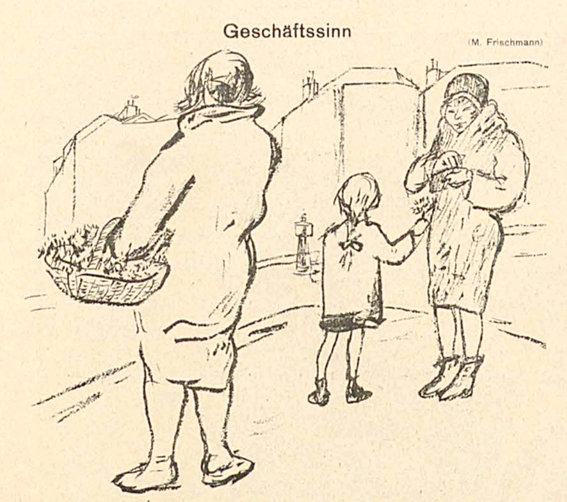
(Wilhelm Schulz)



Um jede unnötige Ausgabe zu verhindern, werden jedem städtischen Beamten vier Sparkontrolleure beigegeben.

Geschäftssinn

(M. Frischmann)



„Warum willste heute 'nen Jroschen mehr for det Sträußchen?" — „Weil ick's diesmal in détail jeklaut habe."

Frau Blaubart / Von Carel Steffens

Als Miß Belle Maron sich's in dem Abteil des Philadelphia-Expreßzuges bequem gemacht hatte, legte ihr ihre Freundin Grace Esdaile noch einige soeben gekaufte Zeitungen auf den Tisch. „Etwas für die Reise, Belle."

Und als der Zug sich gleich darauf in Bewegung setzte, rief sie ihr nach: „Alles Gute, Belle!"

Miß Maron lächelte wehmütig. Was konnte ihr schon Gutes beschieden sein! Was bedeuteten ihr die Klavierstunden in der Schulpension zu Philadelphia? Gut hatte es nur eine Frau, die geliebt wurde und einen Mann, Kinder und ein Haus ihr eigen nannte. Und das alles bekam sie nie, weil sie arm war, nie schön gewesen war und alt wurde. Sie sah aus wie ein Mann. Und wußte das.

... Jedoch ein Reisender, der sie schon einige Minuten mit großer Aufmerksamkeit beobachtete, erschrak sichtlich, als er Miß Grace sein Visavis mit dem deplacierten Namen ansprechen hörte, den eine dumme Familie ihr für das Leben mitgegeben hatte.

Miß Maron blätterte in den Zeitungen. Sie standen voll von einer schrecklichen Geschichte: auf einem Bauernhof, irgendwo weit auf dem Lande, hatte eine Frau im Laufe der Jahre fünfzehn oder zwanzig Besucher ermordet, die auf Annoncen gekommen waren, in denen eine schöne Witwe Herz, Hand und Vermögen einem würdigen Partner anbot. Dieser weibliche Blaubart hieß Belle Gunneß.

Belle, genau wie ich, dachte Miß Maron und schauderte.

Ihr Gegenüber ließ kein Auge von ihr. Auf der ersten Station, auf der der Zug hielt, verließ der Mann das Kupee, um ein Telegramm zu versenden, und in Philadelphia sprang er als erster auf den Bahnsteig und pfiff plötzlich so durchdringend auf seinen Fingern, daß Miß Maron zusammenfuhr. Im nächsten Augenblick legte ihr ihr Reisegefährte die Hand auf die Schulter, vier Mann umringten sie, und eine Stimme sagte: „Sie sind verhaftet, Belle Gunneß!"

Der Irrtum dauerte zwei Tage. Miß Maron hieß Belle, das erweckte den ersten Argwohn. Sie hatte aufmerksam die Zeitungsberichte von der Entdeckung des Verbrechens gelesen — das kannte man bei Mördern! Und sah sie nicht dem weiblichen Blaubart ähnlich? Zwar war das Signalement von Belle Gunneß sehr unvollständig, aber nach den Gerüchten war sie alles andere als anziehend, und ungewöhnlich kräftig. Nun, Miß Maron verfügte viel weniger über Charme als über kräftigen Körperbau. Das alles zusammen gab genug zu denken. Viele Freunde und ein geschickter Anwalt mußten aufgeboten werden, um ihre Entlassung aus der Haft durchzusetzen.

Am nächsten Morgen brachten die Zeitungen auf der Titelseite ihr Bild: „Miß Belle Maron, die für den weiblichen Blaubart gehalten wurde."

Miß Maron saß in ihrem Hotelzimmer, als das Stubenmädchen klopfte und eintrat. Hinter ihr folgten drei Briefträger, der Portier und drei Laufjungen des Hotels. Alle trugen Säcke. Große graue Hanfsäcke, voll, dick und schwer.

„Miß Maron", sagte das Mädchen, „die Post!"

„Was für eine Post?" fragte sie, ohne zu verstehen.

„Die Post, nun, die Briefe, die für Sie gekommen sind!"

Die Säcke wurden entleert. Es waren neunzehnhundertdreiundfünfzig Briefe, darunter vierhundertdreißig eingeschriebene. Drei Stunden brauchte Miß Maron, um nur die Unterschriften zu lesen. Miß Grace, die auf die Nachricht von ihrem Pech aus New York herübergekommen war, leistete ihr bei der Lektüre all der Episteln gute Dienste.

Es waren alles Liebesbriefe, und alle enthielten Heiratsanträge. Viele sagten: „Ich habe Ihr Bild gesehen. Wie schön sind Sie!" Die eingeschriebenen Briefe enthielten für fünfzehntausend Dollar Schecks und Zahlungsanweisungen, Reisegeld für Miß Maron mit der Bitte, einen liebestollen Junggesellen aufzusuchen, der nicht abkömmlich war. Andere Bewerber wollten selbst kommen.

Es waren Briefschreiber darunter, die ihr Mitleid für Liebe hielten. Manche waren für Miß Maron entflammt, nur weil jedermann von Miß Maron sprach. Wieder andere gab es, die sich scheiden lassen wollten, um eine ihnen völlig unbekannte Miß Maron glücklich zu machen. Und einer — was sage ich? mehr als einer — schrieb: „Eine innere Stimme sagt mir, daß die Polizei sich nicht geirrt hat. Gestehen Sie: Sie sind wirklich die Mörderin von zwanzig Männern. Sie haben sie kalten Herzens um die Ecke gebracht und versteckt. Wie lieb habe ich Sie! Welch herrliches Zusammenleben erwartet uns!"

Miß Maron hatte unter dieser Flut von Bewerbern einige Mühe, eine Wahl zu treffen. Sie entschied sich schließlich zugunsten eines Kandidaten, dessen Schreiben ihr am wenigsten töricht und am aufrichtigsten zu sein schien. Ein paar Tage später fand die standesamtliche Trauung statt. Und einen Tag darauf fragte die glückliche Belle ihren Mann: „Lieber, erzähl mir einmal, wie bist du auf die Idee gekommen?"

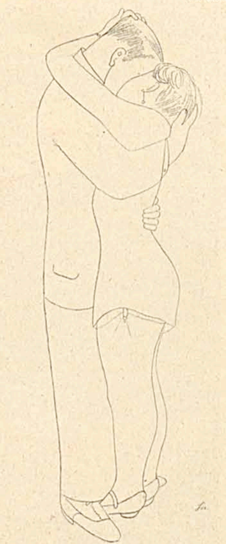
„Was soll ich dir sagen, Schatz", lautete die Antwort, „dadurch, daß ich niemals den Mut gehabt hätte, um eine andere Frau anzuhalten."

Woraus man sieht, daß es Verrückte gibt, aber anscheinend doch auch viel mehr verlegene Männer, als man vermuten sollte.

(Aus dem Holländischen von Willy Blochert)

Gelöbnis

(H. Marxen)



„— und nun soll uns nichts mehr im Leben trennen, als die Ehe!"

Bier- und Tabaksteuer

(Karl Arnold)



„Theres, no an Limonad und an Kaugummi!"

Lieber Simplicissimus!

Es hatten sich Mißstände ergeben.
Die polnische Eisenbahnverwaltung sah sich daher veranlaßt, mit ordentlichem Dienstbefehl L VII 2789/29 dem Schlafwagenpersonal den § 478 Absatz 3 der allgemeinen Betriebsvorschriften in Erinnerung zu bringen, wonach „die gleichzeitige Benützung desselben Schlafwagenabteils Personen verschiedenen Geschlechts, die nicht in der Lage sind, sich mittels eines Trauscheines oder sonstigen Standesdokumentes als Ehegatten auszuweisen, ausnahmslos zu untersagen ist".
Vorigen Monat fuhr ich von Warschau nach Wien. Allein saß ich im Schlafwagen und löste trübsinnig Kreuzworträtsel. Auf einmal klopft es an der Tür. Der Kondukteur grinst herein: „In einer chalben Stunde sind wir in Petrovice . . . Die Grjenze . . . Da chabe ich nur fragen wollen, was der Cherr vorziehen . . . Blond oder schwarz . . .?!"

•

Gestern bekam ich Besuch aus der Provinz.
Eine Tante aus Stolpmünde in Pommern.
Stolpmünde ist ein kleines, überaus arisches Städtchen mit 1989 Einwohnern. Davon sind 1988 stramme Arier, der Rest ist leider Gottes ein Jude. Und heißt Schönfelder.
Gestern sitze ich mit meinem Besuch in einem Wiener Kaffeehaus der Leopoldstadt. Die Tante sieht sich verwundert um. Plötzlich sagt sie: „Mir muß die Fahrt nicht recht bekommen sein."
„Wieso?"
„Ich weiß nicht", blinzelt sie, „wo ich hier auch hinsehe, immer denke ich, dort sitzt Schönfelder aus Stolpmünde."

•

Im „Kyffhäuser", Zeitschrift für das deutsche Haus, Weihnachtsnummer vom 29. Dezember 1929, Julmond, lese ich folgende gemütvolle Anzeige:
„Dicke Luft", das Spiel der deutschen Jugend und aller alten und jungen Soldaten. Ein originelles Würfelspiel eines Ganges vom Quartier in die Stellung bei „dicker Luft", durch den Schützengraben und wieder zurück.

„Flieg, roter Adler von Tirol!"

(Erich Schilling)



„Großer Duce! Die Zensurabteilung der Wilhelmstraße überbringt dir untertänigst die gewünschte Schwungfeder des gefährlichen Vogels. Evviva Alto Adige!"

Stuttgart, 27. Januar 1930 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 44

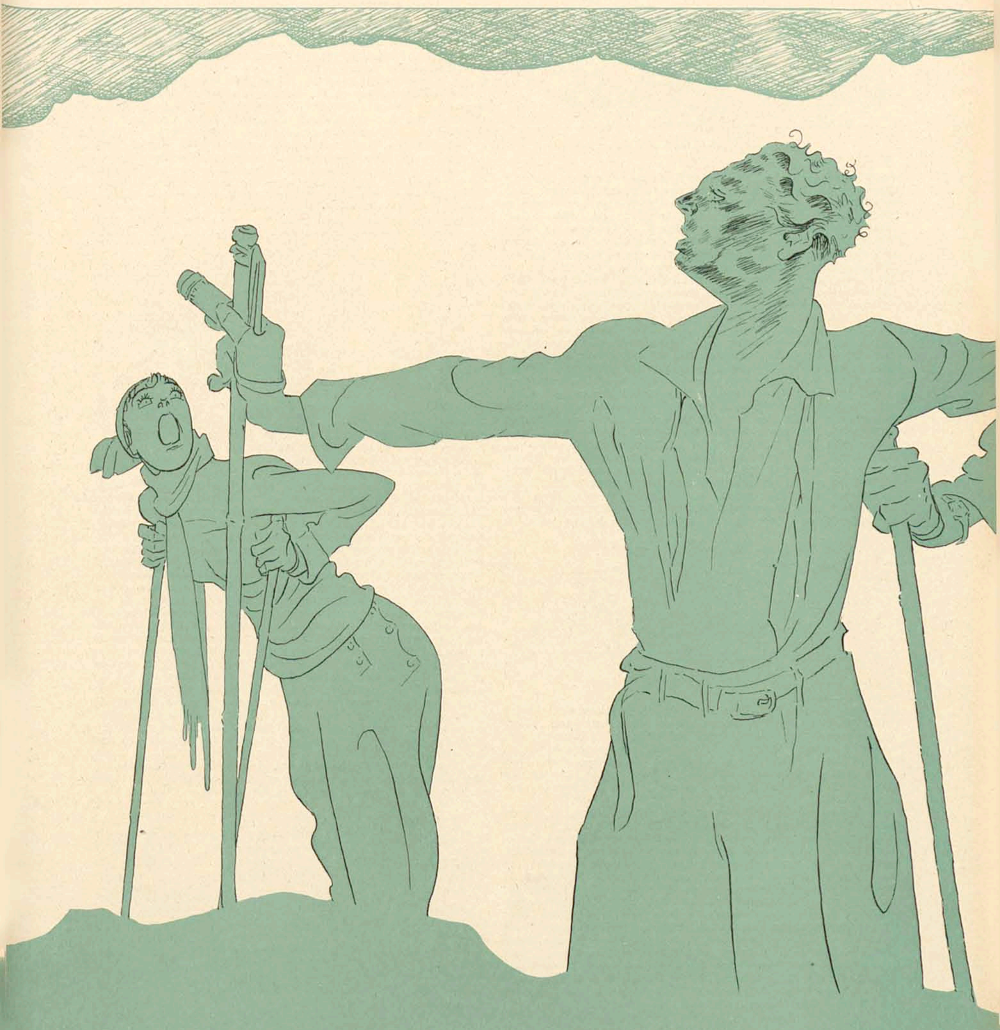
SIMPLICISSIMUS

WINTERSPORT

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Der Ski-Star

(Olaf Gulbransson)

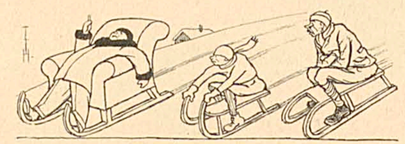


„Rein verrückt sind sie auf den neuen Skilehrer, jetzt fressen sie ihm sogar schon das Skiwachs aus der Hand!"

Schollensport / Von N. Dymion

„St. Moritz? — Davos? — scheußlich! Sache für kleine Leute! Jazz auf allen Gipfeln. Von diesen bis zum Hoteleingang schneeverkleidetes laufendes Band, darauf der Ski‚läufer' sich stellt. Sächsische Gemüsehändlersgattinen in viertausend Meter Höhe, danke! Dernier cri: Schollensport. Der Sport der großen Einsamen, der Sport der Geistes- und Geldsouveräne. Nirgends sonst kann ‚man' sich in diesem Jahre treffen als im ‚Hotel du Pole'." Das war das Gespräch der Salons und der Rennplätze Europas im Jahre 1950.

„Hotel du Pole" sollte der Treffpunkt der exklusiven Schollensportler werden. Man hatte es in raffinierter Berechnung genau

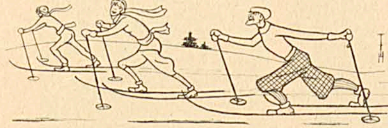


Holz- und Polsterklasse beim Rodeln

auf dem magnetischen Nordpol erbaut. Sein Besitzer, zugleich Urheber des Schollensportgedankens, war ein idealgesinnter eklektischer deutscher Philosoph, der persönlich einmal in der Woche Salzburger Nockerln zubereitete, und der täglich über Liebe, Ehe, Zeit und Ewigkeit Vorträge hielt, in denen er heikle Themen mit dezenter Originalität umkreiste. Einmal in der Woche kam ein Luftschiff aus Zentraleuropa, durch das sein Hotel mit Gästen und Lebensmitteln versorgt wurde.

Den erwarteten Gästen des Eröffnungs-Sommerwinters 1950 standen — und das nun war das Besondere an dem neuen Unternehmen! — fünfundsiebzig Eisschollen zur sportlichen Verfügung, jede in der Größe eines mittleren deutschen Amtsgerichtsbezirkes, jede mit einem Eislaufsee und einem ansehnlichen Schneegebirge ausgestattet, jede mit einem komfortablen Blockhaus. Durch starke Motoren konnten diese Schollen angetrieben werden, und die gleichen Motoren hielten sie ständig im Gefrierzustand. Ihr Schwimmbereich war das gesamte, durch Erwärmung eisfrei gehaltene Nördliche Eismeer, sinnreich konstruierte Apparate sorgten jedoch dafür, daß die schwimmenden Inseln nie die Polarzone überschreiten und daß sie jederzeit vom magnetischen Polhotel zurückgezogen werden konnten.

Anfang Juli 1950 war die Elite der Alten Welt im „Hotel du Pole" versammelt: Minister, Bankiers, prominente Berliner Schauspieler, absolute Balkanmonarchen, Diktatoren, Sozialistenführer, Großindustrielle, Schönheitsköniginnen, ein weltberühmter Wintersportsmann und eine ebenso weltberühmte Negertänzerin, ein sehr prominenter Romanschriftsteller und neun ganz junge unbekannte Dichter, denen ein milliardenschwerer Mäzen unter der



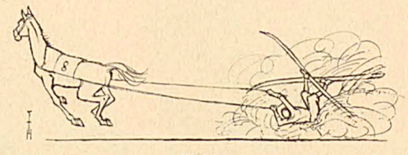
Knickerbock verfolgt Skigeißen

Bedingung den kostspieligen Schollensport bezahlte, daß sie das große Polarerlebnis in seiner ganzen Unmittelbarkeit künstlerisch gestalteten. — Den Monat Juli hatte der philosophierende deutsche Hotelier lediglich als Vorbereitungsmonat ausersehen, in dem seine Gäste, außer durch den viermaligen Genuß von handgewirkten Salzburger Nockerln, durch dreißig Vorträge für das ungeheure Erleben des polaren Schollensportes trainiert werden sollten.

Auf fünfundsiebzig Schollen fünfundsiebzig Menschen (zweischläfrige Eisschollen gab es nicht!), die vier Wochen lang täglich sechs Stunden jedem beliebigen Wintersport widmen konnten, sechs Stunden der Arbeit, zwölf Stunden einem gesegneten Tiefschlaf, die als Herren märchenhafter Winterinseln, steuerlos und doch von einer Naturkraft gehalten, in ewiger Mittsommernacht über weite Meere trieben! — wenn das nicht die Fähigkeiten der geistigen und politischen Häupter des alten Europa zu unerhörten Höhen hinaufsteigern würde, sie zum Wohle ihrer Völker zu Taten in Freiheit und Schönheit führen würde, wie nie sie die Weltgeschichte sah, dann, sagte der deutsche Hotelphilosoph, ja dann wolle er selbst kein Philosoph mehr sein. Durch Polarsport gestählte, durch reine Polarluft von aller niedrigen Gesinnung befreite, allem Partei- und Cliquenwesen entrückte Politiker, Künstler und Philosophen würden, das sei gewiß, eine neue bessere Welt einst schaffen!

So war es naturgemäß ein sehr feierlicher Moment, als am 1. August 1950 fünfundsiebzig Eisschollen vom „Hotel du Pole" aus ins sanft bewegte Meer des Nordens glitten. Leise surrten die Motore. Von den Balkanfürsten sang jeder auf seiner treibenden Insel seine Nationalhymne, von den Sozialistenführern jeder seine Internationale, von den Diktatoren rollte jeder grimmig die Augen — jeder Dichter sprach etwas aus seiner Feder, jeder Bankier und Industrielle etwas aus dem Börsenbericht, und die Schauspieler glänzten durchwegs mit rhetorischen Prunkstücken, teils mit der „prangenden Halle" aus der „Braut von Messina", teils mit dem Ritter Raoul aus der „Jungfrau", und die Schönheitsköniginnen und Tänzerinnen entkleideten sich gewohnheitsgemäß. Dann trennten sich die weißen Schollen und entschwanden am Horizont den Blicken des allein zurückgebliebenen Besitzers vom „Hotel du Pole". Der sah ihnen in gerührter Begeisterung nach und sah im Geiste durch fünfundsiebzig in der Einsamkeit gewandelte braune Sportsmenschen ein ideales Zukunftsreich entstehen.

Der 1. September 1950 war der offizielle Schlußtag der ersten polaren Schollensportsaison. Freudebebend nahm an diesem Tag der deutsche Professor die Verstärkermaschinen in Betrieb, die so die Kraft des Magnetpoles steigern sollten, daß in wenigen Tagen die Flotte der Einsamen vollzählig wieder das „Hotel du Pole" erreichen sollte. Doch wie wenig entsprach der Zustand der Rückkehrenden den Erwartungen des philosophischen Nockerlbäckers! Keine Scholle kam allein zurück. Schon am zweiten Tag der einsamen Fahrt hatte einer draußen entdeckt, daß man durch Stillegung einzelner Motoren mit der treibenden Scholle wunschgemäß manövrieren könne, und diese Entdeckung war binnen weiteren drei Tagen in der gesamten Eisflotte der fünfundsiebzig Einsamen bekannt geworden. Und dann war es nur

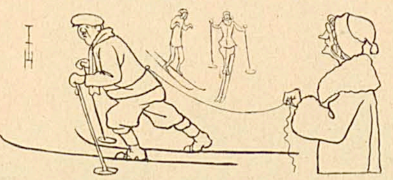


Ski-jöring

noch ein weiterer Schritt, daß man, je nach Interessengemeinschaft, Sportscholle zu Sportscholle steuerte und Scholle an Scholle gefrieren ließ. Fünfundsiebzig kleine Märcheninseln waren ausgefahren, und zehn große Eisländer kehrten zurück.

Da kam eine Riesenscholle, auf der saßen drei Balkankönige, beim Skatspiel brüderlich vereinigt mit vier mitteleuropäischen Sozialistenführern, denen sie Orden um den Hals gehängt hatten und die sie huldvoll mit „Exzellenz" und „Herr Hofrat" anredeten. Auf der nächsten einlaufenden Insel debattierten erhitzte Diktatoren mit Börsianern und Großindustriellen, und wieder eine andere vereinigte einen bayrischen Minister mit drei mäßig bekleideten Schönheitsköniginnen, die er angeblich aus Sittlichkeitsrücksichten „beschlagnahmt" hatte. Und traurig bestellt war es gar um die jungen Dichter, deren Erlebniskraft man durch den Polarsport zu nie geahnten Leistungen hatte anstacheln wollen: Wie auf gemeinsame Verabredung hatten sie ihre neun Eisschollen dem prominenten Kollegen nachgesteuert, der auf seiner einsamen Insel einen vor fünfzehn Jahren begonnenen siebenbändigen Roman über König Nebukadnezar friedlich zu beendigen dachte. Und als sie die Insel des großen Mannes erreichten, ließen auch sie ihre Schollen mit der seinen verschmelzen, und dann schrieben sie alle neun, im Schlepptau ihres großen Vorbildes, einen siebenbändigen „Nebukadnezar" — während der große gütige Mann selbst hinlänglich damit beschäftigt war, für ihre Romane empfehlende Vorworte zu verfassen.

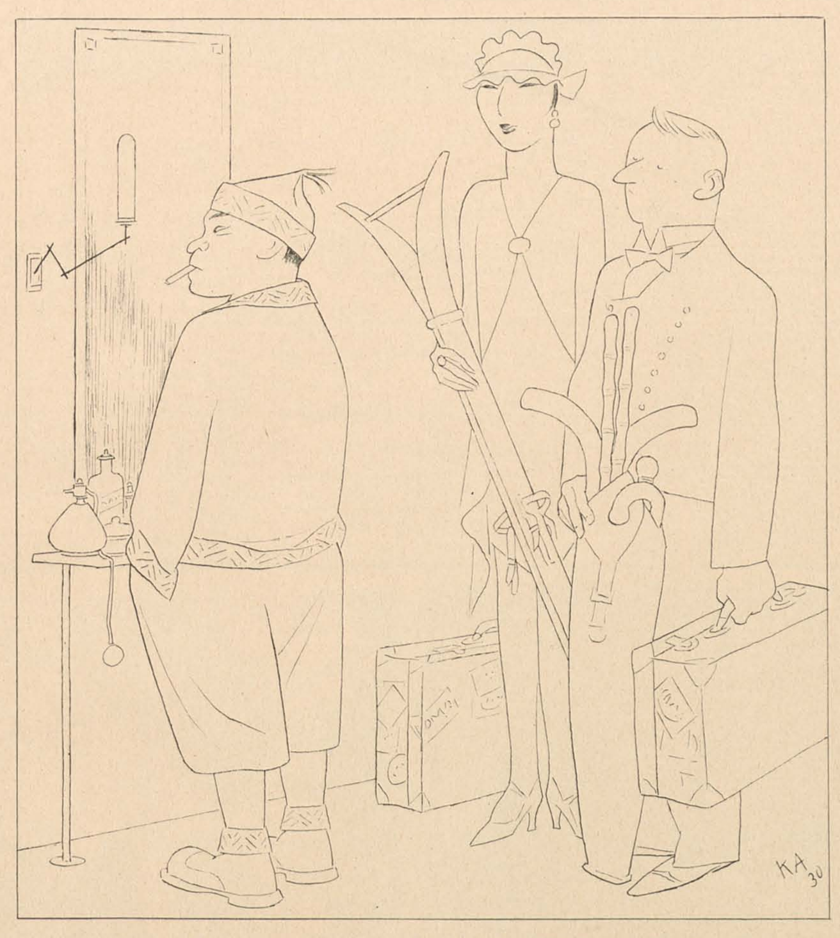
Am längsten ließ die Scholle der prominenten Berliner Schauspieler auf sich warten. Auch sie kamen verschmolzen zurück — als gespenstische Toteninsel! Der einzige Überlebende erzählte, wie seine



„Schon wieder Mädels auf dem Skihügel — da muß Adolf sofort die Lawinenschnur anlegen"

Albers und Kortner, die Rivalen

(Karl Arnold)



„Hals- und Beinbruch hat er mir gewünscht — ich glaube, diesmal war's ehrlich gemeint!"

rezitierenden Kollegen bald nach der Ausfahrt vom „Hotel du Pole" sich zusammengefunden hätten, wie sie aus Gründen der Kollegialität eine Bühnengenossenschaft gegründet und wie sie sich dann aus Gründen der gleichen Kollegialität nacheinander umgebracht hätten. Nur er sei dank seiner enormen Körperkräfte am Leben geblieben, und er bitte die Anwesenden, man möge ihn deshalb mit dem Titel „Herr Generalintendant" anreden.
Zwei Eisschollen kehrten überhaupt nicht mehr zurück, das waren die des berühmten Wintersportlers und der schönen Negertänzerin. Beobachter von anderen Schollen wollen gesehen haben, wie die beiden die zum „Hotel du Pole" zurückziehenden Magnetapparate versenkt hätten, um — jedenfalls zu gemeinsamer sportlicher Tätigkeit — sich ins unendliche Eismeer treiben zu lassen.
Von den übrigen Schollensportlern aber hatte keiner Sport getrieben, jeder hatte, trotz allen Wundern der polaren Meere, dasselbe getan, was er im gewohnten mitteleuropäischen Milieu schon immer getan hatte, das war die bitterste Erkenntnis des deutschen Hotelphilosophen, als er seine Seelenzöglinge per Luftschiff der Heimat wiedergab. Und da er sein philosophisches Werk solchermaßen zusammenbrechen sah, beschloß er, sich, seine Salzburger Nockerln und das „Hotel du Pole" in der nächsten Sommersaison auf reinen Luxuswinterbetrieb mit zweischläfrigen Eissportschollen umzustellen. — Das dünkte ihn um so richtiger, als eines Tages, auf einer kleinen Eisscholle treibend und in Pelze gehüllt, ein Kind vor dem „Hotel du Pole" angespült wurde, ein Mädelchen, das die blonden Haare eines germanischen Sportsmannes und, in wundersamem Kontrast dazu, das schwarzbraune Körperchen einer äquatorialen Tänzerin hatte.
Er nahm das Kind auf und nannte es — zu dauernder Erinnerung an seine Herkunft — „Schollastika".

Berg und Tal

(Erich Schilling)



„Siehste, Max, die können laufen!" — „Kunststück, kleene Anjestellte von mir!"

Geschichte des Wintersportes bis 2000 n. Chr. / Von Arnold Hahn

Als der Wintersport entdeckt wurde, hei, was war das für eine schöne Sache! Im Mittelalter und in der Biedermeierzeit saß man im Winter hinter dem Ofen, rauchte sein Pfeifchen (was sich nur auf die Meierzeit bezieht) und legte immer wieder Holz ins Feuer. Die Frauen trugen doppelte Wollhöschen und fünferlei Röcke übereinander. Die Natur erstarb unter dem Schnee und unter den Röcken. Es ist nicht überliefert, welcher Herr und welche Dame als erste Menschen ihre entblößten Oberkörper in einer Höhe von über 1500 Meter der Luft, dem Schnee und der Sonne preisgaben. Es ist die alte Geschichte, daß man die Namen der größten Pioniere der Menschheit nicht kennt. Auch der Name des Erfinders des Bettes, sowohl des Bettgestelles als auch des Federbettes wie der Sprungfedermatratze, ist ja völlig verschollen.
Wie sie nun auch geheißen haben mögen, sie, die Freibrüstigen, sowie die Erfinder des Rodels, der Skier, des Pullovers, des Lumberjaks, des Pechschuhs, sie haben jedenfalls mächtig Bewegung in den alten vereisten Winter gebracht. Man sauste nun mit unendlicher Schnelligkeit über Gipfel und Hänge, an denen im Sommer nur die waghalsigsten Gemsen grasten. Und brach im kältesten Winter um 50 v. H. mehr Genicke und liebliche Oberschenkel als in dem heißesten Sommer.
Da aber auf die Dauer die Gleichartigkeit der Genick- und Oberschenkelbrüche ermüdete, erfand man immer wieder neue Wintersportarten. So wurde einer der beliebtesten Wintersporte der „Lawinensturz". In einer Stahlkassette, die Raum für zwei bis zehn Personen enthielt, eingeschlossen, kollerte man von bekannten Lawinenhängen ins Tal, auf diese Art den Schnee um die Kassette ballend und zur riesenhaften, polternden Lawine sammelnd. Es war eine gewaltige Nervenstärkung und stellte große Anforderungen an den sportgestählten Körper. Das Ausgraben der Kassette dauerte tagelang, und meistens reichte der in Bomben mitgeführte Sauerstoff so lange.
Sehr im Schwunge war eine Zeitlang das „Seilschweben". Die höchsten Gipfel der Gebirge waren über die Täler hinweg mit Drahtseilen verbunden. Die Sportler hängten sich mit den Händen an kleine Rollen, die über diese Seile liefen, und rasten mit unheimlicher Geschwindigkeit über Klüfte und Abgründe vom höheren zum tieferen Gipfel. Sie hatten so Gelegenheit, im Fluge die ganze schneeige Alpenpracht unter sich zu genießen und dabei doch einen nervenspannenden, ausdauernden Sport zu betreiben.
Endlich entdeckte gar Lilgelf Edlefson aus Stinköping das Schneecrowling. Man konnte im Schnee geradeso schwimmen wie im Wasser. Es war etwa ein Mittelding zwischen dem Wasserschwimmen des Bibers und dem Erdschwimmen des Maulwurfs. Man erreichte ganz respektable Geschwindigkeiten, und der Schneecrowling-Dreß war ganz einfach entzückend.
Dieser gewaltige Aufschwung des Wintersportes war sehr schön. Nur hatte er zur Folge, daß eine vollkommene Umkehrung der Biedermeierzeit eintrat. Man war im Winter von Bewegung erfüllt, und im Sommer lag man faul unter den Lindenbäumen und rauchte das Shagpfeifchen oder die Zigarette. Überdies setzte eine derartige Völkerwanderung ins Gebirge ein, daß alle Hänge von den gewöhnlichsten Wintersportlern wimmelten, man stieß sich die Skies in die zartesten Körperteile, die künstlichen Lawinen donnerten und polterten zum Verrücktwerden, die Gebirge waren von Drahtseilen überspannt wie von Spinngeweben, in den Schneefreibädern ging es einfach ekelhaft zu. Es ist ja wahr, daß die Leute schlank und sehnig wurden, aber ein Vergnügen war es nicht.
Daher wurde die Entdeckung des Professors Siegfried Ascher in Wien mit frenetischem Jubel begrüßt. Endlich etwas ganz Neues! Ascher hatte nämlich in der Steißdrüse des Igels jenes Hormon entdeckt, welches den Winterschlaf anregt. Es gelang ihm, es künstlich herzustellen und durch Injektion dieser Substanz jedes Säugetier in einen mehrmonatigen Winterschlaf zu versetzen. Ein freier Schriftsteller und eine engagementslose Schauspielerin gaben sich zu den ersten Versuchen am Menschen her. Ascher spritzte ihnen sein „Eutorpin" drei Zentimeter unter den rudimentären Steißwirbel ein. Worauf sie sich schon nach einigen Minuten zusammenrollten und in einen echten Winterschlaf verfielen. Genau am 21. März erwachten sie wieder, schlank wie die Tannen, herrlich ausgeruht an Kopf und Gliedern, mit Wurstigkeit und Neugierde zugleich erfüllt, einer ihnen fast neuen Welt gegenüber. Aller Dreck des Lebens war während des Schlafes von ihnen abgefallen. So gestärkt, erschlankt, verjüngt war noch nie jemand vom Wintersporte heimgekehrt.
Das war das Ende der Periode des Wintersportes. Im Jahre 2000 schon ließ sich jeder eutorpinisieren, die Ärzte machten sich selbst gegenseitig die Injektion. Und in langen Reihen, wohlig unter Laub zusammengerollt, lagen die Menschen im Winterschlaf, das Schmunzeln des Friedens und der Erlösung um die Lippen. Einen Lebensverlust bedeutete der Winterschlaf nicht. Denn man sparte dadurch Leben ein und lebte doppelt so lange Juhu holdrioh! Tinderadei! in der blühenden Sommerszeit.

Ski-Heil!

Skisport ist gut zum Überwintern
und außerdem sehr gesund:
man strengt sich an wie ein Hund
und liegt immerzu auf dem Hintern.

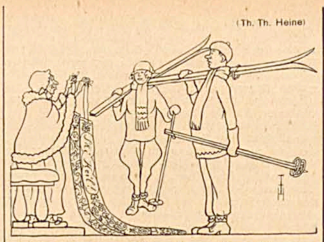
Skisport ist todschick:
mit Zipfelmütze und bunten Troddeln an den Knöcheln.
Brichst du dir nicht das Genick,
kannst du immerhin unter einer Lawine verröcheln.

Skisport ist modern:
Höhensonne wirkt äußerst erregend.
Auch für liebesbedürftige Damen und anschlußsuchende Herrn
ist das Hochgebirge eine schöne Gegend.

So findet im Skisport-Betriebe
jeder das Seine:
Sprungrekorde, zerbrochene Beine,
den weißen Tod, – und die bunte Liebe!

Siegfried von Vegesack

(Th. Th. Heine)



„Seht ihr, Kinder, ich habe auch was für den Wintersport getan, ich habe euch ein Paar Skischoner gestickt."

Maskenball im Hochgebirge

Eines schönen Abends wurden alle
Gäste des Hotels verrückt, und sie
rannten schlagerbrüllend aus der Halle
in die Dunkelheit und fuhren Ski.

Und sie sausten über weiße Hänge.
Und der Vollmond wurde förmlich fahl.
Und er zog sich staunend in die Länge.
So etwas sah er zum erstenmal.

Manche Frauen trugen nichts als Flitter.
Andre Frauen waren in Trikots.
Ein Fabrikdirektor kam als Ritter.
Und der Helm war ihm zwei Kopf zu groß.

Sieben Rehe starben auf der Stelle.
Diese armen Tiere traf der Schlag.
Möglich, daß es an der Jazzkapelle —
denn auch die war mitgefahren — lag.

Die Umgebung glich gefrornen Betten.
Auf die Abendkleider fiel der Reif.
Zähne klapperten wie Kastagnetten.
Frau von Cottas Brüste wurden steif . . .

Das Gebirge machte böse Miene.
Das Gebirge wollte seine Ruh.
Und mit einer mittleren Lawine
deckte es die blöde Bande zu.

Dieser Vorgang ist ganz leicht erklärlich.
Der Natur riß einfach die Geduld.
Andre Gründe gibt es hierfür schwerlich.
Den Verkehrsverein trifft keine Schuld.

Man begrub die kalten Herrn und Damen.
Und auch etwas Gutes war dabei:
Für die Gäste, die am Mittwoch kamen,
wurden endlich ein paar Zimmer frei.

Erich Kästner

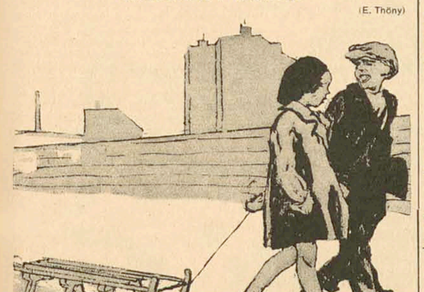
Wintersportplatz Kuhgasse

Die Kuhgasse ist eine alte, buckelige Straße mit Gefälle. Sie gehört zum sogenannten Nachtjackenviertel, weil die Frauen mit Nachtjacken im Fenster liegen und rufen: „Orje — hol mal für Vattern zwee Breetchen und een viertel Jehacktes halb und halb!" Heute ist die Kuhgasse nicht so dreckig wie sonst, sie macht einen frischgewaschenen Eindruck, denn es hat geschneit. „Paß uff", sagt Orje, „wie lange det der Zauba dauert, morjen is sicher alles schon wieda sone matschige Sch . . . . e!" Auch die anderen jugendlichen Bewohner der Kuhgasse haben schwere Ängste, ob der Schnee lange liegen bleiben wird; es entwickelt sich, um die Gelegenheit auszunützen, ein reges sportliches Treiben. Zwei Dutzend Kuhgassensöhne stehen Mann für Mann hintereinander und wetzen mit dem rechten Fuß; der Schnee wird gehärtet und geglättet. Es entsteht eine Schlinderbahn von Päsickes bis zum Restaurant Johann Wuttke, geführt von Emil Bullcke, genannt der Stier von Olivera. Meta Klaffke will auch rutschen, aber Orje klebt ihr eine und sagt: „Hau ab, doofe Zicke. Haste mitgewetzt?" Meta geht nach oben und meckert. Frau Klaffke ergreift einen Teppichklopfer, begibt

(Schluß auf Seite 539)

Großstadt-Probleme

(E. Thöny)



„Du, ob es in St. Moritz Meechen jibt, die uff'm Strich rodeln?"

(Schluß von Seite 538)

sich nach unten, vergreift sich an Orjen: Orje geht nach oben und meckert. Orjes Erzeugerin ergreift einen um die Hälfte reduzierten Besenstiel und begibt sich in die Klaffkesche Wohnung. Nach einer halben Stunde kehrt sie zurück; das Besenholz hat nur noch ein Viertel seiner natürlichen Länge; Orje ist gerächt. Unten geht mittlerweile der Betrieb stramm weiter. Willi Knobloch rast wie der leibhaftige Teufel mit seinem Schlitten durch die Gemeinde; er genießt volle Hochachtung; sein Schlitten ist eine Kartoffelkiste, und aus dem Restaurant, geführt von Emil Bullcke, hat er einen Klosettdeckel, eine sogenannte Brille, abgeschraubt und als Sitz aufgenagelt. Dann und wann, so alle Viertelstunden einmal, darf seine Braut, die Anne Klawuttschke, auch mal drauf. Es herrscht eine wundervolle harmonische Stimmung, Jubel und Trubel, Pläsier und berauschende Lebhaftigkeit. Frau Klaffke kühlt sich den verholzten Kopf mit Schnee; Herr Klaffke kommt zum Feierabend nach Hause und begibt sich zu Orjes Eltern, um die Verhandlungen vom Nachmittag fortzusetzen. Die Fenster öffnen sich, und besorgte Mütterherzen rufen: „Orje — Willi — Kare — Änne — Hermännken — Ehmil! Biste noch nich oben? Vatter kommt! Denn jibt's wat mits nasse Handtuch!" Die letzten Kuhgassensportler sind die Gebrüder Kulicke. Sie sind noch sehr klein, und deshalb stellt sich Ernst auf Tedors Schultern, um die Schneebälle in den Briefkasten stopfen zu können. Der Stier von Olivera rast wegen der gestohlenen Brille. Herr Klaffke fliegt durch die Haustür, sagt aber sein nochmaliges Erscheinen in Sachen Meta für morgen mit Frau Gemahlin an. Etwas später schnarcht die Kuhgasse. In der Nacht fällt ein feiner Regen. Orje steht in der Frühe am Küchenfenster, besieht den Schaden und hadert mit Gott. „Wat ha'ck jestern jesacht?" meckert er. „Wat ha'ck jesacht? Een Tach dauert der Zauba — dann is alles wieda Sch....."

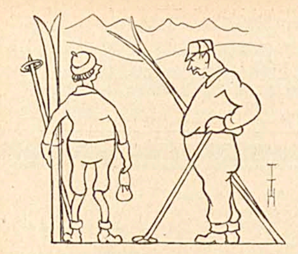
Orje weint beinahe. Seine Mutter aber gibt ihm eine Knallschote und sagt: „Kannste dir vielleicht nich 'n bißchen jebildeter ausdrücken, du lausige Rotzneese?"

Kahe

Lieber Simplicissimus!

Vor dem Sportgeschäft einer sächsischen Stadt. Eine ganze Familie betrachtet mit sachverständigem Urteil die ausliegenden Gegenstände. „Ach, Onkel, du bist nun der einzige von uns, der nicht Schneeschuhe fährt", sagte der etwa sechzehnjährige Älteste, „kannst du dich nicht entschließen, dir ein Paar zuzulegen?" — „Ach bitte, Onkelchen, bitte", bestürmten ihn die Mädchen. „Nischt werd", wehrte dieser ab, „das gännde eich so bassen, ihr wollt mich bloß mal off de Frässe fliegen sähn!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse**, • **Für die Redaktion verantwortlich: Thomas Theodor Heine, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder**, Stuttgart



„Mer wolle doch lieber daheeme bleim — ich gloowe, deine Beene feiern oben geene Driumphe."

Liebe im Schnee

Von John Förste

Langsam krochen die Wagen talauf. Die hergefahrenen Menschen hockten eng aneinandergedrängt, heiter und ohne Sorgen. Wie reizvoll: Man war der Großstadt entronnen. Man fuhr wie vor einem Menschenalter in einem ganz primitiven Wagen, mit einem richtigen, heizbaren Ofen in der Mitte; vor den Scheiben draußen hingen die Schneeschuhe in den Netzen, quirlte der heisere Schrei ziehender Krähen, während langsam Flocken kamen, reine, weiße, die immer dichter fielen.

Der junge Mann war anfangs in ein Journal vertieft, er sah gelegentlich zum Fenster hinaus, erst nach einer ganzen Weile erblickte er sein Gegenüber.

Dieses Gegenüber ward verkörpert durch eine junge Dame, die neben ihrer Anstandstante saß und Bananen futterte.

Der junge Mann folgte der entschälten Frucht, die in einem unerhört reizvollen Mund verschwand, er sah weiterhin ein leichtgebräuntes, edles Antlitz, seltsam vibrierende Hände, die über einem durchaus keuschen, gediegenen Busen sich bewegten, — er sah, da er geschult und sinnlich war, ein Wesen, das ihn, der eigentlich vorhatte, in mönchischer Abgeschiedenheit einige Wochen im Gebirge zu verbringen, einfach entzückte.

Dämmerung kroch über den Bergrücken, die Bahn hielt bimmelnd. Schlittenfahrer standen bereit, die Gepäckstücke aufzuladen. Der junge Mann, benommen wie ein balzender Auerhahn, gab seine Koffer wie selbstverständlich zu denen der jungen Dame. Und ebenso selbstverständlich stieg er in einen der Schlitten, die bereitstanden, um die Herrschaften in eines der wenige Meter weiter gelegenen Hotels zu befördern. Es wäre, — nebenbei bemerkt, keinem der Wintersportler eingefallen, diese wenigen Meter zu Fuß zurückzulegen. Woraus man ersehen mag, daß es in jeder Höhenlage, in der Menschen atmen, Blödsinnigkeiten gibt, denen man einfach nicht entgehen kann, ohne herauszufallen . . .

Der junge Mann, der bei Gott kein Anfänger war und technisch, wenn man so sagen darf, direkt auf der Höhe, er schlief in dieser ersten Nacht so schlecht wie ein falsch geplumpster Frosch auf einem Igel . . .

Kurz und gut: Er sah das herrliche Wesen fünf glückliche Tage. Er atmete sie sozusagen, — spürte sie, auch ohne ein Wort, sie, die langsam zu begreifen schien und freier ward. Am sechsten Tage gestattete ihm Tantchen, die hochwohlgeborene Frau Kommerzienrat, — mit den Schneeschuhen direktemang in den Himmel zu laufen. Das heißt mit Irene, dem Engel, allein zum Waxenstein, der ganz, ganz fern und in der Höhe im Nebel lag . . .

„Ich danke gehorsamst!" schnarrte der junge Mann korrekt in das Hörrohr Tantchens, dann stürzte er nach seinen Schneeschuhen.

Er sah von der Seite das herrliche Geschöpf in einem orangefarbenen Sweater; sah, wie die schlanken Hände umständlich und wie verlegen an der Bindung nestelten, und war (wie das in Kitschromanen auf jeder Seite vorkommt, die sich durch vier dividieren läßt!) seiner Sinne nicht mehr mächtig!

Langsam stiegen sie empor. Klein, lächerlich klein versank die Welt unter ihnen, die kaum ein Wort sprachen. Nach drei Stunden hatten sie den Gipfel erklommen.

Er benetzte die Stirn mit Kölnischem Wasser, das sie ihm in die Hand geschüttet. Dann ordnete sie ihr Strumpfband, — er schaute weg, um nicht wahnsinnig zu werden vor der Zeit! Unauffällig vergewisserte er sich: Es war keine Menschenseele in der Nähe! . . .

Noch kämpfte er mit sich, versuchte eine Zigarette anzuzünden, irgend etwas zu tun, um sich zu zerstreuen, abzulenken. Es war unmöglich! — Immer wieder umkreiste sein waches Gehirn die lichte, wie es schien unsagbar keusche Gestalt vor seinen Augen. Er wandte sein gequältes Antlitz von den fernen Tälern, die wie ein Gemälde des Breughel in verschneiter Senkung lagen: stumm und rein, traurig und sehnend zugleich. Und raffte sich mit einer einzigen Bewegung zusammen, nahm zwei Schritte, wandte ihr den heißen Kopf zu und keuchte ihr ins Gesicht: „Hören Sie, Irene! Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden! Ob Sie je begreifen, was in mir vorgeht! Vorging seit der Stunde, in der ich Sie zum ersten Male sah!"

Er krallte ihren Arm und schrie in die Einsamkeit der stummen Schneemassen: „Ich muß Sie besitzen! Hören Sie, und flehe Sie nur noch an, — gehören Sie mir freiwillig! Vielleicht ist das Wahnsinn, was ich sage, möglich, . . . aber ich weiß nur, ich habe jede Rücksicht auf das, was hinterher geschehen mag, ausgeschaltet! Und muß Sie, wenn Sie nicht willens, einfach vergewaltigen!"

Wortlos standen sich die beiden gegenüber. Sein Atem röchelte, er erschrak vor dem heiseren Laut der gesprochenen Worte, die an das Gebell eines fiebernden, hungrigen Wolfes erinnerten. Und stand nun abwartend, mit irrem Blick an ihr klebend und zitternd.

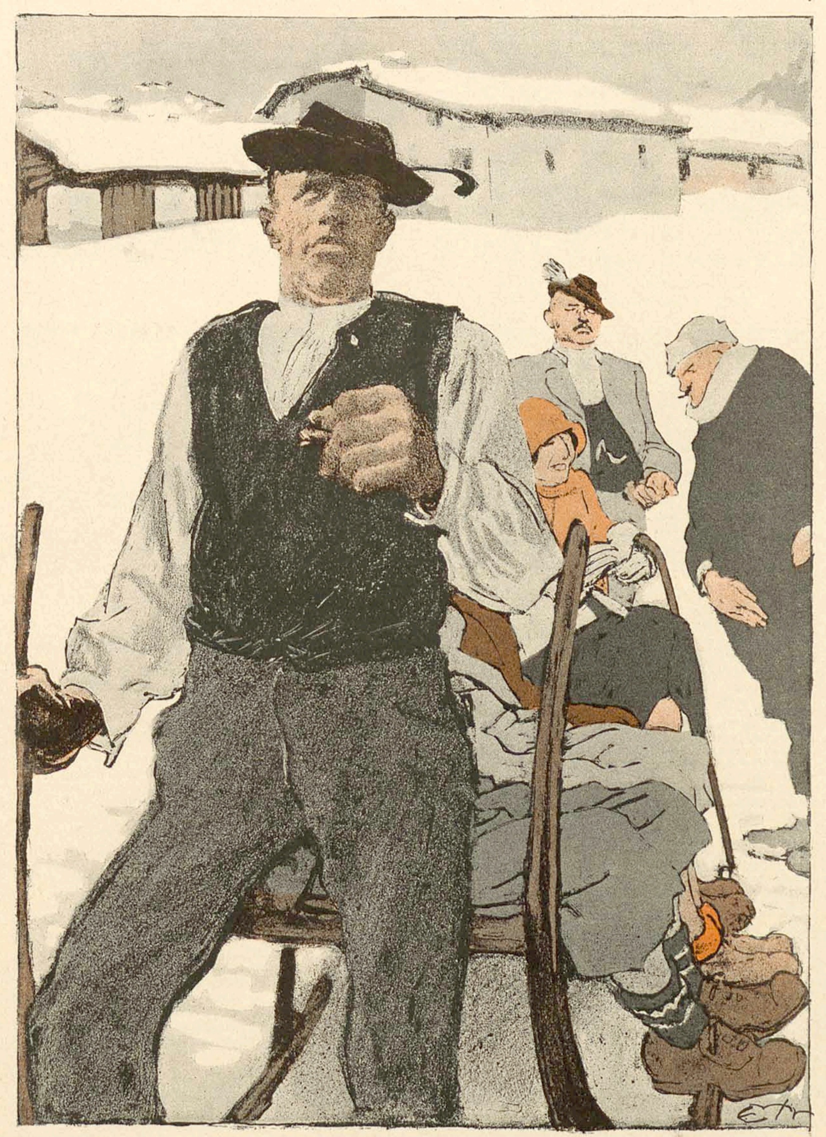
Während sie, die anfangs erstaunt einen Schritt zurückgewichen war, näher kam, mit geröteten Wangen. Mit den Händen seinen Arm nahm, sich an ihn schmiegte und die schneeigen Zähne entblößte: „Sie großes Kind. Ganz so habe ich mir Sie gedacht! Ich habe doch auch schon genügend wundervolle Filme gesehen . . . und mich selbst danach gesehnt, einmal ganz allein mit Ihnen zusammen zu sein! . . ." Hier kam in ihre geweiteten Augen ein merkwürdiger Glanz: „. . . Und außerdem hat mir mein Nervenarzt dringend geraten, wieder einmal mit irgendeinem Manne zusammen zu sein . . ."

Raketenrodel



Vorsicht ist die Mutter des Hörnerschlittens

(E. Thöny)



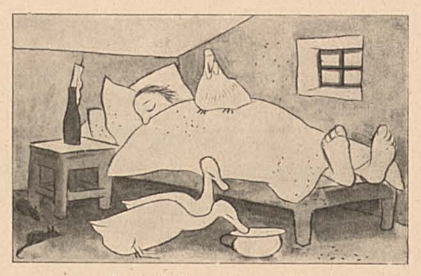
„Bitt' schön, oben wird die Tour bezahlt — unten ist's manchmal schon zu spät."

Aufnahmen, die man nicht heimsendet

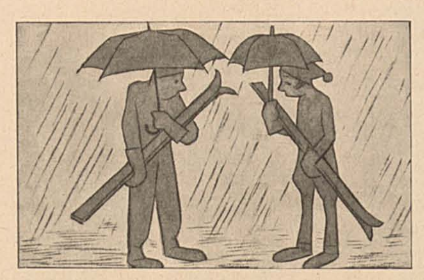
(Karl Arnold)



Der Springer Harald Torleiff wie immer in guter Form



Komfortable Zimmer immer am Platze



Telegramm: „Skibahn Obelang zur Zeit bester Pulverschnee"



Autos können bequem parken

Schneeblind

Wir sitzen in der Hall. Und der kleine Studienassessor Görlich, der schon seit ein paar Tagen recht kleinlaut und gedrückt herumläuft, seufzt tief auf: „Ach, wißt ihr, die Frauen sind ja so sensibel. So empfindlich!"

„Na, na!" sagen wir. Und: „Sie korrekter Mensch sind doch bestimmt noch keiner zu nahe getreten!" sagen wir.

„Ja, das ist ja eben das Sonderbare bei der ganzen Geschichte!" sagt er. „Ich habe meiner Ansicht nach völlig korrekt gehandelt. Und trotzdem . . .! Ihr wißt, da ist das Fräulein Kramer aus Magdeburg. Sehr anständiges Mädchen. Hochfeine Familie, der Vater ist Geheimrat. Nun, ihr habt es ja sicher gemerkt, ich hatte mich dem Mädchen ein bißchen attachiert. In allen Ehren natürlich. Und da machten wir beide vorigen Dienstag eine Skitour auf den Wildkogl. Sie ist eine ausgezeichnete Skiläuferin, aber auf einmal klappt sie mir doch um. Wahrscheinlich Fuß ein bißchen verknaxt. Glücklicherweise waren wir gerade an der Hütte, ihr wißt, da oben am Walsereck. Ich trage das arme Mädel also ganz behutsam hinein, lege sie auf die Matratze, gehe einen Augenblick hinaus, um unsere Skier draußen ordentlich aufzubauen, komme wieder, und — denkt euch! — da passiert mir doch das Malheur, daß ich das Mädel überrasche, wie sie gerade ihren Skianzug so ziemlich ausgezogen hat und beinahe nackt dasteht! Furchtbar peinlich, nicht? Ich habe mich selbstverständlich sofort zurückgezogen, mit einer Entschuldigung, wie sich das gehört, habe draußen längere Zeit gewartet — es war verdammt kalt und zugig —, habe dann angeklopft; und als ich wieder hineinkam, war sie Gott sei Dank angezogen. Aber sie hat mich kaum angesehen und nur das Allernötigste gesprochen — es muß ihr doch zu fürchterlich gewesen sein, daß ich alter Esel da so hereinplatzte —; der Fuß war dann auch wieder in Ordnung, und wir sind umgekehrt. Und seit dem Tag schneidet sie mich. Trotzdem ich mich doch wahrhaftig korrekt benommen habe. Oder etwa nicht?"

hs.

Klimatische Tragödie

Hier im „Gasthof zum goldenen Hirschen"
siehst du drei Männer mit unwirschen mürr'schen
Mienen ihren Dauerskat klopfen.
Draußen liegt schimmernd die Sonne in satten
Farben auf den ergrünenden Matten,
und vom Dache hörst du es tropfen — — —

Warum gehen die drei nun in trüber
Stickluft seufzend zum Poker über
und ab sieben sogar zum bac —?
Warum nimmt hier einer dem andern
Geld ab statt singend ins Weite zu wandern
voller Ozon und voll Amselschlag —?

Selbst der Wetterbericht: „Auch weiter
warm und trocken" stimmt sie nicht heiter:
nein, ihre Zornesader schwillt!
Ach, die drei Männer sind fehl am Orte,
denn sie kamen zum Wintersporte —:
Biste nu endlich im Bild?!?

Karl Kinndt

Kleider machen Leute

Draußen, mondlichtüberflutet, gefrorener Bergsee, schneevermummte Wälder, Übungshänge wie Schnittmuster; darüber Gletscher und die Kette der erhabenen Viertausender-Gipfel. Drinnen, im Royal-Savoy-Palace-Hotel (1849 m ü. N. N.), neonlichtüberschwemmt, Fräcke, infinitesimale Rückendekolletés, Perlen, hennagefärbte Fingernägel, Saxophon.

Er spricht zu ihr.

„Wundervoll waren Sie heute vormittag beim Kunstlaufen auf dem Tofatscher See."

„So?" sagt sie kühl.

„Fabelhaft war Ihr Rekordsprung gestern an der Simoja-Schanze."

„Vielleicht!" sagt sie abweisend.

„Großartig war ihre Zeit auf dem Crestissima-Run vorgestern."

„Mag sein!" sagt sie eisig.

„Der Sieg im Ski-jöring morgen ist Ihnen sicher."

Sie zuckt die Achseln und wendet sich tiefbeleidigt ab.

Er, fassungslos, flehend: „Aber, gnädiges Fräulein, was habe ich getan, daß Sie so zu mir sind? Denken Sie nicht mehr an unsere herrliche Skitour . . .?"

Da durchbohrt sie ihn: „Sie sind ein Mensch ohne Kultur, ohne Stil! Wie können Sie von Sport sprechen, wenn ich im großen Abendkleid bin!"

Er bricht zusammen.

hs.

Winter-Dialoge

Infantiles Wintergespräch

„Mama! Warum schneit es?"
„Damit die Schneedecke die Sträucher und Gräser einhüllt. Sonst würde alles erfrieren."
„Nur darum schneit es?"
„Und damit wir auf den Schneeflächen Wintersport treiben können!"
„Was ist denn das: ‚Wintersport'?"
„Wintersport, das ist Sport, den man im Winter treibt!"
„Wozu?"
„Weil das gesund ist!"
„Wie denn?"
„Wenn man im Winter friert — dann treibt man so lange Sport, bis man warm geworden ist!"
„Und dann?"
„Dann — wenn man warm geworden ist, muß man sich sehr vorsichtig wieder abkühlen!"
„Wozu erst?"
„Dieser Temperaturwechsel ist grade das Gesunde dabei!"
„Und wenn man sich nicht vorsichtig wieder abkühlt?"
„Ja, dann kann man sich sehr leicht erkälten und krank werden!"
„Sehr krank?"
„Ja! Man kann sogar sterben!"
„Und extra dazu muß es schneien?"

Nachbarsleute-Gespräch

„Fahren Sie in diesem Jahre wieder zum Wintersport?"
„Nein, wir haben nämlich Glück gehabt!"
„Na — dann können Sie doch erst recht fahren!"
„Nein, gar nicht! — Mein Mann ist im Zimmer ausgerutscht und hat sich das Bein dreimal gebrochen!"
„Das ist doch aber Pech!"
„Wieso? — Als mein Mann wieder zu sich kam, hat er gleich gesagt: ‚Und somit brauchen wir in diesem Jahre keinen Wintersport mehr!'"

Elegantes Hotelgespräch

„Ich finde Wintersport nur sehr teilweise schön!"
„Inwiefern, Gnädigste?"
„Eigentlich nur bergauf — wenn man den Rodelschlitten hinter sich herziehen muß! — Aber dann die Angst — bei dem Runtersausen!"
„Dem wäre doch sehr leicht abzuhelfen! Ziehn Sie doch immer nur den Schlitten bergauf, und lassen Sie einen anderen darauf runterfahren!"
„Hab' ich das nötig?"

M. Sch.

Lieber Simplicissimus!

Die ersten Sporen

Da das Skilaufen nunmehr zu den mondänen Sportarten avanciert ist, und es zum guten Ton gehört, in Gesellschaft mit skisportlichen Erlebnissen zu protzen, hat sich auch der gute Bobby entschlossen, in nähere Beziehungen zu den Wundern des Schneeschuhs zu treten.
Doch schon beim ersten Versuch auf der Übungswiese tat Bobby einen üblen Fall und blieb hilflos im Schnee liegen.
Die Freunde eilten dem Gestürzten zu Hilfe: „Was hast du? Warum stehst du nicht auf?"
Worauf Bobby, seinen Schmerz verbeißend, nicht ohne einen Anflug von Stolz erwiderte: „Ich glaube, — das erste Bein wäre gebrochen!"

Entbehrlicher Wintersport

Frau Daisy hatte Gatten und Kinder in Wien gelassen und war nach Mariazell abgereist. Zu Wintersportzwecken.
Und nun humpelte sie — natürlich in Begleitung eines feschen Sportjünglings — auf ihrer ungewohnten Schneebeschuhung mühselig durch den Ort.
Was tut Gott? — Die erste Dame, die Frau Daisy erblickte, war ihre Freundin Mia, die — Arm in Arm mit einem jungen Gecken — ihr fröhlich zuwinkte.
Frau Daisy, heftig errötend, mußte wohl oder übel ein paar Worte sagen. „Sie hier, liebste Freundin? Und ohne Skier? Ja treiben Sie denn keinerlei Wintersport?"
„Wozu denn?" lächelte Frau Mia maliziös, „mein Mann weiß ja, daß ich ihn betrüge!"

Salpeter

Gebet um Schnee

Was ist der Schnee, bei Licht besehen?
Ein atmosphärischer Erguß,
den man als Himmelsgunst verstehen,
als Gottesgabe schätzen muß.

Besonders bei den Volkserziehern
steht er im Kurse obenan,
da man mit Rodeln oder Skiern
die Körperkräfte stählen kann.

Teils aus demselben Grund, zum Teile,
weil mancher sich ein Bein verknarrzt,
wünscht auch der Doktor, daß es schnei'le,
der ihn hernach verhonorarzt't.

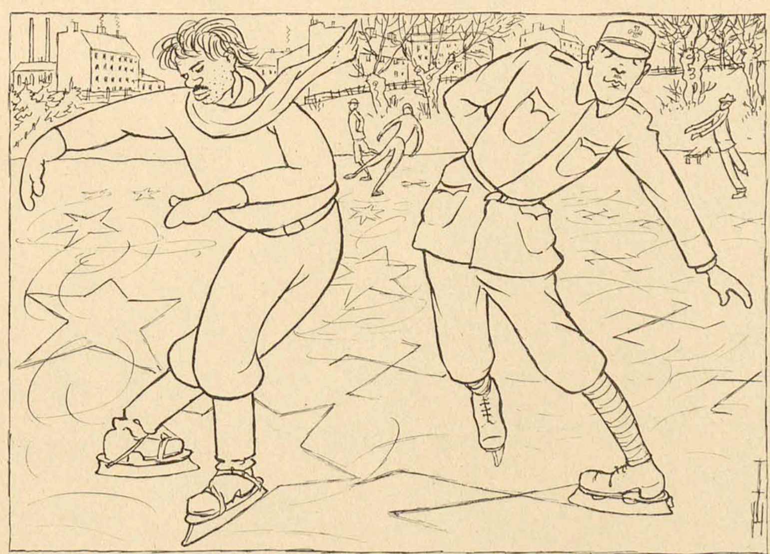
Von jenen Leuten ganz zu schweigen,
die in Gestalt der Hoteliers
anbetend vor dem Schnee sich neigen
und mit gespreizten Portemonnaies.

Sie alle sehn wir aufwärts stieren
voll unentwegter Glaubenskraft.
Wird sie der liebe Gott blamieren?
— Na, hoffen wir, daß er es schafft!

Ratatöskr

Politisches Figurenlaufen

(Th. Th. Heine)



Preisfrage — Was ist schwieriger zu laufen: Sowjetstern oder Hakenkreuz?

Ein Opfer seiner Überzeugung

(W. Schulz)



„Als Gepäckträger auf dem Wintersportplatz — das hat man nu von der Kameradschaftsehe!“

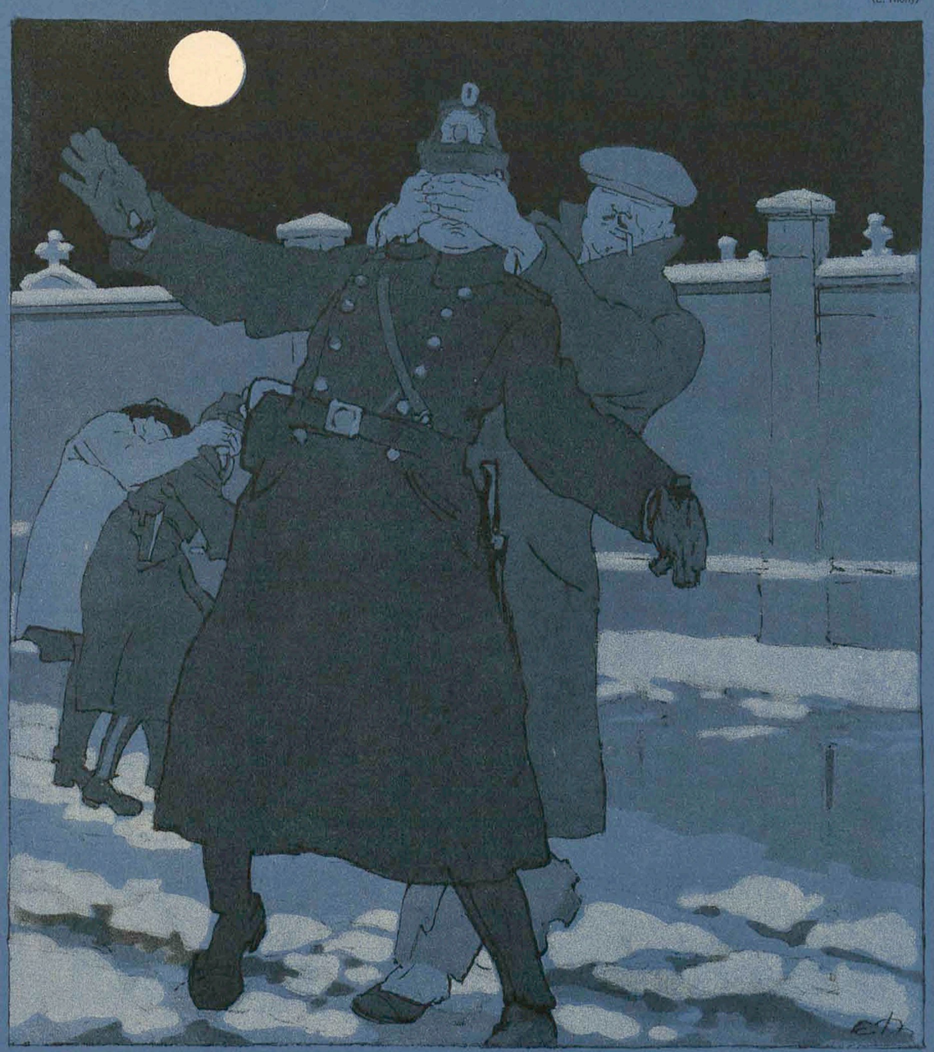
Stuttgart, 3. Februar 1930 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 45

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Die Polizei und Gebrüder Sass

(E. Thöny)



„Guck — guck — wer ist's?“



Nächtlicher Heimgang (Rudolf Spemann)

Welche Wendung durch Gottes Fügung!

Unaufhaltsam naht die Zeit
einer neuen Herzlichkeit!
Immer nur bespucken und verreißen —
immer nur begaunern und bescheißen —:
einmal kriegt das jeder satt,
und dann wendet sich das Blatt.

Zum Betrug gehören zwei:
auch der andre ist so frei —
kommt man selber passiv an die Reihe,
schwört man wieder auf die alte Treue,
denn das Schieben lohnt nicht mehr,
wird es allzu populär.

Selbst die Unzucht, fühlt man dumpf,
ist nicht mehr der letzte Trumpf.
Nur in möglichst vielen Betten liegen
macht doch auf die Dauer kein Vergnügen:
wenn er es nur richtig kann,
liebt mån wieder einen Mann!

Auch betreffs der Schwulität
scheint's, daß sie vorübergeht:
immer häuf'ger sieht man knorke Knaben,
die es trotzdem mit den Mädchen haben!
Up to date und hochmodern
ist: man hat sich wieder gern!

Einzig in der Politik
kriegt man Lug und Stunk nicht dick:
Gegensätze sucht man zu verschärfen,
Gift zu spritzen und mit Dreck zu werfen —
Und grad da wär's höchste Zeit
für die neue Herzlichkeit — — —

Karl Kinndt

„Offene Stellen" / Von Heinz Proskauer

Sonntagmorgen im Café. Drei Menschen frühstücken. Ein junger Mann, der sichtlich noch vom Sonnabend da sitzt; ein junges Mädchen, an ihrem Sessel lehnt ein Hockeystock; und ich.

Ich suche Stellung. Jeden Sonntag. Seit Monaten. Und jeden Sonntag schließ' ich Wetten ab, daß ich eine Stellung finde. Mit mir. Denn der Sonntag ist die Chance. Da kann man in „Offenen Stellen" wühlen und die schönsten Luftschlösser bauen.

Vor mir liegen sechs dicke, fettbedruckte Zeitungen. Tages- und Fachblätter. Da gibt es drin sooo viele „Offene Stellen".

Heute habe ich sieben zu drei gewettet, daß ich Arbeit finde. —

Ich schlage das erste Fachblatt auf. Das Blatt der Filmindustrie. Denn, wenn ich mir schon die Arbeit aussuchen darf, dann zuerst mal die leichteste.

„Filmstatisten gesucht für Tonfilm." Wunderbar! Das wäre etwas für mich. Die Adresse der Gesellschaft steht auch da. —

Im „Varieté", der Zeitung der Artisten, sind heute auch drei Spalten voll. Schade, daß ich so ein „Federgewicht" bin. Die Nachfrage nach „starken" Männern ist enorm. Zaubern kann ich auch nur sehr schlecht, sonst . . . Singen, Jonglieren, Messerschlucken, Seiltanzen kann ich auch nicht.

Halt! Hier ist die Arbeit für mich. „Junger Radfahrer dringend benötigt." Da gehe ich hin! —

Noch eine Fachzeitung. „Der Boxer." Sport ist gesund; warum sollte ich nicht sportliche Arbeit annehmen. Ich hab' als Junge immer alle Tore geschossen bei unseren Fußballspielen. Eislaufen kann ich auch. Überhaupt beherrsche ich theoretisch jeden Sport. Praktisch kann man mal die Sache versuchen. Es wäre ganz fein, professioneller Sportsmann zu werden.

Was da alles gesucht wird! Mittelstürmer, Goalkeaper, Masseure, Fechtlehrer, ein vierter Mann für Rennbob, Sparringpartner, Manager; aber so gefährliche Berufe sind doch nichts für mich.

Ich hab' aber doch etwas gefunden, was mir liegen könnte: ein Sekundant wird verlangt. Dabei kann mir doch nichts passieren! —

Die Tageszeitungen durchfliegt man schnell. Das macht die Übung. Ich weiß in allen schon die Seite, auf der ich suchen muß. Viel ist heute nicht für mich. Immerhin melde ich mich an zwei Stellen.

Man sucht einen „gewandten jungen Mann", wozu steht nicht dabei; und einen „Herrn, mit großem Bekanntenkreis". Ich kenne halb Berlin!!

•

Sonntagmorgen im Café. Drei Menschen frühstücken. Es sind dieselben wie vor einer Woche: der junge, übernächtliche Mann, das Mädchen mit dem Hockeystock, und ich.

Ich suche Stellung. Wieso? No klar, ich habe meine Wette verloren. Wie das kam? Sehr einfach, nämlich:

Bei der Filmgesellschaft hat man mich gefragt, ob ich Deutscher wäre. Weil nämlich die Statisten in Berlin — keine sind. Nur Russen und Ungarn. Und das hat die Herren viel Geld gekostet. Die Statisten sollten rufen: „Haut ihn tot, haut ihn tot!" und als man tags darauf die Szene vorführte, hörten die Herren immer nur „Hottentott. hottentott". Na, das hat nicht gepaßt. Zufälligerweise.

Aber mich konnten sie auch nicht brauchen, weil ich ein klein wenig . . . . stottere.

Und die Sache mit dem Radfahrer klappte auch nicht. Ich kann radfahren. Aber was der Mann von mir verlangt hat!! Kopfstehen, Verkehrtfahren, ohne Lenkstange, nur mit einem Bein und noch andere solche Dummheiten!

Also, da war auch nichts!

Sekundiert habe ich! Allerdings nur eine Runde. Dann trugen mich die Samariter aus dem Saal. Weil ich meinem Schützling, als er schwitzend am Boden lag, das Handtuch zugeworfen habe!

Ich habe wirklich nicht gewußt, daß man das nicht darf. Er soll den Kampf verloren haben; nur des Handtuchs wegen.

Mir fehlt vorn ein Zahn.

Aber das Lustigste war doch dort, wo man den „gewandten jungen Mann" suchte. Wie ich dorthin kam, standen schon an die tausend „junge" Männer an. Da kam der Chef. Als er uns sah, wurde er blaß. Ob wir denn wirklich alle — Apotheker wären? Nee, das war keiner! Das stand ja auch nicht in dem Inserat!

Es sollte aber drin stehen! Es war ein Druckfehler. Jedenfalls war da auch nichts.

Und meinen „großen Bekanntenkreis" sollte ich veranlassen, nur noch Essen in Pulverform zu sich zu nehmen. Jede Speise gab es in Pulvern. Und das alles, damit man schlank und jung bleibt.

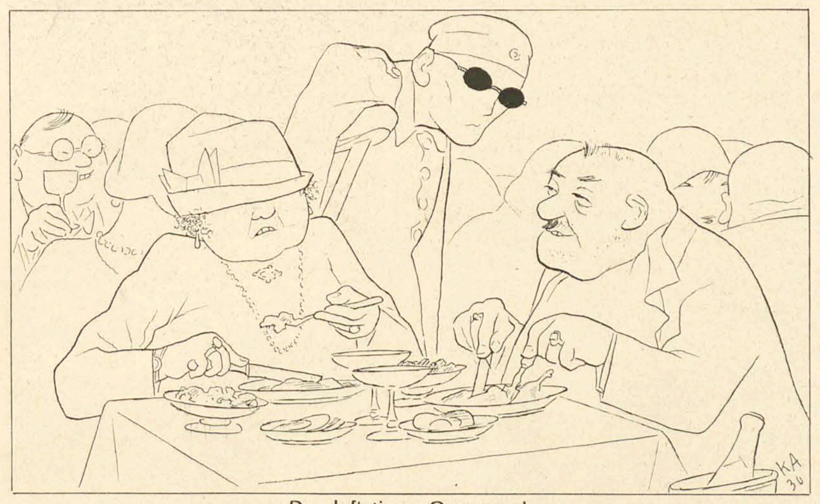
Ich habe mich gehütet, diese „Stellung" anzunehmen. Wo sollte ich denn Mittag essen, wenn die Leute ihr Gulasch in der Weste und die Suppe vielleicht in der Hose mit sich tragen?!

Ich suche weiter Stellung. Sie glauben, ich bin ein Pechvogel? Absolut nicht. Ich gebe all den Leuten recht, die mich nicht engagieren wollen. Ich hätte etwas lernen müssen, früher.

So hab' ich nur das Zeugnis meiner Lehrzeit: vier Jahre Krieg!

Das Berliner gastronomische Gewerbe

(Karl Arnold)



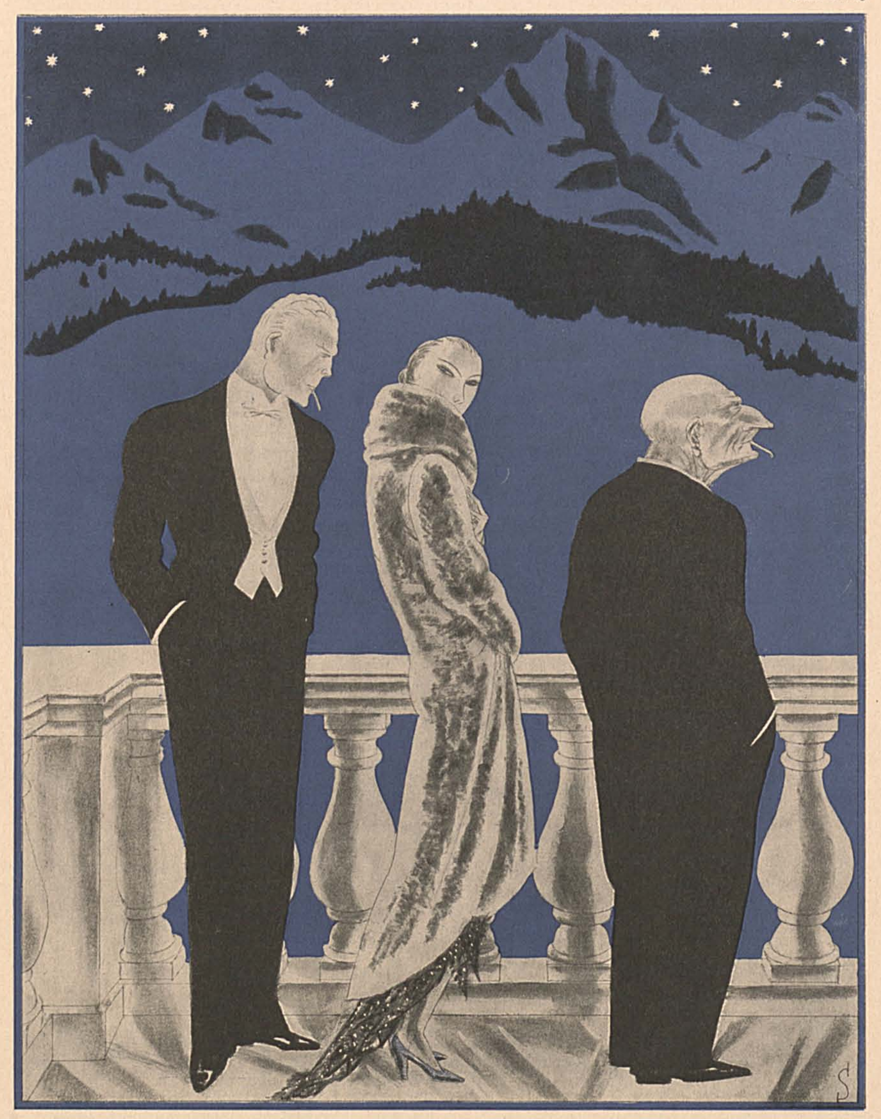
Der Inflations-Gourmand

„Nur durchhalten! Es wird nicht so heiß gegessen wie gekocht."

Die stabilisierte Gourmenia

„— — — es scheint, jetzt wird überhaupt nicht mehr gegessen!"

(Erich Schilling)



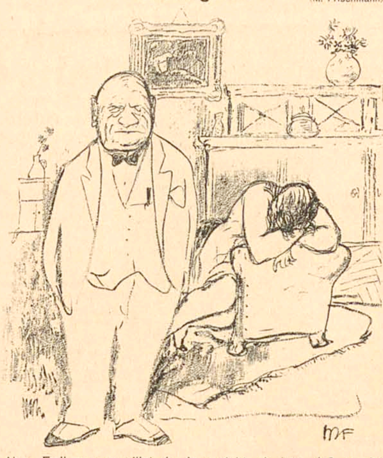
Nacht im Gebirge

Die Sterne wandern über Wäldern, schwarzumrändert.
Mein Herz pocht laut, doch nichts hat sich geändert.
Tief liegt im Schnee die Welt, und muß sich drehn.
Wer unten liegt, muß stempeln gehn. —

John Förste

Ehetragödie

(M. Frischmann)



„Aber, Emil, warum willst du denn nicht glauben, daß es dein Kind ist?" — „Weil ick es an den Knöppen abjezählt habe!"

Wölfe / Von J. K. Hesse

Ich schäme mich, aber die Geschichte ist leider wahr. Es geschah in dem schauderhaft harten Winter. In Ostpreußen war dieser Winter noch schauderhafter hart als anderswo. Sonst hätten wir nicht so viel Grog trinken können. Der Winter muß schauderhaft hart gewesen sein. Ich war ein paar Tage zu Besuch in der Gegend. Eines Abends hatte ich eine befreundete Klitsche besucht. Als ich nach Hause wanken wollte, wollten die Leute mich nicht gehen lassen. Ich erriet die Absicht, die Menschen wollten mir der schauderhaften Kälte wegen noch viele Grogs eintunken. Aber ich hatte schon so viel genommen, daß ich dem Zeug innerlich ordentlich böse war. Ich bestand also darauf, nach Hause zu gehen, und zog meinen Mantel an. „Gib acht", sagte der Gastgeber, „du solltest doch lieber hier bleiben. Gestern sind — der furchtbaren Kälte wegen — sogar Wölfe hiesigerseits gemeldet worden!" Ich klappte meinen Mantelkragen hoch und sagte: „Die Wölfe — huppla — die Wölfe — hupps — die können mich mal kreuzweise — — —!" Da ich gar nicht anders wollte, umarmte mich der Freund lange und innig zum Abschied, und ich ging.

Ich hatte die Landstraße noch nicht einen Kilometer im Zickzack passiert, da merkte ich den ersten Wolf. Das Biest sprang mir direkt in den Rücken. Oh, bin ich gelaufen. Der Wolf immer hinterher. Rechts vom Wege lag ein stummes Dorf. Über den Schnee trabte ein grauer Schatten. Noch ein Wolf. Herrgott, bin ich gerannt. Allmählich schätzte ich meine Verfolger auf vier bis sechs Biester. Der Grog- und Angstschweiß lief noch schneller als ich. Einmal wagte ich einen Blick nach hinten und sah offene Rachen, geifernde Mäuler und dämonisch blutdürstig funkelnde Lichter. Als ich mein Ziel erreicht hatte, fiel ich halbtot gegen die Haustür.

„Wölfe!" röchelte ich.

„Du dammlicher Mast!", sagte mein Bruder, „Wölfe? Das sind son paar verhungerte Dorfköter. Wer hat dir denn die Leberwurst hinten an den Mantel jebammelt — — —?"

Das Charakterbild

Wenn so ein ganz großer Faiseur einmal total abgewirtschaftet hat, dann entwickelt er gewöhnlich selbstkritische Ambitionen.

So begann auch der ehemals schwerreiche Wiener Inflationist C. eines Tages zu grübeln und zu sinnieren, ob er denn tatsächlich gar so ein Schubiack und Haderlump sei, wie die misera plebs allgemein von ihm behauptete. Und um ein wirklich objektives Urteil zu erzielen, schrieb der Herr Exkrösus ein paar nichtssagende Zeilen, legte einen Schilling in Briefmarken bei und sandte sein „Elaborat" an den Hausgraphologen einer Wiener Tageszeitung zwecks Charakterdeutung. Natürlich — unter einem fingierten Namen.

Als er dann eine Woche später die graphologische Ecke durchstöberte, fand er neben seinem Pseudonym folgende Mitteilung: „Muß eine Deutung Ihres Charakters mit Rücksicht auf die verschärften Ehrenschutzbestimmungen des neuen Preßgesetzes leider ablehnen. Ein Schilling in Briefmarken steht zu Ihrer Verfügung."

Salpeter

Künstler-Anekdoten

Der Dichter Kieselsauer stottert.
Eines Tages macht sich Kieselsauer, der Dichter, auf zum Theaterdirektor Kranewitt.
Mit seinem Drama: „Hermann, der Cherusker.“
„Lesen Se's vor“, sagt Kranewitt.
Kieselsauer holt Luft und beginnt vorzulesen.
Fünf Stunden später ist er fertig.
Kranewitt wischt sich den Schweiß von der Stirn und sagt: „Ich will Ihnen mal was sagen. Ihr Stück ist großer Mist. Trotzdem erwerbe ich es. Ein Drama in Jamben, worin sämtliche Mitwirkenden stottern, das wird einen Bombenerfolg geben.“

•

Man erzählt sich von Edgar Wallace, daß er nur arbeiten könne, wenn er rauche. „Schade“, meinte B. G. Shaw, als er davon hörte, „daß ihm noch keiner das Rauchen abgewöhnt hat.“

•

Der rührige Kapellmeister, der das Opernhaus einer kleinen Stadt im Ruhrgebiet leitet, bewirbt sich um den Kapellmeisterposten am Opernhaus einer größeren rheinischen Stadt. Es wird ihm, im Interesse seiner Bestallung, nahegelegt seinen Glauben zu wechseln. Er wird katholisch und erhält richtig den leitenden Posten. Inzwischen hat Frankfurt a. M. den freigewordenen Posten seines Opernhauses ausgeschrieben. Da erhält der rührige Kapellmeister von ungenannter Seite ein Telegramm folgenden Inhalts: „Kapellmeisterposten am Frankfurter Opernhaus frei — sofort beschneiden lassen.“

Minna kauft Photoartikel

Minna kommt in die Drogerie.
Der Verkäufer erkundigt sich höflich nach ihren Wünschen: „Was steht zu Diensten?“
„Sie haben doch Sachen, die man zum Photographieren braucht?“
„Gewiß, alles.“
„So, da ist es richtig. Ich komme nämlich von Herrn Schneider.“
„Was wünscht denn Herr Schneider?“
„Zwei Blapselkitze.“
„Wie bitte?“
„Zwei Blipselkatze.“
„Das führen wir nicht. Sollten Sie sich nicht verhört haben?“
„Nein, nein, ich weiß es ganz bestimmt, zwei Klipselbatze.“
„Wozu wollen Sie das haben?“
„Ich will das überhaupt nicht haben, Herr Schneider braucht es zum Photographieren. Zwei Kipselblatze.“
„Aaaah, ich ahne, was Sie meinen! Sie meinen wohl zwei Kapselblitze?“
„Na ja, das habe ich doch schon immerzu gesagt! Zwei Katzelblipse.“
„Kapselblitze!“
„Kipselblatze.“
„Kapselblitze!“
„Blatzelkipse.“
„Kapselblitze, zum Himmeldonnerwetter!“
„Ach, sagen Sie mal, Sie denken wohl, Sie können mich aufziehen! Wenn Sie eben keine Klitzelbapse haben, dann muß ich sie eben woanders kaufen! Es wird ja wohl noch mehr Läden geben, wo man Kitzelblapse kaufen kann. Guten Morgen!“
Wütend schmeißt Minna die Ladentür hinter sich zu.

Kurt Miethke

Schupo-Rückblick

(M. Frischmann)



„Schade, ooch der schönste Kommunistenkrawall kann 'nem alten Soldatenherzen den Krieg doch nicht ganz ersetzen!"

Justitia ohne Augenbinde

Was ist der Unterschied zwischen Recht und Gerechtigkeit? Genau derselbe wie zwischen einem Erkenntnis und einer Erkenntnis.

•

Wenn die Welt wüßte, wie sehr das Schicksal der Rechtsbrecher davon abhängt, ob ihre Richter gut gefrühstückt haben . . .

•

„Also, was meinen Sie, Herr Schöffe?" fragte der Vorsitzende. „Nun, es sind nicht wenig Milderungsgründe vorhanden . . ." — „Aber nein, ich wollte Sie nur fragen, ob es noch Zeit ist, ins Büfett zu gehen."

•

In Österreich hängen die Dienstbezüge der Staatsanwälte von der Zahl der jährlich erledigten Aktenstücke ab. Da kann man sich leicht erklären, warum man die kleinen Diebe hängt und die großen laufen läßt. Die letzteren geben zuviel Arbeit.

•

Es gibt keine Klassenjustiz. Frau Justitia urteilt ohne Ansehen der Person. Ihre Augenbinde trägt sie nur deshalb, damit man nicht bemerkt, wie gräßlich sie schielt.

Leo Korten

Lieber Simplicissimus!

Das Bayerische Oberste Landesgericht hat auf sexuellem Gebiete eine neue Entdeckung gemacht; in einer Entscheidung vom 18. Juni 1929 (abgedruckt in der Bayerischen Gemeinde- und Verwaltungszeitung 1929, Spalte 737) führt es in den Gründen aus:

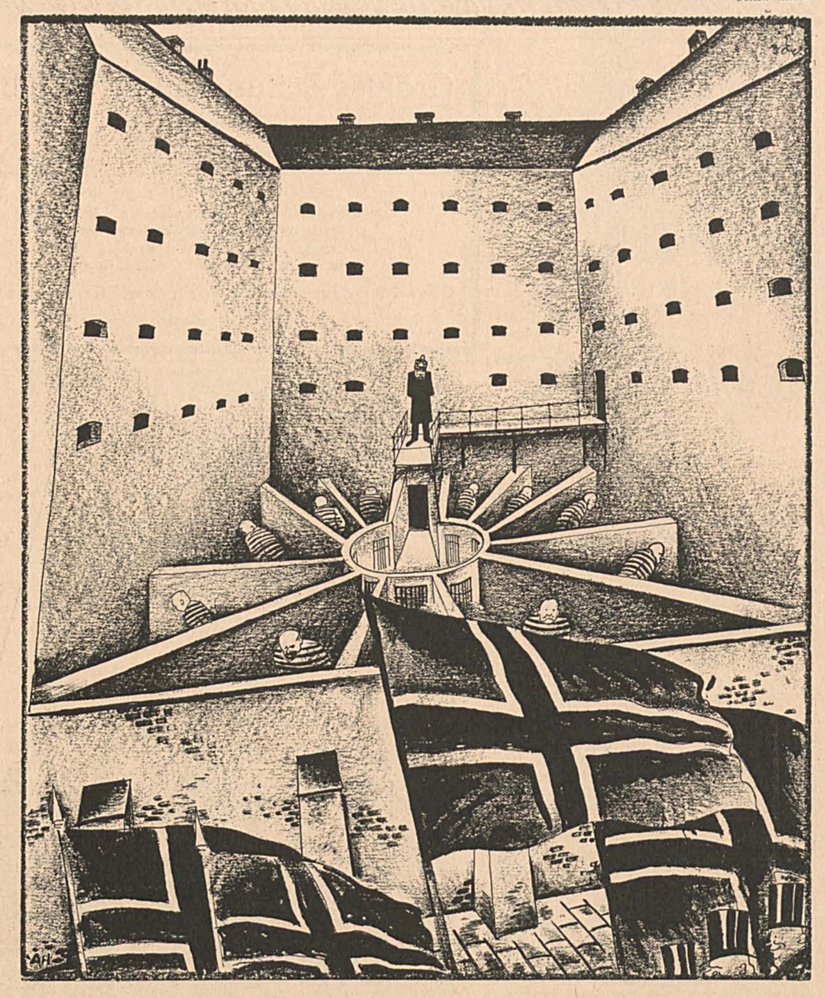
„Der Unzucht geht nicht nur nach, wer Handlungen vornimmt, die den unzüchtigen Verkehr anbahnen, sondern auch, ja sogar in erster Linie, wer unzüchtigen Verkehr ausübt."



Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Thomas Theodor Heine, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Das Zuchthaus

(Anton Hansen)



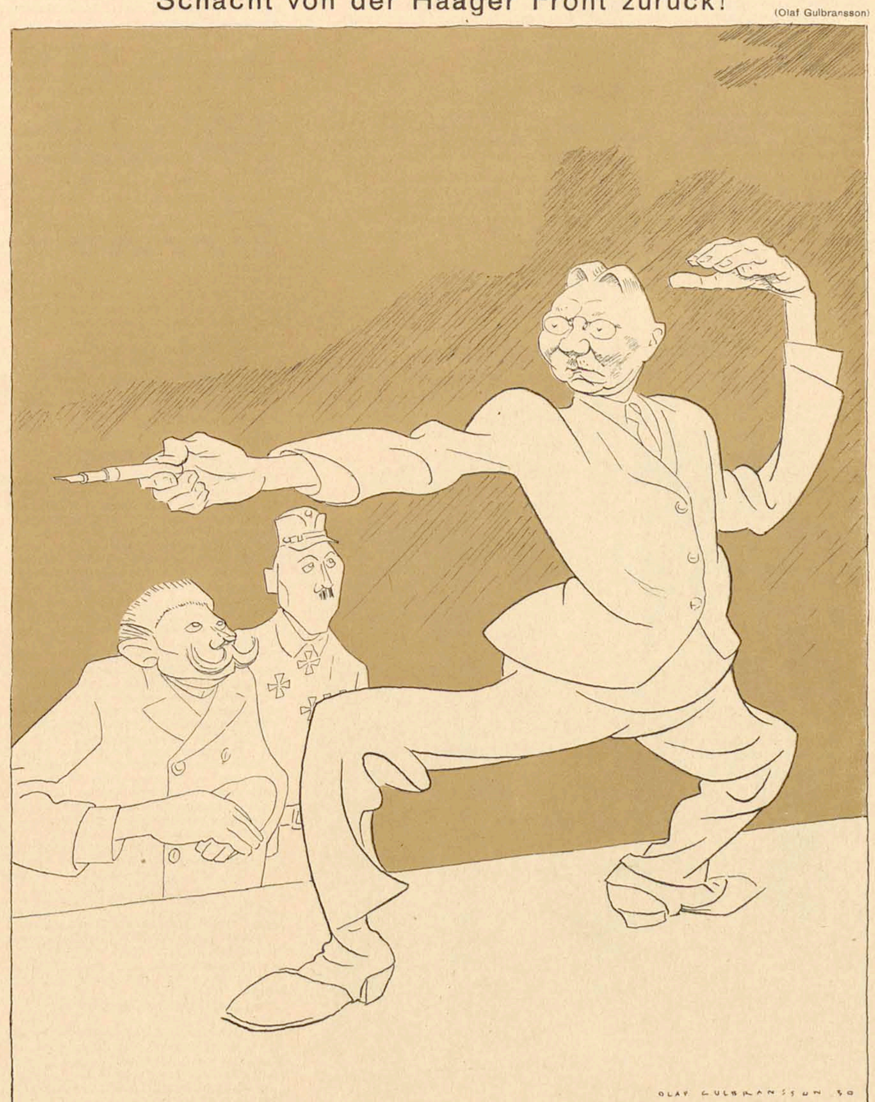
Der Henker von Havanna / Von Afred Wolfenstein

Der Henker von Havanna war ein Mörder, welchen man seinerzeit zu fünfzehn Jahren Kerker begnadigt hatte.
Wofür eignet sich ein lebender Mörder? Er eignet sich zum Henker. So wurde diese rechtliche Frage dort gelöst.
Und der Rim Zayas erhielt für jegliche seinerseits vollzogene Hinrichtung außer dem Geldlohn einen Nachlaß seiner Strafe.
Zuerst hatte er einen gewöhnlichen Raubmörder zu enthaupten, dafür wurde seine Haft um einen Monat kürzer gemacht.
Bei einem Soldaten, der sich am Wirt der Schenke Al Pinar wegen verweigerten Whiskys tödlich gerächt hatte, verdiente er sich schon ein Vierteljahr.
Es folgte aber eine Frau, eine junge Giftmischerin, ihr armer Gatte war Zollbeamter: dafür wurde dem Rim das Dreifache des vorigen gutgeschrieben.
Umgekehrt brachte ein Mann als Mörder seiner Frau nur das Doppelte ein, während der Verurteilte den gleichen Tod erlitt wie alle.
Die nächste Zeit war reich an kapitalen Verbrechen, so sparte er schon eine hübsche Summe von Jahren zusammen.

Und die Freiheit kam ganz nahe, als eine Bande eingefangen wurde, deren Mitglieder mindestens je einen Plantagenbesitzer auf dem Gewissen hatten.
Rim dehnte seinen runden Schlächterleib, das Kerkerfenster dehnte sichtbar seinen Rahmen, immer heller wurde die Zelle, er setzte sozusagen schon ein Bein über die Schwelle.
Nur noch anderthalb Jahre fehlten, und ein Attentat auf den Herrn Präsidenten drückte ihm zum letztenmal das Beil in die Hand.
Dann flog der Henker mit Schwung vor das eiserne Tor, mitten ins schöne

Schacht von der Haager Front zurück!

(Olaf Gulbransson)



„So lag ich, und so führt' ich meine Klinge!" (Shakespeare)

Havanna, er hatte es abgedient. Strahlend sah er in die blaue Sonne, sie war Millionen Kilometer entfernt gewesen, doch mit jedem Tode hatte er sich dem Licht genähert.
Nicht weit lag auch die Hafenschenke Al Pinar, und es wunderte den Wirt und seine Mannschaft nicht, daß an diesem Abend der halbe Vorrat an Drinks wegging.
Heftiger wunderte sich der Pförtner des Gefängnisses, als man spät nachts den Rim zurückbrachte, in Ketten.
Denn der Henker war den bordwärts taumelnden Matrosen nachgelaufen, und weil sie sein Geld mitversoffen hatten, erstach er vier Mann.
Es ist in dieser Geschichte eines natürlichen Kreislaufs unbekannt geblieben, ob schon ein anderer Mörder zum Henker bestellt war, oder ob man mit letzter amtlicher Folgerichtigkeit von diesem Rim, dem blutigsten Verschwender, verlangte, daß er sich nunmehr selbst justifizierte.

Klagelied

Warum müssen unsre Großen
stets zum Irrsinn inklinieren,
um sich dann in uferlosen
Großmanns-Süchten zu verlieren?

Immer ist's der gleiche Fillem,
dran die Firma fast verkracht:
gestern hieß der Titel „Willem",
heute heißt er „Hjalmar Schacht" — — —

Sind es wohl die hohen Kragen,
die das hohe Hirn entzünden?
— — — Beide sah man solche tragen — — —
Ärzte sollten das ergründen!

Oder ist der Größenwahn ein
typisch deutsches Krankheitsbild —?
Muß er immer monoman sein,
wenn ihm der Erfolgs-Kamm schwillt —?

Ach, ein geistig ganz intakter
Mann wär' uns so sehr vonnöten:
klug und dennoch ein Charakter!
— — — Laßt uns beten — laßt uns
beten — — —!

Kaki

Wirtschafts-Optimismus

(Dugo)



„Nich an der Kaufkraft des Publikums verzweifeln, Meechens! Laßt bloß erst mal Morgans Jeld im Lande sein!"

Der Don Juan

Die ganz erheblichen Preisbegünstigungen, welche die österreichische Bundesbahndirektion Touristen und Wintersportlern einräumt, machte sich der Wäschewarenagent Samuel Lieblich zunutze, indem er einfach einem Touristenklub beitrat und auf seine winterlichen Geschäftsreisen — sicherheitshalber — ein Paar Renommier-Skier mitschleppte.
Eines Tages aber gab es Kofferrevision in dem vollbesetzten Touristenzug, und da fand man in Samuels Köfferchen statt der zu erwartenden touristischen Ausrüstung fünfundzwanzig — Hemdhöschen, aus feinster Seide, für Damen aller Größen.
Der Kontrollor tobte: „Sö, Herr, wissen S' denn nöt, daß der Mißbrauch von Touristenkoatn für G'schäftszwecke strengstens verbotn is?!?"
„Mißbrauch? Geschäftszwecke?" Samuels unschuldvolle Miene verriet höchstes Erstaunen.
„Reden S' net so daher!" knurrte der Beamte, „Sö wern m'r do net erzähln wolln, daß ma sowas zum Schilaufn braucht!"
„Zum Schilaufen selbst — nicht!" konzedierte Samuel lächelnd, „aber, schaun Sie: beim Schilaufen lernt man Damen kennen, und wenn man bei denen was erreichen will, dann muß man sich das schon ein kleines Geschenk kosten lassen!"
Da grinste der Kontrollor verständnisinnig, salutierte, sichtlich erschauernd vor der Größe männlicher Leistungsfähigkeit, und nahm von einer Fortsetzung der Amtshandlung Abstand.

Salpeter

Der Ausweg

Mein Freund Herbert ist ein weit über die Grenzen Europas hinaus bekannter Eis-Sportler. Er hält mehrere Rekorde im Schnellaufen und ist als Eishockeyspieler den berühmten Kanadiern ebenbürtig.
Die Direktoren der Bank, in der Herbert als Buchhaltungsbeamter sein Brot verdiente, blickten mit liebevollem Stolz auf ihren internationalen Effektenskontroführer und bewilligten ihm gerne den notwendigen Urlaub, wenn es irgendwo einen Meisterschaftsbewerb, ein Meeting oder gar eine Olympiade gab.
Freilich — das Effektenskontro litt unter den ewigen Absenzen seines Herrn und Gebieters, und auch bei den Kollegen erregte die Bevorzugung dieses einen Beamten böses Blut, kurzum — der Fall Herbert drohte die Ordnung und Disziplin des Instituts zu untergraben.
Die Bankgewaltigen begannen bereits, trübe gestimmt, Herberts Entlassung in Erwägung zu ziehen. Aber nach langmächtigen Beratungen fanden sie doch eine zufriedenstellendere Lösung: sie ließen den guten Herbert einfach zum — Direktor avancieren.
Nunmehr gefährden seine wochenlangen Absenzen den Betrieb in keiner Weise.

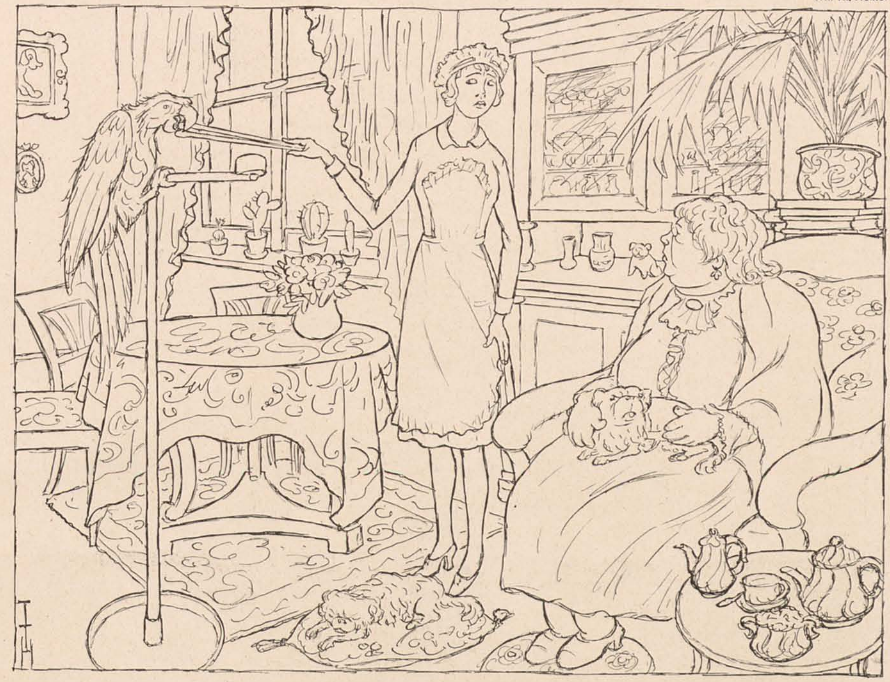
Salpeter

Das Rezept

Seppl macht zum erstenmal eine längere Skipartie. Hoch hinauf ins Gebirge. Nimmt Vorrat zum Kochen mit.
Als er zurückkommt, fragt ihn seine Frau, wie es denn mit dem Essen gegangen wäre.
„Miserabel", erwidert Seppl.
„Aber warum denn?"
„Tja, das war so. Die Vorräte hatte ich, den Spiritus hatte ich und das Kochbuch hatte ich auch. Nur die Rezepte ließen sich alle nicht benutzen."
„Du bist wohl verrückt! Warum sollen die sich denn nicht benutzen lassen?"
„Weil sie alle schon so anfingen, daß es mir unmöglich war, sie anzuwenden: Man nehme eine reine Schüssel . . ."

Tierliebe

(Th. Th. Heine)



„Drei Dienstmädchen sind schon an der Papageienkrankheit gestorben, aber ich kann es nicht übers Herz bringen, das arme Tier töten zu lassen!“

Inserat

in einer New Yorker Zeitung:

„Was ist fashionable?
Fashionable ist es, im Winter nach der Schweiz zu fahren!
Was ist unmöglich?
Unmöglich ist es, daß Sie sich das leisten können!
Warum ist es unmöglich?
Weil Sie, wie jeder anständige Mensch, bei der letzten Baisse ein Vermögen verloren haben!
Ist das eine Schande?
Nein, das ist keine Schande!
Ist es aber schädlich?
Ja, es ist schädlich!
Warum?
Weil es Ihren Kredit schmälert, wenn Sie nicht fashionable auftreten!
Müssen Sie also nach der Schweiz fahren?
Eigentlich ja!
Da Sie das nicht können — müssen Sie doch wenigstens den Anschein erwecken, als wären Sie da gewesen?
Wenn das geht, ja! Aber wie ist das denn möglich?
Sehen Sie! Jetzt ist Ihr Interesse erweckt! Lassen Sie sich noch heute probeweise unseren Höhensonneapparat ‚Browner and Browner‘ kommen. Bequeme Ratenzahlungen! Schon nach kurzer Benutzung sind Sie so braun, als ob Sie ein paar Monate in Davos Wintersport getrieben hätten! Versäumen Sie nicht, sich unseren ‚Browner and Browner‘ zugehen zu lassen! Wir liefern als Extravergünstigung dazu die Hotelzettel der vornehmsten Hotels in den bedeutendsten Schweizer Winterkurorten, die Sie sich in reicher Auswahl auf Ihre Koffer kleben können! Jedermann wird Ihnen glauben, daß Sie in der Schweiz gewesen sind! Ihr Kredit wird ins Ungemessene steigen! Schreiben Sie noch heute! ‚Browner and Browner‘ rettet Ihre Existenz . . .!“

K. M.

Unterschiede

Will in London Bernard Shaw
mal die Straße überqueren,
pflegt's kein Schutzmann ihm zu wehren.
Nein vielmehr, er winkt: Halloh!
Alle Räder stehen still,
alle Omnibusse stocken,
wenn der Greis in Silberlocken
sich partout verändern will.
Unsern deutschen Dichtern ist
ihre Laufbahn vorgeschrieben
— auch im Hassen und im Lieben.
Daß nur keiner sich vergißt!
Dieser ist auf Rechts geeicht,
jener wandelt auf der Linken . . .
Wehe! Schimpf und Prügel winken
jedem, der vom Pfade weicht.

Ratatöskr

Lieber Simplicissimus!

Vergönne mir, bitte, eine kleine, niedliche Indiskretion. Ein deutscher Rundfunksender mit Anwartschaft auf den heißumstrittenen Großsender, suchte für seinen Betrieb einen zweiten Sprecher. Einen Mann mit guter Aussprache, mit Kenntnissen in Fremdsprachen und der sonstigen Anpassungsfähigkeit, die dieser schwierige Posten erheischt. Man schrieb die Position aus, das Inserat erschien in den meisten großen deutschen Tageszeitungen, und bereits der erste Anhieb brachte — rund fünfhundert Bewerbungen. Was sich da meldete und geeignet befand waren Generaldirektoren, Schauspieler, Schriftsteller, Künstler aller Art. Man siebte und siebte, machte Überstunden, um die Stöße von Bewerbungen zu sichten, und fand endlich eine Bewerbung, die von allen den vielen die größte Aussicht auf Erfolg hatte. „Ich spreche ein absolut reines Deutsch“, stand da zu lesen, „neben verschiedenen Fremdsprachen. Ich bitte Sie aber um baldige Entscheidung über meine Bewerbung, da ich sowieso in der nächsten Zeit mit meiner Frau in die dortige Gegend mache . . .“ Der Brief kam aus Leipzig. Hans Reimann weiß es noch nicht.

Hungersnot in China

(Wilhelm Schulz)



„Wozu Giftgase, Herr General? Es geht ja auch so!"

Stuttgart, 10. Februar 1930 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 46

SIMPLICISSIMUS

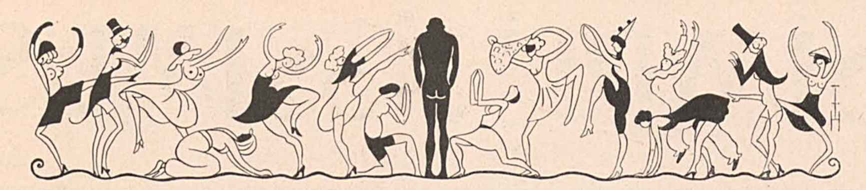
FASCHING

Der Spitzel

(Jeanne Mammen)



„Gib Obacht, der Kerl da drüben is a Amerikaner, der sammelt alle Sektpfropfen und schickt sie an die Reparationskommission als Beweis für Deutschlands Reichtum."



Er war kein Freund von Maskenbällen / Von Erich Kästner

Er war, weil Adelheid nicht ruhte
und weil sie wie am Spieße schrie,
mit ihr (und später ohne sie)
im Spiegelsaal auf der Redoute.

Er ging als stilisierter Neger.
Mit einer Art von Lendenschurz.
Der war ihm überall zu kurz
und eigentlich ein Bettvorleger.

Er war kein Freund von Maskenbällen.
Er war bedrückt. Und staunte stumm.
Und stand, wie man in solchen Fällen
herumzustehen pflegt, herum.

Er lehnte meistenteils an Säulen.
Die Frauen kamen, Mann für Mann,
und sahen sich den Neger an.
Und kriegten auf dem Busen Beulen.

Sie machten ihm enorm zu schaffen.
Mit Wein und Weib. Auch mit Gesang.
Sein Schurz war, wie gesagt, nicht lang,
und sie durchsuchten ihn nach Waffen.

Sie lockten ihn an dunkle Stellen
und zwangen ihn zu dem und dem.
Er war kein Freund von Maskenbällen
und fand es riesig unbequem.

Die eine wollte gar nicht weichen,
obwohl sie sah, wie sehr er litt,
und nahm sein Lendenschürzchen mit.
Sie sagte nur: „Als Lesezeichen . . ."

Das hätte sie nicht machen sollen!
Er hatte angebornen Takt,
verließ, sofort und völlig nackt,
den Ball – und ist seitdem verschollen.

Wie der Lokal-Anzeiger glaubt,
hat ihn, zwecks unerlaubten Zwecken,
ein Mädchenpensionat geraubt!
Dort wird man ihn schon gut verstecken.

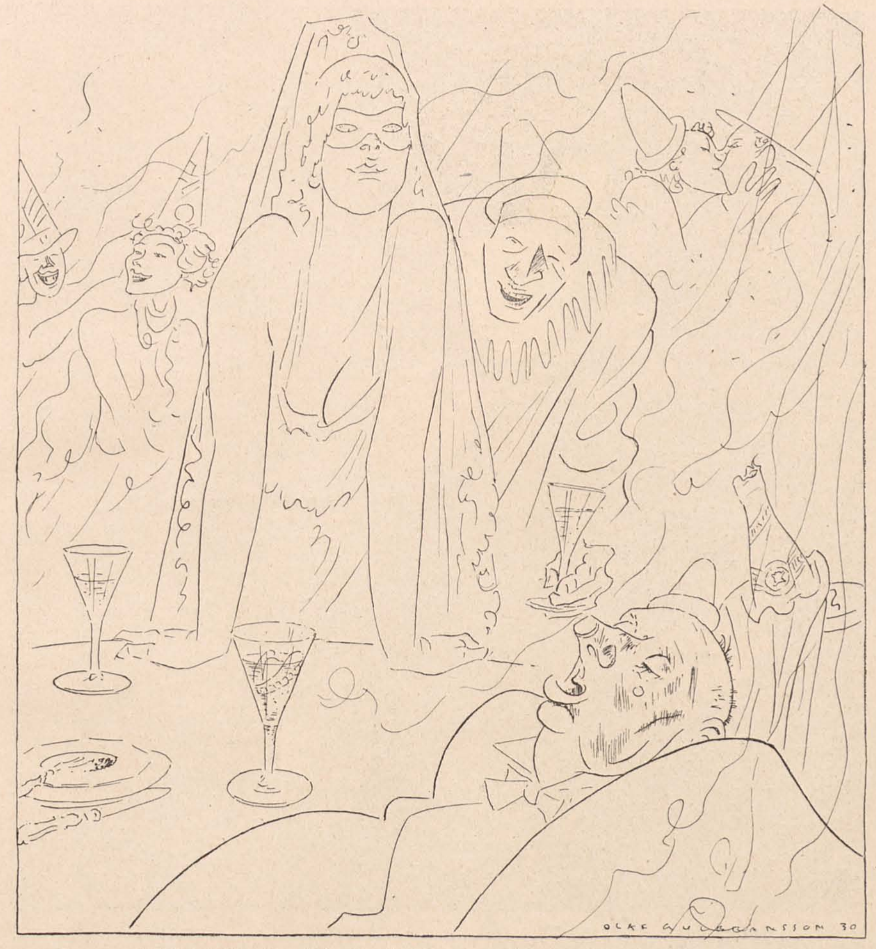
Fleischbeschau

(Th. Th. Heine)

Der Tierarzt ist ein perverser Kerl, er schleicht sich an die Weiber ran und drückt ihnen seinen Trichinenstempel auf den Rücken.

Kleiner Irrtum

(Olaf Gulbransson)



„Jessas naa, jetzt is mei Alter eingeschlafen, hat g'meint, er is scho daheim und hat sein Gebiß ins Sektglas gelegt!"

Der letzte Fasching oder Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!

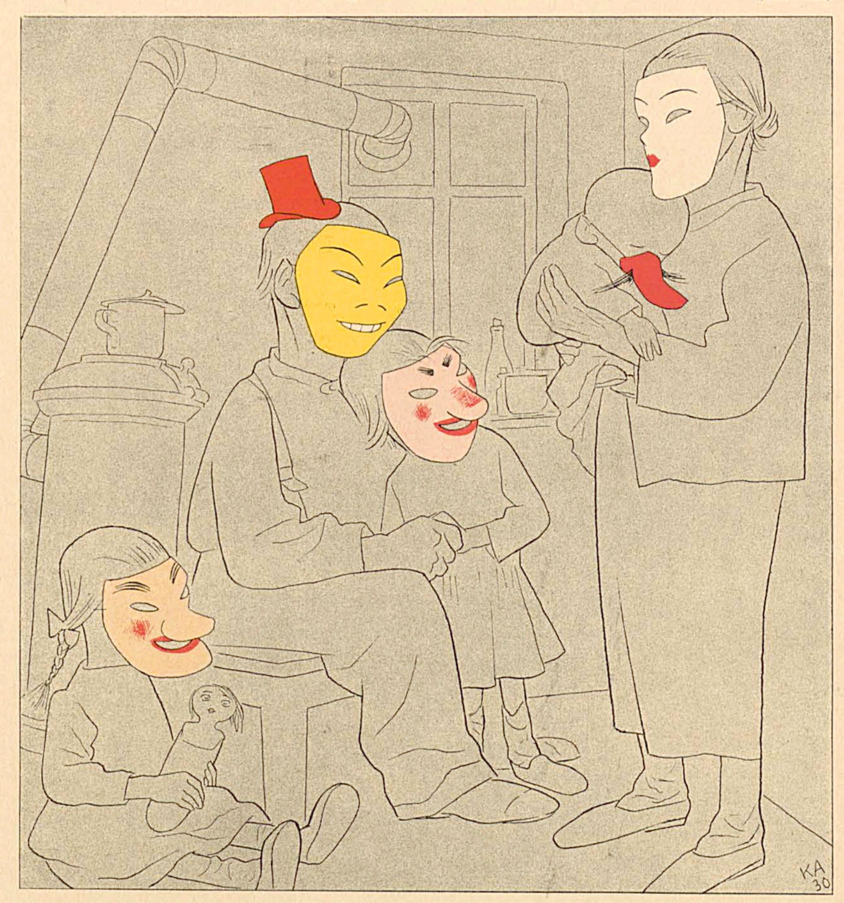
Europas Amerikanisierung schritt unaufhaltsam vorwärts. Überall wuchsen Wolkenkratzer aus dem dollargedüngten Boden; Verbrecher, Affenprozesse, Polizei, Korruption und Muckertum wurden nach USA-Muster organisiert; Leben und Menschen wurden typisiert, taylorisiert, fordisiert; die Dame Europa wurde auf ihre alten Tage tugendhaft wie nur irgendeine Mrs. Babbitt oder Mrs. Schmaltz aus Dayton oder Zenith.

Aber noch nicht tugendhaft genug. Noch legte sie in jedem Winter ein buntes Narrenkleid an und vergaß Psalmensingen und Dienst am Mammon, um voller Lust den tausend Freuden des Faschings sich hinzugeben. Da faßten die dünnlippigen, schulterwattierten, breithosigen Herren der Welt, die sehr ehrenwerten Reverends und die nicht minder ehrenwerten Leute vom diamand-horse-shoe den Entschluß, den Fasching in den europäischen Kolonien kurzerhand abzuschaffen. Ein Vernichtungsfeldzug gegen den Fasching wurde inszeniert; singende und posaunenblasende Heilsarmeen marschierten in Schlachtordnung auf; korrumpierende Dollargeschwader kreuzten Tag und Nacht über den Faschingszentren München, Köln und Nizza; fanatische Reverends fuhren auf alten Fordwagen durch die Lande, schwangen Wasserkaraffen in den hundertprozentig trockenen Händen und predigten den Kreuzzug gegen Redoute, Frassäh, Weißwürscht und Maschkera.

Wer sollte diesem furchtbaren Ansturm widerstehen können!

Original-Armenball

(Karl Arnold)



„Geht vorsichtig mit den Masken um, Kinder, der Herr Generaldirektor hat sie uns bloß geliehen!"

Die Heerscharen der Pro-Faschinger, schlecht ausgerüstet, schlecht geführt, schmolzen zusammen wie Himbeereis in der Bratröhre; die jungen Truppen liefen zum Feinde über, der ihnen Rohkost und Boxkämpfe versprach; blasierte Intellektuelle, unfähig zu Rausch und Begeisterung, säten das verderbliche Gift neusachlicher Nüchternheit . . .

Der Fasching wurde abgeschafft. Jeder weitere Widerstand war zwecklos. Amerika hatte auch hier gesiegt.

Schon im nächsten Jahr zeigten sich die entsetzlichen Folgen der Niederlage in ganz Europa. Die Menschen, bisher gewöhnt, all ihre kleinen und großen Eitelkeiten in die bunte Vermummung des Faschings zu flüchten, alle Wünsche nach Rang und Glanz wenigstens ein paar Stunden lang erfüllt zu sehen, wurden mürrisch und unzufrieden. War es ihnen bisher wenigstens einmal im Jahr vergönnt, Cowboy oder Charlie Chaplin, König Fuad, Maharadscha, Dieb von Bagdad, Kletter-maxe, Lohengrin, Bajadere, Holländerin, Marquesa, Tscherkessenfürstin oder Haremsfrau zu sein und so den Wunsch nach Ferne und Seltsamkeit, nach Erlebnis und Verwandlung zu befriedigen, so blieb ihnen jetzt nichts als der graue Alltag, als Konfektion und laufendes Band. Statt im Fasching harmlos abreagiert zu werden, brachen die Leidenschaften wild und gefährlich hervor: überall gab es Verschwörungen, Intrigen, neue Verbrechen, neue politische Parteien, neue Sekten, Aufstände, Empörungen, Revolutionen. Die Monate Oktober bis Dezember brachten einen bis dahin noch nie erlebten Tiefstand in der Geburtenzahl — also auch bevölkerungspolitisch war die Abschaffung des Faschings ein schwerer Fehler.

Als die beantragte Wiedereinführung des Faschings am ehernen Widerstand der amerikanischen Herren scheiterte und auch das folgende Jahr ohne Fasching blieb, ging Europa in einem fürchterlichen Kampfe aller gegen alle zugrunde . . . hs.

Betrieb (Werner Paul Schmidt)



„Kennst du mich denn nicht mehr, Bubi, ich war doch erst bei dir!"
„Det müßte aber denn schon mindestens vorjestern jewesen sein."

Irren ist menschlich –

Es ging ein Jüngling – und zwar in einer einzigen Nacht –
auf sieben verschiedene Berliner Karnevals-Bälle.
Im Frack. Doch er hatte sich auch ein Kostümchen mitgebracht:
das bekannte rote Apachen-Halstuch – für alle Fälle!

Es fehlte ihm nicht an Geld, und er war auch noch jung und so
und ein wirklich ausgekochter und sehr gewiegter
Tänzer. Und als er vom ersten zum zweiten Ball entfloh,
war er noch fest überzeugt, dort sei es vielleicht vergnügter.

Aber schon als er schließlich das fünfte Fest betrat,
gab er es – trotz seiner Jugend – auf, noch weiter zu hoffen.
Und beim siebten war seine Miene genau so dämlich und fad
wie all die andern Visagen. Und außerdem war er besoffen.

Erst als am nächsten Mittag die Zeitung erschien,
konnte sein düstres Gesicht sich wieder ein bißchen erhellen,
denn er las: solch toll-bacchantische Stimmung habe man in Berlin
nie erlebt, wie grade auf diesen sieben gestrigen Bällen – – –

Karl Kinndt

Faschings-Season / Von N. Dymion

Mit dem Münchner Fasching war es eigentlich in den letzten Jahren nichts Rechtes mehr gewesen. Sein äußerer Rahmen war zwar prunk- und geschmackvoll, aber dies schon in solchem Ausmaße, daß überschäumende Jugend, die auf einem Faschingsfest Dionysien zu erleben hoffte, vor lauter vornehmer Stilisierung sich nicht mehr laut zu reden traute, sondern daß die Paare wie in einem Museum Hand in Hand herumgingen und im Wechselgespräch Kalkulationen über die Preise der kostbaren Ausstattung aufstellten. Jedes innerliche „Dulliöh!" wurde durch die seriös erkältende Umgebung im Keime erstickt. Auch die Musik war viel zu symphonisch — bei der „Walküre" im Opernhaus konnte man die landläufigen Schlager besser mitsingen als bei jenen exotischen und auf Richtigkeit hin nicht zu überprüfenden Melodien, die hier von oberlehrerhaft beflissenen Aristokraten hervorgebracht wurden. Für den Unternehmer war auch nicht viel mehr aufzustecken, seit sich zum Erwerb einer Flasche Sekt G. m. b. H's gründeten und seit man bekannte Großindustrielle dabei überrascht hatte, wie sie in den Toiletten heimlich aus der Flasche mitgebrachtes Lagerbier tranken. Und wo eben wirklich eine Pulle Sekt oder ein 3-Mark-Wein auf dem Tisch stand, da wagte sich keiner von den daran Beteiligten aufzustehen und sich zum Tanze zu entfernen, aus Furcht, die andern möchten in seiner Abwesenheit seinen Anteil zu einem Bacchanal mißbrauchen. So war denn obendrein festzustellen, daß — eben infolge jener fehlenden äußeren Stimulantien — es immer weniger Pärchen gab, ja daß sogar, durch den Fasching bewirkt, eine allgemeine Rückkehr zur strengen, da billigeren Einehe einsetzte, eine Tatsache, die moralisch zwar zu begrüßen, die bevölkerungspolitisch dagegen entschieden von Nachteil war.
Da brachte der glückliche Münchner Sommer 1930 den Stadtrat Dandlmoser auf eine erfolgversprechende Idee. Er erinnerte daran, welch ungeheurer Fremden- sowie Goldstrom sich aus Anlaß der Oberammergauer Festspiele in diesem Jahr von Amerika her über München ergossen hätte, und er meinte, der gleiche Dollarsegen würde München alljährlich überfluten, wenn man den am inländischen Marasmus hinsiechenden Fasching nunmehr zu einer „Original-Münchner-Faschings-Season" ausbauen würde. Der böse Mißerfolg, den die Berliner Season seinerzeit gehabt hätte, brauche München durchaus nicht abzuschrecken. Berlin hätte sich eben so sehr gerühmt, die amerikanischste Stadt des Kontinents zu sein, daß die Amerikaner natürlich weggeblieben, weil sie in ihren Erholungsstunden doch schließlich gern einmal etwas anderes haben möchten als alleweil nur Amerika. „Bauen wir unsere

(Schluß auf Seite 563)

Redoute Welt / Von Hans Seiffert

Maskenfest dreihundertfünfundsechzig Tage.
Schauplatz: Sämtliche Räume der Welt.
Lauter Maskierte,
hundert und aber hundert Millionen,
weil nur in Maske der Mensch sich gefällt.
Der eine hat einen Bart umgebunden
aus garantiert echtem Menschenhaar.
Nun sieht er bedeutend aus,
wie der liebe Gott,
oder wie Brahms, oder wie Hermann Bahr.
Der andre ist Vertreter.
Aber seine Bekannten und seine Kunden
nennen ihn mit Ehrfurcht Herr Major.
Sogar zu Haus
knöpft er sich seine siebzehn Orden vor —
ein Kerl von uraltem Korn und Schrot.
Hier ist einer ein kompletter Idiot;
aber mit großem Geschick und Fleiß
macht er sich und den anderen weis,
er sei ein Genie von reinster Prägung;
und das Völkchen blökt
und gerät in Bewegung.
Dort kommt eine,
zeigt Beine und einen erstklassigen Komplex
— latest fashion and tailor made —.
Sie behauptet, daß ihre Seele weine,
und daß ihr Mann sie nicht versteht.
Schon ist ein junger Mann unterwegs,
breit in den Schultern und breit in den Hosen;
er bringt ihr blutrote Rosen
und einen Trost, den keine verschmäht.
Trotzdem versichert sie steif und fest,
daß sie sich nur platonisch lieben läßt.
Einer maskiert sich als Denker und Dichter,
einer als unbestechlicher Richter,
der als Minister, der als Inspektor,
hier einer als Generaldirektor,
dort ein biederbraves Lottchen
als Vamp und demimondänes Kokottchen,
hier ein Luder als anständige Frau . . .
Alles ist Maske. Nichts ist genau.
Und am schlimmsten wirst du angeschmiert,
wenn einer sich — angeblich! — demaskiert.

(Schluß von Seite 561)
einzigartigen Münchner Spezialitäten, die ja von Preußen und vom übrigen feindlichen Ausland jederzeit anerkannt wurden, recht schön aus, dann kann der Erfolg unserer Faschings-Season nicht fehlen" — so schloß Stadtrat Dandlmoser seine beifällig aufgenommenen lichtvollen Ausführungen die man nach seinen detaillierten Angaben schon für den nächsten Fasching in die Praxis umzusetzen beschloß.

Um es vorwegzusagen: Der Dandlmoser hatte ganz recht gehabt. Die Faschings-Season wurde einfach großartig, und im Januar und Februar 1931 durchblitzten ein paar Wochen lang Zehntausende von vergnügten langzähnigen amerikanischen Gebissen die Straßen und Gaststätten des alten München, das es sich zwar viel Geld kosten ließ, seine Gäste zu erheitern, das aber dafür auch wirklich Außergewöhnliches bieten konnte. Unnötig zu sagen, daß aus Geschäftsrücksichten die Münchner Bevölkerung im vorhergehenden Winter gründlich Englisch gelernt hatte und daß so wie in Oberammergau der letzte statierende Schächer sich für Trinkgelder anmutig mit „ssänkjuwerrimötsch" zu bedanken verstand, so in München das älteste bettelnde Kirchenwaberl auf nette Weise ein „pliehß" zu mümmeln imstande war.

Die anerkannten Hauptsensationen der Monstre-Faschings-Season von 1931, die sich keineswegs etwa nur auf die Lokale Münchens, sondern die sich über das gesamte Weichbild der Stadt erstreckte, waren nun die folgenden: Die Zentrale des allabendlichen Faschingsbetriebes war das Hofbräuhaus, das man nicht durch irgendwelche Dekorationen von Künstlerhand verunziert hatte, sondern in dem man gegen Erlegung von fünf Dollar „Original-Münchner-Bierleben" zu sehen bekam. Man hatte die Sache so arrangiert, daß die Hälfte der verfügbaren Plätze von den Stammgästen des Hauses, also vorwiegend von Dienstmännern, pensionierten Trambahnschaffnern und jenen beliebten Giesinger Maurern eingenommen wurde, die der Volksmund scherzhaft „Betonkosaken" nannte. Ihnen allen zahlte die Stadt München pro Abend jede gewünschte Tonnenzahl an Bier. Zwischen diesen Eingesessenen nahmen nun die amerikanischen Gäste in bunter Reihe Platz und hatten ihre herzliche Freude an dem biedern Gesellschaftsspiel „Wön-tu-ssri-g'suffa!", das man ihnen vorführte und an dem sie sich bald mit fröhlicher Ausdauer beteiligten. Anfangs gab es oft noch von Heiterkeitsausbrüchen gefolgtes Erschrecken, wenn die prohibitionsverängstigten Yankees beim Eintritt eines braven Dienstmannes ihren Maßkrug in der Brusttasche ihres Rockes zu verstecken suchten — später störte nichts mehr die allgemeine Harmonie, aus der heraus man dann wohl auch einmal in bayerischer Sprache zu singen begann:

„Mir san net von Pasing, mir san net vom Loam,
Mir san ja im lustig'n Cincinnati dahoam!"

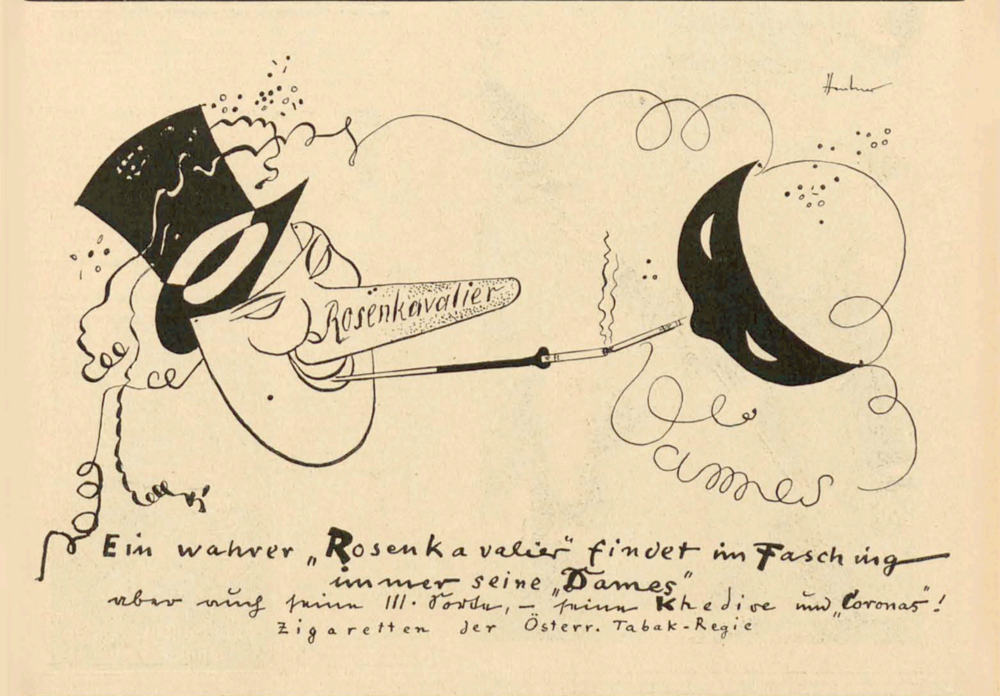
In anderen zünftigen Volkslokalen beteiligten sich die amerikanischen Gäste am „Shoe-plattling", das sie bald dem heimischen Six-Eight und Black-Bottom vorzogen. Sehr beliebt war bei den Amerikanern auch die Teilnahme an studentischen Kneip- und Kommersveranstaltungen, die ja durch Mützen, bunte Bänder und allerlei Brimborium am ehesten an Faschingsveranstaltungen alten Schlages erinnerten: Wenn dort gockelhaft feiste Jünglinge mit Biergläsern steif Zeremonielles vornahmen und dazu viel von Ehre, Manneswürde und Vaterland sangen, dann kannte das Gelächter der Season-Zuschauer schier keine Grenzen mehr.

Unter den besonderen Festveranstaltungen verdient Erwähnung die jeden Mittag im Englischen Garten veranstaltete Dichterpromenade, die einen gewissen ernsthaft kulturellen Anstrich hatte, und bei der die Restbestände der noch in München lebenden Geistesgrößen dem für diese Belustigung zehn Dollar zahlenden Publikum vorgeführt wurden. Die betreffenden Autoren, die am Rücken eine Nummer trugen, schritten langsam und bedeutend auf Parkwegen einher, nahmen (in Anbetracht der noch kalten Jahreszeit nur) fünf Minuten auf einer Bank Platz und zeigten sich dabei „sinnend" oder, vermittels Füllfederhaltern, „dichtend" den Anwesenden, die in gedruckten Katalogen die Namen der Dichter samt hinzugefügter Preisangabe ihrer Hauptwerke nachsahen. Am stürmischsten begrüßt wurden von den rekordwütigen Amerikanern diejenigen Autoren, die in ihrem Leben das meiste Papier beschrieben hatten, diejenigen, die besonders viel wogen oder solche, die, durch Generations- oder Familienbande verknüpft, in Rudeln auftraten. Bei ungünstiger Witterung fand die von den Einheimischen „das Männleinlaufen" genannte Darbietung in dem leider allzu beschränkten Raum der Feldherrnhalle statt.

In ganz großartiger Aufmachung wurde den Fremden eine weitere Münchner Spezialität, die sogenannten „Braunhemden", gezeigt. Sie führten allwöchentlich ein nationales Festlustspiel vor, genannt „Der Marsch auf Rom". Die großzügige Stadtverwaltung München hatte zu diesem Behufe die Vorortgemeinde Moosach von ihrer Bevölkerung räumen und durch ausrangierte Filmrequisiten auf „Rom" maskieren lassen. Unter rauhem Rachegeschrei der braunbehemdeten Krieger wurde dieses Pappendeckel-Rom an jedem Samstagnachmittag zum erhöhten Preise von fünfundzwanzig Dollar erstürmt. Am Schlusse des imposanten Spiels erschien in einer von vier schweren Bräurossen gezogenen Staatskarosse der einheimische „Dutsche" persönlich auf dem Plan. Er trug unter dem Arm ein ausgestopftes Löwenbaby, und in das begeisterte „Ewiwa!" seiner Anhänger mischte sich das Lachschauern abgerungene „Eweiwä!" der nicht minder begeisterten Amerikaner.

Es war wirklich bei so erlesenen Veranstaltungen gar kein Wunder, daß sich die Kassen der Stadt München und die privaten ihrer Einwohner von Tag zu Tag mehr füllten. Darum zeigte sich die Stadt großzügig und veranstaltete am Faschingsdienstag für ihre Season-Besucher einen „Münchner Licht- und Verkehrstag". Er sollte als besonders ehrendes Abschiedsgeschenk für die fremden Gäste zu einer durchaus amerikanisch aufgezogenen Sache werden, für die man keine Mittel sparte und keine Kosten scheute, um München als Weltstadt und Stadt des Lichts zu propagieren. Und da am Nachmittag eine ganze Riege turnerisch trainierter Schutzleute an einer wichtigen Verkehrskreuzung auf winzigen Schemerln stand und mit den Armen Freiübungen machte, bis das Auto kam — und da am Abend in der geschäftsreichsten Hauptstraße als Lichtreklame, in der von einem etwas konservativen Stadtparlament allein genehmigten Ausführung, auf einem mit rosa Seidenpapier bespannten und von drei Kerzen beleuchteten Transparent die Worte erschienen „Tragt Lahmanns Gesundheitsunterwäsche", so waren die Bürger der Staaten auch in dieser Hinsicht von Münchens ausgesprochener Originalität überzeugt. Sie klappten ihre lachenden Gebisse wieder zusammen und reisten nach dem fröhlichsten Fasching ihres Lebens über den Ozean zurück.

Die gute Stadt München aber, in Dollars schwimmend, erlebte dafür den fröhlichsten Aschermittwoch seit ihrem Bestehen, und der Urheber der glänzenden Idee einer Faschings-Season, Stadtrat Dandlmoser, wurde von ihr wie auch von dem Vorort Moosach zum Ehrenbürger ernannt. Und die Münchner waren heimlich alle froh, daß sie auf so bequeme Weise ihren kostspieligen Fasching an Fremde losgeworden waren.



Erholung

(Karl Holtz)



„Sixt, Reserl, dös is no die oanzige Zeit im Jahr, wo ma schier vergessen kunnt', daß mir amoi an Kini g'habt ham!"

Lieber Simplicissimus!

Ein Gastwirt in einer mitteldeutschen Gegend, die bisher von Faschingslust ziemlich unberührt geblieben war, hatte sich zur Belebung seines Lokals einen sächsischen Komiker, eine sogenannte „große Kanone" verschreiben lassen.
Nicht daß es an Gästen fehlte, aber die Stimmungsflaute wollte nicht weichen. Zur Auflockerung des Humors wurde ein Lied angestimmt, das allgemein mitgesungen werden sollte. Der Komiker ging durch die Stuhlreihen und feuerte die Dasitzenden an. „Mitsingen! Mitsingen! schöner Ferdinand!" rief er einem biederen Herrn zu, der in sich zusammengesunken dasaß. „Nee, mei Guter, da wird nischd draus", entgegnete dieser, „dord sitzd mei Schäff, der soll wohl denken, daß mir'sch ze wohl gehd?!"

•

Bei uns läuft jetzt — gerade jetzt, im Fasching! — im Gloria-Palast der Großfilm „Unschuld".
Und gestern — gerade gestern, mitten im Fasching! — verkündete ein riesengroßes Zeitungsinserat in lapidarer Kürze:

!Unschuld!
!Nur noch zwei Tage!
!Verlängerung unmöglich!
!Nur noch zwei Tage!
!Unschuld!

Leopoldstädter Fasching

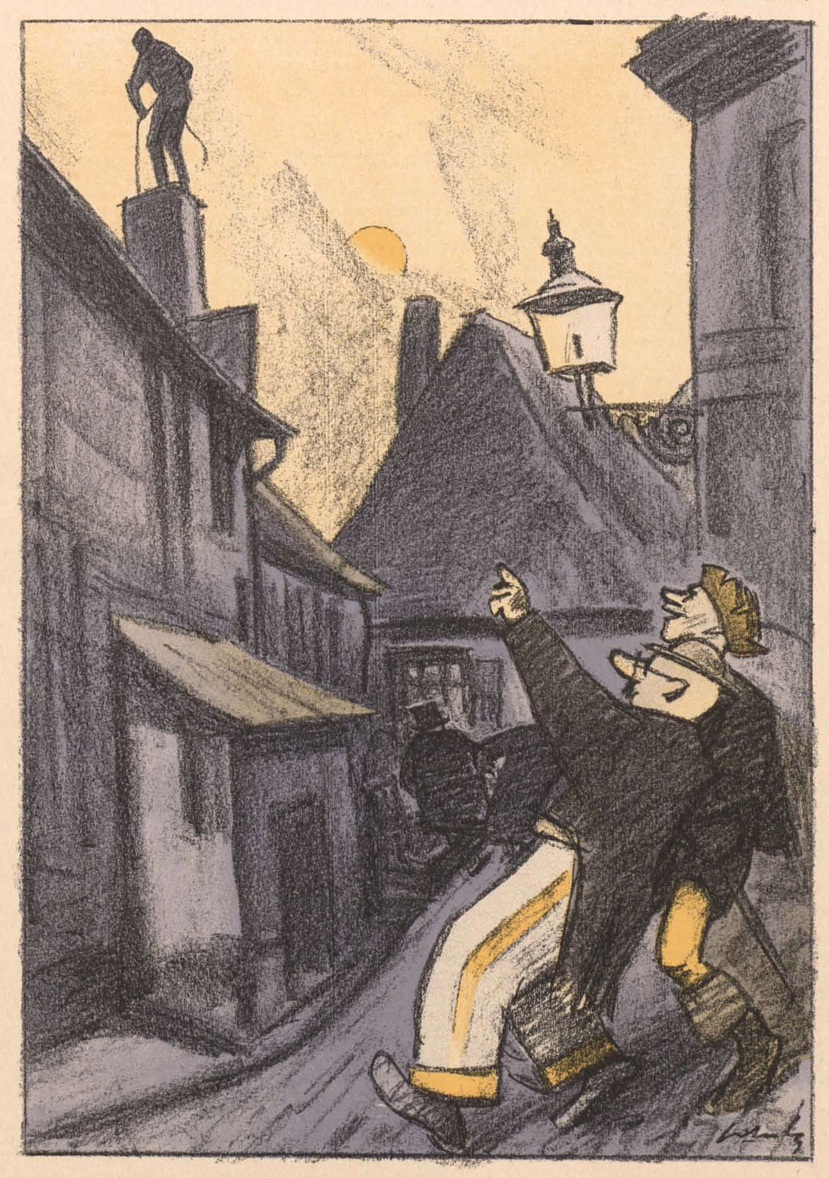
Festsaal des Hotels Continental. Ein bodenständiger Lebemann hatte — wohl um seiner Redoutenbekanntschaft zu imponieren — eine Flasche Sekt bestellt; und gar französischen. Als aber die Rechnung kam — fünfzig Schilling —, war der junge Mann sofort peinlich ernüchtert.
„Eigentlich ein schrecklicher Leichtsinn", sagte er betrübt, „für das Geld hätt' ich mer auf der Börs' einen ganzen Schluß Elbemühl kaufen können!"
„No, no, das wieder nicht!" sprach begütigend seine Begleiterin, „Elbemühl sind doch heut' um achtzehn Groschen gestiegen!!"

Salpeter

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse,** • **Für die Redaktion verantwortlich: Thomas Theodor Heine, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Heimkehr am Morgen

(Wilhelm Schulz)



„Was will denn die Maske noch da oben?"

Karneval mit fünfundsechzig Pfennig oder das Beefsteak

Es war mitten im Fasching. Über mir oder sonstwo ließ ein Radio mein Leiblied erschallen. „Dat Kind, dat muß e Nüggel han — — —!" Die große Faschingssehnsucht kam mit Gewalt über mich. Ich zählte meine Barschaft, aus meinen sämtlichen zwei Anzügen brachte ich zweiundzwanzig Pfennig zusammen. Mein Herz schrie nach den Apollosälen, nach Lissy und Pussy und Molly, schrie nach vollen Weinflaschen und milden Kognaks, schrie nach der Sphärenmusik der Hymalajajazzband: „Dat Kind, dat muß e Nüggel han!" Nach längerem Grübeln glättete ich die Falten meiner Kummerzüge und ging zu Hermann. „Hermann", sagte ich, „sollte es dir vielleicht durch eine wunderbare Fügung gelungen sein, endlich deinen gemalten Kunstschinken: ‚Das Mädchen und der Rhabarber' an den Mann zu bringen?" Hermann blickte traurig auf ein halbes Beefsteak nieder, das vor ihm auf dem Tisch verkümmerte. „Gerade wollte ich dich aufsuchen", sagte er, „kannst du mir vielleicht einen Betrag zwischen drei Mark und fünfzig Mark leihen?" Ehe ich mich noch von meinem Grauen erholt hatte, öffnete sich die Tür, und Adolf, seit einigen Wochen praktischer Arzt und Geburtshelfer, trat in das Gemach. „Wer von euch kann — — —", sagte er — — —. „Keiner von uns!" erwiderten Hermann und ich einstimmig. „Wir haben selbst nichts!" Dann saßen wir drei wie Waisenkinder traurig um den Tisch herum und betrachteten wehmütig das Endchen Beefsteak. Alles auf einen Haufen gelegt, besaßen wir insgesamt fünfundsechzig Pfennig. Hermann nahm eine Gabel und stieß in das Fleischstückchen. „Seid nicht neidisch", sagte er, „dieses gebratene Stück Hackfleisch ist ein Teil meines gestrigen Mittagessen, ich habe es gestern mittag in eine Zeitung gedreht und mitgenommen."
Manchmal, wie ein Blitz durch die finstere Nacht, springt durch das Dunkel der Verzweiflung ein Funken der Hoffnung.
„Wo hast du gestern zu mittag gegessen?"
„Im ‚Weißen Schwan'!" sagte Hermann.
„Gut", sagte ich, „laßt mich mal machen!"
Eine halbe Stunde später betrat ich mit dem Inhaber des Restaurants zum weißen Schwan, Herrn Aloys Bläh, Hermanns Zimmer. Hermann lag in seinem Bett. Die Vorhänge waren niedergelassen. Wir hatten ihm die Wangen spinatgrün angestrichen, die Stirn kalkweiß, und um die Augenpartien hatten wir preußischblau gedämpfte Schatten gemalt. Adolf hatte sich ein Vergrößerungsglas in das Auge geklemmt und erforschte sorgenvoll das halbe Beefsteak.
„Da liegt er, der Arme", sagte ich zu Herrn Bläh. — „Da liegt er und muckt sich nicht. Und weshalb? Weil er gestern mittag in Ihrem Lokal ein Beefsteak gegessen hat!" In diesem Augenblick rülpste Hermann, wie ihm vorgeschrieben war. Adolf war mit einem Satz bei ihm und drückte ihn auf den Bauch. „Huuh", machte Hermann, „Huhahuu!" Dann rülpste er wieder schaurig schön wie eine übervolle Kuh. Adolf beugte sich stirnrunzelnd über sein Vergrößerungsglas. „Der Arzt hat schon einige anrüchige Bazillen entdeckt", sagte ich, „es handelt sich wahrscheinlich um den Stryptoconnicus senfticon calodcozza!" Hermann rülpste gigantisch, Adolf bewegte vielsagend das Vergrößerungsglas und das Haupt, ich wischte mir die Augen.
„Meine Herren", sagte Anton Bläh, „meine Herren, ich flehe Sie an, machen Sie mir kein Ding. Wollen Sie einem Familienvater das Geschäft kaputt machen? So was ist in meiner Küche noch nicht passiert. Ich bin durchaus geneigt — — —" Und Herr Bläh zog seine Brieftasche, sagte etwas von Diskretion, Schmerzensgeld und Erkenntlichzeigen, öffnete das pralle Leder und legte vier saubere Scheine à fünfzig Mark neben das Tellerchen mit dem Stückchen Beefsteak. Adolf blickte stier durch sein Glas, ich seufzte tief und blickte zum Himmel. Hermann ließ einen Rülpser los wie ein Donnerschlag. Eine Stunde später saßen wir in den Apollosälen, brachen dann in Schwenneckes Tanzdielen ein und besuchten hernach die Borussiaweinstuben. Fünf Uhr morgens besaßen wir noch sechs Mark und achtzig Pfennig. Als wir am Restaurant zum weißen Schwan vorbeikamen, sagte Hermann: „Laßt uns anständig sein. Der Kerl soll auch was verdienen!" Kaum hatten wir zwei Flaschen schwarze Katze und drei große Kognaks eingenommen, als der Wirt, Herr Bläh, uns vom Büfett her mit großen Augen anstarrte. Er mußte etwas gerochen haben, denn bald schlich er mit vier Kellnern heran, um uns zu umzingeln. Jeder der feindseligen Menschen trug einen Gummischlauch von nicht unerheblichem Durchmesser in der Hand . . . Ich nahm Adolfen, der nicht mehr auf den Beinen war, auf den Arm. Hermann deckte den Rückzug, indem er Herrn Bläh und die Kellnerfräcke mit leeren Flaschen bewarf. So gewannen wir die Straße und machten Trab. Etwas später saßen wir bei Hermann oben. „Leider konnten wir nicht bezahlen", sagte ich, „wir haben noch sechs Mark und achtzig Pfennig!" — „Dann wollen wir frühstücken", sagte Adolf. „Jawohl", sagte Hermann, „und dann fangen wir ein neues, gottgefälliges Leben an — — —!"

Kahe

Kleine Tragödie

Hört von einer Faschingsunterhaltung,
dran Herr Benno Gerstl Anteil nahm,
welchem Herrn infolge Meinungsspaltung
seine Nase dort abhanden kam.

Selbstverständlich nicht die angestammte,
sondern eine aus Papiermaché.
Doch auch dieses Mißgeschick entflammte
Bennos Zorn und tat ihm bitter weh.

Eifrig, aber leider nicht sehr praktisch,
forschte er dem schönen Flüchtling nach,
weil es ihm, der allbereits ataktisch,
an der Fingerfertigkeit gebrach.

Daß sich draus ein Schwall von Differenzen
unter den Beteiligten ergab,
ist begreiflich. Feindliche Tendenzen
brachen aus und Stuhlgebeine ab.

Statt sich zärtlich hin- und herzuwiegen
auf der Melodieen süßer Spur,
ließ man harte Gegenstände fliegen,
bis die Polizei dazwischen fuhr.

Neben einem stark zerscherbten Glase,
einsam und defekt und überhaupt,
lag am Boden Benno Gerstls Nase,
ihres Herrn und Lebenszwecks beraubt . . .

Sinnend seufzt der Mensch und gramverloren,
wenn er diesen Trauerfall bedenkt:
oh, wie häufig ist doch den Humoren
rätselhaft die Tragik beigemengt!

Ratatöskr

Der Kommunist

(E. Schilling)



„Das Volk fordert freien Eintritt zu den Bals parés, freien Sekt, Kostüme frei vom Staat geliefert und natürlich freie Liebe ohne Alimente!"

Fasching

Ein malerisches Problem lag mir im Sinn, — um ihm näher zu kommen, brauchte ich ein Modell. So begab ich mich denn am nächsten Montagmorgen in die Halle der Akademie und suchte mir unter den anwesenden Miezis, Fritzis und anderen ... is eine Hanni heraus, die mir am geeignetsten schien und die auch nicht so ganz nach Abschaum aussah. Sie kam am Nachmittag, und ich war zufrieden mit meiner Wahl. Noch hatte ich wenig Mühe auf eine Unterhaltung verwandt, wozu der nahe Fasching ja genügend Anregung gegeben hätte, als ich, ohne sie auszufragen, einen tiefen Blick in ihre Seele tun konnte. In einer Malpause bat sie, einmal mein Telephon benutzen zu dürfen, durchschritt majestätischen Schrittes als unbekleidete Eva das Atelier, nahm den Hörer und lehnte in guter Positur an der Wand. Ich hörte: „Ja, Heinrich, bist du's? Hier Hanni. Gelt, ich möcht heut auf d' Nacht zu dir kommen, bleib fei daheim, nicht wahr, du hast doch Zeit? Also dann, Heinrich, auf Wiedersehen!" Und nun zu mir: „Dürft ich, bitt schön, noch mal telephonieren?" Wieder hörte ich: „Hier Hanni, ist dort der Eduard? Ich hätt heut Zeit und tät dich gern besuchen, gelt du gehst nicht fort heut auf d' Nacht! Ich komm dann!" Ich muß wohl ein etwas dummes Gesicht gemacht haben, denn sie fügte für mich die Erklärung hinzu: „Wissen S', i bin heut vom jungen Baron .... nach Schwabylon eingeladen, da will ich doch ungestört hingehn können. Jetzt weiß ich — die beiden Alten bleiben wenigstens die ganze Nacht daheim!"

Die Pechsträhne

„Haben Sie Ihr Glück schon an der Tombola versucht?"

„Tombola?! Is nich. Kommt jar nich in Frage, wo ick doch in einer scheußlichen Pechsträhne sitze! Neulich beim Ball des Bühnenklubs habe ick drei Lose genommen und 'ne Reise nach Arjentinjen jewonnen..."

„Na und? Is doch ganz schön!"

„Und beim Rheinländer-Ball auf den ersten Schlag einen Pelzmantel nach Maß ..."

„Donnerwetter!"

„Beim Prominenten-Ball eine Herrenzimmereinrichtung und fuffzich Pullen Sekt ..."

„Na, hören Sie mal —!"

„Und beim Presseball schnappte ick jleich aufs erste Los ein fabelhaftes Zweisitzer-Kabriolett. Achtzylinder, aber von da ab —: wie abjehackt, sag' ick Ihnen!"

Vor dem Modellball

(E. Thöny)



„Meinst, ich kann so hingehn, Mutter?“ — „Naa, so kannst nicht gehen, da kennt di ja a jeder.“

Stuttgart, 17. Februar 1930 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 47

SIMPLICISSIMUS

Die Besiegten

(E. Schilling)



Die Berliner Stadtväter stürzen sich vom Rathausturm herab, weil sie die Schande nicht überleben wollen, daß Chicago das blaue Band der Pleite gewonnen hat.

Naturheilmethode / Von Dr. Owlglaß

Nein — das blöde Faschingstreiben begann ihn nachgerade anzuwidern. Und doch unterlag er immer von neuem der Versuchung. Ach ja, das schwache Fleisch! Wenn er jetzt nicht energisch vorging, waren auch die letzten vierzehn Tage und Nächte dieses polizeiwidrig langen Karnevals geliefert und verloren.

„Auf, ermanne dich und sprich: Fleuch, du alte Schlange!" zitierte er aus dem lutherischen Gesangbuch und „Natur, will dir ans Herz mich legen!" aus seinem geliebten Lenau. Jawohl: Natur! Die allein konnte ihn retten und ihn heilen, konnte ihm vor allem den gesunden, dauerhaften, Kräfte spendenden Schlaf wiedergeben, den er nun schon so lange vermißte.

Heute war Samstag, heute war's doppelt gefährlich. Wenn er auch heute wieder auf die Lockungen der Plakate hereinfiel, gab es kein Zurück mehr. Also weg, Hals über Kopf! Und wohin? Nach Urschling natürlich, in den reizenden kleinen Marktflecken nah am Gebirge, wo er letzten Sommer so wundervolle, naturverbundene Wochen zugebracht hatte. Beim oberen Wirt fand er sicher gutes Quartier: mächtige Wälder dehnten sich in der Runde, weit und lockend tat sich das Zauberreich der Berge auf . . . Fertig! Abgemacht!

Eilig packte Koriander seinen Rucksack, nachdem er aus dem Kursbuch ersehen hatte, daß er mit dem nächsten Bummelzug gegen fünf Uhr abends in Urschling eintreffen werde.

Alles klappte. Nur freilich, das Landschaftsbild erwies sich gegenüber der sommerlichen Zeit als nicht unerheblich verändert; die damalige Freundlichkeit war einer gewissen Morosität gewichen, die auch auf die Einwohnerschaft, den oberen Wirt nicht ausgenommen, abgefärbt zu haben schien. Immerhin, Koriander erhielt ein kleines Stübchen im ersten Stock, hinten hinaus, mit einem eisernen Ofen; die anderen Fremdenzimmer ließen sich nämlich nicht heizen. Der „Saal" war glücklicherweise zu ebener Erde und ging nach der Straße zu. Warum glücklicherweise? Nun, in diesem Saal beabsichtigten die vereinigten Bader- und Frisörgehilfen von Urschling und Umgebung heute abend ein Tanzkränzchen mit Schönheitskonkurrenz abzuhalten, wie einem grünen, bedruckten Zettel vorn an der Haustüre zu entnehmen war. „Auch du, Brutus?" seufzte, weil ihm nichts Gescheiteres einfiel, Koriander, als er ihn las.

Forellen, wie er es gehofft hatte und vom letzten Sommer her gewohnt war, bekam er nicht zum Abendessen; er mußte schon mit einem etwas angebrannten Schmarren vorlieb nehmen. Bald verzog er sich in sein überheiztes Stübchen, kleidete sich aus und erkletterte das hochgetürmte Bett, um den Schlaf vieler Wochen nachzuholen. Ah, wie das wohltat! Das Plumeau schob er weit zurück, blies die Kerze aus, reckte und dehnte sich behaglich und begann sein Nachtwerk zunächst damit, daß er aus Leibeskräften und in allen Tonarten drauflos gähnte: Uaahh! Ö-hö-hö-hö-hööhh! Aber im Moment des höchsten Genusses gab es plötzlich einen Knacks, der Unterkiefer sank wie gelähmt herab, und Koriander mußte zu seinem Schrecken feststellen, daß er sich ihn offenbar ausgerenkt hatte.

Hastig versuchte er das Mißgeschick wieder gutzumachen, erst aufs Geratewohl im Dunkeln, dann bei frisch angezündeter Kerze vor dem Spiegel — alles umsonst. Weitauf klaffte der Mund, die unteren Schneidezähne standen geschrägt wie bei einer Bulldogge, und unaufhörlich sickerte ihm der Speichel übers Kinn.

Saubere Bescherung! Jetzt nur gleich zum Doktor! Der wohnte gottlob nicht weit ab.

Er zog sich notdürftig an, schlich, ein Tuch vor dem Mund, die Treppe hinab und tappte durch die finstere Straße dem Doktorhaus zu. Heil und Sieg, im oberen Stockwerk brannte noch Licht!

Koriander riß an der Nachtglocke; das erleuchtete Fenster ging auf, und eine brummige Stimme rief: „Nu, was ist denn los?"

„Wäh-wäh-wah-wah-wäh . . .", gröhlte der bedauernswerte Patient; denn es war ihm zur Zeit nicht gegeben, sich präziser auszudrücken.

„Was sagst?" fragte der Doktor, dem schon der Ärger hochstieg.

„Wäh-wäh-wah-wah-wäh", wiederholte Koriander in lauteren Tönen und flehte unter lebhaften Gestikulationen um Verständnis.

„Moanst eppa, du kunnt'st mi dableck'n? Mach', daß d' hoam kimmst, b'suffene Sau, b'suffene!" schrie's wütend von oben, und das Fenster knallte zu.

Der Ärmste wartete ein Weilchen und läutete dann nochmals. Aber der Doktor, in seiner Diagnose leider völlig irregehend, beschränkte sich jetzt auf die wortlose Anwendung einer schlichten hydrotherapeutischen Prozedur, indem er Koriandern seine Waschschüssel über den Kopf leerte, was diesen zu einem eiligen Rückzug in die milderen Regionen des oberen Wirts veranlaßte. Dort hängte er das durchnäßte Gewand neben den warmen Ofen, knüpfte sich einen feuchten Bund ums Gesicht, kroch schnatternd wieder ins Bett und dachte: „Morgen früh wird sich das Mißverständnis ja klären! O Gott, o Gott, wenn ich nur wenigstens ein bißchen Schlaf fände!"

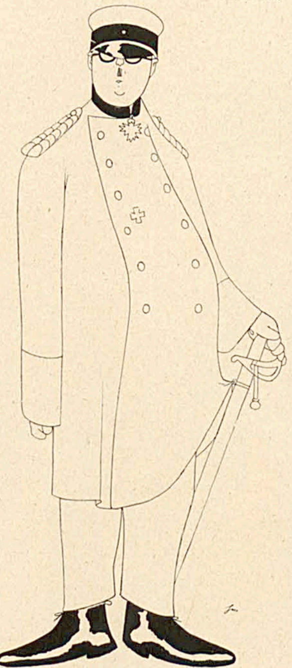
Aber auch damit war's nichts. Die Gäste unten im Saal, lauter bewährte Sachverständige auf ästhetischem Gebiet, schienen bei der Kürung der Ballkönigin angelangt und über den so schwierigen Begriff des Schönen miteinander in eine Meinungsverschiedenheit geraten zu sein, die lawinenhaft anwuchs und schließlich in eine solenne Keilerei ausartete. Man sollte solche monarchistischen Velleitäten heutzutage doch wirklich lieber unterlassen!

Wie gerädert erhob sich Koriander am Morgen von seiner Lagerstätte und musterte sein Antlitz im Spiegel. Schöner war er inzwischen nicht geworden. Er wartete in stiller Verborgenheit, bis das Frühgeläute die Andächtigen zur Kirche rief, und schickte sich dann an, mit hochgeschlagenem Mantelkragen seinen Besuch beim Doktor zu wiederholen, den er um diese Stunde am sichersten zu Hause treffen würde. Die Nacht war kalt gewesen, es hatte Glatteis gegeben, kein Mensch hatte natürlich gesandelt, und so begab es sich, daß der Fremdling hart an der Schwelle des gastlichen Doktorhauses ausglitt, zu Boden fiel und mit dem Kinn aufs Pflaster aufschlug. Wieder tat es einen Knacks: bestürzt griff sich Koriander ins Gesicht — doch siehe da, das Kiefergelenk war wieder eingeschnappt und somit alles in schönster Ordnung, von einer kleinen Hautschürfung abgesehen, die keine Rolle spielte. Wohlgemut richtete er sich auf, machte kehrt und ließ sich in seiner Herberge ein stattliches Frühstück bereiten, dem er mit regem Appetit zusprach.

Aber sein Vertrauen zur Heilkraft der Natur war doch merklich abgeflaut. Und als ihm nachher der obere Wirt erzählte, im Lauf der beiden nächsten Wochen würden in seinem Saale noch mindestens sieben Karnevalsunterhaltungen, ähnlich der gestrigen, stattfinden, ging Koriander in sich, prüfte sorglich das Für und Wider seiner bisherigen Existenz und fuhr noch am gleichen Nachmittag mit frisch eingerenktem Unterkiefer und frisch eingerenkter Lebensanschauung in die Hauptstadt zurück.

Politische Maskerade

(H. Marxen)



Reichskanzler Müller als „großer Kanzler"

Feme in U.S.A.

Wir sahen William Fox, den Film-Magnaten,
als fixesten der fixen Dollar-Sterne:
nun liegen hingeschmettert seine Saaten
vom Wut-Gewitter feindlicher Konzerne!

Was hat der arme Reiche nur verbrochen,
an wem hat er sich freventlich versündigt,
daß alle über ihm den Stab gebrochen
beziehungsweise den Kredit gekündigt —?

Er wollte seine eignen Wege wandern —
sich nicht vertrusten und sich nicht verciiquen —:
doch anders sein zu wollen als die andern
kann keinem je im Land der Freiheit glücken!

Nun fiel das Urteil der geheimen Feme,
die lang genug des Toren Tun betrachtet,
und dieser anstößige unbequeme
Outsider wird kaltlächelnd abgeschlachtet — — —

Vielleicht wird man ihm kurze Frist gewähren,
sich doch dem großen Gott Konzern zu beugen —:
wenn nicht, wird bald sich William Fox beehren,
ergebenst sich als Leiche anzuzeigen— — —

Karl Kinndt

Lieber Simplicissimus!

Die Bevölkerung

Man kann im Leben in die merkwürdigsten Situationen kommen.
Letzthin war ich sogar Bevölkerung einer Großstadt. Denn in den Tageszeitungen stand: „Und jenseits des Polizeikordons stand die Bevölkerung . . ."
Die Sache spielte sich aber folgendermaßen ab:
Ein sehr hoher Beamter kam aus dem Ausland zurück. Zu seinem Empfang hatten sich die Spitzen der Behörden, die Behörden selbst und andere Persönlichkeiten eingefunden. Alle diese Leute zählen bekanntermaßen zu den Offiziellen. Es waren erschienen: die Familie des Beamten mit allen Verwandten, die Minister mit ihren Sekretären, die Parteimitglieder aus dem Bundesrat und die Parteimitglieder aus dem Nationalrat, wie auch die aus dem Gemeinderat: 42 Sektionschefs, 117 Hofräte, 182 Inspektoren, 14 Generaldirektoren ... und so weiter ... ferner 32 Generäle, 173 Oberste, 685 Regierungsräte, 116 Lehrer, 1732 Vertreter der Handels- und Gewerbekammer, 7 Gesangvereine und so weiter ... 233 Vertreter der Studentenschaft und so weiter ...
Und alle diese Leute genossen das Privilegium in den Ring eintreten zu dürfen, den die 1000 Polizisten gezogen hatten, um den Ansturm des übrigen Publikums abzuhalten. Jenseits dieses Ringes aber stand ich. Mutterseelenallein ...
So wurde ich Bevölkerung, gegen die 1000 Mann Polizei aufgeboten worden war ...

Ein Opfer des Gesetzes

Am vergangenen Sonntag hätte unsere Anna Ausgang haben sollen. Aber diesmal hatte sie's keineswegs so eilig wie sonst und rumorte noch zur Jausenzeit in der Küche herum. Denn das Wetter draußen war einfach scheußlich und einem Sonntagsspaziergang durchaus abhold.
Endlich — so gegen half fünf — kam die Anna ausgehbereit zu uns ins Zimmer. „So, gnä Frau", ein tiefer Seufzer, „i geh jetztn!"
„Verkühlen Sie sich nur nicht!" sagte meine Frau.
Anna seufzte noch tiefer. „I möcht' ja eh net weggehn am liebsten bei so an verflixtn Sauwed'r!"
„Und warum gehn Sie dann doch?"
„No, schaun S', gnä Frau", Annas Seufzer erreichte Abgrundtiefe, „i geh wirkli bloß, weil's do — net woahr — halt mei' g'setzliches Recht is ...!"
Und dann schlich sie hinaus in Wind und Wetter.

Primo de Rivera gestürzt!

(Th. Th. Heine)

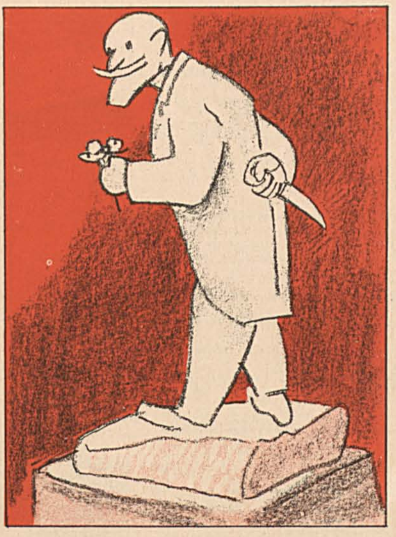
„Hier Vittorio – sag mal, Alfonso, wie hast du das eigentlich gemacht?"

Heldenverehrung

(W. Schulz)



In Serajewo wurde ein Denkmal für Gabrilo Princip, den Mörder des E.zherzogs Franz Ferdinand, errichtet.



Paris bekommt sein Landru-Denkmal,



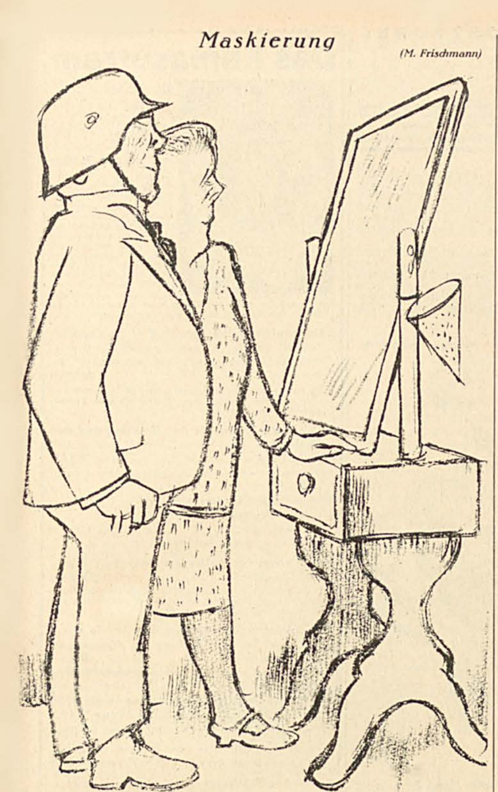
London ein Denkmal für Jack the Ripper



und Deutschland ein Denkmal für den unbekannten Mörder von Düsseldorf.

Maskierung

(M. Frischmann)



„Siehste, Minna, wenn ick mich mal wieder so sehe, verstehe ick, daß die Welt vor mir gezittert hat."

Der „Repräsentomat"

Eine für prominente Persönlichkeiten jeder Schattierung hochwichtige Erfindung ist soeben auf den Markt gebracht worden. Es handelt sich um absolut lebensecht aussehende Nachbildungen des Betreffenden, die nach Abgüssen eines bekannten Berliner Bildhauers hergestellt werden und vermöge eines ebenso sinnreichen wie lautlosen Mechanismus' den Besitzer bei festlichen Anlässen, wie Film- und Theater-Premieren, Bällen, Konferenzen und Empfängen vollwertig zu ersetzen fähig sind. Sie nicken und lächeln je nach Einstellung holdselig, herablassend oder kühl-überlegen, sie rauchen, pudern sich, trinken Sekt, gähnen, applaudieren, lassen sich zeichnen und knipsen und geben, sobald sie mit „Meister" bzw. „Diva" angeredet werden, wahlweise ein Autogramm oder ein Interview. Auf alle anderen Anreden reagieren sie mit einem verbindlichen „Danke — und Ihnen?"

Type A, der sogenannte „Logen-Repräsentomat", ist beinlos und eignet sich, wie der Name schon sagt, nur für öffentliches Schau-Sitzen hinter Logenbrüstungen, was ja in den meisten Fällen genügt. Type B, die „Filmstar-Type", ist schon weit komplizierter und mit Beinen versehen, mit Hilfe derer sie sich selbsttätig aus der Kulisse auf die Bühne zu bewegen vermag, um sich dort nach drei Richtungen zu verbeugen, Handküsse zu werfen oder zu winken, und wahlweise in reinstem Englisch oder stark fremdländisch gefärbtem Deutsch ein paar freundliche Worte zu sagen. Diesen Apparat will der Erfinder noch so vollendet ausbauen, daß er auch für Liebesbezeugungen gegenüber Verehrern bzw. -innen verwendbar wird. Wer also einen Star, gleichviel welchen Geschlechtes, liebt, wird künftig gut daran tun, sich mit einer Stecknadel zu versehen, die er dann dem geliebten Gegenstand unauffällig in einen empfindlichen Körperteil bohrt. Bedarf dies einiger Kraftanstrengung und bleibt die körperliche Reaktion aus, wird man sich besser nicht weiter in Unkosten stürzen. Geplant ist noch eine ganz einfache und billige Type C für Abgeordnete, die nur „schallende Heiterkeit", „Hört, hört!" und ein der jeweiligen Partei ent-

(Schluß auf Seite 574)



(Schluß von Seite 573)

sprechendes Schimpfwort wie „Lügner", „Sauhund", „Massenmörder" oder „Landesverräter" auf der Walze hat und an Bewegungen nur die einfachsten, nämlich schlagende und werfende (Wassergläser und Tintenfässer) ausführen kann sowie den Hammelsprung. Dafür umklammert sie ausgehändigte Diäten fest und diebessicher.

Die Behauptung, die Stimmung des diesjährigen Berliner Presseballs habe schon unter dem Vorhandensein allzu vieler „Repräsentomaten" gelitten, ist unwahr und irreführend: diesmal waren es noch die lebenden Originale, und es handelte sich lediglich um Auswirkungen der allgemeinen Pleite. **Kaki**

Seele *(Werner Paul Schmidt)*



„Wat, Mächen, so 'n kräftiger Mann könnte dir wohl jefallen?" — „Halte mich doch nich für so primitiv, und lasse mich erst mal in deine Brieftasche gucken!"

Präludium

Von Arnold Weiß-Rüthel

Ich gehe, wie ich immer gehe . . .
im Karneval ist das erlaubt.
Ich glaube kaum, daß jemand glaubt,
daß ich mir dann noch ähnlich sehe.

Du bist als Nixe äußerlich scharmant
und kannst dabei dein Innenleben zeigen.
So wird es eben doch einmal bekannt,
daß wir zu Spar- und Sittsamkeiten neigen.

Sei unbesorgt! . . . Ich trinke wie ein Hund,
der jahrelang an seiner Kette zerrte,
wie ein Student, dem man das Konto sperrte . . . –
oh, – ich bin Faß, und Glas, und Wein, und Mund, und Spund . . .!

Dann zwischen Lust und turbulentem Grauen,
in Sektglasscherben, bei zerstampften Paaren . . .
will ich mit dir, du süßeste der Frauen,
in eine rosenrote Zukunft fahren!

Im Auto . . .? Nein . . . Hier hast du sieben Groschen,
steck' eine Semmel in das Portemonnaie . . .
und außerdem liegt heuer gar kein Schnee,
und wozu hast du deine Filzgaloschen . . .?

Man muß nicht alles auf die Spitze treiben,
nur der ist glücklich, der entbehren kann . . .!
Du meinst . . . wir könnten auch zu Hause bleiben . . .? –
Na schön, – dann zieh' dich, bitte, wieder an!



Berliner Kindl

Von Ossip Dymow

Es war gegen Mitternacht und das Café überfüllt. Sacht schwebten von oben die Klänge des Orchesters herab, mischten sich unter die graublauen Tabakschwaden und wogten gelassen über den Köpfen der Gäste. Dumpfes Stimmengewirr, ein Fragen und Antwortspiel hellblauer und grauer, rehbrauner und nachtschwarzer Augen. Das Intermezzo aus „Cavalleria Rusticana" duftete nach Kaffee, Schlagsahne, nach Puder und Berliner Leidenschaft. Nicht lange mehr — und das Café wird schließen, der Tag sein Ende gefunden haben — doch noch ist nicht alles erschöpft, nicht alles ausgekostet. Untermalte Augen fragen, geschminkte Lippen lächeln, nachgezogene Augenbrauen locken ... Beeilt euch! ... „Cavalleria Rusticana" duftet nach deutschem Tabak. Beeilt euch! ... Bald wird der Tag vorübergehen, die schwarze Nacht beginnen, Berlin im Schlafe aufstöhnen, bis zum fahlen Morgenrot in Ketten der Lethargie liegen bleiben.

Oswald saß an einem der Tischchen, schlürfte lässig seinen Kaffee und musterte gelangweilt das Publikum. Eigentlich hatte er seinen Tag bereits bis zur Neige geleert. Diner im „Bristol" mit Frau K. — ein Rendezvous mit Fräulein M. — abends mit Klarissa in der Theaterloge — sie nach Hause gebracht. Eigentlich könnte er jetzt heimgehen und sich schlafen legen. Doch es fragen und forschen untermalte Lippen, es winken nachgezogene Augenbrauen, es mischt sich Frauenlachen in die tabakschweren Klänge der „Cavalleria Rusticana". Oswald wirft einen Blick auf die Uhr: dreiviertel zwölf. Schon spät ... Und er ist müde.

Er ruft den Kellner. „Zahlen!" In diesem Augenblick fällt sein Blick auf eine Brünette, die allein an einem Tischchen an der Wand sitzt. Üppige Haarwellen umrahmen die regelmäßigen Züge ihres Gesichtes, die Ellbogen ihrer schönen Arme hat sie auf die Marmorplatte gestützt, die Hände gefaltet — damit sie jeder sehen kann. Sie dürfte fünfunddreißig Jahre alt sein. Ein Weib von Rasse. Eine Dame der Gesellschaft — das sieht man auf den ersten Blick ... Meinetwegen ...

„Der Herr wünscht zu zahlen?"

„Ja" — antwortet Oswald, zahlt und will gehen. Während er sich anzieht, bemerkt er plötzlich, drei Tische weiter, einen Herrn mit herabhängender Unterlippe und graumeliertem, spärlichem Haar, der, vor einem halbgeleerten Bierkrug sitzend, keinen Blick von der Brünette wendet. Sie scheint ihm zu gefallen, ja sogar sehr zu gefallen. Gleich wird er aufstehen und an ihren Tisch treten. Mit einem Schlag beginnt die Brünette Oswald zu interessieren, sie wird in seinen Augen jünger, anziehender, begehrenswerter. Er verläßt seinen Tisch und fängt an im Café auf und ab zu gehen, als sei er erst eben hineingekommen. Der Platz neben der Dame ist noch frei.

„Sie gestatten?" — lüftet Oswald seinen steifen Hut.

„Bitte."

Der Kellner springt herbei. „Ein Maß ‚Berliner Kindl'!" bestellt Oswald, dann macht er eine Anstandspause und fragt seine Nachbarin: „Lieben Sie Leoncavallo?"

„Cavalleria Rusticana" ist von Mascagni und nicht von Leoncavallo."

„Ich danke Ihnen", sagt Oswald. — „Ich wußte es, aber ich mußte doch unsere Bekanntschaft irgendwie einleiten."

Die Brünette streichelt ihre schönen, gepuderten Arme und lächelt: „Jetzt sind wir also miteinander bekannt. Und was weiter?"

Oswald wirft einen Blick auf den Herrn mit der traurig herabhängenden Lippe und sieht, daß dieser noch immer die Brünette mit weit aufgerissenen Augen anstarrt. Oswald sagt: „Wenn es weitergehen soll, so können wir in meinem Auto eine kleine Spazierfahrt durch den Tiergarten machen."

„Sie haben einen eigenen Wagen?"

„Er erwartet uns vor dem Eingang. Sind Sie einverstanden?"

Der graumelierte Mann starrt noch immer mit seinen Fischaugen herüber. Oswald belustigt das. Es ist so angenehm, einem Nebenbuhler einen leckeren Bissen vor der Nase wegzuschnappen! Er berührt wie unabsichtlich den hübschen, gepuderten Arm — und sieht, wie der Mann hilflos zu blinzeln anfängt. Das wirkt so komisch, daß Oswald lachen muß.

„Und wann bringen Sie mich nach Hause?" fragt die Dame. „Wenn Sie überhaupt die Absicht haben es zu tun?"

„Ich beabsichtige nicht, Sie zu entführen", erwidert er. „Nach der Spazierfahrt werden wir einen kleinen Abstecher in meine Wohnung machen, um einen Imbiß zu uns zu nehmen. Sie werden sicher Hunger haben?"

„Und wie!" lächelte sie. „Haben Sie aber auch was Schönes da? ... Erwarten Sie mich also in Ihrem Wagen. Ich komme gleich nach. Welche Nummer hat Ihr Auto?"

Stolzen Schrittes ging Oswald dicht vor der Nase des einsamen, lüstern blickenden Herrn vorbei. In der Tür wurde er von einem Bekannten aufgehalten. Bei dieser Gelegenheit blickte er sich um und sah, wie „seine" Brünette an den Tisch des Herrn mit der traurigen Unterlippe trat, mit ihm einige Worte wechselte und ihm etwas übergab. Darauf begann sie sich die Lippen zu schminken.

Einen Augenblick später trat sie aus dem Kaffeehaus, fand Oswalds Auto und schlüpfte schnell hinein. Oswald lenkte schweigend.

„So in Gedanken versunken?" — fragte die Dame.

„Bin ich es? ... Ich bemühe mich zu erraten, was Sie dem Herrn mit den Fischaugen überreicht haben könnten."

Nach einer Pause antwortete die Brünette: „Den Hausschlüssel. Ich komme ja erst spät nach Hause. Und etwas Geld, er hat auch seit heute morgen nichts gegessen."

„Wer ist es denn?" fragte Oswald erstaunt.

„Das tut nichts zur Sache ... Oder, wenn Sie's durchaus wissen wollen — es ist mein Mann", antwortete sie.

Kleine Anfrage

Von Hans Natonek

Geht es uns gut, geht es uns schlecht?
Niemand weiß es eigentlich recht.
Die da über die Krisen klagen,
Sind nicht die gleichen, die sie tragen.

Und sagt man hundertmal: traurige Zeiten,
Das Geld ist knapp, der Markt ist flau — :
Dann kommen wir erst recht ins Gleiten
Und sehen alles aschegrau.

Trotz schlechter Finanzen gehen wir tanzen,
In Lichterflut und Wagenflut.
Man weiß es nie im großen ganzen:
Geht es uns schlecht, geht es uns gut?

Man frage doch mal die Letzten und Armen:
Geht es euch gut, geht es euch schlecht?
Sie haben allen Grund zum Barmen
Und sind so still; und das ist echt.

Diensteifer

(M. Frischmann)



„Merke dir endlich, Junge, ich bin nicht Frau, sondern Fräulein!“ — „Wenn Se befehlen, kann sich det jeden Oogenblick ändern!“

Immer

Von Theobald Tiger

Zum Beispiel Sie, Herr Fairbanks, sind doch eine Nummer!
Sie haben Ihren eigenen Ozean
und soviel Geld! und Glück … und niemals Kummer …
und eine Frau so süß wie Marzipan.
Doch manchmal, denk' ich, nachts, wenn alles schweigt,
ob Ihnen da die Traurigkeit nicht einen geigt:
„Ja, immer Glück … das ist es eben …
Den ganzen Tag?
Das ganze Jahr?
Das ganze Leben – ?“

Zum Beispiel Sie, Herr Ehemann, sind zu beneiden:
Sie haben eine Schönheitskönigin zur Frau.
Vor Ihnen darf die Venus aus der Wanne steigen …
wir sehn ihr Bild – Sie kennen sie genau.
Denn so verteilt die Gaben das Geschick.
Nach Jahren ist da was in Ihrem Blick …
So summsen Fliegen, die am Sirup kleben …
Den ganzen Tag?
Das ganze Jahr?
Das ganze Leben – ?

Mensch, sei nicht neidisch:
Glück hat seinen Schimmer …
Stehst du im Tal, vergiß nicht vor den Höhn:
Das, was man einmal tut, ist schön. Doch was man immer
zu tun genötigt ist, ist weniger schön.
Brathuhn ist gut. Was aber täst du tun,
gibt man dir jeden Tag gebratenes Huhn?
Na, siehst du. Sowas schätzt du auch daneben …!
Sei helle!
Lebe du dein eigenes Leben.

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Thomas Theodor Heine, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Geldfälschen ist eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln!

(E. Thöny)



„Mensch, unsere Werkstatt ist ausgehoben, jetzt ist es aus mit unserem fidelen Kampf gegen den Bolschewismus!“

Karriere / Ein Märchen von heute

I.

Jim ist arm. Aber prächtige Zähne hat er. Die kann ihm keiner nehmen. Eine Reihe glänzender Perlen.

•

Jeden Sonntag erscheint das große illustrierte Blatt. Jeden Sonntag ist darin das seitengroße Inserat der Firma Plim. Auf der linken Seite. Sie preist darin ihre Zahnpasta an. Und jeden Sonntag steht auf der anderen Seite das gleichgroße Inserat der Firma Plum. Darin macht sie für ihre Pasta Reklame.

•

Jim geht zum Photographen. „Machen Sie mir drei schöne Bilder.“ —
„Bitte recht freundlich“, sagt der Photograph. —

Jim ist recht freundlich, er lacht über das ganze Gesicht und zeigt eine Reihe schöner blanker Zähne.

•

Der Knecht

(Alfred Kubin)



„Bitte zahlen", sagt der Photograph und gibt Jim die Bilder. Jim nimmt die Bilder: „Zahlen werde ich später." Der Photograph ist recht unfreundlich. Jim fliegt heraus.

•

Jim schickt ein Bild an die Firma Plim und schreibt darunter: „Seit zehn Jahren benutze ich Plimpasta. Jim." Und dann schickt er das zweite Bild an die Firma Plum: „Seit zehn Jahren benutze ich Plumpasta. Jim." Das dritte Bild behält er.

•

Nächsten Sonntag erscheint das illustrierte Blatt. Links ist ein großes Inserat von der Firma Plim mit dem Bild von Jim. Rechts ist die Reklame der Firma Plum mit dem Bild von Jim. Links steht: „Ich benutze seit zehn Jahren Plimpasta." Und rechts steht: „Ich benutze seit zehn Jahren Plumpasta." Links wie rechts zeigt Jim eine Reihe schöner weißer Zähne.

•

Firma Plim klagt gegen Firma Plum. Firma Plum klagt gegen Firma Plim. Firma Plim klagt gegen das illustrierte Blatt. Firma Plum klagt gegen das illustrierte Blatt. Firma Plim, Firma Plum und das illustrierte Blatt klagen gegen Jim. Jim sagt: „Ich benutze seit zehn Jahren morgens Plimpasta und abends Plumpasta."

II.

Die Firmen Plim und Plum haben sich getröstet. Sie bilden nun einen Trust. Auch das illustrierte Blatt hat sich getröstet. Es erscheint jetzt in ihm jeden Sonntag eine Anzeige, die über beide Seiten geht. Von der Firma Plim & Plum. In der Mitte ist ein riesengroßes Bild von Jim. Er zeigt eine Reihe strahlend weißer Zähne. Unter dem Bild steht: „Plimpasta war gut. Plumpasta war gut. Wie gut muß erst Plim-Plumpasta sein!"

•

Dem Photographen schickt Jim das dritte Bild und das doppelte Honorar. Unter dem Bild steht eine Widmung: „Für freundliche Beförderung. Jim, Reklamechef der Firma Plim & Plum."

•

Und wenn er noch nicht überfahren wurde, ist er's heute noch.

hl. s.

Zur französischen Literatur

Der Ästhet und Dichter Robert de Montesquieu war als großer Pedant verschrieen. Nach seinem Tode fand man in seiner Wohnung alle Gegenstände auf das genaueste eingeordnet, registriert und etikettiert: seine Bücher, seine Briefe und Manuskripte. Auch den kleinsten Zettel hatte er aufgehoben und seine Existenz irgendwo vermerkt.
In einem Schubfach fanden die Erben kleine Reste Bindfaden. Die Schublade trug die Aufschrift: „Kleine Bindfadenreste, die nicht mehr zu verwenden sind."

•

Als Labiche, der berühmte Lustspielautor, starb, war sein Sohn besonders erschüttert. Der junge Mann hatte kurz vorher seine Frau verloren, und nun stand er schluchzend am Sterbebett seines Vaters und bat ihn unter Tränen: „Vater, du wirst meine Jeanne dort oben wiederfinden . . . Sage ihr, daß ich sie nie vergessen werde, daß ich sie ewig lieben werde und immer an sie denke." Mit schwacher, aber nicht sehr freundlicher Stimme antwortete Labiche: „Könntest du ihr das nicht persönlich ausrichten? Wie komme ich dazu, deine Besorgungen zu erledigen?"

•

Man spielte ein Stück von Tristan Bernard, das ausnahmsweise keinen Erfolg hatte. Einer seiner Freunde bat ihn um eine Karte. Er sandte sie ihm und schrieb dazu: „Es empfiehlt sich einen Revolver mit ins Theater zu nehmen, denn die Gegend ist sehr verlassen."

•

In einem Orchestersessel der Oper summt ein Herr ununterbrochen die Melodie mit, die der Tenor singt. Sein Nachbar Tristan Bernard hält es schließlich nicht mehr aus und sagt leise: „Was für Idioten es gibt!" — Der musikalisch veranlagte Herr unterbricht sein Gesumme und fragt mit rotem Gesicht: „Haben Sie das etwa zu mir gesagt?" — „Aber nein", sagt Bernard, „ich meine diesen Idioten, den Tenor, der mich daran verhindert Sie zu hören."

Schwierige Probleme

Das Prosa-Lit'raturprodukt
hat — wenn's z. B. Ullstein druckt
und propagiert — im großen ganzen
doch immerhin noch Absatzchancen.

Jedoch von Reim- und Vers-Ergüssen,
da will kein Mensch mehr etwas wissen,
und alle Welt ist abgeneigt
dem Harfner, der sein Innres zeigt.

Da steht nun mit gesenkten Ohren
der Bund der lyrischen Autoren
und sinnt bekümmert hin und her,
wie dem wohl abzuhelfen wär',

bis daß er schließlich angstgepeinigt
sich auf die Form des Flugblatts einigt,
das, weil es billig, unbedingt
zum Portemonnaie und Herzen dringt . . .

Vielleicht . . . Doch könnte man auch fragen:
Liegt's nicht am Futter? Liegt's am Magen?
Liegt's wirklich nur am Publikum?
Taugt ihr bloß was? Ist es bloß dumm?

Ratatöskr

Staatlicher Arbeitslosen-Unterricht

(Karl Arnold)



„Kunstmalerei ist nur ein Zustand – bloß bei Akademieprofessoren artet sie zum Beruf aus!"

Das Trauerhemd der Witwe

(Olaf Gulbransson)



„Alles kannst du von mir haben, aber das bißchen Schwarz für Adolf mußt du mir lassen!"

Stuttgart, 24. Februar 1930

Preis 60 Pfennig

34. Jahrgang Nr. 48

SIMPLICISSIMUS

Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Radikale Flottenabrüstung

(Th. Th. Heine)



„Wirf das Zeug zum alten Eisen, Vater Neptun! Wir brauchen so harmloses Spielzeug nicht mehr!"

(Ingrid Sieck)

Zurück zur Natur!

Man begreift den Dr. Ritter,
daß er in die Südsee fuhr,
um allein zu leben mit der
Freundin und mit der Natur!

Keine Toilettenfragen,
keine Steuern, keine Raten —
und man lebt nur seinem Magen
oder frohen Liebestaten — — —

Rundfunk, Telephon und Zeitung:
alles fehlt, was hier erschreckt,
nie hat die Warmwasserleitung
stark verbitternden Defekt — — —

Denk mal: nichts ist dort verboten.
Offen trägt man seine Reize,
keiner manikürt die Pfoten,
nirgends sieht man Hakenkreuze!

Durch die Presse, die marode,
ward auch dies Idyll versaut:
nun sind Südseeinseln Mode
und Kultur wird abgebaut — — —

Dernier cri — der Schrei nach Neuland!
Dr. Ritter muß es büßen —:
bald wird man das letzte Eiland
wegen Überfüllung schließen — — —

Karl Kinndt

Der Mäzen / Von Wolfgang Hartmann

Der Pleitegeier kreist über dem leeren Kurort Stierhausen, und die Sommersonne bescheint das strahlende Elend der schneelosen Winterlandschaft. In den Banken und Hotelkontoren herrscht Panikstimmung. Männer mit Vollbärten sitzen über den Wetterberichten, und junge Sekretäre kauen an den Fingernägeln und wissen keinen Rat mehr. Die Kurdirektion hat das Telephon abgestellt, um nicht zum tausendsten Male auf Anfragen antworten zu müssen, daß kein Schnee im Lande liegt. In den Geschäften und Wirtschaften stehen Kellnerinnen und Ladenmädchen arbeitslos herum und fragen sich, ob sie wohl am Monatsende noch ihren Lohn bekommen würden vom Chef. Im Hotel zum Grünen Vogel ist die Jazzkapelle durchgegangen, weil sie nicht mehr bezahlt wurde, und im „Palace“ bedienen siebzig Angestellte einen Gast, und der Koch mit tausend Mark Monatsgehalt schämt sich zu Tode über die Fatalität seiner teuren und nutzlosen Existenz. Männer, die vor ein paar Wochen noch mit Geringschätzung auf die übrigen Einwohner herabschauten, gehen als vollendete Melancholiker durch die Straßen des ausgestorbenen Kurorts und haben tiefe Schatten unter den Augen. Aber auf den Höhen glänzt der Firnschnee, und die Tage sind der reinste Frühling. Von Fasching keine Rede. Gähnend leere Hotelhallen und ein paar angetrunkene Kellner. Splendid isolation!

Da kommt der Bürgermeister auf eine Idee. Er hat in der Zeitung was von Sir Deterding und St. Moritz gelesen. Warum soll das nicht auch in Stierhausen zu machen sein. Und er beruft eine Gemeinderatssitzung ein und verlangt tausend Mark für Inserate. Titel: „Stierhausen sucht Mäzen.“ Text: „Welcher großmütige Millionär spendet einem fashionablen Winter- und Sommerkurort, dessen kulturelle Bedeutung außer Zweifel steht, ein paar hunderttausend Mark zu seiner Restaurierung? Pfänder: fünf große Hotelpaläste, vier Golfplätze, eine Bergbahn, fünfzig Rennpferde, vier Spritzenwagen, ein schönes Rathaus und einen zehn Kilometer langen Forellenbach. Gütige Anfragen sind an den Herrn Bürgermeister Wurmziegel zu richten. Magistrat Stierhausen.“

Drei Tage nach Erscheinen dieser Annonce in fünf großen Weltblättern meldete sich telegraphisch ein Herr Peperkorn aus dem Haag an und am andern Morgen war er in Stierhausen. Er ließ sich die fünf Hotelpaläste zeigen, die Pferde und den zugefrorenen Forellenbach. Auf Besichtigung der Spritzenwagen und der Bergbahn verzichtete er. Dann gab ihm der Magistrat im ersten Hause des Platzes ein Diner, und der Tausendmarkkoch hatte einen guten Tag. In vorgerückter Stunde, beim Sekt, händigte Herr Peperkorn aus dem Haag dem Bürgermeister Wurmziegel eine halbe Million Mark in Schecks aus, zahlbar in vier Wochen und auf die Escompt Maderbey in Amsterdam lautend. Die Herren soffen vor Seligkeit noch bis zum Morgen weiter und trugen bei der Dämmerung ihren Retter ins fürstliche Hotelbett. Dann berieten sie eine Stunde. Der Beschluß lautete: „Wir müssen Schnee haben. Schnee! Schnee! Alles andere ist jetzt gleichgültig!“

Drei Stunden später hatten die Gemeindegendarmen achthundert Männer und Frauen in Stierhausen zusammengetrommelt, die mit Schneeschaufeln ausgerüstet in die Berge hinaufzogen, per Bahn und zu Fuß, nach allen vier Himmelsrichtungen. Oben wurden unter Assistenz von drei einheimischen Ingenieuren und dreißig Skilehrern alle Vorkehrungen getroffen, um den Ort Stierhausen mit Lawinen zu überschütten. Und da die Gemeinde pro Mann und Arbeitsstunde zehn Mark zahlte, mit Herrn Peperkorns gütiger Erlaubnis, so meldeten sich aus den umliegenden Ortschaften innerhalb vierundzwanzig Stunden noch weitere dreitausend Hilfsbereite, was zur Folge hatte, daß bereits am dritten Tag nach Eintreffen des Holländers der Kurort Stierhausen mit Schnee überfüllt war und weitere achthundert junge Leute mit Schneewälzen und Klopfen beschäftigt werden konnten. Dann schickte Bürgermeister Wurmziegel in sämtliche europäische Städte Telegramme: „Achtzig Zentimeter Neuschnee in Stierhausen. Rodel- und Bobsleybahn eröffnet. Große Skispringen auf der Stierkönigsschanze.“

Das hatte eine Völkerwanderung der Wintersportler nach Stierhausen zur Folge. Vierundzwanzig Stunden nach Erscheinen der Meldung waren mittels Extrazüge zwanzigtausend Menschen in Stierhausen eingetroffen und der Ort bis auf alle Winterstadel besetzt. Die Skiwütigen kampierten sogar in den Weinkellern der Hotelpaläste und im Güterschuppen. Die Schulen mußten zwecks Einquartierung geschlossen werden. Der Fasching wütete, und Herrn Peperkorn traf der Schlag, weil er noch nie in seinem Leben so viel gelacht hatte.

Die Gemeinde wollte ihm ein fürstliches Begräbnis veranstalten. Da kam aus Amsterdam ein fatales Telegramm, so daß den Glücklichen in Stierhausen die Haare zu Berg standen. Der Scheck war ungedeckt.

Aber am nächsten Tag schneite es wirklich.

Lebhafte Winterstraße

Es gehen Menschen vor mir hin
Und gehen mir vorbei und keiner
Davon ist so, wie ich es bin.
Es blickt ein jedes so nach seiner
Gegebenen Art in seine Welt.

Wer hat die Menschen so entstellt??

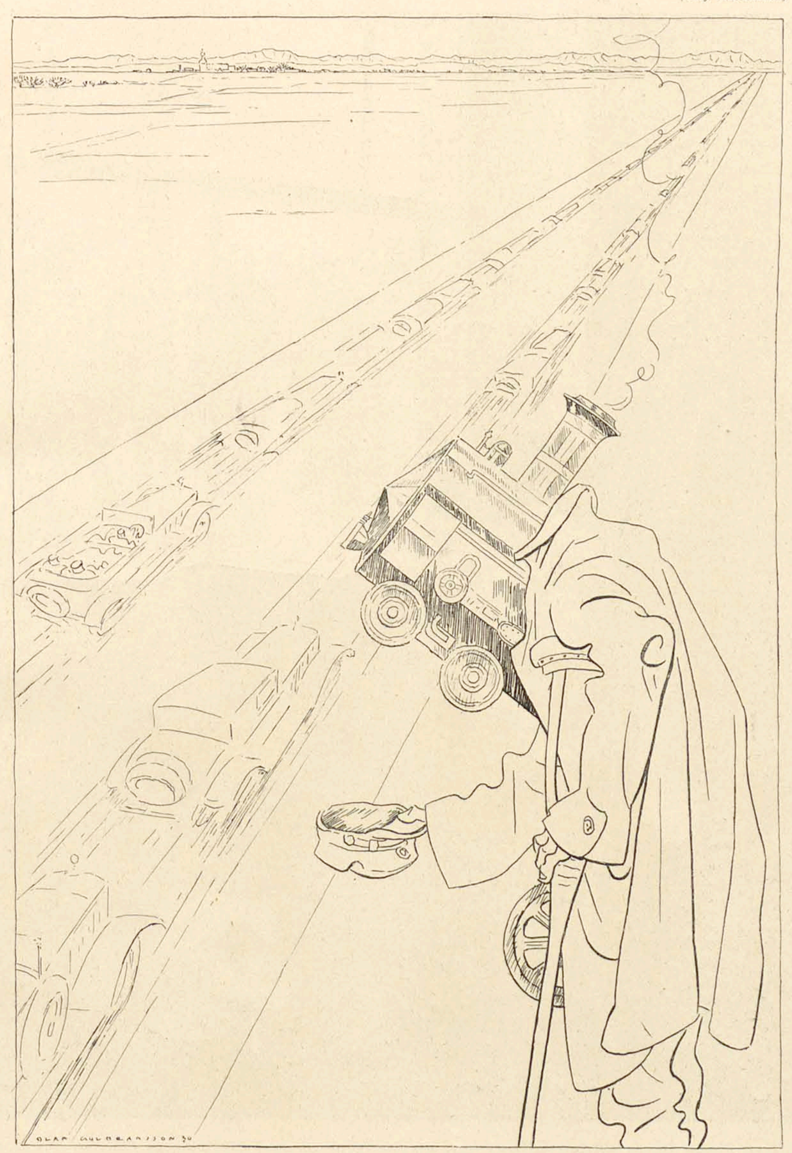
Ich sehe sie getrieben treiben.
Warum sie wohl nie stehen bleiben,
Zu sehen, was nach ihnen sieht?
Warum der Mensch vor'm Menschen flieht?

Und eine weiße Weite Schnee
Verdreckt sich unter ihren Füßen.
So viele Menschen. Mir ist weh:
Keinen von ihnen darf ich grüßen.

Joachim Ringelnatz

Die notleidende Eisenbahn

(Olaf Gulbransson)



„Ich habe auch einst bessere Zeiten gesehen!"

Der gestohlene General Kutjepow

(W. Schulz)



„Unser Vorrat an zaristischen Offizieren ist aufgearbeitet. Es muß eiligst neues Material aus dem Ausland beschafft werden, damit die Hinrichtungen keine unliebsame Unterbrechung erleiden!"


Moſt
Pralinen
Most
Padischah
Most
Wen liebt ſie nun—
mich oder die „Moſt"-Pralinen?—
FOX

Première Burger-Mühlfeld



„Glaubst du, daß sich das Stück halten wird?"
„Weiß nicht, Gott hat vor den Erfolg die Zeitung gesetzt."

Kleine Literaturgeschichten

Wien

Die Zeiten bessern sich in Wien.
Schon kehren die Künstler, die einst nach Berlin geflohen waren, langsam in das heimatliche Wien zurück.
Auf den Bühnen merkt man es besonders.
„Wie war es in Berlin?" fragte man einen Schauspieler.
Sagte der Schauspieler: „Gelernt ham mer nix, aber arrogant san mer worden."

Fürs Vaterland!

Dem Schriftsteller M. ist man auf die Schliche gekommen.
Gestern war die Steuerbehörde bei ihm.
Und hinterließ eine dicke Strafe.
„Erst hat man den langen Krieg mitmachen müssen", schimpfte M., „jetzt verlangen sie von unsereinem noch Steuern, und das nennt sich der Dank des Vaterlandes."
Fragt ihn einer: „Waren Sie denn an der Front?"
„Wo werde ich so dumm sein."
„Was haben Sie denn dann für das Vaterland getan?"
Antwortete M. entrüstet: „Nu — gezittert."

Unverkennbar

Petrus fragte: „Wer klopft da ans Himmelstor?"
Es antwortete von draußen: „Es ist, wenn man, um einmal, was ja erlaubt scheint, einen volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen, so sagen darf, eine arme Seele, die den weiten Weg hierher unternommen hat."
Da meinte Petrus: „Ah, Thomas Mann. Na, denn komm man rin!"

K. M

Aus der Schule

Dies begab sich in einer Großstadt des westdeutschen Industriepotts: In der Prima eines Gymnasiums ließ es sich nicht umgehen, von Kunst und so zu sprechen. Die Schüler wetteiferten in bleichsüchtigen Definitionen. Dem amtierenden Historiker wurde unheimlich. Er schnitt die Debatte mit dem lapidaren Satz ab: „Kunst ist, was ein normaler Mensch nicht kann!"
Nebbich . . . normal . . .!

•

Derselbe Historiker wurde von seinen Schülern (in einer schwachen Stunde) vor die Frage gestellt, wieso und wiefern zwischen Schülern und Lehrern ein menschliches Vertrauensverhältnis bestehen könne oder solle oder was. Das sieht so aus: „Außerhalb der Schule kann ich auch schon mal Mensch sein!"
Kürzer kann man das nicht sagen!

ABC

Ein All-round Sportsmann / Von Michail Kosyrew

Großer Skilauf. Über die mit festem knirschendem Schnee bedeckte Fläche flitzten athletisch gebaute Jünglinge in schmucken Dressen. Ihre Wangen waren vom scharfen Froste rosig gefärbt. Sie bewegten sich leicht und frei, voll ruhiger Zuversicht. Weit hinter dem übrigen Felde, ungefähr eine halbe Werst zurück, lief keuchenden Atems ein bleicher, storchbeiniger, hagerer Onkel. Er stöhnte vor Anstrengung, schwankte hin und her, seine Skier schienen sich aus irgendeinem unbekannten Grunde beständig im Schnee zu verfangen. Kaum, daß ihn die Beine trugen. Aber auf seinem Gesichte malte sich ein derart glühendes Verlangen und so viel verbissene Energie, seine Gegner zu besiegen, daß, wäre der Wille allein ausschlaggebend gewesen, er hätte gegen die ganze Welt mit Erfolg antreten können.

Erste Etappe. Die ersten langten bereits an und rasten sogleich weiter. Nach einer guten Weile kam auch der Storchbeinige angekeucht. Plötzlich schlug er hilflos mit den Armen um sich und brach im Schnee zusammen. Einen Unglücksfall befürchtend, stürzten viele Leute herbei und hoben das Häuflein Elend, in das sich der ohnmächtig gewordene Storchbeinige verwandelt hatte, aus dem Schnee.

Kaum zu sich gekommen, fragte der ergraute Skiläufer von allein: „Wo sind die anderen? Schon weit?" Und verlangte neue Skier, um das Rennen fortsetzen zu können.

„Wo denken Sie hin?" sagten ihm die Umstehenden. „Die sind schon mindestens zehn Werst voraus; andere Skier haben wir nicht, und was wollen Sie mit Ihrem zerbrochenen Zeugs da anfangen?"

Der alte Mann warf einen betrübten Blick auf seine unbrauchbar gewordenen Skier und meinte bitterlich: „Was soll nun aus mir werden? Was fang ich armer Teufel an?"

„Na, kränken Sie sich nicht. Wenn Sie so gerne Ski laufen, dann laufen Sie nächstens allane, hübsch für sich, 'ne halbe Stunde, oder wenn Sie partout wollen 'n Stündchen, und sehen Sie sich vor, daß Sie nächstens nicht wieder die Puste verlieren. Sie sind doch schon ein Mann in den Jahren und haben noch immer den Sportkoller!"

„Hat sich was mit dem Sportkoller", sagte der Alte bitter.

„Sie sind wahrscheinlich in Ihrer Jugend ein Meister gewesen?" interessierte sich jemand.

„In der Jugend! da wußte ich nicht einmal, daß es so was gibt. Wie ich jung war, hatt' ich immer Arbeit, jetzt aber bin ich alt und taug' zu gar nichts mehr. Deswegen bin ich auch unter die Sportsleute gegangen."

„Ja, wer sind Sie denn eigentlich?"

„Wer ich bin? Ein Arbeitsloser. Schon ein Jahr vegetiere ich und kann keine Stelle finden. Bin schon lange abgebaut. Protektion habe ich keine, über Spezialkenntnisse verfüge ich nicht. Ich bin ein einfacher Hilfsbuchhalter, und so einen braucht man nirgends. Zweimal wöchentlich stehe ich in der Stellenvermittlung für Arbeitslose Schlange, in der Hoffnung auf eine, wenn auch noch so geringe Stelle. Einmal schickte man mich in eine Fabrik, damit ich mich dort vorstellen möge.

‚Da haben sie uns ein Exemplar geschickt', sprachen sie im Büro miteinander. ‚Was soll uns der alte Gauch, wir brauchen junge Leute.' Dann gebrauchten sie irgendeinen Vorwand und schickten mich fort. Ich erkundigte mich unter der Hand, warum ich nicht genommen wurde. So erfuhr ich des Rätsels Lösung: ‚Wir brauchen nämlich', sagte man mir, ‚nicht so sehr einen Hilfsbuchhalter, als vielmehr einen guten Mittelstürmer. Früher hatten wir einen ausgezeichneten und spielten in der ersten Klasse, seit er aber das Bein brach, können wir keinen passenden Ersatz finden und sind in die zweite Klasse abgestiegen. Wissen Sie, was heute ein guter Mittelstürmer bedeutet? So einen nimmt man in jeder Fabrik auf und zahlt ihm gerne ein schönes Gehalt.'

Da verstand ich mit einem Male alles. Entweder mußt du Protektion haben, oder ein guter Fußballer sein. Daraufhin wurde ich Mitglied eines Fußballvereines."

„Nun, hatten Sie da Erfolg?"

Der Skiläufer schüttelte den Kopf: „Schon beim ersten Match wurde mir fast der Schädel eingeschlagen. Denn ich bin alt und ungeschickt. Zudem flog ich auch aus der Mannschaft raus. Den ganzen Kopf haben sie mir zerbleut. Sie müssen nämlich wissen, beim Fußball spielt der Kopf die wichtigste Rolle. Fußball spielt man vorzüglich mit dem Kopf. Hernach lag ich einen Monat im Spital. Dann hieß es wieder eine Stelle suchen. ‚Mit dem Fußball war es nichts', sagten meine Bekannten, ‚aber auch Diskuswerfer sind gegenwärtig sehr geschätzt oder Weitspringer. Du hast lange Beine, vielleicht hast du dazu Talent. Ich weiß einen Betrieb, wo Leichtathleten benötigt werden.' So wurde ich Diskuswerfer."

Der Alte seufzte tief und ließ den Kopf hängen: „Gleich nach dem ersten Versuche jagte man mich fort. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich den Trainer totgeworfen."

„Und wie war es mit dem Weitspringen? Sie haben wirklich die richtige Figur dazu."

„Ja, was die Figur anbelangt, ist alles in Ordnung. Aber bloß wenn ich nicht springe. Tue ich es, so stolpere ich immer über meine langen Beine. Man riet mir, ich möge es lieber mit dem Rudern versuchen, aber inzwischen war alles zugefroren. Da blieb mir nichts anderes übrig, als Skiläufer zu werden."

„Geben Sie es lieber auf", sagte ein Mitleidiger, „Sie werden mit dem Körpersporte kein Glück haben. Sie werden auch so eine Stelle finden."

„Da können Sie lange warten. Versuchen Sie es mal selbst . . .!"

Der All-round Sportsmann raffte seine zerbrochenen Skier zusammen und trabte heimwärts.

•

Ungefähr ein Jahr später beim Stafettenlauf quer durch Moskau. Vorne flitzten athletisch gebaute Jünglinge in schmucken Dressen vorüber, weit hinter dem übrigen Felde lief ein bleicher, storchbeiniger, hagerer Onkel. Aber auf seinem Gesichte malte sich ein derart glühendes Verlangen und so viel verbissene Energie, seine Gegner zu besiegen, daß, wäre der Wille allein ausschlaggebend gewesen, er hätte gegen die ganze Welt mit Erfolg antreten können.

Augenscheinlich hatte er bis zu diesem Tage keine Stelle gefunden . . .

(Deutsch von S. Borissoff)

Eis-Hockey

Wenn die Hockeyhölzer hackeln,
Wenn die Schlittschuhschnörkel schnackeln
Und die Gummischeibe schnellt
Mir ans Kinn anstatt zum Ziele,
Dann empfinde ich die Spiele
Einer sportlich reifen Welt.
Mehrmals, wie in früheren Wintern,
Setzen zwei sich auf den Hintern,
Was an sich mir sehr gefällt.

Doch ich habe einen Schnupfen
Und kein Taschentuch zum Tupfen.
Auch zerbrach mir mein Monokel.
Und der Kampf bleibt unentschieden.
Also geh ich unzufrieden
Heim. Und hab' von dem Gehockel
Nur den fraglichen Gewinn:
Eine Beule links am Kinn.

Hinter mir klingt etwas froh
Etwa so:
„Dem Verband Zentralafrikanischer Eishockeyspieler drei Hurras!"
Hurra! Hurra! Hurra!

Joachim Ringelnatz

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM –.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.–**; in **Österreich** die Nummer **S 1.–**; das Vierteljahr **S 12.–**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr –.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse**. • **Für die Redaktion verantwortlich: Thomas Theodor Heine, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Vor der Langlauf-Konkurrenz

(E. Thöny)



„In die Füaß hätt' i's drin, und im Kopf hätt' i's aa drin, jetzt müaßten's halt g'rad die Bretteln aa no in sich drin hab'n!"

Wintersportliches

Als die kleine Villa in Puchberg noch dem pensionierten Hofrat Pinneder gehörte, starrte der dazugehörige, ziemlich abschüssige Wiesengrund allwinterlich vor sportfeindlichen Verbotstafeln: „Privatbesitz. Skilaufen strengstens untersagt." Heuer aber hat ein junger Arzt Villa samt Wiese käuflich erworben, und am ersten Schneesonntag fanden die sportbeflissenen Wiener Weekendler die früheren Verbotstafeln mit der viel konzilianteren Inschrift überklebt:

„Auf dieser Wiese ist das Skilaufen gestattet.
Dr. med. Alfons Luttenberger.
(Ordination auch Sonntags von sieben Uhr morgens bis zu Einbruch der Dunkelheit.)"

•

Ich überhole in einer Waldschneise drei Korpsstudenten mit geschulterten Skiern. In der Enge trifft der erste seinen Hintermann mit der Skispitze ins Gesicht.
Er fährt herum: „Getroffen?"
„Ja! Direkt in die Fresse!"
„Fabelhaft! Hochterz?"
„Nee! Tiefquart!"

•

„Sie brauchen eine Abwechslung, ein anderes Milieu. Ich würde Ihnen raten, Wintersport zu treiben. Was sind Sie denn?"
„Arbeiter in einer Eisfabrik, Herr Doktor."

•

Im Winterkurort fiel allgemein ein dickes sächsisches Ehepaar auf, das natürlich nie Wintersport trieb. Die beiden saßen den ganzen Tag auf der Veranda, er rauchte und las die Zeitung, und sie stickte.

„So ganz allein?“ fragte eines Tages eine Dame das runde Paar.
„Jjja, mir fiehln uns ganz wohl so“, sagte Frau Lamm.
„Haben Sie keine Kinder?“ wurden sie weiter gefragt. Da aber legte Herr Lamm die Zeitung hin und fragte sehr erstaunt: „Entschuldchen Se ma, awer sähn mir vielleichd aus wie Aggrebaden?“

Arbeitslosigkeit auch in England

(E. Thöny)



„Arbeitslosigkeit ist für uns noch nie ein Problem gewesen!“

Ausgleich

(George Grosz)



„Siehste, Mieze, uff diese Weise bekommt ooch der Erwerbslose wenigstens 'nen annähernden Begriff vom Wintersport!"

Die Skihütte

„Danke gehorsamst", sagte Elfriede Puppenspiel und entnahm eine Zigarette dem Etui ihres Nachbarn. „Das ist aber die letzte. Der Aufstieg war anstrengend, ich will schlafen gehn." — „Da werden Sie sich hart tun, Fräulein, a bißl was wird schon noch gesungen werden." — „O das macht mir nichts, ich s-tecke meine Ohrfrieds über die Öhrchen, dann kann meinetwegen eine Jazzband s-pielen, ich höre nichts." — „Ohrfrieds, was ist das?" — „Kennen Sie nicht? Ganz einfach; unfehlbare Sache: eine luftdichte Klappe über das Müschelchen, bums, tiefe S-tille. Und damit gute Nacht allerseits."
Müde und recht befriedigt vom Verlaufe des Abends streckte sich Elfriede auf der Matratze aus. Bisher nach Hannover zus-tändig, war sie vor kurzem nach München übergesiedelt. Mit drei Damen und fünf Herren eines kleinen Skiklubs hatte sie eine Tour auf die Klubhütte unternommen. Ihrer Ansicht nach hatte sie gezeigt, daß sie Skilaufen kann. Der Abend war gemütlich gewesen, sie hatte sogar ein Lied zum besten gegeben; Oberbayrisch konnte sie ja nicht (noch nicht), aber: „An der Weser" von Pressel ist auch schön.
Jetzt also die Ohrfrieds; mein Gott, nun hatte sie die Dinger wirklich vergessen! Das war unangenehm; die unter ihr sangen doch recht laut. Übrigens lauter nette Menschen, so angenehm natürlich, so gradeaus, hilfsbereit und selbstbewußt. Und überhaupt, dieses einfache, lauschige Häuschen, nein, so etwas gab es im Harz doch nicht.
Zwei Damen kamen, ihre Lager aufzusuchen: „Du, wie gefällt dir denn die Neue?" — „Pst, sie liegt ja da!" — „Ach, die hat doch ihre berühmten Dinger über den Ohren und hört kein Wort." — „Ja, richtig. Na, Skilaufen kann sie mal nicht." — Was? Elfriede horchte auf. — „Na, und der Gesang?" — „Grauslich hat sie gestöhnt." — Elfriede wollte auffahren, aber sie war zu neugierig, um sich zu verraten. Übrigens war die Hütte doch eigentlich äußerst primitiv. Sie sprach das „primitiv" in Gedanken so spitz aus, als ob es mit s-p anfinge. — Die anderen kamen nun auch herauf, und die Kritik ging weiter. Ein Herr nannte sie ein recht eingebildetes Ding, ein anderer sagte sogar, sie sei ein Aff; Elfriede war außer sich. Was war das nur für ein rüdes, rücksichtsloses Pack in diesem Stall; und dabei auch noch eingebildet! Solch ein Benehmen wäre in Hannover doch volls-tändig ausgeschlossen. Keine zehn Pferde würden sie je in diesen Klub bringen. Wieder ging es los: „Sie ist halt das richtige Skihaserl mit ihrem albernen ‚Danke gehorsamst'." Elfriede war nahe daran, aufzuspringen, aber sie mußte doch die Leute in der Meinung erhalten, sie höre keinen Laut. Wenn erst alle schliefen, würde sie aufstehen und ganz alleine abfahren; von diesen rohen Proletariern wollte sie keinen wiedersehen.
Jetzt kam der alte Hüttenwart herauf und schlurfte durch den Raum zu seiner Kammer. Er hatte grade noch die letzten Worte gehört, und nun entfloh Folgendes dem Gehege seiner mangelhaften Zähne: „Geh, was redst denn ihr so daher über das Madel! Dös steht amal fest: blitzsauber is's und mit Abstand die Hübscheste von euch Damen." — Elfriede Puppenspiel stand das Herz still vor Freude. Endlich ein sehendes Auge! Und kein Widerspruch erhob sich! Nicht einmal von weiblicher Seite. Sie warf noch einen Blick um sich (wie reizend war es hier), lächelte und schlief beseligt ein mit dem festen Vorsatz, möglichst bald diesem Skiklub beizutreten.

Udo Schulz

Theorie und Praxis

Der Papst — dies weiß ja schließlich jeder —
ist hierorts Christi Stellvertreter.
Und „Jesus nimmt die Sünder an".
Das gilt wohl auch im Vatikan?

Im Vatikan? . . . Gott bewahre!
Da hat man auf den Zähnen Haare.
Da ist man diesbezüglich kalt
und hält auch einen Staatsanwalt.

Wenn einer, dem's an Bargeld mangelt,
im Opferstock nach Münzen angelt,
dann kommt der gottvergess'ne Wicht
alsbald vors päpstliche Gericht.

Und hat er's noch so schlau gebastelt,
er wird verknaxt und eingekastelt.
Den Gnaden- und Erbarmungsstrahl
behält der Papst im Futteral.

. . . Schwer ist's, aus schönen Theorien
die prakt'sche Konsequenz zu ziehen,
selbst Ihm, der seit geraumer Frist
bekanntlich doch unfehlbar ist.

Ratatöskr

Vom Tage

Vor kurzem ist der Rittmeister a. D. Kurt Plessing zum bayerischen Konsul in der Freien Stadt Lübeck ernannt worden. Da wäre es wohl an der Zeit, eine alte Scherzfrage zu modifizieren.
Etwa so: Welches ist der Unterschied zwischen dem deutschen Botschafter in New York und dem bayerischen Konsul in Lübeck?
Antwort: Der deutsche Botschafter in New York ist ein überseeischer Diplomat und der bayerische Konsul in Lübeck ist — ein überflüssiger.

•

In Nr. 28 der „Bayerischen Staatszeitung" findet sich ein Artikel „Abgabe der Steuererklärungen für 1929".
Unter den zu versteuernden Einnahmen sind dort, durch Sperrdruck hervorgehoben, besonders aufgeführt „die Schmiergelder auf seiten des Empfängers, die laufenden Bestechungsgelder eines Beamten".

•

„Welt und Haus", das Leipziger Familienblatt, brachte neulich den Anfang eines Romans:

Schlatzheil!
Von Oskar Blöbel.

Dazu eine Fußnote:
„‚Schlatz' ist der schlüpferige, kleberige Lehm, den man in manchen Höhlenteilen findet. — ‚Schlatzheil!' — der Höhlenforschergruß."

Lieber Simplicissimus!

Der Schauspieler H. kommt aufgeregt ins „Romanische" gestürzt, sinkt erschöpft auf einen Stuhl. Was hat er bloß? — Nach einer Weile kommt es ruckweise über seine Lippen: „Die Psychoanalytiker haben ein — Vereinslied bekommen!" — Allgemeines Erstaunen. — Ein Kognak bringt weiteren Text zum Vorschein: „Eben habe ich es gehört; es heißt: ‚Geh aus, mein Herz, und suche Freud'!"

•

Ein berühmter Berliner Schauspieler führt nach beendetem Gastspiel in einer Provinzstadt Verhandlungen mit dem dortigen Theaterleiter über sein abermaliges Auftreten im Frühjahr.
„Wissen Sie, Direktor, ich möchte das nächstemal nicht für festes Honorar spielen, sondern prozentual beteiligt sein."
„Wieviel wollen Sie denn haben?"
„Vierzig Prozent vom Brutto."
„Ist das nicht ein bißchen viel?"
„O nein. Nicht für mich. Ich bin es wert. Abrechnung jeden Abend, laut Kassenbericht."
„Und wenn ich Sie betrüge?"
„Unmöglich. An der Kasse wird mein Kontrolleur sitzen."
„Ich kann ihn bestechen."
„Ausgeschlossen! Der ehrlichste Mensch von der Welt! Er ist seit zwanzig Jahren bei mir. Ich vertraue ihm wie meinem eigenen Vater."
„Ausgezeichnet!" sagte der Direktor. „Ich suche schon lange einen ehrlichen Kontrolleur. Schicken Sie ihn mir bitte so schnell wie möglich. Dann komme ich auch ohne Ihre Gastrollen aus! . . ."

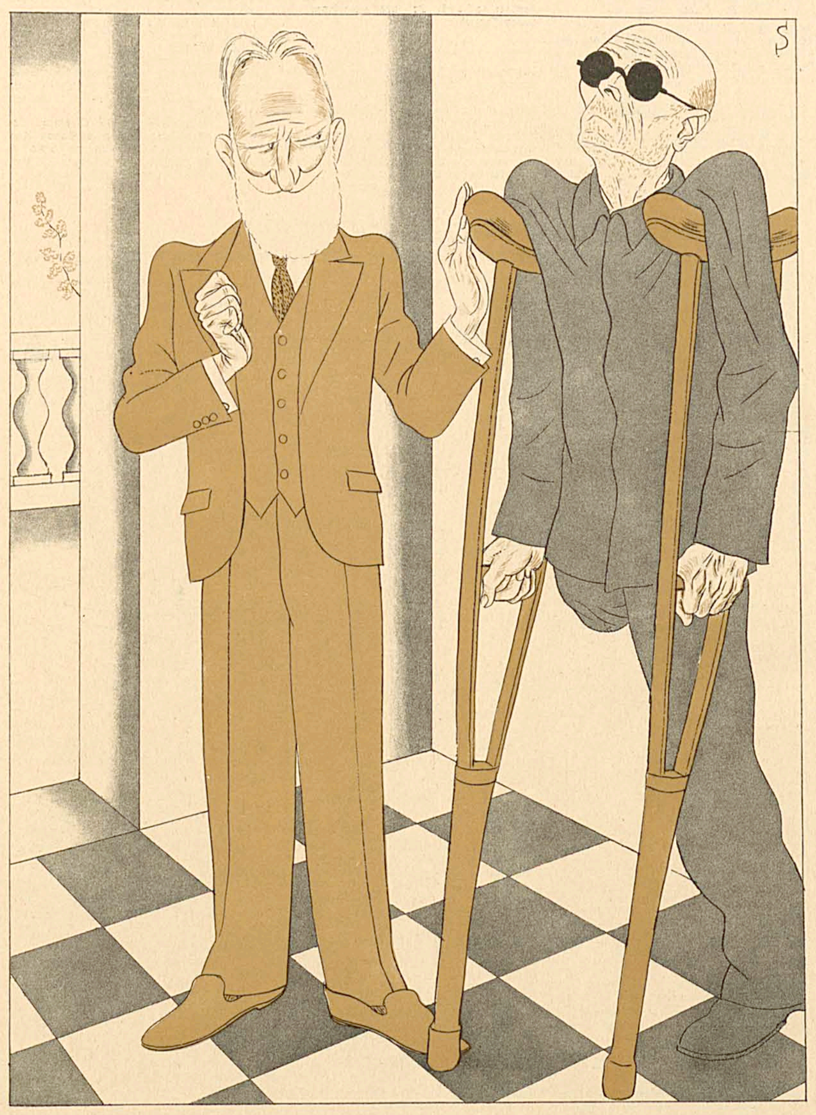
Papageienkrankheit der Kunst
oder Kalifala Sidibée, genannt „der schwarze Raffael" (Karl Arnold)



„Und was wird aus all den vielen Bildern, Kali?" — „Die kaufen die Primitiven von Europa."

Bernard Shaw schreibt ein Kriegsstück

(E. Schilling)



„Sehen Sie sich mein Kriegsstück an, dann wird Ihnen die ganze Komik des Weltkrieges aufgehen!“

Stuttgart, 3. März 1930 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 49

SIMPLICISSIMUS

Aschermittwoch

(Wilhelm Schulz)



„Rette sich, wer kann! Der Moldenhauersche Steuerplan kommt!"

(Hilla Osswald)



Pleite-Fasching 1930!

Wir pfeifen auf dem letzten Loch
und leben noch und leben doch,
und wursteln fröhlich weiter.
Und geht es uns auch noch so schief,
es gibt ja keinen Komparativ:
wer pleite, wird nicht pleiter!

Wenn eine ganze große Stadt
nichts mehr in ihren Kassen hat,
braucht niemand sich zu schämen!
Sei froh, daß du auch pleite bist:
wer pleite ist, wer pleite ist,
dem kann man doch nichts nehmen!

Ob Haag, ob Genf, ob Genf, ob Haag,
es kracht und kriselt alle Tag
auch auf den Konferenzen!
Und wenn es nicht genügend kracht,
dann überrascht uns Doktor Schacht
mit neuen Faschingstänzen!

Der Yankee lächelt sphinxhaft kühl,
er hat nicht sehr viel Zartgefühl
für arme kleine Leute.
Wenn Deutschland sich mit Frankreich rauft,
ist bald Europa ausverkauft,
dann ist Europa pleite!

Drum laßt uns, eh wir ganz verkracht,
die letzte Nacht, die letzte Nacht
den Pleite-Fasching feiern!
Der Aschermittwoch kommt ja doch.
Dann kannst du, lebst du immer noch,
den Leierkasten leiern!

Siegfried von Vegesack

Der Mann mit der eisernen Maske / Fastnachtsdrama von Cami

I. Akt

Gouverneur und Gefangener

(Die Bühne stellt eine Zelle der Bastille vor)

Der Mann mit der eisernen Maske: Wegen der großen Ähnlichkeit meiner äußeren Erscheinung mit der seinen hat der König Ludwig XIV. mir eine eiserne Maske anlöten und mich in die Bastille werfen lassen, damit man mich nicht mit ihm verwechselt.

Der Gouverneur der Bastille: Wie ich höre, mein Herr, haben Sie Ihren Kerkermeister zu bestechen versucht, um ihn Ihren Fluchtplänen geneigt zu machen. Um dies für die Zukunft zu vermeiden, bekommen Sie von heute an einen armlosen Kerkermeister.

Der Mann mit der eisernen Maske: Einen armlosen Kerkermeister?

Der Gouverneur der Bastille: Ja, damit er Ihren Fluchtplänen nicht die Hand bieten kann.

II. Akt

Vorbereitungen zur Flucht

(Die gleiche Dekoration)

Der Mann mit der eisernen Maske: Dank meinem armlosen Kerkermeister, der die Türen nicht schließen kann, ist es mir heute morgen gelungen, die Bastille zu verlassen, um eine Feile zu kaufen. Es ist mir geglückt, wieder unbemerkt in meine Zelle zurückzukehren. Mein Fluchtplan ist vollkommen fertig. In einem Monat, also gerade am Faschingsdienstag, werde ich mein Gefängnis verlassen. Das ist der einzige Tag, an dem meine eiserne Maske niemandem auffällt.

Der Gouverneur der Bastille (tritt ein): Herr, Ihr armloser Kerkermeister hat mir einen Brief eingehändigt, in welchem Sie mich um die Erlaubnis bitten, in Ihrer Zelle die Zugposaune zu blasen.

Der Mann mit der eisernen Maske: Ja, das würde mich zerstreuen.

Der Gouverneur der Bastille: Ich gestatte Ihnen, die Zugposaune zu blasen, aber nur zwei Stunden täglich, um die anderen Gefangenen nicht zu belästigen.

Der Mann mit der eisernen Maske: Ihre Freundlichkeit gibt mir Mut, Sie noch um eine zweite Gnade zu bitten.

Der Gouverneur der Bastille: Reden Sie.

Der Mann mit der eisernen Maske: Ich hätte in meiner Zelle gern ein Schmetterlingsnetz.

Der Gouverneur der Bastille: Ein Schmetterlingsnetz?

Der Mann mit der eisernen Maske: Ja. Ich langweile mich furchtbar. Ich brauche dieses Netz zum Grillenfangen.

Der Gouverneur der Bastille: Bewilligt. Der armlose Kerkermeister wird Ihnen noch heute zwischen seinen Zähnen das Schmetterlingsnetz und die Zugposaune bringen. (Ab.)

(H. Marxen)



Der Mann mit der eisernen Maske: Eine Feile, eine Zugposaune und ein Schmetterlingsnetz, das ist alles, was ich brauche, um die Bastille am Faschingsdienstag verlassen zu können.

III. Akt

Gefangenen-Musik

(Die gleiche Dekoration)

Der Mann mit der eisernen Maske: Eben hat mir der armlose Kerkermeister die Zugposaune und das Schmetterlingsnetz gebracht. Ans Werk! (Er befestigt eine Feile am Zug der Posaune und drückt diese gegen das Fenstergitter. Darauf spielt er eine hinreißende Melodie und feilt beim Hin- und Herschieben des Zuges gleichzeitig am Gitter.) Die Posaunenmusik übertönt das Kreischen der Feile. Der armlose Kerkermeister wird nichts merken. Das ist herrlich! Wenn ich täglich zwei Stunden Posaune blase, so ist mein Gefängnisgitter am Faschingsdienstag durchgesägt. Aber verlieren wir keine Zeit! (Er bläst die Posaune weiter.)

IV. Akt

Die Flucht

(Die gleiche Dekoration)

Der Mann mit der eisernen Maske: Sei mir gegrüßt, Tag der Befreiung! Sei mir gegrüßt, Faschingsdienstag! Heute sind es dreißig Tage, seit ich mit meiner Posaune das Gitter meines Gefängnisses zu durchfeilen begonnen habe. Heute ist das Werk vollendet. Ich kann nun fliehen. Meine Zelle ist siebzig Fuß hoch gelegen. Aber ich habe alles bedacht: dank meinem Schmetterlingsnetz kann ich ohne jede Gefahr ins Leere springen. (Er springt mit dem Schmetterlingsnetz in der rechten Hand. Zwei Meter vom Boden entfernt hält er das Netz unter sich und fällt hinein.) Ich habe die klassische Methode der Akrobaten angewandt, die ein Netz unter sich anbringen, um sich beim Fall nicht zu verletzen. (Er mengt sich unter das Maskenvolk und verschwindet unbemerkt im Maskentreiben.)

(Vorhang.)

(Übertragen von Rose Richter)

Berliner Brief

Nun taubert's im Tonfilm. Ein Meter hoch, zwei Meter breit sieht man den tönenden Mund dieses gottbegnadeten Sängers — aber warum er „nie mehr an eine Frau glaubt" erfährt man trotzdem nicht. Vielleicht hat ihn die Vielgeliebte verlassen, weil er auf der Leinwand so schrecklich lispelt —? Oder fürchtete sie in diesen Bergen von Schmalz zu ersticken?
Der Film selbst stellt eine glückliche Verbindung von Romantik und Realismus dar und ist belehrend. Wir erfahren, daß nicht alle Matrosen ausgekochte Kutteldaddeldus sind, sondern daß es auch harmlose junge Seefahrer gibt, die nach zwölfjähriger Weltreise nicht verstehen, was ein Mädchen will, wenn es nach dem ersten Glas Bier in der Hafenkneipe aufsteht und sagt: „Komm, wir gehen!" Solche Fuetterer-Matrosen gehen lieber im Mondschein spazieren, und statt ans Knutschen denken sie ans Heiraten. So ist es, ist es, ist es. Und Berlin macht gerührt „pssst!", wenn der Ton-Tauber von „Heimat" und „Mutterherz" schmalzt. Hoffnungslos Hartleibige, bei denen die gewagtesten Mittel versagten, sollen durch diesen Film geheilt worden sein und sich anheischig gemacht haben, auf dies Meisterwerk zu — pfeifen!
Hartungs Wiedergeburt-Theater hat sich als Fehlgeburt erwiesen. Die Heidelberger Gönner, die ihr Herz an ihn verloren haben, sehen traurig den Pleitegeier, ihre letzten Sanierungsschecks in den Fängen, entschweben — — — Und Schauspieler mit zwei- und dreijährigen Verträgen in der Tasche gehen stempeln. Falls Herr Hartung nun Intendant der Kölner Stadttheater wird, kann man der Stadt nur gratulieren —: die „Pressa" war teurer.
Die Vergnügungsbetriebe am Zoo kommen endlich in Münchener Hände. Welsche Jazzbands werden hausgemachten Oberlandler-Kapellen weichen, und fröhliges Duliöh entringt sich saftigem Weißwurst-Gezuzzel. Schon sind prominente Vogel-Sprachlehrer damit beschäftigt, den Papageien im Weinhaus bayrische Dialektsprüche einzustudieren.
Aber neue Gefahren drohen: das „Nachtgespenst" ist in den Hintergrund gedrängt durch das jetzt auftauchende Gespenst der Prohibition! Zwei schnapsfreie Tage sollen den Weg ebnen. Da das Berliner Bier ohne heilenden Präventivzusatz von Korn kaum zu genießen ist, dämmern amerikanische Zustände herauf. Dies wird auch hier die Volksseele am Freitag und Sonnabend zum Kochen bringen!
Taxi-Fahren ist zur Zeit des Droschkenstreiks wegen auch bei trockenem Wetter gefahrvoller als sonst Bus-Fahren auf nassem Rutsch-Asphalt. Lebens- und Unfallversicherungen schließen Fahrten in die Kampfgebiete von Neukölln bis zum Belle-Alliance- und Alexanderplatz aus. Es ist geplant, dorthin nur noch Panzer-Taxis mit Maschinen-Gummiknüppeln fahren zu lassen, an deren Herstellung fieberhaft gearbeitet wird.
Man hüte sich auch vor medial veranlagten Frauen! Da soll die bisher nur durch die Dahlemer Explosionskatastrophe bekannte Frau Weingärtner den „sehr religiös veranlagten" Professor Blanck mit Hilfe des zugleich als Geist und Finanzbeirat auftretenden ersoffenen Matrosen Josef um bare 400000 Mark geschädigt haben. Wenn dadurch auch einerseits in erfreulicher Weise die These widerlegt wird, es gäbe in Berlin kein verfügbares Barkapital, so soll andererseits auf Grund dieses Falles ein dringender Antrag im Reichstag eingebracht werden, daß im neuen Strafgesetzbuch Dummheit für strafbar erklärt wird. Glückt dies, wird Frau Weingärtner voraussichtlich mit hohem Gehalt von der Stadt Berlin als Direktrice der neuen „Geldbeschaffungsstelle" engagiert werden, was weitere Steuererhöhungen entbehrlich machte.
Der Karneval hat seinen Höhepunkt erreicht. Nur wer die Gähnsucht kennt, weiß, was ich leide.

Kaki

Warnung

Hört: der Reichstagsausschuß hat bestimmt,
daß auf je vierhundert deutsche Seelen
künftig eine e i n z i g e Kneipe kimmt!
E i n e Quelle auf vierhundert Kehlen!
Siebzigtausend würden demgemäß,
siebzigtausend Schenken aufgehoben,
wodarin bei Bier und Backsteinkäs
brave Bürger die Regierung loben.
Werden sie das künftig auch noch tun,
wenn man ihren Wortbereich verringert?
Glaubt man etwa gar, sie sei'n immun,
wenn man roh ihr Innerstes befingert?
Auf dem deutschen Stammtischtum beruht
Sein und Wirken derer, die regieren . . .
Und ihr wollt dies hohe Institut
gleich um siebzigtausend reduzieren?

Ratatöskr

Einsamer Fasching *(Th. Th. Heine)*



Russische Zustände – hier wie dort

(E. Schilling)



„Tröste dich, Väterchen, in Deutschland wollen sie sogar Gasthäuser schließen!“

Unmoral der Zeit *(Marcel Frischmann)*



„Zu unserer Zeit is man zuerst Mä'dchen jewesen und dann erst ‚so Eene' jeworden, und jetzt fängt so Eene schon als so Eene an!"

Atelierfest

Geh jetzt, Eulalia, und besorg' das rosa Seidenpapier!
Aber nicht mehr als für fünfzig Pfennig.
Für die restlichen fünfundfünfzig kaufst du zwei Flaschen Bier.
Sie wollen zwar Alkohol mitbringen, aber na, das kenn' ich:
Wenn wir Glück haben, rückt einer an mit einer halben Pulle Schnaps . . .
Daß die Leute das nicht verstehn: Wenn du ein Atelierfest mitmachst, dann berapp's
Doch zum mindesten indirekt mit ein paar Flaschen Wein!
Von irgend was muß man doch heute abend leben!
Ich wollte ja eigentlich nie mehr ein Atelierfest geben,
Aber die Tochter von dem Lebensmittelfritzen bringt ziemlich bestimmt eine Dauerwurst.
Hoffentlich gerät sie nicht zu klein!
Paß ein bißchen auf deinen Bruder auf, der entwickelt immer so viel Durst,
Wie wir alle zusammen nicht bestreiten können. —
Das heißt, wenn günstigenfalls was Trinkbares in Erscheinung tritt . . .
Hoffentlich bringt einer wenigstens Zigaretten mit,
Sonst können wir uns Heiratsannoncen rollen und anbrennen . . .
Ein Brot könntest du unten beim Bäcker —
Aber der gibt uns wahrscheinlich keinen Kredit.
Da läßt du eben die zwei Flaschen Bier
Oder — ach es genügt auch für zehn Pfennig Seidenpapier . . .
Wie spät ist es jetzt? Geht denn überhaupt der Wecker?
Na, Gott sei Dank! Ich lauf schnell noch meine alten Tourenstiefel verkümmeln.
Drei Mark kommen dabei schon noch raus —
Und da denken die Normalsituierten: Wir Künstler leben in allen Himmeln,
Bloß weil man einen Fetzen rosa Papier um die Glühbirne wickelt . . .
Das Brikett habe ich in drei Teile zerstückelt,
So hält man das fallende Thermometer länger aus . . .
Übrigens, wir hätten uns auch nicht grade liieren müssen.
Das Leben ist doch für einen alleine schon genug beschissen.

Lierke

Stunde des Erkennens

Wochenlang hatte Frau Magda die einschlägige Literatur durchaus studiert, mit heißem Bemühn, um Anregungen für ihr Maskenkostüm zu finden. In ihrem Boudoir lagen sie verstreut, die Faschingsnummern der „Eleganten Dame", des „Letzten Schreis von Paris", der „Feschen Wienerin"; dazu kultur- und kostümgeschichtliche Werke in Prachtbänden, Modenspiegel aus sechs Jahrtausenden, Ullheims „Zweihundert originelle — Kostüme für Maskenbälle" . . . Nirgends fand Frau Magda, was sie suchte — das Seltsame, Einmalige, Sinnverwirrende, die große Sensation. Sie war am Verzweifeln; sie versäumte ihre Fechtstunden, vergaß wichtige Bridge-parties, gab sich versehentlich ihrem Gatten; Brücke und Spagat glückten ihr nicht mehr. Es war entsetzlich. Und in zwei Tagen sollte das Kostümfest in ihrer Villa stattfinden!

Da — in höchster Not, in zwölfter Stunde — kam ihr eine Erleuchtung. Eine Offenbarung. Sie würde nackt gehen! Angetan mit einem winzigen Nichts, einem Hauch: Ein mattgoldener Gürtel um die schmalen Hüften, ein wenig Farbe auf die modisch spitzen Brüste — das würde ihr Kostüm sein. Das würde die unerhörte Sensation sein, die sie ersehnte.

Der Abend kam. Die Gäste flüsterten im matterleuchteten Saal, gedämpftes Lachen klang auf. Frau Magda hörte es im Nebenzimmer, wo sie in fiebernder Erwartung stand, nackt, alabastern, golden. Dann schlug es zehn Uhr. Die Lichter erloschen für einige Sekunden, fast lautlos glitt sie in den Saal, erreichte die kristallene Tanzfläche . . . Ein Gong ertönte; im gleichen Augenblick überschwemmte grelles Licht den Raum, in dessen Mitte Frau Magda stand: einen mattgoldenen Gürtel um die schmalen Hüften, ein wenig Farbe auf den modisch spitzen Brüsten. Mit dem Lächeln der Siegerin blickte sie bewunderungheischend auf ihre Gäste — und sank gleich darauf mit furchtbarem Aufschrei weidwund zusammen . . .

Die anderen Frauen hatten noch weniger an.

h. s.





Seelische Depression

(H. Marxen)



„Nur noch 'nen eenzigen Aschermittwoch in diesem Jahr, und ick mache mein Leben lang keenen Fasching mehr mit!"

Faschings-Rückstände

Surrogat

Wir machen gern einen kleinen Schwatz miteinander, Hochwürden der Herr Pfarrer und ich verlorenes Schäflein.
Neulich kamen wir auch wieder mal ins Gespräch. Plauschten ein bißchen über den heurigen Winter, diesen abnorm milden Winter, und dann sagte Hochwürden: „Jaja, alles is verdreht heuer. Der Fasching fangt auch reichlich spät an. Erst am 5. März."
„Am 5. März?" sage ich. „Aber da hört er doch auf. Da ist doch schon Aschermittwoch."
Da schaut mich Hochwürden an, mit einem heiteren und einem nassen Auge, und sagt freundlich: „Für uns fangt er doch erst am Aschermittwoch an. Wenn die Leut beichten kommen . . ."

Leidenschaft

Solch ein Faschingserlebnis ist etwas fürs Leben. Die Liebe, die du im Fasching genossen, vergoldet deinen grauen Alltag: der Mensch zehrt von dieser holden Erinnerung . . .
Und dann wird ein Ehescheidungsprozeß daraus.
Und ein Mann steht als Zeuge vorm Gericht.
Und der Richter fragt ihn: „Haben Sie in der Nacht vom Rosenmontag zum Fastnachtsdienstag, anläßlich des Kostümfestes der ‚Urania' im Metropol-Hotel, in einem Zimmer dieses Hotels mit der Gattin Ihres Freundes Meinelt intim verkehrt?"
Der Zeuge schaut die Frau Meinelt an. Er sucht angestrengt in seiner Erinnerung. Er zermartert sein Hirn. Und dann schüttelt er resigniert das Haupt: „So leid es mir tut — ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen. Geküßt, ja. Geküßt haben wir uns. Aber ob mehr . . . das weiß ich nicht."





Die liebe kleine Frau P. zog mich in eine Nische des Festsaals, verschüchtert, entmutigt: „Kommen Sie, ich will untertauchen. Ich kann diese Blicke nicht mehr ertragen. Mein Dekolleté ist zu tief!"
„Und nun schämen Sie sich. Und grollen der Schneiderin."
„Ja — und nein. Ich wollte es ja selbst so . . ."
„Eitelkeit muß leiden."
„Das ist garstig von Ihnen."
„Nicht doch — die eitle Sorgfalt um eure Reize ist ja doch das Netteste an euch Frauen."
„Sehen Sie, daß Sie lieb sein können — und die Schuld auf sich nehmen . . ."
„Welche Schuld??" — Die kleine Frau P. kämpfte mit den Tränen: „Daß diese schrecklichen Leute . . ."
„. . . Sie in eine peinliche Situation gebracht haben wegen Ihres entzückenden, fabelhaften Dekolletés?" — Das trübe Gesichtchen hellte sich auf: „Ich wußte ja, daß Sie es ‚fabelhaft' nennen würden. Und ich habe ja auch nur Ihretwegen das Kleid so tief ausschneiden lassen . . ."
„Meinetwegen??"
„Ja. Weil ich glaubte, daß es Ihnen Freude machen würde, mit mir so im Prominentenschritt in diesem Kleid durch den Saal zu gehen . . ."
„Und nun müssen Sie für meine Eitelkeit leiden!"
„Ja. Und nun haben Sie eine kleine verschüchterte Frau neben sich — die nicht eitel genug war, ihr dummes Schamgefühl ihrer Eitelkeit zu opfern."
„Sie unterschätzen uns beide, gnädige Frau. Glauben Sie, daß die Weltgeschichte mit Vorliebe die dekolletierten Damen aufnotierte — die Recamier, Potocka, Antoinette, Königin Luise — nur deshalb, weil es eitle, gefallsüchtige Geschöpfe waren?"
„Weil es Königinnen waren oder sonstwie bedeutende und einflußreiche Frauen."
„Deren gab es viele. Man hat die meisten vergessen. Für die dekolletierten unter ihnen schwärmt man merkwürdigerweise heute noch!"
„Ja, so seid ihr Männer. Und warum seid ihr so?"
„Weil wir unsern — Kandaules-Komplex haben."
„Einen was, bitte??"
„Weil wir das Spiel lieben, unseren Besitz zu gefährden, und weil wir die dazu geeigneten Objekte ganz besonders verehren."
„Das verstehe ich nicht, Sie Philosoph."
„Ganz richtig hat es auch noch niemand verstehen und erklären können. Und nur einmal hat die Weltliteratur an dieses Rätsel im Wesen des Mannes gerührt: in Hebbels ‚Gyges und sein Ring'. Der König Kandaules, Gemahl der schönsten und keuschesten Frau, Rhodope, lud seinen Freund Gyges mit dem unsichtbar machenden Ring in das eheliche Schlafzimmer ein."
„Und das ließ sich Rhodope gefallen?"
„Sie ging in den Tod, als sie erfuhr, daß ein fremder Mann ihre Reize entschleiert gesehen hatte." — Die kleine Frau P. sah mich nachdenklich an: „So sind die Frauen freilich heute nicht mehr."
„Nein, gewiß nicht. Sie haben sich den Wünschen des Kandaules gern angepaßt!"
„Gern? Woher wollen Sie das wissen?"
„Sie — sagten es vorhin . . ."
„Ach so. Ja — Sie haben doch aber gesehen, daß ich mir zuviel zugemutet hatte. Deshalb sind wir ja in diese Nische geflüchtet. Man braucht doch schließlich nicht gleich in den Tod zu gehen . . ."
„. . . um eine edle Frau zu bleiben."
„Ich bin nicht weniger wert als Rhodope, mein Herr!"
„Und ich nicht weniger als Kandaules, gnädige Frau!"
„Sie wollen diesen eitlen, prahlerischen Narren auch noch verteidigen?"
„So dürfen Sie ihn nicht nennen. Sein Freund Gyges hat ihn ganz anders beurteilt. Er sagte zu der beleidigten Rhodope: ‚Dein Mann glich dem Priester, der dieselbe Flamme, die ihn durchlodert, zu des Gottes Ehre auch in der fremden Brust entzünden möchte!'"
Die liebe kleine Frau P. dachte ein wenig nach — dann strahlte sie: „Das haben Sie schön gesagt!"
„O bitte — nicht ich, sondern Gyges!"
„Lassen Sie doch den ollen Griechen endlich . . ." — Sie straffte sich stolz lächelnd vor dem Spiegel der Nische und meinte: „Kommen Sie, wir könnten eigentlich mal wieder in den Saal gehen . . ."
„Und die bösen Leute?"
„Ich habe ja — meinen Priester!"
„Gewiß, Göttin."

Konferenz am Bett

Von Erich Kästner

Ich saß bei dir am Bett und fühlte jede
Bewegung des Plumeaus, als wärst es du.
Wir sprachen klug und deckten mit der Rede
das, was geschehen sollte, auf und zu.

Es war ein Zweikampf in gepflegter Prosa.
Du lagst im Bett. Ich saß und hielt mich stramm.
Es roch nach Puder. Und das Licht war rosa.
Und manches Wort wog zwanzig Kilogramm.

Du wolltest nicht, daß ich bloß bei dir säße . . .
Du wolltest aber, wie ich bald erriet,
daß ich dich erst auf dein Kommando fräße!
Du lagst im Bett und machtest Appetit.

Und dabei wußtest du, daß ich das wüßte,
und wußte ich, du wüßtest längst: er weiß.
Und zeigtest du ein bißchen sehr viel Büste,
dann nickte ich und sagte: „Es ist heiß."

Wir waren ganz und gar nicht zu beneiden.
Wir schütteten die Stimmung durch ein Sieb.
Am Ende wußte keiner von uns beiden,
wer das, was beide wollten, hintertrieb.

Der Morgen dämmerte. Die Vögel sangen.
Bis sechs Uhr dreißig währte das Duett.
Und wie ging's weiter? Dann bin ich gegangen!
Sonst säß' ich heute noch bei dir am Bett.

Der Götz von Berlichingen

(Werner Paul Schmidt)

„Ruhe, mein Herr, wir haben bereits Aschermittwoch!" — „Det hätten Se mal meinem Orijinal sagen müssen!"

Erlebnis mit Alfred

Mein Freund Alfred Schnorz fungiert in „Karlchens Ballhaus" als maître de plaisir, Herr des Vergnügens, Tanzmeister — oder wie Sie, liebe Leser, jenen Mann nun nennen wollen, dem es obliegt, den Tanzbetrieb zu überwachen und gleichzeitig für gute Stimmung zu sorgen. Dieser letzteren Aufgabe kommt mein Freund Alfred hauptsächlich dadurch nach, daß er am Ende der Tänze, wo regelmäßig die Paare stürmisch klatschend ein „Schwänzchen" heischen, mit wohlklingender Stimme der Musikkapelle allerhand Ulkiges zuruft, beispielsweise: „Noch eine Runde, Herr Kapellmeister, für unsere zuckersüßen Mäuschen!" oder: „Noch ein ganz kleines Ringelschwänzchen!" usw. usw.

Was nun meine Wenigkeit betrifft, liebe Leser, so hatte ich dieser Tage zwei Freikarten für „Tannhäuser", und zwar im Parkett-Fotölch. Ich weiß heute wirklich nicht mehr so genau, wie ich darauf kam, ausgerechnet Alfred Schnorz eine solche Karte anzubieten. Jedenfalls nahm er herzlichst dankend meine Einladung an, ließ sich für den Abend beurlauben, wanderte mit mir in die Oper und — schlief während der Ouvertüre leise schnarchend neben mir ein . . .

Peinlich, sehr peinlich in diesem Milljöh! Sollte ich ihn wecken? — Ach wozu! der brave Mann war müde! Ich ließ ihn schlafen, in Gottes Namen. Und bereute es später bitterlich . . . Als nämlich die Ouvertüre zu Ende war, verehrte Leser, setzte, bei noch geschlossenem Vorhang, heftigstes Applaudieren ein, so heftig, daß der von süßen Träumen umgaukelte Alfred Schnorz zusammenzuckte und aufwachte . . . Er schaute ganz entgeistert umher, fand sich, noch halb im Schlaf, in dieser Lokalität nicht zurecht . . . Plötzlich, als ob ihn eine Erleuchtung überkäme, verklärte verständnisinnig sich sein Gesicht . . . und im gleichen Augenblick stand er, ohne daß ich ihn daran hindern konnte, blitzschnell auf und schmetterte mit seiner in Karlchens Ballhaus so wohlklingenden Stimme: „Herr Kapellmeister, weil's so schön war, noch ein Schwänzchen!"

Faschings-Kuriosa

Auf einem hochoffiziellen Eliteball passierte der schönen Frau des . . . . sischen Gesandten in Wien etwas Schreckliches: sie verlor — während des Tanzens im hellerleuchteten Tanzsaal — ihr hauchzartes Spitzenhöschen.

Graf X., der Tänzer der schönen Frau, blickte ratlos und verzweifelt auf das Tanzparkett. Der Gesandte, der die Szene zufallsweise beobachtet hatte, wurde krebsrot und konzipierte bereits im Geiste sein Demissionsgesuch. Die Nebentanzenden begannen zu lächeln.

Die Verlustträgerin aber blieb seelenruhig. „Ach", sagte sie, „jetzt ist mir die Schärpe 'runtergefallen!", raffte das Höschen auf und befestigte das duftige Etwas mit einer herrlichen Brillantenagraffe an ihrem Silberlamékleid.

Ihr Gatte ist noch immer Gesandter in Wien.

•

Auf einer großen Wiener Kostümredoute erschienen mehrere sehr hübsche Damen als „Altwiener Gruppe".

Ein zufällig anwesender Herr aus Berlin ging auf die Hübscheste der Altwienerinnen zu, grinste recht freundlich und sagte: „Saach'n Se mal, Jnädichste, wat stellen Sie nu eijentlich vor? 'n Weahnah Wäschermahdell oder . . .?"

Die hübsche Altwienerin, die übrigens wirklich als Wäschermädel kostümiert war, blickte den Fragenden mit rührender Hilflosigkeit an.

„Nem tudok németül! (ich kann nicht deutsch)", gestand sie endlich betrübt und ungarisch.

•

Stumm und wütend sieht Herr Plumm zu, wie sich seine Tochter für den Maskenball zurechtmacht.
Als Königin der Nacht zieht sie sich an, und das Kostüm ist schrecklich teuer. „Ich muß natürlich wieder den ganzen Plunder bezahlen“, knurrt Herr Plumm. „Zu unserer Zeit war so ein Aufwand nicht üblich. Deine Mutter hat nicht solche Umstände gemacht, um einen Mann zu ergattern.“
„Das Ergebnis ist ja auch danach“, erwidert Lu kühl.

Emelka-Verkauf?

(Olaf Gulbransson)



Bekommt das Aktienpaket nun die deutsche Zentrumspartei oder die amerikanische Girl-Industrie?

Ich kann nichts dafür — ich bin eine romantische Natur! Und ich beschloß, in diesem Fasching mal für das ganze Jahr mit Romantik einzudecken. Die Abenteuer an der Quelle, sozusagen frisch von der Kuh weg zu pflücken . . .
Also fuhr ich mit dem Faschingsblütenzug direkt nach Venedig. Besorgte mir in einem Maskenverleih einen unerhört echten „Casanova". Und stürzte mich blindlings in einen Maskenball im Teatro la Fenice . . .
Und tatsächlich — noch ehe das kleinste Coriandolo an meinen funkelneuen Lackschuhen klebte, ereilte mich bereits mein Verhängnis! An der Biegung der Treppe streift mich ein Kichern von allerhand Seide. Ein Stück Goldspitze verfängt sich an meinem Monokel. Wir stehen Schulter an Schulter gezwungen. Hinter schmaler Larve blitzt es auf wie eine Degenklinge. Brennt ein Mund wie eine blutrote Wunde. Mein Herz trommelt Alarm. Dunkel fühle ich den Beginn eines Dramas . . .
Sie hieß Giudita. Ich nannte sie „Madonna". Und mio cuore und mio fiore. Und lagomaggiore. Den ganzen Schatz meiner italienischen Vokabeln verschwendete ich an sie. Manchmal streifte mich eine ihrer geschmückten Hände. Wie der sanfte Flügel einer Taube. Ich hatte das zwingende Bedürfnis, ihr Veilchen in den Sekt zu streuen. Sie trank den Sekt aus — und gab mir die Veilchen zu essen. Man stelle sich vor — Veilchen auf einen Strohhalm gespießt! Ich fror vor Spannung und Begierde. Ich sah mich schon im Geist an ein morsches Fenstersims gekrallt. Über irgendeiner finstern Lagune. Denn sie war natürlich verheiratet. Dieser baumlange Torero, der unter unserer Loge vorbeistrich, war ohne Zweifel der Gatte. Einmal, im Vorübertanzen, zischte er ihr ein paar Worte zu. Ich verstand nichts. Ich sah nur das drohende Blinken seines mörderisch schönen Gebisses . . .
Gegen Mitternacht gab Gjudita durch ein diskretes Gähnen das Aufbruchsignal. Eine Gondel, schwarz und feierlich wie ein Sarg, nahm uns auf. Es goß in Strömen. Das Wasser lief mir in den Mantelkragen. In die Schuhe. In die Nasenlöcher. Aber es war unerhört spannend. Alles. Auch der Regen. In Venedig ist sogar der Regen romantisch!
Aus schwarzem Wasser wachsen die Umrisse eines kleinen Palazzo. Wächst das Geheimnis. Giudita zieht mich schweigend in einen finstern Torbogen. Drückt mir schweigend einen eiskalten Schlüssel in die Hand. Ich stoße ihn blind in irgendeine Tür. Finsternis wirft sich auf uns. Die fremde Signora umklammert meinen Arm. „Licht! Dio mio, machen Sie Licht!" Ihr Herz rast an dem meinen. Angst keucht aus ihrer Stimme. Angst — vor wem? Vor dem Gatten? Vor dem Liebhaber? Vor beiden vielleicht...?! Ich spüre schon das Stilett im Genick. Wollüstiges Grausen steilt mir das Nackenhaar. Ich wage nicht einmal, sie zu küssen...
Sie jagt mich mit der blakenden Ölfunzel vor sich her über Treppen und Korridore. Jeden Winkel heißt sie mich ableuchten. Zuletzt ihr Schlafzimmer. Hinter die Vorhänge. In sämtliche Schränke. Unters Bett... Dann drängt sie mich sanft aus der Tür. „Wenn ich rufe, Signore — müssen Sie kommen . . . instantaneamente . . ."
Atemraubende Verheißung lächelt aus ihrem Blick . . .
Ich warte. Wie ein verliebter Lakai antichambriere ich vor ihrer Tür. Jedes kleinste Geräusch peitscht meine Phantasie in unerhörte Vorstellungen. Das spröde Knistern fallender Seide. Das Geklapper einer Dose . . . Dann wird es still. Totenstill. Nichts klappert mehr. Bloß noch meine Zähne . . .
Kurz nach vier geht unten die Haustür. Männerschritte nähern sich weggewöhnt. Im Lichtkegel einer Taschenlampe steht vor mir — der Torero. Der Torero von la Fenice! Dunkel begreife ich: — das ist der Tod. Der Tod in Venedig . . .! Schade, man müßte den Titel einer Filmgesellschaft verkaufen . . .! Ich suche krampfhaft nach irgendeinem defensiven Gegenstand. Aber der feindliche Venezianer drückt mir mit schöner Wärme die Hand. „Vielen Dank, Signore, für Ihre große Gefälligkeit! Sie haben mein Vergnügen um vier Stunden verlängert. Sonst hätte ich meine Frau selbst nach Hause bringen müssen. Sie ist so furchtsam, die arme Kleine!" Er zog die Uhr. „Sie werden Eile haben, ins Bett zu kommen. Die Gondel von San Gregorio muß jeden Augenblick hier sein. Gestatten Sie, daß ich Ihnen hinunterleuchte . . ."
Draußen goß es noch immer zum Steinerweichen. Ein gelber, stinkender Nebel stieg aus der Lagune . . .
O bellissima Venezia . . .!!

Caren

Aschermittwoch

(Karl Holtz)



„Woaßt es a no, Schorschl, daß d' mir's Heiraten versprochen hast?" — „Freili, im nächsten Fasching fang' i wieder davo an!"

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Thomas Theodor Heine, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Lieber Simplicissimus!

In einem großen Wahlschwindelprozeß, der kürzlich die Wiener Gerichte beschäftigte, wurde ein Obermagistratsrat über die Formalitäten der Wahlrechtsreklamation als Zeuge vernommen. Nach seiner Aussage — bitte, die Sache ist wortwörtlich wahr — war es üblich, den aus der Wählerliste herausreklamierten Personen diese Tatsache in folgender Form mitzuteilen: „Nehmen Sie zur Kenntnis, daß Sie aus der Liste herausreklamiert wurden, weil Sie angeblich gestorben sind."

•

Der Untersuchungsrichter sagte: „Können Sie sich denn gar nicht auf das Datum des Briefes besinnen? Alles, aber auch alles hängt davon ab! Was stand auf der Briefmarke gestempelt?"
Da strahlte Quantsch: „Ja, darauf besinne ich mich noch ganz genau!"
In ungeheurer Spannung lehnte sich der Untersuchungsrichter vor: „Nämlich ...!!??"
Und Quantsch erwiderte: „Jeder einmal in Berlin ...!"

•

Ein lieber Freund war uns gestorben, und wir hatten die Nachricht von seinem Hinscheiden durch eine Anzeige in den „M ... N ... N ..." bekanntgegeben.
Heute erhalten wir folgende Rechnung:

... Todesanzeige x x RM. 210.20.

Darunter dick rot in Blockschrift gedruckt: „Das wirksamste Werbemittel ist das Inserat."

Jorns

Dieses Urteil geht uns lieblich ein,
denn man denkt: die Luft wird wieder rein!
Neuerdings entsendet die Justize
scheinbar unparteiisch ihre Blitze —

Goß auch auf den Staatsanwalt Herr Jorns
tiefempört die Schale seines Zorns,
war der nicht zur Rücksicht zu bewegen
auf den hohen Rang des Herrn Kollegen!

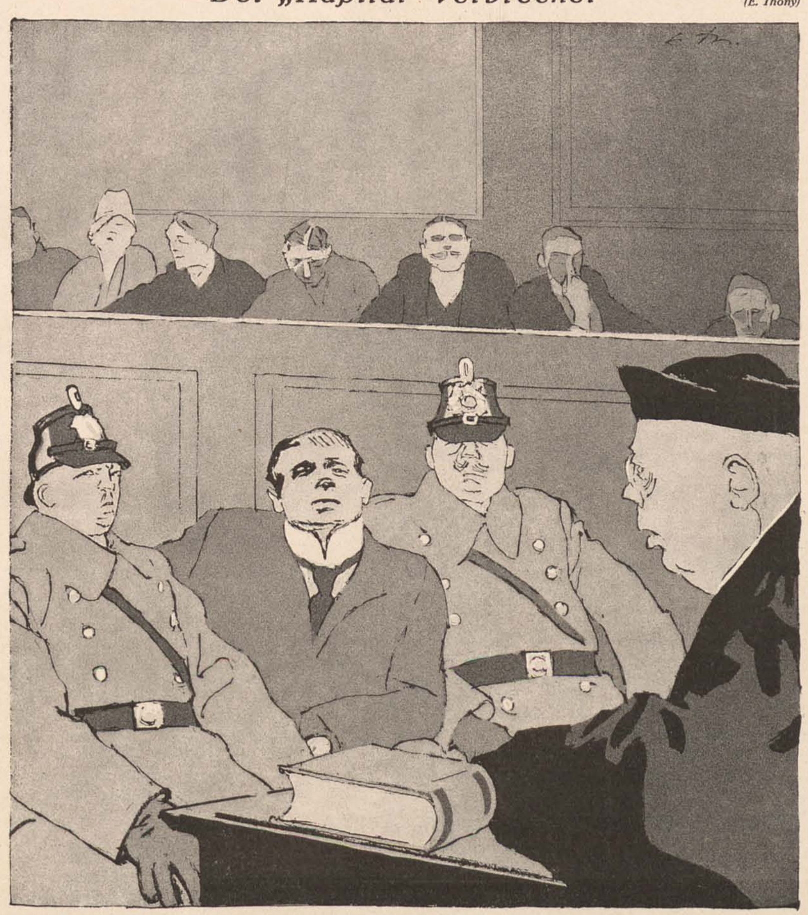
Freilich jetzt kommt noch die Revision
und in Leipzig herrscht ein andrer Ton — — —
Manche glauben, daß dort Jornsens Schornstein
stärker rauchen wird als der von Bornstein — — —

Und es wäre dann — gesetzten Falles —
schließ- und glücklich wieder einmal alles
wie zuvor — bis im gewohnten Miefe
jede Sucht nach reiner Luft entschliefe — — —

Karl Kinndt

Der „Kapital"-Verbrecher

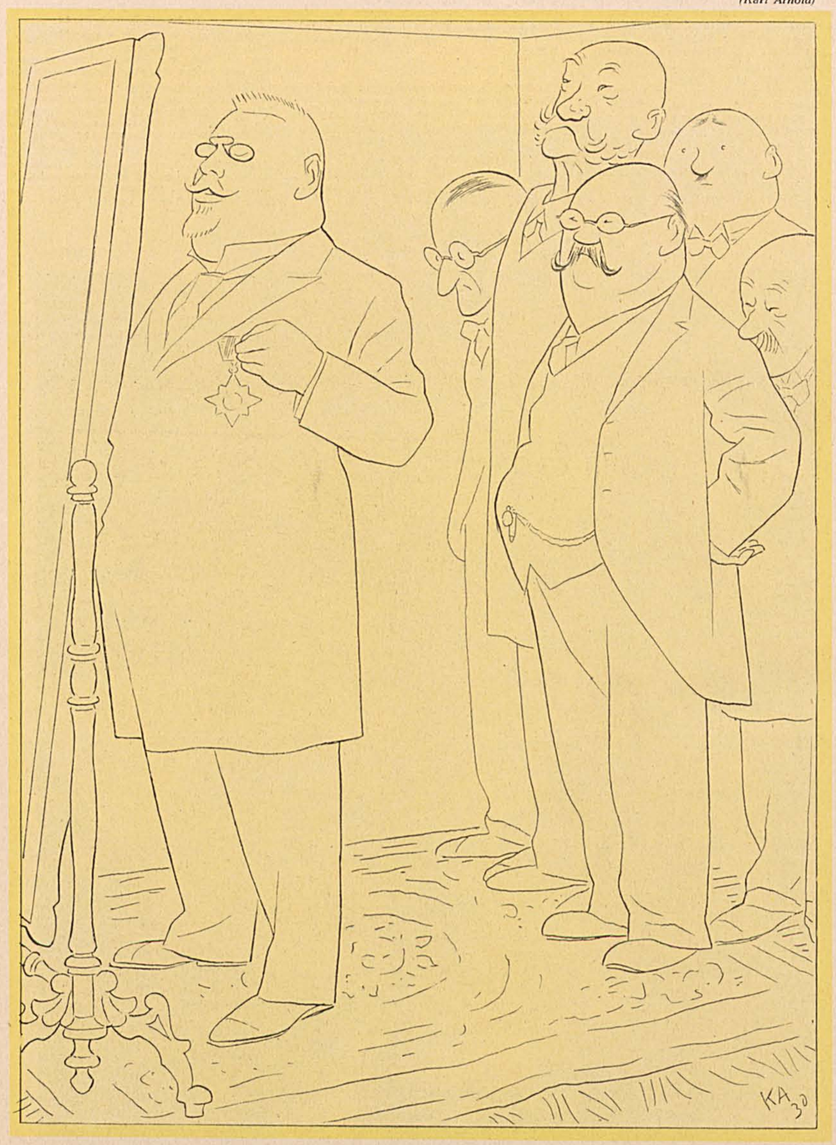
(E. Thöny)



„Wollen Sie nun endlich den Mord gestehen?" — „Nee, unter zwanzig Mille nich zu machen!"

Schobers Freundschaftsbündnis mit Italien

(Karl Arnold)



„Mussolini war kolossal taktvoll. – Südtirol hat er gar nicht erwähnt!“

Stuttgart, 10. März 1930 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 50

SIMPLICISSIMUS

HUGENBERG BEI HINDENBURG

OLAF GULBRANSSON 30

„Ich würde den Parteivorsitz niederlegen – aber nur unter der Bedingung – daß er mir seinen Platz räumt. Ganz kann mich Deutschland keinesfalls entbehren!"

Ullstein-Ballade / Von *Karl Kinndt*

Leute hört: die fratres gloriosi
Ullstein sind nun bis aufs Blut verkracht!
Und – cherchez la femme! –: es war die Rosi,
die die Brüder feind- und unverwandtschaftlich gemacht!

Rosi ist die Frau von Doktor Franzen
und, weil sie noch jung und er schon alt,
muß er scharf nach ihrer Pfeife tanzen
und ist ganz in seines Eheweibs Gewalt!

Dieses will im Großbetriebe Ullstein
und nicht nur bei sich zu Haus privat
keine leere einflußlose Null sein,
sondern eine Nummer, welche kräftig was zu meckern hat.

Insbesondre ist's der Georg Bernhard
und auf diesen hat sie einen Pick,
so daß dies des Kampfes blut'ger Kern ward:
denn ihr Ziel ist, ihm zu brechen das Genick!

Treiben bonapart'sche Machtgelüste
eine Frau, so wird sie zum Vampir – – –
Und im Ullsteinhaus setzt's manche Kiste,
und der Franz steht immer eisern hinter ihr – – –

Aber in Paris, da lebt Herr Matthes,
welcher weit bekannt als Sep'ratist –:
ein Papier gibt's, sagt er, und er hat es,
demzufolge Rosi eine böse Feind-Spionin ist!

Mag's auch falsch sein –: für fünfhundert Emmchen
schafft man gern Skandale aus der Welt,
um so mehr, wenn man dadurch das Dämchen
höchstwahrscheinlich künftig mehr im Zaume hält!

So gefestigt, boxt man Franz, den Alten,
mittels Stimmkraft aus dem Aufsichtsrat,
hoffend, Rosi muß die Klappe halten,
wenn der Franz nun auch nichts mehr zu sagen hat – – –

Aber ach, man hat die Kraft der Liebe
auch in diesem Falle unterschätzt,
denn der Franz in seinem dunklen Triebe
klagt und hat es in die Zeitung reingesetzt!

Soll, was Bruderliebe einst geschaffen,
nun durch Bruderhaß zu Grunde gehn?
Grausend sieht man einen Zwiespalt klaffen,
und die Ullstein-Welt ist nicht mehr rein und schön – – –

Wahrlich: Ullstein, Ullstein über alles
klang es einst in deutscher Geisteswelt,
wenn man nur, trotz inneren Zerfalles,
rein geschäftlich brüderlich zusammenhält!

Warum sowas auf die Spitze treiben?
Ecrasez la femme, die euch zersetzt!
Franz soll den „Roman um Rosi" schreiben,
und die „Illustrierte" drucke diesen vielfach fortgesetzt!!

Ludmilla, die Unverwüstliche und ihr Paradies für Neuromantiker / Von Margarete Beutler

Meine Freundin Ludmilla ist wie ein Steh-Auf-Weiblein. Immer dreht sie sich mit der ihr eigenen Holundermarkgrazie mit dem edelsten Körperteil wieder nach oben. Immer hat sie etwas, womit sie die Menschheit beglückt, und immer ist sie selber restlos glücklich in dem Glück, das sie anderen spendet.

Vor zwei Jahren betrieb sie ein Heiratsbüro auf astrologischer Grundlage. Sie beschäftigte drei abgebaute Redakteure, die den ganzen Tag Liebesbriefe schreiben mußten, und besaß einen kleinen Opel, der bereits angezahlt war. Wie ein munterer Delphin plätscherte sie in all der ozeanblauen Seligkeit, die sie stiftete.

„Siehst du, Darling", sagte sie zu mir, „bald werden die Ehen in der ganzen Welt nur noch auf Grund genau berechneter Horoskope geschlossen werden. Nur auf dieser Basis ist völlige Harmonie und Dauerglück garantiert. Es ist totsicher."

Als ich sie im vorigen Jahr besuchte, fiel sie mir begeistert um den Hals. Sie hatte eine Erfindung gemacht.

„Und die Astrologie?" fragte ich.

„Ach", sagte sie, „die Ehe ist ja an und für sich schon überholt. Und dann stimmt ja bei den Horoskopen immer irgend etwas nicht genau. Entweder ist es die Geburtsstunde . . . oder der Mensch . . . oder der Himmel . . ."

Kurzum, sie hatte Sonne, Mond und Sterne an den Nagel gehängt. Ihre Erfindung war intimer Natur.

„Du wirst sehen", versicherte sie mir, „alle Frauen der Erde werden glücklich werden. Es ist totsicher."

Vor einigen Tagen suchte ich Ludmilla wieder einmal auf. Ein zwei Meter langer Neuseeländer, in der malerischen Tracht seiner Heimat, nahm mich am Portal ihrer Villa zähnefletschend in Empfang. Eine bunt gewandete Georgierin geleitete mich mit geheimnisvollem Monalisalächeln durch die zahlreichen Räume des Erdgeschosses. Immer, wenn eine Türe sich hinter uns schloß, schienen wir in einem anderen Erdteil zu sein. Menschen der verschiedensten Rassen, alle in phantastischen Gewändern, standen und lagen zwischen Kübelpalmen, exotischen Blumen, Fellen, Früchten und Waffen aller Art herum. Die Georgierin empfahl mich einem Tungusen, der mich eine Treppe hinaufführte. Im ersten Stockwerk stand ein feierlicher junger Inder. Mit der Geste eines gütigen Maharadscha öffnete er mir eine dreifach gepolsterte Türe . . . und . . .:

. . . Von einem Haufen bunt schillernder Kissen sprang Ludmilla auf mich zu. „Was sagst du zu meinem Institut?" fragte sie strahlend.

„Ja, aber deine Erfindung?" forschte ich frauenbesorgt.

„Ach, weißt du, die meisten Frauen wollen ja gar nicht glücklich sein! — Und dann sind sie auch undankbar . . . wirklich! . . ."

Kurzum, Ludmilla hatte die Frauen und die Erfindung an den Nagel gehängt und arbeitete fast nur noch mit dem anderen Geschlecht. Ihr „Institut" kam, wie sie mir sofort auseinandersetzte, einem dringenden Bedürfnis der deutschen Männlichkeit entgegen.

„Sieh, Darling", sagte sie, „es muß doch bei uns in Deutschland jetzt gespart werden. Überleg' aber einmal, wieviel unnützes Geld allein bei uns verreist wird! — Und wozu reist der Deutsche? — Abgesehen von Geschäftsreisen doch nur, um seine Mitmenschen mit Ansichtskarten zu ärgern oder um aus irgendeinem Grunde einmal irgendwohin zu verschwinden.

Aus dieser Erkenntnis heraus habe ich mein Institut gegründet.

Der Zufall kam mir zu Hilfe. Ich erfuhr — natürlich so hinten herum —, daß mehrere in der Öffentlichkeit stehende Herren längere Reisen zu machen beabsichtigten. Da war ein Bankdirektor, der hatte den brennenden Wunsch, sich eine Zeitlang in Persien aufzuhalten. Ein Stadtrat — aus einer benachbarten Provinzstadt — wollte ein bißchen nach Mexiko, weil er sich für Orchideen und kleine Pelztiere interessierte. Der Verleger eines großen Gewerkschaftsbundes hatte eine unbezwingliche Karlmaysehnsucht nach Argentinien, und ein bekannter politischer Schriftsteller wollte Kleinasien und die Mittelmeerländer bereisen, ohne daß seine Frau ihn erreichen konnte. Die deutschen Männer sind ja so romantisch!

Das waren nun vier ältere Herren, alle um die Fünfzig herum, die doch schon ein bißchen Lebensbequemlichkeit gewohnt waren. Nun denk' dir doch, die Unbequemlichkeiten auf langen Reisen! Die Gefahren . . .! Das andere Essen, das andere Klima, die Verdauung . . .! Die fremden Sprachen . . . die ganze Ungemütlichkeit . . .! Sie taten mir schrecklich leid. — Und dann sollte doch auch gespart werden!

Ich setzte mich zuerst mit dem Bankdirektor in Verbindung. Er verstand mich sofort. Diese Leute haben eine so schnelle Auffassung! Ich fuhr mit ihm zu Zicken-Emil nach Neu-Köln. Ein hochbegabter Mensch! Früher Frisör. Der machte binnen kurzem einen ganz anderen Menschen aus ihm. Dann verschaffte ich ihm zwei Komfortzimmer, wo er unangemeldet, so als Onkel auf Besuch, leben konnte. Ich lieh ihm Mittelholzers Buch „Flug über Persien", damit er sich über sein Reiseziel doch etwas orientierte. Das Kino gab den nötigen Anschauungsunterricht. Ein Freund aus Teheran schickte mir ein Päckchen Ansichtskarten. Mein Bankdirektor füllte sie aus. Sie gingen nach Persien zurück und wurden von dort an seine Familie befördert, damit man sich doch nicht um ihn ängstigte.

In Persien forschten einige seiner Landsleute eifrig nach ihm, aber natürlich vergebens.

Bei dem Stadtrat wandte ich ähnliche Methoden an. Ich kaufte kleine Pelztiere, die ja in den Sklarekversteigerungen billig zu haben waren, besorgte Orchideen, nahm eine kleine Wohnung im Grunewald und ließ wunderhübsche Photos von ihm anfertigen. Man sah ihn darauf, wie er Beutelratten jagte in Texas und Orchideen pflückte in Los Angeles. Die Bilder wurden von Mexiko aus, wo auch ein früherer Freund von mir lebt, an seine Kollegen und seine Frau geschickt. Er selber sammelte inzwischen Briefmarken, trank bayrisches Bier und war mit sich, mit mir und mit der Welt zufrieden.

Ein mir bekannter Dichter war inzwischen Geschäftsführer in einem deutschen Speisehause in St. Jago del Estero geworden. Er vermittelte mir die Post für den Gewerkschaftsverleger. Dieser selber saß, von Zicken-Emil sinnvoll verwandelt, in einem reizenden Häuschen bei Pichelswerder, las Karl May, hatte seine Bequemlichkeit, seinen Weinkeller, und seine Seele war harmonisch und glücklich.

Die meisten Schwierigkeiten hatte ich mit dem Schriftsteller. Ich mietete ihm ein vornehmes Junggesellenheim. Aber er lebte den ganzen Tag bei heruntergelassenen Jalousien, denn er hatte furchtbare Angst vor seiner Frau. Aber schließlich funk-

Einsparungsmaßnahmen der Justiz

(E. Schilling)



Die maschinelle Anschwärzung durch den automatischen Staatsanwalt

tionierte auch er. Er schrieb glänzende Artikel über die Mittelmeerländer, und man fand allgemein, daß er Land und Leute ausgezeichnet studiert hätte.
So habe ich angefangen. Mit einem Teil des Geldes, das ich den vier Herren ersparte, errichtete ich mein Institut. Ich bekam bald großen Zulauf. Es ist ein Paradies für Romantiker, Darling! Es ist das, was den deutschen Männern fehlt.
Heute besitze ich große Kartotheken mit Ansichtspostkarten aus aller Herren Länder, und meine Reisenden können die Ziele ihrer Sehnsucht bei mir hier eingehend studieren. Ein Kino ist angegliedert, wir haben ein Aquarium, eine geographische Bibliothek, eine exotische Gärtnerei. Ein Prozentsatz aller ersparten Reisegelder wird immer wieder der großen Idee zugeführt. Alle meine früheren Freunde sind für mich tätig. Alle sind glücklich. Aber sie kennen natürlich nicht den Endzweck meines Institutes. Wir arbeiten selbstverständlich ganz diskret! Das liegt ja in der Natur der Sache . . ."
„Wir?" fragte ich.
„Ach", lächelte Ludmilla und errötete lieblich, „ich habe nämlich wieder einen besonderen Freund . . . einen Russen. Im Kriege war er Dolmetscher. Er spricht zehn Sprachen und ist ein ganz genialer Mensch. Er hilft mir Ordnung halten und am rechten Fleck für unser armes Land sparen . . ."
„Fabelhaft", sagte ich, erschüttert von so viel Genialität.

Lieber Simplicissimus!

Sonderklasse für Schwachbefähigte. Ein „Neuer" ist gekommen, neunjährig, und wird nach Namen, Alter, Wohnung gefragt. — „Und was hat denn dein Vater für einen Beruf?" Nach kurzem Nachdenken: „Mei Vater is von Beruf Doder."

Fremdenführung durch die Unterwelt

(E. Thöny)



„Reizend dieser Abschaum der Menschheit! Frag doch mal, Männe, was das Zusehen bei einem richtigen Raubmord kostet."

Erlebnisse mit der Justiz

Eines Tages trifft Franzek seinen lang vermißten Freund Antek. Es entspinnt sich folgender Dialog:
Franzek: „Antek — wohin bis du gewesen?"
Antek: „Nu — wohin — in Gefängkniß!"
Franzek: „Warrum dem Gefängkniß?"
Antek: „Weggen Bestechung!"
Franzek: „Aber — pierrunna — du habben docht nich Geld zum Bestechung!?"
Antek: „Tummes Aaas — nich mit Geld — sondern mit Messer!"

•

MacBlack war in der siebenundvierzigsten Straße von einem Konstabler aufgelesen und auf die nächste Polizeiwache gebracht worden. Am nächsten Tage brachte man ihn vor den Kommissar.
„Sie waren betrunken?" donnerte dieser.
„Betrunken nicht", gab MacBlack zur Antwort. „Nur stark berauscht."
„Gut", sagte der Kommissar, „ich wollte Ihnen zwei Wochen Haft geben, da Sie aber nur stark berauscht waren, sollen Sie auch nur vierzehn Tage kriegen!"

(J. Mammen)

„Was, sie hat nun geheiratet?" — „Tja, der eigene Mann im Haus erspart dem Freund die Alimentensorge!"

Paris in Paris / Von Josefa Metz

Studentencafé am Boulevard St. Michel. Vier Dämchen, unschuldig gekleidet wie Töchterschülerinnen, sitzen um den braun-weißen Marmortisch. Von oben Jazzbandklänge. Aber Kavaliere sind heute rar. Saison morte. Ärgerlich!

Die schmale Schwarze im grauen Kleid und Hut von gleicher Farbe hebt die Hand wie zum Schwur: „Den ganzen Abend hat er mit mir getanzt und nur zweimal spendiert: eine Melange und ein Eis — der Schuft! Aber ich habe ihm eine in die Visage gehauen, daß seine Nase auf den Rücken sah."

„Ganz recht, ganz recht!" Der Wuschelkopf im blauen Straßenkostüm springt hoch. „Was läufst du immer mit den dreckigen Fremden! Ich gehe nur mit Franzosen, ich liebe mein Vaterland!"

„Na, na!" ruft der Student vom Nebentisch, der trotz der Mädchenarme um seinen Hals eifrig zugehört hat. „Und wer war das gestern?!"

„Das war nur ein Grieche, der zählt nicht."

„Und Sonntag auf dem Ball Bullier?!"

„Das war ein sehr anständiger Japs. Und überhaupt, halt deinen Mund, Pillendreher!"

„Oho — ich bin Mediziner."

„Egal, deshalb sollst du doch den Mund halten!"

„Du bist Mediziner?" fragt eine Kleine mit feuerrot geschminkten Bäckchen, die in einem bunten Crêpekleid friert. „Da kannst du mir was für die Stiche geben, die ich jetzt immer beim Husten hab'."

„Ah, da nutzt ja doch nichts — du machst's ja nicht mehr lange", sagt behaglich eine rundliche Blonde und saugt an ihrer Orangeade.

„Hallo, Jimmy, komm' her!" dirigiert die Patriotin einen stämmigen Amerikaner an den Tisch.

„Na?!" höhnt der Student vom Nebentisch mit Augenzwinkern.

„Ach du, — du bist nur neidisch!"

„Ich gönne dich ihm, samt deinem Patriotismus."

Die kranke Kleine sagt zur Freundin des Studenten: „Entschuldige, ich will ihn nur konsultieren." Und dann auf die Rundliche weisend: „Sie sagt, es ist nichts mehr mit mir los. Aber man hat doch jetzt Mittel für alles, und die paar Tuberkeln, die ich habe, sind doch nicht der Rede wert."

Der Student ist peinlich berührt. Seine Freundin sagt: „Gehn wir tanzen."

„Sie ist ja so dumm", sagt die Rundliche gemütlich, „statt sich ins Bett zu legen und krank zu sein treibt sie sich immer noch rum. Nächstens wird sie noch hier auf dem Sofa abkratzen."

„Hört nur, hört nur!" Die kranke Kleine wendet sich an die Rundliche, „übrigens ist es immer noch besser, in Gesellschaft zu krepieren, als ganz allein im Bett!"

„Gehn wir tanzen", sagt die Freundin des Studenten und zieht ihn mit sich fort, nach oben hin, wo die Jazzband tobt.

(Schluß auf Seite 610)

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

(Schluß von Seite 609)

Die Schwarze in Grau kopiert die Mistinguette aus der Revue in Moulin Rouge. Aber es fällt keiner darauf herein. Alle gehen paarweise an ihr vorüber: Der Student mit der Freundin, die Patriotin mit dem Amerikaner, ja sogar die beiden Verkrachten und gleich wieder Versöhnten, die in Ermangelung von Herren miteinander tanzen wollen. „Ich schließe den Laden für heute!" Die Graugekleidete gähnt den Kellner an, legt den Kopf auf beide Arme und schläft a tempo ein.

Wirtschaftspolitik *(Ingrid Sieck)*



„Sehgn S', Herr, um dös gleiche, wo die Biersteuer 'nauf geht, müassen wir unsere Preis' senken!"

Letzte Abfahrt aus München

„Schlafwagen." Schön klingt dieses Wort.
Schlafen und dennoch vorwärts sausen.

Nun ging ich endgültig von München fort.
Es standen sieben treue Freunde draußen.

Lang ist die Eisenbahnfahrt, kurz ein Leben. –
Was wird sich mir und ihr wohl nun begeben?

Es ist nicht wichtig, was wer wem verleidet.
Es ist kleindumm, wenn jemand bös beneidet.

Es ist beneidenswert, was jemand heimlich leidet.

Wir alle leben so gern im Bequemen.
Was du je grübeltest und schriest und sangst – – –

Es scheint mir gut, wenn du beim Abschiednehmen
statt um dich selbst um einige Freunde bangst.

Joachim Ringelnatz

Kleine Geschichten

Frank Wedekind, der große Satiriker, war auch in seinem Privatleben seiner beißenden Ironie wegen bekannt und gefürchtet.

Eines Tages gerieten sich in der Münchner „Kegelbahn", der viele Künstler und Literaten angehörten, der Dichter M. H. und der Architekt L. eines Strafzehnerls wegen in die Haare. H. schüttelte L. erregt am Arm, L. haute dem anderen eine bayrische Watschen. Diese Schmach konnte nur mit Blut abgewaschen werden. Es wurde also ein Duell zwischen den beiden beschlossen.

Als Wedekind das erfuhr, sagte er: „Nun, das wäre ja nicht so schlimm, wenn die beiden Herren schießen könnten. Aber so! Wie leicht kann so dabei ein Unglück passieren!"

•

Starb da unlängst in Berlin ein berühmter Mann und mußte bei strömendem Regen zu Grabe gehen. Auf dem Weg vom Friedhof brummte ein Trauergast: „War nicht schön von unserm Kollegen, uns diese Beerdigung anzutun: und er hat sich damit sehr geschadet."

Der Einbruch / Von Felix Langer

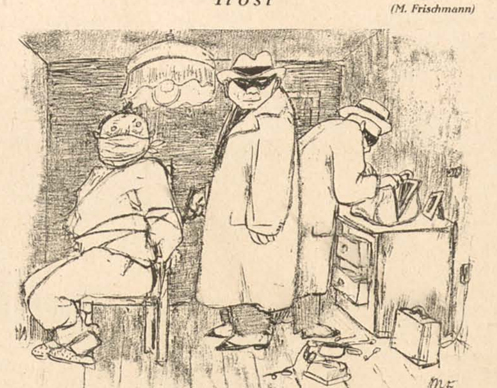
Nennen wir ihn Breitenbach, von dem das Folgende zu berichten ist. Er ist Privatgelehrter, Statistiker, der nüchternsten Menschen einer, die ich kenne. Was er tut, hat Sinn, was er unterläßt, ist bedacht, was ihm begegnet, klingt nicht als Gefühlssensation vorbei, es wird, unbewußt oft schon, als statistischer Wert erfaßt, es hat den Anschein, als ob Breitenbach nur noch in Ziffernkolonnen erleben und denken könnte. Sein Tag ist eingeteilt vom Morgen bis spät in die Nacht hinein: Schreibtischarbeit; Unterbrechungen haben ihre bestimmten Stunden, der Weg etwa in die Bibliothek, allabendlich kurz vor sieben, ehe die Läden schließen, der knappe Einkauf für den Abendtisch des Junggesellen, und eine halbe Stunde Spaziergang nachher . . . Das Technische seines Haushaltes hat Breitenbach auf das Mindestmaß der Störung seiner Arbeit organisiert. Am Morgen kommt die Aufwartefrau, macht alles zurecht, dann gehört der Tag den Bücherbergen auf Schreibtisch und Boden, den Zettelhaufen von Zeitungsausschnitten und Notizen und den Skripturen auf weißem Papier, das zur beziehungsreichen Landkarte gesammelter Beobachtungen und Daten heranwächst. Nun möchte man doch gern meinen, daß an einen solchen wohlorganisierten Menschen nichts Menschliches herankam, das uns weniger disziplinierte für Tage und länger noch aus allen Geleisen wirft. Auch Breitenbach hat seine Schwäche.

Es kann kein Mensch ohne Seele leben, wenn es auch noch so sehr den Anschein hat, daß nur das Gehirn ihn regiert. Breitenbachs Wohnung ist nicht gerade geschmackvoll eingerichtet, das Mobiliar ist ererbt, er zeichnet also nicht verantwortlich für seinen Stil. Es ist auch belanglos, er nimmt es kaum wahr. Nur vor einer kleinen Vitrine funktioniert sein Herz mit gelösterem Schlage. Hier steht uraltes Porzellan, alljährlich vermehrt um ein sorgfältig geprüftes, vom Munde sozusagen abgespartes Stück. Glanzvoller Mittelpunkt der kleinen Sammlung war bis vor kurzem eine Altwiener Tänzerin, entzückend durch ihre duftige Grazie, die Zartheit der Farben, die Anmut des Köpfchens und den Rhythmus der schwebenden Beine. Wenn Breitenbach von seinen Schriften aufblickte, glitt sein Herz aus der Nüchternheit realer Tatsachen und dürrer Ziffernreihen in seine privateste Märchenwelt absoluter Schönheit, und er war glücklich, wie Immerglückliche und Strohfeuerleichtbeglückte es gar nicht nachempfinden können. Es war jene Demut der Zärtlichkeit, die man vor Kunstwerken mitunter empfindet, wenn man durch ihre Wirkung von den Künstlern beschenkt wird, denen man sich gar nicht dankbar erweisen kann, weil sie nicht anwesend sind oder längst schon verstorben. So sammelt sich alle Inbrunst der Dankbarkeit im stummen Blick, der das Kunstwerk liebkost. Wäre Breitenbach reich gewesen oder ein Vielverdiener, vielleicht wäre er dann eines Tages blasiert geworden vor seiner Sammlung, die er nach Belieben hätte vergrößern können. So aber waren seine Einnahmen begrenzt, seine Lebensführung sparsam, seine Rücklagen bescheiden im Hinblick auf eine kurzfristige Sommerreise, die der notwendigen Erholung nach dem jährlichen Arbeitspensum diente. Die Vergrößerung der Sammlung einmal im Jahr war ein Fest wie Weihnachten für Kinder, unvergessen, wenn es schon lange vorbei ist.

Da kommt Breitenbach vor wenigen Tagen vom gewohnten abendlichen Gang nach Hause; er will die Wohnungstüre öffnen; der Schlüssel sperrt nicht. Er versucht es nochmals und immer wieder; er schüttelt und rüttelt; schließlich faßt er den Patentbart, und die Türe geht auf. Schon die vergebliche Mühe das Schloß zu bezwingen signalisierte Verdacht im Unterbewußtsein; Licht in der Diele, die Breitenbach dunkel verlassen hatte; Licht in den Zimmern, durch offene Türen glänzend, gab die Gewißheit: Einbrecher! Und schon sieht der erste Blick die erbrochenen Schränke. Der Hinterausgang steht offen. Hier sind die Gauner entwischt, gestört offenbar bei der Arbeit durch die Rückkehr des Mieters. Aufgesprengt ist der Schreibtisch, sauber, als sei es den Attentätern darum zu tun gewesen kein Zettelchen zu verrücken, aufgesprengt ist eine alte Truhe, und die Bücher, die sie barg, liegen, ein Chaos, am Boden zwischen Anzügen, Wäsche; ein Teppich fehlt. Was raubten sie noch? Der Frack ist fort, der Smoking, Silber von der Kommode! Geld? Im Schreibtisch lag es in einer Zigarettenschachtel, gespart für die Sommerreise. Die Schachtel ist da, doch das Geld ist verschwunden. Da sitzt der Beraubte wie auf einem Schlachtfeld und kann die Situation noch nicht fassen. Völlig verändert ist sein Weltbild. Für eine halbe Stunde hat er sein Heim verlassen, und das Ereignis des Einbruchs hat sich vollzogen, eingefügt in den knappen Zeitraum wie mit Hundertstelminutengenauigkeit für ihn erklügelt. Während Breitenbach Stunden und Tage im gewohnten Geleise lebte, hatten irgendwo Menschen den Einbruchsplan ausgebrütet. Wie das Schicksal um den Schlag längst weiß, der uns treffen soll, hatten Raubpläne das Haus umkreist und es belauert wie eine Burg, die erobert werden soll. Genau verzeichneten sie, wer die Wohnung bewohnte, wann der Wohnungsinhaber sie verließ, wann die Fenster sich erhellten, und wann sie dunkel wurden. Haben Sie jemals schon so eine Wohnung gesehen, in der Einbrecher gehaust haben? Der Anblick ist furchtbar, selbst wenn die Sachschäden nicht übergroß sind, die angerichtet wurden. Schrecklicher aber als diese ist das Gefühl, daß fremde Menschen mit bösen Gedanken die Atmosphäre des Heims vergiftet haben, deren Reinheit man oft als Zuflucht empfand vor allen „Gräßlichkeiten der Welt da draußen“. Breitenbach ist ein besonnener Mensch, und so war er sich nach dem ersten Chok klar über alles, was geschehen müsse. Der Sachschaden war gedeckt durch Versicherung; das Geld, nicht einbegriffen in die Police, war verloren und die Sommerreise entschwebt ins Wunschland der Träume, wo sie bisher, nah der Erfüllung, gehaust hatte, wo sie, aufgeschoben fürs nächste Jahr, sich weiter bequemen mußte. Noch war sie nicht greifbarer Besitz gewesen und verankert dem Dock der Erinnerungen, so fand er sich philosophisch mit ihrem Verlust ab. Für alle Fälle mußte die Polizei benachrichtigt werden, um eventuell der geraubten Gegenstände habhaft zu werden. Breitenbach war schon ganz ruhig, als er zum Telephon ging, und er verglich, lächelnd mutmaßend, wie erregt andere Menschen vielleicht sich in solcher Situation benehmen würden. Da fiel sein Blick auf die Vitrine . . . Die Türe stand offen! Jetzt würgte ihn Entsetzen! Raubten die Gauner auch hier? Ein einziger Blick gab ihm Gewißheit, daß jedes Stück an seinem gewohnten Platze stand, es fehlte kein einziges, aber — sein Pulsschlag stockte: die Tänzerin, grobschlächtig angefaßt, stand eines Beines beraubt auf der gläsernen Platte, hilflos wie ein tapferer Soldat, der sich wehrte mit seiner Waffe (und die ihre war Schönheit und Grazie, die stärkste und stumpfste zugleich), bis die Waffe versagte, der Kampf sich entschied.

Trost

(M. Frischmann)



„Keene Aufregung, lieber Herr, wir treiben nur die Fortsetzung der deutschen Finanzpolitik mit anderen Mitteln!“

Nun lächelt, Freunde, wenn ihr es vermögt, über das Kind, das im Manne oft schlummert, und das schluchzend erwacht, wenn man sein Spielzeug ihm raubt. Verschmerzt beinah völlig war der Verlust des Geldes, der Kleider, des Silbers und der entschwundenen Reise ans Meer. Männlich tapfer hatte Breitenbach sich mit dem Chaos der geplünderten Wohnung abgefunden. Aber als er nun dastand, den Leib der Tänzerin in der einen Hand, das Bein mit dem Mozarttriolenfüßchen in der anderen, da rollten Tränen über seine Wangen über dies zerbrochene Märchen aus gebrannter Erde.

Kein Wort des Berichts mehr! Wer das Menschenherz kennt mit seinen vielfach und seltsam verfaserten Regungen, wird diese Tränen verstehen um vernichtete Schönheit.

(Burger-Mühlfeld) **Erfahrung**



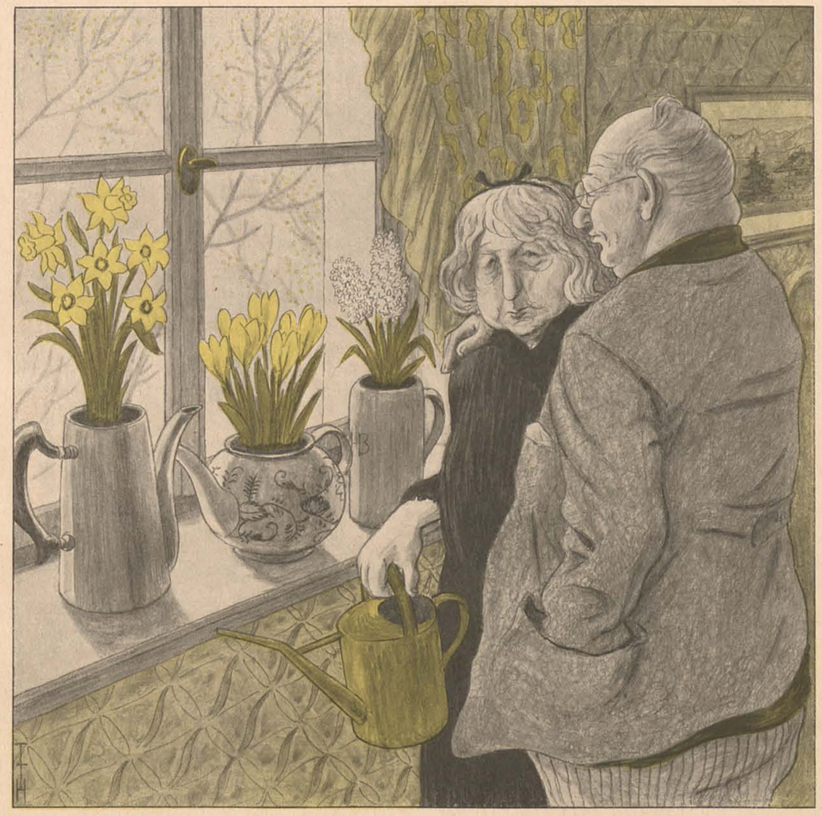
„Weißte, Mä'chen, ick bin eben Idealist!" – „Det sinn Männer immer, wenn se nur zwo Mark funfzig in der Tasche haben."

Lieber Simplicissimus!

Der Wiener Stilleben-Maler Schödl — das ist derselbe, der einmal gesagt hat: „Im Kaffeehaus lass' i mir immer a Selterswasser geb'n, dös is nämlich sehr angenehm mitn Selterswasser: ma kann's trinken und ma kann's auch stehn lassen" — also dieser selbe Maler Schödl erzählte einmal im Kreise einiger Freunde: „Wie i heut' in der Früh von Haus weggeh', um a paar Kommissionen zu machen, gibt mir die Frau an Regenschirm in d' Hand. Aber wie i Mittag hamkumm, ist der Schirm weg. Alstern nach'n Schwarzen geh' i wieder in d' Stadt und frag' überall nach. I war in lauter erste G'schäft g'wesen: beim Hieß, beim Förster, beim Kugler, nirgends krieg' i mein' Schirm. Da fallt mir ein, daß i ah no in Mariahülf war, in an ganz klan G'wölb. I geh hin, und richtig — i krieg' mein' Schirm! — Alstern, da sieht man wieder amol, daß de klan G'schäft vüll reeller san als dö großen."

Zoll- und Steuer-Frühling

(Th. Th. Heine)



„Das ist das einzige, wozu wir diese Gefäße noch gebrauchen können. — Hoffentlich merkt's die Regierung nicht, sonst werden auch die Blumen unerschwinglich."

Professorengeschichten

Professor W. fühlt sich als den Stolz und die Armleuchte der Leipziger Universität. Zumal seitdem ihm die Wiener Universität einen Lehrstuhl angeboten hat ist es mit ihm nicht mehr zum Aushalten.

Gestern wurden auf der Straße vor seinem Fenster Pflasterarbeiten ausgeführt. Im harten Takt schlugen die Hammer.

Professor W. hörte sich das eine Weile mit an. Dann aber riß ihm die Geduld und er das Fenster auf und schrie: „Wenn Sie hier nun nicht bald mit dem dämlichen Gekloppe aufhören, nehme ich meinen Ruf nach Wien an."

•

Wir haben zwei glänzende Redner an unsrer Universität: von Müller, den Historiker, Maier, den Philosophen. Sie können sich nicht riechen. Neulich sagt uns Maier im Seminar: „. . . der Kollege von Müller war ja vorgestern in meinem Vortrag. Wissen Sie, was er nachher zum Kollegen Huber geäußert hat?" (S e h r ironisch:) „Der Maier spricht gut, fast wie ich!' Nett, was?" (Kleine Pause, dann ernst sinnend:) „Wie kann ein Mensch bloß so eitel sein!"

•

Zu Wagner-Jauregg in die Wiener psychiatrische Klinik kam ein Patient.

„Herr Professor", klagte er, „ich glaube, ich bin ein Zwitter."

Wagner-Jauregg untersuchte ihn.

„Lieber Freund", sagte er dann, „Ihre männlichen Partien sind vollkommen in Ordnung. Wo haben Sie denn die weiblichen Organe?"

Stöhnte der Patient: „Immer im Kopf, Herr Professor, immer im Kopf."

Vorfrühling

Der Saft geht in die Bäume
— bloß in die deutschen nicht.
Wir kleben auf dem Leume
und tuen unsre „Pflicht".

Was uns an Saft verblieben,
wir leiten es als Schmu
den wertgeschätzten, lieben
Herrn Kontrahenten zu.

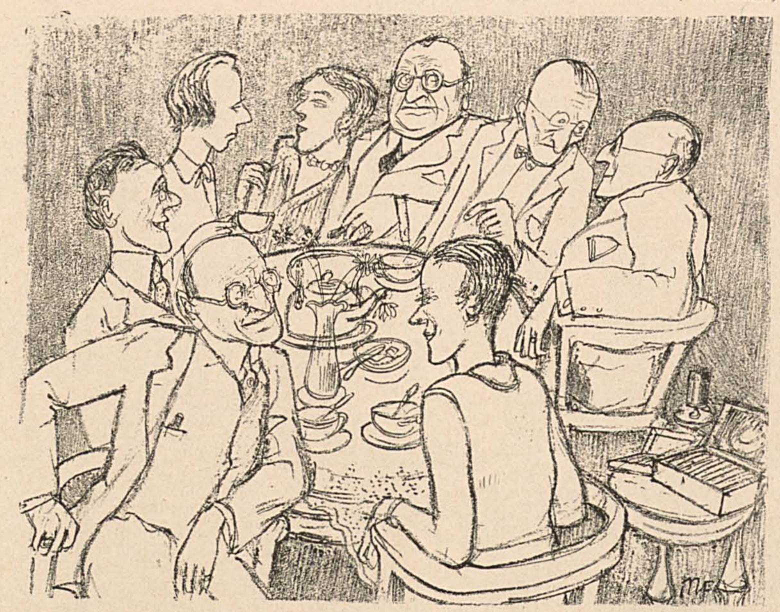
Das steht nun viele Jahre,
ach was, Jahrzehnte an.
Man legt uns auf die Bahre;
die Nächsten kommen dran.

Daß trotz besagter Taxen
auch andre Bäume nicht
bis in den Himmel wachsen,
fällt schwerlich ins Gewicht.

Dr. Owlglaß

Definition

(Max Frischmann)



„Was ist eigentlich ein Wunschtraum, Herr Doktor?" — „Wenn Sie zum Beispiel von Ihrem Herrn Gemahl träumen, und er ist es gar nicht."

Von der Londoner Flottenkonferenz

Eben war drahtlos das neueste Communiqué von der Londoner Flottenkonferenz beim „Evening Standard" eingelaufen.
Der politische Redakteur überflog es, stutzte, schüttelte den Kopf, las noch einmal, murmelte etwas zwischen den Zähnen, was einem Fluch nicht ganz unähnlich klang, und ging zum Chefredakteur hinüber.
„Hier ist eben der heutige funktelegraphische Bericht von der Abrüstungskonferenz gekommen . . ."
„Na und?" unterbrach der Chef.
„Lesen Sie doch bitte das Ding mal durch! Das muß irgendwie verstümmelt sein, irgendwie entstellt. Meiner Ansicht nach können wir das so gar nicht bringen."
Der Chef nahm die Meldung und las:

> „Amerikanischer Vorschlag über Kreuzer-Parität der Möglichkeit des Transfers der Flugzeugmutterschiffe hat bei Bestückung mit zwölf 16zölligen Geschützen infolge der Vermenschlichung des U-Boot-Krieges zu machen bereit Mindesttonnage pqpqvlzl gewillt war und ein Stärkeverhältnis feststellen könne leichten Seestreitkräften (Unterseeboote, Torpedobootszerstörer) zuzubilligen. 70% der Tonnage an großen Kreuzern dem Ausrangieren aller Großkampfschiffe zuzustimmen gegen die elf Schiffe von 30 000 Tonnen beantragen in den Zusatzresolutionen des Abkommens von Washington jeder Kriegsflotte dieser Kategorie gewillt war . . ."

Der Chefredakteur legte das Blatt aus der Hand und sagte: „Das ist natürlich kompletter Mumpitz. Aber wissen Sie was — zu einer Rückfrage ist es doch zu spät: wir werden die Sache so bringen, wie sie hier steht."
Und also geschah es. Der Bericht wurde gedruckt.
Schon am nächsten Tag richtete der Führer des Nationalen Blocks eine dringliche Anfrage an den Marineminister, ob die Regierung gesonnen sei, zu den aufsehenerregenden Enthüllungen des gestrigen „Evening Standard" Stellung zu nehmen. Ob es den Tatsachen entspreche, daß sie die maritimen Interessen des Vaterlandes irgendwelchen Utopien hinzuopfern gewillt und entschlossen sei, den — wie die Meldung des „Evening Standard" klipp und klar beweise — völlig indiskutabeln Vorschlägen einer anderen Seemacht auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Ob die Regierung in der Lage sei, die Meldung des „Evening Standard" rundweg zu dementieren und dadurch die überaus schweren Besorgnisse aller wahren Patrioten zu zerstreuen, oder ob sie weiterhin durch unangebrachte Nachgiebigkeit auf der Abrüstungskonferenz die Sicherheit und das Wohl des Vaterlandes aufs Spiel setzen wolle.
Der Marineminister erhob sich sofort zu einer Erwiderung.
„Die Meldung des ‚Evening Standard' entspricht nicht den Tatsachen. Das genaue Gegenteil davon ist wahr."
Damit hatte sich der Zwischenfall erledigt.

hs.

Zeileis

Der Wundermann von Gallspach wird
auf seinem Lebensweg beirrt.
Vor allem macht ihm viel Verdruß
Professor Doktor Lazarus.

Denn der behauptet frank und frei,
daß Valentin ein Schwindler sei,
was, weil man es nicht gerne hört,
naturgemäß das Herz empört.

Herr Zeileis sagt, er sei intakt,
weshalb er Lazarum verklagt.
Und so kommt denn die Hochfrequenz
vors Forum der Jurisprudenz.

Entscheiden soll jetzt ein Gericht,
wer von den zwei'n die Wahrheit spricht,
weil niemand sich darauf so gut
wie ein Jurist verstehen tut.

Bleibt es dabei: wird dem, der zahlt,
jedwede Krankheit weggestrahlt?
Fällt Gallspach oder aber wird
es gar noch h ö h e r frequentiert?

Ratatöski

Wie lange noch das dumme Zeug?

„Erno“, sagte Lizzi, „wenn ich dir nicht angehören darf, kann ich nicht mehr leben. Dann bist du mein Mörder.“

Erno sah die Falten an ihrem Hals, die Falten unter den Augen und den hängenden Busen.

„Du bist mein alles“, stöhnte er, „dein Besitz wäre der Gipfel meines Lebens. Aber meine Frau, der ich Treue geschworen habe, meine Kinder, für die ich verantwortlich bin!“ Und er dachte an Berta, die ihn in zehn Minuten im Café erwartete. „Gedulde dich bis morgen“, flüsterte er, „ich will sehen, ob ich das alles überwinden kann. Wie ich dich liebe, weißt du. Kein Wort kann das ausdrücken.“

„Wenn er nur schon weg wäre“, dachte Lizzi, „nachher kommt der goldige Bub, der Eddi, auf den ich mich schon den ganzen Tag so heiß freue. Erno tut so gefühlvoll, er ist langweilig, aber mein Eddichen, er ist so gelehrig, wie schön, ihn zu erziehen.“

Erno ging. Sechs Diener kamen herein, Diener in unmöglichen Livreen, die es gar nicht gibt, und stellten ein ebenso unmögliches Souper und Champagnerflaschen voll Sodawasser auf den Tisch.

Eddi kam herein, knickte zusammen, küßte Lizzi auf die Knie.

Der Regisseur kam herbei. „So geht es nicht!“ sagte er, „die Bewegung war nicht recht natürlich. Auch sieht Oppenheimer als Eddi nicht jugendlich genug aus.“

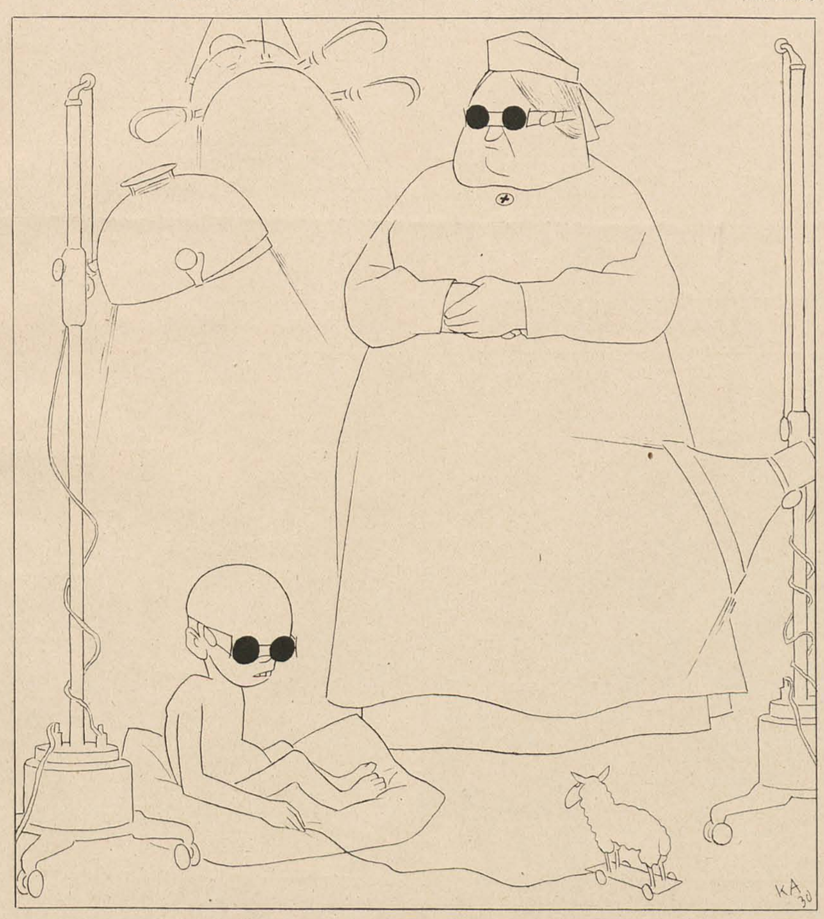
Ein Mensch kam herein durch einen unglücklichen Zufall. Ein richtiger lebendiger Mensch kam unter die Photographien.

„Aber hören Sie doch auf!“ schrie er den Operateur an, „das ist ja alles bloß hinausgeworfenes Geld! Bis der Film fertig ist, will doch kein Mensch mehr solch dummes Zeug sehen.“

E. St.

„Kinder sind Wechsel auf die Zukunft“

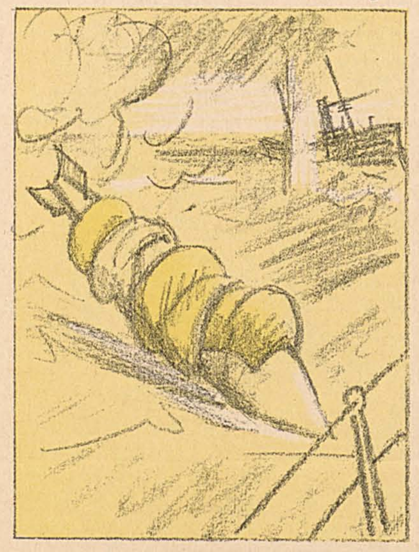
(Karl Arnold)



„Man muß alles tun, um die zukünftige Generation für den Youngplan zu erhalten!“

Humanisierung der Kriegsführung

(Wilhelm Schulz)



Die Torpedos erhalten eine Polsterung



Bei Gasangriffen wird nur mehr Lachgas verwendet



Die Schlachtopfer werden vor der Schlacht betäubt



Da unter diesen Umständen die Generäle der ganze Krieg nicht mehr freut, werden sie kriegerische Konflikte künftig durch eine Bridgepartie entscheiden.

Stuttgart, 17. März 1930 **Preis 60 Pfennig** 34. Jahrgang Nr. 51

SIMPLICISSIMUS

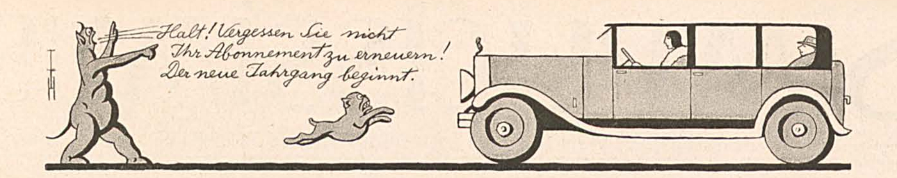
Herausgabe: München BEGRÜNDET VON ALBERT LANGEN UND TH. TH. HEINE Postversand: Stuttgart

Religionskampf in Rußland

(Wilhelm Schulz)



„Wir hätten ihn nicht gekreuzigt – wir hätten ihn erschossen."



Grützner spielt „Minister-stürzen"

Um sich das parlamentarische Leben zu würzen,
spielt man von Zeit zu Zeit ein bißchen „Minister-stürzen",
weil doch der Kalk zu laut durch alle Arterien rieselt,
wenn es im Kabinett nicht manchmal anregend kriselt.

Drum gilt es dunkele Flecken bei anderen aufzudecken:
jeder hat schließlich irgendwo Dreck am Stecken!
Schnüffelnd und wühlend scheut man nicht Mühe noch Geld,
bis man jemand erwischt hat und öffentlich bloßgestellt.

Dieser war unwiderleglich einmal unwürdig-maßlos besoffen,
jener wurde mit einer käuflichen Dame betroffen,
oder hat sogar — obzwar noch ehlich liiert —
mit einer Freundin jahrelang schamlos konkubiniert!

Solches benutzen dann gentlemen Grütznerscher Prägung
als willkommenen Grund zu hochmoral'scher Erregung.
Hei, wie die Dreckschleuder saust und die Giftspritze spritzt!
Wie das Geschoß dem Opfer klatschend im Nacken sitzt!

Das bringt Leben und Schwung in die Öde der Kabinette!
Herrliche Schlagzeilen formt sich daraus der Herr der Gazette!
Und solange noch Grützners straflos solche Tiefschläge landen,
kommt uns die alte echte deutsche Moral nicht abhanden!

Karl Kinndt

Die Brücke / Von Bruno Wolfgang

Dort wo die große Brücke den Strom querte, lag die kleine Stadt am Rande der Ebene. Über die Brücke führte außer der Eisenbahn noch eine Straße für den spärlichen Verkehr der Wagen und Fußgänger. Mit ihrem jenseitigen Ende, das in die leere Luft mündete, glich sie einem Sprungbrett ins Jenseits. Drunten zog ruhelos das graugrüne Wasser in starker, reißender Strömung.

Täglich um acht Uhr morgens betraten zwei Männer die Brücke. Sie gingen bedächtigen Schrittes bis zum jenseitigen Ende, blieben dort einen Augenblick stehen, dann kamen sie ebenso langsam zurück. Sie waren zwei Pensionisten, beide ungefähr in der Mitte der Fünfzig, etwas behäbig, frühe Genießer eines untätigen Daseins. Der eine hatte einen grünen Hut mit einem Gemsbart, der andere einen braunen mit einer Birkhahnfeder. Um acht Uhr zehn Minuten donnerte der Schnellzug über die Schienen. Da blieben sie stehn, zogen die Uhren und sagten bedeutungsvoll: „Pünktlich ... pünktlich." Dann setzten sie ihren Weg fort.

Am 18. März wehte ein scharfer Wind, noch kühl vom Hauch des Winterschnees, aber schon trächtig von der schwellenden Süßigkeit des Frühlings. Über den blaßblauen Himmel jagten wild zerrissene graue Wolkenheere: um die starken Brückenpfeiler rauschte das Hochwasser braun und trüb. Die Wasserfläche dehnte sich weit über die geradlinigen Uferdämme zwischen den Bäumen und Büschen der Auen hin. Da hatte es einen eigenen Reiz, über die sichere Brücke zu gehen, den Sieg des Menschen über die Natur zu fühlen, vorsichtig in die kochenden Wirbel zu blicken und unbeirrt die pünktliche Durchfahrt des Schnellzuges festzustellen. Sie waren gerade in der Mitte angelangt, da erschien am Anfang der Brücke ein dunkler Punkt, der sich rasch näherte. Sie setzten ihre Brillen auf und stellten fest, daß ein Mann mit großer Geschwindigkeit mitten in der Fahrbahn lief. Als er an ihnen vorüberstürmte, sahen sie nur sein scharf geschnittenes, braun gebranntes Gesicht und hörten seine raschen, heftigen Atemzüge. Am Ende der Brücke warf er die Arme hoch und zerriß mit breiter Brust ein unsichtbares Zielband. Dann blieb er stehen und kam langsamen Schrittes zurück.

Die beiden Männer sahen sich vielsagend an: ein Narr. Er mußte wohl einer sein, da er lief, wo andere gingen. Ihr Mißtrauen stieg noch, als der Fremde näher kam und sie bemerkten, daß er kein junger Mann mehr war, sondern gewiß schon mehr als vierzig Jahre zählte. Er war noch stark und sehnig, aber auf seinem dichten, schwarzen Haar lag schon ein grauer Schimmer, und rings um die Augen nisteten Falten und dunkle Schatten. Sein Atem ging noch immer hastig und stoßweise. Er blieb stehen. Mit einem seltsam abwesenden Blick starrte er die beiden Spaziergänger an. Dann schien sich ein Gedanke in seinem Hirn zu formen, der seine Lippen zu einem schiefen Lächeln verzerrte.

„Und wie wäre es, meine Herren", sprach er langsam, „wenn ich Sie beide jetzt sofort ins Wasser würfe?"

„Das dürfen Sie nicht", stammelte der Grüne erbleichend. „Das wäre Mord, der mit lebenslänglichem Kerker bestraft wird."

Beide fühlten, wie ihre Beine zitterten, und ihre Fußsohlen, die sonst so flach und sicher auf dem Brückenboden hafteten, schienen plötzlich in der Luft zu schweben.

„Mord? . . . lebenslänglich? . . .", wiederholte der Fremde mechanisch. „Das sind leere Worte für mich. Ich, Verehrteste, kenne keine Gesetze. Ich tue, was ich will, und vollkommen straflos. Sie zweifeln? Nun, ich werde es Ihnen sogleich beweisen. Sie können ohne Sorge sein. In zwei Minuten ist alles vorüber. Es geht ganz leicht. Sehen Sie, so . . ." Er hob ihnen mit Daumen und Zeigefinger die Hüte vom Kopf und warf sie über das Geländer in den Strom.

„Zu Hilfe!" wollten beide rufen. Aber sie brachten nur ein heiseres Stöhnen über die Lippen. Die Brücke war schweigsam und leer.

„Warum . . . warum . . .", stotterten sie.

„Warum? Weil ich ein gutes Werk tun will. Zwei solche Mißgeburten sollen nicht leben. Sehen Sie mich an. Ich hätte mich des Daseins nicht zu schämen. Und doch werde ich in fünf Minuten nicht mehr leben. Ich kann nicht mehr, verstehen Sie mich? Vor zehn Jahren noch lief ich diese Strecke drei Sekunden unter dem Weltrekord. Ich sprang als Erster siebzig Meter von der großen Sprungschanze in Davos. Ich bezwang die Guglia di Brenta während eines schauerlichen Gewittersturmes. Ich durchschwamm dreimal den Ärmelkanal. Mein Körper war ein Wunderwerk. Hier, meine Herren" — er riß sein Hemd auf —, „hier arbeitete ein Motor von unerschöpflicher Kraft. So glaubte ich. Heute bin ich siebenundvierzig Jahre alt, und es ist zu Ende. Das Herz, das verfluchte Herz, es läßt mich im Stich, treulos wie ein Weib."

„Das ist doch kein Grund zu sterben", erwiderte der Grüne, Hoffnung schöpfend. „Leben Sie so ruhig und gleichmäßig wie wir, und Sie können noch sehr alt werden."

„Nein", stieß der Fremde zwischen den Zähnen hervor. „Nein, ich will nicht alt werden. Ich kann nicht. Ich kann nicht so leben wie ihr. Nun vorwärts, meine Herren, marschieren wir zu dritt in die Ewigkeit!"

„Wozu brauchen Sie uns? Wenn Sie nun einmal nicht leben wollen, tun Sie nach Ihrem Belieben, aber lassen Sie uns gehn. Wir versprechen, Sie nicht zu stören."

„Angst habt ihr, ihr Feiglinge! Seid ihr feige Hunde, ja oder nein?"

„Ja", flüsterten beide bereitwillig.

„Dann schert euch zum Teufel. Aber zuvor tut, was ich euch befehle."

„Wir wollen alles tun."

„Bindet mir mit dieser Schnur die Arme an den Leib fest. Hier oben und hier unten. Fester, fester, ihr Idioten. Und nun zum letztenmal: wollt ihr mit oder nicht? Ich meine es gut mit euch."

„Wir wollen nicht!" riefen beide gleichzeitig.

Der Fremde biß die Zähne zusammen, daß die Muskeln auf seinen hageren Wangen eckig hervortraten. Sein ganzer Körper spannte sich in einer letzten ungeheuren Anstrengung, dann beugte er blitzschnell die Knie, und im nächsten Augenblick hob sich sein Körper langgestreckt aufwärts und verschwand, ohne das Geländer zu berühren, in der Tiefe.

Eine Woche später gingen die beiden Pensionisten wieder in gewohnter Weise über die Brücke. In der Mitte angelangt wechselten sie einen Blick, traten an das Geländer und blickten hinab.

„Hier war es", sprach der eine. „Ja, hier", sagte der andere. Der Schnellzug brauste vorüber. Sie zogen die Uhren und murmelten ernst: „Pünktlich . . . pünktlich."

Die Hüte, freilich, waren neu. Der eine mit einer Birkhahnfeder, der andere mit einem Gemsbart.

Reichsanwalt Schneidewins Normalchrist

Der gläubige Christ mit dem zarten Gefühl,
der zieht in den Krieg und fragt nicht erst viel.
er verschießt sein Pulver, er verschießt sein Blei;
er denkt sich gar nichts weiter dabei.
Und das fünfte Gebot
heißt: Schlagt fleißig tot!
Schlaget tot in Gottes Namen!
Und dann liegt er im Dreck.
Und dann heißt es: Verreck!
Und die Kirche murmelt das Amen.

Der gläubige Christ mit dem frommen Gesicht,
der zieht in den Frieden und ändert sich nicht.
Er sieht ein Bild, das ihm Anstoß erregt,
weil dort Christus am Kreuz eine Gasmaske trägt.
Er schreit: Das hetzt!
Er schreit: Das verletzt!
Er schreit, das heiße Gott lästern!
Das sei zuviel
für sein zartes Gefühl . . .
— — — — — — — — — — — — — — —
Und der Krieg, der war doch erst gestern.

hs.

Lieber Simplicissimus!

Das Einkommensteuergesetz sieht Steuerermäßigungen vor — unter anderem wegen Unglück im Stall. Der Lindenhofbauer findet sich bei der Steuerkommission ein, dreht grinsend den Hut in den Händen und stottert: „I, i tät schön bitt'n um Steuerermäßigung von wegen — wegen Unglück im Stall." — „Ja, was ischt denn passiert, Michel?" fragt der Bürgermeister. „I mueß der Stallmagd Alimenten zahl'n", sagt errötend der Michel.

•

Vor einiger Zeit sollte ein eiliger Brief von einem Ministerium in das andere befördert werden. Der Absender schrieb deshalb „Durch Boten" aufs Kuvert. Der Brief kam in demselben Umschlag nach seiner Erledigung zurück. Allerdings war „Durch Boten" durchgestrichen. Daneben stand mit ungelenker Schrift „Durch Offizianten".

•

In Bozen geben die Faschisten ein deutsches Blättchen heraus: Dolomiten. Darin werden die Parteisekretäre mit Se. Exzellenz angesprochen, und auch sonst tut sich allerlei. Neulich stand folgendes drin: In Ancona wurde einem Dienstmann ein Mädchen geboren, das auf der linken Hüfte ein Muttermal in Form eines Liktorenbündels deutlich zur Schau trug.

Verkürzung der Wöchnerinnen-Beihilfe — Erhöhung des Reichswehretats

(E. Schilling)



„Was Windeln? — Die Reichswehr braucht Uniformen!"

Die glänzenden Beziehungen zwischen dem Papst und Mussolini äußern sich also bereits in der Anpassung des Wunders an den Faschismus.

•

Der Untersekretär Pichelhuber zutschte selig das neunundzwanzigste Punschglas leer.

„Der Suff ist und war dein Ruin", ergriff Frau Pichelhuber das Wort. „Wenn du nicht soviel getrunken hättest, so wärest du vielleicht heute schon Obersekretär!"

„Ach was", lallte da Pichelhuber, „wenn ick besoffen bin, fühle ich mich als Minister . . ."

Nicht arbeiten – und verzweifeln!

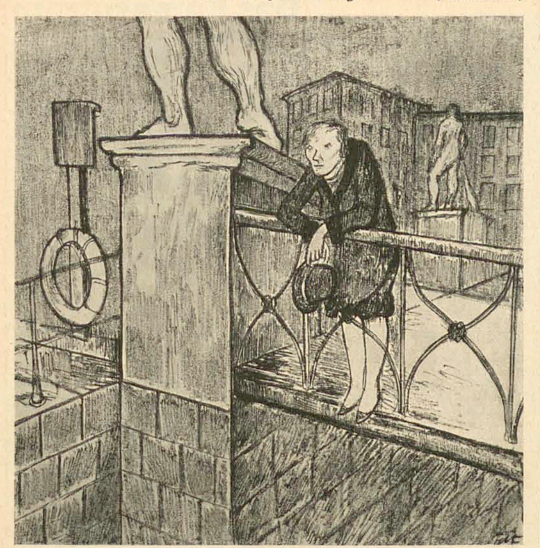
(E. Thöny)



„Wenn man uns arbeiten ließe, gäb's keine Wohnungsnot – aber man baut Luftschlösser und läßt uns stempeln gehn!"

Kino-Erfahrung

(M. Frischmann)



„Wenn nu nich bald 'n reicher Jraf kommt und mich rettet, verzichte ick wieder mal freiwillig uff Selbstmord!"

Von der Bitterkeit der kleinen Anzeigen

Von Anton Schnack

O Bitterkeit, o Meer unausgesprochener Qual und Sorgen:
„Wer kann einem in Not geratenen Beamten zweihundert Mark auf drei Monate borgen?"
Mann von der Börse, vielleicht retten Sie ihn von einem kleinen Betrug,
Tuen Sie es schnell; denn Sie haben genug!
Er wird singen:
„Am 21. Dezember, kurz vor Weihnachten, kam ein Mann,
Der zweihundert Mark auf den Tisch zu zählen begann.
Dem Teufel sei Dank — er frug nicht warum und wofür,
Sondern ging wie ein Gentleman aus der Tür."

Der Wind zieht von Ost nach West und kümmert sich darum nicht —
Eine ältliche Schneiderin, bleichsüchtig, die Finger verbogen durch Gicht,
Annonciert schon zum drittenmal: „Für Ausbessern, Nähen und Flicken
Suche dringend Kundschaft, bin auch firm in Stopfen und Sticken."
Und der Winterwind wird um sie in der Mansarde singen:
„Das ist das vergrämte Gesicht, das nach der Türe starrt;
Von der Liebe, vom Mann und der Zukunft genarrt.
Ihr Mittagessen?, fragt nicht! Ihr Bett ist von Mäusen umscharrt.
Madame, wollen Sie nicht zu ihr, solang sie noch harrt?!"

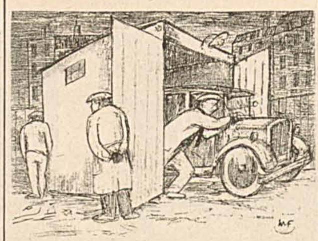
Wir wissen nicht viel, wir leben dahin,
Aber in den kleinen Anzeigen wird geweint und geschrien.
In den kleinen Anzeigen marschiert die Pein,
Die Not, der Hunger in den Tumult des Reichtums hinein.
Da wollen tausend von ihrer Demütigung singen:
Der Mann von fünfzig, der keine Arbeit mehr findet.
Die alte Witwe, die sich im Hungerödem windet.
Das Mädchen, das oben in einer Mansarde gebiert.
Der Vertreter, der keine Aufträge quittiert.
Der Stellungslose, verkommen, verhungert, verlaust.
Der Invalide ohne Radio, dem das Alleinsein graust.

Von dem vielen Mißlingen
Dir wollen sie singen,
Zu dir wollen die dringen:
Mann, Weib mit den Goldstücken und Silberlingen!

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11 • Copyright 1929 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co. München • **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Zukunftsträume

(Marcel Frischmann)



„Ick sage dir nur det eene, Ede, ehe sich nich jeder 'nen Wagen jeklaut hat wird der Autosport nich volkstümlich!"

Die kommerziellen Bibelforscher

Die vor einigen Jahren erfolgte Einführung eines „Muttertages" hat sich in Österreich bestens bewährt. Nämlich — vom kommerziellen Standpunkt aus. Die Blumenhändler, Zuckerwarenerzeuger, Seiden- und Gummistrumpffabrikanten, Parfüm-, Lippenstift- und Puderdöschenverschleißer und viele andere konnten sich über die Auswirkung dieses pietätvollen Feiertages überaus lobend äußern. Freilich — die Herrenschneider, Rasierapparat- und Hosenträgererzeuger vermochten an den Muttertagen keinerlei Hebung des Geschäftsganges zu konstatieren.

Daher haben sich die Vertreter dieser bislang arg benachteiligten Branchen kürzlich zusammengesetzt und beschlossen, die Einführung eines „Vatertages" zu verlangen, „um der Kauflust des Publikums einen neuen Impuls zu geben". Natürlich schien es allen Interessenten wichtig, für den chancenreichen Vorschlag eine ideelle Begründung zu finden. Und man fand sie — im vierten Gebot, nach welchem man bekanntlich nicht nur die Mutter, sondern auch den Vater ehren soll.

Mag Gott auch seinerzeit bei der Formulierung seiner zehn Punkte nicht so sehr an die Belange einer verpleiteten Kaufmannschaft gedacht haben, ist es doch immerhin sehr löblich, daß die Kaufleute der gottlosen Menschheit von heute wenigstens eines der Gebote in Erinnerung bringen wollen. (Manches andere — wie das vom Ehebruch — können sie natürlich nicht zum Mittelpunkt ihrer Propaganda machen, weil sonst die Geschäfte noch lausiger gingen.)

Wenn die Kaufleute in Österreich was verlangen, dann geschieht es prompt. So werden wir also baldigst Gelegenheit haben, uns unserem Erzeuger (respektive Plural) alljährlich für seine einstige Mühewaltung erkenntlich zu zeigen und zweimal im Jahre das modernisierte vierte Gebot zu memorieren:

„Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf daß du die Wirtschaft belebest und es der Kaufmannschaft wohlergehe auf Erden. Amen."

Salpeter

Literarische Anekdoten

„Der eine ringt, um mit seinem Werk zufrieden zu sein, und hungert — der andre verleugnet sich selbst, schreibt Mist und wird fett dabei."

Roda Roda: „Am besten, du schreibst Mist — bildest dir ein, es sei gut — dann bist du zufrieden und lebst auskömmlich."

•

Im Café Zentral dozierte die tiziansuperoxydblonde Lu, die Freundin des Bankdirektors, über die Eigenheiten der Wigmanschule.

„Woher kommen Sie eigentlich zu soviel Fachwissen?" erkundigte sich der Dr. Friedell, nicht eben galant.

„Erlauben Sie", sprühte die Blonde, „ich bin doch Tänzerin!"

„Hm, ganz ein schöner Nebenberuf!" nickte Egon anerkennend.

•

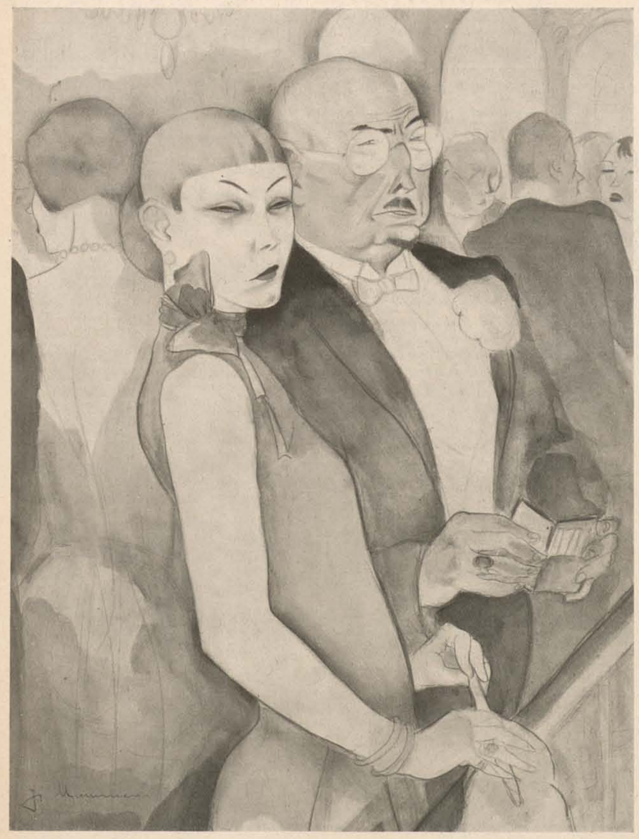
Eine Dame beglückwünschte den Philosophen Boiste zur Neuausgabe seines Lexikons.

„Vor allem freute ich mich", drückte sie ihm die Hand, „daß Sie alle obszönen Wörter der früheren Ausgabe ausgemerzt haben."

„Woher wissen Sie das, gnädige Frau?", meinte Boiste, „haben Sie sie gesucht?"

Kritik

(Jeanne Mammen)



„Keinen Mann hat se und keinen Freund hat se, was hat se denn nur?" — „Zu dicke Beene hat se."

Das gestohlene Auto / Von Rudolf Friedmann

„Ich hole dich also um sechs Uhr ab", sagte Simone und öffnete die Wagentür, um Herrn Brunel, Besitzer des Citroen, Simones und einer Bank, aussteigen zu lassen.

„Sei vorsichtig", meinte Brunel. „Fahre langsam und bremse nicht zu stark. Paß auf die Signale bei den Kreuzungen auf."

„Aber ja doch, Schatz", erwiderte sie und bastelte ungeduldig am Volant, wobei ihr Finger den Knopf des Klaxon berührte. Der Wagen brüllte auf, und ein paar Passanten flüchteten.

„Da haben wir's", sagte Brunel. „Wenn das schon so anfängt! Willst du nicht doch lieber ein Taxi nehmen?"

Simone ließ als Antwort den Motor schneller laufen, so daß Brunels Ermahnungen in dem Lärm untergingen. „Und wer ist bei Conflans in den Lastwagen gefahren?" sagte sie.

„Und wer war daran schuld? Hättest du mir nicht unbedingt deinen neuen Puder zeigen wollen, so . . ."

„Aber was soll denn passieren?" schnitt sie ihm die Rede ab. „Ich fahre ein paar Straßen, mache einige Besorgungen und bin wieder um sechs Uhr vor der Tür. Welche Umstände um solche Kleinigkeit! Auf Wiedersehen, Schatz."

Der Schatz sah den Citroen mit bedenklicher Geschwindigkeit davonbrausen und stieg zu den Papieren und Kursen hinauf.

Simone fuhr unterdessen die Champs-Elysées mit siebzig Kilometern hinauf, weil sie einem Rolls-Royce keinen Vorsprung lassen wollte, versperrte einem Taxi den Weg, kassierte einige Bemerkungen über die Nützlichkeit der Frauen und ihre Bestimmung ein, verursachte einem kleinen Zweisitzer ein paar Schrammen auf seinem Hinterflügel und landete endlich in einer kleinen und sehr stillen Straße in Passy.

Chéri stand schon am Fenster und winkte ihr zu. Es folgte ein stürmisches Wiedersehen, mehrere Küsse bereits auf der Schwelle, und dann waren beide für die nächste Stunde in einer Weise beschäftigt, über die nichts Originelles mehr zu sagen ist und die der Chronist daher übergeht.

Um vier Uhr dreißig meinte Simone, sie habe Hunger. Chéri suchte in seinen Beständen, förderte aber nur zweiundeinhalb steinharte Biskuite zutage, die Simone mit Verachtung zurückwies. „Weißt du was, Chéri", sagte sie, „während ich mich anziehe fährst du zu Rumplmayer und holst ein paar Kuchen. Sie haben da einen wunderbaren englischen Cake."

Chéri zeigte sich wenig begeistert über den Vorschlag, aber Simone, die in ihrem neuen Spitzenhemd sehr hübsch aussah, schmiegte sich an ihn und verabfolgte ihm ein halbes Dutzend Küsse. „Du wirst doch ta petite poupée nicht verhungern lassen", sagte sie und wies jeden Vorschlag zurück, gemeinsam irgendwo Tee zu trinken. Sie mußte die Kuchen sofort haben: nachher sei es sowieso schon zu spät. „Was ist da noch lange zu diskutieren?" meinte sie. „Du nimmst den Wagen. Hin und zurück ist es höchstens eine Viertelstunde."

Chéri konnte diesem Argument nicht mehr widerstehen und zog sich an. Er fuhr die Seinekais mit ganz unvorschriftsmäßiger Geschwindigkeit entlang, verlor aber wieder Zeit am Etoile, wo der Nachmittagsverkehr in vollem Gange war, und mußte in der Rue de Rivoli ziemlich lange nach einem freien Platz für den Wagen suchen. Bei Rumplmayer wartete ein Dutzend Personen auf Bedienung und setzte Chéris Versuchen, sich vorzudrängen geschlossenen Widerstand entgegen. Als er endlich das Kuchenpaket in der Hand hielt, war es bereits fünf Uhr fünfzehn. Er stürzte sich in den Wagen, hörte aber plötzlich, noch ehe er abfahren konnte, eine männliche Stimme von einem der Hintersitze. „Heda, junger Mann!" Chéri wandte sich um und sah einen älteren Herrn im Wagen, der ihn erregt anstarrte.

„Wie kommen Sie denn in den Wagen?" schrie er.

„Dasselbe frage ich Sie", entgegnete Chéri. „Steigen Sie gefälligst aus."

„Ich denke gar nicht daran", erwiderte der andere. „Wenn Sie nicht sofort verschwinden, rufe ich einen Schutzmann heran."

Chéri stieß als Antwort die hintere Wagentür auf und wollte den ungebetenen Gast hinausdrängen, aber der Wahnsinnige fing an nach der Polizei zu rufen, und schon begannen Vorübergehende aufmerksam zu werden. Chéri drückte auf den Anlasser — natürlich wollte das Biest nicht losgehen — der Verrückte schrie immer toller, und in einiger Entfernung wurde bereits die Mütze eines Schutzmanns sichtbar. Chéri drückte verzweifelt, der Motor setzte plötzlich mit wildem Toben ein, und der Wagen schoß davon. Hinter ihm gellte die Pfeife der Obrigkeit auf: der Wahnsinnige schlug ihm mit seinem Stock auf die Schulter und machte mit der anderen Hand den Passanten Zeichen, bis sie plötzlich an einer Kreuzung halten mußten. Der Verrückte zerschlug eine Scheibe und schrie: „Haltet ihn, haltet ihn!"

Ein Schutzmann näherte sich und wurde von dem Alten mit einer Flut unverständlicher Erklärungen überschüttet, aus der immer wieder hervorging, daß der Wagen von dem Menschen am Steuer gestohlen sei. „Sind Sie der Eigentümer?" fragte ihn der Schutzmann.

„Nein", sagte der Verrückte, „aber ich weiß, wem der Wagen gehört. Jedenfalls nicht dem jungen Menschen da.

„Ihre Papiere", wandte der Hüter des Gesetzes sich an Chéri. Chéri erbleichte. Er versuchte eine schwache Erwiderung, aber der Polizist schnitt ihm das Wort ab. „Haben Sie Ihre Papiere oder haben Sie sie nicht?" Worauf Chéri zugeben mußte, er habe sie nicht bei sich.

„Auf die Wache", kommandierte der Polizist, was von dem Alten mit wilder Freude begrüßt wurde. „Halten Sie den Mund", sagte der Schutzmann. „Man wird ja ganz taub. Es wird sich schon alles herausstellen."

Inzwischen war es sechs Uhr geworden. Herr Brunel sah aus dem Fenster auf die Straße, in Erwartung seines Wagens, während Simone in Passy der Verzweiflung nahe war und nicht wußte, was sie tun sollte.

Auf der Wache bezeichnete sich der Wahnsinnige als Herr Robert, Onkel eines Herrn Brunel, rechtmäßigen Eigentümers des Autos. Er habe beim Vorübergehen die Nummer erkannt und sich in Erwartung seines Neffen hineingesetzt. Chéri konnte diesen Erklärungen nichts Rechtes entgegensetzen, und von der Wache rief man Herrn Brunel an, um von ihm Bestätigung der Behauptungen des Onkels zu erhalten. Die Nummer war besetzt, denn in diesem Augenblick sprach Simone mit ihrem Eheherrn. Herr Brunel erfuhr zu seinem Entsetzen, daß der Wagen gestohlen sei, und daß seine kleine Frau, völlig gebrochen, in zehn Minuten zu ihm kommen werde.

„Sie haben ihn schon!" rief er ihr strahlend entgegen. „Denke dir, welches Glück! Onkel André hat ihn entdeckt. Wir müssen gleich zur Wache."

Auf der Wache fand eine denkwürdige Konfrontation zwischen Chéri, dem immer noch aufgeregten Onkel André und Herrn und Madame Brunel statt. Ohne Onkel André wäre die Sache für Chéri wahrscheinlich bedenklich geworden, aber Onkel André wollte gar nicht wieder aufhören, von Gefängnis, exemplarischer Bestrafung und Zeichen unserer verkommenen Zeit zu sprechen, so daß er sich mehrere Verweise des Reviervorstehers zuzog, den er nicht zu Worte kommen ließ. Herr Brunel, milde gestimmt durch das rasche Auffinden des Wagens und Simones Bitten, verzichtete auf Strafantrag. Chéri brachte eine konfuse Geschichte einer dringenden Angelegenheit vor, bei der er sich in der Nummer des Wagens geirrt habe, und nur Onkel André gefährdete die versöhnliche Stimmung, daß er seinen Neffen einen Idioten und wert nannte, von Leuten wie Chéri „cocu" gemacht zu werden.

Zukunftsbild

(Karl Holtz)



„So weit wird et noch kommen, daß der Verkehr der Verkehrspolizei verkehrspolizeilich ieregelt werden muß!“

Politisches Tempo

Friedrich Treue war wie tausend andere eingeschriebenes Mitglied der Partei. Dann galt es wieder einmal den Parteisekretär zu wählen, und Friedrich Treue ging im scharfen Kampf zwischen zwei berufenen Kandidaten als unerwarteter Dritter durch das Ziel. Das geschah fast unbemerkt — Friedrich Treue verdiente in seiner neuen Stellung zweihundert Mark.
Die Partei kam in die Regierung, und Punkt 3 des Wahlprogramms, Ausbau der Wohlfahrtseinrichtungen, erforderte es, daß der Posten eines Amtsrats im Dezernat Wohlfahrtspflege umbesetzt wurde. Man war in der Partei anfangs in Verlegenheit — zuletzt sprang Friedrich Treue achselzuckend und ergeben in die Bresche . . . und verdiente fortan sechshundert Mark.
Jede Regierungskrise kommt eines Tages. Die Partei hatte aber für den nächsten Wahlfeldzug schon das neue Programm fertig: Förderung der Interessen der Wissenschaft! Ein Oberregierungsrat im betreffenden Dezernat starb sehr gelegen — kurz vor dem Krach fand man in Friedrich Treue den hilfsbereiten Mann. Der Oberregierungsrat im Kultusministerium verdiente tausend Mark.
Parteien in der Opposition stellen sehr gerne Minister. Auch diese Partei ward berufen — aber, wer war würdig für einen solchen Posten? Wir wissen, daß Friedrich Treue im Jahre 1934 das Ministerium des Innern übernahm . . . und fortan dreitausend Mark monatlich verdiente.
Zu prophezeien ist, daß dieser Aufstieg wider Willen Friedrich Treues Nerven so angegriffen haben wird, daß er nach einem längeren Erholungsurlaub unbedingt in Pension gehen muß. Wer hält so etwas auch aus . . .?

Erich Rohde

Die Spekulation

Im Vorjahr, in den Tagen, als sich die Gerüchte über Schwierigkeiten der Bodenkreditanstalt bereits bedrohlich verdichteten, telephonierte der Rechtsanwalt Dr. S. seinem Bankier: „Bitte, für meine Rechnung sofort fünfundzwanzig Bodenaktien zu kaufen. Kurs egal!“
Der Fachmann war ganz entsetzt. „Aber, Herr Doktor, wissen Sie denn nicht, daß Bodenaktien wahrscheinlich bald ein Nonvaleur . . .!“
Der Anwalt schnitt ihm das Wort ab: „Ich habe Ihnen einen Auftrag erteilt! — Ob die Spekulation gut oder schlecht ist, das überlassen Sie gefälligst mir!!“
Zwei Tage später schloß die Bodenkreditanstalt ihre Schalter, und die neuerworbenen Aktien des Advokaten hatten neun Zehntel ihres Wertes eingebüßt.
Und dennoch — die Spekulation war eine gute gewesen. Denn Dr. S. konnte nun, gestützt auf sein „Aktienpaket“, die juristische Vertretung der Kleinaktionäre übernehmen und führt noch heute endlose Verhandlungen und expensenreiche Prozesse „im Interesse seiner Mandanten“.
Bisher sollen ihm seine fünfundzwanzig Bodenaktien zu einer runden Million verholfen haben.

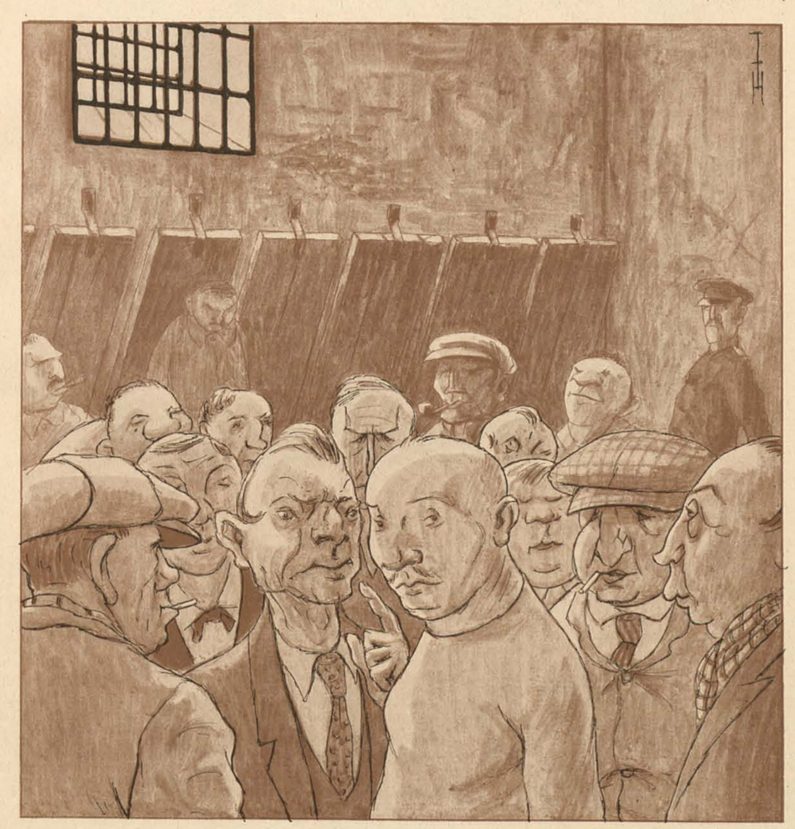
Salpeter

Zeileis I., Kaiser von Österreich

Die Ärzte erschauerten; über sie war die Zeileiszeit hereingebrochen. In Österreich ging alles drunter und drüber, kaum lassen sich die Ereignisse schön ihrer Reihenfolge nach schildern. Nur die letzte Etappe der Begebenheiten kann mitgeteilt werden:
Guter Rat ist teuer, bei Herrn Ignaz Bummerl kostet er fünf Schilling. Bummerl nämlich sitzt in einem kleinen Wiener Kaffeehaus, Tschecherl genannt, und lebt von seiner Lebensklugheit. Man kann nicht einmal sagen, daß er, der früher Rechtsanwalt gewesen war, bessere Tage gesehen habe, denn es geht ihm ausgezeichnet; er sitzt im Kaffeehaus, gibt jedermann gute Ratschläge, für fünf Schilling pro Stück. Wenn irgendwer in Wien sich schon gar nicht mehr helfen kann, wendet er sich an Bummerl. Der hilft. Vor drei Jahren zum Beispiel machte die österreichische Hutindustrie eine schwere Krise durch. Der Genossenschaftsvorstand tagte Nacht für Nacht, — es nützte nichts. Man ging zu Bummerl. Der sagte: „Fünf Schilling." Nachher, als das Geld bar auf dem Tische lag, dachte er nach, und schon hatte er auch den rettenden Einfall: Man müsse eine große Massenbewegung aufziehen, mit einem noch größeren Programm und mit voranflatternden Fahnen. Das Wesentliche aber werde sein, daß diese Bewegung eine besondere Art von Hut als Mitgliederabzeichen erwähle, den sogenannten Heimwehrhut. So entstanden die Heimwehren. Europa, das die Hintergründe der österreichischen Affären, nämlich Herrn Bummerls Ratschläge, nicht kennt, hält die Heimwehren für eine politische Angelegenheit. In Wirklichkeit sind sie eine Erfindung Bummerls, mit der die österreichische Hutindustrie gerettet wurde. Für fünf Schilling.
Der Streit um Zeileis hatte schon sehr an Schärfe zugenommen, da kamen die verzweifelten Ausschußmitglieder der Ärztevereinigung zu Bummerl. Was solle man tun? Fünf Schilling und Bummerl gab den Rat, mit ehemaligen Zeileispatienten einen „Verein der von Zeileis Geschädigten" zu gründen, Kollektivklagen bei Gericht einzureichen und Zeileis mit Entschädigungsprozessen zugrunde zu richten. Die Ärzte gingen hin und taten desgleichen. Gallspach war am nächsten Tage nicht wenig er-

General-Versammlung der „Audiag"
(„Automobil-Diebstahls-Aktiengesellschaft", Berlin)

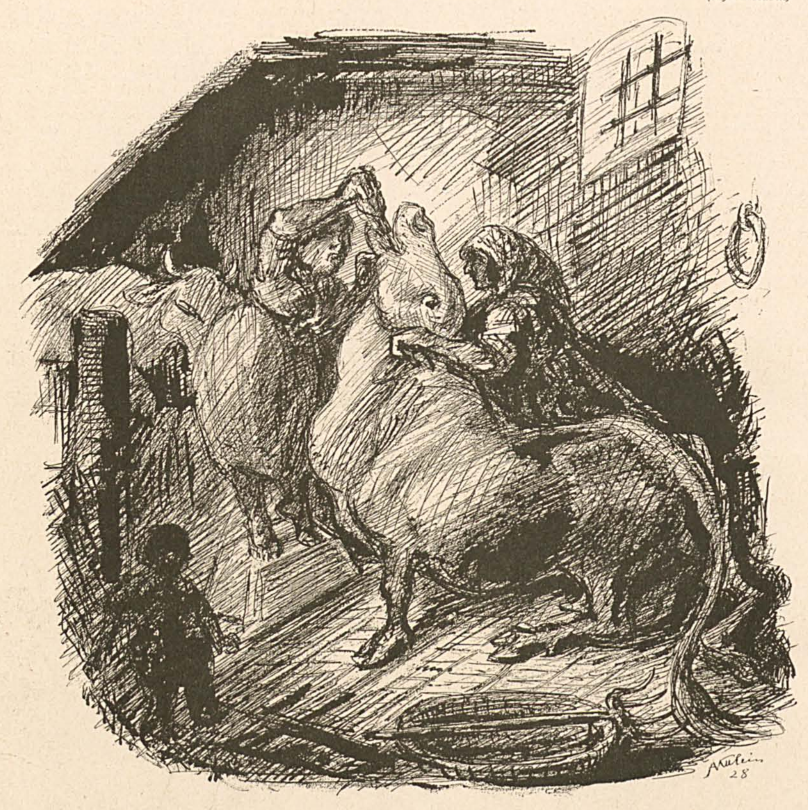
(Th. Th. Heine)



„Uns ham se injelocht, und die ‚Irulag' (Internationale Rüstungs- und Landesverrats-Aktiengesellschaft) lassen se loofen!"

Die kranke Kuh

(Alfred Kubin)



schrocken. In der Not schickte man von dort jemanden nach Wien, zu Bummerl. Der ist unpolitisch, parteilos in jeder Hinsicht, und für fünf Schilling gibt er auch der Gegenseite guten Rat. Also riet er dem Zeileis, einen „Verein der von Ärzten und Professoren geschädigten Patienten" zu gründen. Zeileis ging hin und tat desgleichen. Am nächsten Tag waren die Ärzte nicht wenig erschrocken; denn so viel Geld gibt es ja gar nicht, um die gerechten Ersatzansprüche aller von Ärzten und Professoren geschädigten Kranken zu befriedigen. Ein guter Rat hob den anderen auf, nichts hatte sich geändert, nur daß Bummerl zehn Schilling verdient hat.

Der Zeileisskandal aber wuchs zu einem immer mächtigeren Stunk. Die österreichische Regierung hielt eine eigene Sitzung ab, weil nämlich — wie allseits gebieterisch gefordert wurde — etwas geschehen muß. Das österreichische Gesetz verbietet unter Androhung von Gefängnisstrafen, daß Nichtstudierte eine ärztliche Praxis ausüben. Zeileis ist ein Nichtstudierter, also ein Verbrecher. Die oberösterreichische Landesregierung aber, auf deren Jagdgebiet Gallspach liegt, ließ die Wiener Regierung mit älplerischer Offenheit wissen, man könne sie, nun, man könne sie nicht zwingen, auf den Gallspacher Fremdenverkehr zu verzichten; eher werde der Bürgerkrieg diesmal wirklich ausbrechen. Der Wiener Ministerrat kam zu keinem Beschluß, aber der Bundeskanzler Schober zu Bummerl. Fünf Schilling und Bummerl gab einen guten Rat: was bei Schober doppelt möglich gewesen sei, müsse doch schließlich auch bei Zeileis gelingen, und man solle ihn zum Ehrendoktor machen. — Da kamen aber die Sozis. Die waren gegen Zeileis, weil die Nazis für Zeileis waren, weil die Sozis gegen Zeileis waren. Und die Sozis zahlten fünf Schilling, und Bummerl gab ihnen einen guten Rat: nach dem Gesetz dürfe nur derjenige eine ärztliche Praxis ausüben, der nicht nur Doktor ist, sondern auch die vorgeschriebenen strengen Prüfungen gemacht hat; das mögen die Sozis gegen den neuen Ehrendoktor geltend machen. — Also hatte sich wieder nichts geändert, der Stunk stank weiter. — Da kamen aber, weil etwas geschehen mußte, die Nazis zu Bummerl, obwohl er Jude war. Fünf Schilling, und er gab einen guten Rat, den besten seines Lebens: denn der Mensch wächst mit seinen Aufgaben, und außerdem wollte Bummerl den Antisemiten Respekt vor einem jüdischen Kopf beibringen: Ein Kaiser steht über dem Gesetz; man mache Zeileis zum Kaiser von Österreich, damit er weiter praktizieren könne.

Und so geschah es. Zeileis bestieg als Zeileis I. den Thron der Republik Österreich; Residenz blieb Gallspach. Zuerst regten sich die Sozis mächtig auf. Aber als man ihnen entgegenkam und die Thronbesteigung im Bundesgesetzblatt III/878693/30 kundtat, beruhigten sie sich wieder, denn so wurde der Boden der Legalität nicht verlassen. Unter dieser Bedingung schluckt der österreichische Sozi alles, was man ja im vergangenen Jahre gemerkt hat.

Zeileis I. ist Kaiser von Österreich und Österreich ein glückliches Land geworden.

Die Steuern wurden abgeschafft, weil Zeileis I. mehr verdient, als das ganze Land braucht. Gegenwärtig ist ein Gesetz in Vorbereitung, das studierten Ärzten die Ausübung einer ärztlichen Praxis verbietet. Europa weiß aber nicht, daß hinter der monarchistischen Umwälzung Österreichs Herr Ignaz Bummerl steckt. Er ist bescheiden geblieben, sitzt noch immer im Kaffeehaus, Tschecherl genannt, nur ist angesichts der großen Erfolge sein guter Rat teurer geworden. Er kostet jetzt zehn Schilling. Die Sozis sammeln im Volke, um die zehn Schilling aufzubringen und sich von Bummerl raten zu lassen, wie man Zeileis I. wieder stürzen könne. Kat.

Lied im Morgengrauen

Manchmal packt mich doch das große Staunen,
daß es immer noch so weiter geht!
Pleite, Zahnarzt, Steuern, Weiberlaunen —:
wie man das nur alles übersteht?

Wahrlich, urgewalt'ge Kräfte füllen
unser Innres, und das Fell ist dick,
denn um dieses powren Daseins willen
scheut man selbst vor Arbeit nicht zurück—!

Sonst sucht keiner etwas zu erhalten,
was ihn als Besitzer nicht mehr freut —
Manchmal nahen schwankende Gestalten,
und die meinen, es wär' endlich Zeit — — —

— — — Alkohol, du milde Gottesgabe,
dir verdanke ich's, daß ich noch bin!
Weil ich dich so viel getrunken habe,
sah ich immer wieder Zweck und Sinn!

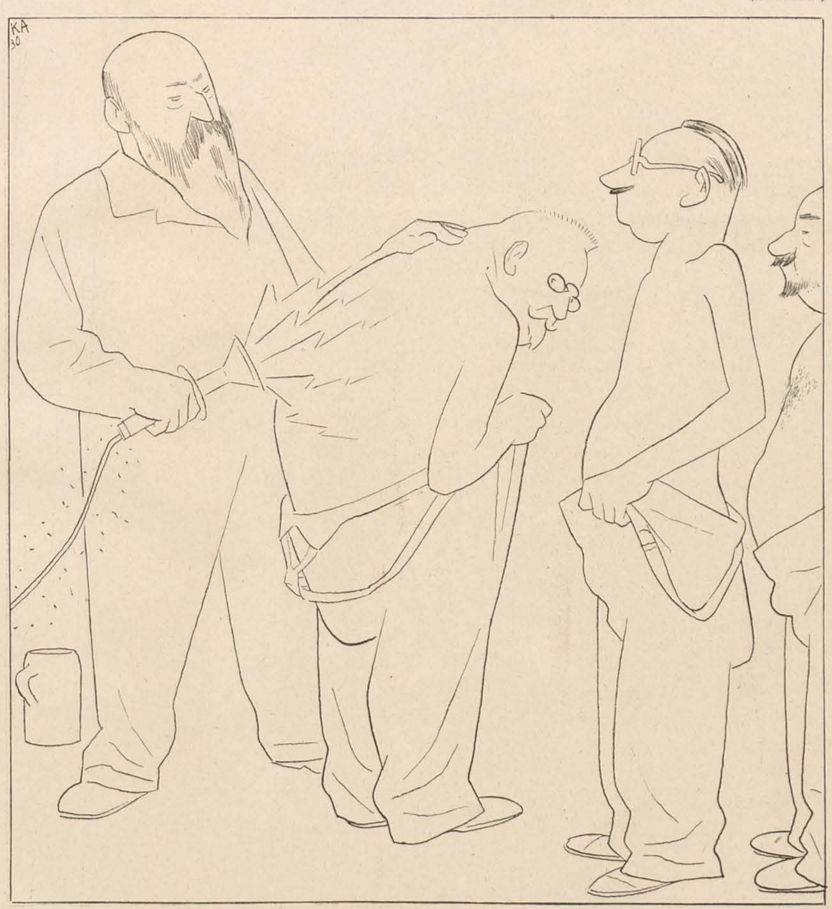
Wirst du einz'ger Freund mir nun genommen,
wie's der Dunkelmänner Plan erstrebt,
halte ich die Stunde für gekommen,
daß mein Geist dem Zeitlichen entschwebt.

Doch bis dahin laßt mich grübelnd trinken
und bezahlt den lyrischen Effekt!
Und dann laßt mich still die Tür aufklinken
zu dem Raum, wo kein Gesetz mehr schreckt — — —

Karl Kinndt

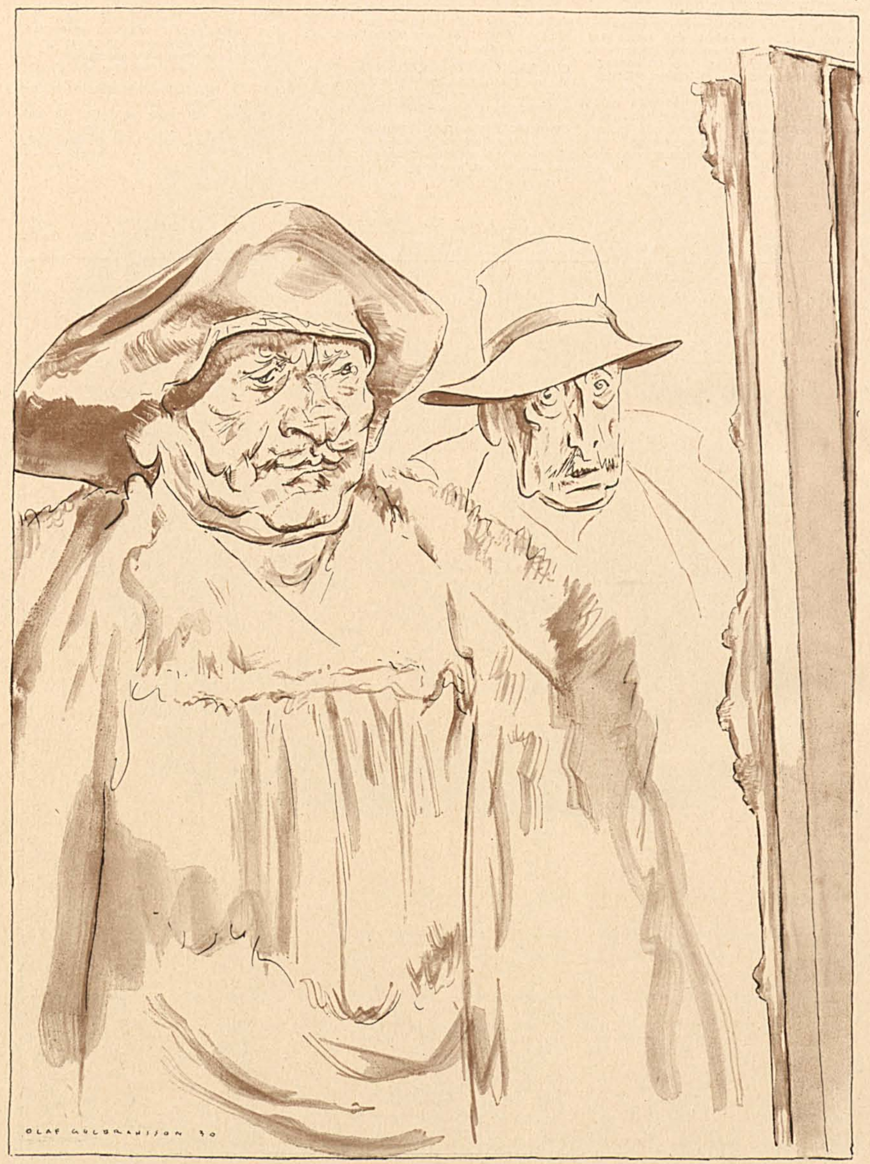
Schober bei Zeileis

(Karl Arnold)



Auch Rückgrats-Verkrümmungen werden in Gallspach geheilt.

Rembrandt in seiner Berliner Ausstellung *(Olaf Gulbransson)*



„Da hängen die Kapitalsanlagen — und ich habe Konkurs gemacht!“

Stuttgart, 24. März 1930 Preis 60 Pfennig 34. Jahrgang Nr. 52

SIMPLICISSIMUS

Nach dem Vorstoß der Alkoholgegner im Reichstag (E. Thöny)



Die zum äußersten entschlossenen Anhänger des Starkbiers haben sich in die schwerbefestigte Salvator-Stellung auf dem heiligen Nockherberg bei München zurückgezogen.

(Th. Th. Heine)



Ausgerutscht

Die Gläubigen sind zusammgetreten,
den Bolschewismus totzubeten.
Ob Gott sich dazu drängen läßt,
steht allerdings noch nicht ganz fest.

Dem Stahlhelm scheint es auch vonnöten,
die rote Sturmflut abzutöten,
weshalb er mit dem schwarzen Heer
zu einem Bund erbötig wär'.

Weil aber Unterschiede klaffen,
— hie geistige, dort andre Waffen —,
so winkt der Münchner Kardinal
verbindlichst ab für dieses Mal.

Wer läßt sich auch in solchen Zeiten
das Leitseil aus den Händen gleiten?
Das tut ein tumber Laie nur,
nicht aber jemand mit Tonsur.

Die Kirche ist, wie immer, schlauer.
Der biedre Stahlhelm lächelt sauer
und zieht nach diesem Mißgeschick
sich schmollend in sich selbst zurück.

Ratatöskr

Frühling in der Stadt Phoenix / Von Sebaldus Nothanker

„Nun, Mr. Frogwather, wie also ist es mit dem Frühling in Amerika?" fragte ich am Morgen des fünften Tags, den wir auf dem Hupflaitnerjoch zusammen im Schneeregen saßen.

„Frühling in Ämerrigo?" versetzte der alte Herr verständnislos. Aber dann erhellte doch ein Lächeln die faltigen Lederbezüge dieses Geschäftskalenders aus Baltimore. Mr. Frogwather starrte aus wasserblauen Augen in die gepeitschte Nässe vor den Fenstern, machte eine entschuldigende Handbewegung, die dem deutschen Gemüt galt: „Oh, Frühling in Ämerrigo? Ich weiß nicht. Baltimore. — Chikago — Michigan: da sind Häuser. Eisenbahnen dazwischen und Geschäfte. Habe drüben nie in meinem Leben Frühling bemerkt. Aber laß sehen, yes! Einmal vielleicht, fällt mir ein. Da war ich noch jung."

Ich schlug mit der flachen Hand auf den Tisch: „Hört, hört! Was soll man dazu sagen? Genau wie in Deutschland!"

Aber Mr. Frogwather zog geschmeichelt die Augenbrauen hoch wie Schlagbäume. Da bückte ich mich unwillkürlich und verstummte. Mr. Frogwather fixierte den Schneeregen und sagte: „Ich fuhr in Geschäften nach dem Westen. Ich reiste von Stadt zu Stadt, Tag für Tag. Eines Abends in — nun, ich denke: in Phoenix, nach dem Supper, hatte ich wohl noch Appetit auf frische Luft. Es war warm. März in Arizona ist fast Sommer. Ich ging aus dem Hotel auf den Platz, die Anlage links entlang. Von den Akazien kam eine dicke Luft von Frühling, oh, in Deutschland, man versteht mich. Dann am Ende des Platzes querte ich die Straße rechts, bog dann, ohne zu denken, in die zweite Querstraße links. Das fünfte, sechste Haus vor mir rechts war ein Café. Hell über die niedrige Front lief eine rote, transparente Tafel. Darauf leuchtete deutlich die Schrift: ‚Zum Brisk spark.' Ein hübsches Wort in einer Frühlingsnacht: ‚Zum kecken Springinsfeld', nicht wahr? — Tische im Freien, unter Kübelgewächsen. Ich setzte mich, bestellte. Es war eine sehr milde Frühlingsnacht, glauben Sie. Man sah ungeheuer viele Sterne. Ein junges Weib kam aus dem Haus. Schlank, munter, sehr, sehr hübsch, soviel in der Nacht davon zu sehen war. Nun, sie kam langsam auf meinen Tisch zu und begrüßte mich. Es war die Wirtin. So jung. Eine gute Frau, ich höre noch die Stimme, mit der sie gurrte: „O ja, die Akazien duften süß, überall, nicht? Es ist Frühling. Werden Sie länger in Phoenix bleiben?'

Man erkannte damals in Phoenix jeden Ortsfremden selbst im Dunkeln. Weiß Gott warum, ich sagte: ‚Vielleicht.' Denn die Frau gefiel mir. Goddam, wie sie da frischweg vom Frühling sprach. Sie lachte schon wieder so ein verdammt leises Lachen von unten herauf, als sie erwiderte: ‚Nun, ich hoffe, dann sehen wir uns wieder.'

Damit huschte sie ein paar Tische weiter, und die zierliche Gestalt verschwamm vor meinen Augen im dunkeln Akazienduft. Die Sterne funkelten toll.

Ich zahlte dem Kellner und ging. Ich ging unter lauter Akazien und Sternen und hörte im einen Ohr immer noch: ‚Es ist Frühling', indessen ich meinem anderen Ohr die geschäftlichen Auseinandersetzungen des kommenden Tages vortrug. Ich hatte in Phoenix mehrere solche Unterredungen, von denen große Geschäfte abhingen, auch in Maricopa, in Prescott, Winslow, und wie die Nester dortherum heißen.

Ich hatte also den anderen Tag von morgens bis abends den Kopf zwischen den Ohren und keine Zeit, an Frühling zu denken. Aber spät abends, nach dem Supper, fiel mir das wieder ein. Ich war eigentlich ziemlich abgespannt, aber wissen Sie, ich freute mich doch. ‚Es ist Frühling, überall. Die Akazien duften süß.' Eine überaus angenehme Stimme lachte das durch mein Gemüt. Ich ging aus dem Hotel auf den Platz, ging links hinab, dann die nächste Straße rechts, oh, ich besann mich genau. Die Akazien dufteten wie gestern. Zählte dann die zweite Querstraße links und dort das fünfte Haus rechts. — Es war dunkel dort. Keine Tische davor, keine Kübelbäume, obschon es so warm war wie je, und vollkommen sternenhell. Es war auch nirgends eine erleuchtete Tafel mit der Aufschrift: ‚Zum Brisk spark', fünf Häuser vor und zurück —: Nichts. Unbegreiflich! — Ich ging den Weg zum Hotel zurück. Es stimmte alles. Dann, ohne zu träumen, wieder zur zweiten Querstraße und so weiter. Umsonst. — Ich irrte müd, wie ich war, die halbe Nacht im Eigensinn durch das verfluchte Nest: ich fand den ‚Brisk spark' und die junge Frau nicht wieder, deren süß gurrende Stimme mich lockte, oft so nah am Ohr, daß ich wie verrückt auf der Stelle anwurzelte und keuchte: ‚Hier muß es sein!' — Ich, die Häuser, der Himmel, alles taumelte von Frühling. Mein Gemüt vergaß die morgigen Geschäfte —: oh, man versteht in Deutschland!

Nun, das war Hexerei.

Angst jagte mich unter den Akazien auf und ab. Angstschweiß kochte mir aus dem Hirn: Hexerei! — Vielleicht Wahnsinn!

Erst am nächsten Morgen, als es Zeit zur Bahn war, der Portier mir noch mal den Zug vom Fahrplan ablas, durchriß es mir mein innerstes Gemüt ganz plötzlich mit einer ganz unglaublichen Klarheit: Diese Stadt, in der ich mich befand, in der ich, ein Irrsinniger, das Café ‚Zum Brisk spark' gesucht hatte, diese Stadt war ja gar nicht Phoenix! Das war ja schon Prescott, wohin ich noch gestern, benommen von Geschäften, gefahren war! — Wer kann diese Städte im Westen voneinander unterscheiden —?!

Nun, darum, nicht wahr? einleuchtend, nicht wahr? — Darum also war es, daß ich die lachende junge Wirtin vom ‚Brisk spark' und — goddam, eigentlich seitdem den Frühling nicht mehr wieder fand."

Moral in Zahlen

Herr Senatspräsidente Appelmann
hat einen hochweisen Spruch getan:
er hat eine Ehe für nichtig erklärt,
weil eine Frau vor dem Kopulieren
nicht nur mit einem Manne verkehrt,
sondern mit vieren.

Einer ist keiner — also spricht
auch das löbliche Kammergericht.
Entjungfert darf eine Dame sein —:
aber vier Vor-Ehe-Gemähler
sind ein schwerer sittlicher Fehler!
So was nennt man ein Schwein.

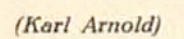
Und ob ihr Mann auch bis zum Altar
ein Lebemann, Wüstling und Hurenbock war,
so bleibt er trotzdem ein Ehrenmann,
dem man eine Frau, die's mit vieren getrieben,
als Ehefrau und Objekt zum lieben
nicht zumuten kann!

So gelang es uns endlich, die Moral
klar auszudrücken durch eine Zahl!
Eine Frau, die in jedem Dreck sich gesühlt,
ist, wenn sie sich nur mit einem verirrte,
reiner und würdiger ihrer Myrte
als eine, die viermal Liebe gefühlt — — —

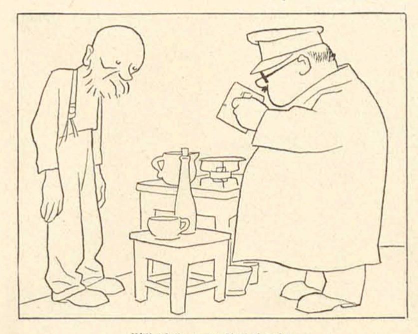
Karl Kinndt

Das Steuermännlein

(Nach „Des Knaben Wunderhorn")

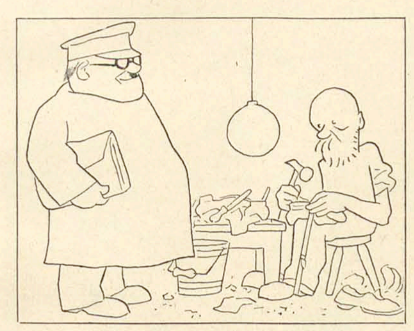


(Karl Arnold)

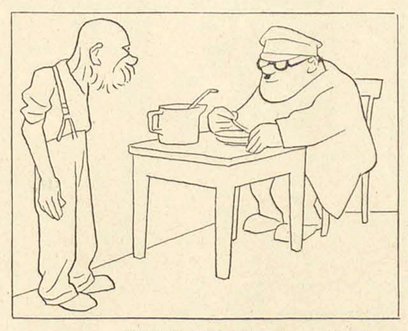


Will ich in mein Küchel gehn,
Will mein Kaffee kochen;
Steht ein Steuermännlein da,
Hat ihn schon gerochen.

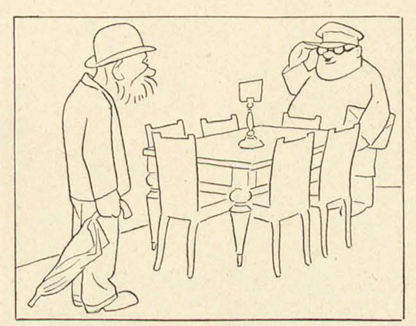
Will ich mir mein Pfeifelein
Und Zündhölzlein holen;
Sitzt ein Steuermännlein da,
Hat mir's schon gestohlen.



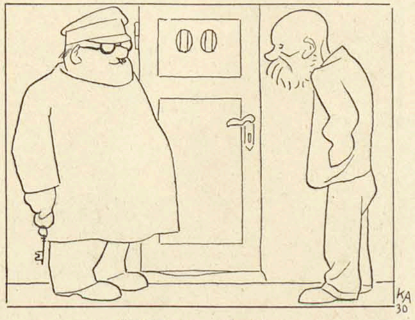
Setz ich mich ans Tischlein hin,
Will meine Arbeit machen;
Steht ein Steuermännlein da,
Fängt als an zu lachen.



Will ich in mein Stüblein gehn,
Will mein Süpplein essen;
Sitzt ein Steuermännlein da,
Hat's schon halber gessen.



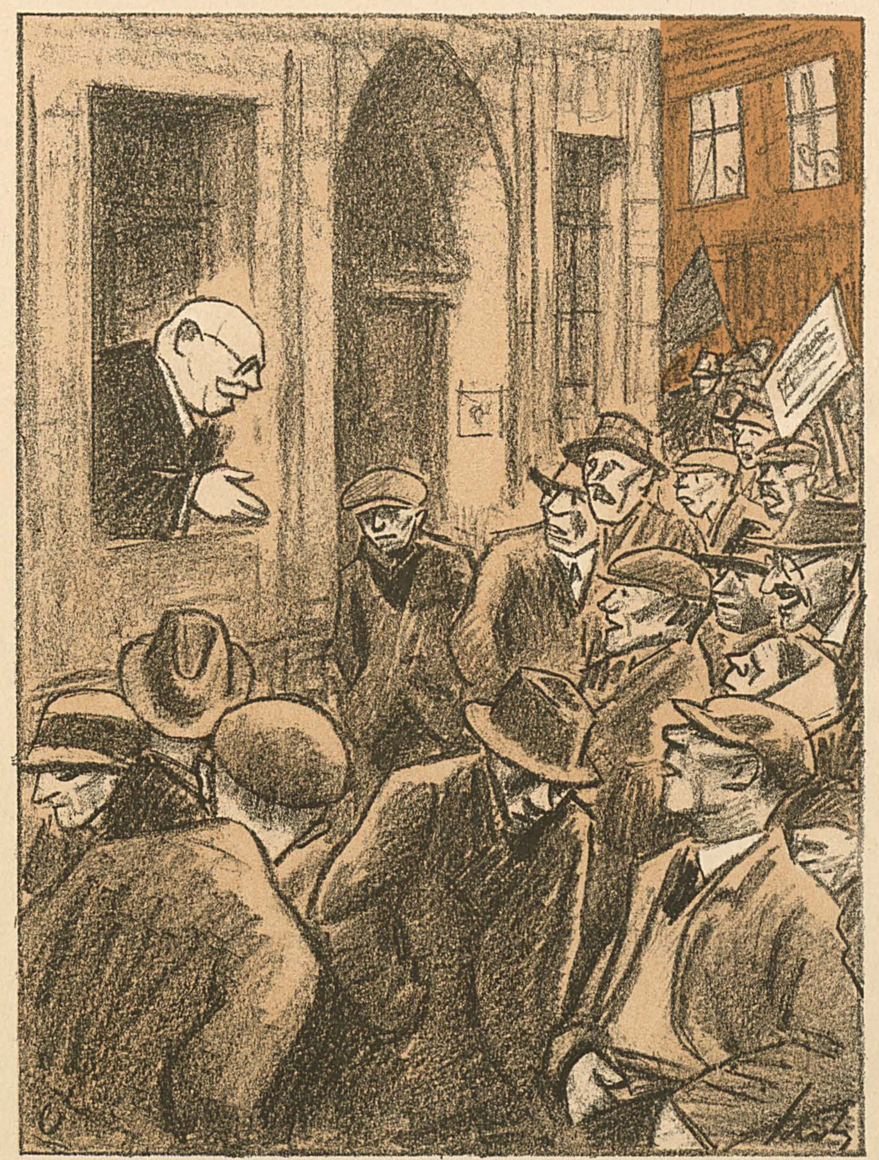
Will ich an mein Stammtisch gehn,
Will mein Bierlein trinken;
Steht ein Steuermännlein da,
Tut mir gleich zuwinken.



Will ich mal wo anders hin,
Will gleich wiederkommen;
Steht ein Steuermännlein da,
Hat den Schlüssel g'nommen.

Maßnahme gegen die Hungerdemonstrationen

(Wilhelm Schulz)



„Geht ruhig nach Hause, liebe Leute, der Zoll auf Hummern ist bereits ermäßigt!"

Zwei Paar Schuhe / Novelle von Massimo Bontempelli

In einer weit zurückliegenden Periode meines Lebens verdiente ich mir — oder versuchte es wenigstens — meinen Lebensunterhalt durch Klavierstunden in der italienischen Hauptstadt. Ich hatte dreimal in der Woche eine Stunde in der Via dei Serpenti, Nr. x, zweiter Stock. Es wird für den Leser von Vorteil sein, wenn ich sogleich bemerke, daß ich damals keine anderen Schüler hatte. Ich pflegte meist sogleich ins Musikzimmer zu treten, wo ich in der Regel drei oder vier Minuten warten mußte, bis mein Schüler erschien. Diese drei oder vier Minuten brachte ich gewöhnlich damit zu, zum Fenster hinauszusehen. Eines Nachmittags, im Anfang März, als ich mich wieder einmal zum Fenster hinausbeugte, trafen meine Blicke auf zwei blaue Augen und ein von blonden Haaren umrahmtes Gesicht, das über mir in einem Fenster des dritten Stockwerkes sichtbar war. Dieses Blickwechseln von Fenster zu Fenster wiederholte sich während der folgenden Lektionen noch einige Male. Es gelang mir, in Erfahrung zu bringen, daß im dritten Stock eine reiche Familie wohnte. Mein Dämon — vielleicht derselbe, der mir eingibt, Abenteuernovellen zu schreiben — riet mir damals an, ein wirkliches Abenteuer zu suchen, um meine materielle Lage zu verbessern; und so wurde ich im Verlaufe eines romantischen und sich überstürzenden Liebeserlebnisses ein bürgerlicher Freier um das Blond und Blau, das, wie mir schien, in verwandtschaftlichem Verhältnis zu den Reichtümern im dritten Stock stehen mußte.

Ich hatte sie niemals irgendwo anders als am Fenster gesehen und ersehnte ungeduldig die Gelegenheit, ihr zu begegnen und sie anzusprechen. In dieser Erwartung verging der ganze April, und der Mai kam heran.

Die Begegnung fand in den ersten Tagen des Liebesmonates statt.

Ich stieg die Treppe zu der Wohnung meines Schülers hinauf und war noch nicht auf dem ersten Treppenabsatz angelangt, als ein Geräusch hinter mir oder eine innere Mahnung mich hieß, stehenzubleiben und mich umzudrehen.

Sie erschien und war im Begriff, gleichfalls die Treppe hinaufzusteigen. Ich verlangsamte meinen Schritt. Bei jeder Stufe, die ich erstieg, machte mein Herz zehn Schläge. Ich wandte mich nicht um, aber trotzdem fühlte ich, daß sich der Abstand zwischen uns verringerte.

Plötzlich durchzuckte mich ein Blitz: er lief vom Kopf abwärts durch meinen ganzen Körper und hielt bei meinen Schuhen an.

Eine Zwischenbemerkung: ich weiß nicht, ob es einem meiner Leser beschieden ist, ein Milliardär und König auf dem Gebiet der Kohle, Seide oder sonst eines Artikels zu werden. Dies die Erklärung, was ich damit sagen will: in den Lebensbeschreibungen fast aller amerikanischen Milliardäre habe ich gelesen, daß sie bei Beginn ihrer Laufbahn, als sie noch jung waren, in diese oder jene Stadt mit „zerrissenen Schuhen" angekommen seien. Dieser Bemerkung bin ich mit solcher Regelmäßigkeit begegnet, daß sich in mir die Überzeugung gebildet hat, es handle sich hier nicht um eine zufällige Erscheinung, sondern um eine notwendige Voraussetzung jedes künftigen Reichtums. Sicher ist aber (wie alle Fachleute behaupten), daß das absichtliche Zerreißen der Schuhe gar keinen Erfolg hat und man auf diese Art niemals Milliardär wird. Wenn ich also fragte, ob einer meiner Leser dazu ausersehen sei, Milliardär zu werden, so wollte ich mich danach erkundigen, ob er bereits einmal zerrissene Schuhe gehabt habe oder ob sie vielleicht augenblicklich in diesem Zustand seien. Wenn er nämlich noch nie zerrissene Schuhe gehabt hat, so kann er einige wichtige Dinge nicht wissen, und zwar: daß die Schuhe vorne oder hinten zerrissen sein können und daß der letztere Fall aus folgenden Gründen ärger ist: 1. weil diese Art der Beschädigung schwerer zu reparieren ist und schneller zur gänzlichen Auflösung des Schuhes führt; 2. weil sie beim Gehen bedeutend lästiger ist; 3. weil sie diejenige ist, die einen das Gefühl der Schande und Demütigung, das damit verbunden ist, stärker empfinden läßt; und das deswegen, weil sie gerade den Leuten sichtbar ist, die man selbst nicht sieht, Menschen also, die man nicht durch feste Blicke von jenem wunden Punkt ablenken kann; und so läuft man Gefahr, sich ständig eine ungeheure Menge grinsender Gesichter hinter sich vorzustellen, während die Zahl der Entgegenkommenden durch die Wirklichkeit begrenzt ist und ihr Anblick den boshaften Ausschweifungen der eigenen Phantasie Zügel anlegt. Und schließlich noch ein sehr wichtiges Detail: hinten zerrissene Schuhe können vor allem von demjenigen sehr leicht bemerkt werden, der auf einer Treppe um einige Stufen tiefer steht als man selbst.

Ich weiß nicht, ob ich einmal ein König in irgendeinem Artikel sein werde oder ob ich es in einem anderen nicht materiellen Sinn vielleicht augenblicklich bin oder schon war: denn man kann ja ein König sein, ohne es zu wissen, wie es dem König Rismajmaghi in der Legende „Monotapa" geschah. Eines ist gewiß — und der intelligente Leser wird es bereits gemerkt haben: daß ich nämlich Schuhe anhatte, die zerrissen waren, und zwar hinten; und daß ich mich gerade in dem Augenblick daran erinnerte, als mein Herz im Vorgefühl, daß ich wenige Sekunden später s i e ansprechen würde, mit hundertfacher Geschwindigkeit schlug.

Der Gedanke an die zerrissenen Schuhe bewirkte, daß ich zunächst wie versteinert stehenblieb. Dann wurde ich mir durch eine zweite blitzartige Erleuchtung darüber klar, daß ich augenblicklich jener Situation entfliehen mußte, die meine Gegenwart und meine Zukunft, meine Liebe und meinen materiellen Aufschwung mit einem Schlag zu vernichten drohte. Aber ich konnte unmöglich plötzlich wieder schneller die Treppe hinaufsteigen, nachdem ich bis zu diesem Augenblick bei jedem Schritt gezögert hatte: was hätte sie über meine unerwartete Flucht denken müssen? Ich nahm daher eine Zigarette heraus, blieb stehen und lehnte mich an die Mauer, während ich in meiner Tasche nach Streichhölzern zu suchen begann. Ich rechnete damit, daß ich sie dadurch veranlassen würde, an mir vorüberzukommen, wobei ich ihr bei dieser Gelegenheit einen entscheidenden Blick zuzuwerfen hoffte. Und all das hätte sich abgespielt, während meine Absätze fest an die Mauer gedrückt waren, so daß sie sie auf keinen Fall mit ihren himmlischen Augen erblicken konnte.

Aber kaum hatte sie gesehen, daß ich stehengeblieben war, als sie selbst ihren Schritt zu verlangsamen begann: sichtlich fürchtete sie die lauernde Stellung, die ich einnahm. Wie konnte ich ihr zu verstehen geben, daß ich keineswegs vielleicht unüberlegt und brutal sein würde, daß ich ihr vielmehr bescheiden folgen würde, bis sie mir selbst durch ein Zeichen andeutete, sie hätte nichts gegen eine Annäherung einzuwenden.

Aber nein, sie ahnte nichts von meiner Sittsamkeit! Ich stand an die Mauer gelehnt und suchte in meinen Taschen nach den Zündhölzern; und sie stand ungefähr zwanzig Stufen tiefer und suchte in ihrem Täschchen nach ihrem Taschentuch. Aber ein Mann kann bis elf Taschen haben, und eine Frau hat nur ein einziges Täschchen: was zur Genüge erklärt, daß sie sich bereits die Nase geputzt hatte, während ich auf der Suche nach meinen Zündhölzern erst bei der linken unteren Westentasche angelangt war.

Das Mädchen mußte daher einen Entschluß fassen, der angeblichen Gefahr kühn ins Auge sehen und die Treppe weiter hinaufsteigen. Sie blickte dabei auf den Boden, und auf ihrem Gesicht erschien, während ich mit Zittern ihr Näherkommen beobachtete, eine immer dunklerere Röte. Als sie auf meiner Stufe angelangt war, bebte sie einen Augenblick derart, daß ich erwartete, sie stehenbleiben oder tot niederfallen zu sehen. Wirklich tot aus Liebe zu mir auf einer Treppe! Aber sie raffte sich auf und mit einer heftigen Anstrengung stieg sie weiter, wobei sie sich deutlich zu beeilen begann. Ich folgte ihr sofort mit meiner ausgegangenen Zigarette in der Hand. Sie hatte bereits erkannt, daß ich nichts Böses beabsichtigte. Ich streichelte mit meinem Blick ihren biegsamen Körper, ihr goldblondes Haar, ihren weißen Hals, ihre schmalen Schultern, dann glitt mein Blick weiter hinab, umfaßte keusch ihre Hüfte, streifte ihren Rock, zitterte ein wenig beim Anblick ihrer Beine, berührte sanft ihre kleinen Füße und — Gott im Himmel! Die kleinen Füße steckten in zerrissenen Schuhen, Schuhen, die hinten zerrissen waren!

Sie wußte es. Sie wußte es und floh. Die blonden Haare und die blauen Augen, die zarten Füßchen und die hinten zerrissenen Schuhe, sie flohen und verschwanden für immer, sie, die nichts mit dem trügerischen Haufen Gold im dritten Stock zu tun hatten, mit dem ein Dämon meine Tugend auf eine Probe stellen wollte. Und damit brach mein Traum, das Glück auf den Reichtum einer Frau aufzubauen, zusammen. Von Ekel über mich selbst und die Welt ergriffen, machte ich kehrt, eilte die Treppe wieder hinunter, floh auf die Straße hinaus und ließ mich nie wieder in jenem Haus blicken, wo meine Karriere als Klavierlehrer und Mitgiftjäger einen so tragischen Abschluß gefunden hatte.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von A. W. Freund)

Im März

Wie sich die prallen Knospen dehnen!
Selbst ältre Herren faßt ein Sehnen.
Man hält's auch heuer wie schon oft
und hofft.

Am allgemeinen Honigschlürfen
möcht' man partizipieren dürfen.
Warum denn nicht? Man tapert zu . . .
Nanu?!

Auf sämtlichen vorhandnen Stühlen
drängt sich's von jüngeren Gefühlen.
Man wird als Senior weggepufft
und huft.

Dr. Owlglaß

Der **SIMPLICISSIMUS** erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen • **Bezugspreise:** Die Einzelnummer **RM —.60**; Abonnement im Vierteljahr **RM 7.—**; in **Österreich** die Nummer **S 1.—**; das Vierteljahr **S 12.—**; in der **Schweiz** die Nummer **Fr —.80. Übriges Ausland** einschließlich Porto vierteljährlich **2 Dollar** • **Anzeigenpreis** für die 7gespaltene Nonpareille-Zeile **RM 1.25** • **Alleinige Anzeigen-Annahme** durch sämtliche Zweiggeschäfte der Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** • **Für die Redaktion verantwortlich: Franz Schoenberner, München** • Verantwortlich für den Anzeigenteil: Max Haindl, München • **Simplicissimus-Verlag G. m. b. H. & Co.** Kommandit-Gesellschaft, München • **Postscheck** München 5802 • Redaktion und Verlag: **München 13,** Friedrichstraße 18 • In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa i. Fa. Hermann Goldschmiedt G. m. b. H., Wien I. Wollzeile 11 •

• **Erfüllungsort München** • Druck von **Strecker und Schröder,** Stuttgart

Frommer Wunsch *(Paul Schondorff)*



„Trösten S' Ehana, oamal hätt' s' ja do sterb'n müassen, Ihr Frau Gemahlin!" — „Ja, aber dös hätt' i ihr halt g'wunschen, daß s' die Starkbiersaison überlebt."

Von bayerischen Universitäten

Jeder ausländische Hofrat oder Minister darf sich auch auf der Universität München als solcher unterschreiben. Als österreichischer Dr. phil. durfte ich es aber nicht. Das ist nun einmal so. Zur Vertiefung des Anschlußgedankens.

Ich richtete daher nach Angaben des Herrn Kanzleisekretärs ein Gesuch an das bayrische Kultusministerium um Anerkennung meines Doktortitels für das Gebiet des Deutschen Reiches.

Nach Wochen kam der Bescheid zurück. Ich mußte ihn auf der Post abholen und erschrak ein wenig. Er kostete zwanzig Mark! Das war viel für meine Kasse. Aber es war noch gar nichts. Denn in dem Schreiben hieß es: „Entsprechend Ihrem Gesuche vom 14. XII. 1928 wird Ihnen hiemit die Führung des in Wien erworbenen Doktortitels für das Gebiet des Freistaates Bayern gewährt."

Zunächst war ich starr, dann eilte ich auf das Ministerium und drang bis zur höchsten erreichbaren Stelle vor. „Aber, erlauben Sie", begann ich, „diese Antwort entspricht gar nicht meinem Gesuch. Ich bat um Anerkennung für das ganze Reichsgebiet und erhielt sie nur für Bayern."

Der Herr Ministerialdirektor erhob sich voll Staunen. Der Fall schien unerhört. „Ja, wenn Sie das wünschen", erwiderte er schließlich, „dann kann ich Ihnen nur raten, an alle übrigen siebzehn Länderregierungen zu schreiben und die entsprechende Taxe zu zahlen. Das Reich hat damit nämlich gar nichts zu tun."

•

Wir haben in Deutschland eine Massenproduktion an Doktoren: Auch die bayrischen Hochschulen erzeugen jährlich Tausende. Darunter leidet die Qualität. Die wenigsten Dissertationen bedeuten mehr als schweißgetränkte Lappen aus den Werken anderer.

Trotzdem muß in Bayern jede Doktorarbeit in dreihundert Exemplaren gedruckt werden. Das kostet dem Kandidaten sehr viel Geld. Die Studenten wandten sich daher mit einem entsprechenden Gesuch an den hohen akademischen Senat.

Und dieser beschloß in seiner Weisheit, daß (in besonderen Fällen) nur ganz ausgezeichnete Dissertationen vom Druckzwang befreit werden könnten. All die anderen, unrettbar mittelmäßigen, werden erbarmungslos weitergedruckt.

•

Wirklicher Geheimer Rat Ritter von Casparri, Ordentlicher Professor für theoretische Physik, ruft im Meteorologischen Institut an und bittet den dienstbeflissenen Assistenten um ein Buch über den Frost. Dieser fragt um nähere Angaben. „Nein, bitte, Herr Doktor, ein ganz allgemeines Werk über Frost." Der Assistent sucht, und findet mehrere Dutzend Spezialabhandlungen über alle möglichen Gefrierprozesse, aber keine befriedigt den Geheimrat: „Ich bräuchte ein grundlegendes Werk der gesamten Frosterscheinungen." Auch ein Privatdozent und zwei außerordentliche Professoren sind ratlos. Schließlich wird der Institutsvorstand selbst zum Apparat gerufen. „Ach ja, bitte Herr Kollege, könnten Sie mir nicht eine neue umfassende Arbeit über Frost nennen." — „Wozu brauchen Sie es denn?" fragt dieser endlich. „Ja, wissen Sie, verehrter Herr Kollege, verzeihen Sie bitte, aber meine kleine Tochter hat morgen einen Schulaufsatz über ‚Gute und schädliche Wirkungen des Frostes', und da wollte ich mich doch an Hand Ihres neuesten Materials orientieren."

Ansprüche

(M. Frischmann)



„Wat, Mensch, for Schmieresteh'n zwanzig Prozent Dividenden? Du jloobst wohl, du bist im Aufsichtsrat von det Unternehmen?"

Elegie vor der Haustüre

Ick warte und weeß nich uff wen,
Und steh schon seit acht uff 'n Posten,
Und jetz is es zehn.
Man müßt' mal in 'n Lunapark jehn,
Das kann doch so ville nich kosten.

Wie machen die andern das bloß?
Die sieht man doch täglich poussieren.
Die werden es los.
Mir setzt sich keen Aas uff 'n Schoß.
Wie soll man da eene vafieren?

Da wart' man und wartet und wart',
Und keene kommt und sagt: „Kleener,
Das Leben ist hart!
Komm mit! Ich bezahl' auch die Fahrt!"
Und ich sehn' mir so nach so eener.

Das gibt es wohl bloß im Roman.
Am besten bleibt's, man vazichtet
Und jeht in 'n Kahn
Und denkt, man hätt' es jetan,
Bis daß sich die Sehnsucht vaflichtet.

Werner Finck

Erziehung

Zum Juwelier Korke an der Leipziger Straße kam ein eleganter Herr und sagte: „Herr Juwelierleben, schikken Se mir ä Posten Bratzeletts ins Hotel Adlon — aber nix Tineff, sondern gute, bessere Waar' — waass iach? — zu fünef bis zehntäusend Mark — auf den Namen Prinz Carlos von Bourbon. Was kücken Se e so verwundert?"

„Nun, weil . . . weil Königliche Hoheit so . . . so . . . gut deutsch zu sprechen geruhen."

„Spaß — wo iach hab gehabt in meiner Jugend än daitschen Lehrer — än gewissen Friedländer aus Lodz."

Lieber Simplicissimus!

Meine Frau ging aufs Arbeitsamt, um ein Mädchen zu suchen und zu engagieren. Sie fand eine, eben vom Lande gekommen. Nachdem meine Frau alles mit ihr besprochen hatte und die Wahl zur beiderseitigen Zufriedenheit ausgefallen schien, sagte meine Frau zur Unschuld vom Lande: „Ich wollte Ihnen noch sagen, daß wir Israeliten sind, das stört Sie hoffentlich doch nicht?"

Erwiderte die Perle: „Na, na, lieber sans mer allweil no wie d' Juden."

Das Horoskop

(Dronte)



„Sie stehen also im Zeichen der Jungfrau, Madame!" — „Det muß aber schon lange her sein, lieber Mann!"

Graphologie / Von Alfred Grünewald

Der Selbstmörder kuvertierte den Abschiedsbrief. Es gelang nicht sogleich, denn die Klebefläche des Briefumschlages versagte. Mit einem ziemlichen Aufwand an Speichel kam er endlich mit dieser noch nötigen Verrichtung zu Rande. Nun war alles getan. Er fühlte nach seiner Brieftasche, worin sich das bewußte Päckchen mit dem Pulver befand.

Er sah nach der Wanduhr. Sie zeigte gegen dreiviertel elf. Das Kaffeehaus war noch gut besucht.

Ohne Übereilung entnahm er der Brieftasche aus Juchten das Päckchen. Er konnte dabei feststellen, daß das auf die Tasche applizierte silberne Monogramm nur mehr ganz lose an der Lederfläche haftete. Einen Augenblick dachte er: Es kann leicht verlorengehen. Sogleich aber fiel ihm ein, daß solche Erwägungen jetzt nicht mehr am Platze waren.

Er leerte das Pulver in ein halbgefülltes Wasserglas. Mochte man meinen, daß es sich um ein Kopfwehmittel handelte oder um eine Maßnahme zur Förderung der Verdauung. Übrigens schien niemand von seiner Manipulation Notiz zu nehmen.

Ich warte bis elf Uhr, beschloß der Selbstmörder. Seinem ausgeprägten Ordnungssinn entsprach die Wahl eines präzisen Zeitpunktes. — Zur Lektüre eines Abendblattes stehen noch fast zwanzig Minuten zur Verfügung. Er ergriff die Zeitung. —

„Sie entschuldigen", ließ sich ganz unvermittelt eine Stimme vernehmen.

Ärgerlich blickte der Selbstmörder auf.

„Sie wünschen?"

„Sie entschuldigen", wiederholte der etwas nichtssagend aussehende Herr am Nebentisch, „aber Ihre Handschrift erregte meine Aufmerksamkeit."

Blitzschnell drehte der Selbstmörder die Schriftseite des Kuverts nach unten.

„Kümmern Sie sich gefälligst nicht um fremde Angelegenheiten!"

„Sie haben recht", erwiderte der andere in einem fast demütigen Tonfall. „Es war ein Übergriff meinerseits, ein Übergriff mit den Augen. Aber das bringt mein Beruf mit sich, der mir gleichzeitig Passion ist: Ich bin Graphologe, müssen Sie wissen; genauer: Psychographologe."

„Schön", bemerkte der Selbstmörder.

„Diese Adresse, die Sie soeben meinen Blicken entzogen haben, sagt mir sehr Wesentliches. Nicht etwa, daß es auf den Namen ankäme. Den habe ich kaum behalten und werde ihn morgen schon vergessen haben. Es geht mir lediglich um die Handschrift. Wollen Sie mir nicht die Gunst erweisen und mir das Kuvert, wenn auch nur für eine Minute, zu näherer Betrachtung überlassen?"

Der Selbstmörder reichte ihm den Brief.

Die Augen des Graphologen bekamen einen sonderbaren Ausdruck. Sein Gesicht erinnerte an ein witterndes Tier. Er atmete mit Anstrengung.

Alsbald gab er das Kuvert zurück und sagte: „Sie haben eine Handlung im Sinne, deren unmittelbare Folge für Ihr ganzes Leben entscheidend ist."

„Sind Sie dessen sicher?"

„Vollkommen sicher."

„Gut, ich widerspreche nicht. Nehmen wir also an, Sie hätten richtig geraten. Nun aber frage ich — und hier beginnt für mich der praktische Wert unserer Unterhaltung — nun aber frage ich, ob ich mit meinem Vorhaben das von mir beabsichtigte Resultat erzielen werde."

„Auch darüber besteht kein Zweifel für mich. Es wird gelingen."

„Nein!" schrie der Selbstmörder in jäh erwachter Wut. Und mit einer ausfahrenden Bewegung stürzte er das Glas um, dessen Inhalt sich über den Abschiedsbrief ergoß.

Die Uhr schlug elf.

Der Selbstmörder riß den Brief in Stücke.

Vier Worte — Weltruhm

Der Ansager einer großen süddeutschen Radiosendestelle pflegte nach Schluß des Abendprogramms das Tagewerk mit folgenden Worten zu beschließen: „Gute Nacht, meine Damen; gute Nacht, meine Herren. Gute Nacht! — Vergessen Sie nicht, Ihre Hochantenne zu erden.“ Er sprach es mit seinem sympathischen Bariton täglich mit der genau gleichen Betonung und gewinnenden Höflichkeit. Millionen liebten ihn deshalb. Eines Abends sprach er wieder das Gewohnte. Eine Million Hörer schmunzelte das allabendliche Abschiedslächeln. Und da — zur kolossalen Überraschung der Welt — geschah das Nochniedagewesene: der Ansager fügte nach dem Worte „erden“ mit der gleichen ruhigen, sympathischen Stimme vier schlichte Worte hinzu, die als Zitat von Goethe weitaus bekannter sind als die Farbenlehre dieses Dichters.

Erst heute können die Folgen dieses Ereignisses annähernd überblickt werden.

17 Hörer starben, weil ihnen ein Bissen Wurst vor Staunen in die Luftröhre geriet. Dafür kamen 13 Bürger vorzeitig zur Welt, infolge heftiger Erschütterung der mütterlichen Zwerchfelle.

Auf der Soiree der Gräfin Rippenstein, die ihren Gästen durch die einschmeichelnde Stimme des Ansagers auf Welle 268 56 Gute Nacht sagen wollte, fiel die eine Hälfte der Gäste in Ohnmacht, die andere machte sich durch brüllendes Gelächter unmöglich.

In Amerika, wo gerade die Sekte der Hypokriten wie alltäglich ihre morgendliche Erbauung mit der leichten Abendmusik dieser Welle eröffnete, wurde der Glaube an eine anständige Weltordnung erschüttert und der Prediger knock out geboxt.

7 Dozenten wurden Professoren der Psychiatrie, weil sie in mehrbändigen Werken bewiesen, daß hier eine neue Krankheit vorliege, die Mikrophonitis Radio progressiva, darin bestehend, daß der Geist des Ansagers mit der Zeit notwendigerweise einer Entartung unterliegt, die sich schließlich in einer Art Raserei äußert, ähnlich wie Gefangene in Dunkelzellen zu toben beginnen. Ferner entwickle sich im Ansager ein Minderwertigkeitsgefühl hinsichtlich des Publikums. Durch das laute und über-

Der Putsch-Kalender

(Olaf Gulbransson)



Zur Vermeidung von Kollisionen müssen Putschtermine neuerdings vierzehn Tage vorher bei der Polizei angemeldet werden. Die guten Tage sind bereits bis Mitte Mai vergeben.

trieben deutliche Ansagen von Texten, deren Faßlichkeit auf die Kapazität des kleinsten, noch zahlenden Mäusegehirns abgestimmt ist, nimmt das Publikum in der Vorstellung des Ansagers das nebelhafte Bild eines unsichtbaren Kollektiv-Idioten an, was beim Ansager Tendenzen zum Größenwahn auslöst. Der Drang, das Zitat zu gebrauchen, wird so übermächtig, daß ihm auch der stärkste Ansager unterliegt. Die Radiogesellschaften halfen sich bisher dadurch, daß sie die Ansager jeweils einen Tag vor der Krise durch neue ersetzten.
Bei der Direktion der Sendestelle liefen 13 864 Briefe ein.
26 enthielten ehrliche Entrüstung,
178 variierten das Thema in populärer Weise auf Kosten der Direktion,
1 (anonym) sprach dem Ansager die Mißbilligung aus,
219 Heiratsanträge,
9872 Dankschreiben für Erheiterung in schwerer Zeit,
1 notarielle Verschreibung einer Leibrente für den Ansager (50 Dollar monatlich),
1 Antrag, nach ihm eine Gasse zu benennen,
16 Anträge von Managern für Varieté, Film, Vortragsreisen usw.,
64 Anträge von Hotels, Sanatorien und mondänen Kurorten. Gratis Wohnung, Verpflegung nebst Fixum in bar.
1 Literaturpreis,
325 Ansuchen von Malern und Bildhauern, ein Porträt des Ansagers kostenlos verfertigen zu dürfen,
1 Dankschreiben der Gesellschaft zur Hebung der einheimischen Volkskunst für die so rasche Erledigung des Ansuchens der Gesellschaft um größere Popularität der Darbietungen,
29 Anträge neuer dramatischer Autoren und Komponisten zwecks dramatischer Ausgestaltung und Vertonung des Stoffes.
76 Anträge von Verlegern und Zeitungskonzernen für den Erstdruck der Lebenserinnerungen des Ansagers.
Der Rest von
3054 Briefen enthielt in längerer oder kürzerer Form die Feststellung, daß von allen bisherigen Sendungen des Unternehmens diese die unterhaltendste gewesen sei.

Bruno Wolfgang

Gutes Beispiel

(George Grosz)



„Sehn Se, verehrtester Schupo, so tief beugt sich heute det Volk vor der Jewalt des Staates!“

Lieber Simplicissimus!

Wir begegnen heute noch öfter Menschen, denen die Kulturentwicklung ganz außen vorübergeht. Neulich erzählt mir eine alte Mutter, und sie ist in diesem Glauben alt geworden: „Mir verschdanden ja damals inn unsrn jungen Jjahrn nich viel von dr Gunsd. Awwr wissen Se, manchmal kam' mr da an enn Gonzerdgardn vrbei, da schbielde eene Gabelle gans laut, unn dann widdr gans leise, so leise, als wenn s' schderbn wollte. Jja, da habj gedachd, das is wahrscheinlich ähmd die große Gunst.“

•

Freudig kommt ein Stammgast an den Tisch — wir sind in München! — und berichtet atemlos: „Heit hob i mir an Dowermann kaafft — reinrassig — scharf — — — zwölf Markl!“
Keine Antwort. Der Tisch ist zu intensiv beim Tarocken. Endlich knurrt doch einer: „An ganz'n?“

Surabaja-Johnny der Zweite

Frei nach Brecht / Frei nach Kipling

Du kamst aus den Wäldern bei Pirna.
Du sagtest nicht Frau, sondern Weib.
Du warst tätowiert wie ein Seemann.
Du hattest nichts Warmes im Leib.
Du sagtest, du wärst viel auf Reisen.
Und du führst zu Schiff über Land.
Und du hättest Muskeln aus Eisen.
Und auch sonst hättest du allerhand.

Das war gemein, Johnny.
Ich fiel drauf 'rein, Johnny.
Du hast gelogen, Johnny, du bist nicht echt.
Du bist nicht gereist, Johnny.
Du bist nicht von Kipling, Johnny.
Nimm die Pfeife raus. Du bist von Brecht.
Surabaja, Johnny!
Kalkutta, Schanghai, Montreux,
Johnny, sunny Johnny,
mein Gott, my god, mon dieu!

•

Du konntest vor Kraft nicht laufen.
Du hattest den größten Mund.
Du wolltest mich preiswert verkaufen,
in Dollars und nach Pfund.
Du schwärmtest von fernen Bordellen,
mit Huren und Kunden und Gin.
Dort gäbe es offene Stellen.
Und da gehöre ich hin.

Weil du es wolltest, Johnny,
sagte ich ja, Johnny.
Ich war so sinnlich, Johnny, mir war es recht.
Doch die Bordelle, Johnny,
warn frei erfunden, Johnny!
Du hast gelogen, wart! ich sag es Brecht.
Surabaja, Johnny!
Ach, deine Kolonien,
Johnny, sunny Johnny,
die lagen bei Berlin.

•

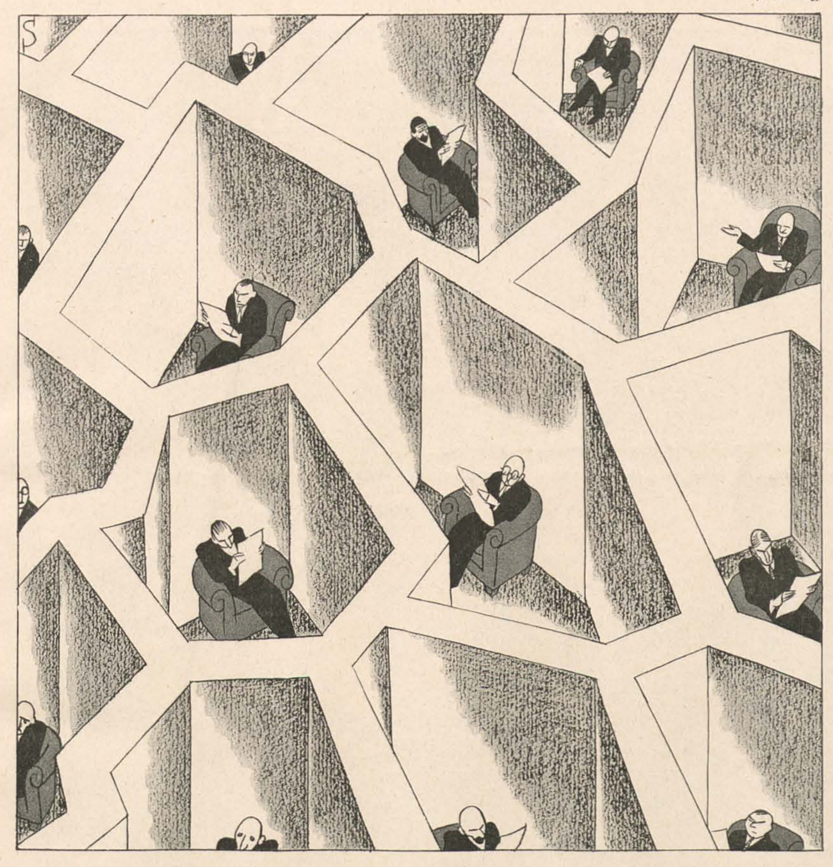
Du versprachst mir, mich zu ermorden.
Du stachst mich schon in die Haut.
Es ist nichts draus geworden.
Du hast dich nicht getraut.

Du renommiertest, Johnny,
so oft du sprachst, Johnny.
Nur mit dem Maul, Johnny, da warst du nicht schlecht.
Du warst nicht englisch, Johnny.
Du warst nicht indisch, Johnny.
Kauft Kolonialwaren bei Bertold Brecht!
Surabaja, Johnny!
Villon, Kipling, Rimbaud,
fourniert auf Mahagonny, —
du bist der geborne & Co!

Erich Kästner

Zur Zollfriedenskonferenz

(E. Schilling)



„Sie konnten zueinander nicht kommen, die Mauern war'n gar zu hoch."

Unser täglicher Leitartikel

beginnt also:

Deutschvölkisch: Die Siegfriedstellung unserer Rasse, die als Letzter und Größter Se. Exz. General der Infanterie Dr. h. c. von Ludendorff ....

Deutschnational: Der traditionelle Geist unseres Fridericus rex, der über Blücher, Gneisenau, Moltke und unseren verewigten Großadmiral v. Tirpitz auf Hugenberg hinweist ....

Deutsche Volkspartei: Großzügig und weitaus schauend, wie eh und je unsere unvergessenen Führer Bennigsen und Bassermann, rollte Dr. Scholz erst gestern wieder in machtvoller Rede die bedeutsamsten Probleme einer ebenso nationalen wie liberalen Politik ....

Zentrum: Politik ist die Kunst des Möglichen im Rahmen des kirchlichen und weltlichen Herkommens, aus dem der christliche Arbeiter und Bauer, Hand in Hand mit den ihm bestimmten Führern, die stärksten Wurzeln ihrer Kraft ....

Wirtschaftspartei: Daß 2×2 nicht 5, sondern 4 ist, wissen unsere geneigten Leser, während hingegen die Republik und der sie beherrschende Großhandel ...

Bayrische Volkspartei: Seit König Ludwig II., in echt deutschem Überschwang erglühend, dem preußischen Herrscherhaus die Bruderhand reichte, ist leider die Biersteuer ....

Demokratisch: Schon Montaigne sagte bekanntlich ....

Sozialdemokratisch: Der eherne Tritt der Arbeitermassen in harmonischem Zusammenklang mit den Notwendigkeiten eines geordneten demokratischen Staatswesens ....

Kommunistisch: Die verräterische Journaille, die zwischen der materiellen wie geistigen Not des Proletariers und der Morgenröte der Freiheit eine großkapitalistische Mauer aufrichtet, möchte kurz vor dem Bankerott der Müllerei ....

Parteilos: Caveant consules! Die Straßenbeleuchtung unserer Stadt ist seit dem niederdrückenden Schmachfrieden von Versailles, wie selbst der harmloseste Bürger feststellen muß, nicht um ein Jota ....

Zum Fall Grzesinski

(Th. Th. Heine)



Republikanische Reptilien sammeln Material für Ministerstürze.